Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertsechsundfünfzigster Band
40. Jahrgang : 1916 : Januar – März

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — G. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10. Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 156. Bandes: Januar / Februar / März 1916

Seite

Gedichte:

Rundschau:

Bildbeigaben:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.

NORD UND SÜD

Bulgarischer Ministerpräsident.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

40. Jahrgang. Band 156. Heft 496. Januar 1916.

Professor Dr. Ludwig Stein: Unsere osmanischen Freunde.

Die deutsche Orientpolitik schreitet von Sieg zu Sieg. Die umgekehrte Kontinentalsperre, die England über die mitteleuropäischen Mächte verhängt hat, ist kläglich gescheitert. Die jüngste Reichskanzlerrede hat mit erfreulicher Deutlichkeit gezeigt, daß wir uns, mitten im Kriege, gegen die Erschöpfungstaktik der Ententegruppe, dank unserer bulgarischen Waffenbrüder und osmanischen Freunde, wirksam geschützt haben. Wir haben alles, was wir brauchen, um unser Daseinsminimum aufrechtzuerhalten und beharrlich zu behaupten, bis auf — Gummi. Aber auch darüber werden wir hinwegkommen, zumal wir auf dem Sprunge sind, Kunstgummi zu erzeugen, so daß die englische Kontinentalsperre gegen uns ebenso unwirksam bleiben wird, wie einst die napoleonische gegen England. Unsere Balkanfreunde versorgen uns mit allem ihnen Entbehrlichen, während wir ihnen das für sie Nötige zuführen, wie dies unter Freunden selbstverständlich ist.

Die Trümpfe der Ententemächte sind ausgespielt. Erst hofften sie auf die Japaner, sodann auf Italien und Rumänien, zuletzt auf Bulgarien und Griechenland, um die eigenen strategischen Blößen mit dem erborgten Feigenblatt der Balkanvölker zu decken. Aber die Katastrophe von Gallipoli, auf welche die von Bagdad gefolgt ist, hat das englische Konzept gründlich verdorben, zumal die tapfere bulgarische Armee auch die Engländer und Franzosen aufs Haupt geschlagen hat. Jetzt krebsen sie in Amerika und den anderen, wirklich neutralen Ländern mit der Legende herum, die Zentralmächte befänden sich im Erschöpfungszustande und ständen auf dem Punkte, infolge von Nahrungs- und Menschenmangel die Waffen zu strecken. Aber die Reden von Scheidemann und Landsberg im Deutschen Reichstag, denen der Reichskanzler die erforderliche Ergänzung und Ausdeutung gegeben hat, beweisen ebenso wie die Reden der Grafen Tisza, Andrássy und Apponyi im ungarischen Parlamente, daß der Erschöpfungsplan der Entente gründlich vorbeigeglückt ist. Unsere Gruppe ist von dem englischerseits angekündigten wirtschaftlichen Belagerungstermin: „Matthäi am Letzten" ebenso entfernt, wie den Engländern nach Bagdad der Tag von Damaskus nahe ist.

Was unsere osmanischen Freunde uns bisher schon strategisch geleistet haben und wirtschaftlich noch bedeuten werden, beleuchtet eine Unterredung mit dem türkischen Generalkonsul in Budapest, die ich in der „Vossischen Zeitung" veröffentlicht habe.

Als ich Ahmed Hikmet Bey, Mufti Oglu, seit zweieinhalb Jahren Kaiserlich türkischer Generalkonsul in Budapest, zur verabredeten Stunde in seinem Heim aufsuchte, begrüßte er mich mit den Worten: „Nach dem Falle Nisch's ist der direkte Schienenweg nach Konstantinopel offen, und damit beginnt ein neues wirtschaftliches Zeitalter für die Türkei. Die Vierverbändler reden, der neue Vierbund handelt. In London und Paris berauscht man sich an Worten, während unsere Truppen bei Nisch und Monastir weltgeschichtliche Taten vollbringen."

„Welche Tragweite," so frug ich, „messen Sie dieser neugeschaffenen strategischen Lage zunächst politisch, weiterhin wirtschaftlich bei?"

„Die strategischen Erfolge," antwortete Ahmed Hikmet, „sind entscheidender Natur für die augenblickliche kriegerische Konstellation; aber die wirtschaftliche Tragweite des serbischen Feldzuges greift weit über die Stunde hinaus. Denn Nisch und Sofia werden sich zu Mittelpunkten des Durchgangsverkehrs nach dem Morgenlande emporentwickeln. Mit der Einnahme Nisch's eröffnet sich für die Türkei wie für Bulgarien ein neuer wirtschaftlicher Horizont." Daß Ahmed Hikmet so stark auf die wirtschaftliche Seite des großen kriegerischen Ereignisses eingestellt ist, hat seine besondere Bewandtnis. War doch der heute im 44. Lebensjahre stehende Diplomat, der dem engeren Kreise des jungtürkischen Komitees „Einheit und Fortschritt" angehört und von Anbeginn der jungtürkischen Bewegung ab mit Talaat, Enver, Djavid und Halil in nächster politischer Fühlung stand, Jahre hindurch Generaldirektor im türkischen Handelsministerium und später unter dem Großwesirat Hakki Pascha's, des jetzigen Botschafters in Berlin, handelspolitischer Sektionschef im türkischen Ministerium des Auswärtigen. Da die wirtschaftlichen Fragen ihn berufsmäßig sein Lebelang vorwiegend beschäftigten, beleuchtete er ganz naturgemäß die weltpolitischen Ereignisse mit Vorliebe unter dem Gesichtswinkel ihrer Wirkung auf die Weltwirtschaft im allgemeinen und der türkischen Nationalwirtschaft im besonderen.

„Was wird," so frug ich, „die unmittelbare Wirkung der demnächstigen Errichtung des direkten Schienenweges Berlin—Konstantinopel via Belgrad—Nisch—Sofia und die bereits erfolgte Herstellung des durch ein gewesenes Serbien unbehinderten Verkehrs auf der Donau über Semlin—Widdin sein?"

„Die unmittelbare Wirkung," sagte Ahmed Hikmet Bey, „ist eine gegenseitige Förderung und Ergänzung behufs weiterer Streckung der Ausfuhr der Rohstoffe und Lebensmittel, die wir entbehren können, nach den beiden Kaiserstaaten, wie umgekehrt die Einfuhr derjenigen Kriegsbedürfnisse und Fabrikerzeugnisse, die wir zur Fortsetzung des Krieges bis zum glücklichen Ende für

den neuen geographischen Block unumgänglich brauchen. Wesentlicher aber als der vorübergehende Erfolg für die Kriegszeit ist die dauernde wirtschaftliche Verbindung mit den Zentralmächten nach einem ehrenvollen und endgültigen Frieden!"

„Welche Ausfuhrartikel," so fragte ich, „kommen zunächst in Frage?"

„Meist Waren großen Umfanges, wie Baumwolle und Smyrnateppiche. Daneben aber spielen die türkischen Eicheln eine bedeutsame Rolle. Man braucht sie in der ganzen Welt in pulverisierter Form vorzugsweise zur Lederzubereitung. England und Frankreich waren bisher ganz und gar auf die türkischen Eicheln angewiesen. Ferner kommt unsere starke Ausfuhr in „Süßholz" in Betracht, das man in Deutschland für medikamentöse Zwecke, in Amerika vorzugsweise als Belag für Zigarettenmundstücke gebraucht. Endlich sind wir in der Lage, große Mengen Kupfer, Hölzer und beträchtliche Zufuhren von Früchten (Oliven und Orangen) zu leisten, die um so begehrter sein werden, als die Einfuhr aus Italien verunmöglicht ist!"

„Wird aber," so warf ich ein, „die Ausfuhr vermittelst der Schienenwege die Waren nicht dermaßen verteuern, daß sie mit dem Weltmarktpreis, der mit den billigen Seefrachten rechnet, nicht gleichen Schritt wird halten können?"

„Für die Kriegszeit," antwortete der Generalkonsul, „kommt die Höhe der Frachtrate gar nicht in Betracht. Es kommt nur darauf an, daß man die Waren überhaupt hat, damit man durchhalten kann, aber nicht darauf, wie hoch sich der Preis stellt, zumal die staatlich organisierten Einkaufszentralen vor einer Ausbeutung des parasitären Zwischenhandels mit Wucherpreisen schützen. Aber auch nach dem Kriege wird der direkte Schienenweg die Türkei konkurrenzfähig erhalten, wofern zwei Bedingungen erfüllt werden: erstens muß sogleich ein zweites Geleise entlang der ganzen Orientbahn gelegt werden, damit die leicht verderblichen Waren (Früchte) rasch befördert werden können; zweitens muß eine entsprechende Tarifpolitik für eine Konkurrenzfähigkeit in Ein- und Ausfuhr sorgen. Eine solche Frachtermäßigung brauchte nur vorübergehend für fünf bis zehn Jahre einzutreten, bis wir eine eigene Handelsflotte gebaut haben, die uns gestattet, Im- und Export auf eigenen Schiffen zu regeln."

„Und wie steht es mit dem Wasserweg über Bulgarien, dessen Donauufer an Ungarn grenzen werden, so daß die Türkei ihre Waren durch das befreundete Bulgarien über Budapest mit Schleppdampfern wird befördern können? Ich weiß sehr wohl, daß die Donauschiffahrt international geregelt ist, aber dieser Krieg hat uns auch über d i e s e n heiklen Punkt die Augen geöffnet. Wir werden eine Neuregelung der Donauschiffahrt angesichts der völlig veränderten politischen Lage vorzunehmen haben. Auch die Hindernisse am Eisernen Tor werden ja durch eine vollendetere Technik, die sogleich einsetzen und sich an dieser gewaltigen Aufgabe erproben wird, beseitigen lassen."

„Gewiß," sagte Ahmed Hikmet, „die bulgarischen Häfen Varna und Burgas werden eine große Rolle in unserem Welthandel spielen. Ebenso wird man von Lom-Palanka, Viddin—Semlin bis hinauf nach Budapest—Wien den Wasserweg der Donau benutzen können, wenn auch die Umpackungen von Bahn zu Schiff den Transport etwas verteuern. Im Schwarzen Meer kommt uns überdies der Hafen von Sulima zustatten, der uns gestattet, den bulgarischen Transitverkehr der Donau entlang kräftig auszunützen. Die Donau wird dermaleinst ebenso zur Welthandelsstraße, wie es der Rhein jetzt schon ist und die Weichsel voraussichtlich werden wird. Wenn die Donau auch vom 1. November ab im Winter wegen Eisbildungen Schwierigkeiten bildet, so treten für diese Wintermonate entsprechende Schienenwege, die noch auszubauen sein werden, intermittierend ein. Schließlich kommt für die türkische Handelsverbindung Triest lebhaft in Frage, während Saloniki durch die politische Konstellation weit in den Hintergrund gerückt ist."

„Und wie steht es um Ihre Kohlen- und Erzlager in der Türkei?"

„Am Schwarzen Meere besitzen wir abbaubare Kohlenschichten von unübersehbarer Mächtigkeit. Die Russen haben an diesen Stellen alles verschandelt. Aber wir sind schon dabei, Schienenstränge dorthin zu legen, dann beginnt die Schürfung. Die Türkei, bisher reiner Agrarstaat, kann nach Schürfung der Kohle vermittelst deutschen Kapitals und der deutschen Ingenieure und Techniker industrialisiert werden."

„Wichtig scheint mir noch die Frage nach dem Vorhandensein von Petroleumquellen."

„An drei Stellen haben wir ergiebige Ölquellen."

„Und wie denken Sie sich die wirtschaftliche Gestaltung der Zukunft in der Türkei?"

„Sobald Bahnen in ausreichendem Maße existieren, steigen unsere Bedürfnisse um das Fünffache. Die Kaufkraft eines Volkes wächst erfahrungsgemäß in demselben Maße, wie sein Land durch bessere Organisation und Kapitalsbefruchtung aufgeschlossen ist. — Wir brauchen erstens: Straßen und Chausseen, zweitens ein ausgedehntes Netz von Eisenbahnen, drittens Schulen. Dann wäre das ehemalige Paradies der Welt, Mesopotamien, wieder ein Land, wo ‚Milch und Honig fließt!' Für die nächsten zwanzig Jahre brauchen wir von den Zentralmächten vor allem drei Dinge: Wissenschaft, Technik, Kapital. Dann stehen wir auf eigenen Füßen und bieten Euch die beiden Arme der moslemischen Welt dar, deren einer nach Indien weist, während der andere bis China reicht. Die Verbrüderung mit dem Islam wird dann erst volle Früchte tragen. Der Tag von Nisch war ein Meilenstein auf diesem Wege!" So schloß die zweistündige Unterhaltung.

Die politische Bedeutung unserer Verbrüderung mit den Türken hob der Wiener Botschafter mit starkem Nachdruck hervor. Es sei mir gestattet, dem

wesentlichen Inhalte meiner Unterredung eine kleine Charakteristik des türkischen Staatsmanns voranzuschicken:

Hussein Hilmi Pascha, ehemals Großwesir und gegenwärtig türkischer Botschafter in Wien, hat mir einige Fragen von besonderem politischen Belang beantwortet. Die ehrwürdige Gestalt des Botschafters, der einem deutschen Professor vom Virchow-Typus ähnlicher sieht als einem Diplomaten, wurde immer jugendlicher und elastischer, als die Fragen, die ich aufwarf, die brennenden Probleme des Tages berührten. Die hohe Schule der türkischen Staatsmänner, von denen bereits Napoleon behauptete, sie seien die Meister der Diplomatie, verrät auch Hussein Hilmi: wortkarg, gemessen und von jener patriarchalischen Würde, die wir an den Türken bewundern. Er war früher Generalgouverneur von Mazedonien und führte in dieser Eigenschaft die Verhandlungen mit den Großmächten über mazedonische Reformen. Bei diesem Anlaß lernte er die leitenden Staatsmänner Europas kennen. Es darf in diesem Zusammenhang nicht verschwiegen werden, daß in einem kritischen Augenblick der türkische Botschafter, der ein eifriger Patriot und warmherziger Befürworter des Anschlusses der Türkei an die Zentralmächte ist, sein gewichtiges Wort zu Gunsten des endgültigen Anschlusses der Türkei an unsere Gruppe entscheidend in die Wagschale gelegt hat. Hussein Hilmi Pascha ist ein ebenso genauer Kenner Arabiens wie Syriens, wo er lange Gouverneur war. Aber er kennt auch Ägypten so gründlich, daß mir seine Äußerungen über Ägypten doppelt wertvoll erschienen.

Drei Fragen waren es, die ich dem Botschafter vorlegte, weil sie mir augenblicklich von großer Wichtigkeit für die politische Konstellation erschienen sind.

Die erste war: Welchen unmittelbaren und mittelbaren Erfolg versprechen sich Eure Hoheit von der demnächstigen Eröffnung des direkten Verbindungsweges Hamburg—Berlin—Wien—Budapest—Sofia—Konstantinopel?

„Die Wiederherstellung der direkten Eisenbahnverbindung," sagte der Botschafter, „sichert unseren Verbündeten Vorteile militärischer und wirtschaftlicher Natur von so durchsichtiger Wirkung, daß es sich erübrigt, die Einzelheiten dieser Frage vor der Öffentlichkeit zu zergliedern. Eines aber darf in bezug auf diese Frage schon jetzt hervorgehoben werden: Die Staaten des neuen Vierbunds sind nunmehr in der erfreulichen Lage, sich gegenseitig mit ihren Vorräten auszuhelfen, wo immer es nötig erscheint."

Ich lenkte sodann das Gespräch auf die aufpeitschenden Reden von Asquith, Balfour und Churchill: „Haben Eure Hoheit den Eindruck, daß diese Reden der inneren Überzeugung der Redner entsprechen, oder nur Verlegenheitsstoffe darstellen, mit denen man die Nervosität der Ententevölker hypnotisieren möchte?" Ich wies dann auf den Unterschied der rednerischen Behandlung des Stoffes zwischen Briand und Asquith hin und auf die bedeut-

samen Kundgebungen Lord Courneys und Trevelyans in den beiden Häusern des englischen Parlaments. Mit Lächeln antwortete der Botschafter:

„Die von Ihnen berührten Reden sind teils aus billigen Redensarten, teils aus geschickten oratorischen Wendungen zusammengesetzt. Der praktische Wert aller dieser Reden reicht an ihren oratorischen nicht entfernt heran. Auch die jüngsten Guildhallreden enthalten nichts, was uns aufregen könnte. Alle diese französischen und englischen Reden sind wohlvorbereitet und unter ungewöhnlich ungünstigen Umständen für unsere Feinde öffentlich hinausgeschmettert. Die französischen und englischen Staatsmänner fühlen offenkundig die Verpflichtung, ihr Publikum zu beruhigen und der öffentlichen Meinung Zuversicht einzuflößen, weil diese mit Recht anfängt, sich in hohem Grade zu beunruhigen. Besonders die englischen Staatsmänner haben gar nicht anders sprechen können, als sie es getan haben. Sicherlich haben Sie, Herr Professor, selbst schon beobachtet, daß die führenden Staatsmänner unserer Gruppe sich nicht verpflichtet fühlen, derartige öffentliche Kundgebungen zu veranstalten, um die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Denn diese ist bei allen Völkern unserer Gruppe des gemeinsamen Erfolges sicher, und sie braucht daher weder getröstet noch künstlich aufgepeitscht zu werden."

„Eine letzte Frage, Hoheit, wollen Sie mir in bezug auf eine alle Völker gegenwärtig lebhaft beschäftigende Sendung beantworten. Wie sieht man in der Türkei und wie sehen Eure Hoheit insbesondere, der Sie doch die englisch-ägyptische Politik genau so beherrschen wie die Balkanprobleme, die Entsendung des Lord Kitchener zunächst nach dem Balkan, weiterhin aber nach Ägypten oder einem anderen Bestimmungsorte an?"

Die Antwort auf diese dritte Frage wurde in Haltung und Betonung mit starkem Temperament geäußert: „Der Zweck, den die englische Regierung mit der Entsendung des Lord Kitchener nach dem Balkan verfolgt, ist natürlich nur ihr selbst ganz bekannt. Die verschiedenen Auslegungen, die man dieser Reise gegeben hat, weichen dermaßen voneinander ab, daß es nach meinem Dafürhalten eine Kühnheit wäre, sich über diese Frage präzis zu äußern. Aber, was auch die Veranlassung dieser Reise gewesen sein mag, so scheint es mir nicht gewagt, die Behauptung aufzustellen, daß die Gegenwart des Lord Kitchener auf dem Balkan in keiner Weise (nullement) die militärische und politische Lage des Vierverbands auf dem Balkan zu verbessern geeignet ist. Die Situation auf dem Balkan wird sich vielmehr von selbst weiterhin ständig zu unseren Gunsten bessern. Die Gegenwart des Lord Kitchener, sei es an den Dardanellen, sei es in Ägypten, kann uns keinerlei Schwierigkeiten bereiten. Wir sind vielmehr des endgültigen Erfolges unserer Waffen unbedingt sicher. Die Mission Kitcheners hat mein Vaterland durchaus nicht ernstlich beschäftigt. Wir haben vielmehr diese Entsendung mit jener vollkommenen Gleichgültigkeit entgegengenommen, die sie verdient. Der General soll, wie man vorgibt, ein Spezialist für Ägypten

sein, aber diesmal muß festgestellt werden, daß sich Lord Kitchener in Ägypten nicht mehr wie bisher nackten Negern gegenübergestellt sehen wird."

Nach diesem Satz, der vieles zwischen den Zeilen andeutet, erhob sich die Stimme des Botschafters zu einer freudigen Zuversichtlichkeit. Die Türken sind ihres Enderfolges sicher und freuen sich offenbar, in geschlossener Reihe Lord Kitchener entgegenzutreten.

An diese Ausführungen der beiden türkischen Staatsmänner schließt sich organisch ein Gespräch mit dem prominentesten Strategen der Türkei an, der wegen seines Draufgängertums und Bekennermutes die volkstümlichste Heldenfigur des türkischen ancien régime ist.

Unter den drei Feldmarschällen des türkischen Reiches ist nämlich Fuad Pascha nicht nur der rangälteste, sondern auch der weitaus angesehenste und geschichtlich gewordene Stratege der Türkei. Die Türken nennen ihn den „Helden von Elena". Er kommandierte die Armeekorps bei San Stefano und hatte den ehrenvollen Auftrag, Konstantinopel zu verteidigen. Er ist Senator des türkischen Reiches und hat in früheren Jahren als außerordentlicher Botschafter am Wiener Hofe gewirkt. Als ich ihn aufsuchte, lautete meine erste Frage, wie er sich zum herrschenden Komitee „Einheit und Fortschritt" stelle. Fuad Pascha galt unter Abdul Hamid als politisch radikal; er hat seine politische Gesinnung mit siebenjährigem Exil in Damaskus bezahlt.

„Die führenden Männer des jungtürkischen Komitees," antwortete mir der Feldmarschall, „strotzen von Willenskraft, die gedämpft ist von einer überragenden Intelligenz. Da ich mein Leben lang westeuropäischen Ideen zuneigte, so liegt es nahe, daß mich die engsten Bande der Freundschaft und der politischen Gesinnung mit dem gegenwärtigen Ministerium und den leitenden Männern des Komitees verbinden."

„Kennen Eure Exzellenz Lord Kitchener, der sich doch lange in der Türkei aufgehalten hat, persönlich?"

„Gewiß kenne ich ihn. Kitchener, General Baker und Blunt haben unter mir gedient. Nach dem russisch-türkischen Kriege hat England eine Abordnung von Offizieren nach der Türkei behufs Organisierung der Gendarmerie entsendet. Beim Waffenstillstand zwischen Rußland und der Türkei befand sich Kitchener in meinem Gefolge. Kitchener hatte den Russen die Forderung zu überbringen, daß sie ihre Beobachtungstürme zerstören. Sie hatten nämlich während des Waffenstillstandes auf der Linie von San Stefano solche Türme gegen alles Völkerrecht errichtet. Ich ließ ihnen durch Kitchener mitteilen, daß ich diese Türme, wenn sie nicht ungesäumt beseitigt würden, durch meine eigene Artillerie zusammenschießen lassen werde."

Mit feinem Lächeln fügte Fuad Pascha hinzu: „Was Kitchener als Organisator der Gendarmerie geleistet hat, das zu beurteilen ist nicht meines Amtes, aber was er als Feldherr gegen Wilde und Halbwilde an Ruhmeslorbeeren ein-

geheimst hat, imponiert mir nicht sehr. Wir fürchten das Feldherrentalent Kitcheners nicht nur nicht, sondern wir brennen darauf, mit ihm ein Tänzchen zu wagen. Dieser Weltkrieg wird zwei gemeingefährliche Legenden, die englische ebenso wie die russische, zerstören: Kitchener wird für England vollbringen, was Nikolai Nikolajewitsch für Rußland geleistet hat. England wird sich als Legende zu Wasser, Rußland als Legende zu Lande entpuppen."

„Haben Exzellenz mit unseren leitenden Staatsmännern gesprochen?"

„Ich hatte die große Genugtuung, mit zweien Ihrer führenden Staatsmänner eingehend zu sprechen. Ich gewann dabei den Eindruck, daß man auf unsere Ideengänge vortreflich eingestellt ist, und eine tiefgehende Einfühlung für türkische Art und Sitte besitzt. Ich bin sicher, daß wir uns nicht nur im Augenblick politisch vollkommen verstanden haben, sondern uns auch in Zukunft wirtschaftlich mühelos verständigen werden."

„Da Eure Exzellenz die strategische Lage in Bagdad aus eigener Anschauung so genau kennen, würden Sie mir über die Tragweite des jüngsten Sieges über die englischen Truppen Aufschluß geben können?"

„Nach der zerschmetternden Niederlage bei Bagdad wird die strategische Stellung der Engländer von Tag zu Tag unhaltbarer. Wir werden sie ständig zurückdrängen, bis sie sich ans Meer flüchten. Die erbeuteten fünf Schiffe werden gegen die Engländer verwendet, zumal man die zwei von ihnen demontierten Schiffe sogleich wieder reparieren und gefechtsfähig machen kann. Wir werden nicht mehr ruhen, bis wir ihnen dort ein zweites Gallipoli beigebracht haben."

Zuletzt noch ein Wort über die Aussichten in Ägypten, die unser Interesse lebhaft erregen.

„Einzelheiten darf ich Ihnen natürlich nicht mitteilen. Wohl aber kann ich mit apodiktischer Sicherheit behaupten, daß alle Vorbereitungen getroffen sind, um die Engländer an ihrer heikelsten Stelle aufs empfindlichste zu treffen. Im Frühling wird sich ein ganz neues strategisches Bild ergeben, das die Ententegruppe nötigen wird, mit Friedensvorschlägen an unsere Gruppe heranzutreten."

Fuad Pascha hat den Einzug des deutschen Kaiserpaares in Konstantinopel in hervorragender Stellung miterlebt. Er durfte den Kaiser bei seinem Einzug in Konstantinopel im Galawagen begleiten und ritt später an der Seite der Kaiserin durch die Stadt, deren Sehenswürdigkeiten er ihr zeigen durfte. Der jugendliche Greis schwelgt noch heute in der Erinnerung an diese Schicksalswendung der Türkei. „Man kann," so rief der feurige Achtziger enthusiastisch aus, „das deutsche Volk nur beglückwünschen, daß es dieses Kaiserpaar an seiner Spitze hat."

Der Kaiser hat durch ein glücklich geprägtes Wort das Herz der mohammedanischen Welt erobert. Wir ernten heute nur die reifgewordenen Früchte seiner Saat, die vor mehr als einem Vierteljahrhundert vom Kaiser in den moslemischen Boden versenkt worden ist. Unsere türkischen Freunde, die unsere Botschafter

von Marschall und von Wangenheim schätzen und lieben gelernt haben, begrüßten es mit besonderer Wärme, daß man ihnen nach dem Tode Wangenheims den ehemaligen Botschafter in London, Graf Wolff-Metternich, als außerordentlichen Botschafter entsendet hat. Die gemessene Würde des gegenwärtigen deutschen Botschafters findet in der durch und durch aristokratischen Gefühlsweise der Türken lebhaften Widerhall.

Unsere osmanischen Freunde bekunden berechtigten Stolz wie über ihre unvergänglichen Waffentaten an den Dardanellen, so über ihren diplomatischen Sieg über die Ententemächte. Sie haben bei Gallipoli und Bagdad die „unbesiegbaren" Engländer vernichtend aufs Haupt geschlagen, aber auch durch ihre bulgarische Politik der englischen Diplomatie ein entscheidendes Paroli geboten. Nach und nach fängt auch der „Dschihad" an, seine volle Wirksamkeit zu entfalten, so daß die Türken sich als ebenbürtige Waffenbrüder erwiesen haben. Nennt man die Bulgaren mit Recht die „Preußen des Balkans", so werden die Türken fürderhin vor der höchsten Instanz der Geschichte den Ehrentitel behaupten können, im gewaltigsten Augenblicke der Weltgeschichte, die „Deutschen des Ostens" gewesen zu sein.

Ein glückliches Zusammentreffen hat es übrigens gefügt, daß ich in diesen Tagen Gelegenheit fand, führende mohammedanische Männer aus Britisch-Indien, aus dem mohammedanischen Teile Rußlands, aus französischen und italienischen Teilen der mohammedanischen Länder zu sprechen. Mittelpunkt unserer Unterhaltung war die Wirkung des Dschihad (des Heiligen Krieges) auf die Mohammedaner in den feindlichen Ländern. Der Grundton, auf den alle diese Unterredungen gestimmt waren, äußerte sich darin, daß sie allesamt behaupteten, jetzt erst sei der „Dschihad" in voller Kraft, seitdem die italienische Regierung der türkischen offiziell den Krieg erklärt hat, wenn sie auch mit der Durchsetzung der Kriegserklärung zögert. Denn, so sagten mir nahezu alle Mohammedaner, die ich in den letzten Tagen sprach, der „Dschihad" hatte ein Loch, und das war die Ausnahmestellung für Italien. Die mohammedanische Welt konnte anfangs nicht begreifen, daß man für den verhaßten italienischen Gegner ein solches Reservatvorrecht in Libyen einräumen konnte. Jetzt erst atmet die mohammedanische Welt auf. Der „Dschihad" ist der Sauerteig geworden, der den Gärungsprozeß der Politisierung des Islam beschleunigt hat.

Am zurückhaltendsten äußerte sich der *indische* Mohammedaner. Wut und Ingrimm kochte aus seinen Worten über die Pariabehandlung, die sich die entrechteten Mohammedaner in Indien von den Engländern gefallen lassen müßten. Weder in den munizipalen Körperschaften, noch viel weniger im Zentralparlament Englands, im Unterhaus, hätten die Mohammedaner Sitz und Stimme. Sie werden von den Engländern nur als Objekt, niemals als Subjekt der Gesetzgebung angesehen. „Es rumort und gärt in Indien an allen Ecken und Enden." Die Flamme des Aufruhrs hat offenbar das ganze indische Volk

ergriffen, aber es dringen so wenig beglaubigte Nachrichten zu uns herüber, daß man nur in England selbst weiß, was in Indien wirklich vorgeht. Denn was zu uns herüberdringt, passiert die englische Zensurschranke, die unerbittlich für alle Nachrichten ist, welche das englische Prestige zu schädigen geeignet seien. „Aber wir Inder haben die felsenfeste Überzeugung, daß das papierne Weltreich Großbritanniens infolge dieses Weltkrieges in Fetzen zerfallen wird."

„Was unser Herz höher schlagen läßt," sagte mir ein libyscher Mohammedaner, „ist erstens der Eintritt Italiens als eidbrüchige Nation in den Weltkrieg, und zweitens die tiefe Demütigung, die sich Italien von dem angeblich röchelnden Kadaver Österreich-Ungarns hat gefallen lassen müssen. Der „Dschihad" hat unsere Hände gegen die Italiener freigemacht. Die Senussis haben nach der italienischen Kriegserklärung an die Türkei von dem auf ihnen lastenden Alpdruck sich völlig befreit, so daß sie jetzt mit offenem Visier die Italiener in Libyen bekämpfen und sie aus dem Lande gejagt haben. Die Mohammedaner werden in Libyen die Italiener genau so züchtigen, wie die Österreich-Ungarn ihren Erbfeind niederzwingen werden. Die Wirkung des „Dschihad" wird jetzt erst, nachdem die Ausnahme für Libyen gefallen ist, sich voll entfalten können. Die anderthalb Milliarden, die Italien auf Libyen verwendet hat, kann es in den Schornstein schreiben."

„Die Franzosen," so sagte mir eine mohammedanische Exzellenz aus den französischen Teilen der mohammedanischen Welt, „sind von Hause aus Tyrannen. Sobald sie ein Land besetzen, treiben sie Raubbau. Sie suchen das ganze Kapital des Landes an sich zu reißen und somit der einheimischen Stammbevölkerung das Mark aus den Knochen zu saugen. Die Vergewaltigung der Mohammedaner seitens Frankreichs bedeutete schon vor einem halben Jahrhundert einen Dolchstich in das Herz der moslemischen Welt. Die Franzosen haben das islamitische Grundrecht auf Bodeneigentum in seinen Grundfesten erschüttert. Nach mohammedanischer Auffassung zerfällt nämlich der Boden in drei Teile: 1. Kirchengut, 2. Staatsgut (Domänen), 3. Privateigentum. Nach der Okkupation haben die Franzosen sofort ein Ackerbauministerium errichtet, das damit einsetzte, ein Zehntel des gesamten Staatsvermögens für sich mit Beschlag zu legen. Den erbeingesessenen Mohammedanern wurden unter allerhand Schlichen und Vorspiegelungen die Ländereien abgeknöpft, um sie französischen Kolonisten zu übergeben. Daher erfolgte eine große Auswanderung von Mohammedanern nach der Türkei, insbesondere nach Stambul, Medina und Damaskus. An den „Dschihad" werden die Franzosen dermaleinst ebenso denken, wie die Engländer, Italiener und Russen."

Von russischen Mohammedanern, die ich hier sprach, kommen besonders die Georgier in Betracht. Es ist dies jenes Bergvölkchen im Kaukasus, das zwar vollständig russifiziert ist, aber gleichwohl noch eine starke mohammedanische Bevölkerung aufweist. Es mutete mich nun sonderbar an, daß mir sogar ein

führender Georgier, dessen Brüder als Offiziere in der russischen Armee dienen, die glückliche Wirkung des „Dschihad" gepriesen hat. Der betreffende Georgier, eine sympathische Erscheinung von altfürstlichem Geblüt, setzte mir auseinander, daß auch dieses freie Bergvölkchen von der Erhebung der mohammedanischen Welt gegen Rußland seine eigene Unabhängigkeit erhoffe. Denn ihr Land sei niemals von Rußland erobert worden. Nur durch freien Vertrag hätten sich die Georgier mit Rußland ebenso verbündet, wie die Finnländer. Aber Rußland habe genau so gewaltsam alles Eigenleben dieses tapferen Bergvolkes unterdrückt, wie das der Tataren und Tscherkessen, die insgesamt zehn Millionen Menschen darstellen, die den Kaukasus bewohnen. Sie alle lechzten nach Erlösung vom russischen Zwingherrn und sie erwarten von den mitteleuropäischen Mächten im Verbande mit der Wiederbelebung der Türkei eine Befreiung von der russischen Tyrannei, die wie ein Vampyr alles nationale Eigenleben und religiöse Sonderdasein auf- und aussaugt. Die russischen Mohammedaner, so schloß der Georgier seine lebhafte Darstellung, erwarten vom „Dschihad" genau so wie die anderen geknechteten Nationalitäten eine Entblätterung (wörtlich: „Artischockierung") Rußlands.

„Drei Gesichtspunkte," so führte mir ein mohammedanischer Professor von hoher Geistigkeit aus, „kommen heute für den ‚Dschihad' in Betracht. Er hat zunächst unseren unterirdischen Bewegungen neue Flammen zugeführt und den Trägern dieser Bewegung gleichsam die Zunge gelöst. Erst der „Dschihad" hat den Mohammedanern die Augen darüber geöffnet, wo sie ihre Freunde zu suchen und ihre Feinde zu fürchten haben. Jetzt erst begreift die gesamte mohammedanische Welt, daß sich die vier großen Ententemächte gegen den ganzen Islam verschworen haben, um ihn zu vernichten. Als die Engländer vollends dazu übergingen, dem einzig berechtigten Kalifen, dem Kaiser der Türkei, einen Gegenkalifen gegenüberzustellen, da blitzte in allen moslemischen Gehirnen der Gedanke auf, daß die Einheit der mohammedanischen Religion empfindlich gefährdet ist, denn das Kalifat ist das unabtrennbare Einheitssymbol des Mohammedanismus. Ein Gegenkalifat hat den Mohammedanern die Augen darüber geöffnet, daß sie von den Engländern und ihren Verbündeten alles zu befürchten, von der mitteleuropäischen Gruppe aber alles zu erhoffen haben."

„Die zweite Wirkung des Dschihad," so fuhr der grundgelehrte mohammedanische Theologe und Philosophie-Professor fort, „ist darin zu suchen, daß die Mohammedaner an sämtlichen türkischen Fronten von Irak bis zum Kaukasus sich als freiwillige Gotteskämpfer melden und darum die Reihen der türkischen Armee stärken. Die mohammedanische Erregung und Bewegung, die der Dschihad allüberall heraufbeschworen hat, zwingt die Engländer, auch strategisch „Hans Dampf in allen Gassen" zu sein. Die Engländer müssen jetzt an unzähligen Kriegsschauplätzen Truppen aufbringen, so daß ihr kriegerisches Zentrum in Belgien durch die intensive Inanspruchnahme der englischen Truppen an peri-

pherischen Kriegsschauplätzen infolge des Dschihad empfindlich geschwächt wird. Die dritte und stärkste Wirkung des Dschihad besteht nämlich darin, daß die Franzosen und die Engländer an der belgischen Front genötigt waren, ihre mohammedanischen Truppen, die sie anfangs als Kanonenfutter an die gefährlichsten Stellen setzten, nur noch als Reserven zu benutzen, da sie befürchten müssen, daß die Mohammedaner sie infolge des Dschihad's in kritischen Augenblicken im Stiche lassen würden. Der Dschihad setzte nicht sogleich laut und lärmend wie ein Gewitter mit zündender Plötzlichkeit ein, aber er wird von Tag zu Tag für die Ententemächte empfindlicher, ja tödlicher. Es naht der Tag der Rache, an welchem die Flammen alle Bedrücker des Islams verzehren werden. Dann rächen wir uns an den gefürchteten Engländern, an den verhaßten Russen, an den verachteten Italienern und an den ausbeuterischen Franzosen."

Exz. Dr. Franz Klein,

früherer Justizminister in Wien:

Der Weg zum Wirtschaftsbunde.

Nach den deutschen und ungarischen Stimmen sollen nun auch solche aus Österreich in dem Meinungsaustausche zu Worte kommen, der seit einiger Zeit an dieser Stelle über die künftigen Wirtschaftsbeziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und der Donaumonarchie im Gange ist. Sie sind in der angenehmen Lage, an das bisher Vorgebrachte und vor allem an das treffliche Buch „Mitteleuropa" von Fr. Naumann anknüpfen zu können, das alle Seiten dieses Problemes überaus anmutend und gewinnend erläutert. Nach deu ersten Monaten des Krieges, als die großen Fragen allmählich deutlicher wurden, die er aufrollte, hat man in Österreich alsbald das Bedürfnis empfunden, sich über seine Rückwirkungen auf das Bundesverhältnis klarzuwerden. Für jedermann faßbar, hat sich die geschichtliche Notwendigkeit dieses Bundes und der Vollwert seines Bestandes enthüllt, und als ein Lebensbereich nach dem anderen durch die alle Maßen überschreitende Heftigkeit und Ausdehnung der Kämpfe berührt wurde, erwies es sich zugleich, in welch weitem Umfange auch Wirtschaft und Kultur von dem Bündnisse abhängen, das bis dahin für die meisten eine rein politisch-militärische Sache war. Die Möglichkeiten der europäischen Politik, die mit dem Kriege näherrückten, lehrten um so eindringlicher, daß der Bund nicht bloß erhalten, sondern gestärkt und sein Fundament verbreitert werden müsse, wenn die beiden Reiche einer Zukunft entgegensehen wollen, in der sie unberührt durch die Ränke und Anschläge ihrer heutigen Kriegsgegner in selbstsicherer Ruhe und schaffensfreudiger Arbeit des Friedens froh werden können.

Das Fragen, Besinnen und Besprechen griff rasch um sich. Die Früchte dieser Bewegung waren einige gute Schriften über die wirtschaftliche Annäherung*) und eine große Zahl von Kundgebungen verschiedener Städte, Gemeinden, sonstiger Körperschaften und Verbände, die den Wunsch aussprechen, das handelspolitische Verhältnis zwischen den Verbündeten auf eine neue, breitere und festere Basis zu stellen, oder eine wirtschaftliche Annäherung der Monarchie an das Deutsche Reich für dringend notwendig erklären, oder einen tunlichst engen wirtschaftlichen Anschluß an Deutschland, ein inniges Wirtschaftsbündnis u. ä. verlangen. Es sind zwar bisnun durchwegs Kundgebungen aus deutschen Kreisen, R. Kobatsch erzählt aber, daß ihm ebenso Äußerungen hervorragender polnischer und tschechischer Volkswirte bekannt seien, die „sich unbedingt für die wirtschaftliche Annäherung ausgesprochen haben". Ohne Besorgnis, widerlegt oder berichtigt zu werden, dürfte sich der derzeitige Stand der Ansichten in dieser Sache dahin bestimmen lassen, daß die überwiegende Mehrheit in den Wirtschaftsgruppen des Gewerbes, der Mittelindustrie und des Handels, und wahrscheinlich auch ein Teil der Landwirtschaft und des Handwerks, einen wirtschaftlichen Zusammenschluß mit dem Deutschen Reiche für wünschenswert halten, und daß dieser Plan ebenso in der Wissenschaft und im Bürgertum, in letzterem namentlich auch in den Schichten der Konsumenten einen starken Rückhalt habe. Großindustrie und Hochfinanz, ebenfalls wie früher im Durchschnitt gesprochen, stehen noch mehr abseits, obwohl sich dies in den letzten Wochen vielleicht geändert haben mag, und die österreichische Arbeiterschaft ist nach den Äußerungen ihrer Presse einstweilen noch nicht zu einmütigen Auffassungen gelangt.

Es ist eine alte Idee, die nun wieder lebendig geworden ist. Man könnte sagen: eine unverjährbare Schuld, die noch nicht getilgt ist und sich neuerdings meldet, oder ein Ruf der Natur und der geographischen Vernunft, der sich nicht ersticken läßt. Es wird nun bald hundert Jahre sein, daß Österreich nach einem „freieren Verkehr mit den deutschen Ländern" strebt. Zuerst wollte es die Absperrung des preußischen Zolltarifes von 1818 brechen, dann trachtete es durch Jahrzehnte, im deutschen Zollvereine Aufnahme zu finden. Es kam das unbefriedigende handelspolitische Zwischenstück des sogenannten Februarvertrages (1853) und der präferentiellen Zolltarife, die zuletzt der Meistbegünstigungsklausel des Frankfurter Friedens weichen mußten. Das letztemal sind die Wünsche nach einer Zolleinigung um die Wende des vorigen Jahrhunderts in Österreich wieder laut geworden. Die österreichische Industrie ist von dem Vorwurfe nicht freizusprechen, daß sie in den früheren Abschnitten dieses Zeitraumes einigemale, und zwar — wie sich nun sagen läßt — mit Unrecht, die wirtschaftliche Verbindung

*) Unter den im Buchhandel erschienenen sind insbesondere zu nennen: E. v. Philippovich, Ein Wirtschafts- und Zollverband zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn. S. Hirzel, 1915 und Rud. Kobatsch, Ein Zoll- und Wirtschaftsverband zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn. Carl Heymann, 1915.

mit den deutschen Ländern vereitelt hat. Seit den fünfziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts sind aber die Annäherungsversuche Österreichs an politischen Hindernissen gescheitert, die nicht auf seiner Seite lagen. Von da an war es im Gegenteile Österreich, das in seinen Bestrebungen die Zukunft vorausnahm, und das Wiederaufgreifen des Gedankens der wirtschaftlichen Einigung im Jahre 1900 erscheint nun wie eine richtige Vorahnung der durch den Krieg aller Welt klargewordenen inneren Bedingungen und Erfordernisse der vollen Wirksamkeit des deutsch-österreichischen Bündnisses. Wie alle bisherigen Versuche mehr oder weniger im Zeichen der Politik standen, so ist dies auch jetzt der Fall, nur daß glücklicherweise die politischen Ziele nicht mehr gegeneinander stehen, sondern nach gleicher Richtung gehen und sich unterstützen. Es ist nämlich nun hinfällig geworden und als Irrtum erkannt, was man gelegentlich der Erneuerung der Handelsverträge gerade mit Bezug auf das Bündnis der beiden Zentralmächte oft hören konnte, daß Außenpolitik und zwischenstaatliche Wirtschaftsverhältnisse nichts miteinander zu tun hätten, politische Freundschaft mit wirtschaftlicher Gleichgültigkeit oder gar Rücksichtslosigkeit oder Nebenbuhlerschaft sich wohl vertrage. Unsere Kriegsgegner zeigen nun, wie unmodern, für heute ganz und gar nicht mehr passend, dieser Standpunkt ist. Ihr Bund ist eine kunstvolle, psychologisch äußerst geschickte Verflechtung der politischen und wirtschaftlich-finanziellen Interessen, und ohne die Kriegsbestellungen wäre das Verhältnis der Vereinigten Staaten zu ihnen vermutlich ebenfalls ein anderes. Es genügt aber nicht, das deutsch-österreichische Bündnis fortan davor zu bewahren, durch wirtschaftliche Spannungen geschwächt zu werden, sondern es muß — das ist eine zweite Erwägung — an Stärke und Festigkeit noch gewinnen. Vor allem sind für den Kraft- und Machtzuwachs des Bundes auch die wirtschaftlichen Energien beider Reiche heranzuziehen. Seine Kraft und Macht steigert sich in demselben Maße, als jeder der Verbündeten durch das Gedeihen seiner Volkswirtschaft leistungs- und widerstandsfähiger wird. Der Zusammenschluß kann dazu beitragen, indem er die Grundelemente jedes wirtschaftlichen Aufschwunges in der Gegenwart: weitesten Raum für die Betätigung, großzügige Arbeitsverteilung, Verbilligung der Rohmaterialien, Steigerung des Produktionsumfanges und der Umsätze, technische Ausrüstung, Gleichheit der Produktions- und Verkehrsverhältnisse, Organisation der Erzeugung wie des Absatzes und Heranziehen neuen Kapitales verbessert und auf das unter den gegebenen Umständen mögliche höchste Maß bringt.

Das dritte ist die künftige Handelspolitik. Angesichts dessen, was unsere Gegner für den Friedensschluß und für die Ordnung von Wirtschaft und Handel nach dem Kriege vorzuhaben scheinen oder wie sie wenigstens davon sprechen, und angesichts der merklichen Hinneigung Englands zu einer perbilativen Schutzzollpolitik, hält man ein „gemeinsames Auftreten" der beiden Reiche beim Friedensschlusse, wie gemeinsames Verhandeln und Abschließen der späteren Handels-

verträge für unerläßlich. Da das Ausmaß dieser Gemeinsamkeit von der Übereinstimmung der beiderseitigen Interessen am Außenverkehre abhängt, diese Übereinstimmung aber wieder hauptsächlich nach der Gleichheit oder Ähnlichkeit der inneren volkswirtschaftlichen Zustände sich richten wird, so soll an der Wurzel eingesetzt werden, indem durch tunlichstes Beseitigen oder Mildern der wirtschaftlichen Interessengegensätze dem einmütigen Vorgehen bei Verhandlungen mit anderen Staaten die Bahn geebnet wird. Unter Ausnützung der geographischen Nachbarschaft, der Kulturverwandtschaft und der vielen Übereinstimmungen in der Wirtschaftsordnung soll, wie es der Vorsitzende eines großen österreichischen industriellen Verbandes letzthin ausgedrückt hat, ein „deutsch=österreichisch-ungarischer handelspolitischer Block" geschmiedet werden, als Mittel der friedlichen internationalen Handelspolitik oder nötigenfalls auch als Waffe für handelspolitische Kämpfe mit unseren anmaßenden und hinterlistigen Feinden. Von derselben Seite wurde zugleich darauf aufmerksam gemacht, daß auch die Schwierigkeiten kaum anders als durch eine gemeinsame Handelspolitik zu überwinden sind, die uns von den Gegnern bei der Beschaffung von Rohstoffen und bei dem Wiederaufbau der Friedenswirtschaft entgegengestellt werden dürften. Die Annäherungsaktion ist somit nicht, wie es von ihren Gegnern gerne hingestellt wird, eine Art Gefühlsduselei. Sie ist ebensowenig eine Hilfs- oder Rettungsmaßregel aus Bundesfreundschaft oder aus nationaler Vorliebe. Weder Österreich noch das Deutsche Reich sollen dadurch saniert werden. Wenn in den Beratungen wirtschaftlicher Verbände das Volkswirtschaftliche gewissermaßen als Selbstzweck behandelt wird, ist das begreiflich. Je mehr sich die wirtschaftlichen Verhältnisse in Österreich durch die Annäherung bessern, desto erfreulicher wird es sein; es wäre zugleich ein neuer Beweis, wie sehr gute Politik und gute Wirtschaft zusammenhängen. Wir müssen und wollen stärker werden. Den einzig richtigen grundsätzlichen Ausgangspunkt der Zusammenschlußbewegung, der die Keime zu allem sonst Erstrebten in sich schließt, bildet aber die Idee, die Macht des deutsch-österreichischen Bündnisses, das notwendig bleiben wird wie es notwendig war, in jeder Weise für die Wirksamkeit zu mehren, die es künftig zu Gunsten des Gedeihens der beiden Reiche und für deren Stellung in Weltpolitik und Weltwirtschaft zu entfalten haben wird. Das Bündnis soll mit neuen, frischen Kräften aus dem Kriege hervorgehen. Aus drei Quellen soll ihm dieses Mehr an Kräften zufließen: aus dem Militärwesen, dem geistigen Leben und aus der Volkswirtschaft. Die Organisation des Ineinanderwirkens der beiderseitigen Volkswirtschaften ist nur ein Teil dieses größeren Wirkens, sie wird aber auch den beiden anderen Kraftsteigerungen dienlich sein.

Aus dem Gesagten ergeben sich für die Methoden der wirtschaftlichen Annäherung zwei Begrenzungen. Die wirtschaftliche Annäherung soll nichts national Ausschließliches haben; ihre Grundlage und ihr Zweck ist staats- und nicht

nationalpolitisch. Das ist schon durch die Beteiligung Ungarns verbürgt und nicht minder dadurch, daß eine Angliederung anderer Mächte nicht nur offen gelassen, sondern gewünscht wird. Dem Wirtschaftsbündnisse zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland wird jede Absicht nationaler Vergewaltigung fehlen. Weil es die Sicherheit und Zukunft der verbündeten Reiche bezweckt, werden jedoch auch diejenigen ihrer Bürger, deren Sympathien etwa nach einer anderen Seite gehen, sich mit ihm befreunden müssen. In dieser Hinsicht muß der Weltkrieg ein Wendepunkt sein. Der nördliche, östliche und südliche Irredentismus in Österreich-Ungarn und die internationale Republik haben eine Niederlage erlitten. Es muß nun von allen Staatsangehörigen ein klares, offenes Bekenntnis zum Staate gefordert werden, unter Verzicht auf das Liebäugeln mit Ländern, die ihre nun gescheiterten Vernichtungspläne gezwungen aufschieben, nie aber abschwören werden. Die zweite, ungleich heiklere Begrenzung ergibt sich aus der Kreuzung von Politik und Wirtschaft. Eine wirtschaftliche Annäherung wird, wenn vernünftig und der Natur der beiderseitigen Volkswirtschaften angemessen geordnet, zum Teile sofort, jedenfalls aber mit der Zeit sowohl dem Deutschen Reiche wie Österreich-Ungarn zum Vorteile gereichen. In beiden Hälften der Doppelmonarchie wird der Zustand der Volkswirtschaft unterschätzt, wenn besorgt würde, daß diese durch ein Wirtschaftsbündnis erdrückt oder auf die Dauer auch nur erheblich geschädigt werden könnte. Zwei naheliegende ähnliche Fälle beweisen den regelmäßigen Erfolg solcher Vereinigungen. Die wirtschaftliche Blüte der Einzelstaaten des Deutschen Reiches wurde durch die Gemeinschaft des Zollvereines vorbereitet und durch die noch engere Zusammenfassung im Deutschen Reiche auf ihre jetzige Höhe gebracht. Für keinen der Staaten war dies ein Nachteil, obwohl z. B. Anfangs der siebziger Jahre Bayern wirtschaftlich zu den kommerziellen Verhältnissen des deutschen Nordens und zu den Industrieverhältnissen Westfalens und der nordwestlichen Provinzen Preußens kaum günstiger gestanden sein mag, als heute Österreich-Ungarn zur deutschen Volkswirtschaft. Auch den beiden Gebieten der Habsburgischen Monarchie hat ihre wirtschaftliche Vereinigung gut angeschlagen. Ihre Volkswirtschaft zeigt seither eine mit kleinen Schwankungen stets aufsteigende Kurve. Im Munde einzelner ungarischer Parteien ist allerdings trotz diesem guten Fortgange Ungarn ein Opfer des Dualismus, immerhin ist es bei bestem Wohlbefinden, seine Wohlhabenheit nimmt zu, und die Einheitlichkeit des Wirtschaftsgebietes hat es befähigt, seinen Haushalt auf viel größerem Fuß als jemals einzurichten. Mit der wirtschaftlichen Einigung zwischen den beiden Zentralmächten wird es nicht anders sein. Ein kaufmännischer Verband gab jüngst der gleichen Ansicht Ausdruck. Wenn einer wirtschaftlichen Vereinigung, sagte er in einer Entschließung, vielleicht öfter die Interessen einzelner Gruppen geopfert werden müssen, so sei dies doch nur etwas Vorübergehendes, denn es sei zu hoffen, daß alle anfänglichen Verluste mit der Zeit reichlich hereingebracht

werden. Auch andere Verbände haben der Meinung Ausdruck gegeben, daß die Volkswirtschaft Österreich-Ungarns und Deutschlands als Ganzes aus der Annäherung die größten Vorteile ziehen werden. Man wird sich aber auch um das Schicksal des Einzelnen kümmern müssen. Deshalb erheischt die Überleitung Vorsicht. So schnell und verhältnismäßig schmerzlos, als es im Kriege oft geschehen ist, werden die einzelnen Privatwirtschaften nicht auf die neuen Geleise gebracht werden können oder die Änderungen im Zollschutze oder sonstige Umschaltungen verwunden werden. Daher ist es von Wichtigkeit, wie schon an anderer Stelle dargelegt wurde*), daß diese Überleitung mit größter Rücksicht auf alle berechtigten wirtschaftlichen Interessen vorgenommen, ihnen kein plötzlicher Umsturz zugemutet und nichts verabsäumt werde, was den bestehenden Unternehmungen das sich Einfügen in die neue Ordnung leichter zu machen vermöchte. Es wäre ein großer Fehler, wenn man auch nur über die „wirtschaftlichen Augenblicksinteressen" selbstherrlich hinwegschreiten wollte. Manche der eingangs erwähnten Kundgebungen österreichischer Verbände gehen sogar noch weiter. Sie erklären sich mit der politisch notwendigen Annäherung selbst auf die Gefahr hin einverstanden, daß sie ihnen dauernde Opfer auferlegt. Einige sagen geradezu, man sei sich bewußt, daß die Produktionsverhältnisse im Inlande in mancher Weise ungünstiger als die im Deutschen Reiche seien, glaube sich aber von höheren Rücksichten leiten lassen zu sollen und billige deswegen den Zusammenschluß mit dem Deutschen Reiche in der sicheren Erwartung, daß durch Opfer des Einzelnen der Gesamtheit große Vorteile errungen würden. Wir wollen hoffen, daß keine Ursache sein wird, solchen Edelmut in Anspruch zu nehmen!

Soviel über das Allgemeine. Was nun eigentlich die Öffentlichkeit schon mehr als das Obige beschäftigt, ist die Frage nach der besten Form für das Wirtschafts- und Zollbündnis, mit der zugleich, wie man annimmt, über den Inhalt entschieden wird. Auch das ist aber schon wesentlich vereinfacht, da der Kreis der Formen, die überhaupt in Betracht kommen könnten, anscheinend schon ausgeschritten ist. R. Kobatsch gibt in seinem bereits erwähnten Buche eine Übersicht über den Stand des Streites, wonach neue Argumente einzufügen ziemlich schwer sein möchte. Es ist gelungen, innerhalb weniger als ein Jahr das theoretische Problem der wirtschaftlichen Annäherung vollständig herauszuarbeiten. Unter den möglichen Formen hat nun die meisten Aussichten die sogenannte Präferenz, d. h. eine durch Zollermäßigungen und Zollbefreiungen erleichterte Verkehrsgemeinschaft, wie sie ungefähr der Februarvertrag von 1853 zwischen Österreich und den Zollvereinsstaaten hergestellt hat. Eine Vorzugsbehandlung des wechselseitigen Güteraustausches mit Ausgleichsabgabe für ein-

---

*) In meiner Schrift: „Die Kulturgemeinschaft der Völker nach dem Kriege", S. Hirzel 1915, S. 100 f.

zelne Warengruppen, die wegen der verschiedenen Verhältnisse der Wirtschaftsgebiete besonderen Schutzes bedürfen, hat die Wiener Tagung des deutsch-österreichisch-ungarischen und des deutsch-österreichischen Wirtschaftsverbandes (Juli 1915) gefordert, und für Ähnliches (gegenseitige zoll- und wirtschaftspolitische Bevorzugung, die einen fortschreitenden Ausbau zuläßt) hat im Juli 1915 auch die Konferenz der Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine sich ausgesprochen. Der Ausbau der Freiliste und der Zollbegünstigungen würde die Zollschranken mehr und mehr abtragen und könnte so mit der Zeit in den Zustand eines verhältnismäßig freien Verkehres hinüberführen. Als ein Zwischenspiel mit absehbarem Ende und einem festen, unverrückbaren Kalendarium des Sinkens der Zollsätze und der Erweiterung der Freiliste wäre gegen eine solche Regelung an sich nicht viel einzuwenden, sofern sie auch gleich mit gründlichster Säuberung der Zolltarife und mit dem Beseitigen möglichst vieler territorialer Verschiedenheiten anhebt. Es werden aber einesteils gerade gegen das wichtigste, die festen Abbaustaffeln, Einwendungen erhoben, und außerdem haben diese Vorschläge zwei schwache Partien, auf die schon Freiherr von Rechenberg (Oktoberheft 1915 dieser Zeitschrift) hingewiesen hat. Die Vorzugsbehandlung und — was noch viel wichtiger ist — der politische Zweck, dem sie zu dienen hätte, würde auf schwankem Boden stehen, wenn die verbündeten Staaten im vertragsmäßigen Einräumen von Zöllen und Zollbegünstigungen an dritte Staaten völlig frei wären; der nach der einen Seite gewährte Nachlaß könnte durch derartige Vereinbarungen zunichte gemacht oder doch sehr entwertet werden. Es müßte somit gleichzeitig für sämtliche begünstigte Zollpositionen eine gegenseitige Bindung platzgreifen. Damit ist einer der Hauptvorteile, die der bloßen Vorzugsbehandlung nachgerühmt werden, die verhältnismäßig größere handelspolitische Bewegungsfreiheit dahin. Das zweite Bedenken entspringt dem Verhältnisse der Präferenz zur Meistbegünstigung. Ob wirklich — wie vereinzelt behauptet wird — das Einräumen der Meistbegünstigung keinen Anspruch auf die zu Gunsten des verbündeten Reiches festgesetzten Vorzugszölle oder Zollfreiheiten gibt, läßt sich nicht schlechthin bejahen. Es obwalten jedenfalls Zweifel. Ein Beweis dafür ist, daß man es in der Konferenz der mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine für notwendig befunden hat, die Regierungen aufzufordern, bei den Friedensverhandlungen zu erklären, daß die Begünstigungen, die in Anbetracht des zwischen ihnen bestehenden Bundes- und freundschaftlichen Verhältnisses für sie gelten, von der allgemeinen Regel der Meistbegünstigung ausgenommen werden. Das Einverständnis mit einer solchen Erklärung wird jedenfalls erkauft, d. h. bezahlt werden müssen, gleichgültig, wann man darüber verhandelt. Überdies wird dadurch die Lage der verbündeten Reiche bei Ordnung der künftigen Handelsbeziehungen erheblich verschlechtert. Den neutralen Staaten gegenüber hätte ein solcher Vorbehalt natürlich gar keinen Effekt. Freiherr von Rechenberg bemerkt dabei richtig, daß der Warenaustausch zwischen

Deutschland und Österreich-Ungarn ein zu bedeutender sei, als daß sich andere Staaten eine derartige Benachteiligung widerstandslos gefallen lassen könnten; Zollkriege mit dem gesamten Auslande würden die unausbleibliche Folge eines derartigen Versuches sein. Die Angelegenheit als eine Machtfrage behandeln und darauf vertrauen, daß die Macht im geeigneten Augenblicke auf unserer Seite sein werde, wäre mehr als leichtsinnig.

Die zweite Form, die Zollunion, eine Verschmelzung der Wirtschaftsgebiete dem Auslande gegenüber zu einer handels- und zollpolitischen Einheit, ist in den Auseinandersetzungen der letzten Monate immer mehr in den Hintergrund getreten; auch in der schwächeren Fassung, wonach zwischen den nach Außen vereinigten Reichen für den Binnenverkehr Ausgleichsabgaben festgesetzt werden könnten. Mehrere Umstände wirken dabei zusammen. Erstens die Besorgnis vor einem plötzlichen Wegfall des Zollschutzes. Seit langem daran gewöhnt, wehrt man sich gegen Änderungen, die alle bisherigen Kosten- und Ertragsberechnungen über den Haufen zu werfen scheinen und in den meisten Unternehmungen in Österreich den Eindruck einer heranrollenden Flut erwecken, die alles bisher Erreichte und Gepflegte überschwemmt und entwurzelt. Die Unterschiede in den Größen- und Stärkeverhältnissen der deutschen und österreichischen Industrie, sowie die vielfachen Verschiedenheiten der Produktionsbedingungen, verschärfen diese Befürchtungen. Anfangs äußerten sich diese Stimmungen besonders lebhaft, die Verweisung auf etwaige ausgleichende Zuschläge hat etwas beruhigt, doch den meisten Produzenten ist und bleibt die Zollunion an und für sich ein waghalsiger Sprung ins Dunkle, von dem sie nichts wissen wollen. Gegen derlei Stimmungen läßt sich schwer aufkommen, aber das eine dürfen die von ihr Befallenen nicht, wie es geschieht, behaupten, daß auch bei ausgleichenden Zuschlägen die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Verhältnisse einen Zollbund zunächst ausschließe. Der Ansicht, der wirtschaftliche Zusammenschluß sei „nicht bloß auf der Zollfrage aufzubauen", muß daher entgegengetreten werden, daß der Güteraustausch zwischen den Verbündeten und der Güterverkehr mit anderen Staaten doch die natürliche Grundlage einer derartigen Gemeinschaft sind, und wegen der Bedeutung, die heute leider die Zölle für die gesamte Volkswirtschaft erlangt haben, die Ordnung der Zollfrage Voraussehung für alles andere und zugleich das Schwierigste ist, in dem die meisten Gefahren liegen. Kann sie befriedigend gelöst werden, so ergibt sich das übrige sozusagen von selber; wahrhaft ernste Hindernisse bestehen dann überhaupt nicht mehr. Ferner hat sich, zum Teile absichtlich genährt, das Mißverständnis eingeschlichen, daß in Ländern, die zu einem Zollbund vereinigt sind, fast alle wirtschaftlichen und finanziellen Einrichtungen und Verhältnisse gleich sein müßten: gleiche Währung, gleiche Wirtschafts- und Bankgesetzgebung, gleiche Verkehrspolitik und insbesondere einverständliche Festsetzung der Eisenbahn- und Schiffahrtstarife, Übereinstimmung im Systeme der Verbrauchsabgaben oder anderer Steuern, gleiche Veterinärpolizei usw. Kein

Wunder, daß auch das Kopfschütteln erregte. Der beiden Reiche harren im Frieden gewaltige Aufgaben. Es wird Mühe genug kosten, damit fertig zu werden. Ist das, fragte man, der richtige Augenblick für so tiefgreifende Umwälzungen in der Wirtschaftsverfassung und in der staatlichen Verwaltung? Ein allzu reiches Programm — das bezieht sich auch auf Dinge, wie z. B. gemeinsames Vorgehen bei Investitionen im Auslande u. ä. — treibt nur das Wasser auf die Mühle derjenigen, die ein wirtschaftliches Bündnis um jeden Preis vereiteln möchten. Man denke an das Wort Fr. Naumann's, das Neue solle nicht wie ein Bergsturz kommen! Das heißt nicht, daß irgend etwas, dessen Gemeinsamkeit Produktion, Handel, Verkehr oder Finanzwirtschaft der beiden Reiche und ihrer Länder zu fördern vermöchte, von der Vereinheitlichung oder Annäherung ausgeschlossen sein solle. Es handelt sich nur um eine zweckmäßige Zeiteinteilung. Das meiste wird sich auf der neuen Grundlage organisch und naturnotwendig entwickeln. Der deutsche Zollverein umfaßte bis zur Gründung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches Staaten mit sehr ungleichen inneren Einrichtungen und ebenso sind die beiden Hälften der Habsburgischen Monarchie seit Jahrzehnten zollgeeint, trotz manchen Abweichungen in den meisten der oben angegebenen Gegenstände. Endlich sind alle diejenigen Gegner einer Zollunion, welche die Selbständigkeit und Freiheit der Handelspolitik nicht preisgeben wollen. Dabei unterlaufen gleichfalls Mißverständnisse und Unklarheiten. Niemand bezweifelt, daß es die nächste wirtschafts- und handelspolitische Aufgabe der Zentralmächte ist, einen engeren Anschluß an den Südosten zu erreichen: neben ihrer innigen Wirtschafts- und Kulturgemeinschaft mindestens eine Handelsgemeinschaft, die Bulgarien, die Türkei, vielleicht auch Rumänien umspannt. Das ist, von allem Politischen abgesehen, notwendig als Grundlage einer größeren Unabhängigkeit unserer Volkswirtschaften, als Versorgungs- und Absatzgebiet und als Sicherung des Verkehres mit Kleinasien und darüber hinaus. Ein Teil der österreichischen Industrie ist sogar der Meinung, über die wirtschaftliche Annäherung könne man überhaupt nur sprechen, soferne den dadurch besonders bedrohten Branchen in einem derart erweiterten Markte Gelegenheit geboten werde, sich für etwaige Verluste zu entschädigen. Gleichgültig, was der Frieden bringen wird, das Wirtschaftsbündnis der beiden Reiche wird die Grundlage und der Rückhalt ihrer europäisch-westasiatischen Wirtschafts- und Handelsbeziehungen, und damit einer gemeinsamen Wirtschaftspolitik sein. Es wird gelingen müssen, weil wir uns fortan aus außerpolitischen Gründen nirgends entgegentreten dürfen, und die Hauptbedingungen dafür sind eigentlich heute schon so gut wie verbürgt. Damit ändert sich aber selbstverständlich das ganze Bild der Handelspolitik. Bis jetzt war diese rein rivalisierend. Man sorgte nur für sich und arbeitete sich zumeist ohne politische Rücksichten mit beiden Ellbogen durch. Das geht nicht mehr an, sobald aus selbständigen Teilen handelspolitisch ein großes Wirtschaftsgebiet

hergestellt werden soll. Die Handelspolitik ist dann selbstredend nicht mehr ganz frei. Weder im Verhältnisse zu dem engeren wirtschaftlich Verbündeten, denn sie muß sich im Rahmen der Abmachungen halten, auf welchen der Zusammenschluß ruht, noch im Verhältnisse zu den etwa bloß handelspolitisch Verbündeten, denn sie darf auch in dieser Hinsicht keinem anderen Lande mehr entgegenkommen, um den Verbündeten keinen Anlaß oder Vorwand zu geben, etwas Ähnliches zu tun. Das sind die unvermeidlichen Folgen einer umfassenden wirtschaftlichen wie einer bloß handelspolitischen Koalition. Die Verhandlungen mit dritten Staaten würden daher künftig in vielem eine ganz andere Gestalt annehmen als bisher. Deshalb ist es die Vorfrage jeder derartigen Einigung, ob man sich allein am stärksten fühlt (siehe Ibsen in den „Stützen der Gesellschaft") oder ob der Zusammenfassung mehrerer der Vorzug zu geben ist. Sobald aus was immer für Motiven die Entscheidung im letzteren Sinne ausfällt, ist das Betonen der handelspolitischen Unabhängigkeit ein Widerspruch im Begriffe. Weil aber, was insbesondere die wirtschaftliche Annäherung Deutschlands und der Donaumonarchie anlangt, für alle, die sich bis jetzt darüber geäußert haben, neben dem politischen Zwecke der Machtzuwachs für den handelspolitischen Verkehr nach außen in vorderster Linie steht, so ist es ein offenbarer Irrtum, im selben Atem die Freiheit der Außenhandelspolitik als ein Rühr-mich-nicht-an zu erklären. Die Form des wirtschaftlichen Zusammenschlusses macht in dieser Hinsicht keinen Unterschied, denn auch die Präferenz läßt sich, wie gesagt, ohne gegenseitige Bindungen und demnach ohne eine gewisse Freiheitsbeschränkung nicht durchführen. Angenommen, daß eine nähere wirtschaftliche Verbindung wirklich nicht gewollt wird, gibt es aber nur zwei Möglichkeiten. Man verpflichtet sich entweder, die einander zugestandenen Zölle und sonstigen Begünstigungen keinem anderen Staate oder wenigstens keinem Staate außerhalb der weiteren handelspolitischen Koalition zu gewähren, oder es wird eine solche Verpflichtung nicht übernommen. Ersterenfalls kann die Handelspolitik der beiden Reiche nicht weit auseinandergehen, oder nur in Punkten, die für den anderen unschädlich oder nebensächlich sind, z. B. Zollerhöhungen oder Zölle für Artikel der Freiliste u. ä. Die „gemeinsamen Richtlinien" sind damit mehr oder weniger von selbst gegeben, und Verständigungen über das handelspolitische Verhalten zu Dritten können nicht schwer fallen. Ohne gegenseitige Bindung würde dagegen die möglichste Gemeinsamkeit der Handelspolitik und etwaiger Vertragsverhandlungen der einzige Schutz des wirtschaftlichen Zusammenschlusses sein, weil er nur auf diese Weise, durch Verhinderung von Zugeständnissen, die seine Grundlagen angreifen, aufrechterhalten werden könnte. Sie ist dann in verbindlichster Festlegung conditio sine qua non. Nach einem solchen Verhältnisse dürfte es jedoch die Wenigsten gelüsten: die Ungewißheit und das Mißtrauen müßten es zernagen, und man würde seiner nie froh werden. Wirtschaftsbündnisse und gar der Plan einer engeren und einer weiteren Koalition bergen unstreitbar verwickelte Fragen in sich.

Hauptsächlich aber doch nur im ersten Anfange, während dann der tatsächliche Verkehr durch Widerstände und Anpassung sich sein Bett gräbt, und jeder Teil das beste aus der Gemeinschaft herauszuholen versuchen wird. Der Nutzen der Bildung so gewaltiger Wirtschaftskörper ist für beide Reiche, zumal für die nächste Zukunft so bedeutend, daß man keine Mühe scheuen darf. Neben dem Fachlichen und Stofflichen werden aber, soll die Arbeit glücken, auch gewisse Imponderabilien vorhanden sein müssen: Guter Wille und großzügige Interessenauffassung, Leben und Verdienen und leben und verdienen Lassen, Wert für Wert und Maß für Maß, keine Herrschaft und keine Knechtschaft, sondern ehrliche Kameradschaft und in jedem Augenblicke die wache Erkenntnis, daß heutigen Tages in allen Ländern und Völkern auf allen Gebieten ein tüchtiges Stück Selbstbewußtsein steckt, das geschont und mit dem gerechnet werden muß.

Die Erörterung der Frage der wirtschaftlichen Annäherung ist somit vor einem Entweder — Oder angelangt. Das Thema in der bisherigen Weise auf der nun gegebenen Grundlage weiterzuführen, verspricht kaum Neues. Für keine der hauptsächlich zur Wahl stehenden Formen ist ein Übergewicht gegeben; Vorteil und Bedenken halten sich ziemlich die Wage. Die Besprechung des Problemes hat erfüllt, was sie leisten konnte, nun muß man endlich einen Schritt vorwärts machen. Vom Allgemeinen, Grundsätzlichen, Begrifflichen ist einmal zum Einzelnen, Gegenständlichen, Wirklichen und Tatsächlichen fortzuschreiten. Das Nächstnotwendige sind deshalb Feststellungen, wie diejenigen Umstände sich hier und dort praktisch darstellen, die nach den bisherigen Erörterungen bei Entscheidung über das Ja und Wie zu berücksichtigen sein werden. Es muß namentlich Klarheit erlangt werden, welchen Artikeln im beiderseitigen Verkehre Zollfreiheit gewährt werden kann, für welche Artikel, in welcher Höhe und für wie lange vorläufig noch der Zollschutz aufrecht bleiben muß, wieferne und in welcher Zeit und Weise ein Abbau dieser Zollposten stattfinden kann, wie die verschiedenen Zollbefreiungen, Begünstigungen oder allmählichen Erleichterungen voraussichtlich im Innen- und im Zwischenverkehre wirken werden und in welchen Zweigen des Wirtschaftslebens Vorkehrungen getroffen werden müssen, um die Schwierigkeiten des Überganges für die nationalen Wirtschaften zu mildern und es ihnen zu gestatten, sich allmählich und ohne Schädigung in die neuen Verhältnisse hineinzufinden. Ferner ist zu ermitteln, ob es tatsächlich möglich ist, einen gemeinsamen Zolltarif oder doch einheitliche Pläne und Einteilungen des Zolltarifes und der Warenverzeichnisse aufzustellen, welche Richtung die Handelspolitik der beiden Reiche künftig einschlagen wird, wieweit darin Übereinstimmung erreichbar ist, ob und inwieweit sie sich in den Zöllen des Zwischenverkehres oder in ihren Außenzöllen binden oder in ihrer Verfügung darüber beschränken können, welchen Einfluß die Änderungen des status quo auf die Frage der Meistbegünstigung üben würde, und welche innerstaatlichen Einrichtungen (Zollgesetzgebung, Eisenbahntarife, Steuer- und Wirtschaftsgesetze u. ä.) ausgeglichen

werden könnten oder müßten. Die konkrete, ziffernmäßige oder sonst genaue Beantwortung dieser Fragen wird sehr viele der bisnun theoretisch behandelten Dinge in einem anderen Lichte zeigen. So ist z. B. von Philippovich der Meinung, daß von den über 2000 Zollsätzen Österreich-Ungarns nicht mehr als 113 zu verschiedenen Zollbemessungen nötigen würden. In neunzehn Warengruppen seien die Außenzölle den einschlägigen deutschen Zöllen fast gleich, die wichtigsten Ungleichheiten bieten sich in der Metallindustrie dar. R. Kobatsch kommt bei Besprechung des Verhältnisses der Landwirtschaft und der einzelnen Industriezweige zum wirtschaftlichen Zusammenschlusse gleichfalls zu Ergebnissen, nach welchen die Zolleinigung nicht als eine Utopie angesehen werden kann. Erst wenn man ungefähr weiß, was von beiden Staaten gewährt werden kann, und sowohl den Gesamtbestand der zu ordnenden Dinge, wie die Notwendigkeiten überblickt, die sich daraus hinsichtlich der Form des Zusammenschlusses ergeben, erst dann ist der Augenblick gekommen, um über diese Form schlüssig zu werden. Sie muß nicht Präferenz oder Zollunion sein, die Form, die das Wirtschaftsbündnis erhält, wird sich nach dem Inhalte zu richten haben, der zu verarbeiten ist, und nicht umgekehrt. Wenn der Inhalt nicht ganz genau in die Klasse Zollunion, Vorzugsbehandlung, Handelsvertrag usw. fällt, so muß auch in der Form ein Mittelweg eingeschlagen werden. Wichtig ist nur, daß alles nach dem Zwecke der wirtschaftlichen Annäherung Notwendige sachlich gut vorgekehrt und geschlichtet werde. Die Form nach dem Inhalte zu bestimmen, ist heute ein anerkanntes Kunstprinzip, und es ist darum doppelt vernünftig, falls es der Inhalt verlangt, auch zu Zwitterformen zu greifen. Sie bieten vielleicht auch Auswege, um über die Besorgnisse wegen vermeintlicher Gefährdung der ungarischen Industrie hinweg zu kommen, oder gewissen politischen und staatsrechtlichen Herzenssachen nicht wehe zu tun.

Dieser nächste Schritt darf jedoch nicht mehr der freien Auseinandersetzung überlassen werden. Soll aus der bisherigen Bewegung etwas werden, dann muß gerade dieser Teil der Vorarbeit sachgemäß eingerichtet und mit Hilfe vollständiger und verläßlicher Unterlagen geleistet werden. Es werden deshalb die Regierungen der beiden Reiche vorerst mit sich zu Rate gehen müssen, wie sie sich zu der wirtschaftlichen Annäherung stellen wollen. Nicht als ob sie schon eine endgültige Entscheidung über alle Einzelheiten zu treffen hätten, dermalen kann es sich nur um die grundsätzliche Frage handeln, ob überhaupt auf dieses Thema eingegangen werden soll. Würde das nicht möglich sein, so wäre es unrichtig, noch länger zuzusehen, wie sich in der Bevölkerung Gedanken und Pläne verbreiten und befestigen, denen sie dann schwerer entsagt. Kommen dagegen die Regierungen zu dem Entschlusse, den so viele nun wünschen, dann würde es wohl das beste sein, im Deutschen Reiche, wie in Österreich und in Ungarn je eine Kommission einzuberufen, die unter Leitung von Regierungsorganen die früher bezeichneten Fragen zu studieren und darauf vom Standpunkte ihres Landes Antwort

zu geben hätte. Auf diese Weise würden die Regierungen einen gesichteten, von Fachleuten und Kennern kritisch durchgearbeiteten Vorrat von Angaben und Gutachten erhalten, der ihnen auch für die spätere parlamentarische Behandlung dieser Dinge sehr nützlich wäre. Diese Kommissionen würden abgesehen von den Regierungsorganen aus Vertretern der wirtschaftlichen Kreise, Mitgliedern der Selbstverwaltung, Politikern und Männern der Wissenschaft zu bilden sein. Reine Interessentenversammlungen, Verhandlungen von Vertretern der großen freien Wirtschaftsverbände sind damit nicht ausgeschlossen, doch ist es unerläßlich, daß eine Angelegenheit, die für das Wohl des Ganzen und aller Klassen und Stände so wichtig ist, auch in einer höheren gesellschaftlichen Synthese betrachtet und behandelt werde. Umsomehr, da gerade die Regierungen sie vorwiegend von diesem allgemeinen Standpunkte beurteilen müssen. Bei solcher Zusammensetzung würde voraussichtlich auch der Fehler vermieden werden, daß die erbetenen Gutachten und Beurteilungen ausschließlich aus dem Gesichtswinkel der bisherigen Handelsvertragszustände und Zollzänkereien abgegeben werden. Es sollte nicht ausgeschlossen sein, daß Abordnungen dieser nationalen Kommissionen zur Aufklärung einzelner Verhältnisse oder zum Zwecke des Anbahnens eines Einverständnisses in schwer zu überbrückenden Gegensätzen usw. zusammenkommen und gemeinsam verhandeln.

Dieser Schritt dürfte aber nicht lange mehr aufgeschoben werden. Darüber herrscht nur eine Stimme. Die Sache ist zu dringend. Namentlich auch deshalb, weil man sich wenigstens in der Hauptsache schon vor den Friedensverhandlungen einig geworden sein sollte. Für den Erfolg der letzteren ist es offensichtlich nicht gleichgültig, ob unsere Gegner die Tatsache einer fortdauernden innigsten Verbindung der beiden Zentralmächte vor sich haben, oder nicht. In dem Augenblicke, wo sie wissen, daß sie es sind, welche die Freuden des Dritten genießen können, wird sich auch das Maß ihres Entgegenkommens erklecklich verringern. Damit die Erfolge der Friedensverhandlungen auf der Höhe der militärischen Erfolge der verbündeten Reiche und ihrer wirtschaftlichen Leistungen stehen, wird allem, was bis nun im Weltkriege von ihnen eingesetzt worden ist, auch noch ihre engere wirtschaftliche Verbindung hinzugefügt werden müssen. Das ist, wie schon heute aus Vorfällen und Äußerungen in den feindlichen Ländern zu entnehmen ist, ein gewaltiger Trumpf, den die Verbündeten in der Hand haben und ausspielen können müssen, wenn sie mit ihren Gegnern am Verhandlungstische zusammentreffen. Als Einsatz bei den Friedensverhandlungen wie als Bestandteil der künftigen Rüstungen ist das Wirtschaftsbündnis kostbar, und zwar um so kostbarer, je mehr an wirtschaftlicher, handelspolitischer und Zollgemeinsamkeit es den Ländern gibt. Lassen wir den guten Augenblick nicht abermals entfliehen, auch ihn würde wahrscheinlich keines Menschen Leben mehr zurückbringen.

Dr. Ernst Müller: Italien und Deutschland.

Daß die „Theorie": was ehemals unser war, wieder von uns in Besitz zu nehmen sei, in ihrer bunten Verwirrung aller Rechtsbegriffe, Sprachgrenzen und Selbstbestimmungsrechte der Völker zum „Kriege aller gegen alle" führen muß, läßt sich jetzt wohl nicht mehr bestreiten, nachdem die irredentistische und nationalistische Bewegung in Italien nun auch noch dieses Land zum offenen Gegner der Zentralmächte gemacht. Daß es mit Italien aber schließlich so kommen mußte, wußten doch jene längst, die das Land und seine Volkspsyche etwas genauer kannten. Sie wußten sofort, was in Rom machtliebende Minister mit „l'état, c'est moi!"-Gedanken mit dem „sacro egoismo" meinten. Wußten die Kenner doch nur zu gut, wie sehr Italien Österreich haßte, wie sehr es insgeheim die Abkehr vom „unfruchtbaren", das Land geradezu „demütigenden" Dreibund mit allen Kräften betrieb. Namentlich seitdem der sogenannte Nationalismus neuestens das Italienertum allüberall in der Welt geltend zu machen suchte. Und Frankreich goß in seinem Haß auf Deutschland „natürlich" nicht zu wenig Öl auf das gefährliche Feuer der Nationalisten, weil deren Aktion ja ihm den für seine Revanchepläne doch so nötigen Soldatenzuwachs in Aussicht stellte. Ebenso energisch, wie es Ende der achtziger Jahre das widerspenstige Italien durch wirtschaftliche und finanzielle Repressalien — man braucht dazu ja nur zu erinnern an den großen Handelskrieg der beiden Staaten und an Frankreichs heftige Angriffe auf die Kurse der „maccaroni", wie man um 1887 die italienische Rente spöttelnd in Paris nannte — politisch mürbe zu machen suchte, half es nun umgekehrt neuerdings mit an Italiens industrieller und finanzieller Konsolidierung. Namentlich in Norditalien beteiligte sich neuestens französisches Kapital stark neben deutschem. Frankreich verstand es dabei aber, seine Mäzenatenrolle so zu spielen, als ob wirklich aller industrielle Aufschwung Italiens gerade ihm zu verdanken sei. Warum? Damit einmal in Rom die Würfel zu seinen Gunsten fielen. Wie sehr man an der Seine sich wieder für Italien begeisterte, das zeigt u. a. auch recht anschaulich folgende Morphologie des im Auslande zahlbaren Teils des italienischen Schuldendienstes: von rund 42 Millionen Lire entfielen 1912

auf Frankreich	32 Mill. Lire oder	75 % (!),
auf England	6 Mill. Lire oder	14 %,
auf Deutschland	3 Mill. Lire oder	7 %.

Dabei ist aber noch von besonderem Interesse, daß jener im Ausland zahlbare Teil des Schuldendienstes sich merkwürdigerweise seit 1908 wieder um 15 Mill.

Lire vermehrt hat, weil speziell Frankreich neuerdings die „maccaroni" liebgewann. Frägt sich jetzt nun aber doch, wie lange wird diese Begeisterung anhalten, nachdem ja Italien seine Kriegs-„maccaroni" im Auslande unterbringen muß, weil doch der Erfolg seiner „inneren" 1914er Rüstungsanleihe von einer Milliarde Lire unglücklicherweise alles andere als gut war. Nun kostet aber dieser Krieg auch Italien weitere große Summen, die man aber leider auf dem Apennin vergebens sucht. Es geht Italien da jetzt ähnlich wie seiner aufstrebenden Industrie, die bekanntlich auch an chronischem Kapitalmangel leidet.

Was hat nun aber das Königreich vom Ausland in puncto Anleihe zu erhoffen? Wer über Italiens Staatseinnahmen und deren Vermehrungs-Fähigkeit und -Möglichkeit etwas genauer orientiert ist, der kommt hier bald zum Schlusse, daß Italien wohl das eine oder andere, aber lange nicht soviel „äußere" Anleihe in England etc. unterbringen wird, als es in seinem siegesgewissen Kriegslärm glaubte. Hat doch Italien schon im Frieden seine zahlreichen Steuerschrauben und -Schräubchen so unbarmherzig fest angezogen, daß bedeutende Einnahmevermehrungen aus Steuern aus der Bevölkerung wohl nicht mehr herauszupressen sind. Das italienische Steuersystem gehört eben in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht zu den allerschlechtesten. Die nur in gewissem Sinne „guten" Finanzen Italiens haben wohl das Ausland mit Bewunderung erfüllt, im Inland jedoch dachte man größtenteils immer ganz anders über diese „guten" Finanzen. Lasten ja doch auf der wenig mit Glücksgütern gesegneten breiten Masse des Volkes schwer die vergleichsweise sehr hohen Konsumsteuern und die hohen Zölle auf Getreide, welches das so dicht bevölkerte Land bekanntlich in großen Mengen einführen muß. Aber auch bei den direkten Steuern spielen der „guten" Finanzen wegen mehr fiskalische Interessen als der Steuergrundsatz der Leistungsfähigkeit die ausschlaggebende Rolle. Die noch immer schlecht veranlagte Grundsteuer ist übermäßig hoch, namentlich im Süden, was hier oft zu Zwangsexekutionen führt. Und die „spezielle"*) Einkommensteuer wirkt ungerecht, schont aber namentlich das Großgewerbe, sowie die lukrativen freien Berufe zu sehr. Ob nun aber bei eventuellen Steuerzuschlägen (als Kriegssteuern) jener Einnahmezuwachs, den man braucht, anfällt, scheint recht fraglich, da ja der viel gerühmte „enorme" wirtschaftliche Aufschwung Italiens schon seit Beginn des Völkerkrieges plötzlich zum Stillstand gekommen ist. So betrug z. B. die Einfuhr im Zeitraum August—Dezember 1914 nur 784 Mill. Lire gegen 1505 Mill. Lire im Jahre zuvor. Das ist eine Abnahme von 721 Mill. Lire oder von 48 Prozent. Und dabei handelt es sich aber gerade um Güter, durch welche, wie Kohle und Metalle, Italiens an Rohstoffen arme Industrie doch eigentlich erst produktive Gestalt annehmen kann. Und die Ausfuhr Italiens betrug im selben Zeitraum nur 753 Mill. Lire gegen 1119 Mill. Lire, das ist eine Abnahme von 366 Mill. Lire oder von

*) Eine allgemeine Einkommensteuer fehlt nämlich noch immer, ebenso eine Gewerbesteuer.

33 Prozent. Dann haben ferner die für die Zahlungsbilanz Italiens so bedeutsamen Posten: Einnahmen aus dem Fremdenverkehr und Geldüberweisungen der Auswanderer an die Heimat, viel von ihrem gewichtigen Inhalt verloren. Sind doch mehr als eine halbe Million Saisonarbeiter aus dem Auslande zurückgekehrt, wodurch natürlich die Arbeitslosigkeit*) erst recht zunahm. Italien befindet sich also schon jetzt bei Kriegsbeginn in einer so wenig günstigen finanziellen Lage, daß es eigentlich ein Rätsel ist, wie es bei seiner im Verhältnis zu den Produktivkräften seines Landes schon ganz respektablen „alten" Schuld die von Tag zu Tag größer werdende „neue" Schuld nicht nur aufbringen, sondern auch verzinsen und tilgen wird?

Genau so wie in den achtziger Jahren tritt auch jetzt wieder Italien ohne genügenden wirtschaftlichen und finanziellen Rückhalt mit Großmachtsbestrebungen auf. Wenn sie aber nur nicht wieder wie damals zum Zusammenbruch führen! Von dem sich aber Italien diesmal wohl nicht so schnell wieder erholen wird, wie es ihm damals vornehmlich dank der deutschen Hilfe gelang.

Daß Italien sich namentlich seit der Jahrhundertwende wirtschaftlich sozusagen accelerando aufwärts entwickelt hat, das kann auch ein skeptisch veranlagter Volkswirt nicht in Abrede stellen. Aber, so wendet er wohl nicht mit Unrecht ein, hat diese (Teil-) Entwicklung nicht eine große Ähnlichkeit mit der berüchtigten alten Merkantilpolitik? War diese Entwicklung Italiens nicht etwas einseitig und vielleicht etwas zuviel fürs Auge berechnet? Die Hauptquelle der nationalen Produktion Italiens ist nämlich noch immer die Landwirtschaft. Wer nun aber die Verhältnisse derselben im jungen Königreich etwas genauer kennt, der weiß, daß unter seinem lachenden, sonnigen Himmel eine bäuerliche Bevölkerung lebt, welche in harter und mühevoller Arbeit bei kargem Lohn sich nicht weniger plagt, als ein Volk unter weit schlechteren klimatischen Verhältnissen. In den kleinen italienischen Hütten wohnen meist Dürftigkeit und Krankheit. Italiens „einst vielgerühmte Landwirtschaft ist in technischer Beziehung hinter der anderer Länder weit zurückgeblieben. Die soziale Struktur weist Schäden auf, von denen die meisten zivilisierten Völker in diesem Grade verschont bleiben." Und dieser beiden Umstände wegen kann das Land nicht die Mittel aufbringen, um den Landleuten ein menschenwürdiges Dasein zu gewähren, so daß Italien alljährlich so große Massen Menschen „exportieren" mußte. Statt nun aber von vornherein ihre ganz besondere Sorgfalt der Hebung der Landwirtschaft, die doch die Säule der italienischen Volkswirtschaft ist, zuzuwenden, begann die Regierung erst relativ spät für sie sich näher zu interessieren. Hatte man doch zuerst den vermeintlich wichtigeren nationalen Produktionszweig „Industrie" in die Höhe zu bringen. Damit lud man sich aber eine solche Aufgabe auf, daß

*) Zur Behebung dieser Arbeitslosigkeit sollen von Staat und Gemeinde 200 Millionen Lire zur Verfügung gestellt werden, die aus Anleihen bestritten werden.

man dabei die rechte Fühlung mit der notleidenden Landwirtschaft verlor. Oder sind vielleicht, um hier nur einiges zu erwähnen, die vergleichsweise sehr großen Brachflächen, die Italien noch aufweist, schon wirklich ernsthaft erschlossen? Ist vielleicht die vor den Toren Roms liegende Campagna schon richtig bewirtschaftet? Sind vielleicht die Pontinischen Sümpfe schon entwässert? Ist vielleicht der Süden aufgeforstet? Sind die weiten Latifundien daselbst modern angebaut? Und ist Italien nicht immer noch das klassische Land der ländlichen Verschuldung?

Inzwischen galt es aber, mit fremdem Kapital eine Industrie zu entwickeln. Daß dabei natürlich ohne hohe Schutzzölle und andere Begünstigungen die Zahl der Fabriken sich nicht vermehren konnte, versteht sich bei den ganz besonders ungünstigen Verhältnissen Italiens für derlei Unternehmungen von selbst.

In mehr oder weniger engem Zusammenhang mit der „Züchtung" einer Industrie hat sich natürlich auch der Außenhandel Italiens neuerdings nach oben entwickelt. Bei dem ganz besonders großen Interesse der Gegenwart für diese Fragen wollen wir auch darüber mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands noch einiges Wesentliche hier ausführen.

Um von der Entwicklung des Außenhandels ein einigermaßen brauchbares Bild zu geben, stellen wir hier zunächst folgende Zahlen und Ziffern einander gegenüber: es betrug in Millionen Mark, bzw. in Mark der Wert der

	Einfuhr*)				Ausfuhr*)			
	überhaupt		pro Kopf		überhaupt		pro Kopf	
in	1913	1905	1913	1905	1913	1905	1913	1905
Italien	2916	1612	83	48	2009	1364	57	40
Deutschland	10770	7128	160	117	10096	5731	150	94
Österreich-Ungarn	2895	1824	55	35	2353	1907	43	38

Der Warenverkehr spielt demnach in der Volkswirtschaft Italiens bei weitem nicht die Rolle, wie in jener Deutschlands, was insbesondere aus den Prokopfziffern hervorgeht. Aber auch in der Entwicklung im genannten Zeitraum ergeben sich hier große Unterschiede. Während nämlich der Wert der Einfuhr in Italien in 1905/1913 um 81 Prozent zunahm, lautet die analoge Zahl für Deutschland nur 51 Prozent, für Österreich-Ungarn auch nur 60 Prozent. Was dann aber die Zunahme der Werte der Warenausfuhr anlangt, so betrug sie im gleichen Zeitraum in Italien 47 Prozent, in Deutschland 76 Prozent (!), in Österreich-Ungarn aber nur 24 Prozent.

*) Ohne Edelmetalle.

Welche Rolle spielten nun aber die beiden verbündeten Zentralmächte, insbesondere aber Deutschland im Außenhandel Italiens? Die Antwort möge man aus folgender Übersicht entnehmen: es betrug in Mill. Lire

	Italiens Einfuhr *) 1913	Italiens Einfuhr *) 1905	Zunahme 1905/1913
überhaupt	3645	2015	81 %
aus Deutschland	613 = 17 %	287 = 14 %	113 %
„ Österreich-Ungarn	265 = 7 %	195 = 10 %	35 %
aus den Zentralmächten zusammen:	878 = 24 %	482 = 24 %	83 %
	und Italiens Ausfuhr *)		
überhaupt	2511	1705	47 %
nach Deutschland	343 = 15 %	222 = 13 %	55 %
„ Österreich-Ungarn	221 = 7 %	144 = 8 %	53 %
aus den Zentralmächten zusammen:	564 = 22 %	366 = 21 %	55 %

Diese Zahlen reden eine so deutliche Sprache, daß man darüber wohl keine Worte mehr zu verlieren braucht. Höchstens wäre ergänzend noch zu bemerken, daß Deutschland in der italienischen Handelsstatistik als erster Verkehrsstaat erscheint. Es betrug nämlich nach den italienischen Ausweisen der gesamte Warenverkehr Italiens

Mill. Lire mit:

	1. Deutschland	2. Großbritannien	3. Ver. Staaten v. Am.	4. Frankreich	5. Österreich-Ungarn
i. J. 1913	956	852	790	515	486
„ „ 1905	515	478	464	418	340
Zunahme in 1905/1913	441 = 88 %	374 = 78 %	326 = 70 %	97 = 23 %	146 = 43 %
Zunahme der Einfuhr allein	321 = 110 %	243 = 69 %	284 = 119 %	59 = 26 %	68 = 34 %
Ausfuhr „	119 = 53 %	131 = 100 %	42 = 18 %	37 = 19 %	77 = 53 %

Wir sehen, zwischen Deutschland und Großbritannien wird der Wettkampf um den italienischen Markt immer heftiger, wobei aber Italiens Einfuhr aus Deutschland sich rascher vermehrt hat. Allerdings nicht so rasch, wie jene aus den Vereinigten Staaten von Amerika, wobei man aber nicht vergessen darf, daß es sich da vornehmlich um Rohstoffe (Baumwolle!) handelt, welche übrigens auch

*) Ohne Edelmetalle.

bei Italiens Einfuhr aus Großbritannien (Steinkohlen!) eine sehr große Rolle spielen.

Nicht ohne Interesse ist es übrigens wohl auch noch, zu hören, daß die italienische Einfuhr aus:

Rußland	i. J. 1913	237 Mill. Lire betrug	16%	Zunahme gegen 1905
Rumänien	" "	101 " " "	186%	" " "
Argentinien*)	" "	166 " " "	277%	" " "

und daß dagegen die italienische Ausfuhr nach:

Rußland	i. J. 1913	61 Mill. Lire betrug	238%	Zunahme gegen 1905
Rumänien	" "	15 " " "	180%	" " "
Argentinien*)	" "	185 " " "	79%	" " "

Welche Rolle spielt nun aber Italien im Außenhandel Deutschlands? Zur Beantwortung geben wir folgende Übersicht: es betrug in Mill. Mark

	Deutschlands Einfuhr**) 1913	1905	Zunahme 1905/1913
überhaupt	10770	7129	51%
aus Italien	317 = 3%	216 = 3%	46%
" Österreich-Ungarn	827 = 8%	773 = 10%	7%
	und Deutschlands Ausfuhr)**		
überhaupt	10096	5731	76%
nach Italien	393 = 3%	175 = 3%	124%
" Österreich-Ungarn	1104 = 11%	595 = 10%	25%

Ist auch Deutschlands Handel nach Italien relativ nicht sehr groß, so ist doch die immerhin bedeutende Zunahme unserer Ausfuhr (mit Überschuß!) dorthin gewiß keine quantité négligeable. Dabei ist nun aber noch für uns von besonderer Bedeutung gerade die Tatsache, daß wir nach Italien hauptsächlich sogenannte „fertige Waren" ausführten, während uns Italien dafür vornehmlich

*) Hauptauswanderungsland der Italiener.

**) Daß der Wert unserer Einfuhr aus Italien jeweils größer ist (1913 z. B. 20%) als der entsprechende Ausfuhrwert Italiens, hat wohl nicht zuletzt darin seine Ursache, daß der Wert der Waren im Ausfuhrlande niedriger als im Einfuhrlande sein muß, weil ja sonst eine Ausfuhr nicht stattfinden würde. Aus dem gleichen Grunde scheint dann wohl aber auch der Wert unserer Ausfuhr nach Italien jeweils kleiner (1913 z. B. 30%) als der entsprechende Einfuhrwert Italiens. — Nicht ohne Interesse ist übrigens noch in obiger Übersicht die große Konstanz der Prozentzahlen.

„Rohstoffe" und „Nahrungs- und Genußmittel" lieferte. So führte Deutschland z. B. im Jahre 1912 (neuester Ausweis dieser Art)

(Warenkategorien)	nach Italien aus für Mill. Mark	aus Italien ein für Mill. Mark
Rohstoffe	33,4 = 8,3 %	182,2 = 59,7 %
Halbfertige Waren	45,1 = 11,2 %	9,8 = 3,2 %
Fertige Waren	294,6 = 73,5 %	38,8 = 12,9 %
Nahrungs- und Genußmittel	28,0 = 7,0 %	71,3 = 23,4 %
Vieh	0,1 = 0,0 %	2,5 = 0,8 %
zusammen	401,2 = 100,0 %	304,6 = 100,0 %

Bei der großen Bedeutung der Einzelposten der Warenausfuhr eines Landes für die Erkenntnis der Struktur seiner Volkswirtschaft möge schließlich hier noch folgende gewiß lehrreiche Gegenüberstellung der Hauptartikel der Ausfuhr Italiens und Deutschlands Platz finden: im Jahre 1912*) wurden

für Millionen Mark
ausgeführt

aus Italien:		aus Deutschland:	
Rohseide	328	Eisen und Eisenwaren	1176
Baumwollgewebe	127	Maschinen (auch elektrische)	680
Seidengewebe	83	Steinkohlen und Koks	563
Früchte, ohne Agrumen	74	Baumwollwaren	421
Chemikalien und Drogen	68	Wollwaren	253
Wein	59	Leder und Lederwaren	217
Käse	55	Seidenwaren	191
Hanf	54	sonstige elektrische Erzeugnisse	179
Agrumen	51	Teerfarbstoffe	134
Fruchtkonserven	49	Kleider	118
Kautschukwaren	44	Waren aus Kupfer	108
Häute	41	Spielzeug	92
Olivenöl	41	Wollengarn	88
dann Holz und Strohwaren, Eier, Hüte, Marmor, Schwefel, Automobile, Reis, Teigwaren, Gemüse, Mandeln etc.		dann Bücher etc., Personenmotorwagen, Hohlglas, Klaviere, Orgeln, Porzellanwaren, Kali- und Abraumsalze etc.	

Aus dieser Gegenüberstellung geht wohl ziemlich klar hervor, daß Italien noch nicht wie Deutschland ein Industriestaat ersten Ranges ist. Spielen ja doch unter den Ausfuhrwaren Italiens noch immer Erzeugnisse der Landwirtschaft die

*) Neuere Daten können aus Gründen exakter Vergleichbarkeit nicht gegeben werden.

Hauptrolle. Es werden aber, da Weizen importiert werden muß, nur Südfrüchte, Wein, Olivenöl, Reis, Eier, Käse, Fruchtkonserven (Tomaten), Teigwaren etc. ausgeführt. Vor allem aber kann, dank der alle übrigen Länder Europas weit übertreffenden Seidenraupenzucht — sie beschäftigt mehr als eine halbe Million Menschen — aus den Kokons ein großes Quantum Rohseide aus Italien exportiert werden. Sehen wir von der recht bedeutende Mengen ausführenden Lebensmittelindustrie ab, so weist einen nennenswerten Export eigentlich nur noch auf die Textilindustrie. Sie hat es verstanden, ihren Baumwoll-, Seide- und Jutegeweben auch in der Fremde Eingang zu verschaffen.

Wenn tatsächlich in diesem großen Völkerkampfe, der alle Merkmale des Wirtschaftskrieges κατ' ἐξοχήν in sich vereinigt, der Kriegserfolg nicht nur durch die Ausbildung und Stärke des Heeres, sowie die technische Vollkommenheit des Kriegsmaterials allein bedingt ist, sondern nicht zuletzt auch durch eine hoch entwickelte Organisation der Volkswirtschaft und des Finanzwesens: dann ist es wohl nicht zuviel gesagt, daß die „Intervention" Italiens für es mit einem Mißerfolg enden wird.

Dr. Albert Südekum, M. d. R.: Mehr Kenntnis — mehr Verständnis.

Das Studium der Formen und der Entwicklung des menschlichen Zusammenlebens hat sich in Deutschland bisher vorzugsweise der formal-juristischen Seite dieses Zusammenlebens zugewandt; andere Gebiete, wie das der Ökonomik, der reinen Soziologie, der theoretischen und praktischen Politik, blieben vernachlässigt. Und doch wäre eine stärkere Ergänzung der parteipolitischen Bestrebungen durch politische Wissenschaft dringend zu wünschen. Nicht als ob etwa der Zugang zur Volksvertretung, zur Zeitungsredaktion und zum Parteisekretariat von der Ablegung staatlicher Examina abhängig gemacht werden dürfte; so kann sich das nicht vollziehen. Sondern so, daß durch eine Hebung des allgemeinen politischen Niveaus die Ansprüche an die zur Führung Strebenden und Berufenen erhöht werden. Auf diese Weise mag es gelingen, das politische Kurpfuschertum auszuschalten und den naiven, auf dem Felde der Politik noch häufig anzutreffenden „Glauben an das Absolute" zu erschüttern oder gar zu zerstören. Bevor wir nicht Probleme da zu sehen gelernt haben, wo der Stammtisch absolute Wahrheiten letzter Instanz erblickt, bevor wir nicht die relative Bedeutung oder Bedeutungslosigkeit auch solcher politischer Äußerungen zu erkennen gelernt

haben, deren Donnerworte anscheinend bis in die fernste Ewigkeit rollen sollen, wird es uns nicht möglich sein, zu politischen Dingen des Tags und politischen Fragen der Zukunft die richtige Stellung zu gewinnen.

Was hier empfohlen wird, ist nicht ein müder politischer Skeptizismus, der, wie Schwefelsäure organische Substanz auflöst, nun die gegensätzlichen politischen Anschauungen und ihre handelnden Ausdrucksformen, die Parteien, unterhöhlen soll, um alles schließlich in dem Urbrei politischer Knochenlosigkeit zusammenfließen zu lassen. Mir scheint vielmehr von einer Ergänzung des mehr triebhaft naiven politischen Handelns durch vertieftes politisches Wissen der erwünschte Aufschwung unseres öffentlichen Lebens, der Erfolg einer erhofften Demokratisierung unserer staatlichen und gemeindlichen Angelegenheiten in hohem Maße abhängig.

An Beispielen für die aus mangelnder Kenntnis stammende Urteilslosigkeit weiter Kreise in politischen Dingen mangelt es nicht; ich greife das Nächstliegende heraus, nämlich die Einschätzung der Haltung der deutschen Sozialdemokratie zum Weltkrieg.

Nach dem Urteil der Sachkundigsten und über alle Zusammenhänge am besten Unterrichteten war das entschlossene Eintreten der deutschen Sozialdemokratie für die Verteidigung des Vaterlandes am 4. August 1914 die eigentliche sieg-bürgende Entscheidung in diesem Kriege. Wenn wir heute, wo ein dauernder und unsere Grenzen wie die Entwicklungsmöglichkeiten unseres nationalen Lebens sichernder Friede vielleicht noch in weiter Ferne liegt, mit voller Zuversicht in die Zukunft blicken und fest überzeugt sind, daß die so kostbaren wie schmerzlichen Opfer unseres Volks nicht vergeblich gebracht wurden, dann gründet sich das auf diese Einsicht. Wie aus Erz geformt stehen die Worte, die die sozialdemokratische Reichstagsfraktion dem ersten Kapitel der Geschichte des Weltkriegs zur Überschrift gab: „Es gilt, die Gefahren abzuwehren, die Kultur und Unabhängigkeit unseres eigenen Landes sicherzustellen. Da machen wir wahr, was wir immer gesagt haben: Wir lassen in der Stunde der Gefahr das eigene Vaterland nicht im Stich."

Wort und Tat der Sozialdemokratie in der über Deutschlands Sein und Zukunft entscheidenden Stunde haben für viele in unserem Volk die Befreiung von tiefster Sorge bedeutet. Und doch beruhte diese Sorge nur auf einer im Inland wie im Ausland gleichermaßen mangelhaften Kenntnis der Personen und Dinge und auf deshalb falschem politischen Urteil. So schroff auch die am 4. August 1914 von der sozialdemokratischen Partei Deutschlands vollzogene taktische Wendung erscheint, so wenig war sie ein Bruch mit sozialdemokratischen Grundsätzen. Grundsätzlich brauchte die Partei an jenem Tage nicht umzulernen. Ihr Einrücken in die nationale Verteidigungsfront war in der Tat nur eine Wahrmachung dessen, was die Bahnbrecher und berufensten Führer der

Bewegung von jeher betont hatten. Der Beweis ist leicht zu erbringen. In diesen Tagen gesteigerten nationalen Empfindens sind wir leicht geneigt, internationale Beziehungen gering zu achten und das Heil unserer Zukunft in einer selbstgenügsamen Abgeschlossenheit zu suchen. Ohne mich mit dem an diesem Ort überflüssigen Nachweis aufzuhalten, wie sehr wir geistig und materiell verarmen müßten, wollten wir solche Gedanken zur Richtschnur unseres künftigen Verhaltens machen, dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß selbst der grundsätzlich gerechtfertigte Internationalismus seine Gefahren hat oder mindestens haben kann. Aber ich darf es wohl als ein Zeichen wirklich realpolitischer Begabung ansprechen, daß die deutsche sozialistische Arbeiterpartei in der entscheidenden internationalen Frage, nämlich in der Frage des Verhaltens im Falle kriegerischer Konflikte, niemals den drängenden Lockungen von englischen, französischen und anderen romanischen und slawischen Sozialisten gefolgt ist, die Selbständigkeit ihrer Nation durch das Versprechen aktiven oder mindestens passiven Widerstands im Kriegsfall zu gefährden. In dieser Beziehung hat sich namentlich Bebel nie auch nur einen Augenblick schwankend gezeigt. In seinem politischen Schwanengesang, seiner letzten Rede im Reichstag — in einer Sitzung des Haushaltsausschusses aus Anlaß der Militärvorlage von 1913, wenige Monate vor seinem Tode — seien nur diese wenigen Sätze mitgeteilt: „Die deutsche Sozialdemokratie hat niemals verkannt, daß die geographische und politische Lage unseres Reichs die Vorbereitung einer starken Schutzwehr notwendig macht. Da ein Weltkrieg unser Vaterland vielleicht vor die Frage von Sein oder Nichtsein stellen wird, rechtfertigt sich nicht nur die Wehrhaftmachung des letzten Mannes bei uns, sondern sie ist eine notwendige Forderung. Die Sozialdemokratie war die erste große Partei, die das klar erkannt und daher in ihr Programm den Satz aufgenommen hat, der die Erziehung des ganzen Volks zur allgemeinen Wehrhaftigkeit ausspricht. Das Vaterland verteidigt man aber nicht bloß mit Maschinengewehren und Kanonen, mit Lanzen und mit Säbeln, mit starken Fäusten und schnellen Beinen, sondern dazu gehören auch ganz bestimmte geistige und sittliche Eigenschaften des Volks. Und die Sozialdemokratie will diese Eigenschaften stärken, auf denen die Selbstbehauptung der Nation in erster Linie beruht; sie sieht diese tief begründet in dem auf wirklicher Freiheit und Gleichheit wurzelnden Gefühl der Zusammengehörigkeit der Volksangehörigen."

Erkennt man aus dem Verhalten der deutschen Arbeiterschaft in diesem Krieg, in dem sie wirklich unerhörte Opfer freudigen Herzens bringt, besser noch, als aus diesen klugen Worten Bebels, daß auf politischem Gebiet der Internationalismus nicht, wie oft und in weiten Kreisen befürchtet wurde, politisch zur nationalen Gefahr geworden war, so läßt sich eine ähnliche realpolitische Auffassung auch der wirtschafts- und sozialpolitischen Fragen ebenfalls schlagend nachweisen.

So sagt Otto Hué, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und

Führer der großen Bergarbeiter-Organisation*): „Unsere industriellen Interessen weisen uns auf den Weltmarkt als stärker zu kultivierendes Absatzgebiet für unseren steigenden Warenüberschuß hin. Darum bedürfen wir des freien Handelsrechts, auch des freien Meeres. Daß dies kein bloßes imperialistisch-kapitalistisches Schlagwort, muß der gegenwärtige Krieg doch auch den Konservativsten gelehrt haben. Unser steigender Produktionsüberschuß wird verhältnismäßig immer weniger von unseren bisherigen großindustriell meistens selbst schon sehr stark durchsättigten Hauptabnehmern konsumiert werden können. Darum braucht Deutschland in der Tat die Freiheit der Meere für seinen gewaltigen Ausfuhrhandel. Es braucht die freie Schiffahrt für den Import seines großen Nahrungsmittelbedarfs, besonders auch für seine Versorgung mit den nicht im Inland zu gewinnenden Metallen. Wir müssen ferner die ungehinderte Freiheit haben, überseeische Gebiete als Neuland für unseren Warenexport und eventuell als Bezugsland für metallische und andere Rohstoffe wirtschaftlich zu erschließen, natürlich ohne Vergewaltigung der Eingeborenen. Warum sollte sich gerade Deutschland von dieser kolonialpolitischen Betätigung fernhalten müssen? Nicht um einen antisozialistischen Imperialismus handelt es sich in dieser Sache, sondern lediglich um die Forderung, gleichberechtigt im weltwirtschaftlichen Wettbewerb zu sein. Wird das allseitig verstanden und loyal zugegeben, dann wird die uns sehr am Herzen liegende dauernd friedliche Verständigung der Kulturnationen eine gesunde Grundlage bekommen."

Der Führer der Arbeiter des Baugewerbes, August Winnig in Hamburg sagt: „Wer als deutscher Bauarbeiter Einsicht genug hat, um die Wirkungen einer deutschen Niederlage zu erkennen, der muß im eigenen Interesse und im Interesse seines ganzen Gewerbes den Sieg Deutschlands aufs innigste wünschen. Alle Phrasen von der Befreier-Mission der Westmächte und der Verdammungswürdigkeit des deutschen Militarismus werden uns ungerührt lassen: In diesem Krieg geht es um die wirtschaftliche und kulturelle Zukunft des deutschen Volks."

Emil Kloth, der Führer der Arbeiter graphischer Gewerbe, sagt: „Freiheit der Meere, offene Tür, Meistbegünstigungsverträge sind für unsere deutschen Arbeiter keine abstrakten Begriffe, sondern schwerwiegende Realitäten. Wir haben ein starkes Interesse an der ungeschmälerten Erhaltung des Deutschen Reichs. Die englische Alleinherrschaft auf dem Meere bedroht zu jeder Zeit unsere Ausfuhr nach allen überseeischen Ländern. Ein Sieg des Vierverbands schließt in sich, daß die Ausfuhr nach den feindlichen Ländern und besonders die direkte Ausfuhr nach deren Kolonien noch mehr als bisher unter allerlei Ungunst zu leiden hätte. Solange noch die kapitalistische Produktionsweise durch keine

---

*) In einem von Wilhelm Jansson herausgegebenen Buch: „Arbeiterinteresse und Weltkrieg, (Verlag von A. Baumeister in Bh.-Karlshorst), dem auch die folgenden Anführungen entnommen sind.

bessere ersetzt ist, fallen den Unternehmern, ihren leitenden Beamten und Auslandsvertretern sehr wichtige Aufgaben in bezug auf die Beobachtung des Auslandsmarkts, der Berücksichtigung der Bedürfnisse der verschiedenen Länder, der Ausnützung der Absatzmöglichkeiten, der Gestaltung der Handelsverträge und der Benutzung der Verkehrswege zu. Mit einem regsamen, weitsichtigen, auf den freien Wettbewerb vertrauenden Unternehmertum vermag die Arbeiterschaft unbeschadet ihrer eigenen Interessen sehr wohl ein gut Stück Wegs zusammen zu gehen."

Der Redakteur der Holzarbeiterzeitung, Kayser in Berlin, sagt: „Die feindlichen Länder, besonders England, haben die deutsche Konkurrenz auf dem Weltmarkt unerträglich gefunden. An der Blüte der deutschen Industrie sind aber nicht nur die Unternehmer, sondern auch die Arbeiter interessiert. Die klare Erkenntnis dieser Tatsache trägt wesentlich dazu bei, daß die deutschen Arbeiter rückhaltlos für die deutsche Sache eintreten und alles aufbieten, ihren Sieg zu fördern. Die Verwirklichung des Kriegszieles unserer Feinde, die wirtschaftliche Abschnürung Deutschlands, würde die Holzindustrie auf das schwerste treffen. Der Frieden soll die Bahn freimachen für eine ungehinderte Entwicklung der deutschen Industrie. Arbeiter und Unternehmer stehen sich im Wirtschaftsleben als Gegner gegenüber. Der Streit um die gerechte Verteilung des Arbeitsertrags ist der Hauptinhalt der Gewerkschaftsarbeit. Dieser Gegensatz zwischen Unternehmer und Arbeiter schließt aber nicht aus, daß beide an der Blüte der Industrie interessiert sind."

Der Vorsitzende des Verbandes der Sattler, Peter Blum, sagt: „Gegenüber dem so oft recht drastisch zum Ausdruck gebrachten Willen der deutschfeindlichen Länder, den deutschen Handel zu vernichten, müssen wir streng an der Parole festhalten: Deutschland muß siegen. Wir müssen siegen, aber unser Ziel ist nicht Vernichtung der englischen noch der französischen Produktion, sondern die Abwehr der gegnerischen Bestrebungen, deutsche Kultur, deutschen Handel und deutsche Arbeit von der Welt auszuschalten. Was wir verlangen, ist die Freiheit der deutschen Arbeit."

Hermann Krätzig, Mitglied des Reichstags, führt im Namen der deutschen Textilarbeiterschaft aus: Man könne sich unschwer vorstellen, wie es um die Zukunft der deutschen Textilindustrie bestellt sein würde, wenn das Kriegsergebnis für Deutschland ungünstig werden sollte. Nicht nur das müsse vom Standpunkt der deutschen Textilarbeiter aus vermieden werden, sondern die gegenwärtigen Verhältnisse zeigten, daß es eine unbedingte Notwendigkeit sei, Bestrebungen zu unterstützen, die zum Ziel haben, die deutsche Textilindustrie mit ihrem Rohstoffbezug von England unabhängig zu machen. „Hoffen wir, daß es nach dem Kriege möglich sein wird, die Erzeugung von Rohstoffen für die deutsche Textilindustrie (in den kleinasiatischen Gebieten der Türkei oder in eigenen Kolonien) weiterzu-

führen, um aus der Gefahr herauszukommen, daß der deutschen und der österreichischen Textilindustrie jeden Augenblick die Luft abgeschnitten werden kann."

An solchen Äußerungen darf kein verantwortungsvoller Politiker achtlos vorbeigehen. Und wenn man doch noch im September 1915 in der „Deutschen Arbeitgeberzeitung" Worte wie die nachstehenden lesen konnte: „Mit Entschiedenheit muß die Arbeitgeberschaft abweisen, je mit Gewerkschaftsvertretern — denn das sind ganz im Gegensatz zu den Arbeitern die eigentlichen Repräsentanten der Sozialdemokratie, und sie leben meist nur von der Agitation und dem Gelde, das sie den Arbeitern aus der Tasche ziehen — gemeinschaftlich zu tagen, selbst wenn manche Regierungsbehörden die Hinzuziehung solcher Leute aus Unkenntnis des Milieus und der vitalen Interessen von Industrie, Handel und Gewerbe einleiten sollten," — wenn man, sage ich, noch solche Worte lesen mußte, so hat man damit den Beweis nicht nur für ein schrankenloses und deshalb schädliches Herrenbewußtsein, sondern auch für eine ebenso schädliche politische Unwissenheit und Urteilslosigkeit. Ich habe schon bei einer früheren Gelegenheit in den Spalten dieser Zeitschrift darlegen dürfen, daß sich in den ersten schweren Kriegswochen die eigenen Organisationen der deutschen Arbeiterschaft recht eigentlich als das Rückgrat der wirtschaftlichen und moralischen Existenz der Bevölkerung erwiesen haben. Es ist kein Geheimnis, daß die Gewerkschaften, die beim Ausbruch des Krieges bis zum Funktionieren öffentlicher Unterstützungseinrichtungen den ersten Anprall der Notleidenden auszuhalten hatten, in nicht genug zu rühmender Entschlossenheit und Opferbereitschaft ihre Millionen in den Dienst der großen Sache gestellt, die Schatten der Not von den Schwellen unserer arbeitenden Bevölkerung gescheucht haben.

Das und alles andere nicht um Lohnes willen. Es gilt da, was der Abgeordnete Scheidemann im März 1915 im Reichstag gesagt hat: „Was wir getan und was wir weiter tun, geschieht aus Liebe zum Volk. Vom Pflichtgefühl getrieben werden wir auch in Zukunft, wenn der Friede gekommen ist, unsere Pflicht weiter tun."

Dr. Richard Braunfels: Ansichten und Aussichten.

(Eine Kunstbetrachtung.)

Man hört und liest von Leuten, die mit Kunst und Ästhetik in einem — der Selbstschätzung nach — sehr vertrauten Verhältnis stehen, daß unser Lebensgang eine Entwertung der Kunst mit sich bringt, daß der immer mehr zunehmende Amerikanismus, das Überwiegen des technischen Materialismus und was der -ismen mehr sind, uns in hundert Jahren wohl so weit gebracht habe, daß Kunst nur noch gleich „gewesene" sei, daß sich produktive Kraft einzig auf dem Gebiete der Technik in weitestem Sinne äußern könne. (Chemie, Naturwissenschaft etc. einbegriffen.) Prophezeiungen erhalten erst Wert, wenn sie eingetroffen sind; die Prüfung, ob positiven oder negativen, wird für die meisten von uns in ca. hundert Jahren mit Schwierigkeiten verknüpft sein.

Will man also nicht gerade das bequeme Mittel der Gegenprophezeiung einschlagen, so ist der Behauptung nur mit einer Prognose zu begegnen, die sich auf den Krankheitsbefund — die aktuellen Verhältnisse — stützt, und aus der Entwicklung ähnlicher, nun abgeschlossener „Fälle" Schlüsse zieht. Also nicht mehr als ein Wahrscheinlichkeitsurteil wird herauskommen, und das wird subjektiv und nur ähnlich gebauten Seelen einleuchtend sein. Aber das genügt.

Zwei Anschauungen stehen sich gegenüber. Durch zweierlei Auffassungen vom Werte und von der Bedeutung der Kunst scheint ihre Gegensätzlichkeit bedingt. Die eine sieht im Kunstwerk und im Kunstgenuß die einzige, für feinere Gehirne geeignete Lebensäußerung, — ein Ästhetenstandpunkt, der gerade in den letzten 30 Jahre viele Anhänger gefunden hat —, die andere, die am meisten von psycho-physiologischer Betrachtung ausgeht, betont vor allem den biologischen Wert der Kunst.

Es ist selbstverständlich, daß diese Anschauung demokratischer ist, während die andere das Aristokratische der Kunst betont, daß diese im Grunde jeden als Genießenden zuläßt, und daß sie dafür nicht in demselben Grad imstande ist, eine scharfe Grenze zu ziehen zwischen sogenannter echter Kunst und nicht echter. Aber doch hat sie, ohne von ihrem Prinzip abzuweichen, die Möglichkeit, Werturteile abzugeben, Werturteile, die sogar objektiver sind, als die rein ästhetischen. Zum Beweis mehr zu geben, als die zwei Schlagworte „Intensität" und „Extensität", die dem Kenner moderner Kunstpsychologie wohl Begriffe verdeutlichen, ist hier nicht möglich. Es sollte mit dieser Andeutung dem Vorwurf begegnet werden, daß bei solcher Anschauung der Begriff „Kunst" aufgehoben würde, daß „Kunst", so betrachtet, sich in nichts von Nahrungsmitteln wie Butter und Käse unterscheide! Dagegen sollte nicht bestritten werden, daß Kunst somit als „sekun-

däre Erscheinung" gekennzeichnet wird. „Sekundäre Erscheinung" nicht in der Rangliste, sekundär vor allem insofern, als sie die Abstraktion und Sublimierung jeweils aktueller Lebensäußerungen und Lebenswerte darstellt. Diese sind das primäre, sind das Material für die künstlerische Gestaltung, bilden die Grundlage.

Es ist klar, daß zu allen Zeiten, wo starke Verschiebungen und Änderungen im Gange des äußeren Lebens sich bemerkbar machen, wenn nicht ein momentaner Stillstand, so doch eine momentane Direktionslosigkeit in der künstlerischen Produktion eintritt. Denn die menschliche Adaptionsfähigkeit kann nicht immer Schritt halten mit der sozialen Entwicklung. Das ist eine Tatsache, die in der Geschichte aller Künste zu konstatieren und zu kontrollieren ist.

In solchen Epochen werden naturgemäß stärkere Dissonanzen in jedes Individualleben kommen, wird ein fühlbares Mißverhältnis zwischen Forderung und Können eintreten. Ströme pessimistischer Weltanschauung werden sich, wenn das Bild gestattet ist, nach diesen Tiefdruckgebieten entwickeln, und Pessimismus war ein Charakteristikum in der Kunst der letzten Jahrzehnte. Diesem Pessimismus, der noch immer mächtig genug ist, unterlagen und unterliegen unsere Propheten. Doch es ist gefährlich, in einem Spiel wechselnder Kräfte die augenblicklich herrschende Kraft für endgültig maßgebend zu halten. Die Erfahrung lehrt, daß die jahrzehnte- und selbst jahrhundertelange Herrschaft einer Richtung nichts für ihre Endgültigkeit beweist. — Pessimistische Weltanschauung, wie gesagt, scheint das Hauptmerkmal der Kunst unserer Übergangszeit zu sein, mag sie sich nun in naturalistischer oder symbolistischer Richtung bewegen. „Nature vue par un tempérament", dieser Kampfruf Zolas machte zwar jedem Willen den Weg frei, aber die wenigsten, selbst der Kampfrufer nicht, konnten sich von dem Drängen und den Konflikten ihrer Zeit frei machen. Ihr „tempérament" und ihr Glaube war: Pessimismus.

In allen Künsten läßt sich pessimistische Weltanschauung, pessimistische Deutung des Daseienden als eine Grundmelodie verfolgen — sie ist selbstverständlich nicht das einzige Motiv —, am deutlichsten ist diese Strömung aber erkennbar in der Dichtkunst, der Literatur überhaupt. S i e ist durch ihr Rohmaterial, das Wort, gezwungen, unverhüllter oder eindeutiger zu reden, als bildende Kunst oder gar Musik. Es wird überflüssig sein, Beispiele anzuführen, sie sind jedem bekannt, und leicht ist es auch, die Parallelen in den anderen Zweigen der Kunst zu finden. Ich erinnere nur an Courbet und Millet, ihren Kreis und ihre Nachfolger, die das soziale Moment, den Fluch und das Recht der Enterbten tendenziös in den Vordergrund stellten. Die Maler waren die ersten, die sich den Kampf sozial verschiedener Klassen in Einzeltypen anfangs und in einseitiger pessimistischer Ausdeutung zum Vorwurf nahmen, sie aber waren jedoch auch die ersten, die über die Grenze kletterten und Blicke in ein anderes Land taten. — Die Maler suchten ein Neuland und fanden es in der Wüste, in der

man bis dahin nicht die kleinste Oase finden wollte, in der nach gemeinem Glauben die Ströme, die die Kunst speisten, rettungslos versickerten. Die Maler entdeckten die moderne Großstadt. Die sogenannten Impressionisten sahen die Großstadt und malten sie. Sie malten sie wohl ohne jeden Gedanken an ein anderes als rein malerisches Programm. Aber sie zeigten uns, daß Schönheit zu finden sei in den Straßen der modernen Stadt, daß ihre Brücken, Bahnhofshallen, die wechselnde Beleuchtung, wie sie durch den Rauch, Staub und Nebel der großstädtischen Atmosphäre bedingt ist, ja daß auch die Dissonanzen, die in der Großstadt zum Klingen kommen, reizvoll sein können. Ich denke hier an die Londoner Bilder Monets, auch an die Pariser von Manet, der allerdings mehr die prickelnde Unruhe des weltstädtischen Lebens in Cafés, Restaurants, auf Rennplätzen, der den Luxus und die Eleganz der Mondänen suchte. Weiter auf diesen Bahnen ging Camille Pissaro. Er war kein Neuerer, auch nicht als Maler, aber er hat versucht, den eigenartigen Reiz gedämpften und doch flimmernden Lichts in den Straßen der Großstadt wiederzugeben, hat versucht, das wirre, hastende und großartige Leben darzustellen. Und daß er gleich ganze Zyklen Pariser Straßenbilder schuf, daß er so auf die Unerschöpflichkeit dieses Neulandes hinwies, gibt seinem Werk eine größere Bedeutung.

Die französischen Maler waren die Initiatoren, die deutschen Maler sind gefolgt und haben manches vollendet, indem sie alle Erscheinungen modernen Lebens in das Reich künstlerischer Gestaltung zogen. So entstanden z. B. die Eisenbahnbilder Baluscheks, die Fabrikbilder Kleys etc. Ich kann nur auf einzelnes hinweisen, das mir charakteristisch erscheint. Erwähnung oder Nichterwähnung eines Künstlers schließt natürlich kein Werturteil in sich. An Menzel jedoch kann ich nicht vorübergehen, denn er gehört eng zu diesem Kreis. Er nahm wohl einen andern Weg als die Impressionisten, ging auch von ganz anderen Voraussetzungen aus und packt doch, allerdings nicht ohne von den Franzosen gelernt zu haben, alle Probleme an, die am Ende des Jahrhunderts Bewegung und Erregung schaffen. Auch bei ihm: „nature vue par un tempérament“. Zeitausschnitte von einem Temperament gesehen, das phrasenlos genau das gestaltend wiederzugeben sucht, was es vor sich hat. So ist das gewaltige Werkstattbild, das „Eisenwalzwerk“ entstanden, das an Unmittelbarkeit kaum seinesgleichen hat. Mir zeigt es nicht die Sklaven der Arbeit, die Ausgebeuteten, die von der überragenden Macht des Kapitalismus und der Maschine erdrückt werden, für mich ist es die gewaltige Symphonie der Arbeit, bei der Mensch und Maschine zusammenwirken. Es ist ein Bild ohne gewollte Tendenz und doch ein Werk von befreiender optimistischer Kraft. Die eherne Notwendigkeit des Schaffens, der Triumph der Tat, an der die Mitwirkenden als Herren und Diener zugleich beteiligt sind, lassen dem Bilde eine Idee der Freiheit entstrahlen, die gewaltiger und tiefer ist als die erklügelte Idee der Willensfreiheit.

Und diese von Menzel vorweggenommene optimistische Tendenz scheint mir

das Grundmotiv der modernen Malerei. Gefördert wurde sie noch durch andere Momente. Die Entdeckung des neuen Arbeitsfeldes veränderte die Schaffensbedingungen, ergab die Notwendigkeit, im freien Licht zu arbeiten, forderte hellere, leuchtendere Farben, die ein intensiveres Lustgefühl erwecken mußten. Selbst da, wo alterprobte Vorwürfe behandelt werden, entspringen der Veränderung der Technik und der Form von selbst andere Wirkungen. Die Porträts eines Renoir z. B. mit ihren leuchtenden Farben, ihrer Geschlossenheit innerhalb der Farbe, erhalten dadurch den Charakter einer größeren Frische, einer erhöhten Lebensfreude und stehen uns so näher als ein psychognostisch noch so gut gelungenes Porträt, das in den Ateliertönen einer früheren Zeit gehalten ist.

Auch in die Bildhauerei griffen die Prinzipien der modernen Malerei ein. Rodin mit seinen malerisch-plastischen Bildwerken schuf neue Bahnen. Seine große Ehrfurcht vor allem Seienden machte ihn zum Ja- und Amensager, der in naivem Staunen jede Form in ihrer Art „schön" fand, mochte sie sich als junger, schwellender Körper, oder als eine verblühte, durchs Alter verwüstete Frauengestalt darstellen. Einen Schritt weiter ging Meunier, nicht als Bildhauer, sondern als Entdecker. Als solcher gewinnt er in diesem Zusammenhang ein besonderes Interesse. Es ist nicht unwesentlich, daß er, der ehemalige Bildhauer, zuerst bei den Malern in die Schule gehen mußte, um eine Vita nuova zu finden. Dem Maler ging erst auf, wie groß und berauschend dies wuchtige, fieberhafte Leben der modernen Arbeit sein kann. Der Maler lernte das angeblich so poesielose Land des Borinage, la terre noire sehen und darstellen, der Bildhauer, der, wie mir scheint, in seiner Unbestechlichkeit an Menzel erinnert, gestaltete die neuen Symbole in seinen Plastiken in größerem Maßstab wieder. Er schuf zuerst in typischen Einzelgestalten den niedersten Diener einer gewaltigen Zeit, die zerbricht und stärkt. Dann erst wagt er es, in großzügigen Reliefs ein umfassendes Bild seiner Epoche, der Epoche der „Arbeit" zu gestalten. Wohl gibt es auch bei ihm Zertretene und Müde, aber doch klingt ein brausender Kampfruf, ein zerrissenes, jubelndes Siegeslied aus diesen feierlich stilisierten Plastiken. Ein Leben voll Kampf, aber ein reiches Leben, in dem Zorn und Schmach, Jubel und Leid übertönt wird von dem gewaltigen dröhnenden Herzschlag eines intensiven, stürmenden Daseins.

Kein Zufall scheint es mir zu sein, daß in dieser Epoche ein Denkmal von so trotzigem Geist wie das Bismarckdenkmal Lederers entstanden ist. Hier sind rein plastische Wirkungsmittel herangezogen, ein Höchstmaß von Stilisierung erreicht, damit ist aber ein ganz monumentaler Eindruck erzeugt, und aus dieser kraftvollen, selbstsicheren Ruhe spricht eine ebenso kampfgewohnte Natur, eine ebensolche Überwinderfreude, wie aus den differenzierten Plastiken Meuniers.

Der Wille, dieses Leben zu nehmen, wie es ist, ohne die Schminke eines verleugnenden, überirdischen Idealismus redet aus solchen Werken. Begeisterte Freude für ein Leben, das aller trägen Ruhe feindlich ist, das höchste Anspannung

aller Kräfte fordert, das jeden Tag neu verlangt: Kämpf' oder stirb; Begeisterung für ein Leben, das das Individuum mehr als je als das Glied eines Ganzen einordnet und seinem Sieg, seiner Überwindung eine Allgemeinbedeutung gibt, die es vielleicht als Individuum aufhebt, um es dagegen als „Mensch" über Land und Zeitgrenze höher als je zu heben.

Ehrfurcht vor dem, was ist, zeichnet diese „zwecklosen" Künste aus; mehr noch wird sich den Formen des aktuellen Daseins die „zweckvolle" Kunst anpassen müssen, wenn anders sie ihm gerecht werden und ihm Werte geben will. Und ich glaube, daß das Streben der modernen Architektur darauf gerichtet ist; auch aus den Formen der modernen Bauten klingt Stolz und Freude auf das reiche, kraftvolle Leben dieser Epoche der Arbeit. Andere Forderungen und Bedürfnisse schuf die neue Zeit, andere Schaffensbedingungen waren so gegeben, andere Schaffensmöglichkeiten bot die Verwendung des Eisens. So konnte der ragende, von aller Schwere befreite Eiffelturm entstehen, der jetzt zwar als Observatorium von „praktischer" Bedeutung ist, ursprünglich aber mehr ein Sinnbild triumphierender Kraft und neuer Möglichkeiten war. So entstand ein Zweckbau wie der Frankfurter Hauptbahnhof mit seinen hohen, kühnen Wölbungen, deren stolze Leichtigkeit besonders deutlich zum Ausdruck kommt, wenn man den starren Steinbarockbau, dem er angegliedert ist, damit vergleicht. Auch das Messel'sche Warenhaus Wertheim mit seiner großzügigen Vereinigung rein zweckmäßiger Anlagen und edel-vornehmer Schönheit gibt Kunde von lebensbejahendem Geiste, der das Befreiende und Grandiose in jeder tatkräftigen Arbeit sieht. Nicht ohne innere Berechtigung und Bedeutung ist in der aufstrebenden, fenster- und lichterfüllten Fassade etwas von kirchlich-erhabenem Stil. Das Evangelium der Arbeit wird gepredigt in diesen und ähnlichen Werken, wie etwa der feierlichen Kuppel im Arbeitssaal der Pariser Bibliothèque Nationale oder den gewaltigen Markthallen von Baltard. Monumentalität und Feierlichkeit, aber auch Licht und Helligkeit, Freiheit und Ehrfurcht, kurz, Freude an der Zeit, in der wir leben, kündet, wie die Malerei und Bildhauerkunst, auch die Baukunst. Optimismus, kräftige Energie, Wille zur künstlerischen Gestaltung der Probleme und Symbole unserer Zeit kommt meines Erachtens in all diesen Künsten am stärksten zum Ausdruck, mögen auch andere Richtungen keineswegs fehlen, mögen auch manche Werke, die dieser Erkenntnis ihr Dasein verdanken, in Prinzipienstarrheit weitergehen, als einer wahrhaft künstlerischen Wirkung zuträglich ist. Ohne Stilisierung ist ein Kunstwerk nicht möglich, nur das Wesentliche hat Berechtigung; um es rein zum Ausdruck kommen zu lassen, ist alles — für den künstlerischen Blick — zufällige ohne Daseinsberechtigung, deshalb sind „futuristische Momentaufnahmen", die eine einheitliche Linie und Konzentrierung durchaus vermissen lassen, nicht bedeutungsvoll für die Zukunft, weil sie sich abseits der großen Heeresstraße bewegen, die wahre Kunst geht. Immerhin aber ist doch auch bei futuristischen Künstlern, an deren Ehrlichkeit im allgemeinen

nicht zu zweifeln ist, der eine gegenwarts- und zukunftsfrohe Wunsch wirksam, die aufregende, jugendkräftige Wirrnis unseres Lebens künstlerisch zu durchdringen und zu erfassen. Aber geistreiche Spekulation, die über der Lust an richtiger Erkennung physiologischer Phänomene die Prinzipien der produktiven Gestaltung vernachlässigt, bestimmen den Charakter der futuristischen Kunst und schaden ihr.

Ganz ähnliche Tendenzen haben der Dichtkunst für lange Zeit freies Atmen verwehrt. Die Dichtkunst war allzu sehr in den Bann des nur geistigen, des philosophischen Erkennens geraten, um mit neuen Augen die neue Welt zu schauen. Ein Charakteristikum dieser Zeit ist die Ausgestaltung und vielleicht Vollendung des Technisch-Formalen, ein Phänomen, das fast regelmäßig als Enderscheinung auftritt. Hand in Hand damit ging das Bevorzugen allgemein wenig bedeutender und wenig interessierender Probleme, die Unfähigkeit plastischer Gestaltung, die allzu rigorose Ausbeutung lyrischer Stimmung, die zum Beispiel dazu führte, Dramen zu schreiben, denen alles Dramatische fehlte. In vergangene Zeiten rettete man sich, suchte — instinktiv richtig fühlend — die Epochen großen Umschwungs auf, wie etwa die Renaissance, und gelangt doch nicht — Conrad Ferdinand Meyer kommt hier nicht mehr in Betracht — dazu, mehr zu geben als schwankende, wenn oft auch geistreiche Gefühlsergüsse in sogenannten Dramen und in Novellen; im günstigsten Falle suchte man eine hervorragende Kämpfergestalt zu wecken, die sich aus dem brodelnden Hexenkessel voll Mord, Totschlag und Intrigen emporschwingt, doch reichte es selten zu mehr als einem blutigen Condottiere, der recht sentimental sein konnte.

Man wollte übersehen, daß die Entwicklung einen anderen Weg genommen, daß die Kraft des Geistes längst über körperliche Robustheit triumphiert hatte, daß Heldentum zu suchen ist in der Überwindung von Hindernissen und so vor allem in Selbstüberwindung. Wir sind in einem „nervösen" Zeitalter. Unser Gehirn ist stärker geworden als unser Körper; aber liegt nicht hier der Weg und das Ziel aller Entwicklung? Ist nicht so die Möglichkeit gegeben zu hervorragenden körperlichen Leistungen, zu einer körperlichen Regeneration kraft des Geistes? Nicht nur die Möglichkeit besteht, dieser Weg ist schon beschritten. — Das alles jedoch übersahen die Dichter. „Büßer des Geistes" waren gerade sie geworden, dann erst recht, wenn sie, müde geworden, aller körperlichen Leidenschaften entsagten und ihre artistisch-ästhetischen Extasen in prunkvoll-kalte Verse gossen. Es ist ganz charakteristisch, daß Thomas Mann, der seine Ansicht nicht nur aus Selbstbeobachtung schöpft, den Künstler in dem Mann des kalten Verstandes, der Extasen und der Nerven sieht. Unstreitig ist in dieser Art der Lyrik eine hohe formale Vollendung erreicht, aber sie erscheint, wie alle rein formale Vollendung, unfruchtbar. In bewußter Abkehr vom gemeinen, in junger Kraft sich etwas rüpelhaft gebärdenden Leben suchten diese Dichter das Ewige allein in der schönen Form, ließen sich befruchten von künstlerischen Gebilden, und empfingen

so erst aus zweiter Hand die göttliche Nahrung; mit künstlicher Befruchtung begnügten sie sich und erklärten sie deshalb für vornehmer, weil ihre degenerierten Organe zu natürlicher Aufnahme nicht mehr fähig waren. Verachtung des äußeren Lebens hieß sie, sich ab- und ausschließen; willkürlich vergrößerten sie den Gegensatz von Sein und Wünschen und mußten zu einem resignierten Pessimismus kommen, der denn auch aus all diesen kühl überlegenen Dichtungen klingt. Und dieser selbe Pessimismus gibt auch den Werken der Romanciers und Dramatiker ein Gepräge des Endes. Wohl haben die Werke eines Flaubert — von Salambo sehe ich ab — oder seines Schülers Thomas Mann viel Lebenskraft für eigenes Fortbestehen, aber gerade ihre klassische Vollendung hindert eine produktive Befruchtung und Anregung, die auf die Zukunft hinweist. Eine formale Vollendung des Dramas ist dieser Epoche nur durch Ibsen geworden, aber auch seine mathematisch scharfen Abrechnungen enden immer mit einem vernichtend pessimistischen Resultat. — Erst in seinen letzten erschütternden dramatischen Beichten klagt der Sehnsuchtsruf eines Toten nach dem neuen Leben, klingt das Bekenntnis eines Sterbenden, daß er über der Sektion toter Glieder das bewegliche Spiel der lebenden nicht wahrgenommen habe. — Ein anderer, Hauptmann, hatte zwar in seinen Webern, diesem undramatischen, aber groß angelegten Szenenschauspiel, als Schüler Zolas sich den stark ausgeprägten Klassenkampf moderner Staatengebilde zum Vorwurf genommen, ging auch im „Biberpelz“ und dem „Roten Hahn“, diesen Fortsetzungen alter Schelmen- und Gaunerkomödien, ähnlichen Problemen weiter nach, aber er verlor sich, wie die vielen, im Kleinen und endete, ohne eigentlich typische Gestalten geschaffen zu haben, mit der Rechtsfrage des Individuums den Moral- und Gesellschaftsforderungen gegenüber. Gewiß ein bedeutungsvolles Thema, doch hat es bei ihm nicht die Ausgestaltung gefunden, die einen Ausblick auf den stummen Kampf zweier Großmächte gestattet.

Wie sehr den Dichtern die Unbefangenheit des Blicks fehlte, die ihnen gestattet hätte, das schöpferische Wirken der neuen Zeit zu sehen, dafür bietet ein klassisches Beispiel der Künstler Emile Zola. Was ihm vor allem gelungen ist, was er so großartig gestaltete, wie nach ihm keiner mehr, das war die gewaltige Bewegung des modernen Daseins. Er ist groß und ganz Dichter, da, wo er das wogende Auf und Ab im Getriebe unserer Zeit gestaltet, sei es ein Streik, den er schildert, sei es das Getöse eines Warenhauses oder Theaters, sei es die fieberhafte, überwältigende Tätigkeit in dem Operationszelte eines Schlachtfeldes, immer, wenn er große Massen tendenzlos in Bewegung setzt, spürt man die Zuckungen eines gewaltigen Körpers, der voll Leben steckt und voll Kraft, die nur gelöst zu werden braucht, um in befruchtendem Strom über die dürren Felder der Literaten zu brausen. Und doch hat dieser echte Dichter sich dem eigenen Sinn entfremdet, hat sein Wesen, das gar nicht zu spekulativer Betrachtung neigte, eingezwängt in das Gebäude naturwissenschaftlich-philosophischer und

sozialpolitischer Ideen und sich selbst überredet, daß die Äußerungen noch schlafender Kräfte nur Todeszuckungen eines Sterbenden seien. Freilich hat die Macht seiner Intuition und seines Genies über seinen Verstand und sein gegen sich selbst gerichtetes Wollen triumphiert: wahr, grandios und lebendig bleiben alle die Bilder, die nur den Rahmen für seine „tieferen" Ideen geben sollten. Schon heute ist als totgeboren aus dem Reiche der Kunst verwiesen, was er zu Gunsten einer Erblichkeitstheorie oder ähnlicher Probleme gestalten wollte. Nur der Rahmen ist es, der sein Werk über die Literaturgeschichte hinaus erhalten wird.

Immer war das Streben der Dichter noch darauf gerichtet, aus dem vielstimmigen Chor, der aus der Gegenwart, disharmonisch vielleicht, aber machtvoll in ihre abgeschlossenen Zellen drang, nur die eine Unterstimme, die pessimistische, herauszulösen, falls sie es nicht vorzogen, ihr Ohr der Gegenwartsmusik ganz zu verschließen.

Anders die aus der Reaktion entsprungene Dichtkunst. Vor allem suchte sie das gegenwärtige Leben zu erobern; sie konnte es unmöglich, indem sie es verneinte, sie mußte seine positiven Werte entdecken, und so ist sie in ihrem Wesensgrunde optimistisch, wie die bildenden Künste. Dieser „Willensoptimismus", wie ich ihn nennen möchte, ist eine Gabe des vielgeschmähten Amerikanismus. Der „Wille zum Guten" ist das Leitmotiv in den Äußerungen des amerikanischen Geistes, von der „christian science" und ihren Auswüchsen angefangen bis zur Philosophie von William James: dem Pragmatismus.

Aber lange vor den Philosophen war in Amerika schon ein Künstler erstanden, der mit Willen und Bewußtsein auf die Straße ging, wo die Männer seines Volkes arbeitskräftig und ungebeugt zu neuen, nicht ererbten Ländern und Zielen zogen. Er griff wirklich hinein ins volle Menschenleben; ohne jegliche Künstlereitelkeit ließ er die Saiten seiner Seele von dem Sturmwind neuer Geschicke zum Klingen bringen, demütig und stolz in echter Liebe sich fühlend als Sohn einer erobernden Zeit. Freude am Dasein, Lust am Überwinden klingt aus dem Stammeln von Walt Whitman, der kein literarischer Künstler, sondern mehr war: ein Lebenskünstler.

„O, wie Bäume und Tiere der Nacht trotzen und Stürmen, Hunger, Verhöhnung, Unglück, Mißlingen", singt er einmal.

Gewiß war es manchmal nur ein Stammeln, das aus seiner übervollen Brust hervorbrach, er, der als erster die Größe und junge Kraft der modernen Lebensform fühlte, mußte auch als erster eine neue Form für seine Vita nuova finden, so ist es begeiflich, daß neben gewaltig stürmenden Rhythmen die Form manchmal regellos und unvollkommen erscheint, so daß mancher, der sein Werk nachher liebt, ihn zuerst verkennt, ihn wohl für flach hält. Aber bei ihm so wenig wie bei James ist die inbrünstige, lebensbejahende Religion ein Kind innerer Flachheit, die seit Schopenhauer als fast untrennbar von „Optimismus" angesehen wird. Nicht mit einem banalen Hedonismus ist ja diese optimistische

Weltanschauung — ein schwaches Wort für eine große Idee — zu verwechseln, es ist einfach die positive Seite tiefer Erkenntnis, die in ihr zum Ausdruck kommt. — In Whitman war der neuen Welt, die die theoretischen Siege der alten tatkräftig ausnutzte, ein Prophet erstanden; erst ein Vierteljahrhundert später etwa schrieb in Deutschland Nietzsche seine „Geburt der Tragödie", worin er überzeugend darstellt — „beweisen" kann man kaum seine Auffassung vom Geist längst entschwundener Epochen —, daß der etwas gar zu einfach gesehene Optimismus der Griechen einem tiefen Pessimismus und einem ungeheuren Trotz entsprungen ist, und in Nietzsche feierte dann dieser Optimismus der Griechen und Amerikaner eine großartige Auferstehung. Als Prophet und Messias zugleich, als Dichter und Philosoph in einem, verkündigte er eine neue Ethik des Heroismus, die Ethik des durch Leid und Kampf gestählten Individuums, das sich in Selbstüberwindung zu einer höheren Stufe menschlicher Art emporschwingt. Die Grausamkeit des Lebens, seine Gefahr, seine Rätsel, alles das, was träger Ruhe feind ist, kleidete er in das Purpurgewand licht- und lustspendender Dämonen, die einzig Erfüllung geben könnten. So hieß ihm sein „Wille zur Macht" vor allem: Willen über die eigene Gewohnheitsgebundenheit, Wille zum Kampf.

Es war kein weiter Schritt zu tun, um all die Mächte, die Nietzsche heraufbeschwor, im aktuellen Leben zu entdecken, und doch hat, wie zu zeigen versucht, gerade die Wortkunst lange gezögert, in der „dura necessitas" etwas anderes als ein Vernichtungsprinzip zu sehen. Das praktische, zweckbewußte Leben hatte den Kampf mit den Widerständen der äußeren Welt aufsuchen müssen und schnelle Siege erfochten, aber erst Verhaeren hat, soweit ich sehe, fortzusetzen gewagt, was Whitman begonnen hatte. Er erst dichtete als gereifter Mann seine „Hymnen an das Leben", wie Zweig eine Auswahl aus seinen Gedichten nennt, er erst wagte es, in dem Rasen der Lokomotive, in dem Brüllen der Hochöfen, aus dem Surren der Propeller ein beglückendes Lied der Freude zu hören. Die Tat und das Werk, das Triumphieren des Menschengeistes über alle Gewalten, das trotzige Schöpfergefühl, den Tod, der Leben gebiert, feiert er in seinen ekstatischen, glutdurchwogten, stammelnden und gärenden Gedichten. Brausender Rhythmus und Lebensfülle, Jauchzen aus breiter, tiefer Brust dröhnt wie befreiender Frühlingssturm aus seinen Hymnen. Er hat Schule gemacht, wie das schöne Wort heißt, mancher Zaunkönig versteckte sich unter seinen Schwingen, doch ward dabei gewöhnlich nur das Unzulängliche Ereignis; bei anderen, schnell hochgepriesenen Dichtern kann man noch nicht sicher sehen, ob sie sich auf eigenen Flügeln emporschwangen oder ob sie nur Flugmaschinen benutzen, die bald im grausamen Absturz zerschellen. Jedenfalls spricht aber auch die Existenz von Nachahmern, geschickten und ungeschickten, ehrlichen und gewissenlosen, für die Wichtigkeit dieser neuen Kunst.

Die ganz auf das Empfinden des Ich basirende Lyrik ist wohl immer und naturgemäß das Primäre und bis jetzt hat sich noch kein Dramatiker gefunden,

der verstanden hätte, das ausgesprochene dramatische Gegenspiel zweier Kräfte, wie es im modernen sozialen Leben und moderner Ethik sich zeigt, in den Rahmen eines dramatischen Kunstwerks zu spannen. Dagegen ist vielfach versucht worden, im Epos, im Roman, das Wirken weltumspannender Kräfte, wie sie in der Industrie, im Handel, in aller Technik lebendig sind, zum Tönen zu bringen. Aber selbst der bedeutendste unter diesen neuesten Romanciers, ich meine Johannes V. Jensen, hat es nicht verstanden, mehr zu geben, als einzelne gut gesehene Bilder aus den Riesenstädten Amerikas mit phantastischen Ausblicken auf Entwicklungsmöglichkeiten der Technik, die sich um das Gefüge fast hintertreppenartiger Intrigen und Liebesspiele ranken. Und doch verspürt man aus diesen Romanen einen Hauch des neuen Geistes, spürt ihn auch aus der etwas bedenklichen rückschauenden Phantasie des „Gletscher", in dem der primitive Parallelvorgang zur heutigen Zeit, die Geschichte trotziger Überwindung und Entwicklung Ausdruck finden soll. Noch scheint es mir ein gutes Zeichen, daß routinierte Opportunisten und Nutzer des Zeitgeistes mit nicht unwesentlicher technischer Geschicklichkeit falsche Perlen herstellten und vor die gernfressenden Säue warfen, daß sogar die Familienblattschriftsteller für gut befanden, die altersschwache, obligate Liebesgeschichte mit modernem Flitter zu behängen. Sie, die so gut auf das Rauschen im Blätterwald und das Sehnen des Volksgemüts lauschen, sind immerhin, wie lästige Stechfliegen, Verkünder eines reinigenden Gewitters und helleren Himmels.

Ein Stückchen blauen Äthers ist also auch über dem Nebel der Literatur zu erkennen, schwierig ist die Frage nach ähnlichen Anzeichen in der Musik.

Sie, die am wenigsten von allen Künsten konkret ist und Gefühlserhebungen mit den unirdischsten Mitteln erreicht, entzieht sich sehr einer Betrachtung, die das Stoffliche durchaus in ihr Bereich ziehen muß. Daß aber Orchesterstücke und Opern geschrieben werden, die das Wogen und Raunen einer Großstadt bewußt zum Programm nehmen, daß Musiker die Gesänge Zarathustras an das Leben vertonen u. a. m., spricht für ähnliche Einstellung. Und wenn man will, kann man auch in der rauschenden, farbenfreudigen Instrumentation der Modernen eine Inspiration durch die geräuschvolle, wilde Brandung unseres Daseins erkennen. Doch muß ich zugestehen, daß ich hier mehr noch als in der Dichtkunst Tasten, Suchen und Verirrung ohne sicheren Ausweg sehe.

Eines scheint nach allem jedenfalls unbestreitbar, neue Pfade sind in das Dickicht gebrochen. Noch fehlt der Mann mit den Siebenmeilenstiefeln, der Gipfelgänger, einer, der zusammenfassend vielleicht das gewaltige Kunstwerk hervorbringt, das dem Sturmmarsch unserer Entwicklung entspricht. Kurzsichtig wäre es, sein Fehlen als deprimierendes Symptom zu deuten, noch fehlt ja dem Menschenstaat in allem die Ruhe und Klarheit gereiften Alters, noch ist ja überall die Ungebärdigkeit des Kindes- und Jünglingsalters selbst in der äußeren, der Kunst vorausschreitenden Lebensgestaltung zu spüren. Aber wie alles, was noch nicht abgeschlossen ist, interessanter und zukunftsreicher ist, als das Voll-

brachte, so bietet auch das junge Leben und die jüngere Kunst hoffnungsreiche Möglichkeiten.

Bleibende Kunst ist immer auf dem Boden ihrer Zeit gewachsen, ist in diesem Sinne Naturalismus gewesen, mochte sie auch ihre Wipfel in freier Luft wiegen, gegründet war sie immer auf der dauernden Erde. Ein neuer Lebensinhalt hat einzelne neue Persönlichkeiten geschaffen, die neue Formen suchen und teilweise gefunden haben.

Sicher geben nicht Motive den Ausschlag, aber doch wird die Abkehr von den Zeitproblemen, die ja unbedingt die Probleme des Individuums, also auch des Künstler-Ichs, bestimmend beeinflussen, eine körperlose, schnell hinsiechende Kunst erzeugen. Große Kunst ist Lebenskunst! Vom Leben werden Ich-Empfindungen ausgelöst, die Fähigkeit, seine Empfindungen nach außen zu projizieren, macht den Künstler. Der Zusammenhang ist deutlich. Der echte Künstler kann gar nicht anders, als sein Ich auf seine Gegenwart projizieren. Und dazu ist der Anfang gemacht.

Und noch eins spricht für eine Regeneration, für eine kräftige, jugendliche Vitalität der neuen Kunst: ihr Pathos. Sie alle, die die Probleme der erobernden Zivilisation auch in sich selbst fühlten, haben die neuen Gesichte mit leidenschaftlichem Pathos gestaltet, und Pathos ist immer ein Zeichen der Jugend, ist vielleicht nicht höchste Erfüllung, aber doch so unendlich viel lebenskräftiger als die kühle, resignierte, jedes Pathos ängstlich meidende Stimmung der „Zeitlosen" in unserer Kunstepoche.

Deshalb glaube ich, daß der neue Pfad ins Zukunftsland führt.

* * *

Nachwort.

Der vorliegende Aufsatz ist lange vor dem Kriege geschrieben. Zwar: inter arma silent musae; doch scheint das mehr für frühere Zeiten gegolten zu haben. Zum mindesten: wenn auch oft die Musen schweigen, die Künstler reden und bilden.

Es will dem Verfasser scheinen, als ob die Existenzberechtigung dieser Skizze, soweit sie deren hatte, durch den Krieg und die Änderung mancher Zustände nicht beeinträchtigt worden sei. — Daß der Sturm einer neuen Zeit viel Plunder und Kehricht hinwegfegen wird, das hofft und wünscht auch er. Daß mit dem Tage der Mobilmachung eine Umwertung aller künstlerischen Werte, Anschauung, Manieren und Schulen zusammenfallen müsse, glaubt und glaubte wohl niemand ernsthaft. Nach befruchtendem Regen wächst das Unkraut sichtlich schnell, schwerer ist's, das Steigen neuer Säfte in Bäumen und Sträuchern zu beobachten; doch ihre Früchte zeigen, daß auch sie die belebende Kraft in sich gesogen haben.

Das langsame Werden einer neuen Zeit der Kunst glaubte der Verfasser schon früher zu sehen und teilweise zeigen zu können. Der Frühlingssturm und Regen dieses Krieges wird vielleicht manches der Reife entgegenfördern, manche schlummernden Keime wecken und die Knospen zur Blüte bringen, auf die in dieser Betrachtung als den Vorboten eines neuen Frühlings im Reiche der Kunst hingewiesen wurde.

Deshalb glaubt der Verfasser, diesen Aufsatz auch jetzt und gerade jetzt zum Druck bringen zu dürfen.

Eduard Senator:
Belgiens Irrtum*).

Es wäre falsch, wollte man den Satz verallgemeinern, daß die Kraft die Bestätigung des Rechts sei; in England ist sie sicher immer nur die Bestätigung des Unrechts gewesen. Anders bei uns: Als die deutschen Truppen zu Beginn des Krieges in Belgien einzogen, da war es jedem klar, daß die von der Entente uns entgegengeschleuderte Anklage der Neutralitätsverletzung eines kleinen Staates nichts anderes war, als ein Vorwand, ihre eigenen schweren Völkerrechtsbrüche zu bemänteln und jene Lügenkampagne zu beginnen, die uns in den Augen der ganzen Welt verächtlich machen sollte. Belgien rannte in sein Unglück, weil Franzosen und Engländer ein alteingewurzeltes Vorurteil seiner Bewohner, nämlich ihr Land für unverletzlich zu halten, in unverantwortlicher Weise gestärkt und genährt hatten. Im Gegenteil war aber die rechtliche Stellung des genannten Staates auf Grund der im Zusammenhang zu betrachtenden internationalen Abmachungen derart, daß der deutsche Einmarsch voll berechtigt war und keiner irgendwelchen Entschuldigung bedurfte. —

War Belgien wirklich dauernd neutralisiert, wie es in den Abmachungen heißt? — Dem Buchstaben nach wohl, dem Sinne nach jedoch keineswegs. Denn einmal hatte man über die Bedeutung dieses Punktes, wie allgemein von den Kommentatoren zugegeben wird, nur ganz ungenaue und theoretische Anschauungen, dann aber konnte Belgien gar nicht praktisch neutralisiert sein, weil dem Geiste dieser Forderung der Erwerb einer Kolonie entgegenstand, die das Land sehr leicht in einen Krieg, z. B. mit seinem kolonialen Nachbar, England, hätte ziehen können. Deshalb erscheint die belgische Neu-

*) Vgl. das sehr beachtenswerte Werk eines Belgiers, des Rechtsanwalts Dr. F. Norden-Brüssel: „La Belgique neutre et l'Allemagne", dessen Übersetzung demnächst im Verlage von F. Bruckmann, München, erscheint.

tralität überhaupt gegenstandslos, oder sie mußte anders, enger, ausgelegt werden, als unsere Gegner dies taten.

Geschieht das, so kann unmöglich behauptet werden, daß die Neutralität eine Unverletzlichkeit des Bodens in sich einschließt. Daher berufen sich denn die „Beschützer" Belgiens darauf, daß in dem grundlegenden Vertrag der achtzehn Artikel der Neutralität ausdrücklich noch die „inviolabilité" hinzugefügt wurde; sie vergessen jedoch dabei oder wollen vergessen, daß schon in der nächsten Urkunde, den vierundzwanzig Artikeln, keine Rede mehr von dem eben erwähnten Zusatze ist. Er ist unter den Tisch gefallen: Folgern muß man daher mit zwingender Notwendigkeit, daß die territoriale Unverletzlichkeit Belgiens nicht mehr garantiert war. Also verletzte Deutschland auch hier keinen Vertrag, als es am 4. August 1914 nach einer Kriegserklärung in den Nachbarstaat einrückte.

Warum wurde die Klausel der Unverletzlichkeit plötzlich unterdrückt? Etwa, weil man sie doch für überflüssig hielt, als in dem Worte „Neutralität" enthalten? Nein, es waren hierfür vielmehr Gründe der europäischen Politik bestimmend, auf die gleich zurückgekommen sein wird. Vorerst jedoch verdient festgestellt zu werden, was das Völkerrecht zur „Unverletzlichkeit" sagt: In den Vorbereitungsarbeiten zur zweiten Haager Konferenz wurde auf Antrag des belgischen Bevollmächtigten ausdrücklich festgestellt, daß die Territorien neutraler Staaten unverletzlich sind. Der belgische Vertreter wollte dies besonders erwähnt haben! Warum? Weil er wußte, daß die von ihm aufgestellte These ipso facto nicht in dem Begriff Neutralität enthalten war, und es sich also um eine Neuerung handelte, eine Spezialbestimmung, die natürlich keinesfalls ohne weiteres eine rückwirkende Kraft auf den im Jahre 1831 abgeschlossenen Vertrag haben konnte. — Der oben zitierte Zusatz aber wurde in den vierundzwanzig Artikeln unterdrückt, weil die Wiedereroberungsversuche Hollands und das Einrücken französischer Truppen in Belgien seinen praktischen Wert deutlich gezeigt hatten! Eine Garantie der territorialen Integrität war aber außerdem auch aus folgenden Gründen unmöglich: Im Jahre 1818 wurde auf der Aachener Konferenz Preußen und England gewisse Besetzungsrechte für holländische und belgische Festungen zuerkannt, um die neugeschaffenen vereinigten Niederlande gegen Frankreichs Raubgelüste zu sichern. Diese Rechte blieben aber auch nach der Unabhängigkeitserklärung Belgiens bestehen; schon deshalb konnte die Unverletzlichkeit des Bodens nicht mit Wirksamkeit garantiert werden.

Daß Deutschland die geltenden Bestimmungen über Belgiens Stellung beachtet hat, ist hiermit klargelegt. Uns kann daher nicht die geringste moralische Schuld an dem Unglück des armen Landes treffen. Es ist überflüssig, zu betonen, wie sich auch hier die deutsche Gewissenhaftigkeit in der Beobachtung internationaler Abmachungen spiegelt, ganz im Gegensatze zu unsern Feinden, die, wie

so viele Verträge, so auch die der Internationalisierung der Donau von Orsova bis zur Mündung, und der Internationalisierung des Suezkanals mit Füßen getreten haben.

Es ist gezeigt worden, daß Belgiens Neutralität de facto unwirksam war, daß aber — wenn man sie theoretisch gelten lassen wollte — keinesfalls die Unverletzlichkeit des Bodens garantiert wurde. Denn erstens ist diese Integrität in der Bedeutung des Wortes Neutralität nicht enthalten, zweitens wurde sie mit voller Absicht, wie dargelegt, nicht mehr in den Vierundzwanzig-Artikel-Vertrag aufgenommen. Deutschland konnte also nicht etwas verletzen, was gar nicht existierte. Seine Kriegserklärung bedeutete allein die Ausübung eines Rechts souveräner Staaten. Belgien konnte uns durchlassen, ohne die übrigen Garantiemächte seiner „Neutralität" zu fragen, wie es Frankreichs Truppen 1832 einmarschieren ließ, um die Holländer zu vertreiben, ohne sich an Österreich, Preußen oder Rußland zu wenden! Es konnte uns ferner durchlassen, wie Rumänien 1877 den Russen, Griechenland jetzt den Alliierten den Durchmarsch gestattete, ohne deshalb aus ihrer Neutralität herauszutreten. Es mußte klugerweise uns nachgeben, weil einer Konzentration englisch-französischer Truppen in Nordfrankreich mit zwingender Gewalt ein Vormarsch durch Belgien folgen mußte, das heißt, seine territoriale Integrität auch von der anderen Seite her angetastet worden wäre. Deshalb wäre es nur berechnet gewesen, Deutschland, weil es zuerst kam, durchziehen zu lassen, und dadurch das Land zu schonen, zumal Belgien wußte, daß sein Heer viel zu gering zur eigenen Verteidigung war.

Daß Belgien sich auf die Seite unserer Gegner stellte, beweist nicht nur, daß es mit unseren Gegnern ein abgekartetes Spiel trieb, sondern, daß seine leitenden Staatsmänner sich in vollem Irrtum über die das Land verpflichtenden internationalen Abkommen befanden. Von einem Unrecht, das wir gutzumachen hätten, kann daher keine Rede sein: Die Weltgeschichte ist auch hier das Weltgericht!

Dr. Felix Freudenthal: Unsere Unbeliebtheit.

In allzu großer Bescheidenheit haben die Deutschen seit Beginn des Weltkriegs als feststehende und unbestreitbare Tatsache die Behauptung hingenommen, sie seien außerhalb der schwarz-weiß-roten Pfähle stets mit scheelen Augen angeschaut worden, man hätte sie überall lieber gehen als kommen sehen.

Mit germanischer Gründlichkeit haben sich daraufhin nicht bloß namhafte Tagesschriftsteller, nein sogar hervorragende Gelehrte in erstaunlich geringer Selbsteinschätzung an die Arbeit gemacht, um zu untersuchen, worauf diese betrübende Zurückweisung beruht, und zu beweisen, wie bitter Unrecht uns stets geschehen, weil wir wirklich besser als unser Ruf sind und solch stiefmütterliche Zurücksetzung nicht verdienen.

Wäre nun die allgemeine Unbeliebtheit des Hauptzweigs der teutonischen Rasse an sich zuzugeben, so träfe unsere verehrten Gegner in Ost und West kein allzu harter Vorwurf, wenn sie das indirekte Eingeständnis für sich ausbeuten. Der von einer lügnerischen, bestochenen und korrumpierten Auslandspresse gegen uns erhobene Vorwurf ist aber gröblich übertrieben und maßlos vergrößert. Kaum ein anderes Volk ist in Friedenszeiten soviel unterwegs wie das deutsche, und wie selten haben wir früher auf unseren ausgedehnten Forschungs-, Geschäfts- oder Vergnügungsreisen von nationalen Mißhelligkeiten gehört oder gar von bitteren Erfahrungen, die der Stammeszugehörigkeit wegen gemacht sind. Wahrlich, wir haben es wirklich nicht nötig, in reumütiger Selbsterkenntnis uns an die Brust zu schlagen, waren wir doch überall, selbst bei Russen und Franzosen, bei Engländern und Italienern willkommen, namentlich dann, wenn unser Geld in ihre Taschen floß, oder unsere Entdeckungen und Erfindungen, unsere wissenschaftlichen Erfolge und industriellen Erzeugnisse ihnen zugute kamen.

In einer langen Reihe von Wanderfahrten bin ich jahrein, jahraus zu Fuß und zu Wagen, in der Bahn und auf Dampfern in Europa umhergezogen, habe in zahllosen Gasthöfen mein Haupt zur Ruhe gelegt und bin mit Leuten aller Zungen in Berührung gekommen. Aber nicht ein einzigesmal habe ich bemerkt, daß Nichtdeutsche mir absichtlich vorgezogen wurden. Im Gegenteil. Nannte ich meinen Herkunftsort Berlin, so wurde mir, wohlgemerkt im Auslande — im Inlande gilt bekanntlich der Prophet nichts in seinem Vaterland — mit auffälliger Aufmerksamkeit begegnet, denn die Hauptstadt der Hohenzollern erfreute sich weit und breit der schmeichelhaftesten Anerkennung, die sich von selbst auf ihre Bewohner übertrug. Nur recht selten konnte ich feststellen, daß unsere Reichsgenossen das Mißfallen ihrer Umgebung erregten. Wohl aber erinnere

ich mich der ausnehmenden Höflichkeit und Rücksicht, mit der junge Kaufleute deutscher Abstammung ihren Erzählungen nach in Großbritannien behandelt wurden, und wie fühlten wir uns erst in dem trinkgeldbedürftigen, mit hinterlistiger Schläue so verschwenderisch ausgestatteten Land der Zitronen und Orangen zu Hause! Mit Wehmut werden gar manche Italiener der jetzt als Barbaren verschrieenen Tedeschi gedenken, die in ihrer unbegrenzten Begeisterung für die Antike jeden Preis bezahlten, sich ruhig über's Ohr hauen ließen und Jahrzehnte hindurch als die zuverlässigsten Freunde des neu entstandenen Königreichs galten. Selbst in Belgien, bei den Untertanen des seligen Leopold, und sogar an der Seine habe ich nur hin und wieder eine größere Zurückhaltung den östlichen Nachbaren gegenüber beobachtet, die jedoch bei näherer Bekanntschaft schnell zu verschwinden und dann einer mindestens höflichen, häufig aber geradezu bestrickenden Liebenswürdigkeit Platz zu machen pflegte. Jener aus chauvinistischen Büchern und Zeitungen übernommene Verdacht, die biertrinkenden und sauerkrautessenden Germanen seien ungeleckte Bären, vor deren Gesellschaft man sich hüten müsse, hat sich stets, wie mir viele Pariser nach einiger Zeit unseres Zusammenseins beichteten, als falsch und grundlos erwiesen; auch hier pflegte persönlicher Verkehr ererbte Vorurteile und überlieferte Abneigungen vielfach zu beseitigen. Wenn von den geschmeidigen Galliern einzelne Russen oder Engländer sichtlich bevorzugt wurden, so hatte dies meist in fabelhaftem Reichtum und in außergewöhnlicher Freigebigkeit neben politischen Hoffnungen und Erwartungen den Hauptgrund, ist es ja leider eine weitverbreitete menschliche Eigenschaft, dem blitzenden Gold und lüsternen Einflüsterungen Tür und Tor zu öffnen.

Wer könnte aber ernstlich bestreiten, daß, wie bei allen anderen Völkern, so auch inmitten unserer siebzig Millionen gewisse Typen vorhanden sind, die auf Reisen jenseits der Grenze sich wenig angenehm bemerkbar machen, die teils durch taktlose Aufdringlichkeit, teils durch übel angebrachtes Vornehmtun sich und damit auch ihre Landsleute in Verruf bringen. Einige Kreise, unbeschadet ihrer erprobten Tüchtigkeit und dienstlichen Vortrefflichkeit, haben hier früher viel gesündigt. Unsere Stärke und Überlegenheit gestattet auch mitten im Kampf, kleine Schönheitsfehler, schon um sie später zu tilgen, freimütig einzuräumen. Sicherlich abgeschmackte Unnahbarkeit und lächerliche Gottähnlichkeit tragen einen wesentlichen Teil der Schuld, wenn neuerdings von einer Abneigung des Auslandes gegen Deutsche die Rede sein kann. Steif und in sich gekehrt, als ob er am grünen Tisch dekretiere, habe ich manchen oberen Beamten, hoheitsvoll und kurz angebunden manchen Leutnant in Zivil an schweizer und französischer Wirtstafel beobachtet, wie sie jede Unterhaltung ängstlich vermeiden, vor der zeremoniellen Vorstellung um keinen Preis an ihr Gegenüber das Wort richten und ihre Entrüstung nur schwer bemeistern, wenn ihre häuslichen Gewohnheiten von Wirt und Bedienung nicht genügend gewürdigt werden.

Und nun erst die Frau Erster Staatsanwalt oder gar die Frau Geheime Kommerzienrat! Überall wollen sie ihres Titels wegen, auf den in fremden Ländern meist nicht nur kein Gewicht gelegt wird, sondern, als bei Damen unbekannt, mit verstecktem Spott gute und schlechte Witze herabregnen, bevorzugt und ausgezeichnet werden. Aufgeblasenheit und gleichzeitig Mißtrauen gegen etwaige Ehrfurchtsverletzung liest man den Geheimen förmlich vom Gesicht ab, tiefste seelische Erregung, wenn ihnen der im Ausland ungebräuchliche Wunsch der „gesegneten Mahlzeit" nicht geboten oder erwidert wird, alles im Gegensatz zu anderen Frauen der guten Gesellschaft, die, mitunter einer weit höheren Rangstufe angehörig, ganz ungeniert und frei von der Leber weg mit der bunt zusammengewürfelten Tischnachbarschaft plaudern. Ausnahmen bestätigen wie überall die Regel.

Daß es uns nicht selten an leichter Unterhaltungsgabe, an nichtssagenden Verbindlichkeiten, an leeren und hohlen Höflichkeitsphrasen fehlt, auf die namentlich die Angehörigen der lateinischen Rasse großes Gewicht legen, und von denen Franzosen und Italiener ein ganzes Lexikon voll besitzen, mag auch viel dazu beigetragen haben, in der internationalen Zensur uns ein paar Nummern herabzusetzen.

Ein weiterer, teilweise gerechtfertigter Vorwurf betraf früher unsere Kleidung. Aber die Periode der philosophischen Gleichgültigkeit gegen die äußere Hülle ist glücklicher- oder unglücklicherweise, je nach dem Standpunkt der verehrten Reisenden, als überwunden anzusehen, und wir haben uns zu dem Zugeständnis bequemt, daß bestaubte Nagelschuhe, vergilbte Touristen- und Sportanzüge in goldstrotzende Speisesäle, in luxuriös ausgestattete, von aufgedonnerten Amerikanerinnen und schmuckbeladenen Russinnen besetzte Wandelhallen schlecht hineinpassen. So hat sich denn die Mehrzahl der alemannischen Rucksackträger und ihrer blonden Begleiterinnen wohl oder übel entschlossen, der natürlichen Einfachheit und Ursprünglichkeit ein Opfer zu bringen und ihrer Ausrüstung ein „Gesellschaftsgewandl" beizulegen, an dem selbst unsere verbissensten Gegner nichts aussetzen können. Was tut man nicht alles im Interesse internationaler Verständigung und um bösen Zungen, falls dies überhaupt möglich, das Handwerk zu legen. Richtige Behaglichkeit und deutsche Gemütlichkeit hat es außerhalb unserer Grenzen in den letzten Jahren nur noch in Bräustübeln und Alpenhütten gegeben, in denen jeder Landsmann ein gern gesehener Gast war, während die „Hotels", besonders die ersten Ranges, wenn sie der bewährten germanischen Oberleitung entbehrten, gerade von hochgebildeten Deutschen nicht allzu gerne aufgesucht wurden.

Leider machte sich, das ist kaum zu bestreiten, vornehmlich im Auslande eine Mittelschicht protzenhafter großstädtischer Emporkömmlinge breit, denen wir schon daheim gern aus dem Wege gehen

und die sicher dazu beitragen, durch anmaßendes Auftreten, überlaute Unterhaltung und stetes Hervorkehren der eigenen werten Persönlichkeit ihr Vaterland in Mißkredit zu bringen. Aber welches Volk besitzt denn keine Krakeeler, die alles besser wissen wollen, die zu Hause mit tausend Dingen unzufrieden sind, jedoch sofort, wenn sie über die Grenze gelangen, von rührender Anhänglichkeit an die Heimat gepackt, nun erst recht über die fremden Einrichtungen herfallen, an ihnen kein gutes Haar lassen und so Land und Leute, deren Gastfreundschaft sie genießen, gegen sich und in ungerechtfertigter Verallgemeinerung gegen ihre schuldlosen Volksgenossen einnehmen. Preise, Wohnung, Nahrung, Verkehrsmittel, Verwaltung und Regierung werden laut und rückhaltlos getadelt und bespöttelt, so daß die Frage nicht unberechtigt erscheint, weshalb solche sympathische Zeitgenossen es nicht vorziehen, statt im Ausland Propaganda für gegenseitige Abneigung hervorzurufen, lieber in der engeren Heimat zu bleiben, wo sie verhältnismäßig unschädlich sind. Solche Zwietrachtbazillenträger gibt es ebensogut bei den Romanen wie bei den Slawen, am meisten freilich bei den Angelsachsen, unseren ränkespinnenden Vettern, doch muß wie gewöhnlich der geduldige deutsche Michel herhalten, um für einzelne gesellschaftliche Auswüchse am nachdrücklichsten ins Gebet genommen zu werden. Der wahre Grund unserer neuentdeckten „Unbeliebtheit" steckt freilich gar nicht in mangelnden Verkehrsformen, ist vielmehr in Friedenszeiten in deutscher Rührigkeit, Fleiß und Wettbewerb, im Krieg in ungeahnten, den Feinden so unerwarteten Erfolgen zu suchen.

Wie im Privatleben, so ungefähr geht es auch im Dasein der Völker zu. Scharf ausgeprägte Persönlichkeiten von starkem Willen, kühnem Unternehmungsgeist und nicht alltäglicher Tatkraft, die an sich und ihre Angestellten die höchsten Anforderungen stellen, sind selten bei ihren nicht gleichen Schritt haltenden Standes- und Berufsgenossen beliebt. Meist ist das Umgekehrte der Fall. Sie erfreuen sich, je höher ihr Ansehen steigt und je erfolgreicher ihre Arbeit sich gestaltet, nur zu bald giftigen Neides und mißgünstigen Hasses, der erst dann voll und ganz zum Ausbruch gelangt, wenn die ehrenwerte Konkurrenz sich stark genug wähnt, den zu schnell gewachsenen „Geschäftsfreund" zu beseitigen. Solange wir nur genügsame Dichter und anspruchslose Denker waren, solange wir in naiver Bescheidenheit alle Plätze an der Sonne den übrigen Herrschaften überließen und bei der Teilung der Erde uns mit einer unbequemen Galerieecke im Himmel zufrieden gaben, wurden wir ungemein anerkannt und gelobt; ja man war von unseren Genies um so entzückter, je mehr wir uns politisch gegenseitig mit Steinen bewarfen und die querelles allemandes, die ehemaligen armseligen Kleinigkeitskrämereien und Vorrangstreitigkeiten das bunte teutsche Reich römischen Einschlags zum Gespött Europas werden ließen. Freilich, sobald wir es wagten, ein eigenes großes, geräumiges Haus zu errichten, und für dies Gebäude Licht und Luft begehrten, da war es

mit der Verehrung zu Ende. In echt christlicher Nächstenliebe wurden uns die unglaublichsten Schwierigkeiten gemacht und völlig unnatürliche Bündnisse zu unsrer Erdrosselung geschlossen; großmäulige, mit englischem und französischem Gold bestochene Zeitungen mußten unsere riesige Unbeliebtheit ihren beschränkten Lesern tagtäglich vorerzählen und jeder Deutsche wurde als wilder Barbar und roher Lüstling gebrandmarkt, denen nichts heilig ist, die unschuldige Frauen vergewaltigen und mit Vorliebe Säuglinge zum Frühstück verzehren. Es ist ungefähr dasselbe, als ob wir, jedenfalls mit größerem Recht, alle Russen kurzweg — sit venia verbo — als verlauste Trunkenbolde, alle Engländer als rüpelhafte Flegel, alle Italiener als käufliche Betrüger und alle Franzosen als geile Affen bezeichnen würden, Titulaturen, deren wir uns höchst ungern und nur in tiefster Empörung über das zynische Betragen angeblich gebildeter Völker bedienen. Immerhin entspräche dies oft der Wahrheit, während jene albernen Märchen dem fieberkranken Hirn eines feilen Preßbanditentums entstammen. Doch oderint dum metuant! Mögen sie uns ruhig hassen, wenn sie uns nur fürchten. Wir haben endlich gelernt, daß es besser ist, Intriganten und Räuber bei ihrem echten Namen zu nennen und auf ihre Gesellschaft schmerzlos zu verzichten, als um des lieben Friedens halber die Wahrheit zu verschleiern und mit hinterlistigen Kreaturen Artigkeiten auszutauschen. Ist es doch eine größere Ehre, von Fälschern und Schnapphähnen gemieden zu sein, als an ihren schmutzigen Geschäften teilzunehmen. Daß die Kanonen schon oft die „Beliebtheit" überraschend schnell wiederherstellten, selbst wenn andere Gründe versagten, lehrt die Weltgeschichte. Immerhin ist es vorzuziehen — zur Liebe kann man ja niemand zwingen —, mächtig, kraftvoll, siegreich und „unbeliebt" zu sein, als mit lakaienhafter Anbiederung sich um die gnädige Zuneigung dünkelhafter Scheingrößen bemühen zu müssen. Der Genius Deutschlands, vor die Wahl gestellt, wird stets die erste Alternative vorziehen. —

Dr. N. Hansen:
Juan Chi-Kais Denkschrift über die chinesische Monarchie.

Einer Nummer des „National Herald" aus Shanghai, die soeben mit der Chinapost eingetroffen ist, kann man den genauen Wortlaut der amtlichen chinesischen Denkschrift über die Wiedererrichtung der Monarchie entnehmen. Die Ausarbeitung dieses interessanten und zeitgeschichtlich wichtigen Dokumentes, das bisher in Deutschland nicht bekannt ist, geschah, wie eine völlig eingeweihte und durchaus zuverlässige Persönlichkeit mir mitteilte, auf Veranlassung des jetzigen Präsidenten Juan Chi-Kai. Der Verfasser war der amerikanische Berater des Präsidenten, Dr. Goodnow, der für die Abfassung dieser nicht gerade sehr umfangreichen Ausarbeitung ein Honorar von über eine Million Mark erhielt. Die Denkschrift wurde vor mehreren Monaten in der gesamten chinesischen Presse in ihrem Wortlaut bekannt gegeben, und sie ist es im wesentlichen gewesen, die das Interesse an der jetzt heiß umstrittenen Frage: „Monarchie oder Republik?" in China wieder wachgerufen hat. In erster Linie macht jetzt der „Tscho An Hui", der Verein zur Schaffung des Friedens, für die monarchische Idee in China auf der Grundlage der nachfolgenden Ausführungen Stimmung. Die Partei wird von Juan Chi-Kai auf's wirksamste unterstützt. Diese verfügt bereits über eine sehr große Zahl von Anhängern, und trotz der Einwendungen, welche bisher die Gesandten Englands, Frankreichs, Rußlands und Japans in Peking erhoben haben, macht die monarchistische Bewegung in China unentwegt ihre Fortschritte. Bezeichnend für die Bedeutung, welche dieser Bewegung von englischer Seite beigemessen wird, ist, daß selbst das englische Reuterbüro die großen Fortschritte dieser Bewegung zugibt.

In der Einleitung der Denkschrift heißt es ganz allgemein über die für China künftig zu wählende Staatsform: „Jeder Staat hat eine Staatsform, die, sei sie Monarchie oder Republik, nur bestehen kann, wenn sie den Traditionen und wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes entspricht. Wenn dies nicht zutrifft, so wird die Staatsform bald einer geeigneteren weichen müssen. Die Staatsform ist kein Werk künstlicher Machenschaften und menschlicher Willkür. Für ihre Entstehung spielt die Notwendigkeit eine große Rolle, und die Machtfrage bildet dabei den Hauptfaktor. Die Monarchie findet meist in einem Einzelnen ihren Gründer. Ist dieser Einzelne gewillt, sich ein hohes Ziel zu setzen, und ist er dabei energisch genug, die Machtmittel des ganzen Landes in die Hand zu nehmen, so daß er jeden, der sich mit ihm messen will, niederschmettern kann, kommen ferner die günstigen Verhältnisse im Lande, die Fähigkeit des Machthabers zu regieren und das unübertreffliche Talent seines Nachfolgers

hinzu, so wird er stets eine Dynastie gründen können, die Generationen überdauern wird.

Nach diesen, mehr oder minder auf Juan Chi-Kai zugeschnittenen Allgemeinsätzen geht Dr. Goodnow in seiner Denkschrift kurz auf die Geschichte der Republiken und auf die Zeitströmungen zurück, wo vor reichlich 150 Jahren das monarchische Prinzip zuerst in seinen Grundfesten in Europa erschüttert wurde. Er geht insbesondere auf die Geschichte der republikanischen und monarchischen Strömungen in England, Frankreich, in den Vereinigten Staaten, in Zentral- und Südamerika näher ein und zieht aus diesem Rückblick seine Lehren für China in folgender Weise:

Die Republik kann einem Lande erst dann nützlich sein, wenn sie für die Frage der Präsidentenfolge eine befriedigende Lösung hat. Dies wird wiederum bedingt durch die allgemeine Bildung und den höheren Intellekt des Volkes. Die politischen Voraussetzungen sind hierfür: Errichtung zahlreicher Schulen, sowie praktische Anteilnahme an der Politik und Staatswirtschaft.

Für ein Volk, dessen allgemeine Bildung noch in den Kinderschuhen steckt, ist die republikanische Staatsform höchst gefährlich. Sie führt zu keinem guten Ende. Weil die Präsidentenschaft nicht erblich ist, kann bei solchen Ländern im allgemeinen für den Nachfolger keine gute Bestimmung erdacht werden. Es wird stets eine Militärherrschaft sein, und Ausschreitungen werden an der Tagesordnung bleiben. Frieden und Unruhe werden miteinander abwechseln und Land und Volk ständig bedrohen. Man hat aber Beispiele, die deutlich genug sagen, daß die europäischen Mächte eine Militärherrschaft nicht dulden würden. Sie haben überall Handelsinteressen und ausgedehnte finanzielle Unternehmungen, die, wenn sie entsprechenden Nutzen bringen sollen, wohlgeordnete Verhältnisse und absolute Ruhe im Land und Volk erfordern.

Alsdann behandelt die Denkschrift die chinesischen Verfassungsverhältnisse in der Vergangenheit und Zukunft, und das ist entschieden der wichtigste Teil der Denkschrift, mit folgenden Worten:

„China ist seit Jahrtausenden Monarchie gewesen, und zwar eine absolute. Das chinesische Volk im allgemeinen konnte sich deshalb nicht entwickeln und einen gleichmäßigen, höheren Bildungsgrad erlangen. Ebensowenig durfte es von den Beschlüssen und Plänen der Regierung wissen, oder gar sich damit beschäftigen. Kurz, das chinesische Volk besaß nicht die Erfahrung und Selbständigkeit, sich selbst zu regieren. Als vor vier Jahren der Sprung von der Monarchie zur Republik ausgeführt wurde, sprach man einstimmig die Meinung aus, daß die Tat zu rasch und verfrüht gewesen wäre. Ein Fortschritt war damit nicht getan und dürfte auch schwer zu erhoffen sein. Wäre die erloschene Dynastie nicht eine fremde gewesen, so hätte China am besten daran getan, die Monarchie beizubehalten. Die Vorschläge der Verfassungskommission wären in Anwendung gekommen, und die Monarchie wäre allmählich auf dem Wege zur Konstitution zum

Wohle des Landes gediehen. Leider war aber die Dynastie so geartet, daß ihre Beibehaltung, weil vom Volke gehaßt, nicht in Frage kommen konnte. Es war erklärlich, daß man nach dem glücklich vollbrachten Sturz der Mandschu-Dynastie vorderhand eine Republik errichtete.

Wir sehen, daß sich China damals schon auf dem Wege zur Verfassung befand. Leider aber entbehrte es einer gesunden Basis, und es fehlte ihm auch ein einheimisches Herrscherhaus, das es liebte und ehrte. Wäre dem nicht so gewesen, so würde China heute ganz anders dastehen. Gegenwärtig ist die Frage der Präsidentenfolge noch nicht gelöst, oder besser gesagt, die vorläufige Lösung keineswegs eine befriedigende. Würde der jetzige Präsident aus seinem Amt scheiden, so würden die tragischen Szenen, die in den südamerikanischen Staaten sich fortgesetzt abgespielt haben, in China ihre zweite Aufführung erleben, zumal die augenblicklichen Verhältnisse Chinas mit denen der südamerikanischen Staaten übereinstimmen. So wäre nicht ausgeschlossen, daß dieser eine Umstand allein die Unabhängigkeit Chinas durch die Einmischung der Mächte wegen der dadurch entstehenden und nicht sofort zu unterdrückenden Revolution zerstören könnte.

Unwillkürlich taucht dann in demjenigen, der auf Chinas Fortkommen und sein Glück bedacht ist, die Frage auf: Wäre es nicht besser, wenn China wieder monarchisch würde?

Es ist schwer, hierauf eine sachgemäße Antwort zu geben. *Soviel steht fest, daß die Monarchie für China bei weitem besser ist, als die Republik.* Denn China kann seine Interessen und seine Unabhängigkeit nur durch eine gute Verfassung wahrnehmen und beschirmen. Diese Verfassung läßt sich in China unter Berücksichtigung der Traditionen und gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse durch die Monarchie viel leichter durchführen.

Trotzdem darf die Umformung, wenn sie erfolgreich sein soll, ohne strikte Erfüllung folgender Bedingungen nicht vor sich gehen.

1. Durch den Wiederaufbau der Monarchie darf nichts getan werden, was bei dem Volk und den Mächten Anstoß erregen könnte. Noch weniger darf den vor kurzem unterdrückten Unruhen Gelegenheit gegeben werden, sich aufs neue zu beleben. Absolute Ruhe und Ordnung muß um jeden Preis aufrecht erhalten werden, damit die Gefahr der Einmischung auch nicht die geringste Nahrung finde.

2. Die Bestimmung des Thronerben muß eindeutig festgelegt sein, sonst verliert die Monarchie ihren der Republik gegenüber so überlegenen Vorteil. Es ist bereits betont worden, daß es gefährlich sei, die Bestimmung des Thronfolgers dem Monarchen selbst zu überlassen. Obwohl das Ansehen und der Machtbereich eines Herrschers größer ist, als bei einem Präsidenten, so wäre es gänzlich verfehlt und unnütz, wenn man um seinetwillen die Monarchie errichten würde.

Eben dieser Umstand, daß der Thron dauernd einen rechtmäßigen Herrn besitzt, gibt hier den größten Ausschlag.

3. Es ist ebenfalls verfehlt, wenn die monarchische Regierung nicht für die Vorbereitung und Vervollkommnung der Verfassung Sorge trägt. Will China unter den Mächten einen ihm zukommenden Sitz erlangen und behaupten, so muß im Volke die Liebe zum Vaterlande gestärkt werden. Jeder Chinese muß in sich das Bewußtsein tragen, daß er ein Bestandteil vom Ganzen sei und eine bestimmte Rolle in der Politik zu spielen habe. Das Volk muß an der Politik seines Vaterlandes teilnehmen und der Regierung Kraft und Stütze bieten, damit diese im Vertrauen darauf gegen auswärtige Demütigungen mit entsprechender Haltung auftreten kann. Die Regierung soll dem Volke ein glückspendendes Organ sein, dessen das Volk sicher ist und über das es jederzeit Kontrolle ausüben kann. Nur so, durch das Zusammenarbeiten von Volk und Regierung, kann eine Monarchie heutzutage gedeihen und dem Lande dienen."

Politisch interessant ist schließlich an der Denkschrift noch folgender Abschnitt, der Stellung nimmt zu der eventuellen Einmischung der europäischen Großmächte und Japans, die bekanntlich ja bereits erfolgt ist. Es heißt dort: „Die Mächte haben eigentlich zu der Frage der Staatsreform keine direkte Beziehung. Diese tritt aber sofort zutage, wenn die Republik eine Militärherrschaft wird. Denn eine Folge der Militärherrschaft ist immer die Revolution, welche die Handelsinteressen der Mächte stark gefährdet und dadurch vielleicht den Mächten Anlaß zu einer Einmischung gibt. Um ihre Interessen wahrzunehmen und dieselben zu beschützen, würden die Mächte selbst vor einer Entmündigung und Einverleibung des betreffenden Landes nicht zurückschrecken. Daher darf China nicht leichtfertig und eigenwillig seine Staatsform ändern, weil eine Revolution eintreten könnte. Die Vorgeschichte der südamerikanischen Staaten möge uns eine genügende Warnung sein. Die Regierung muß sich darüber klar sein, ob bei der Umwandlung der Staatsform die frühere Ordnung und Ruhe aufrecht erhalten werden kann; sonst würde bei Eintritt dieser Befürchtungen eine Einmischung auswärtiger Mächte nur zu bald unsere Unabhängigkeit gefährden."

Geh. Sanitätsrat Dr. Richard Paasch: Von Kunst und Künsten.

Beinahe so alt wie ihre künstlerischen Bestrebungen ist das Bemühen der Menschheit, die Kunst zu begreifen. Die Tatsache, daß die Künste unser Dasein verschönen, uns dem Alltag zu entrücken vermögen, Stimmungen, Entschlüsse und Taten anregen, führte frühzeitig dazu, ihnen einen metaphysischen Hintergrund zu geben und von ihren Aufgaben und Gesetzen zu sprechen. Weil man dabei aber zu unrecht verallgemeinerte und von der Wirkung auf einen zielbewußten Urheber schließen zu müssen glaubte, bekunden gewissenhafte Denker ästhetischen Problemen gegenüber häufig eine starke Voreingenommenheit. Wir empfinden indessen trotzalledem, daß hinter der verwirrenden Mannigfaltigkeit der Einzelkünste die Kunst als solche stehe, und daß es daher eine Formel geben müsse, durch die sich das Wesen der Kunst ein für allemal aussprechen läßt.

Man muß nun beim Zergliedern des Kunstbegriffs zunächst von den Bedingungen ausgehen, unter denen ein Kunstwerk entsteht, sodann aber seine Wirkungen ins Auge fassen. Ersteres führt uns auf die Persönlichkeit des Künstlers. Seine Wirkungen aber lehren uns, die Bedürfnisse der Menschheit in Betracht zu ziehen, insofern sie durch Kunstgenuß befriedigt werden. Beide Betrachtungsweisen ergänzen einander, da der Künstler ja gleichzeitig Mensch ist und in jedem Genießenden wiederum in irgendwelchem Sinne ein Künstler steckt.

Die Kunst an sich zum Ausgangspunkt zu wählen, ist falsch. Sollen unsere Betrachtungen doch erst ergeben, unter welchen Voraussetzungen man überhaupt von Kunst sprechen darf. Mit anderen Worten: wir haben der Kunst nicht vorzuschreiben, was sie soll, sondern aufzumerken, wie sie sich äußert, welcher Mittel sie sich bedient, und was dabei herauskommt.

Der Künstler verwendet Darstellung von Eindrücken der Außenwelt als Ausdruck seiner Innenwelt.

Jedes große Kunstwerk ist daher sozusagen ein Selbstporträt, selbst, wenn es lediglich den Geschmack eines ganzen Zeitalters widerzuspiegeln scheint und sich in überlieferten Vorschriften und Vorurteilen befangen darstellt. Gibt es doch auch, im eigentlichen Sinne, Selbstporträts in Zopf und Perücke!

Ein Kunstwerk ist die Spiegelung einer Persönlichkeit, aber nicht jede Selbstbespiegelung ist ein Kunstwerk. Ein Kunstwerk ist die Spiegelung einer für die Menschheit wertvollen Persönlichkeit. Für die Menschheit ist indessen nur wertvoll, was ihrer Kultur förderlich ist.

Auf dem Boden der Kultur soll eine neue Generation über die alte hinauswachsen. Sie muß daher alle Bedingungen für einen Nachwuchs schaffen, der

eine Steigerung dessen bedeutet, was der Begriff Mensch vor ihm umschloß. Die führenden Geister auf allen Kulturgebieten, in Wissenschaft und Kunst, arbeiten an einer Höherentwicklung des Menschentums.

Der Künstler muß es verstehen, mich durch die Kraft seiner Ausdrucksweise an der Eigenart seiner Lebens- und Weltauffassung teilnehmen zu lassen. Fühle ich mich durch ihn bereichert, ist er für mich wertvoll. Der Durchschnittsmensch ist nur zufrieden, wenn er durch ein Kunstwerk in seinen eigenen, mehr oder weniger guten Eigenschaften und Neigungen bestärkt wird, wenn der Künstler ihm schmeichelt.

Der Künstler muß bestrebt sein, sich aus der Kunst, für die er sich berufen fühlt, ein möglichst vollkommenes Werkzeug zu schaffen. „Kunst" kommt von „Können". Und so wird der Künstler mit den Mitteln seiner Kunst, handle es sich um Melodie und Harmonie, Worte und Gedanken, oder um Farben und Formen, eben mehr anzufangen gelernt haben als der Uneingeweihte. Da er die Eindrücke der Außenwelt als Ausdruck seiner Innenwelt verwertet, wird liebevolle Beobachtung und Nachbildung dieser Außenwelt Grundbedingung für jedes künstlerische Schaffen sein. Was er von ihr benutzt, was er der Beachtung für nicht wert hält, was er hervorhebt, was er unterdrückt, was er an ihr verändert, w i e er es verändert — das ist es, was seine Eigenart ausmacht, was wir seine Handschrift, seinen Stil nennen.

Virtuosität in Verherrschung der Ausdrucksmittel indessen mit Kunst zu verwechseln, ist ein verhängnisvoller Irrtum.

Höchste und reinste Kunst läßt uns die Person des Künstlers und seine Ausdrucksmittel über dem Kunstwerk vergessen; denn der Künstler ist in diesem Fall nur der Vermittler von Ideen, die uns auf andere Weise unaussprechlich erscheinen. Die so aufgefaßte Kunst ist Offenbarung. Zu ihr verhält sich der Künstler weniger wie ein Priester, als vielmehr wie ein Medium, das sich kraft seiner Persönlichkeit zum Dolmetsch transzendenter Begriffe eignet.

Die verschiedenen Künste haben zunächst das Gemeinsame, daß sie etwas f e st z u h a l t e n versuchen. Alles Vorhandene verändert sich. Die Kunst entzieht das von ihr Ergriffene und Festgehaltene den Einflüssen, denen die Dinge dieser Welt unerbittlich verfallen erscheinen. Sie erhebt sie über Raum und Zeit. Kunst hält fest und verewigt Formen, Farben und Töne, Ereignisse, Gedanken, Gefühle und Stimmungen. Alles von der Kunst Dargestellte erhält dadurch die Anwartschaft auf ein Fortbestehen und muß des Fortbestehens daher auch würdig sein. Diese Anwartschaft kann nun freilich auf sehr verschiedene Weise erworben werden, und die Eigenart des Künstlers wie die des Genießenden und Beurteilenden lassen für die Auswahl des Darzustellenden, wie für die Darstellungsweise einen weiten Spielraum. Hier hat das Persönlichste neben dem Allgemeingültigen seine volle Berechtigung, allerdings immer mit der Einschrän-

kung, daß auch das Persönliche seine Fühlung mit dem Kulturideal nicht verliere.

Die lebenswahre Wiedergabe eines Menschen, einer Landschaft, an der unsere Liebe, unsere Sehnsucht hängt, — ein sogenanntes Stilleben, das uns mitempfinden läßt, wie innig und treu ein Meister den heimlichsten Offenbarungen in der Erscheinungswelt nachzuspüren versteht —, andererseits eine Technik, der es gelingt, das Wesentliche der Dinge festzuhalten, das Flüchtigste zu bannen, wenn vielleicht auch in einer Ausdrucksweise, die dem Harmlosen sprunghaft und frech erscheinen mag — alles das kann des Festgehaltenwerdens würdig und deshalb Gegenstand und Ziel echten Kunstbemühens sein. Von der naturgetreuen Schilderung eines Mopses bis zur Sixtinischen Madonna, von der rührenden Einfachheit eines Volksliedes bis zu den Schauern, in denen uns eine Beethoven'sche Symphonie erbeben läßt, von der verblüffenden Realität der Franz Hals'schen Hille Bobbe bis zu michelangelesker verklärt naturalistischer Idealplastik — welch eine Fülle abgestufter Schönheit, die aber auf jeder Stufe von sich behaupten darf, den höchsten Forderungen an künstlerische Betätigung gerecht zu werden; denn hier kommt eben das Individuellste zu seinem Recht, wenn es in irgendeinem Sinne, bescheiden oder führend, an der Lösung des Kulturproblems mitarbeitet. Sobald sich freilich die Kunst von Sondergeschmack und Auswahl zum Allgemeingültigen, von der Nachahmung zu den Ideen erhebt, beschränkt sich das Charakteristische zu Gunsten des Schönen. Aber auch der vielumstrittene Begriff Schönheit gestattet eine Beleuchtung von verschiedenen Standpunkten aus.

Drei Grundsätze, meine ich, kommen für die Beurteilung des Schönen innerhalb jeglicher Kunst in Betracht, drei Prinzipien, die gleichzeitig eine Steigerung und Konzentration des Kunstschönen bedeuten.

Von ihnen zieht das *mathematisch formale Prinzip* seine Grenzen am weitesten. Unsere Sinnesorgane, soweit sie sich an künstlerischem Genießen beteiligen, sind nämlich auf optische und akustische Phänomene eingestellt, die sich in mathematischen Formeln ausdrücken lassen. Wir wissen aus der Lehre von den Tonempfindungen, daß nur eine verhältnismäßig beschränkte Auswahl von Tonfolgen und Tonverbindungen von uns als Wohlklang empfunden wird. Das gleiche gilt von den Farben, deren Zusammengehörigkeit sich nach physikalischen Überlegungen ermitteln läßt. Ein leicht zu übersehendes einfaches Verhältnis der Teile zu einander wie der Teile zum Ganzen ist es, was uns in allen Künsten als Schönheit berührt, mögen wir es nun im gegebenen Falle Proportion, Rhythmus, Harmonie, Komposition oder Disposition nennen. Goethe nennt es die verheimlichte Symmetrie, worauf doch eigentlich alles ankomme. *Künstlerischen Ausdruck finden, heißt: das Unendlichgroß der Möglichkeiten auf das für unsere Sinne*

Übersichtliche beschränken. Hierher gehört aber auch unser Bedürfnis, allzu schroffe Gegensätze zu überbrücken und Mißklänge aufzulösen. Wir fordern Übergänge, Übergänge in Farben, Formen, Akkorden, Worten und Gedanken, und lassen das Sprunghafte nur gelegentlich als Prüfstein unseres Witzes und unserer Kombinationsgabe gelten.

Einen engeren Kreis schon bedeutet das Prinzip ersichtlicher Zweckmäßigkeit. Nach ihm halten wir für schön, was uns einen Zweck, eine Bestimmung, leichtfaßlich und eindrucksvoll auszudrücken scheint. Die Werke der Baukunst und die Schönheit der Tiere wollen nach ihm beurteilt sein, wenn auch bei ihnen noch alles das mitspricht, was ich soeben über unser Wohlgefallen an der reinen Form auseinandergesetzt habe, während bei letzteren schon das Streiflicht nicht übersehen werden darf, das mit dem Umstande auf sie fällt, daß wir sie unwillkürlich stets nur im Hinblick auf den Menschen beurteilen können.

Denn im menschlich egoistischen Prinzip schließlich kommt die alte Weisheit des Protagoras zu ihrem Recht, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei. Wir benutzen daher die menschliche Gestalt, menschlichen Ausdruck, menschliches Empfinden, menschliche Eigenschaften und Fähigkeiten als den höchsten Maßstab für alles, was an uns mit dem Anspruch auf Schönheit herantritt. Wähnte sich doch ein naives Geschlecht nach dem Bilde Gottes geschaffen und gaben doch, umgekehrt, die schönheitsdurstigen Griechen ihren Göttern die Gestalt verklärter Menschen! Es ergibt sich mithin für das Kunstschöne eine Stufenfolge, insofern unser Wohlgefallen an Harmonie und Proportion doch erst einen Höhepunkt erreicht, wenn diese zu menschlicher Erscheinung, menschlichem Fühlen und menschlichen Gedanken in Beziehung treten.

Zwischen den einzelnen Künsten nun finden sich Grenzgebiete und Übergänge von einer zur andern. Man darf daher vermuten, daß sich die eine aus der andern entwickelt und daß also ihre Gesamtheit einen gemeinsamen Ursprung habe. Für eine derartige Untersuchung können wir ebenfalls verschiedene Ausgangspunkte wählen.

Architektur und Musik, so oft miteinander verglichen, entspringen dennoch entgegengesetzten Polen am mystischen Untergrund der menschlichen Empfindungen. Wir werden in folgendem sehen, daß auch diese entgegengesetzten Pole sich anziehen.

Architectura artium mater.

Haus und Siedelung, die Uranfänge der Baukunst, entstammen dem Bedürfnis. Der Mensch muß sich gegen die Unbilden der Witterung, gegen wilde Tiere und Feinde schützen. Bald gilt es aber, den Sitz des Häuptlings, das Versammlungshaus, das Heiligtum herauszuheben und zu bezeichnen. Die Baukunst wird zur Mutter der Künste, und zwar ist es die Bildnerei, die Plastik,

der ihre ersten Aufgaben zufallen. Frühzeitig entstehen Götterbilder und Denkmäler. Doch auch äußere und innere Wandflächen bedecken sich mit Darstellungen, die sich auf Sinn, Zweck und Bestimmung der von ihnen umschlossenen Räume beziehen. Das farbige Flachrelief führt zur Malerei, die ihren Gestalten vermöge der Perspektive eine Umgebung zu schaffen vermag, während die Schöpfungen der reinen Plastik im leeren Raum stehen. Trotz alledem muß auch die Schrift zuhilfe genommen werden, um den Inhalt des Dargestellten verständlicher zu machen, zu erläutern und zu ergänzen. Inschriften füllen nicht nur die Lücken des bildnerischen und gemalten Flächenschmucks, sie überziehen denselben und verdrängen ihn schließlich. Die Sprache ihrerseits schafft sich Formen, die das Gedächtnis unterstützen. Die Poesie wird ebenfalls zu einem Hilfsmittel, um Erscheinungen, Vorgänge, Gedanken und Empfindungen, soweit diese erhaltungswürdig erscheinen, festzuhalten. Eine rhythmisch gegliederte, melodische Vortragsform vermag außerdem Stimmungen wirkungsvoll zu unterstützen und zu steigern. Hiermit sind wir zur Musik gelangt, die sich zu einer derartigen Höhe der Ausdrucksfähigkeit erheben kann, daß sie, losgelöst vom Wort, als selbständige Kunst Gefühle und Regungen zum Ausdruck zu bringen und festzuhalten imstande ist.

Wir sehen also, daß die Architektur die Plastik, daß diese die Malerei, diese wiederum die Poesie und die Poesie die Musik erzeugt, und zwar, daß jedes Glied dieser Entwicklungsreihe aus dem Bestreben erwächst, Zweck und Aufgabe des voraufgegangenen zu faßbarerem Ausdruck zu bringen, es zu deuten und zu verdeutlichen.

Zwang nun aber die Not den Menschen, seine Feuerstätte zu schützen, Höhlen wohnlich herzurichten, Zelte und Hütten zu bauen, so widmet er den verfügbaren Überschuß seiner Kraft und Zeit dem Spiel und der Erholung in freier Bewegung und erwartet vom Traum und Rausch, daß sie ihn die Wirklichkeit, den Kampf und die Not des Lebens vergessen machen. Tanz und Marsch bedingen Rhythmus und musikalische Begleitung. Bald fügt er einen Text hinzu, um die oft sinnbildliche Bedeutung seiner Spiele festzulegen. Freude und Trauer, Liebeswerben, Eheschließung und Begräbnis bilden die Anlässe. Die Taten der Vorfahren und Götter werden durch das der Musik untergelegte Wort festgehalten. Vers und Reim erinnern uns an diesen Urzustand; denn es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß sie erfunden wurden, um die gebundene Rede dem Gedächtnis um so fester einzuprägen und dadurch die Möglichkeit einer Überlieferung zu schaffen, lange, bevor diese durch Erfindung von Schrift und Druck erleichtert wurde. Alle Verse sind versus memoriales. Epos und lyrischer Erguß werden sich nebeneinander entwickelt haben, während das Drama eine weitere Stufe bedeutet, nämlich den Wunsch, das geistig Geschaute körperlich greifbar vors Auge zu stellen. Aber auch das niedergeschriebene Wort verlangt bildliche Erläuterung. Es kommt zur Illustration, die in Papyrusdarstellungen,

asiatischen und mittelalterlichen Miniaturen ehrwürdige Vertreter hat. Als solche Illustrationen im großen sind die bildergeschmückten Wandflächen indischer, assyrischer und ägyptischer Tempel, Paläste und Grabkammern zu betrachten, in denen sich die figürlichen Darstellungen noch mit schriftlichen Aufzeichnungen in den Raum teilen müssen, während es erst eine vollendetere Formensprache wagen darf, für sich allein zu sprechen und schließlich plastische Gestalten, losgelöst und in sich selbst abgeschlossen, gereifterem Verständnis als Symbole allgemeingültiger Ideen hinzustellen. Für sie schafft alsdann das harmonisch gegliederte Monumentalbauwerk eine künstlerische Umwelt, und der Genius der Baukunst krönt diese Entwicklungsreihe, die, mit der Musik beginnend, nicht im Bedürfnis, sondern im Spieltrieb, im Rausch und im Kraftüberschuß wurzelt.

Ich habe hiermit zwei Entwicklungsgänge geschildert, deren Gegensätzlichkeit sich dadurch kennzeichnen läßt, daß man sie, als vom Verstand, beziehungsweise vom Gefühl vorwiegend beherrscht, auf die entgegengesetzten Pole des menschlichen Intellekts bezieht. Beide Betrachtungsweisen ergänzen sich aber zu einem Ringe, da sie durch das Gebiet sämtlicher Künste in gegenläufiger Bewegung zum Ausgangspunkt, dem menschlichen Auffassungs- und Empfindungsvermögen, zurückkehren, nicht unähnlich einem elektromagnetischen Strome; denn auch in diesem macht sich vom positiven zum negativen Pol und umgekehrt Kraftbetätigung und innige Wechselwirkung bemerkbar.

Malerei

Poesie — Plastik

Dionysisch — Apollinisch

Musik — Baukunst

Diese Einordnung der Künste in einen in sich selbst zurückkehrenden Kreis mit sich entgegenlaufenden Stromrichtungen bietet uns nun für die Auffassung der Gesamtkunst wie der Einzelkünste eine Reihe von nicht zu unterschätzenden Vorteilen.

Zunächst belehrt sie uns über den von Friedrich Nietzsche betonten Gegensatz des Dionysischen und des Apollinischen, indem sie uns die Quelle des ersteren im Gefühlspol nachweist, während sie das Apollinische aus der verstandesmäßigen Anschauung ableitet. Wie diese sich nun durch eine Reihe von Entwicklungsphasen in enthusiastischen Rausch wandelt, erhebt sich das Dionysische unter fort-

gesetztem Streben nach Verdeutlichung schließlich zu reinster, leuchtender Klarheit.

Während dieses Strömens von einem Pol zum andern findet daher auch eine fortgesetzte gegenseitige Befruchtung statt. Das Apollinische erhält durch das Eindringen des Dionysischen in seine Sphäre eine höhere Weihe. Die Baukunst wird durch den in ihr erkennbaren Geist der Musik geadelt, die Plastik durch die Poesie verklärt. In der Malerei wogt es in beständigem Kampf zwischen den Vertretern strengeren und aufgelösten Stils. Die wortlose Musik aber erreicht erst ihren Gipfel mit dem feingegliederten symphonischen Satz, der uns in mehr als einer Hinsicht an die auch für die Architektur gültigen Gesetze erinnert.

Wir glauben jetzt aber auch zu verstehen, daß die Einzelkunst ihre Höhe nur erreicht hat, wenn ihre Schöpfungen der Erläuterung durch eine andere nicht bedürfen — ein Kunstwerk müsse ohne Kommentar verständlich sein, ist eine alte berechtigte Forderung — und sie dabei einen Entwicklungs*fortschritt* vorstellt, wenn sie eine Erfüllung bedeutet. So die Musik, wenn das Wort nicht mehr ausgereicht hatte, dämonischem Gefühlsüberschwang genüge zu tun; so die Architektur, wenn sie berufen wurde, Ausdruck des gesamten Kunstempfindens eines Zeitalters zu sein.

Des weiteren lehrt uns meine Betrachtungsweise, die Stärke der in jeder Kunst stets vorhandenen Gegenströmungen abschätzen und damit feststellen, in welcher Richtung ihre Fortentwicklung zu erwarten stehe. Für das Lebenswerk jedes Künstlers wie für die künstlerische Bedeutung ganzer Zeitabschnitte haben wir somit einen gerechten, untrüglichen Maßstab. Wo das Wort nicht weiter könne, fange die Musik an, hat Richard Wagner einmal mit Bezug auf christlich-musikalischen Ausdruck behauptet; Beethovens neunte Symphonie beweise andrerseits aber „wo die Musik nicht weiter kann, da kommt das Wort". Hier haben wir meinen gegenläufigen Strom, wenn auch nur einen Teil von ihm; denn Entsprechendes läßt sich über die Grenzgebiete zwischen allen übrigen Künsten aussagen. Wo das Wort nicht ausreicht — nämlich für die bildhafte Anschauung — kommt die Bühne. Über die Mängel der Bühne mit ihren menschlich allzumenschlichen Hilfsmitteln erhebt sich die bildende Kunst. Und umgekehrt, wenn Zeichnung und Malerei das Anekdotische überwuchern lassen, löst sie das lebende und sprechende Bühnenbild ab. Sobald sich der Gedankeninhalt der dramatischen Poesie indessen faustisch vertieft, bildet das Theater nicht mehr ausschließlich Ziel und Stätte ihrer Wirksamkeit. Wenn auch jede echte dramatische Dichtung unter allen Umständen bühnenwirksam bleibt, wird sie als Höhenkunstwerk außerdem aber Eigenschaften aufweisen müssen, die sie über die Bühnenaufführung hinaus wertvoll erscheinen lassen. Die Aufführung darf nichts bringen, was ihr durch die Dichtung nicht vorgeschrieben wurde. In bezug auf endgültige Prägung von Ewigkeitswerten wird diese dagegen für eine Aufführung stets unerreichbar bleiben.

Richard Wagners Traum vom Gesamtkunstwerk wird der Entwicklungsmöglichkeit jeder einzelnen Kunst nicht gerecht. Die vielseitige kolossale Begabung dieses Meisters war eben trotzdem allzu einseitig auf das Musikalische eingestellt, um gleichzeitig dem apollinischen Ideal völlig genügen zu können.

Wagner selbst unterschied übrigens Mimik, Musik und Dichtkunst, als aus dem Wesen des Menschen entspringend, von der Architektur, der Plastik und der Malerei, die an die Mittel der Natur gebunden seien. Man beachte die Stellung, die er dabei der Mimik einräumt, als sei sie eine unabhängige, vollwertige, echte Kunst. Sie gehört aber zu den nachschaffenden Künsten, wie auch Tanz, Gesang und Instrumentalmusik. Allerdings käme erst im Verein mit diesen die berühmte Neunzahl der griechischen Musen heraus! Vischer stellt den Raumkünsten die Zeitkünste gegenüber, Fechner und Dessoir den Künsten der Ruhe die der Bewegung, während Wundt „die Grundformen aller künstlerischen Betätigung der Phantasie" in die bildenden und die musischen Künste trennt, die einander ergänzen. Er hebt damit ebenfalls einen Gegensatz ihres Wesens hervor, ohne für die Tatsache, daß sie einander ergänzen, eine ganz befriedigende Erklärung zu geben. Alle Philosophen, soweit sie ästhetische Probleme aufstellen, zerfallen außerdem in Idealisten und Formalisten, je nachdem sie das Wesentlichere des Kunstwerks in dessen Inhalt oder in seinem Ausdruck sehen.

Wollen wir unsererseits nun den Wünschen der neuzeitlichen Experimentalpsychologie Rechnung tragen, so könnten wir *unsere* Gruppierung auf den Unterschied zwischen Auge und Ohr beziehen, auf *die* Sinnesorgane, deren Tätigkeit den sogenannten *niederen* zur Deutung des Weltbilds überlegen zu sein scheint, obwohl wir es *fassen* und *begreifen* nennen, wenn wir uns bei Beurteilung des Dings an sich vom Trug dieser Sinne freigemacht zu haben glauben! Hier taucht die Frage auf, wie geschieht es, daß sich physikalische Phänomene in seelische Erregungszustände umsetzen? Wie kann die Musik, nach Schopenhauer, zum unmittelbaren Ausdruck transzendenten Empfindens werden? Genügt hierfür die Hypothese, daß der Hörer beim Erklingen künstlerisch verwerteter Tonverbindungen innerlich *mitsinge* und daß dadurch seine Atmung, seine Blutbewegung beeinflußt und somit seine Vorstellung gezwungen werde, sich in Rhythmen, Tempo und Intervallen zu bewegen, die den natürlichen Ausdruck für Freude, Ausgelassenheit, Mut und Begeisterung, wie für Kummer, Schmerz und Verzweiflung bilden? Wir kennen die hüpfenden Weisen des Fröhlichen, die Molltöne der Wehmut, das chromatische Seufzen, die unaufgelöste Dissonanz seelischer Qual, den Hiatus des Schrecks. Andererseits ist es ja eine leicht zu beobachtende Tatsache, daß stockender Atem und verstecktes Seufzen ein stimmungsvolles Adagio begleiten, und daß rhythmische Mitbewegungen und Tanzlust die Folge heiterer prickelnder Musik zu sein pflegt.

Dem sei indessen, wie ihm wolle. Durch keine Überlegung und Deutelei wollen wir uns das Glück verkümmern lassen, das uns die Künste als Symbole

mehr geahnter als bewiesener Zustände sub specie aeternitatis zu gewähren imstande sind.

„Denn, wahrlich, alle Kunst ist Schöpfungsdrang,
Und Schöpfungsdrang ist Liebe — Liebe, die
Erschaffen muß, woran sie hängen mag,
Wenn es sich nie und nirgends in der Welt
Gestaltete, wie es in Träumen ihr
Als Wonne, Gipfel, Glück erschienen war!"

Herm. Fernau:
Die mazedonische Frage.

Beim Abschluß des Bukarester Friedens 1913 konnte man einen Augenblick glauben, die mazedonische Frage sei gelöst. Doch hatten gute Kenner der Balkanverhältnisse schon damals Zweifel in die Dauerhaftigkeit des neuen Balkanstaates gesetzt, und die Ereignisse von heute geben ihnen recht. Denn heute wird der Bukarester Vertrag von keinem Balkanstaat mehr als gültig anerkannt, und Bulgarien ist mit der ausgesprochenen Absicht in den Krieg gezogen, diesen Vertrag durch einen neuen zu ersetzen, der ihm den Besitz Mazedoniens sichert.

Welche Rechte besitzt Bulgarien auf diese Provinz, die es so hartnäckig für sich beansprucht? Folgen die Bulgaren hier einem imperialistischen Macht- und Eroberungsgedanken oder ist ihre Forderung auf alte Rechte, Traditionen und ethnologische Tatsachen gebaut?

Obgleich eine erschöpfende Darstellung dieses überaus komplizierten Problems im Rahmen einer kurzen Studie nicht möglich ist, soll hier immerhin die Beweisführung versucht werden, daß im Laufe der Geschichte Mazedonien und das heutige Bulgarien immer Provinzen desselben Landes waren, daß das Schicksal beider von jeher aufs engste miteinander verknüpft war, daß das Erwachen ihrer nationalen Idee dem gleichen Ziele zustrebte, und daß die Bulgaren recht haben, wenn sie behaupten, daß auf beiden Seiten einer künstlich und nach Gutdünken gezogenen Grenze Menschen des gleichen Volkes leben, die von dem einheitlichen und starken Willen beseelt sind, mit ihrem Stammlande eine nationale Einheit zu bilden.

Seit dem neunten Jahrhundert hatte sich der bulgarische Staat auf der Balkanhalbinsel endgültig gefestigt. Er hatte dem von Byzanz kommenden

Widerstand und dem Ansturm neuer Eroberer erfolgreich Trotz geboten, war nicht nur im Besitz ganz Mazedoniens, sondern erstreckte seine Grenzen auch weiter nach Westen hin. Allerdings waren die damaligen bulgarischen Grenzen häufigen und beträchtlichen Schwankungen unterworfen; bald gingen sie bis zum Adriatischen Meer und Kroatien im Westen und bis zur heutigen Linie Midia—Enos im Osten, bald schrumpften sie zusammen bis zum Drin und Rhodopegebirge. Immer aber schlossen sie Mazedonien und das heutige Nordbulgarien ein. Für ihre beständigen Kriegszüge gegen das Byzantinerreich rekrutierten sie ihre Krieger sowohl an den Ufern der Donau, wie im Lande der Ochridaseen.

Beunruhigt durch die beständigen Einfälle der Bulgaren unternahm Byzanz Gegenangriffe, und Kaiser Basilius II. eroberte 1018 ganz Ost- und einen Teil Westbulgariens. Der Hauptkampf spielte sich in Mazedonien ab, wo der Bulgarenkönig Samuel den Byzantinern fünfundvierzig Jahre lang hartnäckigen Widerstand leistete. Seine Hauptstadt war nahe bei Ochrida, und seine Staaten umfaßten damals außer ganz Mazedonien und einem Teil von Nordbulgarien auch Epirien, Albanien und ganz Serbien. Mazedonien war also damals, wie wir sehen, der Zufluchtsort für die bulgarische Unabhängigkeit.

Im Jahre 1186 befreite sich Bulgarien vom byzantinischen Joch und eroberte seine alten Grenzen zurück, die es bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts intakt zu halten wußte. Um diese Zeit werden die ersten Spuren der politischen und militärischen Dekadenz des bulgarischen Königreichs bemerkbar. Es verlor seine Provinzen im Osten abermals an Byzanz, während ihm die Serbenkönige Durusch und Duschan die Westprovinzen wegnahmen.

Von 1310 bis 1345 eroberten die Serben ganz Mazedonien, Albanien und einen Teil von Epirien. Sie behielten die Oberhoheit über diese Gebiete bis zum Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts, als die Türken sie daraus verdrängten.

Diese, etwa ein Jahrhundert dauernde Herrschaft der Serben über Mazedonien ist die einzige historische Rechtfertigung, die die Serben für den Besitz Mazedoniens haben. Aber gleichwie die Bulgaren im Laufe ihrer langen Herrschaft über Serbien (Belgrad, die serbische Hauptstadt, war beispielsweise 408 Jahre unter bulgarischer Herrschaft) wenigen oder gar keinen Einfluß auf die serbische Volkspsyche ausgeübt hatten, ebensowenig war die serbische Herrschaft über Mazedonien imstande, den gründlich bulgarischen Charakter dieses Landes zu ändern. Dies ist so wahr, daß, als im Jahre 1371 der Serbenkönig Vukaschin in Mazedonien eine Armee gegen die bereits drohend werdenden Türken vereinigte, die Historiker dieser Epoche davon sprechen, daß Vukaschin an der Spitze *bulgarischer* Truppen die Osmanen bei Tschermen (nahe bei Adrianopel) bekämpft und dort den Heldentod gefunden habe.

Als im fünfzehnten Jahrhundert die Türken Mazedonien endgültig erobert hatten, war es also ein durchaus bulgarisches Land geblieben. Es bleibt zu wissen

übrig, ob Mazedonien unter der nunmehr beginnenden langen Türkenherrschaft diesen Charakter verloren hat.

Das erste, was die Türken in den von ihnen eroberten Balkanprovinzen zur Sicherung ihrer Herrschaft unternahmen, war, daß sie die unterworfene Bevölkerung ihrer militärischen und religiösen Führer beraubten.

In Bulgarien, namentlich aber in Mazedonien wurden die Boliaren, d. h. die Feudalherren, zum Teil ausgewiesen, zum Teil zwangsweise zum Islamismus bekehrt. Den Prälaten und Patriziern der Städte ging es nicht besser. Das seiner Führer beraubte Bulgarenvolk verlor unter dem Druck der türkischen Herrschaft jede nationale Idee, wurde eine taten- und gestaltenlose Masse und verfiel in einen langen Schlaf. Die bulgarischen Bauern wurden Rayas, d. h. Leibeigene der Beys und Paschas. Die Türken ließen ihnen ihre Sprache und, unter der Oberhoheit des griechischen Patriarchen in Konstantinopel, auch ihre Religion.

Immerhin erhielten sich einige Spuren der ehemaligen Unabhängigkeit. So namentlich ein Erzbistum, das zwar gleichfalls dem ökumenischen Patriarchen unterstellt war, sich aber doch eine gewisse Selbständigkeit bewahrt hatte und vollständig verschieden vom griechischen Klerus war. Dieses letzte Bollwerk der ehemaligen nationalen Kirche hatte seinen Sitz in Ochrida, das heißt also, im Herzen Mazedoniens. Nach langwierigen Kämpfen mit dem Patriarchat in Konstantinopel mußte es 1767 freilich auch auf seine Selbständigkeit verzichten, aber daß es mitten in Mazedonien so lange die letzte nationale Tradition der Bulgaren verteidigen konnte, ist ein schlagender Beweis für das Urbulgarentum dieser Gebiete.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts werden die ersten Zeichen des Wiedererwachens der bulgarischen Nationalidee bemerkbar. Im Jahre 1672 hatte der bulgarische Mönch Paissi nach langen und geduldigen Studien eine Geschichte des bulgarischen Volkes geschrieben. Eine ganze Vergangenheit von Größe und Ruhm, aber auch von tragischen und finsteren Schicksalsschlägen stand aus der Vergangenheit auf. Die Geschichte des Paissi, von Mönchen, Kaufleuten und Reisenden kolportiert, fand ihre ersten Leser und Hörer in Mazedonien und durchdrang von dort aus ganz Bulgarien. Sie wurde mit Begier gelesen, mit religiösen Sorgfalten abgeschrieben und wurde der Ausgangspunkt der allmählich beginnenden bulgarischen Erhebung.

So entwickelte sich in Bulgarien allmählich ein neues Nationalgewissen. Mit der Entstehung der jungbulgarischen Literatur wurde die nationale Idee bei Beginn des 19. Jahrhunderts eine intellektuelle Macht im Lande. Die Mazedonier hatten nicht wenig zu dieser Entwicklung beigetragen. Jeder in der Geschichte seines Landes bewanderte Bulgare wird die Rolle kennen, die Mazedonier wie Cyrillus Peitchinovitsch und die beiden Brüder Miladinoff in diesem Sinne gespielt haben.

Diese bulgarische Wiedergeburt fand ihren heftigsten Widersacher im ökumenischen Patriarchat. Mit seinen Bischöfen, seinen Priestern und griechischen Schulen übte es die moralische und materielle Herrschaft über das Bulgarenvolk aus. Der griechische Klerus verfolgte den Plan, den Bulgaren mit der griechischen Sprache seine fanariotische Kultur aufzudrängen, es allmählich zu verhellenisieren und dergestalt einen Teil der „großen Idee" des Hellenismus zu verwirklichen. Der Kampf um die bulgarische Nationalselbständigkeit spielte sich daher zunächst auf religiösem Gebiete ab; die Bulgaren mußten zunächst die religiöse Vormundschaft abschütteln, ehe sie an die Bekämpfung der politischen Oberhoheit der Türken gehen konnten. Dieser religiöse Kampf war lang und erbittert und endete erst 1870 mit der Schaffung einer nationalbulgarischen Kirche und eines bulgarischen Klerus. Alle Länder bulgarischer Zunge hatten an ihm teilgenommen, in Philippopoli war er ebenso lebhaft wie in Üsküb, in Tirnowo oder Monastir. Wenn vielfach behauptet wird, das Exarchat, d. h. die Gründung einer nationalbulgarischen Kirchenoberhoheit habe die Bulgaren in Rumelien und Mazedonien geschaffen, so ist dies eine Entstellung der Tatsachen, denn es waren die Bulgaren jener Gebiete, die im vollsten Bewußtsein ihres Nationalgefühls nach mühevollen Kämpfen zur Schaffung dieses Exarchats beigetragen hatten. — Trotz des Druckes, den das ökumenische Patriarchat ausübte, ergab eine nationale Befragung ein für die Bulgaren durchaus günstiges Resultat; seit 1874 wurden in Üsküb und Monastir nationalbulgarische Erzbischöfe ernannt. Das dem Exarchat unterstehende Gebiet umfaßte also, wie man sieht, ganz Mazedonien.

1876 brachen zwei Erhebungen gegen die Türken aus, die blutig erstickt wurden. Die bei dieser Gelegenheit verübten Greuel hatten zur Folge, daß sich die Großmächte zu Schutzherren der bulgarischen Provinzen aufwarfen. Die in Konstantinopel zusammengetretene Konferenz teilte Bulgarien in zwei selbständige Provinzen, wovon die westliche das ganze, heut noch serbische Mazedonien umfaßte. Besonders bemerkenswert ist hier, daß die auf diese Provinz bezüglichen Diplomatenarbeiten und Akte nirgendwo von serbischen Bewohnern sprechen. Es handelte sich also, wie damit zugegeben wird, um eine ausschließlich bulgarische Bevölkerung.

Die Nichtdurchführung der den Türken in bezug auf Bulgarien gestellten Bedingungen beschleunigte den Ausbruch des russisch-türkischen Krieges von 1877, der die Armeen des Zaren vor die Tore von Konstantinopel führte und mit dem Frieden von San Stefano den Bulgaren die lang ersehnte nationale Freiheit brachte. Die Grenzen des wiedergeborenen Staates umfaßten ganz Mazedonien, das man also auch hier wieder diskussionslos als ausschließlich bulgarisch betrachtete.

Wenn es außer diesen geschichtlichen Tatsachen und den Gefühlen der Mazedonier selbst noch andere Beweise für den bulgarischen Grundcharakter dieser

Provinz bedarf, dann sei auf die Geographen und Reisenden verwiesen, die sich mit Mazedonien beschäftigt haben. Sämtliche Gelehrte des letzten Jahrhunderts sind einstimmig der Ansicht, daß man Mazedonien als eine bulgarische Provinz zu betrachten habe. Ja, der serbische Gelehrte Davidovitsch, der dem französischen Geographen Desjardins Angaben zu einer Sprachenkarte gemacht hatte (die Karte erschien 1853 in Belgrad), führt weder Mazedonien noch das (1878 an Serbien gegebene) Morawatal als serbisch sprechende Länder an.

Der Vertrag von San Stefano hätte vielleicht eine endgültige Lösung des Balkanproblems mit sich gebracht, wenn er gedauert hätte. Leider wurde er schon nach fünf Monaten durch den Berliner Vertrag ersetzt, der Bulgarien wieder zerstückelte, Länder bulgarischer Zunge willkürlich an die Nachbarn verteilte und ganz Mazedonien sowie einen Teil Thraziens wieder an die Türkei zurückgab.

Bulgarien ließ sich nicht entmutigen. Es schaffte sich eine politische Organisation, eine nationale Ausrüstung und Armee. Nachdem es die beiden Bulgarien (Nordbulgarien, das noch unter der nominellen Herrschaft der Türken geblieben war, und Südbulgarien oder Ostrumelien) vereinigt hatte, begann es im stillen für die Befreiung Mazedoniens zu arbeiten. Diese Arbeit dauerte mehr als fünfundzwanzig Jahre. Trotz aller inneren Krisen hat diese Idee der Befreiung Mazedoniens bis auf den heutigen Tag in der bulgarischen Politik immer die Hauptrolle gespielt.

Die Türken sahen dieser langsamen, aber zielsicheren Befreiungsarbeit nicht ruhig zu. Besonders seit 1894 wurden ihre Gegenmaßregeln immer schärfer. Die Mazedonier machten ihrer Empörung in zwei gewaltigen Aufständen (1895 und 1903) Luft. Von Monastir bis Üsküb, von Ochrida bis Salonik wurde das Land von einer revolutionären Sturmwelle erfaßt, und es bedurfte (1903) einer regulären türkischen Armee von 350 000 Mann, um der Bewegung Herr zu werden. Diese zwei Revolutionen waren ausgesprochen bulgarisch; weder Serbien, noch Griechenland unterstützten die Mazedonier, ja insgeheim kamen sie sogar den Türken zu Hilfe.

Nach der Unterdrückung dieser Aufstände und dem ihnen folgenden Schreckensregiment begann eine starke Auswanderung. Mehr als 200 000 Mazedonier verließen ihre Heimat. Sie gingen weder nach Serbien, noch nach Griechenland, sondern nach Bulgarien, dem sie eine große Anzahl bedeutender politischer und literarischer Männer und fast ein Drittel der Offiziere der bulgarischen Armee lieferten. Die Masse der Eingewanderten verknüpfte die Bande der freien und der unterdrückten Bulgaren noch enger. Auf beiden Seiten der Grenze herrschte die vollständigste Ideeneinheit und die gleiche nationale Sehnsucht nach einem einigen, großen Vaterlande. Alle serbische und griechische Gegenpropaganda, die sich der heimlichen Unterstützung der türkischen Regierung erfreute, war nicht imstande, dieses Nationalbewußtsein der Mazedonier zu schwächen.

Die weitere Entwicklung gehört zur jüngsten Geschichte. Im ersten Balkankriege 1912 stellten sich 20 000 Mazedonier zu den bulgarischen Fahnen. Weder die serbische, noch die griechische Armee besaß ein mazedonisches Freiwilligenkorps. Instinktiv fühlten die Mazedonier, daß die Bulgaren ihre wahren Befreier sein würden. Der Besitz dieser Provinz war das bulgarische Kriegsziel; Thrazien wurde nur nebenher und eigentlich erst von dem Augenblicke an begehrt, als der Umfang und die Schnelligkeit der über die Türken erfochtenen Siege den Appetit der Sieger erhöht hatte. — Um sich keiner Enttäuschung auszusetzen, hatte die Regierung in Sofia acht Monate vor dem Kriege einen Vertrag mit Serbien geschlossen, der die mazedonische Frage bis in alle Einzelheiten hinein regelte und Bulgarien den Besitz dieser Provinz zusicherte. Nach dem gemeinsamen Siege verweigerten die Serben die Ausführung dieses Vertrages. Ihre Haltung in dem von ihnen besetzten Mazedonien war derartig herausfordernd, daß der zweite Balkankrieg daraus entstand. Der Friede von Bukarest war den Bulgaren ungünstig. Sie wurden abermals um den sehnlichst gewünschten und so teuer erkauften Siegespreis betrogen.

Heute sind sie mit demselben Wunsche und demselben Programm ausgezogen: die Befreiung Mazedoniens. Darüber herrscht in Bulgarien absolute Einstimmigkeit. Als der König dieses Programm und Kriegsziel verkündete, da schwieg der Kampf der Parteien, und es vollzog sich jenes Wunder der nationalen Einmütigkeit, das wir bei Kriegsausbruch auch in Deutschland erlebten. . . .

Bulgarien führt also keinen Eroberungskrieg. Es kämpft vielmehr um die Zurückgewinnung einer ihm durch Sprache, Sitten, Tradition und Geschichte längst gehörenden Provinz.

Erst mit der Angliederung Mazedoniens an Bulgarien kann das Balkanproblem, das Jahrhunderte lang der Herenkessel Europas war, einer vernunftgemäßen und darum dauernden Lösung entgegengeführt werden.

Otto Hoberg:
Zur Vorgeschichte der politischen Haltung Rumäniens.

Wenn wir das Pressegeschrei des Vierverbandes verfolgen, sollte man meinen, daß sich eine geradezu gehässige Stimmung gegen die Zentralmächte in Rumänien gebildet hat. Indessen weisen bei ruhiger Untersuchung die Anzeichen immer mehr darauf hin, daß die überwältigende Mehrheit jener Rumänen, deren Stimme von Wert und Einfluß ist, weder so begeistert für Rußland, Frankreich,

England und Italien ist, noch so haßerfüllt den Mittelmächten gegenübersteht, wie es den Anschein hat.

Zwar gab es eine Zeit, in der gewisse Oberschichten in der Bevölkerung durchaus französisch gesinnt waren, so daß es im Jahre 1871, nach der Niederzwingung Frankreichs, in Bukarest zu Demonstrationen kam, die ihre Spitze offen gegen den kürzlich verstorbenen Fürsten Carol, den damals fast noch fremden Hohenzoller auf Rumäniens Königsthron richteten. Dieser mußte erst mit Abdankung drohen, ehe sich das Volk besann. Der beispiellose Verrat Rußlands nach der siegreichen, durch Rumänien herbeigeführten Entscheidung bei Plewna drängte jedoch Fürst wie Volk zum engeren Anschluß an die europäischen Zentralmächte, und die Verbindung, die so entstand, war dem Lande von größerem Nutzen, als schriftliche Verträge es jemals hätten sein können. Deutsche Schulen, deutsche Ingenieure und Techniker, deutsche Apotheker finden wir heute in allen größeren Städten Rumäniens. Außerordentlich rege Handelsbeziehungen entwickelten sich, deutsche Arbeit und deutsches Kapital gewannen großen Anteil an Rumäniens wirtschaftlichem und kulturellem Aufschwung. Kaum trifft man in Rumäniens Hauptstadt noch Kaufläden an, in denen Deutsche nicht deutsch bedient würden. Die vornehmsten Familien schicken ihre Kinder wenigstens eine Zeitlang in deutsche Schulen, und immer mehr wurden derer im Lande jenseits der Karpathen, die in ihren Ferien nicht *nur* nach Paris, sondern auch für einige Zeit nach Berlin gingen, und die hernach begeistert waren für deutsche Art.

Dann kam plötzlich der Umschwung. Seit Beginn des Jahres 1914 gaben sich Frankreich und Rußland unter wohlwollender Haltung der rumänischen leitenden Kreise ersichtliche Mühe, ihre Beziehungen zu Rumänien intimer zu gestalten. Dabei wurde die Stimmung gegen Österreich-Ungarn — Rumänien glaubte sich zu Gunsten Bulgariens von diesem verraten — in allen rumänischen Schichten unausgesetzt unfreundlicher, jegliches Vertrauen in seine Loyalität schien geschwunden, die Achtung vor seiner Heeresmacht gemindert zu sein. Demonstrationen gegen diesen Nachbarn waren leicht zu veranstalten und begegneten allseitiger Sympathie. Die Stimmung gegen Deutschland blieb dabei unverändert; man erkannte dankbar an, daß Deutschland ein zuverlässiger Freund gewesen sei, mit ihm wollte die Mehrheit der leitenden Kreise, wenn irgendwie angängig, die bisherigen Beziehungen aufrechterhalten, und empfand es schmerzlich, daß Deutschland ohne Österreich-Ungarn nicht zu haben war. Auf rauschenden Verbrüderungsfesten mit ihren „lateinischen Brüdern" benutzten Frankreichs abgesandte Generäle und Minister die Stimmung gegen Österreich und durchzogen redend das Land. Wer aber war die treibende Kraft bei diesen plötzlichen, so rührenden Liebesbezeugungen Rumänien gegenüber? Rußland. *Rußland wünschte es so.* Es hatte ein sehr großes Interesse daran, mit seinem Nachbar in Friede und Freundschaft zu bleiben. Da aber dieser Nachbar das Jahr 1878 mit seinem „nationalen Unglück" (Verlust Bessarabiens) noch nicht

verschmerzt hatte, so mußte eben der gute Freund von jenseits der Vogesen einspringen und in Rumänien Stimmung für den Anschluß an die Tripleentente machen. Und wie wäre das wohl schöner gegangen, als durch die Begeisterung weckenden Verbrüderungsfeste mit den leicht entfachbaren Rumänen: Ein Ereignis wie der Besuch der Zarenfamilie in Konstanza im Sommer 1914 konnte auch ohne schriftliche Bindungen nicht ohne gewaltige Tragweite für die künftigen Beziehungen zwischen Rumänien und den Staaten der europäischen Mitte bleiben, so daß man andererseits zu jener Zeit in der Donaumonarchie auch von der Möglichkeit einer Anwesenheit des Deutschen Kaisers gelegentlich einer Familienfeier in Bukarest sprach. Hat doch Rumänien auch heute nicht vergessen, daß Kaiser Wilhelm stets für eine Rumänien freundliche Politik eingetreten ist, wußte es doch, daß Deutschland die kräftigste Stütze seiner bisherigen wirtschaftlichen Entwicklung gewesen ist, daß es dem Vertrauen Deutschlands zu danken ist, wenn im Jahre 1913 die rumänische Rente nur um 3,75 Lei fiel, als die österreichische Rente um 8 Kronen sank.

Welch große Mittel für die Bemühungen, die öffentliche Meinung Rumäniens ausschließlich in ihrem Interesse zu informieren, unsern Gegnern zur Verfügung standen, bewies zum Beispiel die Gründung einer großen politischen Zeitung, des „Journal des Balkans", das in französischer Sprache geschrieben und in französischem Sinne geleitet, sich der Mitarbeit der Herren Hanotaux, André Tardieu, Lévy, Jean Carrère u. a. erfreute, und von dem Chefredakteur des ebenfalls in französischer Sprache erscheinenden offiziösen Blattes der Regierungspartei in Bukarest herausgegeben wird. Es war das Recht Frankreichs, so zu arbeiten; es war an Deutschland, dem etwas entgegenzusetzen. Konnte es das nicht, so war das um so bedauerlicher, als die Zahl leitender rumänischer Staatsmänner, die Deutschland und seine Sprache kannten, arg zusammengeschmolzen war. Aurelian, General Manu, Kalindero waren gestorben, Demeter Sturdza, T. Rosetti, P. Carp standen nicht mehr an der Spitze ihrer Partei, und auch T. Maiorescu hatte sich zurückgezogen. Die drei am Ruder befindlichen Parteiführer hatten in Paris studiert, und die deutsche Sprache lag ihnen fern.

Als ein Zeichen jener Zeit ist ein Leitartikel im „Universul", der weitverbreitetsten Zeitung Rumäniens, zu betrachten, in der ein einflußreicher Vertreter der Regierungspartei sich verbreitete über die Aufteilung Österreich-Ungarns, wobei Deutschland als Entschädigung für die Aufgabe von Elsaß-Lothringen die deutschen Länder der Monarchie erhält. An gleicher Stelle erklärte zwei Tage früher derselbe Herr, Deutschland sei über und über verschuldet (wie sie sich doch alle getäuscht haben!), vom Reiche bis zur kleinsten Gemeindeverwaltung; die deutsche Industrie erhalte sich nur dank der französischen Kapitalien, die rumänischen Anleihen seien nur scheinbar in Deutschland, in Wirklichkeit aber durch die deutsche Vermittlung in Frankreich untergebracht, das deutsche Heeresbudget sei bisher nur aus der französischen Kriegskostenentschädigung bestritten worden,

und da diese nun erschöpft sei, breche Deutschland unter der Last seines Heeres und seiner Marine zusammen (!). Ziehe Frankreich seine Kapitalien aus Deutschland zurück, so würde eine noch nie dagewesene finanzielle Katastrophe eintreten. In dieser Weise wurde das große rumänische Publikum über deutsche Verhältnisse informiert. Aber der Herr, der so schrieb, war der Vorsitzende des Komitees der „Amitié franco-roumaine", und das erklärt alles. Im Frühling des Jahres 1914 wurde nämlich diese Gesellschaft „Französisch-rumänische Freundschaft" in Bukarest begründet, der Universitätsprofessor Xenopol zu ihrem Vorsitzenden gewählt, und der französische Gesandte Blondel, sowie die französischen Redner (unter ihnen auch der prächtige André Tardieu) wurden zu Ehrenmitgliedern ernannt.

Als einige deutsche Zeitungen damals auf das heiße, im übrigen aber „vollkommen harmlose" Bemühen Frankreichs um die ausschließliche Gunst der „Schwesternation" aufmerksam wurden und sich eingehender mit der „Verbrüderung" befaßten, da erhoben die französischen Blätter, an ihrer Spitze der „Temps", sofort ein großes Geschrei und bewiesen gerade dadurch aufs klarste, wie unerwünscht ihnen jeder deutsche Hinweis war. Unter anderem hob das deutsche „Bukarester Tagblatt" die wirklichen Absichten Frankreichs energisch hervor und gab den Rumänen zu bedenken, wie wenig reeller Nutzen ihnen aus einem Sich-unter-Frankreichs-Fittiche-Begeben erwachsen könne. Heute sollte Rumänien allmählich einsehen gelernt haben, daß Freunde, die ihm im Ernstfalle wirklich helfen k ö n n e n (was bei Frankreich völlig ausgeschlossen ist), mehr wert sind als alles Gedröhn noch so begeisterter Sympathieversicherungen.

Die Stellung Deutschlands im rumänischen Wirtschaftsleben ist keineswegs ohne weiteres zu erschüttern, denn diese Stellung verdankt Deutschland nicht irgendwelchen bisherigen Sympathien, nicht irgendwelcher Gunst der Verhältnisse, sie ist nicht geschaffen worden durch sonderliche Unterstützung der Regierungen oder durch die politischen Beziehungen, die im Laufe der Jahre zwischen den beiden Ländern geknüpft sind. Ihre Wurzeln sind das Vorwärtsstreben des deutschen Industriellen und des deutschen Kaufmanns, die Tüchtigkeit der deutschen Kolonie in Rumänien, das Verhältnis und das Vertrauen, das alle Vertreter des rumänischen Handels, ob Rumänen, ob nicht eingebürgerte Israeliten, von Altersher den Bemühungen des deutschen Handels entgegengebracht haben. Und diese Wurzeln werden nicht verdorren, mögen auch die Stürme durch die Krone des Baumes brausen. Mögen in gewissen Kreisen, in den rumänischen Salons und hin und wieder innerhalb des Offizierkorps vielfache Sympathien für Frankreich bestehen und die französische Sprache die maßgebende sein, in Handel und Wandel ist Deutsch die am meisten gehörte Fremdsprache, und das wird sie auch bleiben. Immer und heute haben die Rumänen offen und ehrlich ihre unbegrenzte Hochachtung vor der Gediegenheit deutschen Wesens und deutscher Tüchtigkeit bekannt, und unsere von der Welt bestaunten Siege draußen

und daheim werden diese Achtung nur noch erhöht haben. Das krampfhaft einsetzende französische Buhlen um die Gunst Rumäniens im Jahre 1914 zeigt deutlich genug, daß man diese heißen Bemühungen gegenüber der seit Jahren stetig nachlassenden Vorliebe für Frankreich als notwendig erachtete. Für England findet man, wie übrigens auch bei den anderen Balkanvölkern, beim besten Willen kaum eine Andeutung von Interesse, und die Blutsverwandtschaft mit der ehemaligen Römernation Italien erscheint doch recht zweifelhaft. Und für Rußland finden sich wohl nur jene Sympathien, die der allerdings reichlich einrollende Rubelsegen zurückließ. Fast alle davon nicht berührten Kreise des Bürgertums, in Handel und Industrie, sowie im Offizierkorps, sind sich sehr wohl darüber klar, daß Rußland der natürliche Feind Rumäniens ist, dem man nicht über den Weg trauen darf. Nach deutscher und österreichisch-ungarischer Auffassung aber bildet Rumänien den Schutzwall der Balkanhalbinsel gegen den russischen Panslawismus und sichert die ungestörte Landverbindung Mitteleuropas mit Konstantinopel und Asien, beides zwingende Gründe, jederzeit auch mit dem Schwerte für Rumänien einzustehen.

Noch brennt die bessarabische Wunde; der Rumäne aber ist intelligent und praktisch. Wer kann daran zweifeln, wie sich Rumänien entschließen wird? Noch vor kurzer Zeit hat sich denn auch das Organ der rumänischen Regierung „Viitorul" veranlaßt gesehen, festzustellen, daß die rumänische Regierung sich keineswegs von der Haltung entfernt habe, die durch den Kronrat unter König Carol festgelegt wurde. Bislang hat sich, so führte das offiziöse Blatt aus, in der offiziellen Haltung Rumäniens, die im August vorigen Jahres beschlossen wurde, nichts geändert. Mit der steigenden Einsicht aber wird Rumänien sich heute mehr denn je hüten, die stark verbrannten Kastanien für den Vierverband aus dem Feuer dieses Weltkrieges zu holen.

Dr. Karl Löhmann: Weltkrieg und Weltflucht.

In der gegenwärtigen ungewöhnlichen Zeit mit ihren gewaltigen Ereignissen, ihren kaum faßbaren Eindrücken auf Kopf und Herz und den tiefgehendsten Erschütterungen der Seele begegnen wir wieder gelegentlich einer Erscheinung, die uns modernen Menschen ziemlich unbekannt, zum mindesten aber ungewohnt geworden ist, dem Sehnen und dem Triebe nach Einsamkeit. Es bedarf keines besonderen psychologischen Scharfsinns, um die Gründe für diese unzweifelhaft bestehende Erscheinung zu erkennen, die sich merkbar unterscheidet von der bekannten vorübergehenden Stadtflucht kulturmüder Menschen, wie wir

dieselbe früher zu gewissen Zeiten des Jahres fast programmmäßig sich entwickeln sahen. Was wir jetzt beobachten, und was besonders dem Arzt jetzt nicht selten vorkommt, das ist etwas ganz anderes, etwas Neues, oder eigentlich etwas sehr Altes, das ist das tiefe, oft geradezu leidenschaftliche Sehnen, einer Welt und einer Zeit zu entfliehen, die nichts mehr von Frieden und Ruhe wissen zu wollen scheint.

Das Streben nach Einsamkeit ist so alt wie die erste Gemeinschaft der Menschen, denn wo auch immer Menschen zusammengelebt haben, hat es immer einzelne gegeben, die des Haders müde die Einsamkeit suchten. Die Kulte aller Völker und Zeiten haben sich mit Vorliebe diesem Problem zugewandt und sich zu den verschiedensten Zwecken seiner bemächtigt. Das Volk war stets geneigt, in dem Weltflüchtling den Weltweisen zu erblicken, gewiß ebenso oft mit Unrecht, als mit Recht. Das Christentum bildete einen besonders günstigen Boden für die Entwicklung dieses ursprünglich und in seinem innersten Wesen rein menschlichen Triebes. Wer kennte nicht aus Geschichte und Sage, aus Volkslied und Volksmärchen den christlichen Einsiedler, den Waldmenschen, den „Bruder Klausner"? Es ist hier nicht der Raum, auf diese kulturgeschichtlich bedeutsame Erscheinung näher einzugehen, auch eine eindringendere Betrachtung der häufigsten Motive, die zu allen Zeiten den Menschen aus der Gesellschaft seiner Brüder getrieben und zu den absonderlichsten Formen des Alleinseins, nicht selten lebenslänglich, veranlaßt haben, müssen wir uns hier trotz ihres nicht unbedeutenden psychologischen Interesses versagen. Es genüge, daß Krieg und Kriegselend zu den meistgenannten Ursachen einer Weltflucht stets gehört haben, und daß Geschichte und Literatur uns eine große Fülle von fesselnden Beispielen zu gewähren vermögen, die diese Erfahrung bestätigen. Es ist durchaus nicht erforderlich, zu diesem Zweck bis in die ersten Zeiten des Christentums, der Blütezeit eines teilweise fanatischen Anachoretentums, zurückzukehren, wir besitzen in der überreichen Geschichte unseres Landes eine uns erheblich näher liegende Zeitepoche, deren Verständnis uns gerade jetzt weniger Schwierigkeiten machen sollte, als manche andere Zeit, das Jahrhundert des l ä n g s t e n Krieges, den Deutschland bisher erlebte, das an unermeßlichem Elend, an Verwilderung und Verarmung seinesgleichen nicht gehabt hat und vielleicht gerade deshalb in bezug auf das Einsiedlertum so manche merkwürdige Erscheinung zeitigte. Der beste zeitgenössische Chronist des Dreißigjährigen Krieges, Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, berichtet uns in seinem Simplicius Simplicissimus, einem Buche, das, nebenbei bemerkt, gerade jetzt mal wieder zur Hand genommen zu werden verdiente, recht anschaulich über die Beziehung zwischen Krieg und Kriegesnot und einsiedlerischen Neigungen.

In der Literatur ragen unter allem, was über Einsamkeit und Weltflucht geschrieben, zwei Werke hervor, die diese Probleme meines Erachtens in schönster, edelster Form behandelt haben und trotz größter Verschiedenheit zusammen ge-

nannt zu werden verdienen. Als Philosoph hat Johann Georg von Zimmermann in seinen umfangreichen und tiefgründigen Betrachtungen „Über die Einsamkeit“ diese Dinge auf das eingehendste und liebevollste besprochen. Dieses Werk sollte, trotzdem es bereits zu Lebzeiten des Philosophen von Sanssouci erschienen, noch heute zu den gelesensten deutschen Büchern gehören. Es ist für alle Zeiten eins der überzeugendsten Beispiele von der Macht des Materialismus, wie dieses in fast alle Kultursprachen übersetzte, bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts außerordentlich beliebte, in allen Kreisen verbreitete und gelesene Meisterwerk und Lehrbuch edelster Lebenskunst mit der steigenden Wertschätzung materialistischer Lebenswerte bis zur vollständigen Verschollenheit in Vergessenheit geraten konnte. —

Ganz anders ist das äußere Schicksal des anderen Werkes gewesen, das sich in Form eines Romans mit dem Problem des weltflüchtigen Menschen beschäftigt und das uns ein Dichter geschenkt hat: „Die Schriften des Waldschulmeisters“ von Rosegger sind fester Besitz aller Gebildeten geworden, und sie verdienen diesen Vorzug mit vollstem Recht. — Wenn auch nicht in dem nächstliegenden Sinne, so ist es doch auch eine „Kriegsnot“, die den jugendlichen, hoffnungsfrohen Mann in die freiwillige Urwaldverbannung getrieben: Die Kugel, mit der er bei Leipzig seines auf gegnerischer Seite kämpfenden treuen Jugendfreundes Herz durchbohrt, trifft auch ihn ins Lebensmark und macht einen weltflüchtigen Einsiedler aus ihm. Nicht in dieser romantischen, unserem Empfinden nicht mehr so unbedingt verständlichen Veranlassung liegt das menschlich Wertvolle, das uns dieses andere Buch über die Einsamkeit zu sagen vermag, aber was uns der Dichter in edelster Sprache und Form über eines Menschen fünfzigjähriges selbstgewolltes und selbstgewähltes Exil in Urwaldeinsamkeit des Hochgebirges zu sagen weiß, das klingt wie eine Offenbarung. —

Aber „Einsamkeit heißt nicht immer völlige Entfernung von der Welt und wahres Eremitenleben“, sagt Zimmermann und meint damit, daß, wer einsam sein will, das auch im Menschengewühl und Getöse der Großstadt sein kann, wenn er sich äußerlich und ganz besonders innerlich zurückzieht von allem, was ihn umgibt, und sich ein Innenleben erschließt, das ihm Ersatz bietet für alles, was anderen das äußere Leben leisten soll und muß, und das ihn glücklich oder wenigstens ruhig zu machen imstande ist. Diese Form der gewollten Einsamkeit wird in nicht seltenen Fällen dem genügen müssen, der das Alleinsein erstrebt und nicht die Möglichkeit oder den Willen besitzt, ein Leben auch körperlicher Zurückgezogenheit zu führen. Die Zahl der in dieser Gestalt gewollt und bewußt Weltflüchtigen und Einsamen wird zu allen Zeiten eine größere gewesen sein, als den Augen der Menschen erkennbar gewesen, und sie wird auch jetzt und heute nicht meßbar sein. Ist nicht und war nicht nach dem eigenen Ausspruch mancher unter ihnen jeder Große, jeder Mächtige und jeder Weise ein Einsamer? Jeder wahrhaft Unglückliche ist es sicherlich und wird, wenn ihn nicht Dorf- und

Waldeinsamkeit aufnimmt, auch und gerade unter Menschen und mitten im Leben ein Einsamer sein! Aber nicht jedem ist die Fähigkeit gegeben, die Einsamkeit auch unter dem Schwarm der Menschen und dem Geräusch des Lebens zu empfinden, mag er sie auch in Wirklichkeit längst besitzen. Manchem gelingt es dann doch, die ersehnte Kunst des „Alleinseins" zu lernen. —

Es kann nicht bestritten werden, daß das nervenzerrüttende Tosen des Weltkrieges, das Leiden ungezählter Mitgeschöpfe und eigenes Leid das Streben und Sehnen nach tiefster Einsamkeit, nach einem Losgelöstsein von Welt und Menschen, nach einem Frieden schon auf Erden bei manchen geweckt hat, besonders bei denen, die keine Aufgabe mehr zu erfüllen haben, die nichts mehr zu geben haben. Wer wollte es einem Weibe, das den Gatten hergegeben und dem kein Kind einen Pflichtenkreis im Leben anweist, oder dem alternden Vater und der Mutter, nachdem sie ihr Einziges, ihr Letztes dem Vaterlande geopfert haben, verargen, wenn sie „weltflüchtig" werden möchten, und wäre es auch nur im Sinne eines Sichzurückziehens von den Menschen, deren alltägliches Getue so gleichgültig und überflüssig erscheint und deren Frohsein so weh tut dem, der allein sein möchte mit tiefem, unstillbarem Leid. Und wer möchte dem, der in hoffnungsstarkem, tatenfrohem Glauben an einen nicht mehr zerstörbaren sittlichen und kulturellen Besitzstand der Menschheit sich nun durch diesen Krieg aufs bitterste enttäuscht sieht, es übelnehmen, wenn er einer Welt des Hasses und des Kampfes zu entrinnen versuchte. Jeder wird solche Empfindungen achten, aber ihre schrankenlose Betätigung dennoch nicht billigen. Weltflucht, wenn sie zu einer vollständigen und dauernden werden soll, widerspricht dem tiefen Sinn des Lebens. Der Mensch, der sich dauernd in dörflich-ländlicher Abgeschiedenheit vergräbt, alles preisgibt, was ihn bisher ans Leben gefesselt, Familie, Freunde, Gesellschaft, Beruf hinter sich läßt und nur sich, seinen Gedanken und vielleicht seinem Schmerze lebt, verkennt, daß er dabei im gewollten Streben nach Natur und Natürlichkeit in Wahrheit der Unnatur dient! Natur im tiefsten, ursprünglichsten Sinne ist Entfaltung aller natürlichen Entwicklungsmöglichkeiten. Wer aber gewollt oder infolge jeder Betätigungsmöglichkeit in Müßiggang oder in einer seinen Fähigkeiten und Bedürfnissen nicht entsprechenden Weise seine Tage verbringt, entfernt sich von der Natur, wo er ihr nahe zu sein glaubt. Das gleiche gilt von dem, der das Leben und die Menschen nicht körperlich flieht, aber im Herzen für immer die Brücken abbricht und des Lebens Sinn erfaßt zu haben glaubt, wenn er keine anderen Freuden mehr anerkennt, als die einer grübelnden Selbstbetrachtung oder einer gut gepflegten Briefmarkensammlung. . . . .

Wer der Welt und der Menschen überdrüssig geworden, wer müde und kraftlos dem wilden, blutigen Handgemenge unserer Tage nicht mehr zuschauen kann und mag, der wende eine Zeitlang die Blicke weg, wenn Pflicht und Lebensverhältnisse es ihm erlauben. Die Wälder und die Berge, die Heide und

die deutsche See bieten dem, der ausruhen will, so manches stille Plätzchen, in das kein Laut hineindringt von dem wilden Schlachtenlärm draußen im Lande, wo das gequälte, geängstigte Herz auszuruhen vermag zu neuem Kampf und Arbeit, und wo tiefe versöhnende Dankbarkeit es erfüllt gegen den Schöpfer, dessen unendliche, unvergängliche Werke den Menschen treu bleiben, wenn die Menschen selbst sich untreu werden! — Und wer die erstrebte Einsamkeit und die notwendige Ruhe auch unter Menschen und in der gewohnten Umgebung zu erreichen vermag, der suche sie auch dort auf, solange er ihrer bedarf, und finde Ablenkung, Frieden und neue Kraft in der selbstverlorenen Hingabe an die großen Werke großer, edler Menschen, an die unsterblichen Meisterwerke der Literatur und der Kunst! Das ist auch Weltflucht!

Die selbst gewollte und gewählte Einsamkeit soll niemals Selbstzweck werden, sondern stets nur ein Mittel sein, die verloren gegangene Fähigkeit, das Leben zu ertragen, wieder zu gewinnen! In diesem Sinne aufgefaßt und angewandt, ist sie auch heute noch eins der edelsten und wirkungsvollsten Mittel, die in Kampf und Leid zermürbte Kraft der Seele zu erneuern. In welcher Form, wo und wie der einzelne die Einsamkeit sucht, ist nicht von ausschlaggebender Bedeutung und muß sich richten nach den persönlichen Verhältnissen, nach Charakter, Neigung und Fähigkeiten jedes einzelnen. Wer diese Dinge nach irgendeinem beliebigen Schema beurteilen und behandeln wollte, der ginge von vornherein in die Irre! Notwendig ist es nur, daß jeder, der die Heilkraft einer selbstgewollten Einsamkeit erfahren will, sich bewußt ist, nur solange in Weltabgeschiedenheit zu verweilen, als es nötig ist zur Wiedergewinnung der verloren gegangenen Kräfte des Körpers und der Seele. Wenn die Schwingen wieder wachsen und sich leise zu regen beginnen, wenn die Sehnsucht nach den Menschen, nach Leben und Arbeit, ja nach Kampf sich stärker und stärker wieder einzustellen beginnt, dann ist es Zeit, zurückzukehren ins Leben, dem wir nun einmal gehören, solange unser Herz schlägt, und nicht nach dem verderblichen Vorbilde der Anachoreten früherer Zeiten dieses Flügelregen einer wieder gesundenden Seele als „sündhafte Triebe" zu unterdrücken. Das Leben hat für jeden ohne Ausnahme einen Platz, und wer den letzten, der ihm lieb gewesen, begraben mußte, der wende sich an den nächststehenden unter unseren Brüdern, der der Sorge und der Liebe vielleicht entraten muß, und erweise ihm solche! Der Weltkrieg wird ungezählte Scharen Hilfsbedürftiger schaffen, man denke nur an die ihrer Gliedmaßen oder ihres Augenlichtes Beraubten. Wer der Welt entfliehen will, der „fliehe" zu diesen!

Dr. phil. Richard Hennig: Die Krise in der englischen Kohlenausfuhr.

Der große Krieg hat schon viele wirtschaftliche Grundbegriffe, die wie unerschütterliche Dogmen angesehen wurden und für alle Zukunft Geltung zu haben schienen, auf den Kopf gestellt. Vielleicht die absonderlichsten Wandlungen aber sind in bezug auf die Kohlenversorgung eingetreten, Wandlungen, die man ehedem als Ausgeburt einer regen Phantasie belacht hätte, wenn jemand ihre Möglichkeit in Aussicht gestellt hätte, und die nun dennoch eine bitter ernste Tatsache geworden sind. England, dessen Rolle als Haupt-Kohlenlieferant aller Welt fest wie der Erde Grund zu stehen schien, leidet plötzlich an einer von Monat zu Monat empfindlicheren Kohlenknappheit und sieht sich zu Maßregeln gezwungen, die man noch vor kurzem für eine in alle Ewigkeit unmögliche Tatsache angesehen hätte. Mit Wirkung vom 13. Mai an erließ die englische Regierung ein beschränktes Kohlenausfuhrverbot, das freilich keine Anwendung finden sollte auf Englands Bundesgenossen und diejenigen Neutralen, die noch durch Bestechung und Erpressung dazu gebracht werden sollten, Englands Bundesgenosse zu werden. Seit dem 13. August ist das Kohlenausfuhrverbot verschärft worden, und auch Englands Spießgesellen beklagen sich von Monat zu Monat lebhafter darüber, daß England sie nicht annähernd genügend mit Brennstoff versorgt. Wie aber soll England dieser Forderung nachkommen, deren Erfüllung es zwar ungezählte Male feierlich versprochen hat, die es aber einfach nicht erfüllen **kann**, da es selber eine wachsende Kohlenknappheit verspürt? Wie muß der britische Stolz gedemütigt worden sein, als man sich vor kurzem zum ersten Male in Englands Wirtschaftsgeschichte genötigt sah, amerikanische Kohlen einzuführen, ja, als man gar von der südafrikanischen Union ein Angebot auf Lieferung von ganzen 100 000 To. Kohlen erhielt, und dies Angebot nicht etwa entrüstet ablehnte, sondern — annahm!? Wieviel Selbstüberwindung muß es England gekostet haben, zuzulassen, daß Ägypten, das seit vielen Jahrzehnten niemals andere als englische Kohle erhalten hat, sich jetzt mit amerikanischer Kohle versorgt, wenn es nicht Gefahr laufen will, für seine Eisenbahnen überhaupt kein Brennmaterial verfügbar zu haben!?

Zweifellos ist England nach Kräften bemüht, seinen kohlenhungrigen drei Bundesgenossen von seinen Kohlen soviel abzugeben, als es irgend entbehren kann. Aber es erntet nicht nur keinen Dank damit, sondern obendrein noch Vorwürfe, daß es nicht mehr Anstrengungen macht. Die Anforderungen an seine Kohlenschätze wachsen ebenso ins Ungemessene, wie die Ansprüche an seinen Geldbeutel. Italien, das selbst so gut wie gar keine Kohlen besitzt, ist, seitdem die

reichen deutschen Kohlentransporte um Anfang Mai aufgehört haben, völlig auf die englischen Kohlen angewiesen; Rußland, das ebenfalls in empfindlichster Kohlennot schwebt, wollte, solange sein einziger Hafen Archangelsk noch offen war, dorthin unbegrenzte Mengen Kohle geliefert haben, wozu aber England, selbst wenn die nötigen Kohlen und Schiffe verfügbar gewesen wären, aus mancherlei Gründen wenig Neigung bezeigte; Frankreich aber, das im Frieden seinen großen Kohlenbedarf in der Hauptsache aus eigenen Bergwerken decken konnte, ist gleichfalls in höchst übler Lage, da seine ergiebigsten Kohlenreviere, die fast drei Viertel seiner gesamten Produktion liefern, in dem Gebiete liegen, die die Deutschen seit Ende August 1914 besetzt halten. Alle Bemühungen, die Kohlenproduktion in den Frankreich verbliebenen Kohlenbergwerken nach Möglichkeit zu steigern, haben naturgemäß nur teilweisen Erfolg gehabt. Immerhin hat Frankreich trotz des Fortfalls seiner nördlichen Kohlenbergwerke seine Jahresproduktion im letzten Jahr auf fünfzig Prozent seiner normalen Erzeugung steigern können. Der Ausfall von rund zwanzig Millionen Tonnen gegenüber dem Friedensdurchschnitt, von fast vierzig Millionen gegenüber dem Jahresbedarf ist freilich so gewaltig, daß Frankreich schon seit dem Herbst 1914 an einer ausgesprochenen Kohlennot leidet, und da von seinen auswärtigen Kohlenlieferanten England, Deutschland und Belgien die beiden letztgenannten aus naheliegenden Gründen für die Dauer des Krieges nicht in Betracht kommen, bleibt auch ihm, außer der amerikanischen Kohle, die es außerordentlich teuer bezahlen muß (100 Franken für die Tonne cif französischer Hafen!), nur die englische Kohle übrig.

England aber ist über den übergroßen Kohlenhunger seiner Verbündeten gar nicht sehr erbaut. Es hat ohnehin mit gar manchen Schwierigkeiten der Kohlenförderung zu kämpfen. Arbeitermangel und wiederholte Streikbewegungen, Mangel an Grubenhölzern, Transport- und Verladeschwierigkeiten haben seine Kohlengewinnung in den ersten Monaten um je rund vierzig Prozent gegenüber der normalen Produktion zurückgehen lassen, im Lande selbst sind die Kohlen empfindlich — mehr als in Deutschland — verteuert worden, und jede vermehrte Ausfuhr muß die eigene Knappheit vermehren. Natürlich muß man den Bundesgenossen in ihren noch viel größeren Kohlennöten helfen, aber in dieser Hinsicht wird man gar nicht allzu erbost darüber sein, daß die Ostsee- und die Dardanellensperre die russischen Häfen unerreichbar machen, so daß man eine willkommene Entschuldigung dafür hat, wenn die ehedem sehr reiche Kohlenzufuhr nach Rußland im wesentlichen aufgehört hat, bis auf ein paar dürftige Sommerlieferungen nach Archangelsk, die nur den guten Willen zeigen und wenigstens den Kohlenbedarf der russischen Flotte und der militärischen Eisenbahnen decken sollten. Italien wird in bezug auf Kohlen absichtlich äußerst knapp gehalten — in Genua wurden im Juli ganze 8300 To. englische Kohlen eingeführt! — und wird wohl auch erst dann bessere Behandlung erfahren, wenn es einige beachtenswerte militärische Erfolge erringen sollte. Ja, es scheint, als ob die englische

Kohleneinfuhr in Italien noch künstlich vermindert wird, um einen Druck auf Italien auszuüben, daß es nach der britischen Pfeife tanzt. Die türkische Kriegserklärung vom 22. August wurde ja den Italienern, die gar nichts davon wissen wollten, geradezu abgepreßt, indem England erklärte, Italien werde weder Geld noch Kohlen erhalten, wenn es ihm nicht zu Willen sei. Solange das neutrale Italien umschmeichelt wurde, erhielt es von England verhältnismäßig reichlich Kohlen (im November 1914 470 000 To.); nachdem es auf den englischen Leim gegangen war und nicht mehr zurück konnte, durfte man es unbesorgt schlecht behandeln und einem Lande, das militärisch noch nichts geleistet hatte, den „Kohlenkorb" höher hängen (Juli 1915 8300 To.).

Dagegen war England von Anfang an gar sehr darauf bedacht, den französischen Bundesgenossen zufrieden zu stellen. Trotz der wachsenden Kohlenknappheit ist die englische Kohlenausfuhr nach Frankreich größer als im Frieden. Im vorigen Winter ging rund ein Drittel aller von England ausgeführten Kohlen nach Frankreich, und der Bruchteil ist seither noch weiter gestiegen: im August ging die Hälfte der englischen Gesamtausfuhr nach Frankreich! Vom 1. Januar bis 1. August 1915 erhielt Frankreich elfeinhalb Millionen Tonnen Kohlen gegenüber achteinhalb Millionen Tonnen im Vorjahr. Und dennoch erkannte man in Frankreich Englands „aufopferungsvolles" Bemühen gar nicht an; die Menge der von England eingeführten Kohle wird als durchaus ungenügend empfunden, und schlimmer noch erscheint der Preis, den sich England für sein „Entgegenkommen" zahlen läßt. Die englische Kohle ist in Frankreich fast unerschwinglich teuer geworden, und obwohl dieser hohe Preis eine berechtigte und unvermeidliche Folge des Kriegszustandes ist, nimmt man es in Frankreich dem Bundesgenossen doch recht übel, daß die Preise so viel höher als sonst sind, zumal, da England immer weniger Lust bezeigt, Kredit zu gewähren. Die Lage ist für Frankreich um so unangenehmer, als die im eigenen Lande gewonnenen Kohlen, deren Menge freilich bei größter Anspannung aller Kräfte nur etwa den dritten Teil des Bedarfs deckt, sehr viel billiger als die englischen sind. Der Staat, die Industrien, die einzelnen Haushaltungen möchten tunlichst alle nur die billigen Kohlen verbrauchen und empfinden den Bezug der teuren englischen Kohle als eine arge Ungerechtigkeit, für die man die Bundesgenossen verantwortlich macht, obwohl diese — ausnahmsweise — an d i e s e m Übel durchaus schuldlos sind.

Wenn die englische Kohle in Frankreich und auch überall sonst in der Welt so arg verteuert worden ist, so tragen verschiedene Ursachen die Schuld daran. Einmal sind die Kohlenpreise in England selbst unverhältnismäßig stark gestiegen, wesentlich stärker als etwa in Deutschland, wo keine Streikbewegung, kein Mangel an Arbeitern und an Grubenhölzern, keine Transportschwierigkeiten die Gewinnung ungebührlich verteuern. Allein in dem einen halben Jahr vom 1. Januar bis 1. Juli stiegen die inländischen Preise folgendermaßen:

1) fob (franco Bord) Cardiff:

beste Walliser Kesselkohle	von 21	auf 27	Schilling
" " Briketts	" 18	" 35	"
bester Gießereikoks	" 28	" $42^3/_4$	"

2) fob Tyne:

beste Northumber-Kesselkohle	" $12^1/_4$	" 20	"
Durham-Gaskohle	" $12^1/_2$	" 20	"
Gießereikoks	" 19	" 37	"

3) fob Glasgow:

schottische Kesselkohle	" $11^1/_4$	" $16^1/_2$	"

usw.

Das sind Preissteigerungen von dreißig bis fast hundert Prozent in nur einem halben Jahre und nur im Inlande, wo keine feindlichen Fahrzeuge, Minen und andere Kriegsmittel die Transporte bedrohen. Wohl aber wirkte auf die Preishöhe vom 1. Juli bereits der große Walliser Streik vom 15. bis 21. Juni, in dem die Arbeiter von der zunächst den starken Mann markierenden und dann mutig zurückweichenden Regierung eine Lohnzulage von siebzehneinhalb Prozent ertrotzten und der einen Gesamtverlust von ca. dreißig Millionen Mark und von einer Million Tonnen Kohlenförderung hervorrief.

Nun gesellt sich aber zur Preissteigerung der Kohlen selbst das noch viel raschere Anwachsen der Frachtsätze und Versicherungsprämien für die Seebeförderung. Die Minengefahr, die Bedrohung durch feindliche Hilfskreuzer und später U-Boote, dazu der empfindliche Mangel an Schiffsraum haben die Frachtsätze durchschnittlich auf den drei- bis vierfachen Preis der Friedenszeit emporschnellen lassen, neuerdings sogar schon vielfach auf die sechs bis siebenfache, nach Port Said auf die fast zehnfache Höhe! Nach einigen französischen Häfen z. B. betrug die Schiffsfracht für die Tonne Kohlen:

	Juli 1914	1. Januar 1915	1. Juli 1915	Mitte Juli 1915
vom Tyne nach Rouen	$4^1/_2$ sh.	17 sh.	16 sh.	$18^1/_2$—19 sh.
" " " Marseille	$7^3/_4$ "	21 "	28 "	30 "
von Cardiff nach "	$7^1/_2$ "	$15^1/_2$ "	20 "	— "
" " " Bordeaux	$5^1/_4$ "	11 "	$16^1/_2$ "	— "
" " " Le Havre	$3^1/_8$ "	$11^1/_2$ "	12 "	— "

Aus diesen beiden Tabellen läßt sich berechnen, daß etwa Walliser Gießereikoks, der sich vor dem Kriege in Marseille auf $28 + 7^1/_2 = 35^1/_2$ Schilling, in Le Havre auf $28 + 3^1/_8 = 31^1/_8$ Schilling für die Tonne stellte, Anfang Juli 1915 an denselben französischen Hafenorten $42^3/_4 + 20 = 62^3/_4$, bezw. $42^3/_4 + 12 = 54^3/_4$ Schilling kostete, und die Northumber-Kesselkohle, deren Preis sich in Marseille im Frieden auf $12^1/_4 + 7^3/_4 = 20$ Schilling stellte,

verteuerte sich bis Mitte Juli daselbst auf 20 + 30 = 50 Schilling, also um 150 Prozent!

Ähnlich liegen nun aber die Dinge zurzeit in anderen Welthäfen. Gießereikoks aus Cardiff und vom Tyne, den man in Genua am 1. Juli 1914 für die Tonne mit 36 bzw. 26³/₄ Schilling bezahlte, war am 1. Juli 1915 daselbst für 65 bzw. 54 Schilling kaum zu haben. Für die Tonne Kohlen muß Italien aber an England einen Preis von 80 Franken bezahlen, was man um so schmerzlicher empfindet, da in der benachbarten Schweiz, die von Deutschland versorgt wird, die Tonne Kohlen nur 35 Franken kostet! In Alexandrien, also auf „englischem" Boden, erhöhten sich die Preise für Koks entsprechend von 35¹/₂ und 27 Schilling bis Juli auf 67³/₄ und 54¹/₂ Schilling, und seit dem Auftreten feindlicher U-Boote im Mittelmeer noch sehr viel mehr. Dabei sind in alle diese Preise noch nicht einmal die Versicherungsprämien eingerechnet, die selbstverständlich infolge der Minen- und U-Boot-Gefahr gleichfalls ganz erheblich in die Höhe geschnellt sind.

Unter solchen Umständen sieht es mit der Herbeischaffung preiswürdiger englischer Kohle in die alliierten und natürlich auch in die neutralen Länder nicht eben zum besten aus. Dabei stößt die englische Regierung mit großer Kunst die anderen Staaten, die auf englische Kohlen angewiesen sind, sämtlich vor den Kopf. Unter dem Kohlenausfuhrverbot, von dem freilich zahlreiche Ausnahmen zugelassen werden, leiden (außer Deutschland und seinen Verbündeten, sowie den Vereinigten Staaten) alle Kulturländer mehr oder weniger. In Italien sind die Industriellen entrüstet, daß England seine Versprechungen in bezug auf ausreichende Kohlenversorgung in Übereinstimmung mit altbritischer Tradition nicht hält. Italien hat einen Jahresbedarf von elf bis zwölf Millionen Tonnen, der in Friedenszeiten zu neun Zehnteln von England gedeckt wurde. Heute liefert England nur etwa die Hälfte der Friedensmenge und vermindert die Zufuhr regelmäßig, wenn die italienische Regierung in irgendeiner Frage nicht willenlos nach der Pfeife von Downing Street tanzt. Dazu kommt, daß die griechischen Schiffe, die zum sehr großen Teil die Kohlenzufuhr von England nach Italien regelten, mit dem Beginn der griechischen Mobilmachung meist in die Heimat zurückgekehrt, also auch nicht mehr verfügbar sind. Der unerträgliche Mangel an Schiffsräumte wird die Kohlenpreise für Italien weiterhin anschwellen lassen. — Auch in Rußland ist man mit Englands Kohlenlieferung sehr unzufrieden, daß England nicht mehr Kohlen nach Archangelsk schaffte; in Schweden, wo man ohnehin am mannhaftesten den englischen Eigenmächtigkeiten entgegentritt, beschwert man sich bitter, daß Schweden jetzt weniger englische Kohle erhält, als Norwegen und Dänemark, und daß es anscheinend auf diese kleinliche Weise für seine Standhaftigkeit gegenüber den britischen Lockungen, Drohungen und Erpressungen bestraft werden soll — man empfindet es in Schweden als unwürdig, daß das Land in voller Schärfe vom englischen

Kohlenausfuhrverbot betroffen wird, während es andererseits verpflichtet sein soll, die englischen Kohlentransporte nach Rußland auf seinen Bahnen unbeanstandet passieren zu lassen. Dieser englischen Forderung hat Schweden neuerdings freilich einen sehr festen Riegel vorgeschoben. Ja, auch in Frankreich ist man, wie gesagt, unzufrieden. England schickt zwar den größten Teil seiner entbehrlichen Kohlen über den Kanal, um seinem französischen Diener sein unverändertes Wohlwollen zu bekunden; da es aber von seinem Kunden die Erstattung aller erhöhten Unkosten und dazu natürlich noch einen angemessenen Verdienst fordert, stellen sich die englischen Kohlen in den französischen Häfen immer teurer, so daß die Unzufriedenheit in Frankreich kaum geringer ist, als wenn England alle Kohlenlieferungen verweigerte.

Nach einer Mitteilung Edouard Herriots im „Journal" kostete im Juli die Tonne englischer Kohle im französischen Hafen schon 52 Franken, während man in Friedenszeiten in Paris nur 28 Franken dafür bezahlte. Rechnet man zu jenen 52 Franken noch die Fracht ins Binnenland hinzu, so darf man sagen, daß die englischen Kohlen in Frankreich doppelt so teuer wie im Frieden sind. Dadurch entsteht natürlich Mißstimmung in der Bevölkerung, und da in Geldsachen nicht nur die Gemütlichkeit, sondern auch Englands ohnehin reichlich problematische „Opferwilligkeit" für den „teuren" Bundesgenossen aufhört, so machen die Franzosen ihre Alliierten dafür verantwortlich, daß sie für ihre Kohlen jetzt so unverhältnismäßig viel Geld anlegen müssen.

Es herrscht eine arge Verwirrung auf dem englischen Kohlenmarkt. Sie nach Kräften zu steigern, muß unsere Aufgabe sein, die unsere braven U-Boote, soviel an ihnen liegt, sicher nach Möglichkeit erfüllen werden. Im Mittelmeer haben sie an diesem Ziel bereits derart erfolgreich gearbeitet, daß viele holländische und englische Schiffe soeben beschlossen haben, fortan den Suezkanal zu meiden — wegen der Unmöglichkeit genügender Kohlenversorgung. Möge es so weiter gehen, dann ist die Zeit abzusehen, wo Deutschlands Feinde nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich von dem „blockierten" Gegner niedergerungen sein werden!

A. von Langermann: Ein Dichter des Orients.

Adolf Friedrich Graf von Schack zum hundertsten Geburtstage.

Als die ersten deutsch-österreichischen und bulgarischen Patrouillen sich fanden, da war's ein Jubel und ein Aufatmen, als wenn bei einem Tunnelbau der Durchschlag gelungen ist und die von beiden Seiten vordringenden Bohrmaschinen das letzte trennende Gestein beiseite schieben. Der Weg ist noch nicht

ganz frei, aber er liegt klar vor uns. Bis ins Herz des Morgenlandes hinein ist die Verbindung hergestellt, und unsere Gedanken eilen den tapferen Truppen voraus ins Wunderland Arabien.

Von Kindheit an sind uns die Gegenden des Morgenlandes lieb und vertraut durch die biblische Geschichte und durch wunderbare Märchen. Auch unsere Dichter haben sich vielerlei Anregungen von dort geholt, sei es, daß sie aus eigener Anschauung von jenen Gegenden erzählten, oder daß sie uns den reichen Schatz morgenländischer Dichtung durch Übersetzungen und Nachdichtungen erschlossen. Der bekannteste Dichter dieser Art ist wohl Bodenstedt, aber auch Rückert schöpft oft und gern aus dem tiefen Born arabischer Weisheit. Wer jedoch gründlich eindringen will in diese farbenglühende eigenartige Welt, der wird gut tun, sich Adolf Friedrich Graf von Schack zum Führer zu nehmen, dessen hundertsten Geburtstag wir im August vergangenen Jahres hätten feiern können. Seit er in früher Kindheit sich an den Märchen aus Tausend und einer Nacht begeisterte, ließ ihn die Sehnsucht nach dem Orient nicht mehr los. Mit zähem Fleiß drang er in alle Sprachen und Literaturen ein, die ihm zur Erforschung der morgenländischen Dichtung nützlich waren, ohne darum die Schule und später das von den Eltern unerbittlich geforderte juristische Studium zu vernachlässigen. Diese Doppelarbeit zerstörte seine Gesundheit und nötigte ihn zu oft wiederholtem langen Weilen in den Ländern seiner Sehnsucht. Jede dieser Reisen benutzte er zu gründlichen Studien, die er in wissenschaftlichen und poetischen Werken verarbeitete.

Die höchste Blüte erreichte die Kultur des Islam in Spanien, und hier ist Schack in seinem zweibändigen Werk: „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien" ein ganz vorzüglicher Führer. In schlichter, unterhaltender Form zeigt er uns die Entwicklung dieses sagenumsponnenen Reiches. An vielen anmutigen Beispielen erklärt er den kunstreichen Bau der arabischen Verse, ohne durch allzu gelehrte Auseinandersetzungen zu ermüden. Es ist kein Geschichtswerk, sondern eine Sammlung von Gedichten und farbenprächtigen Schilderungen. Schack verfügt über eine ungewöhnlich bilderreiche Sprache, die dabei aber stets klar und anschaulich bleibt. Die Stätten arabischer Kultur in Spanien fesseln ihn am meisten — er wird nicht müde, sie in Vers und Prosa zu feiern, aber auch die übrigen Länder des Islam am Mittelmeer suchte er wiederholt auf. Am Hofe des Sultans in Konstantinopel lernte er die Pracht der Feste kennen, und auf einsamen Ritten in Arabiens Wüsten erschloß sich ihm der Zauber des südlichen Sternenhimmels.

Sein Hauptwerk unter den Übersetzungen ist die Übertragung der Heldenlieder des persischen Dichters Firdusi, den er für würdig hielt, neben Homer und Dante einen Platz in der Weltliteratur einzunehmen. Bisher lagen uns die orientalischen Sagenkreise zu fern, um allgemeines Verständnis zu finden; aber

sie werden uns wohl mit der Zeit näher rücken, wenn die Verbindung mit dem Morgenlande lebhafter geworden sein wird.

In seinen Lebenserinnerungen „Ein halbes Jahrhundert“ gibt Graf Schack großartige Schilderungen seiner Reisen, deren erste noch in jene Zeit des vorigen Jahrhunderts fiel, wo Reitpferd und Extrapost als vornehmstes Beförderungsmittel Muße genug ließen, unterwegs geschichtliche und kunstgeschichtliche Betrachtungen anzustellen und an poesiegeweihten Stätten die dort entstandenen Dichtungen zu lesen. Immer weiß er Gegenwärtiges und Vergangenes zu verknüpfen, doch setzt er dabei häufig bei seinem Leser gute Beschlagenheit in Geschichte und Literatur voraus. Er ist kein Dichter für die breite Menge, wer aber Verständnis hat für vollendete Form und Schönheit der Sprache, für feine Gedanken und prächtige Bilder, wird bei Schack immer Genuß finden.

Seine Dramen haben bei den seltenen Aufführungen nie mehr als einen kühlen Achtungserfolg gefunden, sie sind aber überreich an Schönheiten, die im stillen Lesen erst recht zur Geltung kommen. Mehr als im Drama zeigen sich die Vorzüge des Dichters noch in den poetischen Erzählungen, deren großartigste „Die Nächte des Orients“ und „Memnon“ sind, während er uns in den „Plejaden“ eine Erzählung aus dem alten Hellas geschenkt hat, wie sie schöner und lieblicher nicht gedacht werden kann. Das Buch müßte jedem jungen Mädchen bekannt sein und würde eine ganze Menge der beliebten faden Erzählungen aufwiegen, wie sie so häufig in den Handarbeitsstunden vorgelesen werden.

Die satirischen Romane und Schauspiele entsprechen dem heutigen Geschmack am wenigsten — es verstaubt nichts so leicht als Scherz und Witz —, doch läßt sich auch hier noch genug des Ergötzlichen finden. Ein wahrer Schatz an köstlichen Versen sind seine Gedichte, vor allem die Liebes- und Naturlieder. Brahms und Strauß haben einige der schönsten in Musik gesetzt, und man hört sie häufig in den Konzertsälen — es gäbe noch viele, die gleicher Ehre würdig wären.

Leider haben die Dichtungen des Grafen Schack keinen Eingang gefunden in die gebräuchlichsten Gedichtsammlungen, und es ist noch heute dem guten Willen der Literaturlehrer überlassen, der Jugend diese Quelle der Schönheit und Anregung zu erschließen. Eine sorgfältige Auswahl ist für die Jugend allerdings nötig; denn wenn Schack auch niemals die Grenzen des Edlen und Schönen überschreitet, so sind doch seine religiösen Gedichte nicht alle widerspruchslos hinzunehmen. Gar zu oft findet sich neben dem Ausdruck reinster Frömmigkeit ganz unvermittelt ein fanatischer Haß auf die christliche Kirche. Wenn er dies Gebiet berührt, läßt er durchaus die Weitherzigkeit und Milde vermissen, deren Fehlen er an den Einrichtungen der Kirche rügt. Auch sonst klingt manchmal ein störender Ton der Bitterkeit durch, den er erst im hohen Alter überwand. Sein äußerlich so glänzendes Leben war überreich an Kämpfen und Leiden und verlief fast ganz in drückender Einsamkeit. Daß er, der so innig von aller Schönheit der Natur und Kunst zu singen wußte, das immer schwache Augenlicht

in jahrzehntelangem Leiden langsam schwinden fühlte und noch über zwanzig Jahre in völliger Blindheit dahinleben mußte, war gewiß ein hartes Geschick. Die Art, wie er es trug, nötigte selbst die zur Achtung, die in ihm nur den reichen Sonderling sahen, der durch Bilderkaufen und Versemachen die Augen der Welt auf sich lenken wollte. Manch einer von denen, die er in gutem Glauben seine Freunde nannte, hat ihm einen üblen Nachruf gewidmet, der aber mehr das Bild des Schreibers verzerrt, als das des Gescholtenen. Seine großen Verdienste um die deutsche Malerei sind nicht zu bestreiten, trotz allem Gerede.

Auch für Schack's Dichtungen wird die Zeit kommen, da das deutsche Volk, nach den Worten Karl Lamprechts, „in den universalen, die weitesten Grenzen der Welt seiner Zeit umfassenden Horizont seines Denkens und Empfindens hineingewachsen ist".

Oswald Brüll:

In der Grillparzer-Gesellschaft.

Ein Miniaturbild aus Wien. G. M. zugeeignet.

Zur 125jährigen Wiederkehr von Grillparzers Geburt (21. Januar 1916).

Es besteht keineswegs die Nötigung, im Kriege nur heroische Gegenstände zur Erörterung zu bringen. Man darf sehr wohl — Taktgefühl und Gewissen sprechen uns dies Dürfen zu —, die rednerische oder schriftstellerische Betrachtung auf Gegenstände lenken, die keine unmittelbare oder überhaupt keine Beziehung zum Kriege haben. Selbst federleichte und federleichteste Dinge dürfen mit der Sonde berührt werden — wenn sie nur echte Werte mit ethischem Pluszeichen bergen. Auch federleichten Dingen kommt ja Echtheit oder Unechtheit zu, auch sie können sein oder bloß scheinen.

Die Wiener Grillparzer-Gesellschaft, der hier zum sechsundzwanzigsten Jahrestag ihrer Stiftung (21. Januar 1890) ein Gruß entboten werden soll, hat nun nichts Federleichtes an sich, noch weniger gibt sie ein heroisches Thema ab. Aber echte Werte stecken ganz gewiß in ihr.

Und echte Werte hat sie selbst gehoben, durch ihre Führer nämlich — aus dem Werk und dem Leben des Dichters, dessen Dienst sie sich bestimmt hat. Der größere Teil der Tagebücher Grillparzers (neben denjenigen Hebbels die hervorragendsten autobiographischen Dokumente eines deutschen Dichters, in persönlichem wie in außerpersönlichem Belang) ist erstmalig in den Jahrespublikationen der Gesellschaft veröffentlicht, über seine Werke ist hier vielfach Erstmaliges gesagt worden. Noch hat ja, Gott sei Lob und Dank, der mit Grillparzer Beschäftigte Neuland vor sich, das er als Bahnbrecher oder völlig absichtslos und reinen Sinnes beschreiten darf; noch — wie lange noch? — ist Grillparzer nicht dem

Schicksal anderer Klassiker verfallen, die hinter ihren Kommentatoren verschwinden; noch hat die Schulausgabe mit Erklärung ihn nicht den Schülern entfremdet . . .

Aber dies alles nur nebenbei. Denn mir handelt es sich nicht darum, die literarhistorischen Verdienste der Grillparzer-Gesellschaft um ihren Namenspatron und die übrige österreichische Literatur der beiden letzten Jahrhunderte ins Licht zu rücken; für ein solches Unternehmen leben heute Berufenere — etwa August Sauer, Stefan Hock, Emil Reich, Carl Glossy, Moritz Necker, nachdem Robert von Zimmermann und zumal Alfred Freiherr von Berger, der vorletzte Direktor des Burgtheaters, zu den Mehreren gegangen sind.*) Ich habe diese Zeilen ja auch nicht überschrieben „Die Grillparzer-Gesellschaft", sondern „In der Grillparzer-Gesellschaft". Was ich vorhabe, ist die Schilderung eines der Mitgliederabende, welche sechsmal im Winterhalbjahr die Gesellschaft als wirkliche Gesellschaft vereinen, und die dem nachdenklichen Beobachter ein Stück Wien vorstellen — ein Stück Wien, das durch literarische Darstellung noch wenig bekannt gemacht ist, jedenfalls weniger, als seiner Bedeutung zukommen würde: für Wiens wienerisches Kulturbürgertum ist die Grillparzer-Gesellschaft repräsentativ, und in diesem Sinne soll sie hier gekennzeichnet werden.

Es gibt in Wien nämlich auch ein unwienerisches Kulturbürgertum, ein Allerweltsbürgertum, wie es heute in jeder Großstadt zu finden und immer dasselbe ist oder in den letzten Jahrzehnten der Friedensschlaffheit wenigstens war; es hat fast allerorts einen starken, internationalisierend wirksamen jüdischen Einschlag. Darum führt die Mehrzahl der Gesellschaftstypen Arthur Schnitzlers, dem unter allen künstlerischen Ausdruckes fähigen Zuschauern der österreichischen Gesellschaft unbestreitbarer Vorrang gebührt, nicht in das Spezifisch-Wienerische hinein. Nur in zwei Werken hat er wahrhaft wienerische Dichtungen geschaffen: in seinen Anfängen „Liebelei", darin zwei oder drei für das Wiener Volkstum charakteristische Gestalten hingestellt werden; dieselbe soziale Schicht ist freilich in dem Roman eines homo novus, „Töchter" von Karl Adolph, um vieles zutreffender verlebendigt. Aber dann vor allem, auf dem Höhepunkt seines Könnens, hat uns Schnitzler die dramatische Historie „Der junge Medardus" gegeben, jene ebenso figuren- wie kunstreiche Komposition, worin Volkstum und Bürgertum zu ihrem künstlerischen Recht kommen. In der Gestalt des Meisters Eschenbacher und seiner Schwester, der Mutter des jungen Medardus Klähr, finde ich, unter allen Beispielen der deutsch-österreichischen Literaten Umschau haltend, die einzigen Menschen, deren Geist vom Geiste der — Grillparzer-Gesellschaft ist; wurzelechte Wiener Kulturbürger.

Auch dem Romandichter Emil Ertl mag bei der Konzeption seiner Trilogie „Ein Volk an der Arbeit" eben dieses Segment des Wiener Lebenskreises vorge-

*) In der Zeit zwischen Niederschrift und Drucklegung dieses Aufsatzes ist auch Moritz Necker aus dem Leben geschieden.

schwebt haben; aber bei der Ausführung geriet er bedauerlicherweise vom Kulturbürgerlichen ins Spießbürgerliche ab — von der Welt, wo eine immerhin scharfe Geistigkeit auch zu äußerer Haltung verpflichtet, in eine Welt, deren Menschen nur allzusehr zu körperlicher und seelischer Verfettung neigen . . . Schade . . . Ferdinand von Saar wieder hatte sich einer dritten Welt verschrieben, der „großen" des blauen Geblüts; auch das ist schade: denn persönlich eignete ihm unzweifelhaft die feinste Kennerschaft für das Wiener Kulturbürgertum.

Soviel als literarische Vorgeschichte zu diesem Kapitel. Und nun zu ihm selbst. Nun zu der Grillparzer-Gesellschaft.

Heute also (das Heute wolle selbstverständlich vor dem 1. August 1914 angesetzt werden) ist einer ihrer Mitgliederabende, die, wie bemerkt, sechsmal im Wintersemester stattfinden. An fünfen besteht das Programm darin, daß einer oder eine von der ersten Garde des Burgtheaters Proben aus den Werken Grillparzers oder anderer heimischer Autoren neueren Datums zu Gehör bringen. Ein sechstes Mal ist die Reihe an diesen Autoren selbst, soweit sie nicht durch den eigenen Todesfall verhindert sind, ihre Schöpfungen vor das Publikum zu bringen — und so ziemlich jeder junge Schriftsteller hierzulande ist bestrebt, solcher Ehre gewürdigt zu werden. Es ist, als ob er damit zum „vaterländischen" Dichter promovieren würde. Und es scheint mir ein für die Erkenntnis des österreichischen Schrifttums wesentliches Symptom, daß alle ihm Zugehörigen schon früh darauf bedacht sind, den Anschluß an die Tradition zu vollziehen. Die Tradition, nicht bloß auf literarischem Gebiet, ist eben bei uns mehr als ein Wort, ein Begriff: sie ist da. Und jeder meint, daß, an sie angelehnt, nicht nur gut ruh'n wäre — wozu die Jungen selbst in Wien nicht zu haben sind —, sondern auch gut kämpfen. Nicht Bequemlichkeitsrücksichten, ihr verachtungsvollen Originalgenies Berliner Prägung, tragen die Schuld daran, daß hierzulande sich der Most nur ein kurzes Endchen Zeit absurd gebärdet und meist schon mit Vierundzwanzig als Wein ins Burgtheater, in die Grillparzer-Gesellschaft, in die Neue Freie Presse seinen Einzug hält.

. . . Doch halten w i r vorerst unsern Einzug in die Grillparzer-Gesellschaft. Nun denn, wir sagten schon, daß heute „Abend" sei; und zwar kein Autorenabend; vielmehr ist die Rezitation eines Künstlers vom Burgtheater angekündigt. Zwischen dem Burgtheater und der Grillparzer-Gesellschaft besteht nämlich eine stillschweigende Personal- und eigentlich auch Realunion: dieselben Menschen, dieselbe Sache gilt es.

Wir halten Einzug in den großen, amphitheatralisch gebauten Hörsal des neuen Elektrotechnischen Instituts auf der Wieden — hier finden seit ein paar Jahren die „Abende" statt; beiläufig 700 Mitglieder hat die Gesellschaft derzeit in Wien. Es gibt keineswegs numerierte, nach Preisen abgestufte Plätze. Jedes Mitglied hat ja den Eintritt frei, und wer zuerst kommt, sitzt. Und wer zuerst kommt, sind die jungen Mädchen, die sich dadurch für einen Abend lang höchstes

Glück der Erdenkinder erzwingen: einer Persönlichkeit des Burgtheaters anderthalb Stunden lang Aug' in Auge gegenüber zu sein ... höchstes Glück der Erdenkinder! Überwunden der Raum, der einen ansonsten, da man sich mit dem Zweikronenfünfzig-Platz auf der IV. Galerie bescheiden — was bescheiden: glücklich schätzen — muß, von seinem und der Götter Liebling trennt! Überwunden die Zeit, die man am Bühnentürl ausharren muß, um zuletzt gekrönt zu werden — um den Liebling mit hochgestelltem Kragen in das Auto steigen zu sehen! . . . Um 1/48 Uhr ist Beginn, aber die Glocke hat 6 noch nicht ausgeschlagen, und schon sind die ersten Bankreihen im Saal von einem Schwarm junger Mädchen mit stürmender Hand genommen.

Diesen jungen Mädchen in der Grillparzer-Gesellschaft gilt mein Lied, mein Grüßen vor allem. Nicht darum, weil fast alle von ihnen so hübsch, so wunderbar hübsch sind; du lieber Gott, an hübschen Mädchen ist auch sonst in Wien kein Mangel. Also des Leiblichen habe ich kaum acht; was entzückt, ist die Anmut und Reinheit ihres Geistes. Wie unberührt sind doch diese Geschöpfe zwischen 15 und 19 Jahren von der Verderbnis der Großstadt! Sie könnten, wie sie sind, ebenso gut in dem weltfernsten Landwinkel großgezogen sein — nur würde ihr Geist dann, fern auch von den Quellen künstlerischer Erziehung, der Durchbildung entbehren, die ihn nun mit dem höchsten Reiz schmückt. Wien ist ja auch freilich noch immer nicht restlos zur „Großstadt" geformt. Noch hat es diesen oder jenen Flecken beseelter Landschaft an seinem Herzen, auf den gestellt du völlig dem Hochstapler- und Dirnenpflaster einer modernen Metropole entrückt bist. Du wirst verstehen, was ich meine, wenn du schon einmal an einem Frühlingsmorgen durch den Volksgarten gewandelt bist; oder wenn du zu hochsommerlicher Mittagszeit den Schloßhof von Schönbrunn beschritten hast; wenn du die herbstgoldenen Wälder von Salmannsdorf, das Rebengelände von Grinzing schauen durftest; wenn du den Heldenplatz nächst der Hofburg zur Winterszeit kennst, wie er in rätselhaft stimmungsvollem Gepränge sich in die Schneedecke hüllt . . .

Die jungen Mädchen in der Grillparzer-Gesellschaft wissen nichts von Gier und Geilheit der Großstadt, die künstlerische Welt, die diese auftut, zieht sie mächtiger an als die reale. Alfred Freiherr von Berger hat dieses Leitmotiv schöngeistiger, theatertoller Jugend wie folgt umschrieben: „Die Künstler und die poetischen Gestalten, die sie verkörperten, verschwammen für mich zu einer glänzenden, schönen und reichen poetischen Welt, die mir weit mehr zu bedeuten schien als die sogenannte Wirklichkeit" . . .

In der Tat, hört man ein Weilchen zu den jungen Mädchen in der Grillparzer-Gesellschaft hin, so gelangt man leicht zu der Weltanschauung, daß das Burgtheater im Anfang aller Dinge stehe. „Grüß Gott, Erika", sagt ein schlankes Ding mit Mozartzopf unweit von mir. „Wo steckst du denn . . . oder wäre dir der Reimers neuerdings gleichgültig?" (An Herrn Reimers, dem ersten Bonvivant des Burgtheaters, ist es heute, die Vorlesung zu halten.) „Geh, sei nicht so

dumm, Blandine", entgegnet die also Apostrophierte mehr verlegen als unhöflich und wird rot dabei. „Der Reimers könnte doch mein Großpapa sein, das weißt du ... Übrigens fürchte ich, daß er noch in letzter Stunde absagen wird, er war gestern ganz heiser als Marquis Posa." — „Wie, du warst gestern bei „Carlos"? Du hast mir ja gar nichts gesagt in der Schule ... Hast du schon die deutsche Hausarbeit fertig? Blöd, nicht? ... Du, wer hat denn den König gespielt diesmal, der Devrient oder Heine? ... Gott, köstlich war er wieder neulich, bei der Premiere, der Devrient! Wie er vor den Vorhang getreten ist: ‚Ich habe die Ehre, den Dank Gerhart Hauptmanns auszudrücken', — mit einer Stimme, als ob er den Weltuntergang ankündigen tät ... Nicht wahr?" — „Ja, ja ... Weißt du, die Medelsky als Eboli: anbetungswürdig. Onkel Richard hat neulich gesagt, sie sei die genialste Schauspielerin, die wir jetzt in Wien haben, und die wienerischeste dazu. Trotzdem die Herren Zeitungsschreiber dieses Lob fortwährend der Niese und dem Girardi um den Mund schmieren — es muß denen selbst ja schon ordentlich zuwider sein ... Übrigens, die Wohlgemuth als Elisabeth konnte sich auch sehen lassen ..." — „So. — Du, hast du eigentlich eine Ahnung, wie alt die sein kann?" — „Dreiundzwanzig?" — „Aber, was fällt dir ein, du Kind! Mindestens dreißig, mindestens ... Gott, schön ist ihr Bild von Angeli, im Künstlerhaus! ..." — „Richtig, apropos schön, habe ich dir schon erzählt, was mir letzten Samstag beim Bühnentürl mit dem Gerasch passiert ist?" — „P a s s i e r t? Es wird doch hoffentlich nicht so arg sein. Also du hast ihm Veilchen reichen wollen und da — aber da schau her, dort in der zweiten Reihe links ist ja der Schönherr ... der jetzt aufsteht. Wer ist denn die alte Schachtel, zu der er spricht?" — „Pst! Mehr Ehrfurcht vor dem Burgtheater! Erkennst du denn nicht die — —"

Nicht lachen. Nicht spotten. Gewiß, es ist nicht der gewöhnliche Zustand von jungen Menschenkindern: mit der „Kunst" stärkeren Zusammenhang zu haben als mit dem „Leben". Indessen, damit ist noch nicht gesagt, daß der Zustand auch ein schädlicher sei. Es kommt eben darauf an, welcher Art die „Kunst" ist. Von der Kunst, die den jungen Mädchen in der Grillparzer-Gesellschaft begegnet, darf pauschal behauptet werden, daß sie l e b e n s t ü c h t i g sei, weit entfernt von jeder Extravaganz. Beinahe ist noch Wagner in den Musikalienmappen dieser Jüngferchen ein suspekter Gast. Wagner, der paßt (ihres Erachtens) besser zu den schlampigen, wüsten Frauenzimmern von der Universität, die gar nicht Wienerinnen sind, sondern aus den östlichen und südöstlichen Provinzen herkommen, bereit zu jeder Ausschweifung des Geistes ... Nun ja, die jungen Mädchen der Grillparzer-Gesellschaft sind eben behütete Mädchen aus gutem Hause ... aber so wenig dies ein Verdienst ist, so wenig kann man ihnen daraus einen Vorwurf machen. Schon aus literarischen Rücksichten nicht. Man bedenke, daß Hero, Edrita und Mirza Geist von ihrem Geist sind; daß Kathi Fröhlich Blut von ihrem Blute war. Man bedenke, daß es einen deutschen Dichter gibt, der

Schiller heißt, und eine Abhandlung aus seiner Feder über die ästhetische Erziehung des Menschen — man bedenke dies und lasse das Lachen, das Spotten.

... Der Uhrzeiger ist mittlerweile über 7 hinausgerückt. Nun sind auch die Väter und Mütter gekommen. Die Brüder hingegen glänzen zum größeren Teil durch ihre Abwesenheit. Mit zwanzig Jahren ... auch wenn man ein junger Mann aus Wiener Patrizierhaus ist ... da liegt das Dichten und Trachten doch meist nach anderen Richtungen hin als dasjenige des Fräuleins Schwester. Immerhin, gerade vor mir läßt sich ein junger Mensch nieder: „Küss' die Hand, Fräulein Erika, küss' die Hand, Fräulein Blandine ... wie, ich? ... allerdings, viel zu tun, jetzt vor der ersten Staatsprüfung ... Ach, meine Damen, was wissen Sie vom Ernst des Lebens! ... Ich bitt' Sie, da ist ja alles Glückssache ... gerade die gescheitesten Leute fallen im Romanum durch ... Wenn ich die Schwind-Kommission bekomme — Gott steh' mir bei ... na, lassen wir das. Also, wie geht es Ihnen, meine Damen, hatte lange schon nicht das Vergnügen. Was macht das Burgtheater? ... Ja auch dafür fehlt es mir jetzt an Zeit ... Wie ich noch auf dem Schottengymnasium war: dreimal wöchentlich, Fräulein Erika. Wissen Sie, wie oft ich Kainz gesehen habe, Fräulein Blandine? 158 mal! Und den Lewinsky und den Sonnenthal und den Krastel — ja, damals waren Sie noch ein kleines Mädel, Fräulein Erika ... Sie verzeihen ... Aber seither ist das Burgtheater schauderhaft heruntergekommen; da sollen Sie doch einmal die Berliner spielen sehen." Entrüstungsschreie der Mädchen.

1/48 Uhr. Aus dem Künstlerzimmer schieben sich acht oder zehn feierlich gekleidete Herren und nehmen auf Ehrensitzen Platz; die Vorstandsmitglieder der Gesellschaft. Bedeutende Persönlichkeiten darunter — es ist also nicht damit getan, Namen zu nennen oder Äußerlichkeiten zu schildern. Alle haben sie Anteil an der Verbreiterung und Vertiefung der Kenntnis von Grillparzers Person und Werk. Ihre Methode entbehrt ganz und gar des psychologischen Raffinements moderner Literarhistoriker; sie erfüllen ihre Aufgabe in der schlichten, etwas phlegmatischen Aufschichtung der Tatsachen, die sich dennoch zum lebendigen Bild des Dichters gruppieren — weil es eben der Dichter ist, dem sich jeder vom Geist gezeichnete Österreicher wesensgleich erkennt ...

Den feierlich gekleideten Herren folgt auf den Fuß, stürmisch gefeiert, der Künstler; er hat hier leichtes Spiel. Die Rezitation beginnt.

... In der Pause — alles bleibt auf den Plätzen — ist es Zeit, sich der älteren Generation zuzuwenden. Was in meiner Hörweite sitzt, soll mir Studienobjekt sein. Aber, wie schade! Was in meiner Hörweite sitzt, ist ein Ehepaar wohl in älteren Jahren, Hofrat und Hofrätin, doch mit versiegelten Lippen. Nur einmal sagt sie zu ihm: „Das haben wir noch von Gabillon vortragen gehört, im alten Burgtheater." Er nickt bloß still dazu.

So muß ich meine Einbildungskräfte spielen lassen; und, den Blick festgesaugt an dem unschönen, mir zugekehrten Profil des Hofrats — ein sehr bekannter

Hofrat, Mitschöpfer der durchgreifenden Mittelschulreform der letzten Jahre —, wird auch mein inneres Auge sehend.

Es sucht die beiden Menschen in ihrem Heim auf, einem gutbürgerlichen Heim in der Josefstadt. Des Feierabends ist man im Klavierzimmer versammelt. Ein rosiges Ding von siebzehn — von den beiden Töchtern des Hauses allein noch zu Hause, die ältere ist seit Jahr und Tag an einen Marineoffizier in Cattaro verheiratet — ist soeben vom Flügel aufgestanden; natürlich hatte sie Schubert vorgehabt und Mozart und Beethoven und zuletzt von Liszt die zweite Rhapsodie, „diese musizierte Honvedattacke", wie Papa sie nennt. Nun sitzt man um den runden Familientisch herum und macht sich mit Lektüre zu schaffen. Zuerst die Zeitung — Neue Freie Presse —, dann die Zeitschrift — Österreichische Rundschau —, dann ein Buch. Mutter und Tochter Belletristik, Papa Wissenschaft. Das Mitteilungsbedürfnis zwischen den Dreien scheint gering; dem Klatsch zu frönen, schließt die ungeheuchelte geistige Vornehmheit dieser Menschen aus; und seine Gefühle vor einander zu entblößen, ist man erst recht nicht geneigt. Man führt, bei behaglichen äußeren Umständen, ein seelisch karges Leben. Wenn man in einem irgendwie entzündeten Augenblick des Gefühlsüberschwanges redselig wird: dann sind es meist Themen, die auf das Große, Ganze gehen. Und das Große, Ganze ist für diese Menschen Österreich. Österreich und sein Herrscherhaus: mit dessen menschlichem Schicksal ist jeder Gutgesinnte in Österreich aufs innigste verknüpft. Das ist nicht die von Schaulust genährte dynastische Ergebenheit des Wiener Volkes (die Schnitzler im „Jungen Medardus" so unübertrefflich entlarvt: haufenweise strömt das Wiener Volk nach dem Schönbrunner Schloß, das Napoleon soeben in Besitz genommen hat und allwo er eine glanzvolle Truppenrevue abhält), das ist vollkommene, mitleidende und mitjubelnde Gefühlsverbundenheit. Nicht um demütige, lobpreisende Unterwerfung unter ein Gottesgnadentum handelt es sich dabei; sondern um die Erkenntnis (die sich ins Gefühl überträgt), daß Österreichs jüngster Tag angebrochen wäre, wenn irgendein Unglück den Bestand der Dynastie in Frage stellen würde; Deutschland ohne die Hohenzollern wäre zu beklagen — Österreich ohne die Habsburger ist überhaupt nicht denkbar . . . Wie oft richtet das Kind die Frage an die Eltern: „wie es gewesen ist", am letzten Januartag 1889, da ein einziger Wehschrei durch die Ostmark ging: Kronprinz Rudolf tot! . . . Wie es am 10. September 1898 gewesen ist, will das Kind weiter wissen; ganz dunkel umschwebt seine eigene Erinnerung der Tag, da in Genf die schmerzensreiche, ohnegleiche Kaiserin durch einen Mordbuben ihr Leben lassen mußte . . . Wenn das Kind selbst Kinder haben wird, dann wird es seinerseits Erlebtes überliefern können: wird von einem gewitterschwülen Mittsommertag anno 1914 Kunde geben, der ein dies fatalis nicht nur für Österreich war . . . Oft auch muß Papa von 1866 erzählen; er tut es mit Bitterkeit, aber ohne welche Raunzerei. „Raunzen" ist nämlich in Österreich charakteristisch nur für Menschen ohne geistige Bedeutung, und diese machen

allerdings die Mehrheit aus. Die intellektuell befähigte Minderheit und Oberschicht, (von der eben die Grillparzer-Gesellschaft ein bezeichnender Ausschnitt ist), raunzt nicht. Weil sie Verantwortungsgefühl im Leibe hat. Weil sie weiß, daß das Schwergewicht des Reichszusammenhaltes in ihr — und dem Herrscherhaus — liegt. Das Deutsche Reich ist das Werk eines ganzen Volkes; das Gleichgewicht des Donaustaates wird stets nur durch die geistigen Kraftanstrengungen einiger Weniger gehalten. Aber — an solchen Männern hat es nie gefehlt und wird es nie fehlen; immer wieder wird das österreichisch-ungarische Völkerchaos, triebkräftig gerade darum, weil es ein Chaos ist, Persönlichkeiten gebären, die es begeistigen und organisieren. Wann wird der Geist seiner Weltbestimmung klarer, wann empfindet er größere Wollust, als wenn er sich in das Chaos gestellt sieht! Freilich, das Chaos sieht den Feind in ihm, nicht den Freund; und schändet sich und ihn mit Undank. Man braucht nur zwei Namen nennen (wie viele lassen sich aus alter, neuer und neuester Zeit hinzufügen!): Josef der Zweite und Benedek — und das Wort von der felix Austria scheint einem zu Tode getroffen für immerdar; aber ein anderes Wort, von wichtigerem Inhalt, gewinnt dafür recht eigentlich erst Leben, wenn man über die Tragbalken dieses Staatensystems klar geworden ist: Austria erit in orbe ultima.

Stillgehalten! rufe ich mir selbst zu. Sonst stürze ich noch — und der bedauernswerte Leser mit mir — in den leeren Raum des Abstrakten ab. Immerhin hoffe ich mit diesen Zeilen vermocht zu haben, daß auch dem diesen Dingen Fernstehenden offenbar werde, welche Rolle dem geistigen Adel in Österreich zufällt; in welcher sozialen Schicht dieser geistige Adel zu finden ist — insbesondere, was Wien betrifft. Dieser Stadt ist es ja im Munde der gewöhnlichen Leute wie der Dichter seltsam ergangen: man hat sie auf jene ihr zugehörige Menschengruppe festlegen wollen, die ihr, bei näherem Zusehen, zum höheren Ruhm kaum gereichen kann; man hat es zum zweiten unterlassen, die Vorzüge, die dieser Gruppe gleichwohl innewohnen, hervorzuheben, und hat vielmehr ihre Fehler als Vorzüge hingestellt: denn der gepriesene Hamur ist eigentlich Würdelosigkeit, das besungene goldene Herz vielfach nicht Güte um der Güte willen, das gefeierte süße Mädel der Inbegriff gedankenträger Genußsucht . . . Ein geistreiches Wort eines unserer Feuilletonisten mag hier annotiert werden: „Hat man sich erst einmal in die Fehler einer Frau verliebt, so verzeiht man ihr mit der Zeit sogar ihre Vorzüge." . . .

So, und nun lege ich die Feder hin, die ich hoffentlich nicht völlig ergebnislos angesetzt habe. Noch ein letztes flüchtiges Zugrüßen zu dem jubilierenden Verein hin, dessen Betrachtung uns von der Literatur ins Leben geführt hat, uns in das österreichische Antlitz blicken ließ: vivat, crescat, floreat — in pace gloriosa!

Marie von Bunsen:
Das Hoffräulein Donna Inez.

Roman aus der Verfallzeit des spanischen Reiches.

Fortsetzung.

III.

Hofdienst.

Über der Manzanaresebene erhebt sich mächtig, beherrschend das Madrider Schloß, der Alkazar, mit seinen gedrungenen Türmen, mit seinen vergoldeten Balkonen. In der Mitte der Steinfassade ist die nur den Herrschaften gestattete Durchfahrt nach dem Königinnenhof. Am Ende dieses Hofes liegt die Kapelle, dann folgt der Hof des Königs, Sitz der Konzilien, der Regierung.

Die Wohnung der Königin befindet sich im ersten Stock, ist nach der Stadt zu gelegen. Unerhört prächtig sind die Gemächer, an den Wänden hängen mit Perlen und Korallen bestickte Samtteppiche, geben einen Hintergrund von sattester Farbenherrlichkeit, von phantastischem Glanz.

Allein an dem gedeckten Tisch sitzt Königin Maria Luisa, die achtzehnjährige, blühend schöne Bourbonin, Tochter von „Monsieur" und der lieblichen Henriette von England. Im lockig losen Haar funkeln Schmetterlinge aus Diamanten. Die leuchtend weiße Üppigkeit ihrer Schultern, ihres tief entblößten Nackens, bildet einen schimmernden Gegensatz zu dem wärmeren Hautton, dem herberen Umriß ihrer schmalgebauten Damen. Hinter ihr steht die Camarera Mayor, die Herzogin von Albuquerque.

Auf ihren hohen Sockelschuhen treten zwei junge, reich geputzte Hoffräulein langsam vor, bieten knieend der Herrin silberne Schüsseln mit Backwerk und gefrorener Melone. Der erste Menin (Page) bringt einen Becher mit Wein, überreicht ihn knieend der Camarera Mayor, sie kostet ihn, hält ihn knieend der Königin entgegen, während an der anderen Seite eine Palastdame mit dem Mundtuch kniet. Der Menin, Don Diguito, Enkel des Herzogs von Najera, tritt zurück, ein bildhübscher, wie aus golddunkelleuchtendem Alabaster geschnittener Knabe. Er ist überaus hochmütig, vor allem auf sein Vorrecht, die Sockelschuhe der Königin zu tragen, sie ihr anzulegen. Der zwölfjährige Knabe darf den Fuß der Königin nicht nur sehen, er darf ihn berühren!! Er steht an der Wand mit den sechs Hoffräulein und mit den sechs Meninas, die, unerwachsen, Sockelschuhe noch nicht tragen. Seine früheren Flammen hat er vergessen, interessiert sich nur für die Neuangekommenen, für Donna Maraquita Hijar und Donna Catalina Monteleon.

Unter den Hoffräulein steht Inez, sieht ängstlich aufmerksam zu; nächste Woche muß sie in diesen hohen Schuhen den Tisch decken, die silbernen Schüsseln hereintragen, sie knieend reichen. Sie fühlt sich auf diesen Sockeln, ohne welche keine Dame vor der Königin erscheinen darf, unsicher, ihr Gang hat noch nicht die gleichmütige Würde. Dieser gleitende Schritt, mit den zurückgestellten, dichtanliegenden Ellbogen, mit dem hochgehaltenen Kopf, wird er ihr je gelingen? Wird sie auch so schlank und hoch und unnahbar wirken? Ganz leise plaudern sie untereinander, lächeln über Charlotte Alba, der Ersten der Ehrenfräulein, welcher das Recht zusteht, bei feierlichen Gelegenheiten die Fackel vor der Königin zu tragen. Sie hat sich heut wieder mit allem Schmuck behängt, von ihrem Gürtel hängen kunstvolle Schlüssel, Bücher, eine Pistole, neben den üblichen Kettenspiegeln und Bildchen.

Die groteske, großköpfige Zwergin Eugenia, kostbar angezogen, mit langherunterhängendem Haar, erzählt der Herrin Späße. Die Königin ißt reichlich von den ihr gebotenen Speisen, verzieht keine Miene, sieht gelangweilt umher. Im Hintergrund spielen Zwerge auf der Laute.

Es schlägt neun Uhr, die Camarera sieht die Königin bedeutungsvoll an, diese schluckt rasch die letzten Bissen herunter und erhebt sich. Die Menins und zwei Ehrenfräulein tragen Leuchter in das Schlafgemach, die Camarera Mayor und die übrigen Damen folgen. Das Kerzenlicht fällt auf das große, weiße und goldene Lager. Das Bett ist sehr hoch, besteht aus dreizehn dünnen, mit der feinsten Wolle aus Estremadera gefüllten Matratzen. Die Kammerfrauen nehmen den Schmuck ab, ziehen die Herrin aus.

Eine Nachricht wird der Camarera Mayor gebracht, sie geht heraus, die Ehrenfräulein und Meninas verbeugen sich und ziehen sich, verstohlen kichernd, zurück. Der Königin wird das spitzenbedeckte Nachthemd übergezogen, sie schmiegt sich melancholisch in die Laken.

Die Tür öffnet sich, herein tritt er, in dessen Ländern die Sonne nicht untergeht. König aller spanischen Reiche, König von Neapel, Sizilien, Majorka und Sardinien, der östlichen und westlichen Indien, des Ozeans und seiner Inseln. Erzherzog von Österreich, Herzog von Burgund, Brabant, Luxemburg, Geldern und Mailand, Graf von Habsburg, Flandern, Tyrol und Barcelona, Gebieter von Friesland, Utrecht und Ober-Yssel, Großherr von Afrika und Asien. Ein blasser, kleinschmächtiger Jüngling, dünnes, blondes Haar, eine niedrige, fliehende Stirn, große, blaßblaue Augen, ein weiter, offener Mund. Die hervorstehende Unterlippe, wie die dicke Zunge hindern ihn beim Sprechen, beim Schlucken. Er naht sich mit seinem schleppenden, unsicheren Gang, in den Knien sind die Beine eingebogen, er hat abfallende Schultern, zu lange Arme. Mit seinem unstäten Blick, seinem gutmütigen Lächeln wirkt er greisenhaft und kindlich zugleich. Er wünscht guten Abend, reicht den schwarzen Mantel, den er über seinem bestickten Hemd trägt, der Camarera. Draußen vor den Gemächern der Königin

war ihr von dem diensttuenden Kammerherrn der königliche Degen, ein Nachtgefäß und eine Lampe übergeben worden.

Die Königin mit triefenden Augen zärtlich ansehend, besteigt König Karl der Zweite das Lager. Die Camarera Mayor schließt mit einem Segensspruch die weißen, goldgestickten Vorhänge. Alle verlassen den Raum.

* * *

Mit ihren Gefährtinnen, den Ehrenfräulein Doloritas von Corpa und Mondèjar und Camila von Oropesa, ging Inez auf und ab. Die jugendlichen Gestalten in den langschleppenden seidenen Gewändern glitten mit der allen vornehmen Spanierinnen eigenen Anmut dahin. Klosterhaft wirkten die geweißten Gänge, nur von Streifen farbiger Fliesen belebt; im Hintergrund schlichen nonnenhafte, graugekleidete Duennas vorbei. An die Gemächer der Königin grenzte dies Damenquartier, kein Harem war besser bewacht, als dies Labyrinth kleiner Räume; gelänge es einer der jungen Damen, an den Duennas vorbei zu gelangen, würden ihnen die Guardadamas, die Aufsichtskavaliere, den Weg versperren.

Die drei Hoffräulein gingen auf und nieder; vorhin hatte Inez vor der Oberduenna sich in Sockelschuhen und dem unmäßig großen Quardainfantas-Reifrock, der Galatracht, im Verneigen und Hinknieen geübt, jetzt ließ sie sich in der Hofzeichensprache unterweisen. Diese war ja nicht die der übrigen Menschen, die Redensarten, Schmeicheleien, Höflichkeitsformeln innerhalb dieser Mauern hatten ihre eigene, wohlunterscheidbare Fassung.

Inez versuchte, all dies Neue zu lernen, hörte andächtig den erfahrenen Freundinnen zu. Sie erzählten ihr von der Königin, Donna Maria Luisa. „Jetzt sitzt sie im Saal mit ihren französischen Kammerfrauen, ihren Hündchen und Papageien. Die schwatzsüchtige Madame Quentin ist ihre nächste Vertraute, mit uns spricht sie ja fast nie. Ihr Kastilianisch ist kläglich schlecht, und w i r haben es doch, weiß Gott, nicht nötig, französisch zu lernen!

Die Albuquerque schmeichelt ihr, läßt ihr unerhört viel Freiheit. Denke dir, sie darf sogar reiten! Inez, möchtest d u sie vielleicht, wie Arabela Spinola Los Balbases, zu Pferd begleiten?"

„Dann noch lieber gleich brennen," meinte Inez.

„Nicht wahr, das finden wir auch. Die Balbases ist eben eine halbe Genueserin, keine wirkliche Dame, wie wir und die anderen."

Sie kamen auf die Verabschiedung der alten Terranova zu sprechen. „Die Königin hat sie geradezu gehaßt, vor allem, weil die Herzogin sie einmal bei der Schulter nahm und nach der Tür herausdrängte. Sie war eines schönen Tages, ganz einfach, im Zimmer der Herzogin, als diese Damenbesuch empfing, erschienen! Dabei wußte sie ganz genau, daß sich das nicht gehört. So mußte sie eben zurechtgesetzt werden."

„Und dann," fuhr Camila von Oropesa fort, „kam bald darauf die Geschichte mit den Haarlöckchen. Einmal flogen ihr wieder diese kurtisanenhaften Stirnlocken wild umher, da netzte die Terranova ihren Finger an ihren Lippen und glättete der Donna Maria Luisa das Haar. Ich stand dabei. Da wurde die Königin rot und blaß und sagte: „Kein Wohlgeruch ist für meine Haut zu gut, ich verbitte mir, mit dem Speichel einer alten Frau berührt zu werden." Ja, das waren ihre Worte. Natürlich hat die Herzogin sie daraufhin hart behandelt und wohl zweifellos, wo sie nur konnte, beim König angeschwärzt. Der König war denn auch eine Zeitlang recht kühl zur Donna Maria Luisa."

Doloritas Mondèjar kicherte. „Die Zeiten wünscht sie sich wohl zurück. Was ist ihr seine Verliebtheit zuwider. Nein, wirklich, da tut sie mir leid, einen solchen Gatten! Er ist ja auch verhext."

„Das dürfen wir doch nicht sagen, das ist uns doch streng verboten! . . . Nun und dann hatte die Königin sich einmal beim Nachtessen verspätet, und als die Stunde schlug, begannen die Kammerfrauen, ohne sie zu fragen, ihr Haar zu lösen und unter dem Tisch ihr die Schuh und Strümpfe auszuziehen. Darauf wurde sie böse und machte der Terranova einen Auftritt. Als nun die Herzogin den Medina Celi öffentlich unsern hohlköpfigsten Minister seit der Gotenzeit nannte und den Beichtvater dazu brachte, dem König die Absolution zu verweigern, wenn er den Herzog länger im Amt behielte, wurde es dem Medina Celi doch zuviel. Er und diese ränkesüchtige französische Botschafterin setzten der Donna Maria Luisa in den Kopf, auf der Entlassung der Camarera zu bestehen.

Der diensttuende Mayordomo wurde darauf zu ihr hingeschickt, sagte ihr, die Königin wünsche sich eine andere Camarera, sie möge freiwillig ihre Stelle niederlegen und diesen Entschluß dem König verkünden. Die Herzogin ging zu der Majestät, glaubte, daß er niemals in diese Schmach einwilligen würde, aber er gab ihr sofort die gewünschte Entlassung. Darauf kam sie ruhig zum Nachtessen, Doloritas und ich waren zugegen. Beim Weinreichen hat ihre Hand nicht einmal gezittert, ihre Stimme hat nicht einmal gewankt, sie schloß die Vorhänge mit dem üblichen Segen. Am andern Morgen trat sie vor das Bett der Königin, sagte, sie bedauere, Ihrer Majestät nicht so habe dienen können, wie sie es gewünscht hätte. Da wurde die Königin doch etwas gerührt oder reuig und fing ein bißchen an zu weinen. Darauf sagte die Herzogin mit ihrer gewohnten harten Stimme, eine Königin von Spanien dürfe nicht über eine so geringfügige Sache eine Träne vergießen. Sie kniete und küßte der Königin die Hand, machte ihre Verbeugungen, ließ dann im gewölbten Saal uns und die Meninas versammeln. Wir alle weinten; sie sagte, die Königin, die Gott behüten möge, würde eine neue Camarera mayor erhalten, die würde den Dienst besser verrichten, als das ihr gelungen sei. Dann verbeugte sie sich, ging mit ihrer starren Haltung die große Treppe herunter und bestieg ihre Karosse. Das wird sie dir ja wohl gesagt haben,

sie ist nicht wieder in die Nähe des Schlosses gekommen, hat alle Ehrenbezeugungen abgelehnt."

Dann begannen sie wieder über die berühmten „galanteos de palacio", über die Hofliebschaften zu erzählen.

Inez sah entmutigt vor sich hin. „Ich werde das niemals lernen."

„Doch, doch, mit der Zeit." Und sie ergingen sich über diese ausgetüftelten Subtilitäten. Was durfte ein Ehrenfräulein von einem Verehrer annehmen, was nicht. Welche Winke und Taschentuchzeichen wären erlaubt, welche verpönt. Wie ermutigte man einen möglichen Freier, wie den Verehrer, der, selber verheiratet, im Hofmachen der jungen Ehrenfräulein nur den elegantesten, verfeinertsten, kostspieligsten Zeitvertreib ersah. Als Camila kurz vor Inez' Ankunft zur Ader gelassen wurde, hatte ihr Verehrer, Don Antonio Baeza Castromonte, dem Chirurgen, der ihm ein Tuch mit einigen ihrer Blutstropfen überbrachte, für fünftausend Dukaten Silbergeräte geschenkt. Das war sehr anständig, aber nicht übertrieben. Dafür war er ja auch ein „embevicidos" (Versunkener), so durfte er, gleich einem Granden, in Gegenwart der Majestäten das Haupt bedecken. Es war doch auch für einen jungen Edelmann vom Land eine große Auszeichnung, durch diesen Damendienst offiziell „Gelegenheit zu erhalten", sich bei Ausfahrten und Festen bemerkbar machen zu dürfen. Zu Ostern, bei dem Stiergefecht, beim kommenden Auto da Fé im Sommer würde Inez schon die „Embevicedos" deutlich genug erkennen.

Dolorita hatte keinen Anbeter, das war ein etwas wunder Punkt, sie war nicht hübsch, aber schlagfertig, und witzig, so zeichnete der geistvolle alte Don Melchior Roccafull und Palata sie überall aus, aber es war doch nicht dasselbe! Er war kurzsichtig und hatte Gichtfinger, wenn er ihr Schmeichelhaftes sagen wollte, mußte sein Diener die Zeichensprache übermitteln.

Eine Glocke ertönte, die Guarda Mayor, Donna Laura von Alagon, gestrenge Gouvernante der Ehrenfräulein und Meninas, schritt mit ihrer hochmütigen Steifheit durch den Gang; von überall erschien die Bewohnerschaft des Frauenquartiers, die diensttuenden Palastdamen, die Ehrenfräulein, die Meninas, die, weit weniger vornehmen Geschlechtern angehörigen Duennas, dann die Zwerginnen, Sklavinnen und Dienerinnen aller Art, um gemeinsam den Rosenkranz zu beten.

* * *

Bald darauf stand Inez allein an einem Flurfensterchen, sah auf den Hof herunter, auf die Terrassen mit dem marmornen Geländer, und den Büsten. Die weiblichen Marmorbüsten hatten geschminkte Wangen, Ohrläppchen und Schultern, dies gefiel Inez ganz besonders. Auf den Terrassen durfte man gelegentlich mit der Königin und ihrem großen Gefolge auf und ab gehen, von hier aus die im Hof stattfindenden Turniere und Reitspiele der Edelherren sehn. Augen-

blicklich kamen nur wenige Menschen unten vorbei, aber ein ungewöhnlich großer, hübscher Kavalier machte sich bemerkbar.

Mit ausgebogenen Zehen, mit gereckter Haltung ging er auf und ab, ein rechter „Guapo" (guapo = flott, verwegen, elegant). Sein gescheiteltes, gelocktes Haar wurde von einem bis zu den Knien herunterflatternden blauen Band gehalten, die schwarzsamtenen Kniehosen saßen angegossen prall, lange, schwarzsamtne Überärmel ließen Unterärmel aus weißem Atlas erkennen. Verwegen war der Mantel um den Arm gerollt, neben dem langen Schwert und dem Degen trug er, ein Zeichen herausfordernder Abenteuerlust, ein leichtes Schild in der Hand, und um den Hut war ein langer, schwarzer Kreppschleier gewunden. Noch nie hatte Inez diesen bewußten Schleier gesehen, oft von demselben gehört, er bedeutete die letzte, gewagteste Stutzereleganz.

Plötzlich schoß ihr das Blut in die Wangen, er hatte sie bemerkt, verbeugte sich tief und drückte ihr mit seinen Fingern schrankenlose Bewunderung aus. In derselben Sprache antwortete sie ihm, daß sie seiner gewahr sei. Seine Gefühle wurden immer blumiger, feuriger. Inez dankte ihm höflich. Es war überaus aufregend, aber in diesem Augenblick kam die alte Duenna, Donna Barbara, und schob sie vom Fenster: „Gehen Euere Senoria sofort auf Ihr Zimmer!" Donna Inez war entrüstet, wer durfte es wagen, ihre Privilegien als Ehrenfräulein zu schmälern. Jedes Kind wußte doch, daß Ehrendamen sich von den Schloßfenstern aus mit Liebhabern unterhalten dürften. Sie wollte sich beklagen.

Doloritas und Camila kamen, bedauernd, aber mit verstecktem Lächeln. „Arme, gute kleine Inez! Hast du den tatsächlich für einen vornehmen Herrn gehalten? Das ist ja der Sohn eines Alkalden (Bürgermeister) aus Leon, wir kennen ihn ganz gut; er ist ehrgeizig, um nicht zu sagen frech, und versucht, sich irgendeinem weiblichen Wesen im Schloß zu nähern. Und nun hast du, Tochter eines Granden, eines Herzogs, ihn ermutigt!"

Inez wurde es schwarz vor den Augen, sie stotterte verwirrt.

„O ja, gewiß," fuhr Doloritas fort, „er ist wie ein Herr gekleidet, aber an seiner Sprache, an seinen Gesten, seinem Benehmen kann man doch sofort die andere Welt erkennen. Arme, gute Inez! Die kleinen Meninas, selbst Maraquita und Catalina, hätten sich schwerlich getäuscht. Nun, es wird nicht wieder vorkommen, hoffentlich ist Donna Barbara diskret, uns hat sie allerdings die Sache sofort erzählt."

Inez war vernichtet; das ihr, einer Zuniga, einer Cardenas, mit den Mendozas, den Medina Sidonias verwandt! In Tränen gebadet, ging sie zur Donna Barbara, und nach langen, umständlichen Verhandlungen nahm diese schwer herabhängende Rubinohrringe entgegen. Es war eine heikle Sache, sie war aus kleinem, aber doch echtem Adel, ihre Familie war auf das unbestreitbarste „viejo cristiano" (ohne Vermischung mit maurischem oder jüdischem Blut). Sie hat die Gehänge später dem Sekretär des englischen Gesandten verkauft, und

konnte sich mit dem Erlös in den kommenden Wintern ihr eines kleines Kohlenbecken füllen. Während der letzten Kälte war es ihr jämmerlich ergangen, ganz satt wurde sie selten und niemals warm.

Demütiger als je, versuchte Inez den Gefährtinnen, vor allem den weltgewandten Palastdamen, alles abzusehen, bat die Vorgesetzte, Donna Laura von Alagon, ihr Briefe zum Abschreiben zu geben. Donna Laura's feine Wendungen, die gefälligen Anfänge und Schlußsätze ihrer Briefe waren in Madrid berühmt.

* * *

Noch war Inez keinmal aus dem Schloß gekommen, da wurde sie zu der Sonnabendausfahrt der Herrschaften nach Atocha befohlen. In gehobener Stimmung bestieg sie die mit grünem Wachstuch bezogene Kutsche; so hatten die Wagen des großen Kaisers Karl ausgesehen, obwohl eine gänzlich veraltete Mode, hielt man bei Hofe daran fest. Außer Inez saßen darin eine Duenna, eine Menina, eine frech sich hereindrängende Sklavin und die diensttuende Palastdame, Gräfin Orgaz. Diese reiche, vornehme Toledanerin war nicht nur Palastdame der Königin von Spanien, sondern auch Hofdame Unserer Lieben Frau von Atocha. Eine große und kostspielige Ehre. Die würdige Einkleidung des schwarzen, wundertätigen Muttergottesbildes hatte ihr bereits fünftausend Dukaten gekostet. Während der Fahrt erzählte sie der Inez von den Kleidern, Spitzen und Schmuckstickereien ihrer hohen Frau. „Sieh dir den Goldbrokatmantel recht genau an; ich habe ihn heute anlegen lassen. Er ist mit fünftausendfünfhundert Perlen besetzt."

Entzückt schaute Inez von dem königlichen Balkon auf die Kirche herab. Überall hingen silberne und goldene Lampen, Hunderte von Kerzen brannten auf großen, silbernen Leuchtern. Vor dem Hauptaltar prangten große Blumenbeete, aus ihnen sprangen Wasserstrahlen, überall standen reichverzierte Kübel mit blütenbedeckten, starkduftenden Orangenbäumen oder mit Büschen von persischem Jasmin. In den Zweigen hingen Käfige mit zwitschernden Singvögeln aller Art. Der kerzenschimmernde Raum war durchduftet, durchklungen; schöner konnte es im Himmel nicht sein.

Andächtig betete Inez zu der juwelenfunkelnden schwarzen Muttergottes. Sie betete: erstens möge niemand von dem Alkaldensohn erfahren, zweitens möge ein ganz vornehmer Edelmann sich in sie verlieben, wenn auch nicht als künftiger Gatte, doch als Hofliebhaber. Wenn irgend möglich, wünschte sie sich einen zweiten Grafen Villamedina. Und während der Vesper träumte sie, die schmelzenden Augen ins Weite gerichtet, vom Anbeter der Königin Elisabeth und von seinem schrecklichen Ende.

Die Kirche war, wie an den Sonnabend Abenden dies immer der Fall war, dichtgedrängt; unten saßen die ersten Damen der Stadt in ihren kostbaren Gewändern auf den geflochtenen Bodenmatten. Sie hatten unsinnig große Zobel-

müsse, fächelten sich, schnupften Tabak und beteten andächtig zur Lieben Frau von Atocha.

Nach beendeter Feier begaben sich König und Königin zum Kloster der Descalzas Reales. Durch einen langen Gang war es mit dem Schloß verbunden, diente seit vielen Generationen als das Altersheim für die verwitweten Königinnen, Infantinnen, königlichen Geliebten, sowie für die unehelichen Töchter der hohen und allerhöchsten Herren. Da die Königin Witwe zur Regentin ernannt wurde, entging sie dem Kloster, zurzeit gab es keine Prinzessinnen, dafür mehrere der Letztgenannten. Sie wurden allen Besuchern gezeigt. Junge, lebenslustige königliche Geliebten hatten sich manchmal gewehrt, meistens wurde der lebenslängliche, überaus vornehme Ruhehafen hochgeschätzt. Wie schlecht auch der Ruf dieser Damen sein mochte, der König hatte ihnen Gunst erwiesen, hier gehörten sie hin.

An der Klosterpforte wurden die Herrschaften von der Äbtissin empfangen, neben ihr stand Schwester Margarita de la Cruz, uneheliche Tochter des Don Juan von Austria, darum zur linken Hand eine Nichte der Majestäten. Im großen Empfangssaal wurde das Nachtmahl gedeckt, zu den Füßen des Königspaares lagerten sich die Nonnen und die Damen, welche bei dieser Gelegenheit sich der Königin ins Gedächtnis rufen wollten.

Inez hatte noch immer keinen Aufwartedienst, hielt sich in einer Ecke. Die Königin nahm den üblichen gebratenen Kapaun mit Vergnügen zu sich. „Du hast einen unspanischen Hunger," lachte mit seiner dicken Zunge der König. Die Zwerge hatten das große Wort und machten Späße.

Unterhaltender war es am folgenden Sonntag, als Inez ihre Herrin in das Theater vom Buen Retiro begleiten durfte. Sie saß hinter dem Logengitter im großen, mit vergoldeten Statuen geschmückten Saal. Rings umher zogen sich die vergitterten Logen, wie durch einen Schleier erkannte man die Damen, es funkelten die Juwelen, es zitterten die diamantenen Nadeln im Haargehänge, es leuchteten die Augen. Unten saßen die Hofherren, sie wurden ihr gezeigt.

Besonders interessierte sie Don Gaspar von Cabrera, Herzog von Rioseco, erblicher Almirante von Kastilien. Er hatte ihre Wahl ja befürwortet, ihm verdankte sie ihre Stellung. Obwohl schon über sechzig, war er elegant und stattlich, seine Liebschaften, seine Verschwendung waren allbekannt. Der berühmtesten Kurtisane Madrids hatte er für einen einzigen Besuch sechzigtausend Dukaten geschenkt; das hatte man sich in der fernsten Provinz erzählt. In seiner Mußezeit dichtete er im verfeinerten „estilo culto".

Aber wie jetzt der Vorhang in die Höhe ging und die Oper „Alcide" begann, achtete Inez auf keinen, so wonnevoll schön waren diese singenden Götter und Göttinnen, diese Furien und Genien, das in grünseidenen Reifröcken feierlich tanzende Ballett.

Sie hatte gar nicht bemerkt, daß der Don Gaspar nach ihr sah, da kam in der Pause ein Menin zur Donna Laura von Alagon, diese neigte bestätigend den Kopf, nahm Inez in den Vorsaal und stellte ihr den Almirante von Kastilien vor. Inez war von dem eben Gesehenen so benommen, daß sie nur vom Theater sprach. Dies gefiel dem alten Herzog, er begönnerte das Drama. Fast hatte er sich mit der Königin Mutter Mariana entzweit, als diese während ihrer Regentschaft das Dekret ergehen ließ — im ganzen Reich sollte das Komödienspiel unterbleiben, bis der König, ihr Sohn, alt genug sei, sich daran zu ergötzen. Nur, wie noch manch andere Erlasse, hatte man diesen nicht befolgt.

Er ging wohlwollend auf die Begeisterung des jungen Mädchens ein. „Gewiß, gewiß, in Eurem Alter soll man bewundern und nicht mäkeln. Ich bin alt und schlecht, und darf mir schon herausnehmen, unser Hoftheater etwas flau und verknöchert zu finden. Da sind die Stadttheater doch ganz anders; trotz — oder auch vielleicht wegen der Anarchie. Den ganzen unteren Stehplatz füllen Handwerker, natürlich alle in Golilla, Mantel und Schwert. Trügen sie nicht den kleinen statt des großen Hutes, wären sie kaum von Herren zu unterscheiden. Leidenschaftlich interessieren sich diese „Mosqueteros", so nennt man die unten im „patio" Stehenden, für das Drama. Augenblicklich ist das Urteil eines Schuhmachers buchstäblich maßgebend für den Erfolg eines Stückes! Vorsichtige Verfasser reichen ihm die Manuskripte vor der Aufführung ein, am Abend sind alle Augen auf ihn gerichtet, selbst wir, die Hofherren, folgen seinem Beispiel, lachen, gähnen, oder zischen, je nachdem . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Wirtschaftspolitische Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Ein internationales einheitliches Zolltarifsystem.

In dem noch nicht entschiedenen Streite, ob beim Abschluß der künftigen Handelsverträge an dem bisherigen System der Meistbegünstigung festgehalten werden soll und kann, wird vor allem das Argument ins Feld geführt, daß Deutschland auf die Meistbegünstigung angewiesen sei, wenn es seine beträchtliche Ausfuhr behalten will. Dies ist der vornehmste Grund, weshalb sich in jüngster Zeit eine Reihe wirtschaftlicher industrieller Körperschaften dafür ausgesprochen hat. Immerhin sind auch Stimmen laut geworden, die, wenngleich sie nicht einer unbedingten Differenzierung das Wort reden, dennoch eine Einschränkung der Meistbegünstigung befürworten, dergestalt, daß diese künftig nicht mehr für den ganzen Zolltarif zu gewähren sein, sondern auf gewisse, die vertragschließenden Länder besonders interessierende Positionen beschränkt werden soll. Den Unterton aller dieser Äußerungen bildet offensichtlich die Besorgnis, daß der in die Welt posaunte, reichlich phantastische Wirtschaftsplan unserer Gegner, der in einem Zollverein der Entente gegen Deutschland und in des letzteren völligen Ausschluß vom Weltmarkt bestehen soll, sich zur Tat verdichten könnte. Diese Furcht erscheint unbegründet. Schon heute, wo der Bär noch nicht erlegt ist, streiten sie sich darüber, wie das Fell verteilt werden soll. Eifersüchteleien mannigfacher Art über die künftigen Absatzgebiete tauchen insbesondere zwischen England und Frankreich auf. Als vor kurzem die französisch-russische Handelskammer in Charkow eine besondere Niederlassung errichtete, um im Donetzbecken den Absatz französischer Industrieerzeugnisse zu fördern, erregte dies den Neid der Engländer. Sie errichteten gleichfalls eine Handelskammer in Charkow und suchen nun auf jede nur mögliche Art und Weise ihren französischen Konkurrenten das Wasser abzugraben. Der belgischen Regierung aber wurde die Errichtung einer Handelskammer in Charkow in brüsker Weise verweigert. Die Mißgunst, die die Ententemächte mit scheelen Augen aufeinander blicken läßt, wird unser bester Bundesgenosse sein. Dazu kommt noch, daß in unseren industriellen Kreisen die Tatsache weit unterschätzt wird, daß die anderen Länder auf uns angewiesen sind. Rußland z. B. kann uns keinesfalls entbehren. Maßgebende russische Kaufleute und Industrielle geben schon jetzt der Befürchtung Ausdruck, daß die Ausschaltung Deutschlands vom russischen Markte das Zarenreich auf Gnade und Ungnade an England und Frankreich ausliefern würde. Die Gewißheit, daß die anderen Länder uns brauchen, muß uns bei den kommenden Handelsvertragsverhandlungen den Rücken steifen und uns das absolute Gefühl der Überlegenheit wie auf militärischem, so auf wirtschaftlichem Gebiete sichern. Nach Lage der Dinge hat Deutschland es wirklich nicht nötig, seine Gegner gewissermaßen bei guter Laune erhalten zu müssen.

Die Erörterung über eine anderweitige Fassung und Anwendung der

Meistbegünstigungsklausel lenkt aber die Aufmerksamkeit auf die wiederholt aufgetauchte Frage einer einheitlichen Fassung der Zolltarife. Die jetzt geltenden Tarife sind technisch so verschieden aufgebaut, daß es über die Maßen schwierig ist, sich darin zurecht zu finden oder gar Vergleiche vorzunehmen. Erschwert wird das Verständnis für eine vergleichsweise Prüfung überdies durch die Verschiedenartigkeit der in Anwendung gebrachten Maß-, Münz- und Gewichtseinheiten. Die Engländer vor allem, die auf der ersten internationalen Münzkonferenz im Jahre 1867 für Münzeinheit eintraten, halten heute zähe an ihren alten Einrichtungen fest. Allerdings war vor dem Kriege eine Reform des englischen Zolltarifs nicht zu wünschen. Die durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse, vor allem der gewaltige Geldbedarf, werden aber England vielleicht ein weiteres Stück vom freihändlerischen Standpunkt abdrücken, so daß auch für diesen großen Handelsstaat ein den übrigen Ländern angepaßtes Zolltarifschema erwünscht sein muß.

Gegen einen einheitlichen Aufbau der Zolltarife sind nun eine ganze Reihe Einwendungen erhoben worden. Der wichtigste gipfelt wohl in der Befürchtung, daß die äußere gleiche Gestaltung der Tarife die Gefahr einer weiteren Spezialisierung und damit einer Erhöhung der Zollsätze in sich berge. Aber dem würde durch den Abschluß günstiger Handelsverträge nach oder bei Beendigung des Weltkrieges zu begegnen sein. Es darf auch nicht übersehen werden, daß sich weitestgehende Spezialisierung schon jetzt vor allem bei den Vereinigten Staaten und bei Frankreich findet. In die Hoheitsrechte der einzelnen Staaten, wie behauptet wurde, greift der Einheitstarif aber um deswillen nicht ein, weil diesen ja die Höhe der Zollsätze zu bestimmen vorbehalten bleibt.

Es fragt sich nun, welches die zweckmäßigste Tarifform sein dürfte. Die Antwort auf diese Frage kann eigentlich nicht so sehr schwer sein. Schon heute kommt mehr und mehr das Gruppensystem zur Anwendung, allerdings in den verschiedensten Abtönungen und gewöhnlich in einer Mischung mit der alphabetischen Reihenfolge. Die Warengattungen in den Zolltarifen lediglich in alphabetischer Reihenfolge nach den Anfangsbuchstaben zu ordnen, empfiehlt sich vor allem deshalb nicht, weil mit der Übersetzung solcher Tarife in eine andere Sprache jede Übersicht völlig verloren gehen muß, ein Mangel, der auch durch erneute alphabetische Anordnung in der Übersetzung nur scheinbar geheilt wird, denn einem solchen Tarif fehlt eben vornweg jede innere Gliederung und jeder systematische Aufbau. Alphabetische Tarife müssen also bei der Suche nach einem Einheitszolltarifschema ausscheiden.

Zweckmäßig muß sich ein Zolltarifsystem der Fabrikationsmethode so eng wie möglich anpassen. Aus dieser selbstverständlichen, weil logischen Forderung ergibt sich die Grundform einer internationalen Fassung der äußeren Form der Tarife gewissermaßen von selbst. Sie muß in Gruppen eingeteilt sein, die je einen Rohstoff in rohem und veredeltem Zustande mit den daraus gefertigten Halb- und Fertigfabrikaten enthalten.

In einem so aufgebauten Tarif findet sich jeder Interessent jederzeit zurecht. Die Übertragung des Wortlauts in eine fremde Sprache ändert am System selbst, an der Handlichkeit der Benutzung, der Möglichkeit des schnellen Zurechtfindens und des Vergleichs mit anderen Tarifen nicht das geringste, und dennoch bleibt es jedem Staate überlassen und leicht möglich, durch entsprechenden Ausbau der Gruppen seinen eigenen Bedürfnissen in jeder Weise gerecht zu werden. Natür-

lich wäre es überaus wünschenswert, wenn auch die Zahl der Gruppen überall die gleiche wäre. Hier bestehen in den Ländern, in denen ein gewisses Gruppensystem schon heute Anwendung findet, große Verschiedenheiten. Deutschland und Italien haben deren je 19, Japan 16 und Rußland gar nur 10 Gruppen, während Österreich-Ungarn mit 51 an der Spitze marschiert. Hier ließe sich ein Ausgleich und ein Mittelweg ohne größere Schwierigkeit und bei einigermaßen gutem Willen leicht finden. Das einheitliche Gruppensystem vom Rohstoff bis zum Fertigfabrikat würde auch Zollvertragsverhandlungen wesentlich erleichtern und die teilweise Anwendung der Meistbegünstigung weit eher als bisher möglich machen.

Noch eine sehr wichtige Erwägung spricht für ein einheitliches Zolltarifschema. Es würde damit einer wesentlichen Vervollkommnung der Handelsstatistik der Weg geebnet werden. Ist diese Wissenschaft auch viel geschmäht, und macht man ihr zum Vorwurf, daß sie ein allzu gefügiges Instrument sei für einen jeden, der es mit kundiger Hand zu spielen verstünde, so ist es doch sicher, daß die Statistik allein es ermöglicht, sich einen annähernd richtigen Überblick über die Handelsbeziehungen der einzelnen Staaten zueinander zu machen und in das Verständnis der gesamten Handels- und Wirtschaftspolitik einzudringen. Und wenn es allein der Vorteil des einheitlichen Aufbaues der Zolltarife wäre, es zu ermöglichen, die Handelsstatistik nach annähernd gleichen Gesichtspunkten zu bearbeiten — denn jede Verschiedenheit der Bearbeitung verzerrt das Bild ins ungemessene —, er müßte genügen, der Vereinheitlichung das Wort zu reden.

Letzten Endes werden alle Staaten, die sich dem Gedanken geneigt zeigen, den Vorteil haben. Haben sich internationale Verträge auch jetzt während des Krieges, wo nur das Recht des Stärkeren und die Politik der Gewalt gilt, als „papiernes Recht" erwiesen, so werden doch nach dem Völkerringen die Staaten gemeinsamer Abmachungen nicht entraten können, und es auch nicht wollen. Denn auch nachher leben wir noch im Zeitalter des Verkehrs. Nach wie vor bedürfen wir internationaler Vereinbarungen, und wie vor dem Kriege wird es internationales Wechselrecht, Seerecht und Schutzrechte geben. Je einheitlicher aber die Grundlagen sind, auf denen sich die wechselseitigen Handelsbeziehungen aufbauen, je gleichartiger die Bestimmungen, die den Handel schützen, desto größer muß für alle Länder der materielle und ideelle Erfolg sein.

Finanz-Rundschau.

Von Arthur Neumann.

Die Preisbildung.

Der Preis einer Ware ist eigentlich das Endprodukt einer wirtschaftlichen Betätigung. Im einzelnen ist anscheinend die Preisfestsetzung nur ein Mittel, den Tausch zu begrenzen; allgemein wirtschaftlich gesehen, ist aber der Preis dennoch das Ergebnis vieler einzelner Wirtschaftsvorgänge, die damit entlastet werden sollen.

Die erste Grundlage für die Preisbestimmung sind die Produktionskosten. Diese wiederum ergeben sich aus verschiedenen einzelnen Vorgängen. Es müssen die Kosten der Rohstoffe, der Arbeitslohn, die Arbeitszeit im großen Rahmen und im einzelnen berechnet werden. Hinzutreten allgemeine Unkosten, wie Transportspesen usw. Die Rentabilität der Unternehmung kann meistenteils erst zuletzt berücksichtigt werden. Kommen die

Waren aus der Produktion in den Handel, so verteuert dieser Tausch naturgemäß auch den Preis der Ware. Ausgleichend wirkt hier die stärker auftretende Konkurrenz. In normalen Zeiten richten sich die Warenpreise in ihrer Gesamtheit nach dem Weltmarktpreis. Dieser Weltmarktpreis ist aber keineswegs ein fester Begriff, er hängt von Faktoren ab, die die wirtschaftlichen Gesetze nur wenig berücksichtigen. Die Interessen der einzelnen Beteiligten haben den größten Einfluß auf die Preisgestaltung. Ein Grundübel dabei ist die einseitige wirtschaftliche Berichterstattung. Die Verkäufer haben das Interesse, zu möglichst hohen Preisen zu verkaufen, während die Käufer natürlich nur die billigsten Preise bezahlen wollen. Von beiden Seiten werden dazu alle möglichen Mittel benützt, um ihr Ziel zu erreichen. Daß man dabei vor Unwahrheiten nicht zurückschreckt, das weiß wohl nun schon jeder halbwegs Informierte. Das größere Übel aber ist der volkswirtschaftliche Dilettantismus, der gerade jetzt seine schönsten Blüten treibt. Die Unwissenheit richtet den meisten Schaden an. Die Partei, die die Marktlage richtig übersehen kann, läßt die Gegenpartei über ihren Irrtum unaufgeklärt: der Warenpreis wird ausschließlich von der besser informierten Partei bestimmt. Tritt natürlich die richtige Marktlage der großen Gesamtheit einigermaßen augenscheinlich hervor, dann bestimmt auch die große Masse nach ihrem Vermögen den Warenpreis. Das Bestimmen des Warenpreises aber von der Partei, die Waren kaufen will, kann nicht durch bloße Festsetzung geschehen: der günstige Preis muß erkämpft werden. Das Kampfmittel ist die vollkommene Organisation.

In der Produktion und in der Warenverteilung finden wir eine dichte und geschlossene Organisation. Die große Konsumentenschicht ist nur zu einem winzigen Bruchteil unter einen Hut gebracht. Wirtschaftliche Mißstände können aber nur durch rein wirtschaftliche Gegenmaßnahmen beseitigt werden, der Zwang kann keinen Ausgleich verschaffen. Wollen die Konsumenten Einfluß auf die Preisgestaltung gewinnen, dann können sie das nur durch Organisation erreichen. Während des Krieges ist ja nun diese Umwälzung nicht mehr möglich: jetzt müßte der Apparat in allen seinen Teilen in der höchsten Vollendung dastehen. Keineswegs dürfen aber jetzt umwälzende Transaktionen unternommen werden, da zu diesem Schritt einmal alle notwendigen Voraussetzungen fehlen. Alte Fehler würden vermieden, aber neue und größere könnten sich einschleichen. Um die Preissteigerungen wirksam zu bekämpfen, müssen nunmehr Staat und Gemeinden einspringen. Es ist allerdings die schwerste Arbeit, aber sie ist höchst notwendig. Denn wiederum kann nicht nur das Interesse einer Schicht gewahrt werden, sämtliche Parteien müssen so berücksichtigt werden, wie es das Interesse der Gesunderhaltung der deutschen Wirtschaft verlangt. Stärkung unserer Volkswirtschaft muß oberster Grundsatz sein. Dahin gehört nun etwa nur nicht allein die Aufrechterhaltung der Produktion, das Wichtigste mit ist die Verproviantierung der ärmeren Bevölkerung mit billigen Lebensmitteln. Es muß aber dabei eine strenge Scheidung vorgenommen werden. Nur die ärmsten Schichten dürfen mit billigen Lebensmitteln versorgt werden. Die Kreise, die bei der jetzigen naturnotwendigen Einschränkung ihres Konsums noch die hohen Preise erschwingen können, und die, die mit Kapitalgütern gesegnet sind oder etwa durch den Krieg besondere Einnahmen erzielen, müssen vollständig davon ausgeschlossen werden. Diese Schichten können und müssen sich im Verbrauch der verschiedenen Lebens-

mittel noch mehr einschränken. Die Produktion kann eben jetzt nicht so groß sein, wie in der Friedenszeit. Es müssen alle Mittel und Wege in Anwendung gebracht werden, das erreichbare Höchstmaß von Waren herzustellen. Wir müssen mit der jetzt verfügbaren Mindermenge auskommen. Wenn wir uns auf das Notwendigste einschränken, dann verhindern wir eine schnelle Abnahme der Vorräte, die jetzt nicht so rasch wieder ersetzt werden können, und die Preise müssen sich dann ebenfalls danach richten. Doch hilft hierbei die Freiwilligkeit herzlich wenig, auch mit Entrüstungsstürmen ist nichts zu erreichen, als nur Verbitterung. Verkehrt ist aber auf jeden Fall das System der Höchstpreise, dadurch wird die schon kleinere Produktion erst recht eingeengt, wir bekommen dadurch eine Warenknappheit, und die Höchstpreise werden durch diese selbst umgeworfen. Der Warenpreis muß sich notwendigerweise nach den höchsten Gestehungskosten richten. Ware, die in manchen Gegenden nur teuer produziert werden kann, muß auf dem Markt einen rentablen Preis erzielen können. Andere Wirtschaftsgebiete sind allerdings in der Lage, die Waren billiger herzustellen, doch wird aus privatwirtschaftlichen Gründen der höchste Preis einer Ware als Grundlage angenommen, so steigt der Preis mit den Gestehungskosten der Ware, die die höchsten Produktionskosten erfordert. Daß die Produktionskosten gegen die Friedenszeit nicht unerheblich gestiegen sind, das ist eine unweigerliche Tatsache. Diese Steigerung muß sich eben auch auf den Warenpreis übertragen. Wird durch Festsetzung von Höchstpreisen die Rentabilität der Produktion und des Warenhandels zu sehr in Mitleidenschaft gezogen, dann muß dieser Wirtschaftsapparat stellenweise aussetzen. Wenn aber Maßnahmen ergriffen werden, die die Gestehungskosten möglichst auf den Friedensstand reduzieren, dann sinkt auch das Warenpreisniveau. Der Bezug billiger Nahrungsmittel darf aber nur ein Recht der ärmsten Bevölkerung sein, wenn wir andernfalls nicht auch hier eine Warenknappheit eintreten lassen wollen, die nicht gutzumachen wäre.

Die hohen Lebensmittelpreise beleben aber auch ferner in günstiger Weise den Kapitalbildungsprozeß in ungeahntem Maße. Auch unsere Kriegsfinanzquellen müssen ungeschwächt bleiben. Soll Deutschlands Wirtschaft für die weitere wirtschaftliche Kriegführung gesund bleiben, so muß die Wirtschaftspolitik in folgenden Punkten gipfeln: 1. Die Produktion muß auf dem Höchstmaße erhalten bleiben. 2. Wirtschaftsnatürliche hohe Preise müssen einen Warenmangel verhüten und die Kapitalbildung begünstigen. 3. Staat und Gemeinden müssen die billigste Verproviantierung der ärmsten Bevölkerung übernehmen. Die beiden ersten Punkte habe ich schon genügend erklärt, wie der dritte Punkt in der Praxis aussehen muß, möchte ich nunmehr noch erörtern. Zunächst muß vom Staat eine etwaige Konkurrenz der einzelnen Gemeinden beseitigt werden. Jeder Gemeinde muß ihr Versorgungsgebiet mit den wichtigsten Nahrungsmitteln zugewiesen werden. Reiche Gemeinden haben sich aus eigenen Mitteln für den Kreis ihrer Bedürftigen zu versorgen. Ärmere Gemeinwesen müssen vom Staat unterstützt werden. Vor allen Dingen muß angebahnt werden, daß Nachbarorte und Ortschaften mit den allgemeinen gleichen Wirtschaftsverhältnissen sich zusammenschließen und damit schon viele Kosten ersparen, die im andern Falle jede Gemeinde selbst

aufzubringen hat. Trotz der großen Aufkäufe von den Kommunalverwaltungen muß unbedingt darauf geachtet werden, daß nicht durch plötzliche allzu große Aufkäufe der Markt von Ware entblößt wird, und eine weitere Preissteigerung unweigerlich zunächst herbeigeführt wird. Vor allen Dingen darf nicht durch Verordnung die Verproviantierung bis zu einem bestimmten Termin verlangt werden. Soll aber mit dem großen Verkauf städtischer Nahrungsmittel geholfen werden, so muß die Scheidung der zu Versorgenden sehr strenge gezogen werden. Wir verhindern somit auf diese Weise weitere unnatürliche Preissteigerungen, behalten aber dennoch für die Produktion rentable Warenpreise, und vor allen Dingen ist eine ausreichende Versorgung der ärmsten Schicht mit den billigsten Nahrungsmitteln gesichert.

Wird so von allen Kreisen das Problem der Preisbildung in ernster und sachlicher Weise erörtert und die augenscheinlichen, sich von selbst ergebenden Gegenmaßregeln angewendet, dann erreichen wir wirklich das Ziel: die Gesunderhaltung unserer Wirtschaftskraft in allen ihren Teilen, wir beseitigen damit die Erbitterung, die die Unkenntnis gebracht hat. Alle Interessenkreise müssen erkennen, daß wirtschaftliche Mißstände nicht durch Zwang, sondern nur durch rein wirtschaftliche Gegenaktionen beseitigt werden können.

Geschichtswissenschaftliche Rundschau.

Von August Friedrich Krause.

In die gegenwärtige große und ernste Zeit fiel ein Jubiläum von welthistorischer Bedeutung: In diesem Jahre waren fünf Jahrhunderte verflossen, seit die Hohenzollern in der Mark Brandenburg die Regierung übernahmen. Dieses Jubiläum gab dem Geh. Regierungsrat Professor Dr. Otto Hintze in Berlin die Veranlassung zu einem Buche „Die Hohenzollern und ihr Werk. Fünfhundert Jahre vaterländischer Geschichte." (Verlag von Paul Parey, Berlin.) Dem Verfasser war die Aufgabe gestellt worden, eine kurze preußische Geschichte in einem Bande zu schreiben, und er hat die Schwierigkeiten, zugleich wissenschaftlichen Anforderungen und den Bedürfnissen eines weiten Leserkreises gerecht zu werden, in glänzender Weise zu meistern verstanden. Ohne nach rechts und links, nach oben oder unten zu schielen, allein gestützt auf die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung baut Prof. Otto Hintze seine Meinungen und Urteile und allgemein historisch-politischen Betrachtungen auf und gibt uns eine einwandsfreie Geschichte des Hauses Hohenzollern. Trotz der Anfeindung von gewisser Seite, der historische Wahrheiten immer unbequem waren, ist und bleibt Prof. Dr. Otto Hintze's Buch über die Hohenzollern ein vortreffliches Volksbuch, das sich zwar weniger für die Jugend, um so mehr aber für alle gebildeten Stände unseres Volkes in ausgezeichneter Weise eignet, um die Verdienste des Hohenzollernhauses werten und würdigen zu lernen. Der billige Preis von 5 Mk. für das in dauerhaftes Leinen gebundene Werk macht es hierfür nur um so geeigneter.

Der großen, deutsch-nationalen Aufgabe des Hohenzollerngeschlechtes: der Neuschöpfung des Deutschen Reiches, die ihm dank seiner sittlichen Kraft und Größe vom Schicksal zuerteilt worden war, hat Heinrich von Sybel in seinem monumentalen Standwerk „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." ein herrliches und unvergängliches Denkmal gesetzt. So wie er in seiner „Geschichte der Revo-

lutionszeit 1789—1800" zum bedeutendsten Schilderer des Zerfalls des heiligen römischen Reiches deutscher Nation geworden ist, hat er sich in dem vorliegenden Werke, das die natürliche Fortsetzung des ersteren darstellt, zum Geschichtsschreiber der Zeitereignisse gemacht, die zur Wiedergeburt des Deutschen Reiches führten. Die Bedeutung des Sybel'schen Werkes steht heute für alle Parteien fest, und wir wollen wünschen, daß der welthistorischen Aufgabe des Hohenzollerngeschlechtes, die es gegenwärtig zu lösen hat: das junge Deutsche Reich seiner großen Bestimmung als Weltreich entgegen zu führen, einst unsern Kindern und Enkeln ein ebenso hochbedeutsames Werk als Denkmal beschieden sein möge. Von dem großen Werke hat die Verlagsbuchhandlung R. Oldenbourg in München eine billige, aber dennoch in Druck und Ausstattung würdige Volksausgabe veranstaltet, die bereits in dritter Auflage vorliegt. Die sieben in helles dauerhaftes Leinen gebundenen Bände kosten nur 25 Mk., und so ist es jedem Gebildeten ermöglicht, seiner Bibliothek dieses Werk einzureihen.

Zum hundertsten Geburtstage des Fürsten Bismarck, den wir im verflossenen Jahre feiern durften, sind zwei Werke der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen, die in ihrer Gediegenheit und Lebensfülle wert sind, Hausbücher in der Bücherei eines jeden, seines Deutschtums sich bewußten Gebildeten zu werden. Schattend und schützend, begeisternd und mit dem Bewußtsein der Kraft erfüllend, steht der Geist dieses Gewaltigsten aller Deutschen, den wir Bismarck nennen, in dieser ernsten und schweren Zeit über unserem Volke und ist uns Führer und Weiser zu den hohen Zielen, die wir zu erstreben haben. Und doch waren die Aufgaben und Ziele, die seine Zeit seiner Politik stellten, gänzlich andere. Die „Erinnerungen an Bismarck", die in Verbindung mit A. v. Brauer Erich Marcks und Karl Alexander v. Müller gesammelt und herausgegeben haben, bringen Aufzeichnungen von Mitarbeitern und Freunden des Fürsten und in einem Anhange Dokumente und Briefe aus verschiedenen Zeiten. Eine aufmerksame Lektüre dieser Erinnerungen zeigt uns aufs deutlichste, wie sehr die politischen Zeitumstände, ja, wie die gesamten Richtlinien in der deutschen Politik in dem knappen Vierteljahrhundert seit Bismarcks Entlassung sich gewandelt haben. Die traditionelle Freundschaft mit Rußland, an der Wilhelm I. und sein treuer Ratgeber in allen Phasen ihrer Politik unwiderruflich festhielten, hat sich in bittere Feindschaft verwandelt. Ebenso hat das bekannte Bismarck'sche Wort, daß der Balkan nicht die Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers wert sei, das in diesen Erinnerungen und Dokumenten aufs neue bestätigt und beleuchtet wird, durch die jüngsten weltgeschichtlichen Ereignisse seine Widerlegung gefunden. So können wir uns durch die gegensätzlichen Ansichten des Fürsten, ebenso wie durch die, die uns in der gegenwärtigen Zeit stärken und erheben, zum Nachdenken anregen lassen. Besonders aber wird das Buch für den Historiker zu einer Fundgrube wertvollen psychologischen Materials werden, das er mit Dank und Freude begrüßen wird. — Eine eigenartige Festgabe zum hundertsten Geburtstage Bismarcks stellt die Sammlung von Briefen dar, die Prof. Dr. Eduard Heyck zu einem anziehenden Lebensbilde der Gemahlin des Altreichskanzlers, „Johanna von Bismarck" zusammengestellt hat. Diese Briefe stammen aus den Jahren 1844 bis 1894, umfassen also ein halbes Jahrhundert des Lebens der Frau, von der Bismarck selbst dankbar bekannt hat: „Sie wissen gar nicht, wie viel ich ihr verdanke." Sie zeichnen in

ihrer Schlichtheit und Wärme ein überaus anziehendes und rührendes Bild von der Persönlichkeit der Frau Bismarck's und ihrem Lebenskreise. Wir dürfen Blicke tun in das intime häusliche Leben dessen, der uns in unserem Denken und Empfinden immer nur als der Gewaltige erscheint, der das Reich schuf, und wir dürfen hineinschauen in ein reines und reiches menschliches Frauenherz, das mit rührender Güte alle Menschen umfaßt, die ihm nahe treten. Der gediegen ausgestattete Band eignet sich ganz besonders als Geschenk für Frauen und Mädchen.

Von dem zweiten Bande der „Geschichte der Befreiungskriege 1813/14" von Prof. Dr. Heinrich Ulmann (Verlag R. Oldenbourg, München) gilt das gleiche, was ich seinerzeit über den ersten Band ausführte. Ulmann's Werk ist keines von denen, die aus kritikloser Jubiläumsbegeisterung geboren wurden; es beruht auf ernstesten wissenschaftlichen Forschungen und stellt eine wissenschaftliche Bearbeitung des massenhaften Stoffes zur Geschichte der Befreiungskriege dar, den die letzten Jahrzehnte, besonders aber auch das große Erinnerungsjahr zutage gefördert haben. Die ruhige, sichere, rein sachliche Darstellung des großen Befreiungskampfes weckt Vertrauen. Trotz seiner Objektivität und Sachlichkeit mangelt dem Werke doch nicht die innere Wärme einer starken Anteilnahme an dem Kampf und Sieg des preußisch-deutschen Volkes. Es kann darum einem jeden, der ein historisch wahres, innerlich lebendiges und dennoch subjektiv nicht gefärbtes und willkürlich zurechtgemachtes Bild der großen Zeit gewinnen will, das Ulmann'sche Werk warm empfohlen werden.

Auch die ersten fünf Bände von „Ranke's Meisterwerken" (Verlag von Duncker und Humblot, München) habe ich vor zirka einem Jahre in dieser Zeitschrift besprochen. Diese Bände behandelten die „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation". Wie dieses Hauptwerk des Meisters beruht auch sein inneres Gegenstück „Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten", das die soeben erschienenen drei Bände füllt und als das größte Werk Ranke's gilt, auf ausgedehnten, in Wien, Venedig und Rom gepflogenen archivalischen Studien. Es ist zweifellos in der allgemeinen Literatur der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts das bedeutendste Werk, und wenn es auch von dem gleichzeitig erschienenen „Leben Jesu" von David Strauß an äußerem Erfolge weit übertroffen wurde, überragt es dieses doch an unvergänglicher Wahrheit und an innerer Wirkung.

Je mehr unsere Bildung und Kultur sich vertiefen, um so mehr lernen wir erkennen, wie innig und stark die Zusammenhänge sind, die uns mit der antiken Welt der Griechen und Römer verbinden. Daher das Interesse an der alten Geschichte und das Bestreben unserer Gebildeten, die Schemen dieser Welt, die von der Schule her uns noch vor Augen stehen, mit Blut und Leben zu erfüllen. Nächst dem griechischen Heldenzeitalter wendet sich das Interesse eines jeden Nachdenksamen gern dem Aufstieg und Niedergang des römischen Kaiserreiches zu. Hierfür bietet sich uns ein vorzügliches Buch zum Studium dar, die „Geschichte der römischen Kaiser" von Prof. Dr. Alfred v. Domaszewski. (Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig.) Durch das Nachdenken langer Jahre waren dem Verfasser in der engen Haft des Bücherzimmers die Gestalten der römischen Kaiser zu lebendigen Erscheinungen erwachsen, die ihn so qualvoll umdrängten, daß er gezwungen war, durch Niederschrift von ihnen sich zu befreien. Künstlerische Notwendig-

keit trieb ihn also zum Schaffen, und so ist ein Buch entstanden, das von innerer Wärme durchglüht ist und die Kraft besitzt, auch in dem Leser die Gestalten der römischen Kaiser lebendig werden zu lassen; denn mit psychologischer Kunst weiß Domaszewski sie zu beseelen. Was der Darstellung höchsten Wert gibt, ist, daß sie sich immer und überall auf die eingehendsten historischen Forschungen stützt und nirgends in das Fabulieren verfällt. Obgleich Domaszewski's „Geschichte der römischen Kaiser" sich äußerlich als eine Sammlung von Biographien darstellt, bringt sie doch nicht nur einfache Lebensbilder, sondern eine zusammenhängende Entwicklungsgeschichte des Aufstiegs und Verfalls der römischen Kaisermacht, die in den Biographien von Trajan und Hadrian ihren Höhepunkt erreicht, und vergißt darüber nicht die Kultur- und Sittengeschichte dieser Zeit. Das Werk ist von dem Verlage vornehm ausgestattet und bringt außer acht Karten zwölf Bilder römischer Kaiser nach zeitgenössischen Porträtstatuen.

Rundschau der Kriegsliteratur VI.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Die schon des öfteren hier erwähnte Sammlung „Männer und Völker", die vom Ullstein-Verlag in Berlin herausgegeben wird, hat auch in diesem Monat wieder einen recht interessanten und lesenswerten Band gebracht. Unter dem Titel „Afrikanische Köpfe" gibt der bekannte Afrikaforscher Carl Peters einige Charakterskizzen aus der neueren Geschichte Afrikas. Der Verfasser will in diesem Büchlein keine zusammenhängende Geschichte der Erschließung des „schwarzen Erdteils" schreiben, sondern, wie er dies selbst im Vorwort zum Ausdruck bringt, „durch Schilderung der markantesten Persönlichkeiten und meistens unterstützt durch eigene Kenntnis des Schauplatzes, eine Einführung in das große afrikanische Problem geben".

Nach einer kurzen Einleitung über die Erschließung Afrikas entwirft Peters kurze, treffende Skizzen von dem Leben von fünf Persönlichkeiten, die in der neueren Geschichte Afrikas eine einschneidende, zum Teil entscheidende Rolle gespielt haben. Als erster erscheint der langjährige Präsident der Burenrepublik und allbekannte Burenführer Paul Krüger. Seine Lebensgeschichte gibt uns ein klares Bild von den heftigen, teils friedlichen, teils blutigen Kämpfen der kleinen Burenstaaten gegen das mächtige Britenreich, sie zeigt uns, welch schweren Stand die für ihre Freiheit und Unabhängigkeit kämpfenden Buren gehabt haben, bis sie sich schließlich zu Anfang dieses Jahrhunderts die Anerkennung ihrer Rechte von England erkämpft hatten. Gleichsam als Gegenstück zu Krüger schildert uns der Verfasser an zweiter Stelle den Vorkämpfer englischer Kolonialpläne im Süden Afrikas, Cecil Rhodes, der es verstand, durch geschicktes Auftreten, durch kühnes Zugreifen — und durch glückliche Börsenspekulation den größten Teil Südafrikas bis hinauf nach Rhodesien und bis an den Tanganjika der englischen Machtsphäre zu unterwerfen. Es folgen dann in der Reihe „Afrikanischer Köpfe" der Kaiser Menelik II. von Abessinien, der bekannte deutsche Afrikaforscher Emin Pascha, alias Dr. Schnitzer, und König Leopold II. von Belgien, der Gründer des Kongostaates. —

Mit der viel besprochenen, und noch mehr strittigen Frage: Was wird oder soll aus Polen werden? beschäftigt sich Wladyslav R. von Gizbert-Studnicki in einer Broschüre: „Die Umgestaltung Mittel-Europas

durch den gegenwärtigen Krieg" (Verlagsbuchhandlung Hermann Goldschmiedt, Wien). Der Verfasser, dessen Ausführungen wir in vielen Punkten allerdings nicht beizupflichten vermögen, sieht mit Recht die einzige Möglichkeit, die Gefahr des russischen Panslawismus von Westeuropa abzuwenden, in einem starken Gebietsverlust Rußlands im Westen, im besonderen in der Abtrennung der polnischen Gebiete vom russischen Reiche. Der Verfasser erachtet es für möglich, hierdurch „die Konsolidation eines politisch kräftigen Organismus, der weiten Gebiete der einstigen polnischen Republik . . . zu verwirklichen". Durch die Wiederherstellung eines polnischen Staates könnten Deutschland und Rußland gänzlich voneinander getrennt werden; d. h. also mit anderen Worten, Polen soll nach Ansicht des Verfassers ein sogenannter „Pufferstaat" zwischen dem Deutschen Reich und Rußland werden. Die Erfahrungen, die die Weltgeschichte mit den „Pufferstaaten" gemacht hat, sind gerade keine günstigen zu nennen. Der mit einer derartigen Schaffung verfolgte Zweck, Reibereien und Streitigkeiten zwischen den durch den Pufferstaat getrennten Mächten zu erschweren, wenn nicht ganz auszuschalten, diesen schön gedachten Zweck hat bisher wohl noch niemals ein solches Staatsgebilde erfüllt. Im Gegenteil besteht die große Gefahr, daß über kurz oder lang gerade über diese Pufferstaaten selbst Streitfragen entstehen. Dies hat der Verfasser übersehen.

Wie er sich den neuzugründenden polnischen Staat etwa denkt, sagt Gizbert auf S. 19 seiner Schrift, wo es heißt: „Die durch Real-Union verknüpften Staaten Polen, Ungarn und Österreich würden mit einem gemeinsamen Ministerium des Äußeren, unter dem Einflusse Ungarns, das keinen Grund zum Antagonismus gegen Deutschland hat und diesem gegenüber das Gefühl der Dankbarkeit wegen der Errettung vor Rußland hätte, sowie durch den Einfluß Österreichs, das nach Abgabe Galiziens an Polen eine feste deutsche Majorität im Reichsrat hätte, jede Entwickelung deutschfeindlicher Tendenzen seitens Polens lahmlegen."

Auf diese Weise also glaubt der Verfasser alle Schwierigkeiten heben zu können. „Die Botschaft hört' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube." Doch es ist hier nicht der Ort und auch noch nicht die Zeit, auf die äußerst interessante, aber zum mindesten ebenso schwierige Frage nach der Zukunft Polens des näheren einzugehen; was aus Polen werden soll, die Beantwortung dieser Frage müssen wir den Staatsmännern überlassen, die — so dürfen wir zuversichtlich hoffen — auch dieses Problem, wenn auch vielleicht nicht zu aller Zufriedenheit — denn man kann es bekanntlich nicht allen recht machen — lösen werden. —

In der im Verlage von J. P. Bachem in Köln erscheinenden Sammlung „Zeit- und Streitfragen der Gegenwart" behandelt Professor Dr. G. J. Ebers im vierten Band „Italien und das Garantiegesetz". Der Verfasser zeigt zunächst, wie sich die Gedanken, die ihren rechtlichen Niederschlag in dem sogenannten Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 gefunden, im Laufe der unmittelbar vorangegangenen zwei Jahrzehnte entwickelt haben. Der Verfasser führt ferner aus, daß, während der italienische Staat die „römische Frage" durch dieses Gesetz endgültig geregelt zu haben glaubte, die katholische Welt demgegenüber zusammen mit dem Heiligen Stuhl dauernd daran festgehalten hat, daß die dem Papst im Garantiegesetze zugebilligten Rechte „zur Sicherung der für die Ausübung seines obersten Hirtenamtes notwendigen vollen und wirklichen Unabhängigkeit des Papstes nicht genügen". Am Schluß betont Ebers, daß der Frieden, „der das

Angesicht Europas neu gestalten wird, auch die Lösung der durch den Weltkrieg von neuem in ihrem ganzen Umfange aufgerollten „Römischen Frage" bringen muß und bringen wird".

Ebenfalls mit einer kirchlichen Frage beschäftigt sich im fünften Bande derselben Sammlung Dr. Joseph Löhr. In der Schrift „Der Krieg und das Schicksal der Kirchen Frankreichs" wendet sich der Verfasser gegen die Anklagen, die in einem im Frühjahr 1915 in Paris erschienenen Buche „La Guerre allemande et le Catholicisme" gegen die Deutschen, gegen die deutschen Heere, Feldherren und Fürsten, insbesondere aber gegen unseren Kaiser erhoben worden sind. Aus der Fülle der dort angeführten ungeheuerlichen Vorwürfe greift der Verfasser die Kirchenfrage heraus und weist durch unanfechtbare Beweise und durch unwiderlegliche Zeugnisse nach, wo die Verächter der Religion zu suchen sind. —

Im Anschluß hieran sei auch ein Vortrag von Dr. A. Eckstein, „Der Völkerkrieg und das Alte Testament" genannt, der bei der Friedr. Korn'schen Buchhandlung in Nürnberg im Druck erschienen ist. Der Verfasser führt in diesem Vortrage aus, daß die Stimmung unseres Volkes in der gegenwärtigen ernsten Zeit vielleicht nirgends besser illustriert wird als in dem Alten Testamente, in dem „neben den Lehren allgemein religiös-ethischen Inhalts ein kriegerischer Geist, ein eherner Ton, ein eiserner Wille oft in geharnischter Form zum Ausdruck gelangt", und daß umgekehrt alles Starke, Heldenhafte und Heroische, alles Große und Ernste, wie es aus dem Alten Testamente spricht, einen sympathischen Gleichklang findet im Herzen des deutschen Volkes. —

In der Schrift: „Der Vorrang der deutschen Staatsidee und ihr Sieg in Europa" (Rosenlaui-Verlag, München) sucht der Schweizer Schriftsteller Hans Mühlestein die Frage zu beantworten, welche Staatsidee berufen und geeignet ist, für die notwendige Entwicklung Gesamteuropas zu einem weltpolitischen Gemeinwesen die regulative Idee abzugeben. Im Gegensatz zu der Ausprägung des Bundesstaats-Gedankens, wie er im Staatsrecht der Schweiz, Amerikas und Australiens seinen Ausdruck gefunden habe, im Gegensatz zu dieser Ausprägung sei im deutschen Mitteleuropa, in der deutschen aristokratischen Bundesstaatsidee die wahre Rechtsidee, „die gerechte Form der Einordnung ausgeprägter individuell verschiedener Volkskörper in ein starkgeführtes, weltgeschichtlich aktionsfähiges Ganzes" erwachsen; und daraus folge, daß der Bundesstaatsgedanke in seiner spezifisch deutschen Ausprägung berufen sei, die Leitidee zu geben für eine künftige gesamteuropäische Entwicklung.

Von den bei A. Marcus und E. Webers Verlag in Bonn erscheinenden „Deutschen Kriegsschriften" liegen Heft 18 und 19 neu vor. Im 18. Heft „Frauen und Weltpolitik" fordert L. Nießen-Deiters, die uns bereits im 8. Heft dieser Sammlung begegnet ist, die deutschen Frauen sollten die ganze und vollste Bedeutung der Stunde, die unserem Volke geschlagen hat, erfassen. Es soll die Aufgabe der deutschen Frauen sein, sich selbst und die heranwachsende Generation zielbewußt zum Verständnis deutscher Weltpolitik zu erziehen.

Das zweite neue Heft ist dem fernen Osten gewidmet. Ein rheinischer Großindustrieller, der seinen Namen nicht verrät, gibt einen Rückblick und einen Ausblick, in dem er feststellt, daß in den beiden Hauptländern Ostasiens, in Japan und China, noch ein großes Betätigungsfeld mit unabsehbaren Möglichkeiten gegeben ist. Der gegenwärtige Krieg bilde einen Wendepunkt in der Weltgeschichte; nicht nur um die Zukunft Europas werde jetzt gekämpft,

sondern um die Zukunftsaufgaben der europäischen Völker in der Welt. Die Ausschließung eines einigen, starken Deutschlands aus dem fernen Osten sei eine Unmöglichkeit; denn niemand könne ihm seine Mitwirkung an der Weltgestaltung verwehren. —

Auch in der bereits früher genannten Sammlung „Flugschriften für Österreichs Erwachen" sind zwei neue Hefte erschienen. Das 3./4. Heft befaßt sich mit einer außerordentlich wichtigen sozialen Frage: „Die Versorgung der Kriegsinvaliden und deren Hinterbliebenen", die der k. k. Unterrichtsminister a. D. Dr. Gustav Marchet in grundlegender Art behandelt. Der Verfasser geht von dem richtigen Standpunkte aus, daß die Zahl der Invaliden aus diesem Kriege bei weitem alle früheren Zahlen übersteigen wird. Diese und deren Hinterbliebene zu versorgen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der nächsten Zukunft. Aber diese Pflicht darf nicht mit den alten, ungenügenden Mitteln erfüllt werden; neue, mit den modernen sozialen Anschauungen übereinstimmende Maßnahmen müssen getroffen werden. Vor allem tritt der Verfasser dafür ein, daß die Kriegsbeschädigten wieder arbeitsfähig gemacht und den schaffenden Kreisen wieder zugeführt werden.

Die bisherigen gesetzlichen Bestimmungen Deutschlands, Österreichs und Ungarns werden eingehend dargelegt, ziffernmäßig verglichen, untersucht und neue Vorschläge gemacht.

Das 5. Heft „Heim zur Scholle" bildet ein Beitrag aus der Feder Peter Roseggers, in der er eine Lanze für die Landwirtschaft in Deutschland und Österreich-Ungarn — wohlverstanden, losgelöst von jeglicher politischer Nüance — bricht, deren hoher Blüte es in großem Maße zu verdanken sei, wenn in dem jetzigen Kriege die Ernährung der Bevölkerung aus den heimischen Bodenprodukten ermöglicht wurde. —

„Volkswirtschaftliche Lehren des Weltkrieges" behandelt der bekannte Leipziger Nationalökonom Prof. Dr. W. Ed. Biermann in einem Vortrage, der bei der Verlagsbuchhandlung Dr. Walther Rothschild, Berlin, im Druck erschienen ist. Prof. Biermann gliedert seine Betrachtungen in fünf Lehren, nämlich die handelspolitischen, sozialpolitischen, parteipolitischen, ernährungspolitischen und weltwirtschaftlichen Lehren. Als handelspolitische Lehre weist er nach, daß und wodurch Deutschland als abgeschlossener Handelsstaat die durch den Krieg geschaffene wirtschaftliche Krise besser überwindet als z. B. England. Die deutsche Volkswirtschaft sei eine Mischung aus drei verschiedenen Wirtschaftssystemen: in erster Linie sei Deutschland ein „Agrikulturmanufakturhandelsstaat" im Sinne Friedrich Lists, der zweite Teil sei der exportindustrielle und der dritte der exportkapitalistische. „Für die gegenwärtige Zeit der umgekehrten Kontinentalsperre und der isolierten Volkswirtschaft" — sagt Biermann — „ist es . . . . von größter Bedeutung, daß Deutschland in starkem Maße ein Agrikulturmanufakturstaat geblieben ist und einen kräftigen inneren Markt sein eigen nennt".

Als sozialpolitische Lehre zeigt der Verfasser, daß die von einem Franzosen geprägten Worte, „daß das Geld, das in Deutschland für die Durchführung der Versicherungsgesetze ausgegeben wird, in tausend Gestalten wiedererscheint", daß diese Worte gerade in der jetzigen Zeit ihre Bestätigung gefunden haben. — Die dritte, die parteipolitische Lehre, die wir aus dem Weltkriege mitnehmen sollten, erheischt, daß alle Parteien dem Beispiele der Sozialdemokratie folgen und gründlich umlernen müßten. „Der Staatsgedanke soll allen heilig sein. Dann haben wir nicht um-

sonst gekämpft, dann wirken die guten Kräfte schöpferisch, die diese ernste Zeit aus uns herausgearbeitet hat."

Bei der vierten Lehre, die er als die ernährungspolitische bezeichnet, führt der Verfasser aus, wie das von fast allen Seiten abgeschlossene Deutschland die Absicht seiner Feinde, es auszuhungern und auf diese Weise auf die Knie zu zwingen, zunichte gemacht hat, indem es durch weise staatssozialistische Maßnahmen das vorhandene Defizit an Nährwerten ausgeglichen hat.

Die weltwirtschaftliche Lehre endlich weist Mittel und Wege zur Abschaffung unserer wirtschaftlichen Abhängigkeit von England.

Im Schlußwort fordert Biermann eine Reform des Nachrichtendienstes und der deutschen Konsularvertretung, die für die Wiederaufnahme unseres Kampfes um den Weltmarkt von größter Wichtigkeit ist. Hinsichtlich des in letzter Zeit viel besprochenen Gedankens eines mitteleuropäischen Bundes, wie er z. B. von Franz von Liszt, Lamprecht und Erich Marcks propagiert wird, neigt Biermann mehr zu einer bloßen „mitteleuropäischen Zollunion oder der loseren Form einer mitteleuropäischen Wirtschaftsallianz", und wenn dies zurzeit noch nicht möglich sei, „so sollte man doch an den Ausbau des bereits seit einem Dezennium bestehenden mitteleuropäischen Wirtschaftsvereines, der Schöpfung Julius Wolf's, denken".

Die außerordentlich interessanten Ausführungen Biermann's, denen wir absichtlich etwas mehr Raum hier gewährt haben, dürfen aufs wärmste allen denen empfohlen werden, die sich in kurzer Form über diese wichtige Frage unterrichten wollen.

*

In einer kleinen Broschüre „Mutterpflichten gegen die Ungeborenen" (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin) richtet Dr. M. V a e r t i n g eine Mahnung zur Bevölkerungserneuerung nach dem Kriege. Da der Krieg gerade unter den kräftigsten und gesündesten Männern des Vaterlandes die reichste Todesernte hält, so ist die Sorge für einen tüchtigen Nachwuchs mehr denn je eine Lebensfrage der Nation. In sieben Kapiteln gibt der Verfasser vor allem den Müttern praktische Ratschläge für die Bevölkerungserneuerung. —

„Über die Herkunft der Sage und Prophezeiung von der letzten Weltschlacht am Birkenbaum in Westfalen" veröffentlicht S t e p h a n S t e i n l e i n eine recht interessante Schrift, in der er einige recht lesenswerte Ausführungen über Mythus, Märchen, Sagen und Weissagung im allgemeinen macht und alsdann genauer auf die bekannte „Birkenbaumsage", ihre Herkunft und Bedeutung eingeht. Mit besonderem Interesse liest man die Seiten, die der Verfasser der französischen „Hellseherin" Madame de Thèbes und ihren astrologisch determinierten politischen Prophezeiungen im heutigen Frankreich widmet, wie z. B. die Voraussage des Mordes am österreichischen Thronfolger, den diese neue „Pythia" bereits in ihrem Almanach für das Jahr 1913 prophezeit hatte. Die „Hellseherei" dieser Dame ist jedoch, wie der Verfasser darlegt, absolut nicht so mystisch und frappierend, wie man im ersten Augenblick zu denken geneigt ist, sondern hat — wie ja alles in der Welt — eine ganz greifbare Quelle.

*

Im Cotta'schen Verlage sind soeben zwei kleine Schriften erschienen, die sich die beiden Dichter Schiller und Kleist zum Gegenstand der Behandlung gewählt haben: „Schiller der Politiker im Licht unserer großen Gegenwart" von T h e o d o r B i r t und „Heinrich von Kleist, der Dichter des Preußentums" von M a x F i s c h e r.

Kleist, der Preuße, und Schiller, der Deutsche! sind die beiden Dichter, die mehr als alle anderen Geistesgroßen unserer ferneren Vergangenheit gerade in der jetzigen Zeit in uns zu neuem Leben erwachen sollten. Als Kämpfer warfen sie sich mitten in das Leben ihrer Zeit, die mit der unsrigen so viel Vergleichbares hat, der schwäbische Dichter für soziale und politische Freiheit streitend, für die Befreiung des Vaterlandes vom fremden Joche der Preuße. Dichter der Freiheit und der Jugend sind sie beide, jeder auf seine Art, und doch in gleichem Sinne, mit gleichen Waffen. Denn Politiker waren sie durch und durch, Politiker der Tat, und die Dichtkunst ihr machtvoll erschütterndes Werkzeug.

*

Erwähnt sei schließlich die Sammlung: „Deutsche Kaiserworte aus dem Weltkriege 1914—15", die Luise von Brandt gesammelt und im Berliner Buch- und Kunst-Verlag herausgegeben hat.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Anna Plothow erfreut unsere Kinder und erquickt uns selbst mit ihrem Band „Kriegsmärchen"*). Das eine erreicht sie mit den bunt und lockend gewebten Gebilden der Phantasie, das andere mit der Echtheit und Weichheit der Herzenstöne. In dem Märchen „Was der Tannenbaum erlebte" erreicht diese verehrte Frau, die auch ihrer journalistischen Tätigkeit durch einen warmen und feinen Gefühlston etwas weit über den Tag Wirkendes zu geben weiß, die diese seltene Einheit zeigt, eine hervorragend soziale und künstlerische Natur zu sein, die künstlerische Höhe Andersen'scher Sinnigkeit und Stimmung. Wer wollte sich nicht gern und dankbar davon umfangen lassen? Es bedeutet doppelt wehmütige Lust in einer Zeit, rauh wie die unsere. Wenn diese Zeit voll Wunder des Geschehens, voller Märchen an inneren Offenbarungen und innerer Zuversicht ist, und sie deshalb in die Kunstform des Märchens aus einer Art innerer Verwandtschaft gern eingehen wird, so erfordert es doch auch ein Können, die Größe der Wirklichkeit im Gewande des Unwirklichsten, ganz Wunderbaren, Kleinen, wie das Märchen es bildet, nicht zu entstellen. Anna Plothow hat dieses Können bewiesen. Wie alle deutschen Märchen haben auch diese sehr viel Wirklichkeitsmomente; viel trautes, einfaches deutsches Leben, das auch viel umwoben ist von den Wundern der Natur, spricht aus ihnen.

*) Verlag von Gustav Kühn, Neuruppin.

Richard Schaukal's „Standbilder und Denkmünzen. Der Ehernen Sonette zweite und dritte Reihe*)" bieten einen erlesenen künstlerischen und geistigen Genuß. Wie schön ist diese strenge und doch nicht gezwungene Königsherrschaft der Form; wie anregend, gegenwartgestaltend und die Fäden von der Gegenwart zu Vergangenem spinnend, in beidem dem tieferen Sinn nachgehend ist der Inhalt! Neben diesem bedeutenden geistigen Inhalt steht der seelische, der uns warm werden läßt, die Glut für die österreichisch-deutsche Sache, die Enttäuschung über den Feind, die um so bitterer ist, als die Liebe zu seiner Kultur tiefwurzelnd ist, der siegende Glaube an den Besten und Feinsten unter ihnen, an Anatole France, steht auch noch Persönlicheres, ganz Intimes, das Erinnerungssehnen an die Mutter. Wer mit seinem Persönlichen das zu offenbaren versteht,

*) Georg Müller Verlag, München.

was auch anderen angehört, allen oder wenigstens einem kleinen Kreis, der darf persönlich sein. Vielleicht ist das eine oder andere der Gedichte als Antwort auf ein Tagesgeschehen, einen Tagesreiz mit dem Tag verklungen; aber weitaus die meisten werden einen vollen Lebensklang bewahren. Der Dichter hat vierzig seiner Gedichte, die diesem Bande und zwei anderen Bänden des gleichen Verlages „Kriegslieder aus Österreich", „1914. Eherne Sonette" entnommen sind, zu einem neuen Ganzen vereint und bietet sie so als Gabe „für Österreichs deutsche Jugend" dar. Dankbar ist sie zu begrüßen; sie ist wertvoll für den Dienst an der Jugend, ihr den Glanz dieser Zeit in die Brust zu schreiben als unvergängliches inneres Vaterland.

In gleichem Maße, wenn auch mit anderen Mitteln, gelingt es Karl Röhrig in seinen „Kriegsfanfaren"*), unsere Zeit mit allem, was ihr eigen ist, ihre großen Ereignisse draußen, ihre kleinen Geschehnisse daheim, ihre Gnade und Ungnade, Not und Tod lebendig zu machen und zu verewigen. Hier sind die Mittel der Volkston der Gedichte, ihre dramatische Bewegtheit, ihre Anklänge an die Ballade. Eine Reihe von ihnen ist vertont; sie eignen sich vorzüglich zu Melodie und Vortrag. Es ist ein Volksbuch im schönsten Sinne: allen zugänglich durch die einfache Darstellung alles dessen, was jeder kennt, da er es miterlebt hat, sei es der Auszug der Heere, der Fall der Festungen, sei es die Heimarbeit des Roten Kreuzes, die Feldarbeit der Jugend, sei es die Schulstunde, die Kinderstube, sei es die Kaiserin, die deutsche Frau; allen Herzen Nahrung spendend, die sich bewußt oder unbewußt sehnen, im Äußeren das hohe Innere, im Zeitlichen das Ewige zu vernehmen.

Weit ab von dem Krieg führt Karl Sternheim's feines und originelles Büchlein „Napoleon"*). Es ist in solchem Maße künstlerisch, daß wir es uns gerne gefallen lassen, für ein paar Stunden vor das Lebensbild eines Pariser Kochs geführt zu werden und seine Weltanschauungen, denen er in seiner Kunst und seiner Liebe Ausdruck verleiht, die er in beide übersetzt, zu vernehmen. Es wird uns daneben aber auch mehr geboten, als die Kunst- und Lebensphilosophien dieses Kochs; auch ein psychologisch vertieftes Kulturbildchen ersteht vor unseren Augen aus dem, wie Napoleons Zeitgenossen im Kleinen und Kleinsten sind und sich geben. Wie er dann nach freiwilligem Verzicht auf Glanz und Reichtum als einfacher Kellner sein Leben beschließt, seinen Lebensabend als Liebender der Natur, als Verehrer der einfachen Lebenslinien feiert — ist er uns der Weltweise, ist uns seine Weisheit ein Stück Lebensweisheit und zugleich Lebensschönheit schlechthin. Ein paar schöne Steindrucke von Ottomar Starke zieren das Büchlein, das viele genießen sollten.

In diesen Tagen erschien Lily Braun's neuer Roman: „Lebenssucher"**). Er besitzt viele und große Vorzüge: starke Gestaltungskraft im Ganzen und in den Einzelheiten verrät sich in ihm; er hat eine Fülle von Schönheit durchleuchteter Bilder, wo er Natur und Kunst offenbart; sein Stil ist vollendet; er hat feine und tiefe, kühne und ehrliche Gedanken. Und doch — so sehr man sich an diesem unbestreitbaren Reichtum freut: man wird nicht getroffen vom allwärmenden Strahl; man bewundert, aber man liebt nicht in Ergriffenheit. Die tiefere Absicht des Buches, mit dem Lebenfinden in der neuen großen Zeit das Lebensuchen der vergangenen Zeit zu krönen,

---

*) Xenien-Verlag, Leipzig.

*) Kurt Wolff Verlag, Leipzig.

**) Albert Langen Verlag, München.

erfährt nicht überzeugende Erfüllung, weder in der Hauptgestalt, noch in den Nebengestalten. Es wirkt diese schließliche Lösung wie konstruiert, wie äußerlich, nicht wie Notwendigkeit und Erlebnis. Es ist keine Blume geworden aus einziger nährender Wurzel — dieses Buch; ist ein Nebeneinander, wenn auch ein kunstvolles, von Blättern.

Kriegs-Rundschau.

Von Geh. Justizrat Prof. Dr. Rießer, Präsidenten des Hansa-Bundes.

Das Gold zur Reichsbank.

Unter dieser Überschrift hat der Unterzeichnete zu Anfang dieses Jahres einen Aufruf erlassen, in welchem folgendes ausgeführt wird:

„Der Goldbestand der Reichsbank hat sich infolge der Hilfe aller Stände und Schichten des Volkes auf rund zwei Milliarden Mark erhöht. Aber auch dies ist noch bei weitem nicht ausreichend, wenn man berücksichtigt, daß der im Verkehr zurückbehaltene Betrag auf etwa zweieinhalb bis drei Milliarden Mark geschätzt wird, und wenn man daran denkt, daß die Bank von Frankreich bei Beginn des Krieges einen Goldbestand von rund viereinhalb Milliarden Franken aufweisen konnte.

Gewiß darf man nicht so weit gehen, im Frieden alle Goldreserven aus dem Verkehr ziehen zu wollen, aber dasjenige, was ohne erkennbaren Grund während der Kriegsdauer an Gold festgehalten wird, was vielleicht sogar in der ersten Bestürzung nach dem Kriegsausbruche unnötigerweise gesammelt und in den Kassen, Schränken und Strümpfen verborgen wird, muß der Reichsbank und damit der nationalen Wirtschaft zur Erhaltung der Produktion in Landwirtschaft, Gewerbe und Industrie zur Verfügung gestellt werden. Diejenigen, die Gold ohne Not zurückbehalten, wissen oder bedenken nicht, daß das Gold in den Händen der Reichsbank dem täglichen Brot der Finanzwirtschaft gleicht, welches die Gesamtwirtschaft ebenso nötig hat, wie Weizen und Roggen, damit sie unsern Gegnern während der Kriegsdauer gewachsen sei. Sie bedenken auch nicht, daß die Reichsbank auf das Gold, welches in ihre Kassen fließt, den dreifachen Betrag an Banknoten ausgeben und damit eine noch festere Stütze der finanziellen und wirtschaftlichen Kriegsbereitschaft und der Erhaltung unserer Gesamtwirtschaft werden kann.

Niemand darf vergessen, daß das Gold in den Händen der Reichsbank eine scharfe Waffe ist, genau so, wie unser Heer in den Händen der Führung, und ebenso unentbehrlich ist, wie Armee und Flotte. Wer ohne Not Gold in den Kassen, Schränken, Schrankfächern, Strümpfen usw. zurückhält, läßt das Vaterland in schwerer Zeit ebenso im Stich, wie einer, der seine militärischen und sonstigen nationalen Pflichten nicht erfüllt."

Mahnungen dieser Art können nicht häufig und eindrücklich genug wiederholt werden, wobei jedoch mit Nachdruck betont werden muß, daß sie nicht in erster Linie oder hauptsächlich an Banken und Bankfirmen, sondern an alle Schichten und Kreise des deutschen Volkes gleichermaßen zu richten sind. Über die Höhe des in Privatbesitz an Gold zurückgehaltenen Betrages sind nur Schätzungen möglich, und niemand kann mit Sicherheit sagen, daß derselbe sich nach allen bisherigen energischen und erfolgreichen Anstrengungen noch jetzt auf nahezu eine Milliarde Mark beläuft, wie dies unlängst von einer wirtschaftlichen Korrespondenz und gleichlautend von mehreren hiesigen Tageszeitungen behauptet wurde. Gleichwohl bin auch ich der Ansicht, daß

nicht unerhebliche Beträge gemünzten Goldes noch im deutschen Privatbesitz vorhanden sind, ich halte es aber für zum mindesten nicht unwahrscheinlich, daß dies in besonderem Maße in solchen Kreisen der Fall ist, welche ihre Wertgegenstände und verfügbaren Gelder nicht Banken und Bankiers zur Verwahrung zu übergeben pflegen. Auch wird man Goldmünzen, welche ohne Zweifel ins Feld gezogenen Heerespflichtigen von ihren Angehörigen mitgegeben wurden und seitdem nicht an die Reichsbank zurückgelangt sind, bei Schätzungen nicht außer Anschlag lassen dürfen.

Was die Banken betrifft, so haben dieselben während der ganzen Dauer des Krieges alle Anstrengungen gemacht, um das Gold aus dem Zahlungsverkehr an die Reichsbank zu leiten. Es geschah dies namentlich durch Belehrung der Kundschaft, durch Beschlüsse von Bankiervereinigungen betr. Ablehnung der Annahme geschlossener Depots ohne vorherige Prüfung des Inhalts und betr. Verhinderung der Aufbewahrung von Gold und Silber in gemieteten Schließfächern (so insbesondere Beschluß der Vereinigung von Berliner Banken und Bankiers [Stempelvereinigung] vom 10. August 1914), sowie durch Anweisungen an die Leiter von Depositenkassen und anderen Zweigstellen. In den letzten Tagen ist sodann nochmals eine sehr eindringliche Mahnung seitens des Zentralverbands des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes an seine Mitglieder und seitens der Banken und Bankiers an ihre Kundschaft ergangen, welche bestimmt ist, der mißbräuchlichen Verwendung ihrer Tresoreinrichtungen seitens einzelner Kunden zur Aufbewahrung von Goldmünzen, sei es in gemieteten Schließfächern, sei es in verschlossenen Depots, wo eine solche ohne Wissen der Bankleiter noch bestehen sollte, ein Ende zu machen. Angesichts aller dieser Maßnahmen kann gesagt werden, daß alle Beteiligten im Bankwesen ihre Pflicht nach dieser Richtung voll erfüllt haben und daß es zum mindesten irreführend ist, wenn in der erwähnten Korrespondenz behauptet wird, daß die Vermehrung des Goldschatzes der Reichsbank auf dreieinhalb Milliarden Mark, also um eine weitere Milliarde, eine „Pflicht der Großbanken" sei, die sie „von heute auf morgen erfüllen könnten, wenn sie nur wollten". Ein solcher Appell, der sich auf Grund unzutreffender Voraussetzungen einseitig an die Großbanken richtet, ist wahrlich nichts weniger als geeignet, diejenigen privaten Kreise, welche gegenwärtig allein noch als heimliche Besitzer von Goldmünzen in Frage kommen können, an ihre vaterländische Pflicht zur Abführung derselben an die Reichsbank zu mahnen, er muß vielmehr auf sie gerade im gegenteiligen Sinne wirken und kann somit die vaterländische Sache, der er dienen will, nicht fördern.

Dr. Rießer,

Vorsitzender des Centralverbandes des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 8308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Exzellenz Josef Szterényi,

Wirkl. Geh. Rat, kgl. ung. Staatssekretär a. D., Mitglied des ungarischen Reichstages.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgegeben von Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Budapest — Kopenhagen
Deutsche Buchhandlung — Ersløv & Hasselbalch.

Konstantinopel
Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Chr. Ursins Nachfolger Kopenhagen.

Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

40. Jahrgang. Band 156. Heft 497. Februar 1916.

Wirkl. Geh. Rat, kgl. ung. Staatssekretär a. D., Mitglied des ungarischen Reichstages.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

40. Jahrgang. Band 156. Heft 497. Februar 1916.

Professor Dr. Ludwig Stein: Mitteleuropa.

Das Naumann'sche Buch war ein Schuß ins Schwarze. Es hat uns allen die Zunge gelöst. Was die Besten und Urteilsfähigsten im stillen Herzenskämmerlein gedacht, und was unausgesprochen auf den Lippen Vieler schwebte, das hat Naumann auf den bannenden Ausdruck gebracht. Dieses Buch mußte geschrieben werden. Die Zeit reifte für diese Ideen heran, und sie findet jederzeit die entscheidende Persönlichkeit, die formelhaft zuspitzt und festhält, was die Anderen dunkel fühlen oder sehnend ahnen. Natürlich hat Naumann weder das Wort „Mitteleuropa" zuerst geprägt, noch diesen Begriff zuerst concipiert oder später restlos ausgeschöpft. Es soll vielmehr dem Berliner Nationalökonomen Julius Wolf unvergessen bleiben, daß er vor einem Jahrzehnt bereits in der Schöpfung der „Mitteleuropäischen" den Weg gebahnt hat, den wir heute allesamt beschreiten. Ebensowenig dürfen wir übersehen, daß neben Wolf Exzellenz Wekerle und Josef Szterényi, dessen Bildnis unser Februarheft schmückt, neben der theoretischen Grundlegung erkleckliche praktische Vorarbeit geleistet haben. Die angeblichen Utopisten von vorgestern sind die Wirklichkeitsmenschen von übermorgen.

Wie die Einzelschicksale der Menschen zuweilen packender, dramatisch bewegter und romanhafter ablaufen, als der erfinderische Geist des Romanciers sie zu gestalten vermag, so überbietet in den Völkerschicksalen häufig genug die Wirklichkeit selbst die phantastischesten Träume der Utopisten. Sind doch Utopisten selbst nichts anderes als die Romanciers der Völkerschicksale. Der utopistische Gedanke eines sozialen „Weltstaates" z. B. reicht ins graue Altertum zurück. Von den Zynikern angefangen, durch den Stoizismus während eines halben Jahrtausends sich hindurchziehend, mündet der weltbürgerliche Traum eines Menschheitsstaates in die „Selbstgespräche" des römischen Imperators Marc Aurel aus. Die Formel dieses kosmopolitisch-universalistischen Ideals lautete: Alle Menschen erkennen sich als Bürger eines Staates und fühlen sich als e i n e Herde unter dem gemeinsamen Gesetze der Vernunft.

Die „sibyllinischen Orakel" künden: „Die Erde wird gleich sein für alle. Gab doch der Himmlische allen die Erde gemeinsam." Wiedertäufer und Chiliasten singen die Lebensmelodie jener Träumer und Phantasten in tausendfältigen Varia-

tionen bis in die Neuzeit hinein, bis sich das Motiv vollständig verbraucht, weil es zur Leierkastenmelodie herabgesunken ist. Das „Nirgendheim" des englischen Kanzlers Thomas Morus, der „Sonnenstaat" des kalabresischen Dominikanermönchs Thomas Campanella, Bellamy's „Rückblick aus dem Jahre 2000" holen das verbrauchte Motiv aus der Versenkung wieder hervor und suchen es dem Stimmungsgehalt ihrer respektiven Zeitalter anzupassen, um solchergestalt die verrauschten Klänge der Vorzeit aufzufrischen und neu zu beleben. Die „versunkene Glocke" wird aufgeschürft und emporgezaubert. Jedes Zeitalter sucht aufs neue, ihr das „alte Lied" von Völkerfrühling und Menschheitsbeglückung zu entlocken.

Unser Zeitalter hat seine eigene Weise der Vertonung. Unsere Melodien sind mit dem Kopf, nicht mit dem Herzen komponiert. Wir sind aus dem Stadium religiöser Stimmungen und mystischer Gefühlsergüsse hinausgewachsen. Die philanthropische Phase ist überwunden. Wir sprechen nicht mehr im weichmütig-flehentlichen Tone des Optativs, sondern mit den scharfen Akzenten des Imperativs. Mitteleuropa ist kein verschwommener Sehnsuchtstraum, sondern eine greifbare Forderung. Der Schutz der arbeitenden Bevölkerung ferner gegen unzulässige Ausbeutung ihrer Arbeitskräfte, gegen gesundheitsschädliche Stoffe im Werkbetrieb, gegen Verlängerung der Arbeitszeiten über das sozial erträgliche Maß hinaus, gegen Zusammenpferchen der Arbeitenden in hygienisch unstatthafte Lokale, gegen schädigende Ausnützung der kommenden Geschlechter in der Form von Kinder- und Frauenarbeit — alle diese Forderungen der sozialen Billigkeit sind im künftigen Mitteleuropa, dank unserem geschärften sozialen Empfinden, zur platten Selbstverständlichkeit geworden. In dieser Banalisierung und Selbstverständlichung der genannten Forderungen sehe ich den größten Fortschritt unseres eigenen Zeitalters über alle vorangegangenen. Denn jede politische Selbstverständlichkeit ist von Haus aus eine Errungenschaft. Worein das vorangegangene Geschlecht ihr höchstes Pathos gelegt hat, dahin verlegen heute die festen Vereinbarungen ihre nüchternen Erwägungen, vergleichend statistischen Materialien und fachmännisch ausgearbeiteten Expertenberichte. An die Stelle der dichtenden sind die forschenden Politiker getreten.

Gesellschaftsrettern, Millenariern und Weltverbesserern ist heute die Politik aus den weichen Händen gewunden, um sie der starken Faust der Statistiker und Nationalökonomen, den geschulten Fachreferenten und beruflich vorgebildeten Spezialisten anzuvertrauen. Die Zeit der politischen Kannegießerei und fürwitzigen Bierbankredner ist vorbei. Es wird nicht mehr klug gesprochen, sondern weise gehandelt, nicht aufs Geratewohl herumgeredet, sondern systemgerecht und zielbewußt organisiert. Die sozialpolitischen Fragen z. B., wie sie Diderot etwa in seinen Briefen über die Blinden und Taubstummen philanthropisch angeschnitten hat, wobei er für seine warmherzigen Töne einen so mächtigen Widerhall geweckt hat, sind heute der Sphäre schöngeistiger Kauserie, glatter Boudoir-

beredsamkeit und des prickelnden Salongesprächs völlig entrückt, um in den Hallen der Wissenschaft und der Parlamente jene Resonanz zu finden, welche Worte in Taten, Wünsche in Handlungen, Sehnsuchtsseufzer in tatkräftige Wirklichkeit umzusetzen nicht bloß den guten Willen, sondern die entscheidende Macht hat. Die Begriffskarrière der politischen Probleme markiert sich auch äußerlich darin, daß sie von agitatorischen Versammlungen in die Parlamente, von der Flugschriftenliteratur in die ernste Fachforschung, von der Bierbank zum Katheder, von theoretischer Klugschwätzerei bis zur gesetzgeberischen Regelung emporgekommen sind. Es ist dies das typische Schicksal aller großen Ideen; sie setzen ein am Schreibtisch der Philosophen und Dichter, nehmen ihren Weg über Straßen und Märkte, über politische Versammlungen und agitatorische Vereine, über Presse und politische Rhetorik, dringen in die Katheder und Parlamente, bis sie zuletzt die krönende Sanktionierung seitens der Staaten empfangen.

Hat sich ein Staat vor aller Welt zu einer offenen Stellungnahme — sei es positiver, sei es negativer Natur — entschlossen, so kann er nicht gut von einem Tage auf den andern sein Kredo umstempeln. Er muß den Mut seiner Meinung haben, heiße dieser nun Charakter bei dem einen oder Eigensinn bei dem andern — gleichviel: ein Staat kann nicht über Nacht umlernen.

Die verbündeten drei Staaten, die den Kern dessen bilden, was man nunmehr endgültig auf den Namen „Mitteleuropa" getauft hat, brauchen Fachgutachten und erprobte Wirtschaftspolitiker, um das stufenweise zu verwirklichen, was der Sehnsuchtsseufzer der erlesensten Wirtschaftsforscher hüben und drüben, die in „Nord und Süd" bisher zu Worte gekommen sind, gebieterisch heischt. Wie vor einem halben Jahrhundert das Deutsche Reich Sehnsucht und Versailles Erfüllung war, so erwarten die Mitteleuropäer vom geographischen Block, der sich nach dem gigantischen Ringen der Gegenwart auch politisch geweitet hat, einen handelspolitischen Zusammenschluß unserer Gruppe, der uns im Notfalle gestattet, Fichtes Traum von einem „geschlossenen" Handelsstaat zum mindesten als Rückversicherung gegen jeden künftigen Versuch einer nochmaligen wirtschaftlichen Einkreisung Mitteleuropas zu verwirklichen.

Was die Mitteleuropäer letzten Endes anstreben, ist eine uneinnehmbare Trutzburg gegen eine zweite wirtschaftliche Blockade Englands und seiner politischen Filialen gegenüber Mitteleuropa. Durch handelspolitische Maßnahmen und zollpolitische Vorschau will man einen gemeinsamen wirtschaftlichen Generalstab bilden und entsprechende Generalstabspläne beizeiten ausarbeiten. Rüstet sich die feindliche Gruppe durch Trusts heute schon zur künftigen wirtschaftlichen Erdrosselung Mitteleuropas, so muß dieses gegen jede Überrumpelung gefeit sein und durch Vertiefung ihrer wirtschaftlichen Beziehungen einen Schutzwall gegen künftige Ermüdungstaktik und Aushungerungsstrategie unserer gemeinsamen Feinde bilden.

Der ehemalige Staatssekretär im ungarischen Handelsministerium Josef Szterényi, der neben Julius Wolf, Johannes Kaempf, Ernst Bassermann, Dr. Stresemann, Exz. von Rechenberg u. A. in den vorangegangenen, den deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsbeziehungen gewidmeten Heften von „Nord und Süd" den Auftakt gegeben hat, kann füglich als „guter Mitteleuropäer" etwa in dem Sinne angesprochen werden, in welchem Nietzsche vom „guten Europäer" spricht. Neben dem früheren Ministerpräsidenten Wekerle gilt Szterényi mit vollem Fug als der Wirtschaftspolitiker Ungarns, und nicht bloß Ungarns. Abgesehen davon, daß Szterényi vom Anbeginn der Wolf'schen Schöpfung ab zu den führenden Männern der „Mitteleuropäischen", an deren Spitze der Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein, Bruder der Kaiserin, steht, gehört hat, entfaltete er mitten im Kriege eine Ausdauer und eine Unermüdlichkeit in der Verfolgung des ihm vorschwebenden mitteleuropäischen Zieles, welche ihm die Wertschätzung auch derjenigen Kreise eintrug, die sich seinem Programm: „Präferenzzölle mit Abbau" nicht vorbehaltlos anzuschließen vermögen. Am 16. und 17. Januar haben die Mitteleuropäer wieder in Dresden getagt und weitgehende Beschlüsse gefaßt.

Szterényi, der am 21. Juli 1905 im großen Koalitions-Kabinett unter Kossuth Staatssekretär wurde, ist „Selfmademan" im vornehmsten Wortsinn. Ich habe ihn schon auf der Internationalen Arbeiterschutz-Konferenz in Bern (Mai 1905) an der Arbeit gesehen und ihm in zwei Aufsätzen vom 23. und 24. Mai 1905 in der „Neuen Freien Presse" politisch das Horoskop gestellt. Die Führung der ungarischen Delegation, sagte ich damals, konnte nicht leicht einer geschickteren und zugleich sichereren Hand als der Szterényi's anvertraut werden. Dieser Kernungar mit der Miene eines urdeutschen Professors erwies sich in der Konferenz als gewiegter Taktiker. Drohte die Verhandlung an einer schwierigen Klippe zu scheitern, so war er hurtig mit einem Vermittlungsantrag zur Stelle, der schließlich die Zustimmung aller Beteiligten fand. Was ich vor zehn Jahren in Bern an Szterényi beobachtet habe, konnte ich bei der diesjährigen Tagung der „Mitteleuropäischen" in Berlin auf's neue bestätigen. Der „intelligible Charakter" der Menschen, sagt Schopenhauer, ist unveränderlich. Dieser ungarische Wirtschaftspolitiker, der eine selbständige Industrie für Ungarn beharrlich anstrebte, und der beim Zustandekommen des letzten Ausgleichs Ungarns mit Österreich eine führende Rolle spielte, hat in reiferen Jahren nur jene Charakterzüge voll zur Entfaltung gebracht, die ich schon am jungen Journalisten und späteren Ministerialrat beobachtet habe: Zähigkeit im Wollen und Beharrlichkeit im Vollführen. Schon als Sekretär des Siebenbürgischen Handels- und Industrievereins vertrat der frühere Abgeordnete von Kronstadt, dessen Wähler, meist gute deutsche Sachsen, ihn seit zehn Jahren mit absoluter Majorität ins Abgeordnetenhaus entsenden, jenes wirtschaftspolitische Programm, dem er sein Denken und Fühlen gewidmet hat. Als Organisator der ungarischen Industrie-

politik, als Schöpfer des gesamten ungarischen gewerblichen und industriellen Fachunterrichts, als Kodifikator der ungarischen Arbeiterversicherung (Kranken- und Unfall) vom Jahre 1907, endlich und insbesondere als Sozialpolitiker von hohem Rang wuchs er in jene Rolle hinein, die ihn zur treibenden Kraft in der großen Bewegung unserer Tage prädestinierte. Die von Szterényi in „Nord und Süd" niedergelegten Gedanken, denen er durch einen vielbemerkten Vortrag in Wien Erweiterungen und Ergänzungen hinzufügte, haben Widerhall gefunden, soweit die mitteleuropäischen Zungen reichen. Auch als wissenschaftlicher Theoretiker hat sich Szterényi glücklich bewährt. Die Revision der ungarischen Gewerbegesetzgebung ist sein Werk. Am 17. April 1907 habe ich mich bereits in der „Neuen Freien Presse" über die zehn Bände „Zur Revision der ungarischen Gewerbegesetzgebung" ausgelassen.

„Dank der umfassenden Vorarbeiten des unermüdlichen, überall in die Tiefe dringenden Staatssekretärs Josef Szterényi ist ein Sammelwerk zustande gekommen, das an Gründlichkeit der Forschung an die besten deutschen Muster heranreicht und in der Zuverlässigkeit der Darstellung wie der Benützung des kaum übersehbaren Stoffkomplexes selbst Modell zu werden verdient. Schon der Handelsminister Hieronymi hatte den damaligen Ministerialrat Josef Szterényi mit der Aufgabe betraut, das revisionsbedürftige ungarische Gewerbegesetz vom Jahre 1884 wissenschaftlich zu bearbeiten und die vergleichenden Materialien zur Reform des Gewerbegesetzes aus anderen Ländern herbeizuschaffen. Plan und Methode dieser Materialiensammlung wurden so angelegt, daß auf die Darstellung des Bestehenden und nach ungarischem Gesetz Gültigen, ferner der Wünsche und Bestrebungen, die in Ungarn selbst zutage traten, eine vergleichende Zusammenstellung der gesetzgeberischen Versuche der wichtigsten Kulturländer folgt, um im Schlußbande (10) durch statistische Tabellen den krönenden Abschluß zu finden.

In dieser zehnbändigen Publikation erblicke ich aus folgenden Gründen eine Programmtat, die mich als Soziologen veranlaßt, diese wissenschaftlich imposante Leistung des Staatssekretärs Szterényi zu besprechen. Die Gesetzgebung der Zukunft soll sich nicht mehr auf den kleinen Erfahrungskreis stützen, der im eigenen Lande gemacht worden ist, sondern durch vergleichend-geschichtliche Nebeneinanderstellung sich alle Erfahrungen zunutze machen, die in den übrigen Ländern gemacht worden sind. Gesetze sind volkswirtschaftliche oder nationale Experimente; sie sind Erziehungsmittel für Erwachsene. Jedes Gesetz soll zwar, rückwärts gesehen, der Niederschlag nationaler Sitten und Bräuche, Gewohnheiten und Einrichtungen, aber, vorwärts betrachtet, zugleich ein sozialpädagogisches Mittel für kommende Geschlechter sein. Wird man erst in eine bestimmte Verfassung oder Gesetzgebung hineingeboren, so richtet man von Kindsbeinen an seine Handlungen durch Übung und Gewöhnung so ein, wie die Gesetzgeber es vorschreiben. Gewiß binden die Menschengesetze niemals mit so unwiderstehlichem

Zwange wie die Naturgesetze: das Religionsgesetz hat seine Ketzer und Sektierer so gut wie das Sittengesetz seine Lästerer und Verächter, der Gesellschaftskodex seine Verhöhner und Verunglimpfer, endlich das Rechtsgesetz seine Übertreter. Verbrecher gibt es nur der Menschensatzung, nie der Natur gegenüber, da das Naturgesetz keine Ausnahmen kennt oder duldet. Nur in der Gesellschaft, nicht in der Natur gibt es Freiheit. Können also menschliche Gesetze nicht alle ausnahmslos treffen wie das Naturgesetz, so erreichen sie doch wenigstens den Durchschnitt, und auf diesen allein kommt es an. Kriminalstatistik und Demographie belehren uns darüber, daß die Anzahl der vom Gesetze Abweichenden um wenige Prozent schwankt, daß aber die Anzahl der sich freiwillig dem Gesetz Unterwerfenden ziemlich konstant bleibt. Diese konstanten Elemente innerhalb eines Staatslebens, welche 98 bis 99 Prozent der Bevölkerung ausmachen, stellen nur jenen Durchschnitt dar, für welchen die Gesetzgebung erzieherische Bedeutung beansprucht. Der Wille von 98 bis 99 Prozent der Bevölkerung wird durch das Gesetz gebildet, und die Handlungen der sich dem Gesetze Unterwerfenden werden daher so geformt, wie sie der Gesetzgeber im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt für ersprießlich hält.

Wie erfährt aber der Gesetzgeber, was öffentliche Wohlfahrt ist? Sammelt er die Erfahrungen nur im eigenen Lande, so steht der Erkenntniswert seiner Einsichten tief. Wer für gesetzgeberische Maßnahmen nur den kleinen Ausschnitt an gesammelten Erfahrungen verwertet, die in seinem eigenen Lande gemacht worden sind, der ist im günstigsten Falle Naturarzt in der Politik, im schlimmeren aber ein Kurpfuscher auf sozialem Gebiet. Ein weises Vorschauen der gesetzgeberischen Instanz hat sich vielmehr alle Erfahrungen zunutze zu machen, welche in Nachbarländern mit ähnlichen Kultur- oder Produktionsbedingungen gemacht worden sind. Man wird darum in keinen kosmopolitischen Urbrei versinken oder in alberner Mimikry das Ausland sklavisch kopieren. Vielmehr kennt und schätzt nur derjenige die Heimat recht, der in der Fremde gewesen ist. Mehr noch als von den Vorzügen der anderen Nationen lernt man von ihren Fehlern. Besonderheit und Eigenart jener Nation, der man selbst angehört, kann man erst dann voll erfassen und ihrem ganzen Gehalt nach würdigen, wenn sie an Fehlern und Vorzügen der benachbarten Nationen gemessen werden. Sozialpolitische Gesetzgebung vollends, wie sie heute den eigentlichen Kern aller modernen Gesetzgebung ausmacht, kann nur noch gedeihlich und für die nationale Gesamtheit ersprießlich in Angriff genommen werden, wenn eine vergleichend-statistische Überschau über die wichtigsten Typen gesetzgeberischer Maßnahmen und der Wirkungen vorliegt, welche die betreffenden Gesetze in den respektiven Ländern hervorgebracht haben. Vergleichend-geschichtliches Tatsachenmaterial ist gleichsam das Laboratorium für Geistesforscher. Solange die Gesetzgeber mit zwingend-autoritativer Gewalt auftraten, wie Solon, Lykurg oder Sulla, oder gar auf göttliche Eingebung sich zu berufen vermochten, wie Buddha, Moses, Christus oder Moham-

med, konnten die Befehle ohne kritisch-wissenschaftliche Überprüfung auf Befolgung rechnen, weil sie von oben herab kamen. Heute aber ergehen die Gesetze, in konstitutionell regierten Staaten zumal, von unten hinauf. Statt Auguren, Vates und Sterndeuter werden heute Priester der Wissenschaft, Nationalökonomen, Statistiker und Soziologen zu Rate gezogen, wenn es gilt, reif gewordene Volksbedürfnisse zu kodifizieren. Da uns übernatürliche Kräfte der Gesetzgebungsquelle nicht mehr zur Verfügung stehen, so haben wir uns an die natürlichen zu halten. Was aber in einem Lande Rechtens werden soll, kann nicht zuverlässiger ermittelt und wissenschaftlich begründeter formuliert werden, als durch die Gegenüberstellung der nationalen gesetzgeberischen Eigenart mit den Ergebnissen der entsprechenden sozialpolitischen Gesetzgebungen aller übrigen Kulturstaaten. Ein Längsschnitt der nationalen, kombiniert mit dem Querschnitt der internationalen Gesetzgebung dürfte ein Fazit zeitigen.

Mit Ausschluß aller politischen Mystik oder der alten Goldmacherkunst der Alchymisten, welche ihre neuartigen Ideen oder Experimente für kabbalistische Geheimnisse ausgaben, wird der Grundforderung aller Demokratie entsprochen, welche, allem Versteckenspielen und Geheimniskram abhold, ihre Quellen bloßlegt und der breitesten Öffentlichkeit unterbreitet. Das urteilsfähige Volk, das dazu berufen ist, sich von unten herauf seine eigenen Gesetze vermittelst der von ihm gewählten gesetzgebenden Körperschaften zu geben, soll darüber aufgeklärt werden, was Rechtens ist."

Mitteleuropa muß als Ergebnis eines unaufhebbaren geschichtlichen Prozesses erwiesen werden. Und daran müssen wir allesamt nach Maßgabe unserer Kräfte mitarbeiten. In Österreich haben sich nahezu neunhundert deutscher Universitäts-Professoren zu einer gemeinsamen Eingabe entschlossen, welche die Grundgedanken einer wirtschaftlichen Annäherung und Vertiefung des wirtschaftlichen Verhältnisses der Zentraleuropäischen Mächte enthält. Der Text des Begleitschreibens lautet:

„In dem Maße, als sich der Krieg einem glücklichen Abschluß nähert, tritt die Sorge um eine segensreiche Gestaltung der Verhältnisse nach Friedensschluß in den Vordergrund. Auch im Kreise deutscher Hochschullehrer Österreichs hat die Frage dieser Neugestaltung zu ernsten Erwägungen und Erörterungen Anlaß gegeben. Allgemein war die Überzeugung, daß hiebei, um eine Grundlage für dauernd haltbare Zustände zu schaffen, die Zukunft an die Gegenwart geknüpft und die Neuordnung auf jene Kräfte gestützt werden muß, die sich unter den schwierigsten Verhältnissen durchzusetzen und unser Vaterland vor dem Untergang zu bewahren vermochten. Unter diesen Kräften hat sich das innige, verständnisvolle, alle Einzelinteressen den gemeinsamen großen Zielen unterordnende Zusammenwirken Österreich-Ungarns und des Deutschen Reiches als entscheidend und unersetzlich erwiesen. Es hat sich bei uns die Überzeugung entwickelt, daß zur glücklichen Siche-

rung des in Waffenbrüderschaft glanzvoll Errungenen die weitere Erhaltung, Pflege und Ausgestaltung dieses Zusammenwirkens erforderlich und bei voller Wahrung der Selbständigkeit der beteiligten Staaten auch möglich ist. Aus der Fülle der hier in Betracht kommenden Fragen haben wir die wirtschaftlichen herausgegriffen, die zeitlich am dringendsten sind, und in der Tat für die weitere Sicherung und Festigung der politischen und kulturellen Beziehungen die Grundlagen schaffen können. In diesem Sinne faßt die beifolgende Erklärung die Wünsche von 855 deutschen Hochschullehrern Österreichs für die Zukunft zusammen. Sie bezeichnet einen über die bloße Einräumung von Begünstigungen an einzelne wirtschaftliche Kreise hinausgehenden engen und dauernden wirtschaftlichen Zusammenschluß Österreich-Ungarns mit dem Deutschen Reich durch möglichst weitgehende wirtschaftliche Annäherung und einverständliches und gemeinschaftliches Auftreten nach außen in wirtschaftlichen Fragen als notwendige Voraussetzung für eine gedeihliche Zukunft unseres Vaterlandes."

Die Erklärung selbst hat folgenden Wortlaut:

„Die unterzeichneten Hochschullehrer haben nach reiflicher Erwägung und eingehender Beratung der mit der Neuordnung nach dem Kriege zusammenhängenden Fragen die Überzeugung gewonnen, daß ein enger und dauernder wirtschaftlicher Zusammenschluß Österreich-Ungarns mit dem Deutschen Reich durch möglichst weitgehende Annäherung und gemeinschaftliches Auftreten nach außen geboten erscheint und zwar derart, daß daraus eine dauernde Interessengemeinschaft hervorgeht."

Die Wahrheit ist im Anzug. Die drei Regierungen verfolgen die Kundgebungen der „Intellektuellen", die allüberall zum Durchbruch kommen, und die vielfach in den Spalten von „Nord und Süd" ihren literarisch-wissenschaftlichen Niederschlag gefunden haben, mit wachsender Anteilnahme. Die Sprödigkeit von ehedem ist einem gesteigerten Interesse der deutschen, österreichischen und ungarischen Regierung gewichen. Die Interpellation des Grafen Hadik im ungarischen Magnatenhause hat den Fragenkomplex angeschnitten. Die Saat geht auf. Mitteleuropa ist kein leeres Propagandawort mehr, sondern ein festumrissenes Programm. Und wenn die Aussprachen in „Nord und Süd" dazu beigetragen haben sollten, diesen unwiderstehlich sieghaften Gedanken zu fördern, so gereicht uns dies zur höchsten Genugtuung. Wir sehen voraus, daß Mitteleuropa noch mitten im Weltkriege aus der Taufe gehoben wird. Sapere aude!

Exzellenz Josef Szterényi,

Wirkl. Geh. Rat, kgl. ung. Staatssekretär a. D., Mitglied des ung. Reichstages:

Die Donaufrage.

Unter den vielen Fragen der wirtschaftlichen Annäherung zwischen dem Deutschen Reiche, Österreich und Ungarn wird die Donaufrage nicht von der untergeordnetsten Bedeutung sein. Sie wird weit über die Grenzen unseres gegenseitigen Verhältnisses hinausragen, sie muß im Zusammenhange mit der ganzen Balkanfrage gelöst werden, sie hängt sogar mit einer großen, wichtigen Weltverkehrsfrage zusammen, mit der Verbindung des Schwarzen Meeres mit dem Atlantischen Ozean.

In dem Maße, als wir uns mit den Balkanstaaten politisch und wirtschaftlich alliieren, wächst die Bedeutung der Donau für uns, und in dem Maße, als wir mit dem asiatischen Teil der Türkei engere wirtschaftliche Beziehungen haben und somit die wirtschaftliche Autarkie ausbauen werden, wird der Donauweg für die Donauländer, Ungarn, Österreich und Deutschland, von Bedeutung ersten Ranges werden.

Den Seeweg wird sie für Deutschland nie ersetzen können, von diesem Gesichtspunkte darf die Frage nicht beurteilt werden, denn dies müßte zu falschen Folgerungen führen, der Seeweg war und bleibt der billigste und leichteste Weg, insoferne er in Anspruch genommen werden kann. Insolange die Dardanellen nicht unter feindlichem Einfluß stehen, wird Hamburg und Bremen mit Konstantinopel immer leichter und schneller verkehren können, als durch das Schwarze Meer unter Zuhilfenahme der Donau mit kombiniertem Wasser- und Eisenbahnweg, insolange müssen auch Triest und Fiume ihren Levanteweg bevorzugen, und auch Rumänien wird die große Bedeutung seiner Hafenstädte Konstanza, Galatz, Braila nicht der Donaulinie unterordnen, wenn es sich um seinen Seeverkehr handelt. Diesem Seeverkehr verdanken diese rumänischen Handelsstädte ihren in Friedenszeiten so bedeutenden internationalen Handelsverkehr, über welchen mir eine unserer besten Kennerinnen rumänischer Verhältnisse, die hochbegabte ungarische Schriftstellerin Frau Ida von Lónyay, anläßlich einer Abhandlung über die Bedeutung des Donauweges*) schrieb, wir sollten dem rumänischen Beispiele folgen und die Donau mehr kultivieren, für unsere wirtschaftlichen Zwecke besser ausnutzen, denn leider konnte bisher der Donauweg für Ungarn nicht jene Bedeutung bekommen, welche ihm die Natur verlieh. Allerdings hat das auch natürliche Ursachen, namentlich, daß unser überwiegender Handelsverkehr in seiner Hauptrichtung

*) Szterényi: Pester Lloyd, 2. Februar 1912.

nicht stromab-, sondern stromaufwärts geht; unsere Verbindung mit den Donauländern des Balkans war bisher überwiegend auf den Schienenweg geleitet, demzufolge der Donau nicht jene Bedeutung zugemessen wurde, welche ihr ansonsten zukäme. Hieraus ist es erklärlich, daß, wenngleich Ungarn von allen Donauländern die längsten Donauufer besitzt, der ungarische Verkehr von allen Donauländern fast der geringste war. Hieraus ist es, wenn auch nicht natürlich, so doch verständlich, daß entlang der ungarischen Donau fast keine wirklich größere Industrie besteht, und wenn wir einen Vergleich zwischen Donau- und Rheinverkehr aufstellen wollten, müßte dieser für die Donau ganz beschämend ausfallen. Allerdings vermittelt der Rhein den deutschen Weltverkehr, die Donau hingegen konnte bisher aus dem Binnenverkehr kaum herauswachsen.

Die wirtschaftliche Lage nach dem Kriege wird daran wesentlich ändern. Die südlichen Teile Deutschlands, insbesondere Bayern, die Donaugegenden Österreichs und Ungarns müssen sich den Balkanstaaten viel mehr nähern, wie es bis jetzt der Fall war, wir müssen den ganzen Balkan industriell beherrschen, wir müssen dort den Kampf mit den heutigen feindlichen Staaten auf wirtschaftlichem Gebiete aufnehmen, aber wir müssen den Balkanstaaten auch wirtschaftliche Vorteile bieten, wir müssen sie uns wirtschaftlich ganz angliedern, die engherzige Wirtschaftspolitik der Vergangenheit wird für die Zukunft den Balkanstaaten gegenüber einfach unmöglich werden, wollen wir unsere politische Stellung dort nicht neuerlich gefährden.

Die wirtschaftliche Stärkung unseres verbündeten Bulgariens, dieses mächtig emporstrebenden und steigenden Landes mit seinem intelligenten Volke ist ein Gebot der Notwendigkeit für die Zukunft, unser eigenes und vitales Interesse. Ohne den Donauweg wird dies kaum möglich werden. Die Massengüter, die Agrarprodukte vertragen den langen Schienenweg nicht, der Donauweg ist für Bulgarien eine Lebensfrage, mit der zielbewußten Behandlung dieser Verkehrsstraße stehen und fallen die vitalsten bulgarischen wirtschatflichen Interessen.

Rumänien, dieses wirtschaftlich entwickeltste Land des nahen Orientes, wo neben Landwirtschaft auch schon manche ansehnliche Industrien bestehen, ein Land, zufolge seiner Naturschätze mit entschiedener wirtschaftlicher Entwickelungsfähigkeit, muß uns wiedergewonnen werden, wir müssen uns ihm nähern, wir müssen uns seine Sympathien zurückerobern können; der wirtschaftliche Weg führt unbedingt dahin, was in der Vergangenheit verfehlt wurde, muß in Zukunft gut gemacht werden. Die Politik der Verschließung hat sich nicht bewährt, die Politik der Annäherung muß an ihre Stelle treten. Sowie die Verschließungspolitik vom Westen gegen Osten ausging, von Deutschland uns gegenüber, wir gaben sie den Balkanländern weiter, ebenso muß die Erschließungspolitik denselben Weg gehen. Aus der wirtschaftlichen Annäherung mit Deutschland muß

auch die geänderte wirtschaftliche Politik den Balkanstaaten gegenüber ausgehen, natürlich ohne Preisgabe eigener Interessen.

Die beiden größten Staaten des Balkans, Rumänien und Bulgarien, müssen nach dem Kriege in eine politische und wirtschaftliche Interessengemeinschaft gebracht werden, und gelingt dies, dann ist die Balkanfrage endgültig gelöst. Nicht heute verkünde ich diese Notwendigkeit zum ersten Male, nicht unter dem Drucke des Krieges, fast seit einem Vierteljahrhundert verkünde ich die Notwendigkeit dieser Verständigung, und zuletzt war es noch vor dem ersten Balkankrieg gegen die Türkei, als ich in einem politischen Kreise in Wien die Richtlinien der österreichisch-ungarischen Balkanpolitik in der Erreichung eines politischen Bündnisses zwischen der Türkei, Rumänien, Bulgarien und Griechenland kennzeichnete, um die russischen Vorposten am Balkan, Serbien und Montenegro, einzukreisen und dem italienischen Vorstoß vorzubeugen. Leider ist es anders gekommen, der Balkankrieg stellte die natürlichen Verbündeten, Bulgarien und die Türkei, einander gegenüber und knüpfte die natürlichen Feinde, Bulgarien und Serbien, aneinander. Doch, was unnatürlich ist, ist nicht von Dauer, kann nicht von Dauer sein, und so mußte kommen, was gekommen ist: die Verständigung zwischen der Türkei und Bulgarien und gleichzeitig der Bruch zwischen Bulgarien und Serbien.

Wir stehen nun vor einer neuen, viel glücklicheren und natürlicheren Situation am Balkan, es bedarf nur mehr des Anschlusses Rumäniens, daß eine ganz sichere Grundlage für die künftige Balkanpolitik geschaffen werde, bei welcher die wirtschaftlichen Fragen und damit der Donauweg — nicht von untergeordneter Bedeutung sein werden. Nach schweren Kämpfen und riesigen Opfern stehen wir am Balkan vor einer politischen Situation, ähnlich jener, als die Emanzipation der einzelnen Balkanländer von der türkischen Herrschaft vor sich ging, als es in unserer Macht stand, diese damals kleinen, nach Freiheit strebenden Staaten in unsere Interessensphäre zu ziehen. Wie sagte damals der wirklich providentielle Staatsmann Graf Julius Andrássy, der große Minister des Äußern Österreich-Ungarns? „Was wir heute noch freiwillig sehr gut verwerten können, wird später ein mathematischer Zwang für uns sein, wenn wir unseren Platz im Orient behaupten wollen. Heute können wir für unsere Zugeständnisse noch Vorteile im Tausch erhalten, später werden wir sie unentgeltlich darbieten müssen. Der beste Teil unseres mühsam errungenen Einflusses in den Donaufürstentümern steht auf dem Spiel. Unsere ganze Position im Orient, welche jetzt hauptsächlich auf volkswirtschaftlichen Elementen beruht, wird von der Entschließung abhängen, zu welcher wir in dieser Frage gelangen. Wollen wir uns in diesen Fragen der Erkennung der Wahrheit und jener Pflicht, welche dem Auslande, besonders aber dem Orient gegenüber die Wahrung unseres Einflusses und unserer Machtstellung uns auferlegt, verschließen, dann fördern wir damit auf mächtige Weise die fremden Interessen

und schädigen unwiederbringlich die eigenen. . . . Nur auf dieser Basis kann man mit diesen Ländern einen gesunden Verkehr zustande bringen, die Belebung dieses Verkehrs aber ist unsere wichtige Aufgabe für jetzt und für alle Zukunft. Die Donaufürstentümer zahlen mit diesen Produkten. Wo sie ihr Getreide verkaufen, werden sie auch ihren eigenen Bedarf in erster Reihe einkaufen. Verschließen wir ihnen unseren Markt, werden sie gezwungen sein, andere Mächte aufzusuchen. Diese werden sie auch finden. Unsere Abschließungspolitik wird sie direkt England und Frankreich in die Arme treiben, die im Orient auf der ganzen Linie ohnehin sich zu unserem Schaden ausbreiten*)."

Vor mehr als vierzig Jahren schrieb dies Graf Andrássy, was er prophezeite, ist genau so gekommen, aber seine Wahrheit besteht noch heute. Und heute stärker, denn je. Was damals — nach ihm — verdorben wurde, kann heute wieder gut gemacht werden, wieder bietet sich uns dazu Gelegenheit, vielleicht aber die letzte Gelegenheit dazu. Heute kann damit eine Handels- und Wirtschaftspolitik mit großer Weltbedeutung begründet werden, ja eine neue Weltpolitik; diese Politik bietet uns die Handhabe, die Wirtschaftspolitik von Berlin bis Bagdad begründen zu können und dabei den wirtschaftlichen Interessen Deutschlands, Österreichs und Ungarns im vollen Maße gerecht zu werden, ja diese mächtig zu fördern.

Der Donauweg wird für diese Politik von ausschlaggebender Bedeutung sein, nur muß dazu die Verbindung von der Ostsee mit der Donau hergestellt werden, damit dadurch das Schwarze Meer mit dem Ozean in Verbindung komme.

Welch' mächtige Perspektive eröffnet sich da für alle Donauländer, für Deutschland, Österreich, Ungarn, Bulgarien und Rumänien, ja, selbst für die Türkei!

Die Donau wird das Bindeglied werden, freigemacht oben über Regensburg hinaus, und weiter frei gemacht unten beim Eisernen Tor hinunter bis zur Mündung — frei muß sie werden auf der ganzen Linie bis zum Meer, nicht nur technisch, sondern auch politisch. Und politisch vorerst.

Ein großer Plan beschäftigte einst einen der hervorragendsten ungarischen Staatsmänner, den größten Finanz- und Wirtschaftspolitiker unseres Landes, den gewesenen Ministerpräsidenten und Finanzminister, Dr. Alexander Wekerle: die Donau so auszugestalten, daß Seefahrzeuge bis Budapest herauf kommen können. Welche Perspektive hätte sich da für Budapest und für Ungarn eröffnet! Es wäre zu schön gewesen! Mächtigere Pläne wurden aber schon verwirklicht, vielleicht kommt die Zeit auch noch für solche Probleme. Vorderhand aber muß

*) Szterényi: Die Balkanpolitik des Grafen Julius Andrássy; Neue Freie Presse 20. Juni 1915.

erst das ganze Donauproblem gelöst werden, insbesondere in seinem politischen Teile, in der Sicherung der unbedingt zu garantierenden Freiheit der Donau. Ist diese einmal gesichert, dann kommen die technischen Probleme an die Reihe, und im Zeitalter der Zeppeline und Flugzeuge sind technische Probleme kaum mehr unlösbar.

Ernst Frhr. v. Plener:
Die mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine und die handelspolitische Annäherung Deutschlands und Österreich-Ungarns.

Die mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine wurden gegründet unter dem Zeichen der Abwehr der amerikanischen Invasion. Da sich aber bei Prüfung der einzelnen Vorschläge zur Bekämpfung der amerikanischen Konkurrenz in Mitteleuropa die Schwierigkeiten der Durchführung herausstellten, so gingen die Vereine auf den Ausgangspunkt ihres Zusammenschlusses zurück, auf den Gedanken einer möglichsten wirtschaftlichen Annäherung ihrer Gebiete. Zunächst wurde eine Reihe bestimmter Fragen erörtert, wie Checkwesen, Binnenwanderung der Arbeiter, Zollverwaltung, internationales Zahlungswesen, Recht der Erwerbsvereine u. a. Noch vor dem Krieg fanden vertrauliche Besprechungen über eine handelspolitische Annäherung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn statt. In der letzten Generalversammlung des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins für Österreich erstattete der Präsident des Vereins, Frhr. von Plener, einen Bericht über die seither geführten Verhandlungen, dem wir folgende Stellen entnehmen:

Der Ausbruch des Krieges und die Waffenbrüderschaft der beiden verbündeten Mächte brachten den Gedanken vorwärts, und nicht allein die Vereine, sondern die öffentliche Meinung, sowohl in Deutschland, als auch in unserer Monarchie, begann sich immer eifriger mit dem Gegenstande zu beschäftigen. Die Auffassungen gingen anfangs begreiflicherweise weit auseinander; auf der einen Seite gab es Anhänger einer völligen Zollunion, auf der anderen wollte man nicht viel mehr als eine Revision des bestehenden Handelsvertrages in Aussicht nehmen. Der Vorstand des Vereines, in dem Vertreter großer industrieller Körperschaften, hervorragende Finanzmänner und theoretische Volkswirte sitzen, kam nach längeren Beratungen zu einer mittleren Meinung, die die Selbständigkeit der beteiligten Staaten, das Schutzbedürfnis der heimischen Produktion und die handelspolitische Annäherung beider Mächte in einen praktisch durchführbaren Zusam-

menhang zu bringen suchte. Als gangbarer Weg hierzu erschien ein Präferenzialsystem mit soweit als möglich übereinstimmender Handelspolitik gegenüber dritten Staaten. In diesem Sinne richtete der österreichische Vereinsvorstand im Juni bestimmte Vorschläge an die beiden anderen Vereine, wonach die durch die Vorzugsbehandlung einander eingeräumten Begünstigungen von der Geltung der allgemeinen internationalen Meistbegünstigung ausgenommen und die Handelsvertragsverhandlungen mit dritten Staaten im gegenseitigen Einvernehmen geführt werden sollten. Diesen grundsätzlichen Vorschlägen traten im Juli die beiden anderen Vereine bei. Schließlich wurden in einer in Wien am 19. und 20. November abgehaltenen Konferenz der Vertreter der drei Vereine jene handelspolitischen Leitsätze beschlossen, die, seither veröffentlicht, in acht Punkten die Grundlinien des künftigen Verhältnisses zwischen der Monarchie und dem Deutschen Reiche entwickeln.

Ein handelspolitisches System, wie es hier gedacht ist, erfordert eine ganz besondere Konstruktion, weil es in dieser Form noch nirgends bestand, aber auch eine sorgfältige Abwägung der gegenseitigen Interessen.

Unsere Konzession liegt in der Vorzugsbehandlung deutscher Importe, unsere ermäßigten Tarifsätze werden nach der bisherigen Handelsbewegung Deutschland in größerem Umfange zugute kommen, als die deutschen Präferenzialzölle unserem Export nützen werden. Hier müssen unsere berechtigten Schutzbedürfnisse berücksichtigt, ja selbst die Erhöhung einzelner Tarifpositionen vorbehalten werden. Für die Präferenzialzölle haben wir nicht den automatischen Abbau, sondern eine zeitweise Revision in Aussicht genommen, um die Annäherungstendenzen in Zusammenhang mit der jeweiligen ökonomischen Lage zu bringen.

Auf der anderen Seite wäre von den beiden Mächten schon bei den Friedensverhandlungen zu erklären, daß die Begünstigungen, die sie sich gegenseitig und gegebenenfalls auch anderen Nachbarstaaten gewähren werden, von der allgemeinen Regel der Meistbegünstigung ausgenommen bleiben sollen. Hierin liegt die Konzession Deutschlands, das einen viel größeren internationalen Handel hat, als Österreich-Ungarn. Eine weitere Folge dieses handelspolitischen Auftretens gegenüber fremden Staaten ist die Anerkennung des Grundsatzes, daß die verbündeten Staaten Handelsvertragsverhandlungen mit Dritten nur im gemeinsamen Einvernehmen führen. Wenn man auch zugeben muß, daß gewisse Bezugsquellen und Absatzmärkte für jeden einzelnen der Verbündeten von verschiedenem Wert sind, so kann doch das gemeinschaftliche Auftreten bei Handelsverträgen die Stellung jedes Verbündeten nur stärken und fremde Länder eher zur Nachgiebigkeit vermögen. Es ist dabei ganz gut denkbar, daß in einzelnen Fällen, je nach der Art einzelner Artikel oder je nach verschiedenen Ländern, im gemeinsamen Einverständnis auch Bestimmungen verschiedenen Inhaltes gegenüber Dritten getroffen werden, gerade so wie auch die autonomen Tarife Verschieden-

heiten aufweisen können. Österreich-Ungarn und Deutschland haben schon einmal im Jahre 1893 gemeinschaftlich mit Italien, Belgien und der Schweiz verhandelt und dabei ganz gute Erfolge erzielt, es gehört aber Sachkunde und guter Wille der Unterhändler dazu, und diese Eigenschaften werden sich zweifellos einstellen. Der Wunsch, das ganze Abkommen auf einen längeren Termin als die bisherigen zehnjährigen Handelsverträge zu stellen, ist selbstverständlich und liegt in der Natur der Sache. Unsere wirtschaftliche Annäherung an Deutschland ist umso mehr geboten, als wir nicht der Isolierung ausgesetzt sein wollen, und als sich in Frankreich, England und Italien schon jetzt Bestrebungen regen, um uns von jedem größeren Handelsverkehre auszuschließen; die Übersee-Trusts, die das englische Diktat jetzt Holland, der Schweiz und Skandinavien auferlegt, betreiben die Verdrängung unseres Handels aus jenen Ländern und können vielleicht der Ausgangspunkt eines neuen englischen Handelssystems gegen uns werden. Solchen Tendenzen gegenüber ist es unser Interesse, uns mit Deutschland auf eine gemeinsame wirtschaftliche Linie zu stellen. Aber nicht bloß vollpolitischen Inhalt soll unser Verhältnis zum Deutschen Reiche haben, mit Recht legt man dort großes Gewicht auf den Transitverkehr nach dem nahen Osten, und die Wege dahin führen durch Österreich-Ungarn. Wenn wir hier Erleichterungen und Begünstigungen gewähren, werden wir hierfür Anteil an dem dortigen Handel erlangen, wobei zur Vermeidung unliebsamer Konkurrenz eine Rayonnierung von Gebieten und eine Kontingentierung von Waren ganz gut möglich wäre. Ebenso ist die Vereinheitlichung der wirtschaftlichen Gesetzgebung und Verwaltung wünschenswert, und wenn als Folge des Krieges große internationale Verwaltungsgemeinschaften zwischen allen Staaten nicht wieder erneuert werden sollten, so müßten sie wenigstens für Deutschland, Österreich-Ungarn und seine Nachbarstaaten, die sich uns anschließen wollen, neu befestigt werden.

Die Grundsätze, die in unseren Beschlüssen niedergelegt sind, haben einen reichen Inhalt und weisen zugleich einen praktisch gangbaren Mittelweg. Wir können mit Befriedigung konstatieren, daß die Kundgebung verschiedener angesehener Körperschaften, so in den letzten Tagen jene der Reichenberger Handelskammer, in der Hauptsache mit der Auffassung übereinstimmen, die in unseren Beschlüssen enthalten ist. Es ist dies ein Beweis, daß sich nach langer, hin- und herschwankender Diskussion jetzt eine communis opinio zu bilden beginnt. Die Beschlüsse der Wiener Konferenz wurden zur Kenntnis der beteiligten Regierungen gebracht, deren Aufgabe wird es nun sein, alles von verschiedenen Seiten Vorgebrachte zu erwägen. Der Vereinsvorstand hofft, durch seine Tätigkeit einen nicht unwichtigen Beitrag zur Bildung einer übereinstimmenden öffentlichen Meinung geliefert zu haben.

Wir lassen als Beleg hier den Text der Beschlüsse der Wiener Delegierten-Konferenz vom 20. November 1915 folgen.

Unter Zugrundelegung der Beschlüsse der in Berlin am 24. und 25. Juli 1915

abgehaltenen Tagung der Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine besteht Einverständnis über folgende Punkte:

1. Schon vor Eintritt in die Friedensverhandlungen wären zwischen dem Deutschen Reiche und den beiden Staaten der Österreichisch-Ungarischen Monarchie die Grundlagen für ihre möglichst umfassende wirtschaftliche Annäherung zu schaffen.

2. Die wirtschaftliche Annäherung soll in der Form wechselseitiger Vorzugsbehandlung erfolgen und möglichst das gesamte Wirtschaftsleben ins Auge fassen. Hiefür käme in Betracht nicht bloß die Vereinheitlichung des Zollwesens (siehe Nr. 3), sondern auch die Verbesserung und der Ausbau des wechselseitigen Verkehrssystems im weitesten Sinne des Wortes.

3. Für den zollpolitischen Teil der wechselseitigen Vorzugsbehandlung hätte als Grundsatz zu gelten, daß bei voller Wahrung des notwendigen Schutzes der heimischen Produktion, aus der in Ausnahmefällen auch die Erhöhung einzelner Zollsätze folgen könnte, neben den gegenseitig zu gewährenden Zollbegünstigungen, die Freiliste der Zolltarife tunlichst zu erweitern und eine periodische Revision von im wechselseitigen Verkehre geltenden Zollsätzen, geleitet von der Tendenz der Annäherung, vorzunehmen wäre. Ebenso wäre anzustreben die Schaffung eines einheitlichen Zolltarifschemas und Warenverzeichnisses, sowie eine tunlichst gleichmäßige Zollgesetzgebung.

4. Voraussetzung der zollpolitischen Vorzugsbehandlung ist, daß — insbesondere in den Friedensverträgen — der Grundsatz zur Geltung gelangt, daß diese Vorzugsbehandlung anderen Staaten auf Grund der Meistbegünstigung nicht zukommt.

5. Die Handelsvertragsverhandlungen mit anderen Staaten sollen von den verbündeten Reichen, unter Wahrung der handelspolitischen Hoheitsrechte, im Einvernehmen, unter gegenseitiger Unterstützung und gleichzeitig geführt werden; die Verträge sind gleichzeitig abzuschließen.

6. In den drei Wirtschaftsgebieten sollen mit tunlichster Beschleunigung alle Maßnahmen gesetzlicher und verwaltungstechnischer Natur, die zur Entwicklung der Produktion, des Handels, des Verkehres und der Finanzwirtschaft ihrer Länder notwendig erscheinen, im Sinne der Annäherung und Vereinheitlichung durchgeführt werden, um eine möglichst einheitliche wirtschaftliche Gesetzgebung und Finanzpolitik zu erreichen.

7. Die im Sinne dieser Vorschläge erfolgenden Abmachungen der verbündeten Reiche sollen auf eine Dauer getroffen werden, welche die bisher übliche zeitliche Begrenzung der Handelsverträge wesentlich übersteigt.

8. Die Gewährung einer handelspolitischen Vorzugsbehandlung an andere Staaten darf nur unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Interessen der verbündeten Staaten und in ihrem wechselseitigen Einvernehmen erfolgen.

Reichsratsabgeordneter Max Friedmann: Bemerkungen zum Probleme eines Deutsch-Österreichisch-Ungarischen Wirtschaftsbundes.

Es hat lange gedauert, bis man, ohne lauten Einwendungen zu begegnen, vom Plane eines Wirtschaftsbundes sprechen konnte. Allerdings gehen, wie in einer so schwierigen Frage, die materielle Interessen berührt, begreiflich, die Meinungen hinsichtlich des Grades der Gemeinschaft noch sehr auseinander. Aber schließlich mußten die Ängstlichen, die Vorsichtigen, die Zweifler, die nie alle werden, und die Vielen, die gegen alles Neue sind, sowie diejenigen, die sich unter den bisherigen Verhältnissen ganz wohl befunden hatten, in einem erweiterten Gebiete ihre Sonderinteressen weniger vertreten können, und denen dieser Weltkrieg noch nicht das Gemein- und Zusammengehörigkeitsgefühl gegeben hat, sich bequemen, davon abzustehen, nur allgemein von einer „Annäherung" zu sprechen. Von einer Annäherung, über die man sich auseinandersetzen wolle, wenn „der geeignete Zeitpunkt gekommen sein würde, sobald man das Kriegsergebnis würde überblicken können, nach erfolgtem Einvernehmen zwischen Österreich und Ungarn hinsichtlich des neuen Ausgleiches", und wie alle die Verwahrungen lauteten. Heute ist die Frage in Fluß, und hoffentlich wird die Überzeugung die Oberhand gewinnen, daß mit vorübergehenden und halben Maßnahmen nicht geholfen ist, und daß eine wirkliche, lebendige Interessengemeinschaft nottut.

Vielfach wird von der Erörterung des Themas in der breitesten Öffentlichkeit abgeraten und abgemahnt, die Aufmerksamkeit des Auslandes zu erregen. Sicherlich sind die verschiedenen schwierigen Fragen nur von Fachleuten zu erledigen und soll der Eindruck vermieden werden, als ob es sich um eine Kampforganisation handelte. Auch soll das Gefühlsmoment nicht in den Vordergrund gestellt werden. Aber das Problem ist aus dem Kriege heraus ohne Hinzutun öffentlicher Faktoren wiedererstanden, die, soweit bekannt, bisher aus ihrer Reserve kaum herausgetreten sind, und wäre vielleicht ohne den Impuls von außen niemals zur Diskussion gestellt worden; ferner darf nicht übersehen werden, daß nach diesem Völkerkriege, nach den ungeheuren von der gesamten Bevölkerung jedes Staates gebrachten Opfern Entscheidungen nur unter dem Einflusse der Allgemeinheit und unter Berücksichtigung ihrer Interessen werden gefällt werden können. Interessen einzelner Gruppen werden weit mehr, als dies bisher bei Handelsverträgen der Fall war, hinter jene der Gesamtheit zurückzutreten und sich den großen Zukunftsprojekten anzupassen haben. — Damit sei nicht gesagt, daß die Mitwirkung fachlicher Erwerbsgruppen entbehrlich wäre. Doch

können ihre Sonderstandpunkte bei aller Notwendigkeit der Wahrung und Förderung ihrer Existenzbedingungen nur im Rahmen gesamtvolkswirtschaftlicher Bedürfnisse wahrgenommen werden, sollen die großen politischen und wirtschaftlichen Ziele nicht verrückt werden.

Die Mitarbeit der Fachverbände wird in erster Linie bei den Zollfragen einzusetzen haben. Wenn schon in normalen Zeiten die Abschätzung der Zollhöhen und die Abwägung des Einflusses der verschiedenen Zollpositionen aufeinander eine außerordentlich schwierige Aufgabe darstellte, wird diese Aufgabe, auch wenn jeder Staat ohne Gemeinsamkeitsverpflichtungen, also ganz frei und selbständig Handelsverträge abschließen sollte, nach diesem Kriege angesichts der voraussichtlich stark geänderten Verhältnisse und ungeheuren Belastungen eine noch weitaus schwierigere sein. Wünsche nach Zollerhöhungen werden auch vielfach an der Undurchführbarkeit und inneren Widerständen ihre Grenzen finden. Andererseits wird aber der Zoll, soweit es sich um die Ausgleichung von Produktionsunterschieden handelt, kaum mehr jenen Einfluß ausüben, den man ihm vor dem Kriege zumaß, und man wird auch zu anderen, neuen Behelfen greifen, um Produktion und Absatz zu regeln und zu beleben. Selbst ein so kräftiges Wirtschaftsgebiet wie jenes des Deutschen Reiches wird gegenüber der amerikanischen Konkurrenz allein nicht so wirksam bestehen können, wie beim Zusammenschluß mit seinem Nachbar. Aber das Problem der Wirtschafts- und Interessengemeinschaft ist, worauf nicht oft genug hingewiesen werden kann, keine ausschließliche Zollfrage. Das Zollproblem muß dem hauptsächlichsten Ziele der gemeinsamen Wirtschafts- und Handelspolitik dienstbar gemacht werden. Diesen Standpunkt scheinen jene zu verkennen oder abzulehnen, die bei der Untersuchung des Grades der Annäherung in erster Linie von der Präferenz ausgingen, also das Problem auf der Zollfrage aufbauten und eine lose Annäherung in der Voraussetzung empfahlen, daß sich später hieraus ein inniger Zusammenschluß allmählich entwickeln soll. Letztere Annahme muß als irrig bezeichnet werden. Denn wenn nicht jetzt und aus der jetzigen Zeit heraus alle jene Voraussetzungen geschaffen werden, welche in sich die Bürgschaft für eine spätere völlige Wirtschafts- und Interessengemeinschaft tragen, kann und dürfte es später eher zu einem Abrücken kommen.

Von Anfechtungen aus dem Titel der Meistbegünstigung — die ja nach diesem Kriege nicht verschwinden wird, und auf die Staaten mit großen weltwirtschaftlichen Interessen nicht verzichten können — braucht hier nicht besonders gesprochen zu werden. Ebensowenig davon, daß die Präferenz als Kern des Annäherungsgedankens dem schwächeren Industriestaate — vielleicht vorübergehend — Opfer ohne Gegenleistungen zumutet, wenn auch vielfach der Ruf nach bevorzugter Meistbegünstigung den geheimen Wunsch nach allgemeinen Zollerhöhungen, beziehungsweise möglichste Belassung des Zollniveaus für den Zwischenverkehr und der Erhöhung nach außen in sich birgt. In der Betonung der Präferenz als Trägerin des Anschlußgedankens liegt auch die Außeracht-

lassung natürlicher, günstiger Bedingungen, welche in geographischer, politischer und wirtschaftlicher Beziehung zwischen den zwei Zentralmächten bestehen, und über welche die übrigen Mächte nicht verfügen. Präferenzielle Vereinbarungen können auch sie untereinander treffen, zumal, wenn wir ihnen mit dem Beispiel vorangehen, aber ein gemeinsames Wirtschafts- und Versorgungsgebiet, gemeinsame Handelspolitik und lebendige Interessengemeinschaft nach außen und innen werden sie uns nicht nachmachen können.

Mit gutem Grunde wurde die politische Seite des Problemes in öffentlichen Erörterungen kaum berührt. Vor allem die nationale Seite. Denn einmal sind die rein wirtschaftlichen Argumente hinreichend tragfähig, und dann wäre es verfehlt, ohne Nötigung Widerstände zu schaffen und Empfindlichkeiten zu wecken. Aber man wird das Politikum nicht ganz übergehen können, da Wirtschaft und Politik in untrennbarem Zusammenhange stehen und auch mancher Widerstand auf politische Beweggründe und Aspirationen zurückzuführen ist.

Auf den Zusammenhang der von Österreich-Ungarn — und wohl auch von Deutschland — gegenüber den Balkanstaaten geübten Handelspolitik z. B. mit der äußeren Politik braucht wohl heute nicht mehr besonders hingewiesen zu werden. Eine grundlegende Änderung des handelspolitischen Kurses der Monarchie im Verkehr mit den Balkanstaaten wird wesentlich von der Einsicht und dem Einflusse jener Kreise abhängen, welche vor dem Kriege Jahre hindurch diesen Kurs bestimmt haben. Vor allem von der Haltung Ungarns. Die in der Lebensmittelversorgung und -Aufteilung während dieses Krieges zutage getretenen Erscheinungen, das politische Übergewicht Ungarns und seine in diesem gemeinsamen Kriege nie außer acht gelassene Bedachtnahme auf die besonderen ungarischen Interessen würden zunächst eine allzu optimistische Auffassung nicht rechtfertigen. Das schwierige Problem des gegenseitigen Verhältnisses der zwei Staaten der österreichisch-ungarischen Monarchie kann an dieser Stelle nicht erörtert werden. Hingegen ist die Bemerkung vielleicht nicht unangebracht, daß eine möglichst gründliche Erfassung dieses Verhältnisses im Deutschen Reiche schon vom Standpunkte der Beurteilung der Bedeutung der künftigen handelspolitischen Beziehungen der zwei Zentralmächte erwünscht wäre. Nichts wäre verfehlter als die Zumutung, ein Teil möge sich in die Angelegenheiten des anderen einzumengen trachten; aber jeder der Bundesgenossen, welche die in diesem Kriege so erprobte Gemeinschaft dauernd ausbauen und festigen wollen, muß sich wohl über die Verhältnisse seines Partners eingehend unterrichten.

Angesichts der weltwirtschaftlichen Interessen des Deutschen Reiches begreifen dessen wirtschaftliche Expansionsbestrebungen nach dem Südosten nur einen Teil der großen Aufgaben, deren Lösung nach dem Kriege fortzusetzen sein wird. Aber das südöstliche Wirtschaftsproblem, mit dem auch die südslawische Frage in innigem Zusammenhange steht, hat durch die Balkanereignisse im besonderen und die durch dieselben eröffneten Ausblicke sowohl, wie durch die Kriegsergeb-

nisse im Nordosten, noch wesentlich an Bedeutung gewonnen. Der Binnenwasserweg von Hamburg zum Mittelländischen und Schwarzen Meere, der gemeinsam auszubauen wäre, kann England gegenüber einen nicht hoch genug anzuschlagenden Vorsprung bedeuten. Der Weg führt nicht nur geographisch über Österreich-Ungarn. Und die zwei Zentralmächte werden nur in gegenseitiger Ergänzung und Unterstützung volle Erfolge erzielen. Bei Bedachtnahme auf eine dauernde und gesicherte Interessengemeinschaft der verbündeten Kaiserreiche muß die Konstruktion des Verhältnisses zwischen den zwei Staaten der Donaumonarchie ebenso ins Auge gefaßt werden, wie die infolge etwaiger territorialer Veränderungen nach diesem Kriege möglichen Kombinationen. Man denke nur an Polen und serbische Gebiete, an Bosnien, Herzegowina, Kroatien, Dalmatien, und auch an die vielfachen militärischen, außer- und innerpolitischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge, die jedem Politiker bei bloßer Nennung dieser Länder vor Augen treten. Die unbehinderte Verfolgung der gemeinsamen Interessen nach dem Südosten müßte unabhängig von etwaigen Wechselfällen späterer Zeiten jetzt dauernd sichergestellt werden.

Wenngleich Vereinbarungen zwischen Deutschland einerseits und Österreich-Ungarn andererseits erst geschlossen werden können, wenn Österreich und Ungarn untereinander die bezüglichen Abmachungen getroffen haben, wäre es doch verfehlt, wenn die maßgebenden Faktoren der zwei Kaiserreiche aus diesem formalen Grund bis dahin von dem Eingehen in Verhandlungen abstehen würden, da der österreichisch-ungarische Ausgleich wesentlich von den beabsichtigten handelspolitischen und wirtschaftlichen Beziehungen der beiden Zentralmächte beeinflußt sein wird. Die Forderung nach gleichzeitigen Absprachen bedeutet nicht im geringsten die Zumutung des Eingriffes in staatliche Selbständigkeiten und ist schon aus technischen Gründen unerläßlich.

Angesichts der komplizierten staatsrechtlichen Konstruktion der Donaumonarchie können sich die Verhandlungen und, wie zugegeben werden soll, auch die Vereinbarungen schwierig gestalten. Aber dieser Umstand kann doch unmöglich die Absichten der Verfolgung der als notwendig erkannten gemeinsamen handelspolitischen Richtlinien und Ziele ändern, und wenn die gemeinsamen Vereinbarungen indirekt die Stabilisierung und dauernde Klarstellung der Beziehungen der zwei Staaten der Donaumonarchie beeinflussen, darf dies Deutschland nicht gleichgültig sein.

Die Internationalität des Handelsverkehrs wird trotz aller Anfeindungen nach diesem Kriege wieder aufleben, und das Deutsche Reich wird auch seine großen überseeischen und weltwirtschaftlichen Interessen mit allem Nachdrucke wieder wahrnehmen. Seine Bewegungsfreiheit kann durch den Wirtschaftsbund nicht gehemmt werden. Österreich-Ungarn ist ihm kein gefährlicher Konkurrent und wird, wie dies im Wesen jedes Vertrages liegt, auch seinerseits Bindungen in den Kauf nehmen müssen. Die volle Freiheit der Entschließungen ist eben

nicht vereinbar mit dem gleichzeitigen Genusse all der Vorteile und Möglichkeiten, welche die Gemeinschaft zweier großer Wirtschaftsgebiete bringen kann. Schließlich steht auch das große Problem Mitteleuropa mit all den wirtschaftlichen und politischen Ausblicken in Frage, dessen Lösung nur jetzt angegangen werden kann. Mag sein, daß man vorerst abwarten will, um sich später, wenn die gesamte Lage und Einzelerscheinungen besser überblickt werden können, zu entscheiden. Aber der günstige Zeitpunkt kann auch unwiederbringlich versäumt werden. Ein Zögern kann bedenklich werden. Das Verhältnis muß vor dem Eingehen in die Friedensverhandlungen klargestellt sein.

Jede Gemeinsamkeit stärkt das militärische und politische Bündnis, jeder Gegensatz schwächt es und stärkt jene, die das Bündnis unter dem Gesichtspunkte einer vorübergehenden politischen Konstellation betrachten.

Exz. Dr. Franz Klein,

früherer Justizminister in Wien:

Gegner des Wirtschaftsbundes.

In den Artikeln hervorragender Politiker oder Fachmänner, welche die Zeitungen anläßlich des Christfestes und des Jahreswechsels zu bringen pflegen, wurde diesmal begreiflicherweise das künftige wirtschaftliche Verhältnis zwischen den beiden Zentralmächten nicht übergangen. So willkommen jede zustimmende Äußerung ist, gebührt doch vor allem dem Beachtung, was ausgesprochen ablehnend ist. Für einen Geltung erstrebenden Gedanken kann Widerspruch bisweilen fruchtbarer sein als Beifall. Es sollen daher die Ausführungen, die im Jännerhefte dieser Zeitschrift über den genannten Gegenstand erschienen sind*),

*) Infolge des verlangsamten Postverkehres kamen die Probeabzüge dieses Beitrages nicht zeitlich genug an den Verlag zurück und es blieben daher leider die Fehler unberichtigt, die sich in den Satz eingeschlichen hatten. Um nur die am meisten störenden nachträglich zu bezeichnen, soll es heißen: S. 18 dritte Zeile von unten statt: „perbilativen (?) Schutzzollpolitik" richtig: „prohibitiven Schutzzollpolitik". — S. 21 dreizehnte Zeile von unten statt: „mehr als das Obige" richtig: „mehr als das Ob". — S. 23 vierzehnte Zeile von unten statt: „entgegengetreten werden" richtig: „entgegengehalten werden", und zehnte Zeile von unten statt: „Voraussehung für alles andere" richtig: „Voraussetzung für alles andere". — S. 25 neunzehnte Zeile von unten statt: „wirklich nicht gewollt wird" richtig: „wirklich gewollt wird".

Außerdem ist den in der Anmerkung auf S. 17 des Jännerheftes angeführten Schriften über die wirtschaftliche Annäherung hinzuzufügen die Abhandlung von M. Friedmann über die deutsch-österreichisch-ungarische Wirtschaftsgemeinschaft in Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, 1915, S. 1983 ff., und das weiter ausgreifende Buch von E. Pistor, Die Volkswirtschaft Österreich-Ungarns und die Verständigung mit Deutschland. Georg Reimer, 1915.

durch etliche Bemerkungen abwehrender Natur vervollständigt werden. Abwehrend in dem Sinne, als kurz geprüft werden soll, ob die vorgebrachten Gegengründe dem letzthin Gesagten den Boden entziehen.

Vor allem ist festzustellen, daß in den bisherigen Erörterungen nur von wirtschaftlicher Annäherung, Wirtschaftsverband oder Bündnis u. ä., aber nie von einer „vollkommenen Verschweißung der Wirtschaftsgebiete" die Rede war. In derlei Dingen sind bildliche Ausdrücke, die leicht mißverstanden werden können, nicht am Platze. Die staatliche Selbständigkeit der beiden Reiche und ihrer Teile will niemand antasten. Die Zugeständnisse und Bindungen, die erwogen werden, sind ausschließlich wirtschafts-, handels- und finanzpolitischer Natur und haben in der Geschichte des Verkehres souveräner Staaten vielfach ihresgleichen. Sie sind auch — wie zu aller Vorsicht ausdrücklich bemerkt werden soll — das Ziel selbst und nicht bloß Vorstufe zu weitergehenden Verschmelzungen. Die sachlichen Einwendungen wider die wirtschaftliche Annäherung gehen teils dahin, daß eine solche dermalen nicht an der Zeit sei, Österreich-Ungarn erst dazu heranwachsen müsse, teils wird sie schlechthin als unmöglich erklärt. Der Gedankengang des zu früh ist ungefähr folgender: Österreich habe sich aus verschiedenen, hauptsächlich politischen Gründen nicht in dem Maße wirtschaftlich entwickelt, als es nach der Tüchtigkeit seines Volkes und nach seinen natürlichen Hilfsquellen hätte geschehen können. Es müsse aus eigener Kraft das Versäumte nachholen. Während eines solchen Gesundungsprozesses könne jedoch der österreichischen Industrie nicht zugemutet werden, auf den bisherigen Schutz der Produktion in größerem oder geringerem Umfange zu verzichten. Erst nachher werde man von einem wirtschaftlichen Anschlusse oder sogar von wirtschaftlicher Freizügigkeit zwischen den beiden Reichen sprechen können. Das unbedingte Nein macht sich die Sache noch einfacher. So wird z. B. gesagt, die Zolleinheit wäre zwar bei Festlegung der Währungsverhältnisse und Bestimmung der beiderseitigen Anteile am gemeinsamen Inlandsmarkte denkbar. Da aber Kohle und Eisen in Österreich teurer erzeugt werden als im Deutschen Reiche und auch die geographischen Verhältnisse für Österreich ungünstig sind, seien diese beiden Bedingungen nicht erfüllbar. Genau betrachtet, stimmen diese beiden Ansichten, wonach Österreich der Stein des Anstoßes wäre, überein: die erstere ist zwar scheinbar entgegenkommender, die Hindernisse wären behebbar, jedoch mit einem so nebelhaften Endtermine, daß es praktisch kaum einen Unterschied macht. Vielleicht würde sogar praktisch mit den Anhängern der zweiten Ansicht eher ins Reine zu kommen sein.

Beide Gedankengänge leiden an denselben Mängeln. Sie übersehen zunächst ganz und gar, daß der Ausgangspunkt der Annäherungspläne, wie ich es letzthin auseinandersetzte, ein politischer ist. Ohne es zu wollen, und im Widerspruche zu den Folgerungen, die er daran anschloß, hat dies vor kurzem auch der ungarische Ministerpräsident bestätigt, indem er seine Erklärungen über das

wirtschaftliche Verhältnis zu Deutschland mit den Worten einleitete, er sei ein unerschütterlicher Anhänger des intimsten Bündnisses mit Deutschland und jenes Grundgedankens, daß wir auf allen Gebieten bestrebt seien, einander zu ergänzen und zu kräftigen. Es sind doch offenbar hochpolitische Ausgangspunkte, denen damit die wirtschaftliche Annäherung unterstellt wird. Die Pläne für diese letztere sind Teil eines weltpolitischen Problemes und nur als solcher entstanden. Dieses Problem besteht aber sowohl für Deutschland wie für Österreich-Ungarn darin, dem Umsturze der heutigen mitteleuropäischen Staatenverhältnisse vorzubeugen, in der europäischen Politik eine der feindlichen Mächtegruppe zumindest ebenbürtige Größe zu sein und den erforderlichen Spielraum in der Weltwirtschaft sich zu wahren. Diese politischen Erwägungen und Aufgaben sind, wie jedermann zugeben wird, nicht von der Art, daß man von ihnen sagen könnte, Wirtschaftliches sei nach wirtschaftlichem Richtmaße zu ordnen und die Politik habe sich nicht hineinzumischen. Denn mit den wesentlichen Bedingungen der Außengeltung der verbündeten Reiche schließt jenes Problem zugleich die Grundlagen ihrer Volkswirtschaft und ihres Anteiles an der Weltwirtschaft in sich. Was ist daneben alles übrige, wenn jene politischen Haupt- und Staatsfragen unrichtig oder für uns ungünstig entschieden würden? Die Folgen davon würden die Wirtschaft hundertfach ärger treffen als alles, was sie nun von dem wirtschaftlichen Bündnisse befürchtet. Letzteres ist nichts anderes, als eine Versicherung gegen das Eintreten solcher Folgen; die Prämie wird stets unendlich geringer sein als der mögliche Verlust. Darum kann man auch nicht bei Beurteilung der künftigen wirtschaftlichen Beziehungen die Politik mit der Begründung beiseite schieben, sie trübe das wirtschaftliche Denken. Ein „reines" wirtschaftliches Denken ist wie die reine Vernunft oder die reine Soziologie etwas Unwirkliches, nur in der Idee Vorhandenes. Die Wirtschaft ist vom Mittelalter an in der Wirklichkeit wie im Denken stets mit der Politik verschwistert: Merkantilismus, Physiokratenschule und Freihandel sind nur Hochpunkte dieser Verknüpfung. Die beiden früher erwähnten Gedankengänge sind jedoch nicht einmal wirtschaftlich richtig. Es ist unkaufmännisch, wie sie es tun, lediglich die Kosten und nicht auch den etwaigen Gewinn in Anschlag zu bringen. In der Annäherung nur Opfer zu erblicken, ist schon damit unverträglich, daß doch aus jedem Opfer notwendig für den anderen Staat ein Zuwachs, ein Mehr fließen müßte. Sie vernachlässigen ferner dabei, daß vom ersten Augenblicke an, als über diese Angelegenheit gesprochen wurde, eine angemessene Ausgleichung der Produktionsverhältnisse, wo sie der Sache nach gerechtfertigt ist, als unausweichlich anerkannt wurde, eine Maßregel, die im Laufe des Meinungsaustausches sogar immer mehr in den Vordergrund trat. Ebenso wurde, so oft von einem etwaigen gemeinsamen Außenzolltarife die Rede war, nie unterlassen zu bemerken, daß dieser nicht beiden Teilen eine ausnahmslose Gleichheit sämtlicher Tarifposten aufzwingen dürfe, sondern es offen bleiben

müsse, im einzelnen Falle den Anforderungen der betreffenden Volkswirtschaft durch einen Zu- oder Abschlag zu genügen.

Auf den Gesundungsprozeß einzugehen, ist hier nicht der Ort. Das gehört vor einen anderen Richter. Die Vorstellung eines Aufschubes ist, abgesehen davon, daß doch die anderen inzwischen nicht stillstehen würden, jedenfalls seltsam zeitlos. Mitten im Frieden, bei ziemlich klaren auswärtigen Verhältnissen, die Störungen unwahrscheinlich machen, könnte man kaum so rechnen. Wer hat gar derzeit die Gewißheit, daß ihm solche Ruhe beschieden sein werde? Wenn überhaupt, könnte nur die unerschütterlich feste militärische, politische und wirtschaftliche Bundesgenossenschaft der beiden Zentralmächte sie innerhalb der Grenzen des überhaupt Möglichen sichern, sonst wohl nichts. Unter dem Schirme dieses auf Frieden gestimmten Bundes, verstärkt durch die im Kriege angegliederten Staaten, ist allein Aussicht auf Kräftigung und Verjüngung. Damit er aber diese geschichtliche Aufgabe erfüllen kann, muß er in seinem Inneren von eherner Härte sein. Dazu ist unerläßlich, daß auch Zwiespalt und Spannung in den wirtschaftlichen Interessen der verbündeten Länder auf das Mindestmaß herabgedrückt werden. Das darf nicht auf die lange Bank geschoben werden, denn der Bund der Zentralmächte muß sein Amt als Friedensbewahrer sogleich und im Besitze aller Macht antreten, deren er fähig ist. Ein solches Ausschalten oder Mindern verstimmender wirtschaftlicher Mißhelligkeiten kann fraglos stattfinden, ohne daß die einzelnen Länder von ihrer Art abzulassen oder Gutem, das sie haben, zu entsagen brauchen. Sie werden auch fernerhin „ihre Eigenschaften kultivieren" und dennoch zum gegenseitigen Schutze näher aneinanderrücken können. Man soll sich immer an den deutschen Zollverein erinnern; die Beweiskraft dieses Beispieles für die Gegenwart wird mit Unrecht geleugnet. Wenn sich seither die Erzeugung unvergleichlich erhöht hat, Rohstoffpreise und Arbeitslöhne gestiegen sind, durch die neuen Verkehrsmittel der Wettbewerb am Weltmarkte erweitert und verschärft wurde, so ist doch nicht zu vergessen, daß auch die Absatzgebiete sich ungemessen ausgedehnt haben und der Preisstand der Waren ein wesentlich anderer ist als damals. Das Wachsen der Steuerlast wird aber gewiß zum Teile durch dasjenige aufgewogen, was nun der Staat der Produktion an dienlichen Anstalten mehr zu bieten vermag, als in früherer Zeit. Für die Konkurrenz mögen jetzt bisweilen viel niedrigere Beträge entscheiden als einst, doch daraus folgt nichts gegen die wirtschaftliche Annäherung. Vor einiger Zeit hat der amerikanische Staatssekretär des Handels W. C. Redfield in einer Untersuchung über die Bewegung des amerikanischen Außenhandels einleuchtend dargelegt und an Tatsachen des amerikanischen Wirtschaftslebens veranschaulicht, daß die Herstellungskosten im Wettbewerbe überhaupt nicht allein den Ausschlag geben. Er hat es bei diesem Anlasse als die schwache Seite des Schutzzollsystemes erklärt, daß es leider alles auf den Preis abstelle und so dazu verleite, auf Beschaffenheit, Muster oder überhaupt auf die qualita-

tive Überlegenheit der Waren oder auf die technische und kommerzielle Überlegenheit von Erzeugung und Handel nicht zu achten. Man braucht, sagte er, an der Zukunft Amerikas nicht zu verzagen, selbst wenn es wahr wäre, daß die Gestehungskosten in Amerika durchschnittlich gleich oder sogar größer wären als in den Ländern, denen Amerika verkaufen will. Das nämliche wird den Gegnern des Wirtschaftsbündnisses zugerufen werden dürfen, die dieses an den etwas höheren Produktionskosten von Kohle und Eisen scheitern lassen möchten.

Unter den Gründen gegen ein Wirtschaftsbündnis fehlt ferner selten der Hinweis auf die ungleiche Größe und Stärke der beiderseitigen Volkswirtschaften. Ein Zusammenschluß zu gemeinsamer Wirtschaft sei, so behauptet man, für beide Teile nur von Vorteil, wenn sich gleich Große und gleich Starke zusammenschließen. Es zeigt dies wieder, wie man von einem Irrtume in den anderen verfällt, sobald der Annäherungsplan von seiner geschichtlich-politischen Unterlage abgelöst und voraussetzungslos als wirtschaftliche Angelegenheit betrachtet wird, bei der es sich nach geschäftlichen Anschauungen nie um etwas anderes als um Interessenkämpfe handeln kann. Die Ungleichheit der Volkswirtschaften in Deutschland und Österreich-Ungarn ist eine jedermann bekannte Tatsache. Da die Annäherung nach ihren letzten Zwecken nicht stattfinden soll, um zwischen den Industrien oder Landwirtschaften der beiden Reiche einen Kampf aufs Messer zu entfesseln und die eine oder andere zu vernichten, so versteht es sich von selbst, daß die Ordnung der künftigen Wirtschaftsverhältnisse nur im Sinne der Erhaltung und Förderung der beiderseitigen Wirtschaften geschehen kann. Das Wirtschaftsbündnis als Stärkung des politisch-militärischen Bündnisses wollen, verbietet von vorneherein etwas anderes. In dieser Absicht ist von selbst die Pflicht inbegriffen, das wirtschaftliche Verhältnis so zu gestalten, daß es dem politisch-militärischen Einverständnisse nicht schaden könne. Ob und wieweit das möglich ist, wird sich erst zeigen müssen. Gerade auf die Notwendigkeit, bald zu ermitteln, wie es damit im einzelnen stehe, wurde letzthin nachdrücklich aufmerksam gemacht. Feierlich müßte jedoch Einsprache erhoben werden, wenn man hierbei die Politiker und die „praktischen Faktoren der Volkswirtschaft" gegeneinander ausspielen und letzteren allein das entscheidende Wort zuerkennen wollte. Es wäre ein heute doch kaum mehr zulässiger Irrtum, nur die Produzenten und den Handel an handels- oder wirtschaftspolitischen Dingen als beteiligt anzusehen. Die Verbraucher und alle, die an einer richtigen Entwicklung von Staat und Gesellschaft arbeiten, haben dabei zum mindesten mit ebensoviel Recht und Gewicht mitzureden. Der Zusammenklang aller dieser Interessen ist eine der wichtigsten Fragen der inneren Staatspolitik, und es dürfen deshalb bei ihrer Entscheidung weder die Verbraucher noch die Politiker links liegen gelassen werden. Auf je längere Dauer das Wirtschaftsbündnis angelegt wäre, desto größer muß die Vorsicht sein, mit der die ausgleichende Linie gezogen wird. Da schon wiederholt zwischen Staaten von verschiedener Höhe

und Kraft der wirtschaftlichen Entwicklung Handelsverträge vereinbart worden sind, wird es wohl der handelspolitischen Diplomatenkunst zugetraut werden dürfen, daß sie imstande sei, im Aufbau des wirtschaftlichen Verbandes eine Aufgabe zu bewältigen, die von den schwierigen Fragen, die bei Handelsverträgen zu schlichten sind, sich grundsätzlich nicht unterscheidet. Das wichtige dabei ist nicht die Größe der Wirtschaft, sondern die ungefähre Übereinstimmung oder Verwandtschaft ihres Gefüges und ihrer Verfassung, und die ist gegebenenfalls gewiß vorhanden. Ein lehrreiches Beispiel, daß die Vereinigung ungleich großer Wirtschaften nicht notwendig den Schwächeren schädigen müsse, bietet das Verhältnis zwischen dem Deutschen Reiche und Luxemburg. Als letzteres in den deutschen Zollverband eintrat, war es vorzugsweise Ackerbauland und hatte nur kleine, auf den Inlandsmarkt beschränkte Industrien. Seither sind nicht bloß die Eisen- und eisenverarbeitenden Industrien sowie die Herstellung von Stahl „zu internationaler Größe" angewachsen, sondern daneben haben sich, belebt von dem kräftigen wirtschaftlichen Atem Deutschlands, auch andere Industrien entwickelt. Es entstanden Handschuhfabriken, bedeutende Tabakfirmen, Brauereien usw. Sie haben ihren Absatz im Deutschen Reiche, in Belgien und in anderen Ländern. Sonstige einheimische Industriezweige (Keramik, Pulver, Konserven, Tuch usw.) bestehen im Luxemburgischen ungeachtet der deutschen Konkurrenz weiter*). Ein kleines Ländchen, dessen Größenverhältnis zum Deutschen Reiche eigentlich grotesk ist, hat hier die Gemeinschaft mit dem Stärkeren und dessen Übermacht ertragen, ohne unterzugehen. Es hat alle Vorteile erlangt, deren sich der Starke in seinem Kampfe nach Außen bedient. Es ist also weder ein Natur- noch ein unbeugsames Wirtschaftsgesetz, daß bei einer Bevorzugung oder bei zollfreiem Verkehre in der Regel nur wenige Industriezweige des schwächeren Staates an Absatz gewinnen, die große Mehrheit der übrigen Industrien dagegen Verluste erleiden. Das wird um so weniger eintreten, wenn die Verbindung nicht nach einer steifen Vorlage, sondern unter sorgfältigem Bedacht auf die gegebenen Tatsachen eingerichtet wird. Außerdem wird eine Aufteilung des Inlandskonsums zwischen den Wirtschaften der verbündeten Länder von deutscher Seite für möglich erklärt.

Bei der Gegnerschaft wider das Wirtschaftsbündnis spielt auch ein merkwürdiger himmelfarbener Optimismus mit. Was unsere Gegner während des Krieges reden und tun, um den Außenhandel des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns für lange hinaus zu beeinträchtigen, weiß man. Sehr viele unterschätzen jedoch die Tragweite der feindlichen Kriegsveranstaltungen, wie z. B. der verschiedenen von England gestifteten Einfuhrtrusts, die nicht nur jetzt die Zufuhren an die Zentralmächte behindern sollen, sondern augenscheinlich zugleich

*) Obige Angaben verdanke ich den Mitteilungen eines Luxemburgers, des Schriftstellers Norbert Jacques (Verfasser der Kriegsbücher „London und Paris" und „Die Flüchtlinge").

dazu bestimmt sind, zum Schaden der letzteren Absatz- und Geschäftsgebiete der deutschen und österreichischen Wirtschaft für die englische Industrie zu kapern. Zu Ende des Vorjahres verhandelte die Schweiz in Paris mit Vertretern der feindlichen Staaten über Ausfuhr schweizerischer Baumwollwaren in die Ententeländer gegen Einfuhr von Baumwolle und englischen Garnen. Sie erreichte dabei wenig, und — so wurde aus Bern gemeldet — „es wurden ihr Zumutungen gestellt, als ob die Schweiz wirtschaftlich bereits eine Provinz des Vierverbandes" wäre. Von dergleichen Spuren einer über den Krieg hinausreichenden gehässigen Unversöhnlichkeit wimmelt es. Neuerdings wird von einer interparlamentarischen Versammlung gemeldet, die Anfang März dieses Jahres zur Erörterung wirtschaftlicher Fragen stattfinden soll. Gegenstand der Verhandlung sollen die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen unseren Gegnern sein: insbesondere der Schutz gegen das geschäftliche Verdrängen durch die Deutschen, Mindesttarife für Post-, Telegraphen- und Frachtverkehr zu Gunsten der Verbündeten, ein Vorzugstarif für die verbündeten Länder einschließlich ihrer Kolonien usw. In manchen Kreisen nimmt man dies auf die leichte Achsel und tröstet sich in einem fast unheimlichen Sicherheitsgefühle damit, daß die eisernen Notwendigkeiten viel rascher, als man annehme, sich nach dem Kriege durchsetzen werden: der internationale Güteraustausch werde trotz allem fortbestehen, die Völker werden aufeinander angewiesen bleiben und die besseren und billigeren Waren schließlich überall das Feld behaupten. Davon überzeugt, mag man von einer wirtschaftlichen Bindung zwischen den Bundesgenossen nichts wissen. Der Verbündeten hält man sich unter allen Umständen versichert und möchte sich nicht durch irgendwelche Bevorzugung „der nächsten Freunde mit der ganzen Welt verzanken". Der Krieg wird gewiß nicht die Weltwirtschaft zerschlagen, Mitteleuropa wird unter allen Umständen durch eine Menge von Fäden mit den übrigen Ländern verbunden bleiben, doch der unmittelbare wirtschaftliche Verkehr mit den feindlichen Ländern wird sich aller Voraussicht nach nur langsam und spröde einrenken. Was unseren Wirtschaften von ihren Gegnern zugedacht ist, habe ich schon an anderer Stelle geschildert*). Seither ist mit bestem Willen nichts zu merken gewesen, was darauf deuten würde, daß mildere Saiten aufgezogen würden. Angesehene englische Professoren haben es vor kurzem für nötig gefunden, bei einer öffentlichen Preisverteilung zu ermahnen, die wirtschaftlichen Beziehungen mit Deutschland nicht für immer abzubrechen, woraus man ungefähr entnehmen kann, welches die Stimmung unter der englischen Jugend und in der englischen Gesellschaft nun sein mag. Vielleicht macht es die Vertrauensseligen etwas nachdenklich, wenn sie hören, wie die Amerikaner die Zukunft

*) In meiner Schrift: „Die Kulturgemeinschaft der Völker nach dem Kriege", S. Hirzel, 1915, S. 59 ff.

beurteilen. Die letzteren sind in diesem Falle um so verläßlicher, als sie von den Feindesländern im allgemeinen mehr als wir wissen. Eine in Newyork erscheinende Zeitschrift veröffentlichte vor kurzem einen Artikel über Zolltarife und Handelsverträge. Darin heißt es, daß die wütenden Drohungen mit einer „wirtschaftlichen Allianz", die Deutschland für alle Zeiten isolieren würde, in England, Rußland und Frankreich zwar vielfach einer kühleren Überlegung Platz gemacht haben, die Wahrscheinlichkeit einer solchen Verschwörung wird aber folgendermaßen beurteilt: Falls bloß Erschöpfung das Ende des Krieges herbeiführen sollte, ohne daß jemand befriedigt würde, könnte die volkstümliche Strömung in den genannten Ländern eine wirtschaftliche Isolierung Deutschlands erzwingen. Dasselbe würde wohl eintreten, wenn Deutschland während des Krieges imstande war, seine Ausfuhrindustrie mit Hilfe der Regierung aufrecht zu erhalten. Falls Deutschland geschlagen und industriell geschwächt aus dem Kampfe hervorginge, würden Rußland und Frankreich geneigt sein, es kommerziell im Geiste kluger Selbstsucht zu behandeln. Rußland habe jedenfalls ein starkes Verlangen, unmittelbare freundliche Beziehungen mit seinen Verbündeten und mit Amerika zu pflegen, und es herrsche dort ein starkes antideutsches Gefühl, das — wie viele behaupten — sich zu einem allgemeinen Boykott deutscher Waren entwickeln wird, gleichgültig, welche Verträge man schließen werde*). Es bleibt danach kaum viel übrig, wo nicht isoliert werden wollte. Allzu gemütlich sieht die Lage wahrhaftig nicht aus. Das Zaudern derjenigen, die Angst haben, es könne die Wiederanknüpfung alter wirtschaftlicher Beziehungen durch die dem Bundesgenossen gewährte Vorzugsbehandlung erschwert werden, gemahnt an das Sprichwort von dem Sperling in der Hand und der Taube am Dache. England hat sich nicht durch ähnliche Erwägungen vom Wirtschaftskriege abhalten lassen und schon vor dem Kriege in Kanada zum Nachteile des deutschen Exportes eine begünstigte Stellung erworben, ohne danach zu fragen, ob ihm seine deutsche Kundschaft deshalb weitergehen werde. Es ist sehr rechtschaffen, wenn man nicht daran glauben kann, daß im internationalen Handel die Politik zerstörend wirken könne, die Amerikaner denken darüber jedoch viel nüchterner. Der früher erwähnte Artikel erklärt es zum Schlusse trotz allen Vorbehalten als sicher, daß nach dem Kriege unsere Feinde „die internationalen Handelsbeziehungen unter sich selbst weit günstiger gestalten werden, als sie bisher waren. Politische Gründe werden die Veranlassung dazu sein, und der fiskalische Zusammenhang, der durch die Finanzierung des Krieges nötig gemacht wurde, wird sie zwingen, in vielen Beziehungen Jahre hindurch enge zusammenzuhalten" (a. a. O. Sp. 723). Politik und Wirtschaft sind hier sichtlich eins.

Das Gedankengerüst der Gegner einer wirtschaftlichen Annäherung ist

*) Deutsche Wirtschaftszeitung, 15. Dezember 1915, Nr. 24, Sp. 722.

sonach nicht besonders widerstandskräftig. Am wenigsten vermögen sie etwas Stichhaltiges gegen die handgreiflichen Vorteile zu sagen, welche die Vereinigung für handelspolitische Abkommen mit dritten Staaten hätte. Allerdings lassen sie auch hier entweder zweifelsüchtig durchscheinen, daß die nach dem Kriege voraussehbar gesteigerte Intensität der Erzeugung auf beiden Seiten ein Streben nach Erweiterung der Ausfuhr wachrufen werde, d. h. man hält es für unwahrscheinlich, daß die Zentralmächte es wagen werden, durch gegenseitige Bevorzugung ihre Ausfuhr nach anderen Ländern zu gefährden. Oder — das gerade Gegenteil — sie erklären die einem industriell schwächeren Staate eröffnete Ausfuhrmöglichkeit für einen „leeren Wechsel", weil er sie doch nicht ausnützen könne, zumal Kartellierungen im Außenverkehr keinen Erfolg versprechen. Aus so entgegengesetzten Vordersätzen abgeleitet, werden diese an und für sich anfechtbaren Einwendungen kaum Eindruck machen. Was ein Land aus den Begünstigungen macht, die es durch Handels- und Zollverträge erlangt hat, ist seine Sache, das kann ihm niemand gewährleisten. Es gibt auch kein Mittel, um dem Wettbewerbe des einen oder anderen Landes zu entfliehen. Einfuhrmonopole zu Gunsten eines einzelnen Landes hat es in neuerer Zeit nicht gegeben, und wenn etwa nach dem Kriege solche begründet werden sollten, dürfte es kaum den Zentralmächten zuliebe geschehen. Es ist daher nicht einzusehen, wie eine Gleichstellung der deutschen und der österreichisch-ungarischen Erzeugnisse beim Abschlusse von Handelsverträgen mit dritten Staaten den letzteren nachteilig sein kann. Würden sie wegen der höheren Selbstkosten nicht konkurrenzfähig sein, so ändert sich doch nichts dadurch, daß die Handelsverträge gesondert und voneinander unabhängig abgeschlossen werden. Umgekehrt ist unter dieser Voraussetzung gemeinsames Vorgehen erst recht notwendig. Denn es bietet dem dritten Staate den Anreiz eines erheblich vergrößerten Einfuhrgebietes, und für ihre Ausfuhr haben Deutschland und die Donaumonarchie immer das gleiche Interesse an tunlichst niedrigen Eingangszöllen. Und solche dürften für den Gegenwert des doppelt so großen Marktes weit eher zu erreichen sein.

Die Prüfung an den allgemeinen wirtschaftspolitischen Einwänden überzeugter Gegner bestätigt demnach, daß der Plan eines Wirtschaftsbundes an und für sich die Kritik vernünftigen und erfahrungsmäßigen Denkens wohl verträgt. Es hat sich bei den unzähligen Besprechungen dieses Gegenstandes bisher noch nichts ergeben, das es rechtfertigen würde, jenen Plan schlankweg von der Hand zu weisen. Es kann sein, daß sich wegen der verschiedenartigen Interessen am Weltmarkte oder in anderer Hinsicht Schwierigkeiten, vielleicht sogar unüberwindliche ergeben, wenn man ans einzelne geht. Ebenso gut kann aber, wenn infolge gewisser Abmachungen oder Anstalten da oder dort gehegte Besorgnisse sich zerstreuen, mancher Einwurf entfallen, der heute aus voller Überzeugung erhoben wird. Bindet man sich nicht vorweg an einen starren Inhalt, sondern setzt soviel wirtschaftliche Gemeinsamkeit fest, als bei mög-

lichstem Entgegenkommen beider Teile die Verhältnisse gestatten, so kann es keinen Fehlschlag geben. Wir wollen daher auf einen guten Ausgang hoffen und sollen uns bemühen, soweit es irgendwie angeht, das Gegenteil zu verhindern. Nichts wäre verkehrter, als in dieser Sache vom Schutze der Hilfsbedürftigen oder von Wohlwollen und Freundschaft zu sprechen. Aus solchen flüchtigen und wandelbaren Stimmungen und Gefühlen läßt sich die Zukunft politisch weittragender staatlicher Beziehungen nicht formen. Wohl aber ist sie gut verankert, wenn mittels der wirtschaftlichen Annäherung ein beträchtlicher Teil des breiten Walls von Völkern und Ländern errichtet und zementiert wird, der vom Rhein oder von der Schelde quer über Europa bis zum Persischen Golf oder bis an die Ufer des arabischen Meeres reichen soll. Diese Kette sich gegenseitig stützender und aneinanderlehnender Völker und Länder ist nicht bloß notwendig, um England für die Zukunft mit der Aushungerungs- und Absperrungspolitik eine seiner stärksten Waffen zu entwinden, oder doch diesen Waffen viel von ihrer Schärfe zu benehmen, sondern noch mehr ist sie es für die Festlandspolitik der Zentralmächte. Denn sie trennt unsere Feinde von heute und wahrscheinlich auch von morgen und übermorgen, hält Rußland in Schach und entzieht ihm zum Heile Europas und der Kultur den Hebelarm seiner Balkanpolitik, und sie läßt zugleich das Tor offen für die wirtschaftliche Ausbreitung nach dem Osten. Bevor man sich in andere weit ausgreifende Pläne einläßt, muß mindestens dieses, gewissermaßen als das tägliche Brot, geborgen sein. Das sind gleichartige Interessen von Deutschland und Österreich-Ungarn. Was dafür gegeben und getan wird, das geben und tun sie für sich selbst und nicht für den anderen. Solange sich die Bewegung für den wirtschaftlichen Zusammenschluß im Umkreise dieses Gesichtspunktes hält, die „realen Verhältnisse" in Betracht zieht und auch die menschlich-moralischen Werte schonend behandelt, auf die seinerzeit hingewiesen wurde, solange verdient sie von allen Vaterlandsfreunden gestützt zu werden. Wer dennoch schwankt, der braucht nur die französischen und englischen Blätter zu lesen, die im selben Atem Vorarbeiten für eine Zollunion des Vierverbandes fordern und über die wirtschaftliche Verständigung zwischen den beiden Mittelmächten zetern und wettern, in ohnmächtiger Wut in die Drohung ausbrechend, eine solche Erweiterung des Bündnisses werde von den Westmächten niemals geduldet werden. Sapienti sat!

Geh. Justizrat Prof. Dr. Rießer,

Präsident des Hansabundes:

Zur Frage der wirtschaftlichen Annäherung zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland.*)

Daß Österreich-Ungarn und Deutschland in Zukunft sich immer noch lediglich auf den Fuß bloßer Handelsvertrags-Kontrahenten stellen könnten, halte ich für ausgeschlossen. Man kann die auf Hunderten von Schlachtfeldern besiegelte Blutsbrüderschaft nicht mit einer zufälligen Reisebekanntschaft vergleichen, die mitunter trotz monatelangem Zusammensein nach der Heimkehr völlig preisgegeben wird, etwa mit dem Motto: „Blamier' mich nicht, mein liebes Kind, und grüß' mich nicht Unter den Linden!"

Mit wirtschaftlichen und sonstigen Bedenken kann die schlichte Wahrheit nicht totgeschlagen werden, daß ein nach außen und innen starkes Österreich-Ungarn auch für Deutschland eine elementare Lebensnotwendigkeit ist, und daß ein von außen oder von innen geschwächtes Österreich-Ungarn auf die Dauer auch Deutschlands Atem abschnürt.

Ich kenne jene wirtschaftlichen und politischen Bedenken sehr wohl — ihre Zahl ist Legion — die hüben und drüben von sehr vielen und sehr verschiedenen Seiten erhoben werden, ich verkenne ihre Bedeutung und ihr Gewicht nicht und bin selbstverständlich der Meinung, daß sie genau geprüft und, soweit möglich, beseitigt oder gemildert werden müssen — zu einem Ritt über den Bodensee kann kein Vernünftiger raten, am wenigsten in dieser schweren und komplizierten Frage.

Aber höher als alle jene Bedenken stehen die politischen Notwendigkeiten, die auch hier dem Nein der offenen und dem Wenn und Aber der verkappten Gegner sowie der ewigen Zweifler und Zögerer ein Ende bereiten müssen, und wenn irgendwann gilt von dieser großen, nie wiederkehrenden Zeit das Dichterwort:

„Was du von der Minute ausgeschlagen,
Bringt keine Ewigkeit zurück."

Versäumte Gelegenheiten sind oft unwiederbringliche Verluste, und entscheidende Niederlagen kann man nicht nur im Felde erleiden.

Wenn aber namentlich die, welche weder jetzt noch später etwas tun wollen, erklären, daß es „verfrüht" sei, diese Frage zu behandeln, so überkommt, bei noch längerem Zögern der Regierungen, den ehrlichen Freund des Annäherungs-

*) Mit Genehmigung unseres verehrten Mitarbeiters Geh. Justizrat Prof. Dr. Rießer entnehmen wir obige Ausführungen der „Tagespost" (vom 25. Dezember 1915).

gedankens die Sorge, ob nicht so lange gewartet wird, bis es wieder einmal „zu spät" ist. Bis zum Frieden, der jetzt scheinbar aussichtslos lange hinausgeschoben ist, aber doch auch einmal plötzlich dem Abschlusse nahe kommen kann, bis zum Frieden, also vor dem Frieden, muß die wirtschaftliche Annäherung in allen ihren wesentlichen Grundlagen feststehen und abgeschlossen sein, sonst wird die Flut der Schwierigkeiten und die Macht der zentrifugalen Kräfte von außen und innen so gewaltig werden, daß sie auch den besten Willen wegschwemmt.

Es müssen also die Regierungen sofort, ohne jeden Verzug, in Verhandlungen eintreten und dies auch deshalb, weil der Abschluß einer engen wirtschaftlichen Annäherung zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland ohne jeden Zweifel eine gewaltige Anziehungskraft auch auf andere Staaten, zunächst auf verbündete, demnächst aber auch auf weitere Staaten, ausüben wird, und auch diese Ernte muß aus kaum näher zu erörternden Gründen soweit irgend möglich vor dem Frieden geborgen werden.

Natürlich führen zu dem großen Ziele der wirtschaftlichen Annäherung viele Wege, und schon darum empfiehlt sich für den Realpolitiker, der da weiß, daß auch ideale Ziele nur mit realpolitischen Mitteln erreicht werden können, schon bei der Auswahl und dann bei der Fortsetzung des Weges ein vorsichtiges und schrittweises Vorgehen. Große Ziele lassen sich oft nur etappenweise erreichen, und für das dadurch bedingte etwas langsamere Zeitmaß des Vormarsches entschädigt meist die größere Sicherheit, mit der man dem zunächst enger gesteckten, dann allmählich weiter zu steckenden Ziele zustreben kann. Jedenfalls aber muß der schrittweise Vormarsch, und zwar nicht lediglich aus taktischen Gründen, von einheitlichen Gesichtspunkten geleitet sein. Insbesondere muß jeder Teil, vor allem der stärkere, fest entschlossen sein, bei jedem Schritt auf etwaige schwerere Produktionsbedingungen oder geringere Leistungsfähigkeit des andern Teiles in loyalster Weise Rücksicht zu nehmen. Eine solche Rücksichtnahme gebietet auch das eigene Interesse — wirtschaftliche Verstimmungen setzen sich früher oder später in politische Streitigkeiten um.

Geht man von diesen Gesichtspunkten aus, so wird man den an sich zweifellos einfachsten und wünschenswertesten Weg, der auch jede Schwierigkeit bei nach dem Grundsatze der Meistbegünstigung abzuschließenden Handelsverträgen mit andern Staaten unmöglich machen würde, den Weg einer vollen Zollunion, also eines gänzlich zollfreien Zwischenverkehrs zwischen den dann eine wirtschaftliche Einheit bildenden Staaten Österreich-Ungarn und Deutschland, nach Lage der heutigen Umstände kaum beschreiten können. Es stehen der Beschreitung dieses Weges derzeit noch allzu viele Staatshoheits-Bedenken und Ausführungsschwierigkeiten entgegen, die man nicht unbeachtet lassen kann, wenn man nicht den ganzen Gedanken, und zwar alsdann voraussichtlich dauernd oder auf sehr lange Zeit, gefährden will.

Hiernach bleiben im wesentlichen nur zwei scheinbar völlig entgegengesetzte Wege übrig:

Der eine besteht in einem auf der Grundlage einer „vertragsmäßigen, auf lange Dauer gesicherten Gemeinsamkeit der Handelspolitik" beruhenden Wirtschaftsbündnis zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland mit einheitlichem Außentarif, der zwar auf Grund eines einheitlichen Zolltarifschemas zu vereinbaren wäre, dessen Zollsätze aber „nicht durchweg die gleichen für die beiden Gebiete zu sein brauchen", mit der Maßgabe, daß im wechselseitigen Verkehr der verbündeten Mächte den wirtschaftlichen Verschiedenheiten durch Ausgleichszölle (Zwischenzölle) Rechnung zu tragen wäre.

So der Beschluß des Deutsch-Österreichisch-Ungarischen Wirtschaftsverbandes zu Dresden vom 29. November 1915, in der Folge Dresdener Tagung genannt.

Der zweite Weg geht davon aus, daß die wirtschaftliche Annäherung zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland in erster Linie in der Form wechselseitiger Vorzugsbehandlung erfolgen solle.

So der Beschluß der Delegiertenkonferenz der Mitteleuropäischen Wirtschaftskonferenz in Wien vom 19./20. November 1915, im folgenden Wiener Delegiertenkonferenz genannt.

In dieser Weise gegenübergestellt, können die beiden Wege allerdings als völlige Gegensätze erscheinen, von denen der eine mit dem andern kaum etwas gemein hat, wie denn auch der Beschluß der Dresdener Tagung ausdrücklich bemerkt:

Die zollpolitische Vorzugsbehandlung ohne Gemeinsamkeit der Wirtschaftspolitik ist wie alle andern halben Maßnahmen als unzulänglich abzulehnen, denn die Interessengemeinschaft der Zentralmächte erschöpft sich nicht in der Zollpolitik.

Es sind dies Sätze, denen man geneigt sein könnte, grundsätzlich zuzustimmen, falls eine Einigkeit darüber besteht, was unter der hier geforderten „Gemeinsamkeit der Wirtschaftspolitik" zu verstehen ist.

Nun ergibt sich aber aus den ausführlichen Thesen der Wiener Delegiertenkonferenz, daß auch diese Konferenz davon ausgegangen ist, daß die in der Form wechselseitiger Vorzugsbehandlung gedachte wirtschaftliche Annäherung — eine Form, auf die man sich offenbar nur nach einem aus praktischen Erwägungen notwendig gewordenen Ausgleich verschieden gearteter Ansichten zurückgezogen hat — „möglichst das gesamte Wirtschaftsleben ins Auge fassen" soll. Auch die Wiener Delegiertenkonferenz ist sonach der Ansicht der Dresdener Tagung, daß „sich die Interessengemeinschaft der Zentralmächte nicht in der Zollpolitik erschöpfe". Auch sie betrachtet die „Gemeinsamkeit der Wirtschaftspolitik", wenn sie dieselbe auch in einem Punkte etwas enger umgrenzt wie die Dresdener Tagung, als ein notwendiges Ziel der wirtschaftlichen Annäherung. Diese engere

Umgrenzung kommt darin zum Ausdruck, daß die Wiener Delegiertenkonferenz die „vertragsmäßige, auf lange Dauer gesicherte Gemeinsamkeit der Handelspolitik" nicht in der Form einer Verpflichtung der Vertragsteile durchführen will, Handelsverträge mit dritten Staaten nur gemeinsam abzuschließen, sondern „unter Wahrung der handelspolitischen Hoheitsrechte" lediglich in der Form einer Verpflichtung, Handelsvertragsverhandlungen mit dritten Staaten „nur in gegenseitigem Einvernehmen, unter gegenseitiger Unterstützung und gleichzeitig" zu führen und diese Verträge „gleichzeitig abzuschließen".

Hinzugesetzt wird, daß dritten Staaten eine handelspolitische Vorzugsbehandlung „nur unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Interessen der verbündeten Staaten und nur in wechselseitigem Einvernehmen" gewährt werden darf.

Auch das von der Dresdener Tagung verlangte „einheitliche Zolltarifschema" fehlt in den einige Tage zuvor gefaßten Beschlüssen der Wiener Delegiertenkonferenz nicht.

Endlich ist in den letzteren Beschlüssen ausdrücklich ausgesprochen, daß die wirtschaftliche Annäherung anstreben solle:

a) die Vereinheitlichung des gesamten Zollwesens der verbündeten Mächte in der Weise, daß neben den gegenseitig zu gewährenden Zollvergünstigungen und neben der Schaffung des schon erwähnten einheitlichen Zolltarifschemas und Warenverzeichnisses, sowie einer möglichst gleichmäßigen Zollgesetzgebung, die Freiliste der Zolltarife, die heute schon dreißig bis vierzig Prozent des beiderseitigen Warenverkehrs umfaßt, „tunlichst zu erweitern" und eine periodische Revision der im wechselseitigen Verkehr geltenden Zollsätze, „geleitet von der Tendenz der Annäherung," vorzunehmen sei;

b) „die Verbesserung und den Ausbau des wechselseitigen Verkehrssystems im weitesten Sinne des Wortes", insbesondere die baldmögliche Durchführung aller „zur Entwicklung der Produktion, des Handels, des Verkehrs und der Finanzwirtschaft" der Vertragsteile notwendig erscheinenden gesetzlichen und Verwaltungsmaßregeln im Sinne der Annäherung und Vereinheitlichung, sowie der Erreichung einer „möglichst einheitlichen wirtschaftlichen Gesetzgebung und Finanzpolitik".

Es kann kaum zweifelhaft sein, daß auch diese offenbar aus politischen Zweckmäßigkeitsgründen, aber auch aus einer Reihe sachlicher Bedenken enger begrenzte Bindung in bezug auf das Vorgehen gegenüber dritten Staaten ausreicht, um eine ohne jede derartige Bindung unannehmbare bloße Vorzugsbehandlung zwischen den verbündeten Staaten zu ermöglichen.

Aber ich bin der Ansicht, daß die Beschlüsse der Wiener Delegiertenkonferenz sehr wohl durch die Forderung der Wiener Tagung nach einem einheitlichen Außentarif ergänzt werden könnten, und zwar auch mit dem von der letzteren Tagung gewünschten Zusatze, daß die Zollsätze dieses einheitlichen Zolltarifs nicht

durchwegs die gleichen für beide Vertragsgebiete sein müssen. Dieser Zusatz, der von mancher Seite lebhaft bekämpft wird, dürfte namentlich dann unbedenklich sein, wenn, wie ich allerdings glaube, Philippovich mit der Ansicht recht hat, daß von über 2000 Vertragszollsätzen der verbündeten Staaten nur etwa 113 zu verschiedener Zollbemessung nötigen. Ich bin also der Ansicht, daß die Beschlüsse der Wiener und Dresdener Delegiertenkonferenz mit der erwähnten Ergänzung eine gute Grundlage für die nunmehr von den beteiligten Regierungen, unter Zuziehung von Sachverständigen, alsbald zu beginnenden und energisch zu fördernden vertraulichen Verhandlungen bilden. Sie stimmen auch im wesentlichen überein mit den früheren Beschlüssen des Österreichisch-Deutschen Wirtschaftsverbandes zu Wien vom 28. und 29. Juni 1915, in denen ein wirtschaftlicher Bundesvertrag zwischen den Zentralmächten auf Grund gemeinsamer Handelspolitik, und zwar eines nach einheitlichem Zollschema zu vereinbarenden Außentarifs und „auf Grund einer besonderen, im gegenseitigen Einverständnis auch auf andere Staaten ausdehnbaren Vorzugsbehandlung ihres wechselseitigen Verkehrs“ (mit Ausgleichszöllen) gefordert worden war.

Selbstverständlich würde die Bevorzugung von keiner Seite praktisch so gehandhabt werden dürfen, daß etwa die zwischen den verbündeten Mächten bestehenden Zölle überhaupt nicht oder nur ganz unwesentlich ermäßigt werden und die Bevorzugung nur dadurch zum Ausdruck gebracht wird, daß die nicht bevorzugten Länder einen noch höheren Zoll zahlen müssen. (Julius Wolf, Ein Deutsch-Österreichisch-Ungarischer Zollverband [Leipzig, A. Deichert, 1915], S. 11.) In dieser Voraussetzung, für deren Eintritt nur in Regierungsverhandlungen die erforderlichen Sicherheiten beschafft werden können, wird man weiter sagen können, daß die Beschlüsse der Wiener Delegiertenkonferenz auch den Weg zu einer künftigen engeren Einigung in keiner Weise versperren wollen und versperren, insbesondere nicht den Weg zu einer vollen Zollunion oder zu einem wirklich „einheitlichen Wirtschaftsgebiet“ „mit gemeinsamer Zollgrenze und einer den Bedürfnissen beider Volkswirtschaften angepaßten Zwischenzolllinie, deren Abbau in der Frist einiger Jahrzehnte zu erfolgen hätte“ — erste Alternative der Beschlüsse der Hauptversammlung des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereines in Deutschland zu Berlin vom 19. Juni 1915.

Denn die Beschlüsse der Wiener Delegiertenkonferenz, auch wenn man in ihnen selbst für heute nicht das letzte Wort der Verständigungsversuche zwischen den Beteiligten erblicken mag, gehen doch, trotz ihrer gewollten Beschränkung auf das derzeit voraussichtlich praktisch Erreichbare, weit hinaus über die Forderung einer bloßen gegenseitigen Vorzugsbehandlung, die für sich allein den Einheitsgedanken nur in sehr verkümmerter Gestalt zum Ausdruck bringen und den durch die wirtschaftliche Annäherung vor allem zu bewirkenden wirtschaftlichen und politischen Machtzuwachs nur in sehr unzulänglichem Maße verwirklichen würde.

Jene Beschlüsse schaffen also zum mindesten auch ihrerseits den Rahmen für einen wirklichen (auch Dritten gegenüber in dieser Weise zu bezeichnenden) Wirtschaftsbund, dessen bloße Vereinbarung dritten Staaten die Möglichkeit benehmen würde, auch für sich aus dem Titel der Meistbegünstigung die gleiche Vorzugsbehandlung zu fordern.

Ein solcher unter der Bezeichnung eines Wirtschaftsbundes schon jetzt in allen Hauptteilen festgefügter Rahmen, mag er nach dem Muster der Wiener Delegiertenkonferenz enger oder weiter gefügt werden, würde es auch als einen erträglichen Nachteil erscheinen lassen, wenn es nicht gelingen sollte, gleichzeitig, also ebenfalls noch vor dem Frieden das einheitliche Zolltarifschema und den einheitlichen Außentarif in allen seinen Teilen fertigzustellen, was um so schwieriger ist, als in den Regierungsverhandlungen auch die weitere Frage zu erörtern ist, ob etwa die Außenzolltarife als Doppeltarife aufzustellen wären. Immerhin wird sich gerade in den Regierungsverhandlungen nach meiner Überzeugung herausstellen, daß so manche von den Interessenten besonders betonte Schwierigkeiten im Lichte der Staatsnotwendigkeiten, deren Beachtung durch nach dem Frieden zu erwartende wirtschaftliche Kriegsmaßregeln der Gegner zur doppelten Pflicht werden wird, unbedeutender erscheinen, jedenfalls aber beseitigt oder überbrückt werden müssen.

Das Eine haben aber sicherlich gerade die vielen Verhandlungen der wirtschaftlichen Verbände erreicht, daß heute ehrlich betont werden kann:

„Der Worte sind genug gewechselt,
Laßt mich auch endlich Taten sehen."

Die Hoffnung Georgiens.

(Von einem georgischen Fürsten.)

Anfangs des neunzehnten Jahrhunderts, während ganz Europa unter dem Eindrucke der Napoleonischen Kriege stand, focht Georgien verzweifelt die letzten Kämpfe um seine Existenz und sein politisches Dasein aus.

Die ewigen Feindseligkeiten der beiden benachbarten mohammedanischen Staaten, der Türkei und Persiens, mußten endlich diesen alten Kulturstaat, das christliche Georgien, zur Schwächung und zum Verfall bringen.

Die ununterbrochenen Kriege mit Persien und der Türkei stellten den vorletzten König von Georgien, Heraclius II. (1762—1798), vor die Alternative, entweder auf Patrimonium und Nationalschutz seines Volkes zu verzichten und somit sein Land preiszugeben, oder sich unter das Protektorat eines mächtigen Staates zu stellen, wodurch wenigstens das Reich erhalten blieb. Er entschied

sich notgedrungen zu diesem letzteren und suchte zunächst einen Anhalt beim österreichischen Hofe in Wien, und trat dann, als eine Einigung hier nicht erzielt wurde, mit dem päpstlichen Stuhle in Verbindung. Als auch dieser Schritt ohne Resultat blieb, war er gezwungen, die Wiederannäherung an Rußland zu suchen, mit welchem Staate bereits früher Unterhandlungen bestanden hatten.

Diese Verhandlungen zwischen den Vertretern der Kaiserin Katharina II. und dem König Heraclius führten nun zu einem Vertragsabschluß, wonach sich Georgien unter Beibehaltung seiner Selbständigkeit, seines erblichen Staatshauptes, der nationalen Verwaltung, der eigenen Gesetzgebung, seiner Landeskirche, des Militärwesens, der Geldprägung usw. freiwillig dem Protektorat Rußlands unterstellte. Dieser Staatsvertrag, der ohne jeden Zweifel völkerrechtlichen Charakter trägt, ist übrigens auch in das Russische Gesetzbuch (Bd. XXI) aufgenommen.

Trotzdem Kaiserin Katharina II. geschworen hatte, diesen Vertrag auf ewige Zeiten zu respektieren und innezuhalten, wodurch also auch ihre Thronnachfolger gebunden waren, brach man doch bald hierauf den Schwur, indem Alexander I. im Jahre 1801 das Königreich Georgien in ein russisches Gouvernement verwandelte und ihm nach und nach alle Freiheiten und alle Rechte nahm. Selbst die kirchlichen Rechte, das Heiligste des Volkes, wurden von den wortbrüchigen russischen Kaisern mit Füßen getreten.

Die europäischen Mächte waren während dieser kritischen Zeit so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß ein Protest gegen dieses, wider alles Völkerrecht verstoßende Verbrechen unterblieb und Alexander I. ungestört sein Opfer knechten konnte.

Das georgische Volk, das auf eine mehrere Jahrtausende lange Existenz zurückblicken kann und als Zeitgenosse der alten Assyrer, der Meder und der Ägypter wie diese sein Teil zur Kulturgeschichte der Menschheit beigetragen hatte, konnte diesen Vertragsbruch nicht auf sich beruhen lassen. Oftmals suchte es sich vom russischen Joche zu befreien. Die Nationalaufstände in den Jahren 1804, 1812, 1844, und 1878 sind die Beweise hierfür. Noch unlängst, im Jahre 1905, gelegentlich des Russisch-Japanischen Krieges, erhob auch Georgien die Fahne des Aufstandes, um als Vorhut der russischen Revolution voranzugehen, leider aber wiederum ohne Erfolg. Die rohe Gewalt der Ungerechtigkeit blieb bis jetzt Sieger.

Der gegenwärtige Weltkrieg bietet nun wiederum eine selten günstige Gelegenheit zur Verwirklichung der nationalen Ideale Georgiens. Das Land besitzt alle diejenigen Faktoren, welche einem Staate die Existenzberechtigung garantieren. Die uralte nationale Staatsgeschichte, die alte christliche Kultur, ein historisches und scharf begrenztes Territorium mit einer einheitlich-

georgischen Bevölkerung, mit einer entwickelten intelligenten Klasse und eine unantastbare völkerrechtliche Lage bürgen hierfür.

Das Land ist sehr fruchtbar und reich an Naturschätzen und Mineralien, auch bürgt die schon jetzt tüchtig betriebene Landwirtschaft für einen selbständigen, soliden nationalökonomischen Stand, sobald durch die ersehnte Freiheit der volkswirtschaftliche Aufschwung nicht mehr gehemmt ist, sondern sich frei entwickeln kann.

Die Grenzen Georgiens bilden im Westen das Schwarze Meer von der Mündung des Tschorokflusses bis zur Ortschaft Dachowskaja; im Norden die Hauptkette des Kaukasusgebirges bis nach Daghestan; im Osten das Land Daghestan und im Süden der Gökscha-See; von diesem führt eine fast gerade Linie bis zum Tschorokfluß und dem Schwarzen Meere.

Auf diesem Gebiete, dem Königreich Georgien, wohnen etwa zweieinhalb Millionen Georgier und etwa eine halbe Million Menschen anderer Nationalitäten, so daß der zukünftige Staat an drei Millionen Einwohner zählen würde. Die wichtigsten Städte des Landes sind Tiflis, Kutais, Batum, Gori, Telaw u. a. Die überwiegende Mehrheit der Georgier gehört der griechisch-katholischen Konfession an, jedoch gibt es auch rund 300 000 Mohammedaner und etwa 50 000 römische Katholiken.

Der östliche Kaukasus gehört den Daghestanern und den Tataren, die ebenfalls darauf warten, sich vom russischen Joche befreien zu können. Gelingt es den ganzen Kaukasus freizumachen, so würde er als Verbündeter der Zentralmächte und als ein schon durch seine geographische Lage sehr begünstigter Pufferstaat den weiteren unersättlichen Eroberungsgelüsten Rußlands für immer ein Ende machen.

* * *

Die Geschichte der georgischen Kultur hat von den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung an eine ganz neue Richtung genommen, und das georgische Volk entwickelte tatsächlich bis zum dreizehnten Jahrhundert auf diesem Felde eine verhältnismäßig große Tätigkeit. Man kann wohl sagen, daß die Georgier nicht weniger geleistet haben, als die anderen Kulturvölker des christlichen Orients, und auf verschiedenen Gebieten vielleicht noch mehr.

Die georgische Literatur beispielsweise entwickelte sich bereits vom fünften Jahrhundert ab, und bis zum dreizehnten Jahrhundert schritt diese Entwicklung unaufhaltsam vorwärts. Die ältesten Übersetzungen der heiligen Schrift gehen bis zu den verloren gegangenen aramäischen Texten zurück. In verschiedenen anderen Übersetzungen und originalen Werken zeigt sich auch die enge Beziehung, die zwischen dem georgischen Christentum, und dem arabischen, syrischen und armenischen Christentum jener Zeit existierte. Die Kommentare zu Salomos „Hohem Liede", von dem Antipapst Hyppolitus, sind heute noch in der georgischen

Übersetzung vollständig erhalten, während dieses Werk in anderen Sprachen nur fragmentarisch vorhanden ist. Die Geschichte der Eroberung Jerusalems durch die Perser (614) von Antiochus Stratigus existiert vollständig ebenfalls nur in der georgischen Übersetzung, während sie in anderen Sprachen nur fragmentarisch erhalten ist. Die berühmte Geschichte von „Barlaam und Joasaph" ist in ihrer ersten christlichen Bearbeitung auch in der georgischen Sprache bekannt, und manche russischen Gelehrten glauben sogar, daß ein georgischer Schriftsteller, der heilige Euthymius vom Berge Athos (im elften Jahrhundert) diese Geschichte bearbeitet hat.

Das Klosterleben entwickelt sich überhaupt vom sechsten Jahrhunderte ab, und die Georgier begründen ihre Klöster nicht nur in Georgien, sondern auch im Auslande, — in Jerusalem, am Berge Sinai, auf dem Athos, in Bulgarien usw.

Eine große Literatur entsteht in diesen Klöstern durch die Arbeit der georgischen Schriftsteller. Die neuen Übersetzungen der Heiligen Schrift und der Werke der weltlichen Literatur aus dem Griechischen, besonders der philosophischen Literatur unter dem Einfluß des Neoplatonismus, erscheinen in georgischer Sprache und sind in ganz Georgien verbreitet.

Die größten dieser Schriftsteller waren: der heilige Euthymius und der heilige Georg Mthatsmindeli vom Berge Athos, und der berühmte Johann Petritsoneli von Petritsch (in Bulgarien), der Übersetzer und Kommentator der Elemente der Theologie von Procles Diadochus.

Die georgische Literatur dieser Zeit enthält auch manche „Leben der Heiligen", welche die wertvollsten Angaben über die Verhältnisse Georgiens und des christlichen Orients jener Zeiten enthalten. So z. B. das Leben des heiligen Georg Mthatsmindeli, das Leben des heiligen Gregor von Chandstha usw.

Um dieselbe Zeit entwickelt sich auch die Geschichtsschreibung, und die Zeitgenossen der georgischen Könige beschreiben bereits vom Anfang unserer Geschichte der christlichen Periode an die politischen und sonstigen Ereignisse. Die Sammlung dieser Beschreibungen unter dem Titel „Kartlis Zchowreba", die die ganze georgische Geschichte umfaßt, ist heute eine unserer hauptsächlichsten historischen Quellen.

Durch die Differenzierung, die die Folge unserer gesellschaftlichen Entwicklung war, und unter dem Einfluß des Neoplatonismus und der persischen Literatur entsteht eine georgische weltliche Literatur, die die armenische und andere christliche Literaturen in ihrer Entwicklung weit übertraf. Im elften Jahrhundert erscheinen die wunderschönen Oden von Schawtheli (z. B. Abdulmessia, das Lob Davids des Erneuerers), im zwölften Jahrhundert die Oden von Chachruchadze (Thamariani, Lob der Königin Thamar), und der berühmte Roman von Schotha Rusthaweli — „Der Mann im Tigerfelle" —, der in manchen Beziehungen seinesgleichen nur in der westeuropäischen Literatur findet. Eine ganze Reihe

von bedeutenden Schriftstellern, deren Werke heute teilweise verloren sind, gruppieren sich um die große Figur Rusthaweli's. —

Zusammen mit der Literatur entwickelt sich die Kunst — die Architektur, die Malerei, die Skulptur und das Kunstgewerbe. Die prächtigen Kathedralen, die zu einem großen Teile zerstört, aber teilweise doch noch gut erhalten sind, bezeugen — zusammen mit der eigenartigen Malerei und Skulptur, die im Innern dieser Kathedralen sich noch vorfinden, — die hohe Entwicklung der georgischen Kunst. Das georgische Nationalmuseum in Tiflis und auch einige Klöster (wie z. B. das von Gelathi) enthalten die schönsten Sammlungen der georgischen Kleinkunst und des Kunstgewerbes.

Zu bemerken ist auch die Entwicklung der georgischen Kirchenmusik, die in den alten Klöstern — zum großen Teil aus der Volksmusik — entstand. Viele ihrer Werke sind noch heute erhalten und besitzen zusammen mit der weltlichen georgischen Musik einen hohen Wert.

Die Künste und die Literatur entwickelten sich in Georgien zusammen mit der Staatsorganisation und mit dem Rechtswesen. Das Kirchenrecht, das in den Klöstern bearbeitet wurde, die Rechtsverfassung Bagrat IV. (elftes Jahrhundert), die Rechtsverfassung der Atabegs Beka und Aghbugha für Südgeorgien, eine ähnliche von Georg V. für die Bergbewohner Georgiens, und endlich der Rechtskodex Wachtang VI. (achtzehntes Jahrhundert) finden im ganzen Orient kaum ihresgleichen an Klarheit der juridischen Begriffe, an Einfachheit und hoher Menschlichkeit.

Kurz, Georgien war im zwölften bis dreizehnten Jahrhundert nicht nur eine politisch bedeutsame Macht, die den ganzen Kaukasus beherrschte, sondern auch ein zivilisierter christlicher Staat.

Die Einfälle und die Herrschaft der Mongolen (dreizehntes bis fünfzehntes Jahrhundert) und die ewigen Kriege mit der Türkei und Persien haben aber das alte, starke Georgien zugrunde gerichtet, und schließlich haben die Russen mit dem Bruch ihrer feierlich beschworenen Verträge dem georgischen Staatswesen den Rest gegeben.

* * *

Das georgische Volk von heute besteht aber, wie wir gesehen haben, weder aus Verschwörern oder Verrätern, noch ist es irgendeine unorganisierte Masse, sondern es bildet eine einheitliche Nation, die auf eine dreiundzwanzig Jahrhunderte lange Existenz zurückblicken kann und trotz aller schweren Schicksale ihr Dasein noch keineswegs als abgeschlossen betrachtet, sondern gerade jetzt in den Gewittern des Weltkrieges hofft, an der Seite der Zentralmächte und der Türkei ihre Wiedergeburt erkämpfen zu können.

Waldemar Gröhn: Pioniere des Deutschtums in Transkaukasien.

Ein vergessener deutscher Kolonistenstamm.

In dieser Zeit, in der wir bestrebt sind, uns alles Leben der Erde, welches deutschen Ursprungs und deutscher Form ist, eindringlich und liebevoll-stolz vor Augen zu führen, um uns an seinem Wert, seiner Kraft gleichsam zu stärken, mag es gewiß nicht unwichtig sein, die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen deutschen Kolonistenstamm zu lenken, der seit nun bald hundert Jahren in der russischen Provinz Kaukasien ein durch Fleiß und Wohlstand gefestigtes Dasein führt, und der in der ganzen Zeit seiner Arbeit in fremdem Lande deutsche Sprache und deutsche Sitte in seltener Reinheit erhalten hat. Nicht weit davon entfernt, wo jetzt die russischen Heere gegen Türken, Kurden und Perser mit wenig Erfolg zu Felde ziehen, im südlichen Kaukasien, dem sogenannten Transkaukasien, nahe der belebten Handelsstadt Tiflis, in den fruchtbaren Tälern der Flüsse Kura und Jora, da wohnen seit dem Jahre 1816 eine beträchtliche Anzahl deutscher Kolonisten, denen es dank ihrer Geschicklichkeit und ihrem Fleiß gelungen ist, sich allmählich zu wohlhabenden Besitzern und Unternehmern heraufzuarbeiten, und die sich eine geachtete Stellung im transkaukasischen Völkergemisch errungen haben. Schon vor etwa zehn Jahren wies der deutsche Landwirt Paul Hoffmann, der längere Zeit landwirtschaftlicher Beirat der mexikanischen Regierung gewesen, in einem reichhaltigen Buche „Die deutschen Kolonien in Transkaukasien" (Berlin 1905) auf diese Gruppe deutscher Kolonisten hin, deren Eigenart und Einrichtungen er eingehend studiert hatte. Noch jetzt leben dort etwa 8000 Deutsche in elf wohlorganisierten Dorfgemeinden, und der deutsche Reisende, der jene südrussische Provinz bereist, ist freudig erstaunt, dort heimatliches Leben vorzufinden.

Man weiß nicht mehr bestimmt, ob es religiöse Nöte, ob es wirtschaftlich-politische Mißstände waren, welche im Jahre 1816 eine stattliche Anzahl württembergischer Landeskinder veranlaßten, in der Fremde ihr Glück zu versuchen. Man wollte ursprünglich vielleicht nach Palästina, ist aber nach langer, mühseliger Reise bis Transkaukasien gekommen und hat sich dort in Ländereien, die ihnen die russische Krone zur Verfügung gestellt hatte, häuslich niedergelassen. Nach mannigfachen Mißerfolgen und Umgruppierungen hat dann deutscher Fleiß über verschiedene kolonisatorische Hindernisse gesiegt, und, unterstützt von einem überaus fruchtbaren Klima, sind die deutschen Auswanderer allmählich zu einem ansehnlichen und dauerhaften Wohlstand gelangt.

Ein in jeder Beziehung interessantes Kapitel ist das Bodenrecht dieser deutschen Transkaukasier. Der Grund und Boden, der wichtigste Faktor für das

Bestehen der Kolonien, ward ihnen von der russischen Krone zu unantastbarem Besitz für ewige Zeiten geschenkt, jedoch „nicht als persönliches Eigentum irgend jemandes, sondern als Gemeingut einer jeden Kolonie". Also ist der einzelne Kolonist zwar Benutzer seines ihm zuerteilten Landes, aber er darf nie das Land veräußern, denn es ist ja Eigentum der Kolonie. Diese selbst aber darf ohne Erlaubnis der russischen Regierung ebenfalls keinen Quadratmeter Boden verkaufen, und durch diese klugen Bestimmungen ist es möglich gewesen, daß die deutschen Kolonisten noch heute dieselbe Menge an Boden besitzen, welche sie vor hundert Jahren empfingen. Dazu kommen dann natürlich noch viele Neuerwerbungen von Landstücken, die bei der schnellen Vergrößerung des Kolonistenstammes zur Ausbreitung notwendig wurden. Übrigens herrscht hier in diesen Kolonien noch die eigenartige Sitte des Umlegens der Weideländereien von Jahr zu Jahr. Alljährlich werden nämlich die Weide- und zum Teil auch Ackerstücke neu verteilt, so daß niemand bevorzugt und niemand benachteiligt wird. Dieses Umlegen wirkt durchaus nicht fördernd auf die Produktionsmöglichkeiten der einzelnen und verführt naturgemäß zum Raubbau, aber hat doch dafür das Gute, daß das Land auch offiziell stets als Gemeindebesitz legitimiert wird.

Was das Klima Transkaukasiens anbetrifft, so ist es je nach der Lage der Niederlassungen in den betreffenden Kolonien verschieden, doch kann man im großen und ganzen sagen, daß es dem subtropischen Klima, wie es z. B. Kalifornien besitzt, sehr ähnlich ist. In diesem Klima reifen Nüsse, Pfirsiche, edle Weintrauben, und auch für den feldmäßigen Anbau der Baumwolle ist es gut geeignet. Wenn trotzdem der Ausfall der jährlichen Produktionsmengen nicht so hoch ist, wie man erwarten könnte, so liegt das an den Schwierigkeiten, die das regenarme Land in seinem Bewässerungsproblem bietet. Denn noch haben sich die deutschen Kolonisten nicht die modernen Bewässerungsmethoden zu eigen gemacht, die eine bedeutend höhere Ausnützung des Siedlungslandes gewährleisten würden. Gerade Kalifornien hat gezeigt, wie sehr eine sachgemäße Handhabung der modernen Berieselungsmethoden den Gesamtertrag eines Landes erhöhen kann. Als die Vereinigten Staaten das Land Kalifornien vom Staate Mexiko übernahmen, war es absolut unfruchtbar und öde und konnte kaum die dünngesäte Bevölkerung ernähren, während es jetzt, nachdem das Land durch Arbeitskraft und Unternehmungsgeist seiner Bewohner nach modernster Weise bearbeitet worden ist, eines der ertragreichsten Gebiete der Erde ist, dessen wichtige Produkte in Deutschland regen Absatz finden. So könnten auch die deutschen Kolonisten sicher die Ertragsfähigkeit ihrer Ländereien in wenigen Jahren um ein Vielfaches vermehren.

Sehr zu leiden haben die Kolonisten auch unter dem ständigen Mangel an Bargeld. Da es ihnen oft schwer fällt, bei größeren Hagelschäden oder notwendigen Meliorationen größere Summen zu erhalten, so haben die meist kapitalkräftigen Armenier sich diesen Umstand zunutze gemacht. Sie schießen den Kolo-

nien zwanzig- bis dreißigtausend Rubel gegen nicht zu hohen Zins und Amortisation vor, sichern sich dabei aber irgendein Monopol, z. B. das des Kolonialwarenhandels, und schröpfen dann die Bevölkerung durch überhohe Preise.

Sehr erfreulich sind in den deutschen Kolonien das geordnete Familienleben und die guten Beziehungen der Familien zueinander. Gerade hierin zeigt sich das germanische Blutswesen. Unterstützende Hilfe in schwierigen Lebenslagen wird gern und reichlich gewährt. Daß die Kolonisten ihren deutschen Charakter so bestimmt wahren konnten, ist wohl auch der relativen Seltenheit des Abschließens von Mischehen mit Russen oder Angehörigen der kaukasischen Völker zu verdanken. Die Verschiedenheit der Kulturhöhe und der Religionen ist wohl als Grund dieses Umstandes anzunehmen. Es ist übrigens eine sehr eigenartige Beobachtung, die man bei Mischehen von Deutschen mit Angehörigen anderer Völker hat machen können, daß die Deutschen überraschend schnell ihre guten Eigenschaften ablegen und sich alle Untugenden des Volkes ihrer Heiratsgenossen zu eigen machen. Es ist z. B. Tatsache, daß unter den Elementen der russischen Bevölkerung, die nicht mehr deutsch, aber auch noch nicht ganz russisch sind, der Auswurf der russischen Bevölkerung zu finden ist.

Die Geselligkeit wird in den deutschen Kolonien viel geübt, doch liebt man meist nur die Familiengeselligkeit, während das Zusammenkommen in den dort meist recht primitiven Schenken selten ist. Daß die Musik bei den deutschen Transkaukasiern lebhaft gepflegt wird, bedarf wohl kaum der Erwähnung, das deutsche Gefühlsleben ist so urtief mit Melodie und Rhythmus verbunden, daß überall, wo Deutsche sind, auch Musik sein muß. In jeder Gemeinde ist daher ein gut organisierter Gesangverein zu finden, auch ist wohl meist ein Posaunenchor vorhanden. Außerdem wird auch im Familienkreise viel Musik und Gesang getrieben, in der einen Kolonie Helenendorf zählte man z. B. nicht weniger als zwölf Klaviere und vierzig Harmoniums. Das geistige Leben ist in den deutschen Kolonien ziemlich rege, wenn auch eine angemessene Vergrößerung der im Umfang ziemlich beschränkten Büchersammlungen überaus fördernd wirken würde. Es ist dort für Personen, die sich weiterbilden möchten, schwer, zu geeignetem Unterrichtsmaterial zu gelangen.

Wenn man den Küchenzettel der meisten Familien der Deutschen Transkaukasiens durchsieht, so überrascht zunächst der überaus große Fleischkonsum. Die Fleischpreise und die Qualität der zu liefernden Ware sind von den Gemeinden kontraktlich festgelegt. Der Durchschnittsverbrauch einer Familie ist etwa dreimal so hoch, wie bei uns in Friedenszeiten, wozu noch recht beträchtliche Mengen von Schmalz, Eiern, Butter und Milch kommen. Gewiß könnte man daraufhin allein noch keinen Schluß auf die soziale Lage der Kolonisten tun, denn das Fleisch ist in Transkaukasien so billig, daß man nur mit großem Neid jetzt auf diesen für uns ideellen Zustand blicken kann. Gutes Rind- und Schaffleisch kostet in normalen Zeiten zum Beispiel das Pfund sieben Kopeken. Das

Kleinvieh und Geflügel liefern die Wirtschaften selbst. Die Jagd ist sehr ergiebig, sowohl Hoch- wie Niederjagd ist gut besetzt; auch Fische sind in bester Qualität billig zu haben.

Überraschend ist der sehr bedeutende Weinkonsum der deutschen Kolonisten, doch sei hier gleich hinzugefügt, daß man auf den Festen, in den Dörfern, fast nie einen Berauschten sieht, ein Umstand, der vielleicht weniger eine Folge der Mäßigkeit der Kolonisten, als vielmehr ihrer großen Widerstandsfähigkeit gegen die momentanen Einwirkungen des im Weine enthaltenen Alkohols sein mag. Ein durchschnittlicher Weingenuß von 153,7 Liter pro Kopf und Jahr ist kein durchaus übertrieben hoher; er ist nicht gleichmäßig auf das ganze Jahr verteilt und dürfte den deutschen Weinverbrauch um ein Mehrfaches übertreffen. Nicht unerwähnt darf man lassen, daß sich bei diesen deutschen Transkaukasiern als besonders begehrt viele Speisen der württembergischen Heimat erhalten haben, so fehlt zum Beispiel die Nudelsuppe mit Geflügel oder Rindfleisch selten bei allen festlichen Gastessen. Auf die Sanierung des Trinkwassers wird noch nicht genügend Sorge verwandt, doch haben die meisten Kolonien schon gute Quellwasserleitungen.

Man kann es nach all diesem gut verstehen, wenn den deutschen Kolonisten ihre Siedlungen eine wertvolle Heimat geworden, wo sie eine reichliche und bei einigem Fleiß überaus angenehme Existenz gefunden haben. Es ist ein erquickender Anblick für den Reisenden in Transkaukasien, wenn er nach einem langen Ritt durch die öde, baumlose Steppe, auf der er nur kleine, schmutzige Dörfer der Völker des Landes gefunden, sich einer der deutschen Kolonien nähert. Die sauberen Gehöfte dieser Siedler, an langen, parallelen Straßen aufgeführt und von üppigen Gärten umgeben, machen einen anheimelnden, wohlhabenden Eindruck. Und die Deutschen selbst, wie stark unterscheiden sie sich von den eigentlichen Landesbewohnern. In sauberer, ähnlich der in Deutschland üblichen Bauernkleidung, mit Vollbärten und einer charakteristischen Tuchmütze mit glänzendem Schirm, erkennt man sie sofort an dem offenen, freien und intelligenten Gesichtsausdruck als Deutsche. Und man darf sagen, daß sie bisher von ihren Nachbarn sowohl, wie von der russischen Regierung bis zu Beginn des Krieges stets mit vollster Achtung behandelt worden sind.

Jetzt haben sich die Verhältnisse ja leider vollständig verschoben. Die fleißigen deutschen Siedler Transkaukasiens werden schwer unter dem Deutschenhaß zu leiden haben, besonders, da ihre Kolonien ganz nahe der russischen Kaukasusfront liegen. Sie werden durch übermäßiges Requirieren und reichliche Einquartierungen übel drangsaliert werden, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die russische Regierung die Existenz dieser Deutschen bedroht, oder gar aufhebt. Wäre es da nicht überaus klug von der türkischen Regierung oder entsprechend kapitalkräftigen Gesellschaften gehandelt, wenn man diesen erwiesenermaßen sehr tüchtigen Kolonistenstamm in ein geeignetes Siedlungsland ver-

pflanzte, etwa nach Kleinasien? Wir haben keine andere Gruppe deutscher Kolonisten, die so für den feldmäßigen Anbau der Baumwolle, der Weinrebe, der Kultur der Pfirsiche, der Nüsse und anderer Erzeugnisse eines subtropischen Klimas in Betracht käme, und jetzt, da der Weg von der Türkei nach Deutschland frei ist, könnte die Produktion der deutschen Ansiedler überaus segensreich für den deutschen Handel, der bisher fast alle derartigen Produkte vom amerikanischen Auslande bezog, werden. Man darf gewiß sein, daß diese wackeren Pioniere des Deutschtums, die sich in dem Völkerdurcheinander Transkaukasiens Heimatsitte und Muttersprache durch lange hundert Jahre hindurch so getreu und unverfälscht zu erhalten wußten, auch unter neuen, halbwegs günstigen Verhältnissen vorwärts kommen würden. Und es ist sicher, daß sie ihre reichen kolonisatorischen Erfahrungen und ihren bewährten Fleiß auch im neuen, gesicherterem Siedlungslande, als es das alte transkaukasische für sie durch diesen Krieg leider geworden, benutzen würden für sich selbst, ihrem Gastlande und ihrem deutschen Stammlande zu reichem Vorteil.

Dr. N. Hansen: Englands Board of Trade.

Über die Entwicklungsgeschichte, Organisation und Kriegstätigkeit des englischen Board of Trade, der zurzeit die eigentliche Zentrale der englischen Welthandels-Kaperpolitik bildet, ist in Deutschland bisher sehr wenig bekannt. Wenn in folgenden Zeilen versucht werden soll, eine Anzahl wichtiger und wirtschaftlich interessanter Daten zu diesem Thema zusammenzutragen, so ist diese Arbeit nicht nur dankbar, weil sie ein besseres Verständnis für die englische Handelsspionage und die von England verfolgte Welthandelsförderungspolitik ermöglicht, sondern auch, weil sie für die jetzige und künftige deutsche Exportpolitik eine Anzahl organisatorischer Bausteine zu liefern vermag.

Der Board of Trade wurde im Jahre 1784 ins Leben gerufen. Seine ursprüngliche Aufgabe war, Handelsstatistiken zu sammeln, sowie die Vorgänge auf den Gebieten des Patent-, Aktien-, Eisenbahn-, Wasser-, Gas-, Schiffahrts- und Hafenverkehrswesens zu überwachen. Dazu kamen später neue Zweige, wie Arbeitsnachweis, Konkurswesen, Abteilung für gesetzliche und Parlamentsangelegenheiten, Steuerwesen, Ausstellungswesen. Alle diese aufgezählten Zweige werden zurzeit im Board of Trade in besonderen Abteilungen bearbeitet. In neuester Zeit sind es vor allen Dingen die Abteilungen für das ausländische Handelsnachrichtenwesen und für die Exportförderungs-Politik, die für die Entfaltung des englischen Welthandels eine große Bedeutung erlangt haben. Wie

man aus diesen Angaben ersieht, ist der Board of Trade nicht in dem Sinne, wie etwa das französische „Office Nationale du Commerce Extérieur“ oder das amerikanische „Bureau of Manufacturers“, ein reines Regierungsinstitut für ausländische Handelsangelegenheiten. Gewiß ist in England schon oft im Parlament und in der Presse die Forderung gestellt worden, ein besonderes Handelsministerium zu errichten. In den Kriegsmonaten ist diese Forderung sogar wiederholt als dringlich bezeichnet worden. Man stellte sie besonders, um eine Zentralstelle für die vielen englischen Welthandelsförderungsbestrebungen zu schaffen, mit denen zurzeit die einzelnen Abteilungen der verschiedenen englischen Ministerien belastet sind. Aber ein praktisches Resultat in dieser Richtung ist bisher nicht erzielt worden, und so ist eigentlich bis jetzt der Board of Trade die hauptsächlichste Welthandelsstelle des britischen Weltreiches geblieben.

Die praktische Leitung und Verwaltung des Board of Trade liegt zurzeit in den Händen eines ständigen Sekretärs, namens Llewellyn Smith. Der Präsident des Board of Trade ist zurzeit Walter Runciman, der Mitglied des englischen Unterhauses ist. Die Hauptbüros des Board of Trade befinden sich in den Regierungsgebäuden der White Hall Street in London. Die Büros des ständigen Sekretärs und der Handelsabteilung sind im Gnydyr House und dessen Nachbarschaft untergebracht.

Wie schon hervorgehoben wurde, ist das Handelsnachrichtenwesen und die Exportförderungs-Politik zurzeit der wichtigste Zweig des Board of Trade. Über diese Zweige sollen denn auch in erster Linie in den folgenden Zeilen nähere Angaben gemacht werden:

Das Außenhandelsnachrichtenwesen wird vom „Commercial Intelligence Branch“ besorgt. Diese Abteilung hat sehr große Ähnlichkeit mit dem amerikanischen „Bureau of Foreign and Domestic Commerce“, das bekanntlich die täglichen Konsularberichte der Vereinigten Staaten herausgibt. Sie wurde im Jahre 1899 eingerichtet. Geleitet wird sie von einem ständigen Direktor, dem ein beratender Ausschuß bei seiner Tätigkeit zur Seite steht. Dieser Ausschuß besteht aus vier Mitgliedern des Board of Trade selbst, nämlich dem Präsidenten, dem ständigen Sekretär, dem Sekretär für Parlamentsangelegenheiten und dem Hilfssekretär der Handelsabteilung. Ferner sind in diesem Ausschuß vertreten: Mitglieder des Kolonialamtes, des Indienamtes, des Auswärtigen Amtes, sowie Regierungsvertreter von Kanada, Australien, Neuseeland und Südafrika. Hierzu kommen noch fünfzehn Männer aus der englischen Handelswelt, vor allem Mitglieder wichtiger englischer Handelskammern. Zurzeit hat die Handelsnachrichtenabteilung des Board ihre Geschäftsräumlichkeiten im Zentrum des Londoner Geschäftslebens, in der Basing Hall Street, ganz in der Nähe der Bank von England. Dort hat man auch einen Lesesaal eingerichtet, in welchem die neuesten amtlichen Bekanntmachungen aller Länder eingesehen werden können, und wo Exporthandbücher, Jahrbücher, zahlreiche Handelsblätter ausgelegt sind.

Besondere Beamte, die sich dort aufhalten, haben die Pflicht, den Besuchern in jeder Beziehung bei der Erlangung von Auskünften über englische Handelsangelegenheiten behilflich zu sein. Außerdem befinden sich dort Ausstellungsräumlichkeiten für feindliche Warenmuster, die mit englischen Erzeugnissen auf dem Weltmarkt konkurrieren. In Friedenszeiten waren diese Warenmusterausstellungen verhältnismäßig bescheiden an Umfang. Aber infolge des Krieges hat sich das feindliche Warenmusterausstellungswesen des Board of Trade sehr lebhaft entwickelt. Das englische Parlament hat dem Board of Trade für besondere Maßnahmen im Interesse der Exportbelebung und der Unterstützung englischer Fabrikanten sehr namhafte Summen zur Verfügung gestellt um, wie es in der amtlichen Begründung heißt, „den englischen Fabrikanten und Exporteuren zu helfen, daß sie von dem Überseehandel solcher fremder Nationen, deren Handelsbeziehungen durch den Krieg abgebrochen sind, soviel als möglich für sich herausholen".

Als besondere Maßnahmen, für welche die Regierungszuschüsse in erster Linie verwendet worden sind, hat der Board of Trade die Ausgestaltung des feindlichen Warenmusterausstellungswesens, der Nachrichtenbeschaffung und der Berichterstattung über ausländische Handelsfragen bevorzugt. Die Bemühungen des Board of Trade bei der Veranstaltung einer „englischen Leipziger Messe" und einer „englischen Nürnberger Spielwarenausstellung" dürften noch in Erinnerung sein. Auch die Warenmusterausstellungen von deutschen und österreichischen Klein-Eisen-Erzeugnissen, Werkzeugen, Tonwaren, Haushaltungsartikeln, Textilerzeugnissen in englischen Provinzstädten, die der Board of Trade veranlaßt hat, mögen hier nur kurz erwähnt werden. Im September vorigen Jahres wurde noch in der Goldsmith Hall in London eine deutsche Silberwaren-Musterausstellung abgehalten. In allen Fällen wurden die Ausstellungsgegenstände von englischen Konsuln oder Importeuren geliefert. In zahlreichen Zirkularen und Zeitungsnotizen wurden die englischen Interessenten immer wieder aufgefordert, sich die feindlichen Muster anzusehen und von den gleichzeitig ausgestellten englischen Mustern die Lieferanten zu merken. Die ausgestellten Warenmuster des Board of Trade waren bisher nicht dem großen Publikum, sondern nur englischen Fabrikanten und Kaufleuten zugänglich. Auch die zahlreichen vertraulichen Rundschreiben, die Spezialberichte über einzelne Warenarten und ihre Wettbewerbbedingungen auf dem Weltmarkt, die vom Board of Trade verschickt worden sind, gingen nicht in die breiten Volksschichten, sondern nur an die direkten Handels- und Industrieinteressenten.

Für die Erlangung der neuesten Handelsinformationen des Board of Trade während des Krieges sind in erster Linie die Gesandtschaftsbeamten, die Konsulatsbeamten, Handelsattachés, Handelskommissare und Spezialhandelskommissare tätig. Die Berichte der diplomatischen Berichterstatter gehen dem Board of Trade nie direkt zu, sondern stets über das Auswärtige Amt. Die

englischen Konsuln jedoch senden ihre Berichte direkt an die Handelsnachrichtenstelle des Board of Trade. Die Handelsnachrichtenstelle des Board of Trade ihrerseits steht auch in direktem Brief- und Geschäftsverkehr mit den Konsulaten. Dennoch müssen die Jahresberichte der Konsuln, bevor sie in den Veröffentlichungen des Board erscheinen, zunächst im Manuskript vom englischen Auswärtigen Amt genehmigt werden. Die große Zahl der englischen Handelsberichte wird von den Handelsförderungsabteilungen der englischen Regierung bearbeitet und nicht von den diplomatischen Ressorts. Auch die Berichte der Handelsattachés gehen zunächst an das Auswärtige Amt und von dort an den Board of Trade. Die Handelsattachés gelten als Beamte des Auswärtigen Amtes, dem sie auch in ihrer Berichterstattung unterstellt sind. Zurzeit hat das englische Auswärtige Amt sieben Handelsattachés eingestellt. Der Bezirk des Pariser Attachés umfaßt zurzeit Frankreich, Belgien und die Schweiz. Für China ist ein besonderer Attaché in Peking und für Japan ein anderer in Yokohama tätig. Rußland hat ebenfalls einen besonderen Attaché, dessen Sitz jedoch London ist. Auch für den Distrikt Deutschland, Holland, Dänemark, Norwegen und Schweden, den ein besonderer Handelsattaché unter sich hat, ist der Sitz in London. Der frühere Handelsattaché für die europäische und asiatische Türkei und Bulgarien mit Sitz in Konstantinopel hat natürlich während des Krieges seine Tätigkeit einstellen müssen. Die übrigen Attachés entfallen auf die Vereinigten Staaten und Südamerika. Die Attachés für Rußland, Deutschland, China und Japan haben sich während ihrer Tätigkeit vor Beginn des Krieges darauf beschränken müssen, Spezialuntersuchungen anzustellen und von Zeit zu Zeit die Handels- und Industriezentren Englands zu besuchen. Übrigens hat die Frage, ob es ratsam sei, die Sitze für den russischen und deutschen Attaché in London zu unterhalten, wiederholt den Gegenstand lebhafter Erörterungen gebildet. Es ist klar, daß unter den jetzigen Kriegsverhältnissen die Hälfte der Handelsattachés ihre Distrikte nicht bereisen können. Unter die gleiche Rubrik wie die Handelsattachés sind auch die Handelskommissare für Kanada, Australien, Neuseeland und Südafrika zu rechnen. Ihre Pflichten als Korrespondenten des Board of Trade und gegenüber dem englischen Kolonialamt sind die gleichen. Ihre Distrikte sind ohne weiteres mit der Ausdehnung der Selbstverwaltungskolonien begrenzt.

Interessant für die Selbständigkeit der Handelsberichterstattung des Board of Trade ist, daß er selbst Handelskorrespondenten, „Imperial Trade Correspondents", unterhält, die in allen Teilen des englischen Weltreiches stationiert sind. Die Zahl dieser Korrespondenten wird zurzeit auf 65 geschätzt. Diese gegen festes Entgelt berichtenden Korrespondenten übermitteln alle wichtigen Handelsnachrichten und erwidern alle Anfragen, die an den Board of Trade gerichtet werden. Zurzeit werden sieben solcher Handelskorrespondenten in den großen Städten Kanadas, einer in Neufundland, sechs in Australien,

sechzehn in Afrika, fünf in Ostindien, dreizehn im übrigen Asien und elf in anderen Teilen des englischen Weltreiches, u. a. in Cypern, den Falklandsinseln, Fidji-Inseln etc. Nicht unerwähnt darf man schließlich die Spezialkommissare lassen, deren Tätigkeit während des Krieges besonders in Schweden, Holland und in der Schweiz aufgefallen ist. Ihr Dienst ähnelt sehr demjenigen der Commercial Agence des amerikanischen Bureau of Foreign and Domestic Commerce. Sie haben stets die Aufgabe, spezielle wirtschaftliche Verhältnisse an Ort und Stelle zu studieren und zu überwachen. Die Spezialhandelskommissare sind meist frühere Handelsattachés, gelegentlich auch Generalkonsuln und Konsuln. Sie berichten nicht direkt an den Board of Trade, sondern über das Auswärtige Amt, dem sie unterstellt sind.

Auf Grund all dieser Nachrichtenquellen des Board of Trade ist die Berichterstattung desselben natürlich stets eine sehr umfassende und meist auch recht schnelle, was für den Wert der Nachrichten ja schließlich das Ausschlaggebende ist. Die Berichte finden nach wie vor ihren zusammenfassenden Niederschlag in dem Board of Trade Journal, das für deutsche Exportinteressenten ebenso wichtig und lehrreich, sicher aber noch zuverlässiger ist, als die Daily Consular Reports des amerikanischen Handels-Departements. Mit besonderer Sorgfalt hat sich der englische Board of Trade in den letzten Monaten der zusammenfassenden Berichterstattung über Tariffragen aller möglichen Länder gewidmet. Auf die zahlreichen Zirkulare, vertraulichen Berichte und Broschüren mit Spezialberichten, welche der Board of Trade seit Beginn des Krieges über die Konkurrenz feindlicher Waren auf dem Weltmarkt gemacht hat, wurde bereits hingewiesen. Daß der Board of Trade sich der Schaffung englischer nationaler Industrien mit besonderer Sorgfalt gewidmet, und daß er für eine Subvention neu zu schaffender Industriezweige, in denen Deutschland und Österreich bisher eine Monopolstellung besaßen, sich lebhaft verwendet hat, ist ein selbstverständliches Resultat seiner ganzen bisherigen Ausstellungsbestrebungen. Daß der Board of Trade durch das weitverzweigte Netz von Korrespondenten, das hier eingehender geschildert wurde, einen großen Apparat für die Inszenierung von Intrigen gegen den deutschen Welthandel in der Hand hat, ist selbstverständlich, und daß dieser Apparat in Australien, in Kanada, in Indien bei der systematischen Zerstörung des deutschen Handels, bei der Auflösung deutscher Firmen, bei der Vernichtung der Buchführung und Korrespondenz deutscher Häuser, bei der Besitzergreifung von deutschen Waren, in verhängnisvoller und gewissenlosester Weise gearbeitet hat, ist ja inzwischen bekannt geworden, und auch in der Broschüre „Über den Zusammenbruch Englands" des Bremer Handelskammerpräsidenten Lohmann eingehend geschildert und gebührend gebrandmarkt worden.

Rein organisatorisch, das lehrt ein Rückblick auf das bisher Ausgeführte, ist der Board of Trade keineswegs eine Idealorganisation. Als Zentralstelle für die Förderung des englischen Welthandels während des Krieges hat er jedoch

auf wirtschaftlichem Gebiete ähnliche wichtige Dienste geleistet, als das Reuter-Büro auf politischem. Auf beiden Gebieten war jedoch die Arbeit gewissenlos und das Fundament schwach. Die englischen Handelsintrigen und politischen Lügen können auf die Dauer die deutsche industrielle Leistungsfähigkeit und die deutschen militärischen und politischen Erfolge den kaufkräftigen Völkern des Weltmarktes nicht vorenthalten. Die deutsche Tüchtigkeit und die Wahrheit der Tatsachen wird sich deshalb bahnbrechen, trotz der englischen Handelsintrigen und Kriegslügen.

F. Hunte: Indien unter englischer Herrschaft.

Zu einer Zeit, als auf Mitteleuropa noch die Morgendämmerung des Völkerwerdens ruhte, hatten sich im fernen Indien bereits bedeutende geschichtliche Ereignisse abgespielt, und hatte eine ethische und mythische Literatur von hohem Werte fruchtbaren Boden gefunden. Ozeanumspült und gegen Norden durch eine Kette gewaltiger Gebirge abgeschlossen, hat dies tropische Land, welches an Flächeninhalt fast halb so groß als Europa ist, trotz seiner isolierten Lage viele Wogen eindringender Völkerhorden über sich ergehen lassen müssen und von ihnen tiefe und dauernde Eindrücke empfangen. Arische Volksstämme, Mazedonier und Griechen unter Alexander dem Großen, Skythen, Araber, Afghanen und Mongolen, sowie Perser, waren der Reihe nach in großen Scharen über das Gebirge hinweg in die nordindische Tiefebene eingedrungen und hatten die Bevölkerung unterjocht. Später folgten von der Seeseite her Portugiesen, Holländer und Franzosen. Nach ihnen endlich erschienen die Engländer, welche nach kleinen Anfängen ihre Macht im Laufe der Zeit erweiterten und sich schließlich Indien in seiner ganzen Ausdehnung untertan machten. Die planmäßige Kolonisierung des Landes verdient, einer näheren Prüfung unterzogen zu werden.

Um das Jahr 1600 wurde unter der Regierung der Königin Elisabeth von England die „London East India Company" gegründet, und im Jahre 1609 wurden deren Privilegien als dauernd bestätigt. Die Portugiesen, welche früher auf dem Plan erschienen waren, suchten dem Eindringen der Engländer Widerstand zu leisten, was zum Austrag der Angelegenheit mit den Waffen führte. Einige Jahre später wurde die Stellung der englischen Handelsgesellschaft durch die Bemühungen des britischen Gesandten Thomas Roe am Hofe des Großmogul Jehangir befestigt. Unter dessen Nachfolger, dem mächtigen Kaiser Shah Jehan, erwarb sie ein Stück Land an der Ostküste Indiens und legte hier ein Fort an, wo im Laufe der Zeit die Handelsempore Madras entstand. Im Jahre 1668

wurde von der London East India Company an der Westküste Indiens jenes Eiland übernommen, auf dem sich in der Folge die bedeutende Handelsstadt Bombay entwickelte. König Karl II. von England hatte die Insel bei seiner Vermählung mit der Infantin Katharina von Portugal als Mitgift erhalten, und da er sich in Geldnot befand, seine Rechte gegen geringes Entgelt an die Handelsgesellschaft abgetreten. In einem andern Teile Indiens, in Bengal, fühlte sich diese in ihren Ausdehnungsgelüsten behindert, und so legte sie dort um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts ebenfalls ein Fort an. Hieraus entstand im Laufe der Zeit die Handelsstadt Calcutta. Im Jahre 1708 vereinigte sich die London East India Company mit einer inzwischen auf der Bildfläche erschienenen zweiten englischen Gesellschaft zur „United Company of Merchants of England trading to the East Indies". Nach Verlauf eines halben Jahrhunderts gelang es dieser Gesellschaft, ihre französischen Konkurrenten im südlichen Indien mit Waffengewalt niederzuringen. Der Abenteurer Clive, dem diese Aufgabe obgelegen hatte, wurde zum Gouverneur von Bengal ernannt und verschaffte der Handelsgesellschaft vom derzeitigen Großmogul von Delhi die finanzielle Verwaltung einiger reichen Distrikte in Indien. Sein rücksichtsloser Nachfolger, Warren Hastings, wurde zum General-Gouverneur ernannt, dehnte die englische Machtsphäre weiter aus und setzte Gesetzes- und Finanzreformen durch. Er wurde bei seiner Rückkehr nach England verschiedener Grausamkeitsakte beschuldigt, aber wegen seiner politischen Erfolge in Indien freigesprochen. Weitere Verbesserungen in der Verwaltung wurden vom nächsten General-Gouverneur, Cornwallis, vorgenommen, und die Grundlage zur Besteuerung des Landbesitzes ward von ihm geschaffen. Wellesley, welcher zur Zeit des Aufstiegs von Napoleon I. General-Gouverneur in Indien war, führte mehrere erfolgreiche Kriege gegen ihm gefährlich scheinende indische Fürsten und verschaffte der englischen Handelsgesellschaft eine bedeutende Gebietserweiterung und damit das politische Übergewicht in ganz Indien.

Während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war der englische Einfluß in stetem Wachstum begriffen, so daß man selbst eine in die Gewohnheiten der Hindus so einschneidende Maßregel, wie das Verbot der Witwenverbrennung war, treffen konnte. Als ein Akt politischer Klugheit ist die Heranziehung gebildeter Inder zum Verwaltungsdienst zu betrachten. Nachdem während der Amtsdauer des Lord Minto (1807—13) friedliche Abmachungen mit den Afghanen und Persern getroffen worden waren, um gegen die mohammedanische Gefahr gesichert zu sein, trat unter den nachfolgenden General-Gouverneuren zwecks Unterjochung von unabhängigen Fürsten ein beschleunigtes Tempo in kriegerischen Unternehmungen ein. Dies wurde damit begründet, daß englische Herrschaft derjenigen von eingeborenen Fürsten vorzuziehen sei, und es im Interesse der Bevölkerung liege, wenn sie unter englische Gesetze käme. Der Feldzug gegen Nepal brachte zwar keinen Zuwachs an Gebiet ein, führte aber zu festen

Abmachungen mit diesem Staate, wobei den Engländern das Recht zuerkannt wurde, unter dem kriegerischen Gebirgsvolk der Gurkhas Rekruten für indische Garnisonen anzuwerben. Einen Mißerfolg zeitigte der erste Feldzug gegen die Afghanen (1839—1842), welcher mit dem Rückzug der Engländer aus Cabul endete. Annektiert dagegen wurden eine ganze Anzahl von Ländern, und zwar im nördlichen Indien das Gebiet des Mahratta-Fürsten Peschwa, ferner Sindh, Punjab, Jhansi, Nagpur und Oudh, in Birma die südlichen Provinzen, sowie später Pegu. — Auf diesen Annexionseifer folgte im Jahre 1857 der fatale, über einen großen Teil Nordindiens sich ausbreitende Aufstand indischer Truppen, woran sich sowohl Mohammedaner, als Hindus beteiligten. Die Belagerung von Lucknow durch die Aufständischen und die Tragödie von Cawnpur werden noch lange in schreckensvoller Erinnerung bleiben. Schließlich gelang es den Engländern, durch rücksichtslose Maßnahmen und nach Überwindung großer Schwierigkeiten wieder Herren der Lage zu werden. Die englische Regierung legte der ostindischen Handelsgesellschaft den Aufstand zur Last, entzog ihr die Verwaltung Indiens und nahm diese selbst in die Hand. Im Verfolg wurden die indischen Staatsgeschäfte vom Mutterland aus geleitet und ein englischer Staatsmann zur Vertretung in Indien zum Vizekönig auf eine Amtsdauer von je fünf Jahren ernannt. Der Königin von England wurde im Jahre 1877 unter der imperialistischen Ära des Premierministers Disraeli der Titel „Kaiserin von Indien" verliehen. Seit dieser Zeit reisen hin und wieder zur Aufrechterhaltung guter Beziehungen Mitglieder des königlichen Hauses nach Indien, wobei der Prunkliebe der Inder durch Entfaltung großen Pompes Genüge geleistet wird.

Gleich nach Beilegung des großen Aufstandes vom Jahre 1857 hatte eine Periode von Veränderungen in der inneren Verwaltung Indiens eingesetzt, und Eisenbahnen, Landstraßen, Wasserwege, sowie Kanalisationen zwecks Bewässerung unfruchtbaren Bodens waren angelegt worden. Ein ungeheurer Aufschwung in Handel und Wandel folgte demjenigen Europas auf dem Fuße. Auch an kriegerischen Unternehmungen fehlte es unter dem neuen Regime nicht, und die Annexion von Oberbirma trug dem indischen Reich einen weiteren Zuwachs an beträchtlichem und wertvollem Gebiet ein. Heute ist Indien mit 315 Millionen Einwohnern nächst China das volkreichste Land und schließt mehr als ein sechstel der gesamten Erdbevölkerung in seine Grenzen ein. Abgesehen von der Abführung eines Überschusses vom Budget Indiens in die englische Staatskasse, zieht England ganz bedeutende Vorteile aus dieser reichen Kolonie. Aus den indischen Einnahmen besoldet es nicht nur englische Beamte und Offiziere, sondern bezahlt auch reichliche Pensionsgelder, welche fast ausschließlich in England verzehrt werden. Zudem profitiert es durch seine Handelsbeziehungen, welche eine Umsatzziffer von über zwei Milliarden Mark im Jahre aufweisen. England gestattete sich ferner, mit indischem Gelde Kriege außerhalb der Grenzen

Indiens zu führen, wie in Tibet und im Somaliland. Die Verwendung indischer Truppen auf fremdem Boden, also auch in der Gegenwart auf dem europäischen Kriegsschauplatz, wird regelmäßig dem indischen Budget zur Last gelegt. — Andererseits darf nicht verkannt werden, daß England Ordnung und gesicherte Verhältnisse in Indien geschaffen, Schulen für die Eingeborenen gegründet und mehrere Hundert Millionen Pfund Sterling in Eisenbahnen und sonstigen Verkehrseinrichtungen investiert hat. Die Besteuerung der Bevölkerung kann keine drückende genannt werden, denn die direkten Abgaben — ungerechnet Pachtzins vom Ackerbauland — betragen auf den Kopf nur etwa zwei Mark im Jahre. Mehr ins Gewicht fällt die Tatsache, daß durch den Einfluß der Europäer die Kosten der Lebensführung im Laufe der letzten Jahrzehnte nicht unbeträchtlich gestiegen sind. Auch werden mancherlei Einschränkungen der persönlichen Freiheit, hervorgerufen durch Beamtenbürokratismus, von der Bevölkerung ungern ertragen. Nicht minder leidet sie unter dem Wucherzins, den ihre eigenen Landsleute unter dem Schutze des Gesetzes auf Darlehen fordern. Hiergegen anzusteuern hat es allerdings an einigen Versuchen von seiten der Regierung nicht gefehlt. Allerlei Schikanen, denen das Volk durch Eingeborene in kleinen Beamtenstellungen ausgesetzt ist, führen vielfach zu Bestechungen. Dies kann indessen dem Regierungssystem nicht zur Last gelegt werden, sondern beruht auf den Charaktereigenschaften des Inders.

Die Art und Weise, wie Indien regiert wird, ist bei der Größe des Landes und der Verschiedenartigkeit seiner Einwohner in bezug auf Rasse, Sprache, Sitte und Religion ein bewundernswertes Ergebnis von Erfahrung und Klugheit. Der Vizekönig, in der Regel einem alten englischen Adelsgeschlechte entstammend und von einem glänzenden Hofstaat umgeben, ist der erste Beamte in Indien. Ihm zur Seite steht ein Kronrat und ein gesetzgebender Rat. Alle wichtigen Staatsakte und Finanzangelegenheiten bedürfen indessen der Genehmigung des dem englischen Kabinett angehörigen und dem Parlament verantwortlichen Staatssekretärs für Indien. Die Verwaltung von ganz Indien ist in zehn Ressorts eingeteilt, nämlich: 1. Zoll und Steuer, 2. Rechnungswesen, 3. äußere Politik, 4. innere Verwaltung, 5. Erziehungswesen, 6. Justizwesen, 7. Armee, 8. öffentliche Arbeiten, 9. Handel und Industrie, 10. Eisenbahnwesen. An der Spitze einer jeden Abteilung steht ein Staatssekretär, welcher dem Kronrat verantwortlich ist. Zu den mit wenigen Ausnahmen von Engländern besetzten höheren Beamtenstellen werden Kräfte aufgeboten, welche im Mutterlande für das betreffende Fach theoretisch vorgebildet werden und ein schwieriges Examen zu bestehen haben. Auf diese Weise werden nur wirklich begabte und charakterfeste Leute für den Verwaltungsdienst in Indien herangezogen. Hier beginnen sie ihre Laufbahn als verhältnismäßig gut bezahlte Regierungsassistenten und rücken allmählich in ihren Ämtern auf, bis sie nach mindestens fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit zur vollen Pension berechtigt sind. Von Eingeborenen befinden sich

nur wenige in höheren Ämtern, dagegen sind subalterne Dienststellen zum größten Teil von Indern oder Mischlingen besetzt.

Wie bekannt, gibt es in Indien eine ganze Anzahl von eingeborenen Fürsten, welche in der Verwaltung ihrer Gebiete eine mehr oder minder große Freiheit genießen. Einige von ihnen sind der englisch-indischen Regierung tributpflichtig; im allgemeinen aber steht den Fürsten das Recht über ihre Landesfinanzen zu. Es ist ihnen auch gestattet, eine beschränkte Truppenmacht zu halten, welche, wo und wann erforderlich, auch außerhalb ihrer Gebiete zum Dienst herangezogen werden kann. Damit keine Übergriffe oder den Engländern unfreundliche Handlungen aufkommen, werden die Fürsten von englischen Beratern überwacht, welche ihnen einen großen Teil der Regierungsgeschäfte abnehmen. Um fremde Einflüsse fernzuhalten, wird ohne Einwilligung der obersten indischen Regierung keinem Fürsten erlaubt, einen Europäer an seinem Hofe residieren zu lassen. Auch verschiedene andere Maßnahmen dienen dem Zwecke, die eingeborenen Fürsten zu willigen Werkzeugen der Engländer zu machen. So wird die Erziehung von Prinzen englischen Lehrern anvertraut. In ihren politischen Gesinnungen englandfreundlich aufgewachsen, werden die Prinzen häufig in ganz jugendlichem Alter zur Thronfolge berufen. Ein verweichlichendes Leben, welches die Fürsten in ihren Palästen und Harems führen, dürfte nicht dazu angetan sein, sie zu willensstarken Persönlichkeiten zu machen, welche den Engländern gefährlich werden könnten. Der Prunkliebe und der Einhaltung von Etikette und Zeremonie, sowie den religiösen Anschauungen der Fürsten wird kein Hindernis in den Weg gelegt. Als ein Zugeständnis an die Eitelkeit des Inders wird bei besonderen Gelegenheiten jeder regierende indische Fürst je nach seinem Range durch eine bestimmte Anzahl von Salutschüssen geehrt.

Was die Fürsten der an Indien grenzenden Länder betrifft, so sind die Engländer schon beizeiten bemüht gewesen, sie durch Verträge oder durch Geld an sich zu fesseln. Besonderer Wert wird auf die Freundschaft des Emir von Afghanistan gelegt. Er erhält von der indischen Regierung ein jährliches Subsidium von 120 000 Pfund Sterling, wogegen er sich verpflichten mußte, in keine politischen Unterhandlungen mit fremden Mächten zu treten. Gelegentlich seines Besuches in Indien im Jahre 1907 wurde der Emir mit Ehrenerweisungen überschüttet, und es standen ihm während der Dauer seines Aufenthalts Extrazüge zur jederzeitigen Verfügung — alle Kosten wurden natürlich aus der indischen Staatskasse bestritten. Ebenfalls unter britischer Kontrolle betreffs ihrer auswärtigen Beziehungen stehen die unabhängigen Staaten Nepal, in welchem England das Recht der Rekrutenanwerbung für indische Zwecke erhielt, und das angrenzende Land Bhutan. Tibet, welches sich im Jahre 1904 eine englische Expedition gefallen lassen mußte, wurde durch Vertrag gebunden, Interventionen fremder Mächte nicht zu gestatten. Drei Jahre später wurde durch das englisch-russische Abkommen eine Abänderung dahin getroffen, daß die Ober-

hoheit Chinas in Tibet anerkannt wurde. Die Ironie des Schicksals wollte es, daß der Dalai Lama, das Oberhaupt von Tibet, gelegentlich des Anmarsches der Engländer auf die Hauptstadt Lassa vor ihnen floh, einige Jahre später dagegen, als die Chinesen in Tibet eindrangen, nach Darjiling in Indien flüchtete, wo indessen ein Einschreiten zu seinen Gunsten seitens der Engländer abgelehnt wurde. In Persien gelang es England nicht, russischen Einfluß fernzuhalten, und es sah sich genötigt, Interessensphären mit Rußland zu teilen. Um so mehr war es darauf bedacht, am Persischen Golf festen Fuß zu fassen. Schon im Jahre 1880 wurde der Scheich von Bahrein, einer Inselgruppe im Persischen Golf, wo Perlfischereien betrieben werden, verpflichtet, mit keinem fremden Staat Verträge abzuschließen. Die Volksstämme an der arabischen Küste und das Sultanat von Oman wurden in ähnlicher Weise englischer Politik gefügig gemacht, wobei englisches Geld aus indischem Staatssäckel keine geringe Rolle spielte. Politische Agenten in Buschir und in Maskat sind dazu bestellt, am Persischen Golf nach dem Rechten zu sehen. — Als Koweit mit seinem günstigen natürlichen Hafen am Persischen Golf zur Endstation der deutschen Bagdadbahn ausersehen wurde, beeilte sich England, die Türkei zur Unabhängigkeitserklärung von Koweit zu veranlassen oder, in anderen Worten, diese Gegend in seine eigene Interessensphäre zu bringen. Der ehemalige Vizekönig von Indien Lord Curzon verstieg sich seinerzeit zu der Äußerung, daß jeder Engländer, welcher die Deutschen am Persischen Golf Fuß fassen ließe, ein Verräter an der Sache seines Landes sei.

Eine unausbleibliche Folge der Ausbreitung britischer Machtsphäre war die Zunahme europäischen Einflusses auf breite Schichten des indischen Volkes. Es wurde durch die Regsamkeit einer stetig wachsenden Anzahl von europäischen Beamten, Kaufleuten, Missionaren und Reisenden aus seiner Abgeschlossenheit hervorgehoben. Die Berührung so verschiedenartiger Elemente, wie des Morgen- und des Abendlandes, zeitigte eine gewisse Unruhe im Lande. Dem pantheistischen Sinne des Hindu, welcher noch in engen Banden mit der Natur zu leben liebt, widerstrebt eine Kultur, die seiner Ansicht nach ausschließlich dem Nützlichkeitsprinzip huldigt und daher rein materielle Ziele verfolgt. Der Mohammedaner andererseits, einst der Herrscher in Indien, ist zu stolz und klug, um seinem Groll gegen die christliche Macht durch öffentliche Schmähungen Luft zu machen.

Eine politische Bewegung größeren Umfanges mit der Losung „Indien den Indern" entstand vor etwa zehn Jahren, als der Vizekönig Lord Curzon die Teilung von Bengal verfügte, angeblich, weil diese Provinz für Verwaltungszwecke zu groß war. Dies führte zu lebhaften Agitationen der gebildeten Bengalis und zu heftigen Fehden der Eingeborenen-Presse gegen die englische Verwaltung. Anschläge auf das Leben von englischen Beamten und ihren Polizeiorganen, sowie Versuche zur Lahmlegung des Eisenbahnbetriebs waren an der Tagesordnung. Die Teilung von Bengal wurde gelegentlich des Besuchs von König Georg V. in Indien, sei es aus Nachgiebigkeit gegen die Inder, sei es

aus Gründen der Verwaltung, wieder rückgängig gemacht. Gleichzeitig erfolgte die überraschende Bekanntmachung, daß der Regierungssitz von Kalkutta nach Delhi verlegt werden sollte. Ein Nachlassen der Unzufriedenheit in Indien trat indessen nicht in die Erscheinung, wovon ein Bombenattentat auf den Vizekönig von Indien Zeugnis ablegte. Es wurde verübt während seines pomphaften Einzuges in die neu erwählte Hauptstadt Delhi im Jahre 1912.

Die zunehmende Aufsässigkeit unter den Indern beweist, daß das Ansehen der Engländer Einbuße erlitten hat, doch wäre es verfehlt, daraus auf eine Erschütterung der englischen Herrschaft in Indien schließen zu wollen. Gegen eine allgemeine Erhebung der Inder sprechen verschiedene Gründe. Nach Ausbruch des europäischen Krieges hat England einen großen Teil der eingeborenen Truppen aus Indien entfernt und nach Europa befördert, weswegen ein großer Militäraufstand, wie er im Jahre 1857 stattfand, nicht mehr zu befürchten ist. Um die Bevölkerung, welcher keine Schußwaffen zur Verfügung stehen, in Schach zu halten, dürfte die reguläre weiße Besatzung Indiens in einer Stärke von 75 000 Mann genügen, zumal Geschütze und Maschinengewehre sich ausschließlich in deren Händen befinden. Dazu kommen noch etwa 40 000 militärisch ausgebildete Freiwillige, meist aus Europäern und Eurasiern bestehend. Auch gelten die Gurkha-Regimenter, soweit sie in Indien verblieben sind, für vollkommen zuverlässig. Einer allgemeinen Erhebung der Inder steht ferner im Wege die Indolenz der großen Masse der Bevölkerung, die Unfähigkeit des Inders zu großzügiger Organisation, sowie Eifersucht unter zahlreichen Volksstämmen, welche durch Sprache, Religion und Kaste voneinander getrennt sind. Aufstände lokaler Art würden bei der bekannten Rücksichtslosigkeit der Engländer im Keime erstickt werden, zumal Truppenverschiebungen auf dem ausgedehnten Eisenbahnnetz Indiens oder auf dem Seewege in kürzester Zeit ausgeführt werden können.

Die Verkündigung des Heiligen Krieges hat bisher unter den Mohammedanern Indiens, welche nur etwa ein Fünftel der Gesamtbevölkerung ausmachen, wenig Widerhall gefunden. Dürftige zu uns gelangte Nachrichten lassen zwar auf Unruhen im nordwestlichen Indien schließen, aber sensationellen Nachrichten dieser Art darf kein großes Gewicht beigelegt werden, denn in jenem politischen Wetterwinkel Indiens ist es schon häufig zu mehr oder minder ernsten Zwischenfällen gekommen. Bedenklicher würde die Lage für die Engländer werden, wenn sich Persien und Afghanistan gegen britische Bevormundung auflehnen und zu den Waffen greifen sollten. Mißerfolge der Engländer an den Dardanellen und in Mesopotamien könnten auf jene beiden Länder und auf Indien Rückwirkungen ausüben, die dem Dünkel und der Selbstherrlichkeit der Briten einen schweren Stoß versetzen würden. Die Zeit wird lehren, ob die Stürme der Gegenwart die auf Gewalt, Klugheit und die Macht des Geldes gegründete britische Herrschaft in Indien zu erschüttern vermögen.

Dr. Ernst Schultze: Russische Geschichtslügen.

Jedes Volk sieht die eigene Vergangenheit von Ruhm und Glanz umstrahlt, während es andere Völker oft mit unbarmherzigem Auge betrachtet. So weicht denn die Geschichtsschreibung selbst über wichtige Ereignisse je nach dem nationalen Standpunkt bedeutsam von einander ab. Nicht immer entfernt man sich dabei absichtlich und bewußt von der Wahrheit — wenn auch das Ergebnis eine so erhebliche Verschiedenartigkeit der Betrachtungsweise ist, daß man zuweilen kaum glauben möchte, es handle sich um denselben Vorgang. Indessen ist bei den vorgeschrittensten Völkern der ernste Wille vorhanden, die Tatsachen so zu erforschen und zu berichten, wie sie sich wirklich zugetragen haben. Sobald ein Kulturvolk erkennt, daß ein Bericht, dem es bisher Glauben schenkte, von den Tatsachen abweicht, darf es nicht davor zurückschrecken, auch wenn ihm dabei lieb gewordene Vorstellungen verloren gehen, der Wahrheit die Ehre zu geben.

Diese Auffassung wird jedoch von absolutistischen Regierungen nicht geduldet. Sie halten daran fest, die Geschichte habe die Ereignisse so darzustellen, wie sie der Regierung genehm sind. In keinem Lande der Welt gilt dies heute mehr als in Rußland. Hier ist die Geschichtsschreibung noch immer, und zwar auf amtlichen Befehl, durchtränkt nicht nur mit unzutreffenden Darstellungen, sondern zum Teil mit faustdicken Lügen. Alles muß sich hier unter den Gesichtspunkt beugen, den Schulgin — übrigens der spätere Mitbegründer (1867) der 1886 unterdrückten radikal-sozialistischen Monatsschrift „Djelo" — in die Worte faßte: „Die Geschichte aller Länder und Zeiten lehrt uns überzeugend, daß der Wohlstand und die Zivilisation eines jeden Volkes nur unter dem Zepter der Autokratie gedeihen können."

Vor allem ist also die Weltgeschichte nach der Forderung des Zarismus ohne jede Revolution vor sich gegangen. Dieses Umlügen der Weltgeschichte wirkt um so lächerlicher, als gerade in Rußland im achtzehnten Jahrhundert ein Staatsstreich auf den anderen folgte und Gewalttaten am Hofe, auch gegen das Staatsoberhaupt, an der Tagesordnung waren. Zar Iwan Antonowitsch starb nach jahrelanger Einkerkerung in den Kasematten Schlüsselburgs eines gewaltsamen Todes. Peter III. endete sein Leben durch Gift, oder weil man ihm die Halsbinde zu eng schnürte. Paul I. fiel einer Militärverschwörung zum Opfer, so daß er in seinem eigenen Palast um Mitternacht ermordet ward. Daß Alexander II. durch die Dynamitbomben der Nihilisten ein schreckliches Ende fand, hat allerdings selbst die russische amtliche Geschichtsfälschung nicht beseitigen können. Aber die Tatsachen des achtzehnten

Jahrhunderts, die schon genügend weit zurückliegen, sind für die zarische Autokratie einfach nicht vorhanden, dürfen daher auch in Geschichtsbüchern nicht erwähnt werden. Sollte der Zarismus, was dem russischen Volke hoffentlich erspart bleibt, in seiner heutigen gewalttätigen Form sich etwa noch in das Ende des zwanzigsten Jahrhunderts hinüberretten, so würde vermutlich dann in den russischen Geschichtsbüchern auch Alexander II. eines wesentlich anderen, unschuldigeren Todes sterben.

Suchte also die Autokratie die Geschichtsbücher von der Darstellung russischer Revolutionen zu befreien, so wurde derselbe Versuch mit bestimmten Revolutionen des Auslandes unternommen — falls nicht die Weisung lautete, die dortigen Aufstände zuzugeben, um damit zu beweisen, wie verrottet der europäische Westen sei. Hielt man jedoch die Nachrichten von Revolutionen für gefährlich, so wurden sie unterdrückt. Insbesondere Frankreich hat der russischen Bürokratie deshalb die schwersten Sorgen verursacht. Wie hat nicht Katharina II. noch 1789 und ihr zweiter Enkel 1830 sowie 1848 um die Sicherheit der Throne gebangt! Nikolaus beschränkte sich nicht darauf, ein Heer nach Ungarn zu entsenden, um dort mit Zustimmung der österreichischen Autokratie die Revolution mit allen Mitteln niederzuschlagen, sondern er ließ auch die Verbreitung aller wahren Nachrichten über die Aufstände des Westens verbieten. Die Nachrichten aus Paris durften z. B. während der Februarrevolution in der von Krajewski herausgegebenen Monatsschrift lauten: „Die Damenhüte haben wieder eine Veränderung in ihrer Größe, Farbe und Ausstattung erfahren (folgen Einzelheiten); die Herrenkleider werden auch nach neuem Schnitt gemacht" — von der Revolution aber durfte nicht die Rede sein. Nur wenn es sich um mißlungene Revolten handelte, war es sogar den russischen amtlichen Blättern erlaubt, darüber zu berichten. So berichtete ein solches Blatt in der „Politischen Chronik" des nichtamtlichen Teiles ziemlich ausführlich über die Niederwerfung des Wiener Oktoberaufstandes mit der darauffolgenden Einnahme der Stadt durch Windischgrätz und seine Blutgerichte, während es einige Monate vorher den Sturz Ludwig Philipps hatte mit Stillschweigen übergehen müssen*).

Ein deutscher General, der längere Zeit dem Petersburger Hofe attachiert war, berichtete vor etwa zwanzig Jahren in der „Neuen Freien Presse": 1830 habe eine hochgestellte Dame am Hofe Nikolaus' I., als sie von der Julirevolution hörte, die angeblich in Frankreich soeben stattgefunden hätte, voller Verwunderung geäußert: was rede man ihr da von Frankreich und Franzosen — dieses Volk sei doch 1812 gänzlich vernichtet worden**)! . . .

Wer glauben wollte, die alte Dame stände vereinzelt da, wird anders

*) Nagradow: Russische Zensur. S. 3.

**) Nagradow S. 42.

denken, wenn er von der systematischen Geschichtsfälschung hört, die in russischen Lehrbüchern getrieben wird. In dem „Lehrbuch der Weltgeschichte" des Historikers Ilojawski, das zu den verbreitetsten Lehrbüchern an den russischen Gymnasien gehört, ist von der französischen Revolution überhaupt nicht die Rede, auch nicht von dem Kaiserreich Napoleons; vielmehr werden die Dinge (nach Berichten der französischen Presse) folgendermaßen umgelogen: „Ludwig XVI. war ein friedlicher und milder Herrscher, der in seiner langen Regierungszeit mit besonderem Geschick tüchtige Finanzminister zu finden wußte. Von seinem Volke verehrt und geliebt, entschlief der hochbetagte Monarch nach einer glorreichen Regierung plötzlich am Schlagfluß. Ihm folgte sein Sohn Ludwig XVII., der mehrere Kriege führen mußte, in denen sein Feldherr, der königliche Marschall Napoleon Bonaparte, einen großen Teil Europas für seinen König eroberte. Napoleon mißbrauchte aber seine Macht und machte den vergeblichen Versuch, sich gegen die rechtmäßige Regierung zu empören und seine ehrgeizigen Pläne durchzusetzen. Unter Führung Alexanders I., des Kaisers und Königs und Selbstherrschers aller Reußen, wurde der General abgesetzt, seiner Würden und Ehren, sowie aller Ansprüche auf Pension beraubt und auf die Insel St. Helena verbannt, wo er in tiefster Einsamkeit, vergessen und schmachbedeckt, sein verbrecherisches Leben beendete."

*

Das Lügen ist in Rußland seit Jahrhunderten auch von den Organen des Staates in solchem Maße getrieben worden, daß man bis zur Gegenwart noch nicht darüber hinausgelangt ist. Von den russischen Gesandten gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts wissen wir, daß sie oft gar nicht ahnten, was man ihnen schriftlich als Antwort in die Hand gab — daß sie aber in ihren Berichten nach Hause alles Mögliche zusammenlogen*).

Der erste, der sich dagegen wehrte, war Peter der Große. Als der Mönch Gabriel Bushinskij — später Bischof von Rjäsan, Erzpriester der ersten russischen Flotte und Direktor aller Kirchenschulen —, dem er den Auftrag gegeben hatte, Pufendorfs Staatengeschichte ins Russische zu übertragen, die für das Zarenreich nicht schmeichelhaften Stellen einfach fortließ, verbesserte Peter die Fälschung, befahl, auch die fortgelassenen Stellen zu drucken, und erklärte: „Nicht zur Schmach meiner Untertanen, zu ihrer Besserung will ich dies gedruckt wissen. Meine Russen müssen erfahren, wie man bisher im Auslande über sie geurteilt hat, damit sie erkennen, was sie waren, was sie durch meine Bemühung geworden sind, und wonach sie noch zu streben haben."

*) Brückner: Geschichte der russischen Literatur. S. 54.

Ein andermal konnte Peter indessen höchst empfindlich gegen das Urteil des Auslandes sein. 1705 schickte er den Baron Huyssen nach Deutschland mit dem Auftrage, die Leipziger Gelehrten zu überreden, „zum Vorteil Rußlands in der „Europäischen Fama" und in den öffentlichen Zeitungen zu schreiben". Drei Jahre vorher hatte derselbe Vertraute des Zaren in Deutschland, Holland und anderen Ländern versucht, die Gelehrten zu veranlassen, „auch etwas zu Rußlands Ruhme zu schreiben, damit hierdurch dem Publico die schlechten Meinungen benommen würden, die es von Rußland hatte". Viel Erfolg hatte er nicht, denn gerade 1705 erschien in der „Europäischen Fama" folgendes Urteil über den russischen Mangel an Wahrhaftigkeit: „Die Moscowitischen Avisen haben gemeiniglich die Eigenschafft an sich, daß man ihnen entweder nicht glauben darff, oder nicht glauben will, weil sie größtenteils aus solchen Orten einlauffen, die extrêmement partheyisch sind, und dasjenige, was sie wünschen, auff eine solche Art erzehlen, als hätten sie Alles durch ein Vergrößerungs-Glaß angesehen, das übrige aber, was ihnen nicht recht in den Kram dienet, entweder auslassen oder mit trefflich gekünstelten Expressionen in Zweiffel ziehen*)."

Was nun gar von der russischen Geschichtsschreibung über Peter den Großen und die Zaren nachher und vorher — sogar über das Scheusal Iwan den Schrecklichen — zusammengefabelt wird, spottet jeder Beschreibung. Selbst den konservativsten Russen ist dies manchmal zuviel geworden. So erfreute sich der um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wirkende Ustrialow, Biograph Peters des Großen und offizieller Geschichtsschreiber des Zeitalters Nikolaus' I., infolge seiner durchaus unkritischen Zarenverherrlichung des übelsten Rufes bei ehrlichen und selbständigen Vaterlandsfreunden. Seine „Geschichte Rußlands", obwohl in sämtlichen Lehranstalten des Reiches als Leitfaden benutzt, war doch nicht imstande, ihm die Achtung der literarischen Welt zu verschaffen. Wenn ein Mann wie Pogodin, obwohl er nur wenige, nicht sehr bedeutende Schriften veröffentlichte, für seine historischen Arbeiten die Gunst der Öffentlichkeit fand, so beruhte dies zum nicht geringen Teil auf der allgemeinen Mißachtung gegen Ustrialow. Und doch war Pogodin so wenig ein Feind des Nationalismus, daß er als panslawistischer Agitator wirkte. Trotzdem blieb Ustrialow bis zu seinem Tode auf dem Gebiet der amtlichen Geschichtsforschung der Selbstherrscher. Allein unmittelbar über seinem Grabe brach ein merkwürdiger Streit aus, da vorgeschlagen wurde, diesem servilen Manne in der Akademie der Wissenschaften einen entschiedenen Radikalen zum Nachfolger zu geben**).

Die Slawophilen, die sich nach 1830 in den Vordergrund zu drängen

*) Angeführt nach Stern: Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland. Band 1. S. 34 f.

**) Siehe „Aus der Petersburger Gesellschaft" Neue Folge S. 235 ff.

begannen, waren zum erheblichen Teil Geistesverwandte Ustrialows. Sind sie doch von jenen „Adlern der Epoche Katharinas" aus der Taufe gehoben, die Brückner als „Bastarde der Reaktion und des Chauvinismus" bezeichnet. Bereits Schischkoff hatte jene „Vorzüge des altrussischen Geistes" entdeckt, von denen man seither in Rußland schwärmt — „mit derselben Ignorierung jeglicher Geschichte, die nach ihm die Slawophilen auszeichnete"*). Der russische Dünkel, der das Zarenreich in immer neue auswärtige Abenteuer stürzen sollte und ihm die gefährlichsten Niederlagen beigebracht hat, beruht auf der nämlichen Grundlage.

Jedenfalls besteht in amtlichen und nichtamtlichen russischen Kreisen ein ausgesprochenes Bedürfnis der nationalen Selbstverherrlichung — wenn nötig, auf Kosten der Wahrheit. In welcher Art zuweilen Vorfälle, die durchaus nichts Heldenhaftes haben, zu einer gewaltigen Ruhmestat aufgebauscht werden, während jeder, der hinter die Kulissen sieht, über die Kläglichkeit des Ereignisses und des Charakters der Mitwirkenden lachen muß, möge ein Beispiel aus dem Jahre 1866 zeigen. Am 4. April wurde am Ausgang des Sommergartens auf den Zaren ein Pistolenschuß abgefeuert. In schnellem Laufe verbreitete sich das Gerücht: ein Bauer habe den Herrscher gerettet, indem er den Arm des Mörders vor dem Schuß in die Höhe schnellte. Dieser Mann aus dem Volke, Ossip Iwanowitsch Kommissaroff, wurde für seine Heldentat überreich belohnt. Der Zar erhob ihn in den Adel; große Herren machten ihm ihren Besuch; das Gardekorps kaufte ihm ein Haus; die Kaufmannschaft sammelte eine große Summe für ihn; er wurde wie ein Heiliger verehrt. Schnell war auch ein zukünftiger Geschichtsschreiber bei der Hand: es drängte sich ein gewisser Theophil Tolstoi herzu, der bisher nur als musikalischer Feuilletonist bekannt war, und erwirkte die Erlaubnis, die Geschichte der Zarenrettung und ihres Helden aufzunehmen und zu erzählen.

Aber je weiter er in seinen Forschungen kam, desto stiller ward er. Wirklich schrieb er kein Wort über die Geschichte — da er sich hatte überzeugen müssen, daß nichts, aber auch gar nichts Heldenhaftes dahinter war. Das Ganze stellte sich wenn nicht als elende Posse, so doch als völlig grundloses Geschwätz heraus, das nur durch die Zarenanbetung seine merkwürdige Form angenommen hatte. Diese Verehrung des Herrschers, die der ganzen Nation im Blute steckt, hat mit der Verehrung abendländischer Herrscher durch ihr Volk nur wenig gemein. Beim Russen mischt sich in seine größtenteils verschwommenen, nur auf der Überlieferung beruhenden Vorstellungen über den Zaren sehr viel Religiöses; auch darf nicht vergessen werden, daß es namentlich Beamte und Würdenträger gibt, die aus ihrer abgöttischen Verehrung des Staatsoberhauptes ein Geschäft machen, was sich in der Regel zu belohnen

*) Brückner: Geschichte der russischen Literatur. S. 136.

pflegt. Das Volk ist weit selbstloser. Nach dem Pistolenschuß vom 4. April konnte Hehn zwei Männer aus dem Volk beobachten, denen die Nachricht in seiner Gegenwart mitgeteilt wurde: sie schlugen zuerst das Kreuz, worauf sie unter heftigen Verwünschungen den Willen ausdrückten, den Täter allsogleich lebendig zu begraben. . . . .

Und was steckte hinter der ganzen Aufregung? Nichts, buchstäblich gar nichts. Nein — weniger als das. General Todleben, der um dieselbe Zeit im Sommergarten spazieren ging, eilte, sobald er den Schuß hörte, auf die Richtung zu. Er fand den Mörder bereits ergriffen und abgeführt, sah jedoch einen Menschen auf der Erde liegen — eben den Bauern Kommissaroff. Ein dabeistehender Schlosserbursche, der sich durch seine Aussprache als Deutscher verriet, sagte: er glaube, dieser habe den Zaren gerettet. Todleben befahl daher der Polizeiwache, den Bauern nebst dem Schlosser in Gewahrsam zu führen. Kurze Zeit darauf fand sich der Generalgouverneur Fürst Suworoff ein. Sobald er von Todleben hörte, es sei ein Retter gefunden, schickte er seinen Adjutanten Bartenjeff aus, um ihn aus den Händen der Polizei in Empfang zu nehmen. Nun wurde Kommissaroff, der gar nichts getan hatte, vielmehr durch Schrecken und Gedränge zu Boden geworfen war, in den Winterpalast geführt, mit Ehren überhäuft und in den Adel erhoben. Vor Bestürzung halb tot und wie geistesabwesend, zwischen den Würdenträgern des Hofes hin und hergeschoben, konnte er sich kaum ermannen, auf die Frage zu antworten, wer er sei und wo er wohne. Am nächsten Morgen bat er, von dem Baron Küster empfangen zu werden, dem sein Heimatsdorf Wolwitino im Gouvernement Kostroma gehörte; die Leibeigenschaft war erst wenige Jahre vorher aufgehoben und wirkte seelisch noch bei den Bauern fort. Deshalb wandte sich der ganz verstörte Kommissaroff an seinen alten Herrn, um seinen Schutz, seine Hilfe und seinen Rat anzuflehen. Er erzählte, was ihm begegnet sei, schwor, daß er bei der ganzen Sache durchaus unbeteiligt gewesen und bei dem Pistolenschuß, den er zum ersten Mal im Leben gehört, wie betäubt niedergefallen sei; im übrigen wisse er gar nichts und flehe jetzt in der unerhörten Lage, in der er sich befände, um seines Herrn Erbarmen und Beistand. Dabei fiel er schluchzend nieder und umfaßte die Kniee seines früheren Herrn — der ihn aufhob, ihm Mut einsprach und ihn ermahnte: er sei nun einmal der Retter und solle es sein, müsse sich also in Gedanken hineinfinden und das Glück, das ihm zuteilgeworden, als solches zu erkennen suchen. . . . .

So sah der Retter vom 4. April 1866 aus. Der Schlosserbursche, auf dessen Aussage sich dieses Glück allein gründete, war der Polizei inzwischen abhanden gekommen und blieb verschollen; einige meinten, er sei ein Mitverschworener gewesen. Jedenfalls war und blieb Kommissaroff, der gar nicht daran gedacht hatte, dem Attentäter die Pistole in die Höhe zu schlagen, sondern der vor Schrecken zu Boden gesunken war, der Zarenretter, der Abgott des

Adels und des Hofes, der Held der Zeitungen und des Publikums in allen Städten und Provinzen.

Damit aber auch das Satyrspiel nicht fehle, stellte sich heraus, als die Behörden bieneneifrig nach dem Vater des Spasitel (Retter, Erlöser) suchten, — daß er als Verbrecher in Sibirien weile. Das machte nun nichts mehr: war er auch in seinem Kirchdorf ein Taugenichts und Dieb gewesen, bekannt als Brandstifter und Erpresser, war er auch durch den Baron Küster auf die geheime Bitte der Bauernschaft, die von ihrem Plagegeist befreit sein wollte, vor Gericht gezogen und durch dieses nach Sibirien zur Ansiedlung verschickt worden — jetzt war er nun einmal der Rettervater. Er wurde sofort aus der Verbannung befreit und nach Petersburg geschafft; nicht aber in bescheidener Reise als Privatmann, sondern im Triumph als öffentliche Persönlichkeit. Überall ward er vom Gouverneur und den Behörden in Uniform mit den schmeichelhaftesten Ehren empfangen. Man gab ihm festliche Champagnerdiners, bei welcher Gelegenheit sich der Rettervater kleine Diebstähle erlaubte. Niemand wagte jedoch, wenn er die Löffel einsteckte, den von der Gunst des Zaren Bestrahlten anzuschuldigen.

In Petersburg stieg er in der prächtigen Wohnung ab, die man seinem Sohn angewiesen hatte. Alsbald begann er die väterliche Gewalt über letzteren auszuüben und ihn durchzuprügeln, sobald ihm etwas nicht behagte — obwohl solche Behandlung die Mißbilligung des Generals Todleben hervorrief, dem der „Retter" als Schützling anvertraut war. Mit Vorliebe besuchte der Rettervater ein übelberüchtigtes Lokal, wo sich Säufer, Spitzbuben und Strolche jeder Art zusammenfanden. Dort spielte er eine großartige Gönnerrolle: alles wandte sich an ihn, er nahm Bittschriften entgegen, erteilte Ratschläge und gab Versprechungen, da er ja beim Zaren alles bewirken konnte. . . . Seine Frechheit, auch bei Hofe, wurde zuletzt so unerträglich, daß er nach Peterhof geschafft wurde. Als der Zar dort zu Beginn des Sommers Wohnung nahm, suchte der alte Kommissaroff die Absperrungskette wiederholt zu sprengen, lieferte, umgeben von dem Haufen seiner Bittsteller, den Gendarmen Schlachten — und fühlte sich doch, trotz der Entrüstung mancher Hofbeamten, durchaus sicher. Erst als die Sache über alle Begriffe toll wurde, konnte der Chef des Zarenpalastes in Peterhof den Befehl erwirken, den der Trunkenheit huldigenden Rettervater zwar nicht nach Sibirien im Triumph zurückzuschicken, wohl aber nach Westen (nach Narva) zu schaffen, wo er fortan auf Kosten des Zaren lebte*). . . .

Ist es möglich, über solche Ereignisse **keine** Satire zu schreiben? Sie wären doch wohl in jedem anderen europäischen Lande unmöglich. Hat sich aber erst einmal in Rußland die amtliche Vorstellung eingeschlichen, daß ein Ereignis, wie jene „Rettung" des Zaren vor dem Pistolenschuß, nicht auf Zu-

*) Hehn: De moribus Ruthenorum. S. 101 ff.

fall beruhte, sondern der Geistesgegenwart eines Mannes aus dem Volke zu danken war, so ist sie aus den Geschichtsbüchern des heiligen Rußland nicht wieder zu entfernen.

*

Aber die Zarengewalt erhöht nicht nur, sie reißt auch nicht selten, plötzlich und unvermutet, herunter, was sie selbst erhoben hatte. An keinem Hofe Europas ist zwei Jahrhunderte lang eine solche Günstlingswirtschaft zu beobachten wie am Zarenhof. Ob die sexuellen Begierden der Herrscher dabei die größere Rolle spielten oder ihre Launenhaftigkeit, ist schwer zu sagen. Aber selbst über den Tod hinaus wird der Ruf von Männern der Öffentlichkeit erhoben oder in den Staub gerissen — je nach den Launen des Zarismus.

Sogar bis auf die Heiligen erstreckt sich dieses Vorrecht des Zarismus.

Soll ein neuer Heiliger geschaffen werden, so ist seit alters her die Genehmigung des Herrschers erforderlich. Schon die alten moskauischen Fürsten und Großfürsten pflegten ihre Zustimmung gern zu geben, vielleicht auch persönlich überzeugt zu sein, nicht nur auf Grund von Gerüchten und Erzählungen des Volkes, sondern durch glaubwürdige Zeugnisse zu dem Glauben an die Wahrhaftigkeit der berichteten Wunder geführt worden zu sein. In solchen Fällen erging der Befehl, den neuen Heiligen und die von ihm getanen Wunder allgemein bekannt zu machen, die Glocken zu läuten und Dankgebete zu singen. So ließ der Zar Paul durch die „Petersburger Zeitung" vom 7. Dezember 1798 seinem Volke mitteilen: es sei 1796 in dem Kloster Ssumorin in der Stadt Trotma (Eparchie Wologda) ein Sarg entdeckt worden, in dem sich ein Leichnam in Mönchskleidern befand. Der Tote sei 1568 gestorben und begraben worden; dennoch habe man die Leiche und die Kleidung durchaus unversehrt gefunden. An den Buchstaben, die in die Kleider eingestickt waren, sei der Leichnam als der Körper des hochgelobten Stifters und Oberen dieses Klosters erkannt worden, der schon bei Lebzeiten durch die Wunder, die er verrichtete, für einen Heiligen gegolten habe. Nachdem der Heilige Synod Seiner Majestät über den Vorfall alleruntertänigst Bericht abgestattet habe, sei der Ukas erlassen worden: „Wir sind durch einen Sonderbericht des Heiligen Synods benachrichtigt worden, daß man in dem Kloster Spasso-Ssumorin die wundertätigen Gebeine des hochgelobten Feodosius Ssumorin entdeckt habe; diese wundertätigen Gebeine sind dadurch ausgezeichnet, daß ein jeder Kranker, der sich ihnen mit vollem Vertrauen nähert, sich der glücklichen Genesung zu erfreuen hat. Also können Wir die Entdeckung dieser heiligen Gebeine für nichts anderes halten denn als sichtbares Zeichen dafür, daß Gott Unsere Regierung mit gnädigen Blicken ansieht. Dafür steigt unser heißes Gebet der Dankbarkeit zu dem höchsten Gnadenspender empor, und Wir tragen Unserem Heiligen Synod auf, Unserem ganzen Reiche diese höchst merkwürdige

Entdeckung bekannt zu machen, nach den Gebräuchen, die von der heiligen Kirche und den heiligen Vätern dafür vorgeschrieben sind."

Indessen kann der Zar Heilige nicht nur ernennen, sondern auch absetzen. Als sich bei der Öffnung der Gruft eines Metropoliten von Nowgorod der Leichnam unversehrt fand, entschied der Zar, dem dieses Wunder durch den Heiligen Synod mitgeteilt wurde: der vom Himmel so sichtbar begnadete Kirchenfürst verdiene auch bei den Irdischen den Heiligenschein. Infolgedessen wurden die Glieder des Toten in ein Reliquienkästchen gepackt — worauf sie plötzlich in Staub zerfielen. Große Bestürzung! Hier mußte etwas nicht in Ordnung sein! . . . Der Zar befahl daher eine strenge Nachforschung über den Lebenswandel des Heiligen. Das Ergebnis war die Feststellung: der Metropolit sei sein Leben lang ein lasterhafter Mensch gewesen. Darob fiel der Tote bei Sr. Majestät in allertiefste Ungnade: alsbald wurde er nicht nur seines Heiligenscheines entkleidet, sondern zur gerechten Strafe wurde sein Leichnam nach Sibirien verbannt*).

❦

Wer in der Nähe des Zarenthrones steht oder an seine Stufen gelangen will, muß also stets damit rechnen, daß Personen oder Dinge, die von der höchsten Staatsgewalt heute gebilligt werden, morgen in den Abgrund der Hölle versinken mögen. Diese Unbeständigkeit kann denen, die erfolgreich emporsteigen, zur zweiten Natur werden — falls sie nicht von vornherein in fanatischem Haß gegen Wahrheit und Freiheit alles leugneten und unterdrückten, was der Befreiung Rußlands aus seiner Barbarei dienen könnte. Ein klassisches Beispiel ist Konstantin Petrowitsch Pobjedonoszew, 1827 in Moskau geboren, 1859 an der dortigen Universität auf den Lehrstuhl des bürgerlichen Rechts und Zivilprozesses gesetzt, 1861 von Alexander II. mit dem Auftrage beehrt, den Thronfolger in die juristischen Wissenschaften einzuführen. Seit 1872 war Pobjedonoszew Mitglied des Reichsrates, 1880 ward er zum Oberprokurator des Heiligen Synods ernannt. Als solcher hat er ungeheuren Einfluß geübt — und zwar stets als geschworener Dunkelmann. Erst in den allerletzten Lebensjahren fiel ihm sein Gebäude in Trümmer, da er noch die Revolution 1905 miterleben mußte. Bis dahin hatte er eine solche Entwicklung seines Landes für unmöglich gehalten, weil er, ganz wie Metternich, dem Aberglauben gehuldigt hatte, durch Unterdrückung alles Geisteslebens könne man ein Volk zu dem geduldigen und ewig stummen Werkzeug der Regierung machen.

Dieser Mann, der den ältesten Sohn Alexanders II. und, nach dem frühen Tode des Prinzen (1865), seinen Bruder in die Rechtslehre einführen sollte, scheute nicht davor zurück, systematisch und öffentlich zu lügen.

*) Stern, Band 1, S. 155 f.

In einem Lehrbuch über russisches Zivilrecht, das er für seine Studenten schrieb, überging er mit voller Absicht die bedeutenden Reformen in der Rechtsprechung, die der Zarbefreier 1862 durchgeführt hatte. Ein so enger Geist wie Pobjedonoszew konnte damit allerdings nicht einverstanden sein. Aber anstatt seine Mißbilligung auszusprechen, wenn auch in der zumal in Rußland gebotenen vorsichtigen Form, unterschlug er selbst die Erwähnung dieser Reform — vielleicht der größten, die Alexander II. neben der Aufhebung der Leibeigenschaft zu danken ist. Und dieses Buch ließ Pobjedonoszew im Laufe der Jahre in immer neuen Auflagen erscheinen, ohne auch nur eine Stelle darin zu ändern — obgleich er wußte, daß es für alle Studierenden des Rechtsfaches im gesamten Rußland so gut wie obligatorisch war! — Ja, Pobjedonoszew war unehrlich genug, sogar die Aufhebung der Leibeigenschaft zu unterschlagen. Erklärte er doch allen Ernstes, daß auf Grund der im Jahre 1883 in Kraft befindlichen Gesetze noch immer über einen Mann oder ein Weib durch testamentarische Bestimmung oder Kaufhandlung verfügt werden könne*).

Ist es zu verwundern, daß eine Nation, die über ihre eigene Geschichte und die fremder Länder so gröblich belogen wird, sich in diesem Kriege und vorher als außerstande erweist, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden?

Otto R. Hübner: Krieg und Philosophie.

Es ist oft behauptet worden, der Krieg und die Philosophie seien so wesensverschiedene Dinge, daß sie nichts miteinander zu tun hätten. Dagegen steht aber die Tatsache, daß von jeher sich bedeutende Philosophen mit dem Kriegsproblem beschäftigt haben. In neuerer Zeit bei uns besonders Kant, Fichte und Nietzsche, welch letzterer vor allen für die Notwendigkeit der Kriege begeistert eintritt. Und auf ihn stützen sich so viele moderne Kriegspropheten, daß es wohl geboten erscheint, seine Anschauung darüber philosophisch zu durchleuchten.

Als der sechsundzwanzigjährige Nietzsche den Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 1870 mit erlebte, wurde er nicht allein zur tätigen Teilnahme daran (wie zur Komposition von Kriegsliedern) hingerissen, sondern er schrieb auch das seitdem berühmt gewordene Bekenntnis nieder: „da fühlte ich zuerst, daß der stärkste und höchste Lebenswille nicht im elenden Ringen ums Dasein zum Ausdruck kommt, sondern als Wille zur Macht und Übermacht.“

*) Siehe das Zitat bei Lanin: Russische Zustände. Band 1, S. 581.

Diese Idee vom Machtwillen erfaßte damals den Dichterphilosophen so gewaltig, daß sie ihn nicht wieder losgelassen hat. Ganz ähnlich erging es ihm später mit dem Gedanken vom Übermenschen und der Ewigen-Wiederkunft. Doch ebenso anfechtbar wie letztere beiden, erscheint auch das Dogma vom Willen zur Macht, obschon es dieser begeisterte Verkünder einer neuen Lebensmoral fanatisch verfochten hat. Denn so richtig das Wesen des Krieges damit gekennzeichnet wird, ebenso gewiß ist der Machtwille nicht der höchste, sondern der roheste Ausdruck des Willens zum Dasein, den das Leben bekundet.

Schopenhauer, der große Lehrer Nietzsches, hat zuerst das sehnende Drängen des Lebens als ein suchendes Wollen klar erkannt; und wenn sein Schüler auch der feinere Poet war, so muß doch der ältere Meister als der schärfere Denker gelten, da er die Urkraft alles Erdenlebens auf dessen unbedingten Willen zum Dasein zurückführt und so sein Wesen erklärt. Denn dieses Durchaus-existieren-wollen ist das erste und letzte, das wir vom belebten Erdenstoffe und seinem Streben aussagen können: der sich organisch bewegt und sinnlich empfindet, was leben heißt; der seine Bewegungs- wie Empfindungsorgane weiter ausbildet und deren Kräfte zunehmend entwickelt, so daß diese wunderbare Lebensentfaltung sich überall als ein unaufhörliches Regen, Spielen, Arbeiten, Kämpfen, Schaffen, Streiten und Bekriegen kundgibt.

Das Leben will sich nähren, muß sich wehren,
es will sich fortgebären und vermehren,
zuletzt im Menschen will's sich selbst erklären,
sein Dasein zu veredeln und verklären.

Wohl ist das Erdenleben als ein Kampf ums Dasein mit Recht bezeichnet worden; aber heißt denn Kämpfen schon Kriegführen und Lebensvernichten? Der Kampf strebt bloß nach der Unterwerfung, der Krieg aber nach dem blutigen Untergange des Gegners; der Kampf erhöht das Leben, der Krieg aber führt zum Tode! Beide Formen des Lebensstreites lassen sich auch in der Pflanzen- und Tierwelt beobachten; immer jedoch entsteht solcher Wettkampf aus Lebensnot, nicht aus dem Daseinsübermute einzelner. Oder fände auch bei niederen Lebewesen derselbe Wille zur Macht schon seinen Ausdruck, wie die blutige Herrschgier beim Menschen? Es will da und dort so scheinen. Wie aber erklärt sich dieses Rätsel?

Wir Menschen haben erkannt, daß der Lebenswille sein ursprüngliches Tastvermögen vielseitig, auch immer feiner, entwickelt, und so bei höheren Lebewesen allerlei Sinne herangezüchtet hat, die wir Menschen mit Recht unsere emsigen Diener nennen. Aus deren steten Wahrnehmungen entstehen jene Gesamtempfindungen: unsere persönlichen Lebensgefühle, die wir auch aus uns herausstellen und zu unpersönlichen Gedanken verdichten können. Solches geschieht, wie alles Sinnestun, in der Zentralstelle jedes geistigen Geschehens, wo

unser fühlendes Gemüt und der denkende Verstand ihre besonderen Organe besitzen. Beide sind die treuen Räte unseres Willens und haben gleiche Rechte; vereint, heißen wir sie unsere hohe Vernunft. Wenn ein Mensch mit gesunden Sinnen stets sein Fühlen und Denken um Rat befrägt, so will und handelt er richtig. Solch ein Lebenswille wird im Streitfalle mit Seinesgleichen nie den Kampf auf Leben und Tod wählen, sondern wird bereit sein, sich zu vergleichen und zu vertragen: denn dahin zielt die rechte Lebensweisheit der Vernunft.

Freilich sind die Willens-, Geistes- und Körperkräfte sehr verschieden gemischt; auf solche Veranlagung aber kommt alles an, sowohl bei Einzelnen, wie bei den Völkern. Wo zu heftige Lebensgefühle — das sind die Leidenschaften — über den Verstand obsiegen, oder wo eine zu schwache Vernunft dem überstarken Willen unterliegt, da — kommt es zum Kriege.

In der Tat kann man fast alle Kriege auf erregte Volksleidenschaften oder auf die Herrschsucht der Regierenden zurückführen; ganz selten werden reine Notwehrkriege geführt. Im ersten Falle kommt der Naturwille zum Leben, im zweiten der Wille zur Macht, im dritten der Wille zur Kultur zum Ausdrucke. Daß letzterer dem höchsten Lebensdrange entspricht, ist wohl kein Zweifel: Denn, wenn das Leben auf diesem Planeten einen Sinn hat, so kann es doch nur der sein, ihn menschlich zu kultivieren, um dem sich immer höher entfaltenden Leben eine sichere Stätte zu bereiten.

Daß jede Kultur aber besser im Frieden wie im Kriege gedeiht, ist doch gewiß. Darum gebietet das heilige Leben, das in uns lebt und webt: Arbeitet unablässlich, ihr Menschen, und kämpft im friedlichen Wettbewerbe miteinander; gemeinsam aber bekriegt jene dunklen Mächte und vernichtet alle schlimmen Feinde, die als rohe Naturkräfte oder niedere Lebewesen euch ringsum noch entgegenstehen, um euern Aufstieg zu höheren Lebensformen zu hindern! . . . Wer auf die Stimme seines Lebens achtsam lauscht, der wird die Weisheit solcher Lehre wohl begreifen und wird erkennen, daß unser Wissen, Glauben und Können, philosophisch vereinigt, daraus spricht.

Freilich stehen wir gerade jetzt mitten in einem tobenden Völkerkriege, der alle hohen und niederen Leidenschaften der Menschen entfesselt zeigt. Aber auch er wird einmal zu Ende gehen; und die Völker werden sich dann besinnend an die Stirne greifen und fragen: Warum eigentlich? . . . Es war ein wüster Ausbruch wilder Machtgier, der die Volksgewalten rings um Deutschland antrieb, dieses gefestigte Reich zu vernichten; und besonders Englands Herrschsucht offenbarte sich damit als ein unbändiger Wille zur Macht. Frankreich wurde von seiner gekränkten Ehrsucht zum Kriege verleitet, der allerdings sich aus dem Siege von 1871 folgerichtig entwickelte. Aber war es nicht wieder der Machtwille eines ehrgeizigen Spielers, der jenen hervorgerufen hatte!

Doch kämpfen wir zunächst diesen uns aufgezwungenen blutigen Krieg zur Verteidigung unserer Kulturgüter mutig durch, und führen wir ihn so menschlich

weiter, wie es bisher uns möglich gemacht wurde. Bei einem künftigen Friedensschlusse sollte das deutsche Volk aber darauf achten, daß die starken Gemütskräfte seiner Volksvertretung und die klugen Verstandeskräfte seiner Regierung den Lebenswillen unseres Staates so vernünftig beraten, daß dieser die rechten Entschlüsse faßt, die eine lange Friedenszeit verbürgen. In Deutschlands Hand ruht nicht nur das Schicksal Europas und die Zukunft abendländischer Kultur; sondern aus seinem Schoße könnte auch der künftige Weltfriede erblühen: die Sehnsucht aller Völker — wenn unser Reich, nach innen wie außen gefestigt, den andern vorausgeht und die rechten Willenswege zieht. Möge die Gottheit des Lebens unserem Willen die richtige Weisheit verleihen!

Dr. Kurt de Bra:
Deutschtum und Pharisäertum.

In keiner Zeit hat sich das deutsche Volk so viel mit sich selber beschäftigt und beschäftigen müssen, wie in der außergewöhnlichen Gegenwart. Das ist vor allem seelisch gemeint. In keiner Zeit finden sich so viel Äußerungen der deutschen Volksseele von und über sich selber, so viel heiße Unterredungen des deutschen Gewissens mit sich selber, so viel elementare Offenbarungen und erschütternde Aussprachen dessen, was sonst — vielleicht oft allzu tief — im Herzensgrunde der Deutschen geschlummert hat. Das alles muß so sein, und nur das Umgekehrte wäre ein Wunder. Ein Volk und eine Volkskultur, welchen in so umfassender und rücksichtsloser Weise die Existenzberechtigung von allen Seiten bestritten wird, drückt gewiß zunächst sein eigenes Selbst mit naturhafter Selbstverständlichkeit aufs kräftigste durch mit den Waffen in der Hand, wie das unser deutsches Volksheer mit herrlichem Erfolge leistet. Aber darin zeigt sich die Kulturhöhe des deutschen Volkes, daß es auch jetzt schon zwischen den Schlachten und während der Blutopfer das Bedürfnis empfindet, seine eigene Sache wie die seiner Gegner auf den Wagschalen des Gewissens zu wiegen, sich selbst und seine Feinde möglichst gerecht und sachlich richtig im angemessenen Verhältnis zu den vorliegenden Behauptungen und Ansprüchen durchzuprüfen und abzuschätzen und danach mit gesammelter Kraft Leibes und der Seele in den Werken und Notwendigkeiten des Krieges und des Friedens fortzufahren.

Diese durch innere Not geheischte und gewissensmäßig geforderte Selbstuntersuchung und Selbsteinschätzung des deutschen Volkes der Gegenwart läßt sich nun, wenn wir das an vielen Stellen zerstreut Geäußerte zusammenzufassen

suchen, dahin nach ihren Ergebnissen aussprechen, daß das deutsche Volk für sich eine besondere Mission, eine besondere Berufung, eine besondere Aufgabe, eine besondere Stelle — nicht naiv und grundlos beansprucht, wohl aber als Resultat seines Forschens und Schauens im Räderwerk des Weltgeschehens gefunden zu haben glaubt. Immer wieder erleben wir, wie das deutsche Volk als Menschheitsvolk, die deutsche Bildung als Menschheitsbildung, die deutsche Kultur als Herz oder Gewissen oder Gehirn der Menschheit, und wie die Ausdrücke alle heißen mögen, ausgesprochen und angesprochen werden. Auch die Schriften, die sich nicht so ausführlich und grundsätzlich mit dem volklichen Streben nach Selbsterkenntnis und Selbstprüfung beschäftigen, die sich mehr mit der Siegeshoffnung und deren politischer Verknüpfung abgeben, reden auffallend wenig von einer äußeren Machtsteigerung und einem geographischen Machtzuwachs, von dem zu erhoffenden politischen und volkswirtschaftlichen Kraftgewinn des Vaterlandes. Dagegen wird immer wieder in anderen Ausdrücken gesprochen und gekündet von einem zu errichtenden Weltreich des deutschen Geistes und von dem beginnenden Siegesfluge der deutschen Kultur über den Erdball. Was früher deutsche und deutscheste Dichter und Philosophen in unbegriffener Einsamkeit und scheinbarer Verträumtheit aussprachen, das empfindet jetzt in der weltgeschichtlichen Entscheidungsstunde die gesamte Volksgemeinschaft mit tiefer Rührung als hellseherische und ewigkeitliche Aussprache des tiefsten Volksbedürfnisses, das bei den Deutschen auf den Gewinn einer inneren seelischen Stellung zu den unerhörten Ereignissen gerichtet ist. Welcher Unterschied auch hierin zwischen den Deutschen und ihren Angreifern, die zwar sehr viel hohe Worte im Munde führen von der ihnen aufgetragenen Vernichtung des deutschen „Barbarentums" zu höherer Ehre aller Weltkultur, die aber auffallend wenig sich darüber äußern, unter welchen Kultureinfluß sie die Welt nach ihrem Siege bringen wollen, und in welchen Portionen der angelsächsische, französische und russische Kulturbrei gemischt und der Menschheit dargereicht werden soll.

Ein Freund von mir, mit dem ich dies einmal durchsprach, meinte nun: So schön und schmeichelhaft all das klingen mag, was das Deutschtum an Selbstaussage und Selbstüberzeugung in dieser Zeit beizubringen vermag, sicherlich liegt hier doch etwas vor, worin nicht nur eine leichte Geschmacklosigkeit, sondern eine nahezu sittliche Gefährdung oder zum mindesten das bedrohliche Anzeichen einer solchen zu erblicken ist. Muß ein Volk, das gewohnheitsmäßig längere Zeit hindurch in so großen Ausdrücken von sich redet, nicht in die vergiftende Nähe des Pharisäertums geraten? Ist nicht allzu oft und allzu viel in hochgehenden, um nicht zu sagen hochtrabenden, Wendungen von der Ausnahmestellung, welche dem deutschen Volke seine universale Mission anweist, geredet worden? Könnte von hier aus nicht eine bedenkliche Freude an phrasenhafter Berauschung Platz greifen? Hat nicht sogar Schiller, der sicherlich keine gedämpfte Ausdrucks-

weise liebte und gern in edler Getragenheit das Gedachte und Empfundene aussprach, das merkwürdige Fragment, das „Deutsche Größe" betitelt ist und in dem sich unter den anderen granitnen Aussprüchen der denkwürdige Satz findet: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit," hat nicht sogar Schiller es vorgezogen, seine Ausführungen bei Lebzeiten nicht zu veröffentlichen, so daß erst das Durchforschen des Nachlasses das deutsche Volk um dies köstliche Kleinod seines großen Dichters bereichert hat?

Was ist wohl zu erwidern, wenn treue Vaterlandsfreunde Bedenken der angegebenen Art äußern? Wie kann man die aufrichtig geoffenbarte Sorge, daß das Deutschtum der Gegenwart sich selbst in die bedrohliche Nähe des Pharisäertums setze, am ehesten und besten entkräften?

Erstens: Nie darf vergessen und außer acht gelassen werden, unter welchen Zeitumständen und in welcher Zeitlage jene spontanen und gewaltigen Äußerungen über den einzigartigen Weltberuf des Deutschtums hervorbrachen. Erst als die universale Verneinung erfolgte, erst da erfolgte die universale Bejahung. Als die Völker der Erde, die sich selbst als die eigentlichen Kulturnationen bezeichneten, sich gegen das Deutschtum zusammenballten und ihre Vernichtungsabsicht mit Wort und Waffe predigten, da reckte sich das deutsche Volk zum heiligsten Selbstbewußtsein geweckt hoch empor, und das deutsche Volksgewissen empfand auf einmal die Notwendigkeit, von dem Beruf und dem Verhältnis des Deutschtums zur Allheit laut zu künden. Als ihm jede Verknüpfung mit der Kultur abgesprochen werden sollte, da sprach das deutsche Volk seinen unverlierbaren Zusammenhang mit der Weltentwicklung laut und kräftig an und aus. Edler konnte der Vorgang nicht sein! Kein Deutscher kann daran zweifeln, daß Schiller, hätte er wie Fichte die Jahre der Knechtung der Deutschen und der Beugung ihrer Kultur unter die Fremdherrschaft erlebt, jene herrlichen Worte von der universalen Sendung des deutschen Volkes und seiner Kultur laut verkündet hätte, wie es das Deutschtum von seinem nationalsten Dichter erwarten durfte. Nach der Eigenart von Drohung und dem Eigenwert des Bedrohten richtet sich allzeit die Abwehr und die Selbstbehauptung des Angegriffenen. Universal äußert sich die Bedrohung und die Vernichtungsabsicht, universal offenbart sich die Selbstsetzung und Selbstdurchsetzung. Die Formel ist eigentlich furchtbar einfach. Der Negation entspricht die Position. Hat das englische Gold die Völker der Erde von den Küsten des Mittelmeeres bis zu den Gestaden des Stillen Ozeans zusammengekauft und zusammengepeitscht zum Zerstörungskampfe gegen das deutsche Volk, so hält das Deutschtum nunmehr denselben Völkern der Erde einige gewaltige Predigt der Waffen und kündet von der Notwendigkeit seiner Erhaltung im Sinne der Weltkultur. Universalität auf beiden Seiten! Fragt sich nur, wo die tiefere Auffassung herrscht. Unsere Gegner müssen das, was sie angeblich zusammenhält, ihre umfassende Mission der Vernichtung des deut-

schen Barbarentums zur größeren Herrlichkeit der Kultur, rein äußerlich und geographisch-politisch verstehen. Das ist das Einzige, was an ihrer Sache nach Größe aussieht. Der Deutsche faßt das Eigentümliche und die allgemeine Bestrittenheit seiner Stellung innerlich und seelisch auf und leitet das herzhaft ergriffene und verstandene Recht daraus ab, zu dem Erdball von der einzigartigen Verknüpfung des Deutschtums mit den Kräften der Ewigkeit und der einzigartigen Dienstbarkeit der deutschen Kultur gegenüber dem Geiste der Zeiten zu reden. Wo ist da der edlere Begriff von Größe, auf welcher Seite die bessere und würdigere Auffassung von Universalität! Ganz selbstverständlich hat die Not der Stunde, diese gewaltige und unvergleichliche Geburtshelferin, das deutsche Volksgewissen zu Waffen aus dem Arsenal greifen lassen, in dem die edelsten deutschen Geister, die deutschesten Künder und Aussprecher deutscher Volksindividualität, gewebt und gewirkt haben. Das deutsche Volk fühlte eben, daß nur diese geistigen Waffen würdig waren, zusammen mit den deutschen Kriegswaffen im Weltkriege geschwungen zu werden. Voll Rührung und Dankbarkeit erkennt das Deutschtum der Gegenwart nunmehr, wie sehr die oft unverstandenen Vorkämpfer seines Wesens in Dichtung und Weltanschauung die geistigen Rüstzeuge vorbereitet und fertiggestellt haben, mit denen nicht zum wenigsten heute die Weltentscheidung herbeigeführt wird. Auch darin erblickt der Deutsche nunmehr einen köstlichen Beweis für die besondere Stellung des Deutschtums im Weltgeschehen, daß die national ausgeprägtesten Volkspersönlichkeiten immer in dieser geheimnisvollen und urtiefen Weise von dem Weltberufe des Deutschtums gesprochen haben. Da sie den heißen Kampf, die Weltauseinandersetzung, nicht erlebten und nicht erleben konnten, trieb sie ihr prophetisches Gemüt, alles zu tun, um im Geiste bei ihrem Volke zu sein und zu bleiben und ihm in seiner furchtbarsten und kritischsten Entscheidungsstunde treu zur Seite zu stehen. Und indem wir uns im Geiste an jene Vorbilder deutschen Wesens anschließen und auch ihre Ausdrücke von „deutscher Größe", dem „Weltreich des deutschen Geistes", dem „heiligen Herz der Völker" usw. usw. gern und freudig übernehmen und anwenden, bekunden wir damit kein nationales Pharisäertum, sondern wir lassen uns von dem Geiste der Besten und des Besten des Deutschtums stärken und stählen, heiligen und weihen, läutern und kräftigen. Das Gegenteil wäre ein Wunder und ein betrübliches Zeichen, wenn nämlich das Deutschtum der notschwersten Stunde nicht die winkenden Hände ergreifen wollte, die sich ihm aus seiner großen Geistesgeschichte entgegenstrecken, nicht den Blick der fest auf ihm ruhenden Augen erwidern wollte, die treu und ernst aus hoher Vergangenheit auf ihm ruhen, nicht Herz und Sinn auf das richtete, was seine verehrtesten und geliebtesten Männer als seine ewige Bestimmung hinstellten. Der Gutwillige und Verständige, auch wenn er kein Deutscher ist, muß und wird einsehen, daß mit innerer Notwendigkeit die hohen und edlen Worte vom Deutschtum und seiner Stellung in der Welt wieder lebendig

geworden sind. So wahr alles Gute und alle Guten in der Welt wahlverwandt sind und ihre innere Verwandtschaft im heißen Erlebnis verspüren können, so sicher wird sich die Überzeugung jedem weltgeschichtlich Einsichtigen einmal aufdrängen, daß die zeitüberragende Tat der Durchsetzung und Behauptung des deutschen Volkes inmitten der dräuenden Zeitlichkeit ebenso ewigkeitsgewollt war, wie der formale Ausdruck, der diesen heldenhaften Siegfriedskampf gegen den vielköpfigen Drachen von vollendeter Scheußlichkeit begleitete, im tiefsten Sinne und vom höchsten Standpunkte notwendig war. Für ein Volk, das sich gegen einen oder zwei Nachbarn zu behaupten strebt, mag in seinem Kampfe die einfache einzelnationale Selbstbehauptung, die chauvinistische Motivierung aus dem biologischen Konkurrenzkampfe heraus genügen; für das deutsche Volk, dem nahezu die gesamte Welt seine Existenznotwendigkeit als Staats- und Kulturnation mit den Waffen abzusprechen strebt, reicht die universalste Motivierung menschheitlicher Art und deren Aussprache mit den Mitteln der herrlich hohen Geistesgeschichte des Deutschtums gerade aus. Der platonische Sokrates spricht es in stolzer Gelassenheit aus, daß er es für unmöglich hält, daß dem besseren Manne von dem schlechteren Manne ein Schade zugefügt werden kann. Auch gegen das deutsche Volk ist ein Prozeß angestrengt, bei dem es um Sein oder Nichtsein geht. Trotzdem hört man fast nie eine Behauptung, nach der das deutsche Volk sich für das bessere ansähe und danach sich für unbedrohlich hielte. Vielmehr wird nur immer wieder die Gewissensüberzeugung laut und heiß verkündet, daß das deutsche Volk seine S a ch e für die bessere hält und seine menschheitliche Sendung für unzerstörbar ansieht. Diese großartige Sachlichkeit bildet den genauesten Gegenpol zu allem Pharisäertum, das ja in dem Nichthinauskönnen über Persönliches, Engpersönliches, Allzupersönliches wurzelt.

Zweitens: Allerhand Neigungen, Fähigkeiten, Eigenschaften hat der Deutsche im Laufe der Geistesgeschichte offenbart, aber Talent fürs Pharisäertum hat er bis jetzt erfahrungsgemäß auffallend wenig bewiesen. Wie oft ist nicht mit Bedauern die dem Ausländischen so weit entgegenkommende und so gern vor allem Fremden im angeborenen Unterlegenheitsgefühl zusammenknickende Art der Deutschen von scheltenden Patrioten festgestellt worden. Ist wohl anzunehmen, daß diese tiefeingewurzelte Eigenart der Deutschen, die vielleicht nur die unerquickliche Kehrseite zu seinem weltweiten Gerechtigkeitsstreben, seinem umfassenden Anerkennungsvermögen darstellt, so ganz plötzlich, so mit einem Mal jäh und radikal ausgerissen wird? Ist eigentlich zu vermuten, daß der Deutsche unter dem Eindrucke der gewaltigen Erfolge im Weltkriege und verführt durch die pathetische Sprache aus Vergangenheit und Gegenwart in den entgegengesetzten Fehler maßloser Selbstüberhebung und dünkelvollen Nichtanerkennens der nationalen Vorzüge anderer Völker verfällt? Dem geschichtlich denkenden Menschen wird es wenig wahrscheinlich vorkommen, daß ein Volk unter dem Einfluß bestimmter geschichtlicher Ereignisse, und seien sie selbst so einschneidend wie der Welt-

krieg, sich von Grund aus verändern, eine ganz neue innere Stellung zu sich selbst und zur Menschheit einnehmen und sein eigenes Wesen sozusagen auf den Kopf stellen wird. Für jedes psychologisch begründete Urteil über die bei allen Schwingungen und Wandlungen beharrende organische Einheitlichkeit der Völkercharaktere würde das einen Schlag ins Gesicht bedeuten. Nach allen Wahrscheinlichkeiten geschichtlicher und seelischer Herkunft ist der Glaube gerechtfertigt, daß dieser größte Völkerkrieg der Zeiten nur das notwendige an geistiger Rückgratstärkung und wahrhaftigem Selbstbewußtsein und nur das Unentbehrliche und nicht mehr in dieser Richtung für das Deutschtum heraufführen wird, aller Unwürdigkeit und Schwäche und allem Mangel an richtigem Nationalstolz aber endgültig das verdiente Ende bereiten wird. Der Deutsche hat so gar kein Talent zum Nationalpharisäer. Bester Beweis war stets die geringe Verbreitung und die wenige Liebe, deren sich alle Versuche erfreuten, so etwas wie Chauvinismus auf deutschem Boden zu züchten und zu pflegen. Der Deutsche empfand ganz instinktiv mit Recht diese Versuche, englisches oder französisches Verfahren mit deutschen Mitteln schwächlich zu kopieren, als etwas Unorganisches, Fremdes, Undeutsches, als ein zu arges Fremdgewächs, dessen Wachstumsbedingungen auf deutschem Boden zu wenig gegeben waren. Der Volksgeist hielt sich hier fern in wundervoller Ahnung seiner eingepflanzten Weltbestimmung, und so mußte der Chauvinismus auf deutscher Erde wie eine Pflanze im heißen Sande, der keine Feuchtigkeit zu Hilfe kommt, jäh und früh verdorren. Auch deutscher Ehrgeiz kann sich einen Imperialismus denken, aber dieser Imperialismus sucht sich seine Heimat auf einem anderen Gebiete, als wo der britische oder russische Imperialismus zu Hause ist. Wort und Sinn des ausländischen Imperialismus werden vergehen, verwelken, versinken vor der adligen Welt- und Völkergesinnung des Deutschtums, wie sich in der Entwicklungsgeschichte der Lebewesen die niedere Art vor der höheren Art zurückzuziehen genötigt ist.

Drittens: Gewiß hat sich das deutsche Volk besonders oft und gern als das Menschheitsvolk bezeichnet oder sich so bezeichnen lassen. Unter all den erhöhten Ausdrücken, die diese Ausnahmezeit wiederum geläufig gemacht hat, muß diese Benennung als die glücklichste erkannt werden. Denn wenn wir den Sinn der beigelegten Eigenschaft richtig auffassen, so ist die Möglichkeit jedes Pharisäertums radikal beseitigt. Nicht als Gottheitsvolk, sondern als Menschheitsvolk hat die deutsche Volkheit sich in gesteigerten Zeiten mit gesteigertem Ausdruck empfunden und bezeichnet. Der Unterschied ist gewaltig. Gottheitsvölker sind Völker der Ausschließlichkeit, Menschheitsvölker sind Völker der Einschließlichkeit. Jene schließen von ihrer Stellung, ihrem Besitze, ihrer Erleuchtung alle anderen Völker aus oder lassen sie höchstens nach vollzogenem Selbstverzicht auf jede Eigenheit als eine Art Proselyten zu, diese suchen alles Wertvolle der Nationen mit herzlicher Zustimmung in sich einzuschließen, ihre wahre Eigenart durch schöne Anerkennung herauszuholen und so im menschheitlichen

Sinne das Ewig-Nationale steigernd zu verwerten. Umfassend und unglaublich ist bei den Gottheitsvölkern sowohl ihr Ansprechen für sich selbst, als ihr Absprechen bei den andern. Das Menschheitsvolk spricht nicht ab, sondern streift nur die unnötige zeitliche Schale ab und nimmt den echten, aufhebenswerten Kern durch warmes und festes Anerkennen in den Ewigkeitsschoß der Menschheit auf. Gewiß steckt in der Selbstbenennung und Selbstauffassung als Menschheitsvolk auch ein Anspruch auf eine Einzigartigkeit und eine Bevorzugung, aber es ist kein Pochen auf eine über alle Menschenvölker erhöhte Stellung, sondern eine dankbar-stolze Feststellung eines inmitten der Menschheit zugewiesenen Berufes. Das Gottheitsvolk fühlt sich über die anderen Völker und die übrige Menschheit emporgehoben, das Menschheitsvolk fühlt nur, daß es für die Menschheit etwas ist und sein soll. Darin decken sich die Weltherrschaftsvölker mit den Gottheitsvölkern, von denen sie vielleicht nur die moderne Form darstellen, daß sie mit dem Gefühl geschichtlich arbeiten, daß ihnen alle anderen Völker irgendwie hörig und verpflichtet sind und bei einem Nichtbeugenwollen unter dieses Joch eine einfache Knechtung zu gewärtigen haben. Die Menschheitsvölker dagegen vollbringen ihre geschichtliche Arbeit mit dem Gefühl, daß alles Edle im fremden Volkstume einmal seine eigene menschheitliche Verwandtschaft, deren Empfindung vielleicht nicht in allen Völkern gleichzeitig zu stark sein kann nach einem Allmählichkeitsgesetze der Entwicklung, finden, begreifen und beseligend erleben wird. Wie überraschend stark ist nicht beispielsweise im deutschen Volke der Gegenwart die Stimmung dafür lebendig, daß wir diesen Krieg letzten Endes selbst im Interesse unserer Gegner für die Menschheitskultur führen, und daß unsere Feinde diesen Zusammenhang einmal aus freier Überzeugung anerkennen werden. Welcher Unterschied zwischen dieser Stimmung, die das Köstliche der fremden Volkskulturen mit freudiger Zustimmung bejahen will, und dem Gerede der Feinde, die von der Notwendigkeit der Vernichtung deutscher Kultur wahnsinnig träumen. Wahrlich, die Deutschen sind nicht umsonst in die Schule ihrer Großen, eines Lessing, Goethe, Schiller, Fichte, gegangen. Gottheitsvolk und Menschheitsvolk, der Anspruch auf eine Prädestination liegt in beiden Begriffen, aber welcher fundamentale Unterschied: Hier universale Völkerhörigkeit, hergestellt durch Dasselbigkeit des Jochs und äußerlicher technischer Zivilisation, hier universale Völkergemeinsamkeit im Besten, Edelsten, Tiefsten menschlichkeitlicher Auffassung und innerlicher seelischer Kultur. Diese großen wahrhaft weltgeschichtlichen Gegensätze stehen jetzt zur Entscheidung. Darum ist der Aufeinanderprall so ungeheuerlich wie noch in keinem Kriege, den die Welt bisher geschaut hat. Das niedere Prinzip wird nicht einfach zurückgescheucht und begibt sich nicht schwächlich zur Ruhe, sondern, ehe es vollkommen besiegt wird und endgültig begraben werden kann, tobt und wütet es noch wie der Drache bei und nach seiner Besiegung durch den Lichthelden Siegfried.

Genug und übergenug ist eigentlich gesagt. Unsere Feinde, die sich über

unsere Selbsteinschätzung ärgern und daran Anstoß nehmen, folgen der geschichtlichen Notwendigkeit unvereinbarer Gegensätze; die scheelsüchtigen neutralen Völker, die gleichgültig oder spöttisch den Ausdruck unseres Selbstbewußtseins begutachten, können uns damit gar nicht beleidigen. Der allzu gewissenhafte Deutsche aber kann sich wirklich mit ganzem Herzen der hohen Freude darüber hingeben, daß die hohe Zeit uns wiederum den gesteigertsten Ausdruck für den volkhaften Inhalt deutscher Selbstachtung beschert hat: Menschheitsvolk. Das deutsche Menschheitsvolk vermag diesen Titel nicht als eine Unendlichkeit des Habens und des Besitzes, des Anspruches und des Prahlens, sondern vielmehr als eine Unendlichkeit des Sollens und der Verpflichtung, der Berufung und des Auftrages zu fühlen und aufzufassen. Nur wer sich selbst Großes zutraut, kann Großes leisten. Das gilt für Individuen und Völker. In diesem Sinne muß die Selbstauffassung des deutschen Volkes als Menschheitsvolk als der unvergleichbare Impuls gewertet werden, der unser Volk auf der wahren Ewigkeitslinie des unter Umständen sich selbst verzehrenden Dienstes für die Menschheit und Menschlichkeit allezeit fortbewegt.

Keine Angst, daß sich unser Volk unterwegs in der fabelhaften Verwirrtheit der reinen Mittel und der äußerlichen Zutaten, die mit der neueren Kultur verknüpft ist, verliert und die innerliche seelische Eigenart seiner Bestimmung als Vortrupp der Menschheit aus den Augen setzt. Das deutsche Volk hat sich stets als das reinste Zweckvolk im menschheitlichen Sinne erwiesen. Es ist noch nie im nackten Mittel stecken geblieben, wie unsere Gegner, wie die Engländer z. B. in der unglaublichen Steigerung der technischen Fähigkeiten des Menschen, in ihrer kaufmännischen Nutzbarmachung über den Erdball hin zu Gunsten der besitzenden Oberschicht eines Inselvolkes und in dem gesellschaftlichen, seelenlosen, ganz formal-konventionell erstarrten Machtgenusse der Kaste, wie die Franzosen z. B. in der überwuchernden Pflege der rollenden Phrase und der schönen Geste, wie die Russen z. B. in der orientalischen Anhäufung bloß despotischer Macht und unverdauter Provinzen und Völker. Wie das deutsche Volk seine ganze Kulturentwicklung recht eigentlich in den Dienst des Menschlichkeitsgedankens gestellt hat und Wert und Würde aller Kulturerfolge nur in der Beziehung zum ewigen unverlierbaren Zweck der Menschheit gesehen hat, so kann auch nach der Auffassung des Deutschtums Weltkrieg und Weltsieg nur als Mittel im Dienste ewiger menschheitlicher Zwecke gewertet werden. Der Deutsche will nicht willkürlich und zufällig kriegen und siegen, sondern er will alles einem Sinn verdanken und einer Führung zuschreiben. So wählt er denn auch für diesen größten Krieg, der ihm nicht Selbstzweck und nicht Mittelpunkt, sondern nur Anfang zur größten Entwicklung erhabenes Mittel zum herrlichsten Zweck, zum wahren Weltfrieden bedeutet, so wählt der Deutsche auch für den Weltkrieg und die von ihm aufgedrungene seelische Ausrüstung die universalste Motivierung des Nationalgewissens, die ihm in dem Namen Menschheitsvolk

geborgen liegt. Menschheitsvolk — das bedeutet uns kein Pharisäertum und keine Überheblichkeit, sondern ein feierliches Gelübde aus großer und ernster Zeit, das die gewaltigste Not zum besonders häufigen Ausspruch gebracht hat und das schon nicht durch gedankenlose Häufigkeit des Plapperns entweiht werden wird. Dafür wird der Geist unseres Volkstums sorgen, die deutsche Volkheit.

M. Sobotta:
Saloniki.

Das alte Saloniki ist durch den Weltkrieg wieder zu weltgeschichtlicher Bedeutung gelangt — es ist die Zufluchtsstätte der Ententebalkanvölker, die die griechische Stadt an dem blauen Meerbusen am Abhange des 1200 Meter hohen Berges Kissos (Chortiasis) besetzten.

Vom Meere aus gewährt die Stadt mit ihrer Zitadelle, ihren Moscheen und Kuppeln, mit den hohen Mauern und vielen Türmen einen gewaltigen Anblick, amphitheatralisch baut sie sich vor dem Beschauer auf, der sich ihr vom Ägäischen Meere naht. Der Hafen wird von einem Fort beim Zollamt und dem Fort Platamona geschützt. Die Schanzwerke liegen in einem Halbbogen um Saloniki, von einem Ufer im Nordwesten bis zum andern im Südosten, zum Weißen Turm reichend.

Im Innern sind die Straßen meist eng, winkelig. Hier, wie in der Vorstadt Kalamaria flutet neben den Trümmern des Altertums das moderne Leben, hier herrscht der orientalische Bazar, denn Saloniki ist nach Konstantinopel die bedeutendste Handelsstadt des Orients, zugleich die Balkanstadt, die, wetteifernd mit Athen und Konstantinopel, eine Fülle von historischen Denkmälern des Altertums aufweist. Allerdings siegte in manchen Stadtteilen das moderne Europäertum aufdringlich genug über das orientalische Gepräge, umsomehr als nach dem Brande 1890 der Südosten der Stadt neu aufgebaut wurde.

So bietet Saloniki starke Gegensätze dar, denn es spricht in seinem Aufbau und in seiner Bevölkerung die Sprache der Vergangenheit und der Gegenwart. Die Geschichte Salonikis reicht zurück bis in die vorchristliche Zeit. Das alte Thessalonike wurde hier 315 v. Chr. von Kassandros an Stelle der alten Stadt Thermae gegründet. Der Erbauer nannte den Ort Thessalonike zu Ehren seiner Frau, Schwester Alexanders des Großen. Starke Mauern wurden zur Befestigung der Hafenstadt angelegt, denn hier war der bedeutendste Hafen Mazedoniens und die Schutzwehr einer Heerstraße, die in der Römerzeit von Durazzo

(Dyrrhachium) nach Byzanz führte. Noch heute ist die Stadtmauer eine Sehenswürdigkeit; an der Seeseite ist der Ring der Befestigungsmauer durchbrochen, weil neue Hafenanlagen Platz brauchten. Schon im Altertum hatten die Mauern die gewaltige Stärke von drei bis vier Metern, über hundert Türme erheben sich auf ihr. Um den Besitz Salonikis wurde in alter Zeit wegen seiner Bedeutung für den Seehandel gerungen. Von der Riesenmauer schaute man weit hinaus und verteidigte sich gegen Feinde, die gegen die Mauer prallten und sich zum Angriff rüsteten.

Galt die Stätte schon durch die Wirksamkeit des Apostels Paulus und seine Begründung der Thessalonicher-Christengemeinde als geheiligter Boden, so wurde später Saloniki noch besonders geweiht durch die Kirche des heiligen Demetrios, eines Märtyrers aus der Zeit der Christenverfolgungen. Ihm zu Ehren wurde die Kirche an seiner Leidensstätte errichtet, und seitdem gilt Demetrios als Schutzpatron der so oft angegriffenen und verteidigten Stadt. Von Wallfahrten und Wunderheilungen erzählt seine Grabesstätte. Die Schutzmauer und den Schutzheiligen besaß Saloniki, und im Laufe der Jahrhunderte mußte sie den Feinden trotzen, oft auch sich andern Gebietern unterwerfen. Es widerstand den Belagerungen durch Goten, durch Slawen, aber durch schnöden Verkauf geriet die Hafenstadt unter die Herrschaft der mächtigen Republik Venedig, 1430 wurde sie von den Türken erobert, 1913 besetzten die Griechen — am Ehrentage des heiligen Demetrios — wieder ihre alte Stadt.

Ein buntes Völkergewimmel von Albanern, Griechen, Türken, Bulgaren, Walachen, Zigeunern, herrscht hier, doch die Juden geben der Stadt und dem Hafen das stärkste Gepräge. In alter Zeit schon war Saloniki eine jüdische Kolonie Mazedoniens, und heute wohnen dort mehr als 80 000 Juden, die als Erwerbszweige nicht nur den Handel, sondern auch Hafenarbeit wählen. Fast alle Bootsleute, Lastträger und Schiffsträger sind Juden. Diese Arbeiter sind kräftige, breitschulterige Menschen. Die Juden Salonikis sind strenggläubig; sie halten an den alten Vorschriften fest und dehnen die Sabbatheiligung soweit aus, daß sie am Sonnabend kein Handelsgeschäft betreiben. Sie lassen sich den Gewinn der von christlichen Kaufleuten absichtlich auf den Sonnabend gelegten öffentlichen Handelsmärkte entgehen, um im Glauben ihrer Väter den alten Satzungen der Sabbatheiligung treu zu sein.

Von noch stärkerem Idealismus beseelt ist in Saloniki die merkwürdige jüdische Sekte der Doumnés, die 20 000 Juden umfaßt. Sie sollen im fünfzehnten Jahrhundert einen Messias verehrt haben, Sabatai Sevi, der aus Kleinasien kam, die Ghettos des Balkans besuchte und bekehrte. Um dem Tode zu entgehen, trat er zum Islam über, seine Anhänger folgten seinem Beispiele des Glaubenswechsels. Die Nachkommen dieser jüdisch-islamitischen Sekte sind die in Saloniki abgesondert lebenden Doumnés, die sich durch Ehrlichkeit, Treue,

Wahrheitsliebe auszeichnen, die sich streng von den Mohammedanern, wie von den Juden absondern und noch heut auf die Wiederkehr ihres Messias warten. So zeigt auch die Bevölkerung starke Gegensätze. Noch mehr treten diese durch die wechselreiche Geschichte der Stadt auf, die ihre Spuren in der Romantik des Altertums, in römischen Triumphbogen, in alten Burgen und Mauern, in herrlichen byzantinischen Kirchen, in Festungswerken der venezianischen Zeit neben modernen Geschützausrüstungen, technischen Einrichtungen der Neuzeit zeigt. —

Heute steht Saloniki im Brennpunkte der Weltgeschichte. Von dem Landungsplatz des Balkans gehen Eisenbahnen nach Monastir und Dedeagatsch, nach Doiran und Gewgheli. Am Südostufer erhebt sich der runde „Weiße Turm", das Wahrzeichen der Stadt im Hafen. Dieser ist sicher und geräumig und gestattet im Frieden Ein- und Ausfuhr auf Tausenden von Dampfern und Segelschiffen. Jetzt macht die Handelsflotte der Kriegsflotte Platz, die Pfade des Gebirges, die die Stadt umsäumen, dienen nicht mehr den großen Handelskarawanen, die Tabak, Baumwolle, Wolle, Erz und Seide dem Hafen zur Ausfuhr brachten.

Trotz des mächtigen Seehandels, trotz seiner Eisenbahnen, Neubauten, Telegrapheneinrichtungen, trotz des modernen Luxus bleibt Saloniki ein Stück der alten Zeit, eine eigene Welt, denn die Trümmer des Altertums reden ihre alte Sprache in Höhlen und Gräbern, in Säulen und Statuen mit Inschriften. Moscheen und Kirchen ragen neben der uralten Zitadelle empor. Dazwischen gehen enge Straßen den Bergrücken hinauf, hohe Mauern umgeben schmutzige Höfe und prangende Gärten, in denen Wein, Obst, Blumen üppig gedeihen. Noch enger werden die winkligen Straßen und Gassen mit den oben weit vorstehenden Stockwerken, die gegenüberliegenden Dächer scheinen fast eine Einheit zu bilden, die in der Hitze des Sommers Schatten spendet. In diesen alten Stadtgegenden sieht man auch noch die vorspringenden Erker mit vergitterten Fenstern an baufälligen Häusern in den überdachten Straßen, die Juden in ihren kaftanartigen Gewändern durchschreiten.

Welch anderes Bild bieten die modernen Hauptverkehrsstraßen! Bahnhof, Schule, Bankhaus, Zollhaus, Kaserne, Jesuitenkolleg, Fabriken erheben sich hier nach europäischem Muster. Am schönsten ist die Strandstraße, die zum „Weißen Turm" führt. Sie zeigt das Bild des flutenden Hafenlebens und des blauen Meeres, das Saloniki umspült. Es ist das Meer, das das Ringen der Völker in alter und neuer Zeit erlebt.

Viktor Zuckerkandl,

Vorstand und Generaldirektor der Oberschlesischen Eisen-Industrie, Aktien-Gesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb:

Zum wirtschaftlichen Bündnis Deutschlands mit Österreich-Ungarn.

Der Meinungsaustausch über die zukünftige Regelung des wirtschaftlichen Verhältnisses Deutschlands zu Österreich und Ungarn währt nun schon lange Zeit, ohne zu einem bestimmten Ergebnis geführt zu haben.

Der Wunsch, dem politischen Bündnis ein wirtschaftliches anzufügen, kam allseits zum Ausdruck. Über den Weg, dahin zu gelangen, gehen jedoch die Meinungen weit auseinander.

Das Streben nach der Zoll-Union ist in den Hintergrund getreten. Die Einführung von Vorzugszöllen, welche anderen Mächten gegenüber nicht in die Meistbegünstigung fallen sollen, dürfte zu großen Schwierigkeiten in den Verhandlungen mit diesen anderen Mächten führen und erscheint für Deutschland kaum gangbar. Wenn ein so bedeutender Kenner der wirtschaftlichen Verhältnisse, wie es der Vorsitzende des Vorstandes der Deutschen Bank, Herr von Gwinner*), ist, die sogenannte Preferenz glatt ablehnt, muß diese Stellungnahme Beachtung finden.

Es drängt sich die Frage auf, ob nicht die Möglichkeit vorliegt, einen Handelsvertrag zustande zu bringen, welcher in seiner Wirkung zu dem angestrebten Ziele führt. Mit diesem Gedanken hat sich auch schon der Befürworter der Preferenz, Geheimrat Szterényi, beschäftigt**).

Wenn ein Handelsvertrag und ein Zolltarif vom Gesichtspunkte des angestrebten wirtschaftlichen Bündnisses entworfen wird, so könnte er bei der geographischen Lage der in Betracht kommenden Staaten, bei Einführung von weitgehenden Erleichterungen im Grenzverkehr und im Veredelungsverkehr für bestimmte Waren und bei einer viel längeren Dauer, als die Handelsverträge mit den anderen Mächten vereinbart würden, das angestrebte Ziel wohl auch erreichen.

Daß bei den Verhandlungen eines solchen Handelsvertrages sowie des Zolltarifes große Schwierigkeiten in Erscheinung treten werden, ist ganz außer

*) Neue Freie Presse vom 25. Dezember 1915.

**) 6. u. 7. Heft. Wirtschaftliche Verbindung mit Deutschland von Josef Szterényi.

Zweifel: die ehrliche Absicht jedoch, das Wirtschaftsbündnis zu schließen, könnte diese beseitigen.

Bei Regelung dieser Verhältnisse muß davon ausgegangen werden, daß durch die Neuordnung nicht Erschütterungen in der Industrie und der Landwirtschaft in dem einen oder anderen der beteiligten Länder herbeigeführt werden, worunter ich in erster Reihe verstehe, daß nicht gegen den bisherigen quantitativen Absatz, sowie gegen die bisherigen Warenerlöse, durch die Vereinbarung, zum Schaden eines der Staaten herbeigeführte erheblichen Verschiebungen eintreten, wobei natürlich die Verhältnisse, wie sie vor dem Kriege, also in normaler Zeit, lagen, in Betracht zu ziehen sind.

Daß eine solche Lösung nicht leicht sein wird, ist mir klar, sprechen doch außer den Zollsätzen noch viele andere Umstände mit, deren Folgen zum Teil gegenwärtig noch gar nicht übersehen werden können, wie: Änderung in den Transportkosten durch den Bau von Bahnen, Kanälen, Regulierung von Flüssen, Tarifmaßnahmen, Errichtung oder Auflösung von Kartellen, Verbänden und Syndikaten, wozu durch den Krieg noch die verschiedene Bewertung der Valuta hinzukam. Jedes einzelne dieser Momente ist geeignet, den vereinbarten Zollsatz in seiner Wirkung zu vermindern oder ganz aufzuheben.

Ich will dies an einem Beispiel zeigen: Aus Österreich wird eine Ware nach Deutschland zu Mk. 12,50 pro 100 Kilo, für welche Mk. 2,50 Zoll zu zahlen sind, eingeführt. Der Erlös beträgt demnach Mk. 12,50 weniger Mk. 2,50 Zoll, gleich Mk. 10,—, zum Normalwert der Mark wie vor dem Kriege; — also zu 118 gerechnet, bekommt der österreichische Fabrikant Kr. 11,80 nach Abzug des Zolles.

Beim gegenwärtigen Mark-Kurse von 146 beträgt der Erlös in Kronen 14,60; es liegt demnach ein Mehrerlös von 2,80 gegen die Normalzeit vor, d. h. beinahe die ganze Zollauslage ist durch die Kursdifferenz hereingebracht oder die hohe Bewertung der Mark in Österreich wirkt als Exportprämie in beiläufiger Höhe des Einfuhrzolles nach Deutschland. Der österreichische Exporteur kann demnach jetzt seine Ware um Kr. 2,80 nach Deutschland billiger verkaufen und hat, in Kronen umgerechnet, dennoch denselben Erlös, welchen er früher bei der normalen Bewertung der Krone hatte.

Dieser Zustand kann ein vorübergehender sein, aber auch abgesehen davon, unterliegt die *richtige* Bemessung der Zollsätze großen Schwierigkeiten.

Der Schutzzoll für industrielle Produkte soll die Differenz in den Selbstkosten ausgleichen. Hier das Richtige zu treffen, ist kaum möglich, denn verschiedene Fabriken, welche ein- und dieselbe Ware in gleicher Qualität herstellen, haben je nach ihrer geographischen Lage, Güte ihrer Einrichtungen, Tüchtigkeit der Direktoren, Beamten und Arbeiter sehr verschiedene Selbstkosten.

So hat sich die Meinung festgesetzt, daß die österreichisch-ungarische Eisenindustrie höhere Selbstkosten hat, als die deutsche.

Ich möchte vorweg bemerken, daß „Eisenindustrie" ein viel zu weitgehender Begriff ist. Es muß unterschieden werden zwischen

a) Eisen h ü t t e n-Industrie und

b) Eisenweiterverarbeitungs-Industrie.

Zu a) rechnet man die Erzeugung von Roheisen, Halbzeug, Schienen, Träger, Stabeisen, Band- und Fassoneisen, Bleche, Draht und Rohre.

Unter b) fallen die Gießereien, Maschinenfabriken, Draht- und Kleineisenzeugfabriken usw. — zum Teil auch die elektrische Industrie.

Wenn die Selbstkosten der österreichisch-ungarischen Eisenhütten mit jenen des Südwestdeutschen Hüttenreviers verglichen werden, so sind die Selbstkosten für die Hüttenprodukte in Österreich und Ungarn höher. Bei einem Vergleich dieser Selbstkosten mit jenen des deutsch-oberschlesischen Hüttenreviers ist dies nicht mehr der Fall, und vermöge der geographischen Lage kommt in der Hauptsache nur ein Vergleich mit dem oberschlesischen Hüttenrevier in Deutschland in Betracht.

Bei der Wichtigkeit der Eisenhütten-Industrie sowohl in Deutschland, als auch in Österreich und in Ungarn wird es angezeigt sein, dies näher zu erörtern.

Die Grundlage für die Selbstkosten in der Eisenhütten-Industrie bildet der Herstellungspreis für das Roheisen. Wenn berücksichtigt wird, daß für 100 Roheisen 200—250 Erz und 100 Koks (von den Zuschlägen will ich absehen) benötigt werden, so ist ersichtlich, daß die Lage des Hochofens zu den Erzfundstellen, sowie zur Kokskohlenerzeugungsstelle, mit Rücksicht auf die großen Mengen von Erz und Koks, welche transportiert werden, die Roheisenkosten sehr beeinflußt. In Deutschland hat der oberschlesische Hüttenbezirk die höchsten Roheisenselbstkosten, denn er muß den Erzbedarf aus weiten Entfernungen mit hohen Frachtkosten heranführen, und der oberschlesische Koks ist nicht hart genug, um in großen Öfen mit hoher Tagesleistung verhüttet zu werden.

Der Rheinisch-Westfälische Bezirk hat in dieser Richtung wesentlich bessere Verhältnisse, denn er erhält die Erze mit viel geringeren Frachten, als die Oberschlesier, zur Roheisenerzeugungsstelle und besitzt Kokskohle bester Qualität, aus welcher ein ganz vorzüglicher, tragfähiger Koks, der den Betrieb von sehr leistungsfähigen Hochöfen mit großem Fassungsraum gestattet, gewonnen und mit niedrigen Frachtkosten herangebracht wird.

Die Südwestdeutsche Gruppe hat sehr billige Erze, welche sie mit geringer Fracht heranbekommt. Diese Gruppe hat allerdings nicht unerhebliche Koksfrachten zu zahlen; trotzdem sind die Roheisen-Selbstkosten in diesem Revier neben jenen der Ilseder Hütte in Mitteldeutschland die niedrigsten aller deutschen Bezirke.

Österreich und Ungarn hat folgende Eisenhütten-Gebiete:

1. das mährisch-schlesische Gebiet;
2. das böhmische Gebiet;
3. das alpine Gebiet;
4. das ungarische Gebiet;
5. das bosnische Gebiet,

welch' letzteres hier außer Betracht bleiben kann.

Das mährisch-schlesische Gebiet dürfte höchstens die gleichen Roheisenselbstkosten haben wie Oberschlesien. Dieses Revier verhüttet zum Teil gute ungarische Erze, für welche eine geringe Fracht zu zahlen ist, zum anderen Teil die gleichen Erze wie der oberschlesische Bezirk, für welch' letzteren etwas höhere Frachten als für Oberschlesien in Rechnung zu stellen sind. Der Koks, welcher diesem Gebiete zur Verfügung steht, ist von bester Qualität und bis zum Hochofen gebracht, mit geringen Frachtkosten belastet.

Das böhmische Gebiet dürfte billiger produzieren; es liegt für den Erzbezug günstiger als Oberschlesien, und hat Koks bester Qualität zu angemessenen Preisen zur Verfügung.

Das alpine Gebiet hat zweifellos billigere Roheisenselbstkosten; es hat durch den Besitz des Innerberger Erzberges sehr billige und gute Erze bei niedriger Fracht und bekommt das Brennmaterial in bester Qualität — allerdings mit nicht unerheblichen Frachtkosten — heran.

Das ungarische Gebiet dürfte die gleichen, vielleicht um eine Kleinigkeit höheren Selbstkosten haben, wie Oberschlesien. Dieses Gebiet bezieht einen Teil seines Erzbedarfes aus eigenen Bergwerken in Ungarn; anderenteils muß es den Koks kaufen und hat dafür geringe Frachtkosten zu tragen.

Bezüglich der Weiterverarbeitung des Roheisens zu Produkten der Eisenhütten-Industrie sind die österreichisch-ungarischen Werke in gleicher Weise wie die deutschen technisch bestens eingerichtet, so daß keine Veranlassung vorliegt, anzunehmen, daß die Selbstkosten in den Stahlwerken, Walzwerken, Rohr- und Blechwerken gegenüber jenen Deutschlands erhebliche Unterschiede aufweisen.

Zur Verbilligung der Selbstkosten bei der Weiterverarbeitung des Roheisens trägt die Ausnutzung der Hochofen- und Koksofengase beträchtlich bei, weil durch dieselben Kessel und Martinöfen geheizt werden können. Auch in dieser Richtung werden die Verhältnisse zwischen Österreich-Ungarn und dem oberschlesischen Bezirk nicht sehr differieren, denn auch die oberschlesischen Gesellschaften haben nicht alle ihre Stahl- und Walzwerke mit Hochofen und Kokswerken räumlich vereinigt.

Die steuerlichen Lasten sind in Österreich nicht unbedeutend höher, dagegen hat die deutsche Industrie an sozialen Lasten höhere Ausgaben zu leisten.

Die Löhne dürften in Österreich-Ungarn niedriger sein, als in Deutschland.

Ich komme demnach zu dem Resultat, daß die österreichisch-ungarischen Eisenhütten wohl höhere Selbstkosten haben, als das südwestdeutsche und rheinisch-westfälische Gebiet, aber niedrigere — keinesfalls höhere — als der deutsch-oberschlesische Industriebezirk.

Ein Blick auf die Karte Mitteleuropas zeigt, daß bei normalen wirtschaftlichen Verhältnissen für einen Export nach oder Import von Deutschland in Rücksicht auf die Frachten auf österreichisch-ungarischer Seite der mährisch-schlesische und böhmische Bezirk, — auf deutscher Seite nur der oberschlesische Bezirk in Betracht kommt.

Ich beabsichtige mit diesen Ausführungen keineswegs eine Wirkung auf die künftigen Zollsätze für Eisenhütten-Produkte auszuüben, denn ich habe die Überzeugung, daß die Zollsätze allein auf dem in Rede stehenden Gebiet, auch wenn sie so richtig festgesetzt werden, wie nur irgend möglich, nicht ausreichen, um das angestrebte wirtschaftliche Bündnis auf die Dauer gedeihlich zu gestalten.

Wenn in einem der Wirtschaftsgebiete für die Eisenhütten-Produkte gut funktionierende Verbände bestehen, die im anderen Wirtschaftsgebiete nicht vorhanden sind, so ist dasjenige Gebiet, welches diese Verbände besitzt, trotz des Zolles, solange dieser nicht in einer Höhe angesetzt wird, welche dem Verhältnis des wirtschaftlichen Bündnisses widersprechen würde, in der Lage, erhebliche Mengen in dem verbandslosen Gebiet abzusetzen.

Eine durch Verbände geschützte Industrie richtet ihre Verkaufspreise so ein, daß sie franko Empfangsstation der Ware dieselben so abstuft, daß der Verkaufspreis + Zoll und Fracht dem Verkaufspreise des ausländischen Konkurrenten gleichkommt. Die Verkaufspreise sind demnach an den Landesgrenzen, an welchen der Absatz durch die Konkurrenz eines anderen Wirtschaftsgebietes bedroht werden könnte, am niedrigsten und erhöhen sich um die Fracht für die von der Grenze entfernten Absatzgebiete. Es ist klar, daß eine solche durch Verbände geschützte Industrie zu sehr guten Gesamterlösen kommen muß, und daß sie dadurch in der Lage ist, wenn es ihr aus irgendeinem Grunde zweckmäßig erscheint, Absatz in dem ihr angrenzenden Wirtschaftsgebiete zu suchen, und das damit verbundene Preisopfer leicht zu tragen.

Das verbandslose Wirtschaftsgebiet, in welchem beim Verkauf freier Wettbewerb besteht, hat selbstverständlich niedrige Verkaufspreise und könnte nun auch in seinem quantitativen Absatz beschränkt werden. Daß dies nicht nur für die betroffene Industrie, sondern auch für das gesamte Wirtschaftsleben des betreffenden Staates mit sehr erheblichen Nachteilen verknüpft ist, unterliegt keinem Zweifel.

Bei der künftigen Regelung des wirtschaftlichen Verhältnisses zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn (wobei ich als selbstverständlich annehme, daß Österreich und Ungarn ein Wirtschaftsgebiet bleiben), wäre eine Behebung der vorgeschilderten Schwierigkeiten auf dem Gebiete der Eisenhütten-Industrie

möglich. Ich stelle mir diese Lösung so vor, daß der Inlandsabsatz und der Balkanexport beider Wirtschaftsgebiete auf Grund der Vergangenheit (also vor dem Kriege) quotisiert wird, während der sonstige Export frei bleibt. Der quotisierte Absatz ist im ermittelten Prozentsatz als gemeinschaftlicher Besitz beider Wirtschaftsgebiete zu betrachten. Der mögliche Mehrabsatz oder der eintretende Minderabsatz in dem einen oder anderen oder in beiden Wirtschaftsgebieten wird pro rata der Quote verteilt, bezw. getragen.

Eine solche Regelung hätte den Vorteil, daß kein Wirtschaftsgebiet dem anderen etwas von seinem bisherigen Absatz wegnimmt, daß die normale Bedarfssteigerung pro rata der festgesetzten Quote beiden Wirtschaftsgebieten zugute kommt und daß durch den freien Export den Eisenhütten-Industrien beider Wirtschaftsgebiete ihre weitere Entwickelung offensteht. Die Produktion neu entstehender Werke wird auf die Quote desjenigen Wirtschaftsgebietes angerechnet, in welchem diese neu entstandenen Werke ihren Betrieb haben.

Wenn diese Quotisierung gewissermaßen von Staats wegen bewirkt ist, dann wäre eine Ordnung geschaffen, welche einem Bündnis wirklich gleichkommt, denn kein Wirtschaftsgebiet kann in das andere mit seiner Ware eindringen, sofern es nicht auf Grund der Quotisierung einen rechtlichen Anspruch dazu hat.

Die erfolgte Quotisierung würde auch für die bezüglichen Industrien, soweit Verbände noch nicht vorhanden sind, die Bildung solcher fördern und somit auch die Prosperität der Industrien sichern.

Verbände waren in der Vergangenheit recht unbeliebte Organisationen; die Abneigung gegen dieselben ist zurückgegangen, weil sich doch ergeben hat, daß sie — soweit es sich um große Industrien handelt — eine sehr maßvolle Preispolitik befolgen.

Dem westlichen Kohlensyndikat sowie dem Deutschen Stahlwerksverband und dem Deutschen Roheisenverband wird von keiner Seite dieses Zeugnis versagt werden können.

Obwohl die Verbände auch gegenwärtig noch viele Gegner haben, spreche ich es unbedenklich aus, daß die Industrien, welche Massen produzieren, und deren Erzeugnisse nicht durch Patente geschützt sind, die Verbände nicht entbehren können, und daß die Bildung derselben auch vom Standpunkte der gesamten staatlichen Wirtschaft — maßvolle Leitung der Verbände vorausgesetzt — wünschenswert ist. Verbände fördern den Export und gewinnen schon dadurch eine große Bedeutung für die gesamte Staatswirtschaft. Sie erhöhen das Gedeihen ihrer Teilnehmer, ermöglichen dadurch nicht nur für das Wohl der Industriearbeiter zu sorgen, diesen befriedigende Löhne zu bezahlen, sondern schaffen auch die Möglichkeit, die großen staatlichen Lasten, welche die Industrien schon zu

tragen haben, und die aller Voraussicht nach noch recht ausgiebige Erhöhungen erfahren werden, zu übernehmen.

Die Verhinderung von Verbandsbildungen ist demnach schädlich, die Gegnerschaft gegen deren Bildung ungerechtfertigt, die Förderung von Verbandsbildungen dagegen im allgemeinen Interesse nützlich.

Wenn für die im künftigen Handelsvertrage zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn nach meinem Vorschlage quotisierten Industrien Verbände gebildet werden, so könnte diesen die Kontrolle über die Einhaltung der Quotisierung übertragen werden; sie würden dieselbe am besten und billigsten bewirken.

Es ist wohl anzunehmen, daß sich außer in der Eisenhütten-Industrie, *in welcher mein Vorschlag ohne Zweifel durchgeführt werden kann*, auch in einer Anzahl anderer wichtiger Industrien die Quotisierung im Handelsvertrage durchführen läßt. Wenn dies geschehen und die Zölle so gestellt werden, daß die Industrien gegen das sonstige Ausland angemessen geschützt werden, dann — *aber auch nur dann* — könnten staatliche Produktionsabgaben mäßigen Umfangs eingeführt werden, ohne die Industrien zu schädigen.

Ich bin mir wohl bewußt, daß der Durchführung meines Vorschlages Schwierigkeiten in großer Zahl entgegenstehen, wenn jedoch der Wille, das Wirtschaftsbündnis zu schließen, besteht, dürften meine Vorschläge als Wegweiser Dienste tun.

Hanna Gräfin v. Pestalozza: Betrachtungen einer Daheimgebliebenen.

Tiefstes Wünschen.

Seit mehr als einem Jahr leben wir Daheimgebliebenen wohl ein eigenartiges Leben. Einerseits nur mit dem kleinsten Teil unserer Seele daheim, mit dem größten draußen bei den fernen Kämpfern, haben wir andererseits in unserem Lebenskreis, auch im gewohnten, nie vordem solche starke und volle Wirklichkeit gespürt. Das muß es sein: der Geist des großen, neuen Lebens, das draußen vor sich geht, hat von seinem schöpferischen Hauch auch uns und dem Stückchen Welt um uns verliehen. Neue warme Ströme fluten in uns und um uns.

Es ist besonders ein nach der warmen Innerlichkeit, nach dem sittlichen

Fühlen und Wollen, nicht nach blankem Glanz des Geistes hin erhöhtes Leben, das wir führen, wie ja draußen auch am vorzüglichsten die höchste Wesenheit des Menschen, die sittliche Tat, sich offenbart. Dabei mag es kommen, hier wie dort, daß auch der Intellekt neue Klarheiten gewinnt und sich nach neuen Aufgaben sehnt. Aber auch diese Sehnsucht wird, da sie vom Sittlichen her ihren Ursprung nimmt, etwas Warmes, Verjüngtes, Jugendliches an sich haben; die Intellektuellen des Krieges werden so jung und warm sein, wie die vor dem Kriege kalt und alternd waren.

Eben weil der neue Geist, der aus dem Großen der Schlachtfelder ward, vor allem Sittlichkeit, Wärme ist, wird er von allen ohne Unterschied begriffen; denn jedes Herz hat es von Anfang an mitbekommen, Herzensgröße und Herzensfeinheit zu verstehen, und es kommt dieser Geist in gewaltigem Brausen, kommt als mächtige Stimme aus brennendem Dornbursch, so daß ein hartes oder verkümmertes Herz wohl mit einem Schlage wieder recht wird. Eine Gabe für alle ist der Krieg. Zum zweiten Mal in der Folge der Jahrtausende ergeht ein Ruf an alle zu einem inneren Reich, schallt abermals in eine Zeit hinein, die in Torheit und Vermessenheit es unternommen hatte, materielle, reingeistige und ästhetische Werte als Vorrechte Einzelner überhoch zu stellen.

Die Meisten wohl schon halten es für wert, dieses neuen Reiches Bürger zu werden, und alle, die nach ihm brennen — und ihrer sind viele —, werden die Lauen mit sich reißen. Nicht, daß wir's schon ergriffen hätten, wir jagen ihm aber nach! Und weil wir's endlich ergreifen möchten, wollen diese Zeilen ein tiefstes Wünschen aussprechen: Ihr da draußen, sagt viel von Euch zu uns; laßt immer mehr und immer wieder Eure Seele sich auftun vor der unseren, die sie als Beispiel und Vorbild erkennt, dem sie nachfolgen will. Lehrt uns, helft uns! Wenn diese Blätter meinen, es hätten wohl auch die Daheimgebliebenen schon hier und dort durch das heroische Leben draußen gewonnen, so wollen sie doch im Grunde nicht mehr sagen, als dies: Ihr Kämpfer, seht, ob wir Euch näher kamen, ob wir anfingen, ähnlich zu sein, wie Ihr.

Wenn die „Seele des Soldaten im Felde"*) mich manche Kluft erkennen ließ, die uns Daheimgebliebenen von jenen draußen trennt, war ich doch und doch noch gewisser der Bande mit diesen so Geliebten, so Verehrten. Schon vermögen Liebe und Verehrung, diese beiden Grundpfeiler unserer strebenden Seele, viel. Deshalb schlüge ich gern von uns aus die Brücke, die von der „Seele des Soldaten im Felde" von dort aus uns zu reichstem Gewinn entgegengetragen wurde. Vielleicht, daß beide Teile gut zusammentreffen und es eine recht lebendige Brücke wird zum Hinüberleiten in künftige Tage fruchtbaren Wiedervereintseins. Das ist dieser Blätter tiefstes Wünschen.

---

*) Dr. Erich Everth „Von der Seele des Soldaten im Felde". Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Neues Sehen.

Der Krieg brachte die Schönheit des nützlich und notwendig Wirkenden, des mächtigen Inhalts, des quellenden Urgrundes. Unsere Zeit ward die der heldisch verklärten Schönheit. Aber ihren Schimmer zu begreifen, ist doch noch nicht alles. Da noch Schönheit zu erblicken, wo er fehlt, wo der Heldenkranz nicht länger grünt, unscheinbar die Heldenseele ward, darauf kommt es an.

Es kehren unsere Kriegsbeschädigten zu uns zurück. Daß wir heute und morgen, während die Kriegszeit wogt, ihre armen Entstellungen als wahrste Schönheit sehen, ist nichts; mehr ist es uns, diese ehrfürchtigen Opfer des Krieges in den zukünftigen Tagen des heiteren, bunten, geschäftigen Friedens, wo sie die in vielem Zurückgesetzten, von vielem Ausgeschlossenen, äußerlich Gescheiterten sind, noch immer als schön, als schöner noch zu erkennen. Wir wuchsen schon hinein in dieses ganz neue Sehen. Es läßt uns schon ganz getrost auf die Scharen der Verunglückten blicken, weil es weiß: der höchste Menschenwert, die höchste Menschenschönheit ist ein Innerliches; so sind alle diese nur des Äußerlichen, das das Geringere ist, verlustig gegangen; es wiegt allein die Kraft und das Streben einer Seele, allein die schwere, rote Not des Herzens, nicht des Menschen äußerer Erfolg; es sind die heimlichen Enttäuschungen und stillen Opfer eines Lebens heiliger, als eitel Erfüllung und Gabe; es adelt jede Entbehrung an sich den Menschen, jede Entbehrung an sich ist irgendwie transzendent.

Es fielen Schleier von unseren Augen, wir sahen von Angesicht zu Angesicht. So kam uns dieses neue Sehen.

Hätten wir es nicht, so würden wir bemitleiden. Mitleid aber darf nicht denen geboten werden, die ein großes Schicksal tragen. Hätten wir es nicht — wir könnten es wohl nicht ertragen, uns gesund zu sehen. So aber meinen wir, sie wären uns schon durch ihr Opfer innerlich weit voraus.

Ihrem schlimmen Wort: lieber tot, als ein Krüppel! halten wir unsere fröhliche Wissenschaft entgegen. Fast möchten wir auch glauben, das eigentlich Schwere, Bedrückende wäre ihnen, der Heimat ihre Entstellung zu zeigen. Draußen und für sich allein sagen sie wohl kaum dem Leben ab, weil sie sich nun so lange schon geübt haben, der Idee zu leben, vor der alles Äußerliche unwichtig wird. Und schon liegt ihnen ja eine neue, reiche Idee zum Greifen nahe: mit ihrem Willen das Leben zu besiegen!

Wenn sie uns sagen, sie ständen in vielem hinter uns Gesunden zurück, so geben wir ihnen das zu; denn wir würden sie verkleinern, wollten wir sie nicht selbst stolz Aug' in Aug' mit dieser schweren Wahrheit sehen. Dabei bleibt, daß das, was sie besitzen, als heilige Opfer und Altäre, viel mehr ist, als sie entbehren; daß diese Entbehrung selbst den Keim zu künftigem Reichtum in sich tragen kann.

Unseren Kindern etwas von diesem neuen Sehen zu geben, erachten wir als Aufgabe, unserer größten Mühe, unseres feinsten Sinnens wert. Es macht Mühe, es kostet Sinnen. Denn bei allem rechten, reinen Trieb, der sie beseelt und der uns Erwachsenen in vielem als Maßstab gelten darf, scheinen sie zu erdhaft, um nicht der äußeren Gestaltung Beachtung und Gunst zu schenken. Wiesenblumen-Augen haben sie, die trunken sind vor eigener und der Gefährten Lieblichkeit, und denen ein naiv-grausamer Spott aufblitzt vor allem, das nicht Lieblichkeit und Wohlgefügtheit trägt, wie sie. Kinder haben den scharfen Sinn für das Abweichende, Unerwartete, den Sinn für das Komische und Groteske.

Es mag vor allem gelten, unsere Kinder in ein persönliches Verhältnis zum Kriegsbeschädigten zu bringen. Er soll etwas von einem Vater, einem Freund für sie bekommen, der sich in Gefahr für sie begab und die Gesundheit seiner Glieder für sie opferte. Ihr gerechtes Herz wird ihn bald lieben und seine Entstellung ehren. Wie sie bei der Mutter nichts unschön finden, auch das Unschönste nicht, so wird ihnen auch bei ihm bald nichts Abstoßendes mehr auffallen. Im Nahebringen scheint allein der Erfolg unserer Mühe gesichert; ein Analogon: gegen das Krüppelkind wagt sich kaum jemals kindliche Grausamkeit so offen vor, wie gegen den erwachsenen Krüppel; vielmehr wird sie durch ein Gefühl unmittelbarer Zuneigung gedämpft; sie kehrt wohl gar in ein ehrfürchtiges, halb schamvolles Erschrecken vor dem Unbekannten um. Wo unseres Kindes Herz spricht, da ist auch bald sein Geist für Erkenntnis bereit. Liebt es erst den Opfervollen, so wird es auch bald das Heilige jedes Opfers, das das Leben auferlegt, sei es als körperliche Entstellung, als Armut, als Niedrigkeit, erkennen. Mit der Zeit wird es ganz zu unserem eigenen neuen Sehen hinfinden, wenn wir es in dieser Richtung nur immer leiten, zu unserer neuen Überzeugung von der Innerlichkeit des Menschen als seinem wirklichsten Wert, von der schönen Innerlichkeit als seiner höchsten Schönheit.

Neuer Lebensstil.

Nach dem Bilde des anderen, diesem Bild seines höchsten Wertes, wollten wir uns selbst schaffen. Das ist für den ichsüchtigen, gebundenen Menschen kein ganz kleiner Schritt; denn er kann Äußeres geringachten und es doch für sich begehren, weil es süß und lieblich ist; er kann am Anderen etwas hochwerten und es doch für sich nicht erstreben, weil es schwer ist. Von uns ward dieser Schritt begonnen mit dem Augenblick, da Flüchtlings- und Krüppellos erschütternd vor uns trat, und wir beides als Lebensmöglichkeit für uns und die Unseren innerlich auf uns nehmen mußten, wollten wir vor Scham des Begünstigtseins nicht vergehen. Und wir sahen bald in eine Helle: wenn es so etwas gibt, daß Menschen hingehen und der jungen Glieder, der strahlenden Augen sich berauben lassen, damit die Heimat sicher und behütet bleibt; wenn es so etwas gibt, daß

die an der Grenze Gesundheit, Haus und Hof, das Leben an den wütenden Feind verlieren, es dem Vaterlande opfern, dann können Gesundheit, Glück des Besitzes, Leben nicht der Güter höchste sein. Wenn es so etwas gibt, dann kann Schicksalsgunst gar nicht auf der Linie der Äußerlichkeiten liegen, allein im Innerlichen.

So haben wir uns auf ein vertieftes Leben eingestellt; hier haschen wir nach Lebensgunst — nämlich der, zu Werten zu gelangen. Da unsere Zeit, als die Zeit der Verwundeten, Kranken, Hilflosen vor allem praktische Werte uns abfordert, suchen wir in ihnen uns Genüge zu tun, wie in denen unseres engeren Lebenskreises, der Haushaltsführung, Kindererziehung, des Berufes. Wir fragen dabei nach dem Nutzen des Vaterlandes, und wir würden doch auch alles genau so tun, wenn nichts damit zu retten wäre. Wir schreiten im Wunder und in der Gnade eines einzigen Dienstes am Zeitlichen und Zeitlosen.

Etwas von alter, deutscher Wesensart ist uns erstiegen; wir lassen es uns sauer werden; wir beherbergen Entsagung und Verzicht. Vielleicht erhalten wir so einmal wieder das deutsche Gesicht; dieses Gesicht, von dem Hans Holbein der jüngere in seinen Christus legte, Matthias Grünewald in die Mutter Maria.

Was wir jetzt als Reflex der neuen Innerlichkeit tragen, ist die größere Zurückhaltung und Einfachheit in Kleidung, Tracht, Gewohnheiten der Lebensführung. Zuerst sagten wir uns: dort draußen wird gedarbt, gefroren, wird fast Unmögliches, Unausdenkbares gelitten; dort in Ostpreußen hausen sie, versteckt vor dem mordenden, brennenden, sengenden Feind, in den Wäldern, wandern sie mit armseligen Resten einer Habe, die ein blutsaures Leben zusammenbrachte, von der zerstörten lieben Stätte weg in die kalte, ungewisse Fremde — und wir sollten nicht auf das Maß des Notwendigen uns beschränken? Wir mußten so und konnten nicht anders antworten auf jene ergreifenden Ereignisse, damit wir sie, ausgeschlossen von ihnen, ertrügen. Mit der Zeit kam dann hinzu, daß wir das Äußere bewußt als Symbol des Inneren setzen wollten, daß wir nach Harmonie, Stil strebten, nach Persönlichkeit, Vergeistigung auch unseres geringsten Äußerlichen. In Zeiten, wie der unseren, wo es im Grunde nur einen Herzschlag gibt, ist der Stil des Einzelnen, dieser dunkle, schwere, herbe Stil, der Zeitstiel. Deshalb wird auch des Einzelnen Kraft zum Stil genug gestärkt für eine andere Zeit, die nicht mehr so einheitlich ist, sondern innerhalb der ewigen Entwicklungsrichtung das Differenzierte begünstigt. Wie schön und reich wird auch diese kommende Zeit sein, wo es vielleicht wieder möglich sein wird, daß in einem reichen Kleid eine warme Seele ist; wo des armen Kleides rührende Schönheit von allen begriffen wird; wo jeder scheint und sich gibt, nach dem jedesmal einzigartigen Gesetz seines Inneren; wo das Äußerliche zu gleicher Zeit viel und nichts ist.

Viele empfinden jetzt, wie es leicht und froh macht, nach allerlei Wahrheit zu leben. Jetzt wird nicht mehr soviel innere Ruhe und Kraft dem Schein, der

Form, dem Ungott der gesellschaftlichen und Standesverpflichtung geopfert; von ihm läßt man sich jetzt nicht mehr so leicht Tragik diktieren, die läßt man sich nur noch von Gott zuweisen. Wie werden die Kinder im Wahrheitshauch der deutschen Häuser, der hohen und niedrigen, sich herrlich entfalten. Alles Echte wird er aus ihnen hervorlocken, die Liebe und Treue zum heimatlichen Herd, zu heimatlicher Art, Freiheit und Froheit und die Menschenweite und Menschenwelt umfangende Güte.

Die Sehnsucht, wahr zu sein, läßt viele Klarheiten gewinnen; einmal jene innere Entscheidung, und Erkenntnis auf Erkenntnis strömt der Seele zu. Da bildet sich dann der ganz persönliche innere Lebensstil, der unvermeidliche Weg des Einzelnen; seine große Einsamkeit; ihr Brand und ihre Schauer. Mancher von uns hat jetzt zu ihm gefunden, ist durch alles dieses hindurchgegangen und stündlich bereit, es abermals zu tun. Wir sind härter geworden, mutiger; wir Frauen sind männlicher geworden. Der Mann ist Kämpfer, ist Held; es auch zu sein, ist den Frauen eine Schönheit, die sich abhebt wie ein rührendes Bildnis vom warmen Goldgrund ihres Wesens, da gern schwach zu sein, wo sie es dürfen, in den starken Armen des Mannes. Noch aber ist das Morgenrot dieser alten, seligen Zeit nicht wieder aufgegangen. Bis dahin wird der Mann und wird das Kind sie gern, wie er selbst ist, wie es selbst einst sein möchte, wissen.

Leid und Erleiden.

Etwas geht neben dieser verjüngten Tatkraft einher, das ihr Gegensatz, ihr Widerspruch ist, das Erleiden. Und es ist fast stärker, als jene. Denn die eigentliche Schöpferlust glüht ja da draußen, und schmerzlich fühlt sich von ihr ausgeschlossen die Seele der Daheimgebliebenen. Ihr wird alles zum Leiden: das große Erlebnis draußen, dem sie von ferne lauscht, und das, hat es mit seinem Kuß auch sie berührt, in ihr doch nur Abbild ist, dort aber Lichtquelle; das große Leid draußen, das doch jene mit der Tat überwinden, das aber auf sie wie eine Weltenlast stürzt, die sie trägt. So ist ihr der Sinn ihres Seins das Leiden; ihr schöpferisches Tun ist ein durch Leiden vermitteltes Tun.

Jetzt geht sie aufrecht und sicher einher, froh erblühen ihr ihre Werke und Werte; plötzlich faßt der ganze Jammer und die ganze Unausdenkbarkeit dieser Zeit sie an, und es scheinen ihre Werke und Werte verdorrt und welk. Eben noch auf sich selbst gestellt, sich eins fühlend mit dem vollen, klopfenden Leben, ist sie jetzt wie entwurzelt, wie heimatlos, wie gottberaubt. Es kann kommen, daß der Morgen sie verängstigt, daß der Mittag sie zerrissen, der Abend sie zerbrochen findet, und daß sie des Nachts sich quält. Oft ist sie sich selbst nicht mehr gut, weiß sich selbst nicht mehr bei sich daheim. Es ist das: sie wird nicht Meister des Übermaßes der Zeit. Es ist auch das: weil sie abseits steht vom allerheißesten Atem der Zeit, trifft er sie mit sengender Gewalt; ihre Gedanken, ihre Phantasien können ihn nicht kühlen, wie die Wirklichkeit es

kann. Und endlich ist es das: unbeteiligt an der großen Arbeit draußen, wo ihr der bestimmte Platz zugewiesen wäre und er ihr die Ruhe des Pflichtmaßes gäbe, schwebt sie jetzt über des Ostens und Westens weite Felder, schwebt sie über des Nordens und Südens tiefe Meere.

Wollen und Tat, wenn sie siegreich aus dieser Seele hervorbrechen, sind voll starker Verheißung; aber im Gefühlsleben ist eine Spannung und Überspannung, die erst in der Heimkehr der anderen sich ganz lösen wird, gegen die es keine andere völlige Hilfe gibt. Und dieses ist nun fast tragisch: diese Gefühlsüberspannung, die doch unvermeidlich und auch ein Beweis starker Empfänglichkeit, heißer Teilnahme und Hingabe ist, muß die Daheimgebliebenen den Kämpfern entfremden. Sie haben die Tat und das knappe, gerade, erschöpfende Wort; jene haschen oft umsonst nach dem Ausdruck für etwas, das sie nicht voll zu fassen vermögen, vergreifen sich im Ton, nehmen übergroße, zu kleine, schiefe Worte. Und diese mißglückten Worte sind es dann, die doch die einzige sichtbare Brücke herstellen können, und die statt ihrer eine Kluft schaffen. Möchten sie uns doch trotzdem glauben, daß wir von Anfang und immer an ihrer Seele lauschen, und daß wir feiner hören und begreifen, als unsere schlecht gewählten Worte, unser Stammeln, unser falsches Pathos vermuten lassen.

Auch reden wir ihnen zuviel, zu seicht, zu Unwesentliches. Daß wir es tun, mag daher kommen: wie losgelöste Blätter treiben wir im Winde; steht nicht der grüne Baum des Lebens draußen? Und so haben unsere vom Sturm jener fernen Ereignisse überwältigten Gedanken leicht das Ruhelose der Oberflächlichkeit; oft im bewußten Schmerz, um unser Getrenntsein von jenem draußen, was uns allein das Wesentliche der Zeit dünkt, dem wir mit starren Augen nachblicken, wie Blätter ihrem Baum, greifen wir nach den uns verbliebenen kleinen Unwesentlichkeiten.

Nur eins darf uns trösten: wir suchen doch auch diese Unwesentlichkeiten, wie etwa die, ob und wie weit wir den Feind hassen und hassen dürfen, unter dem Blick für das Wesentliche zu fassen; die sich sammelnde Kraft zum Wesentlichen, nämlich zur innersten Forderung der Stunde kann auch in den Versuchen zur Sprachreinigung verspürt werden. Das Wesentliche dieser Zeit ist eben letzten Endes nicht an die Schlachtfelder gebunden, es braucht nicht nur der Gewehrgriff, es kann auch ein logischer Schluß sein. Daß sie draußen an der Herzmitte der Zeit liegen, ist ihnen ein herrliches Vorrecht; wie sie überwältigend eins mit ihr sind, muß ihnen ein ewiger Ruhm bleiben. Ein Vorbild, Beispiel sind sie uns damit geworden, Meister, und wir sind Jünger. Sind sie erst wieder mitten unter uns, werden wir gemeinsam mit ihnen ernst und tief und still die Zeit erfüllen.

Nun muß aber von denen im Lande gesprochen werden, die jenen draußen nahe, fast wie sie selbst sind, indem das Erleben des Todes, diese letzte Größe, auch sie berührt. Da sind die Mütter, die ihre Söhne dahingeben. Der Tod

des Sohnes — das ist für eine Mutter dem Körper und der Seele nach das durchbohrende Schwert. Da sind die Frauen, die den Mann ihres Herzens verlieren, oder denen die zart erblühte, leis gehegte Hoffnung stirbt, oder denen die lieben Möglichkeiten entrinnen, sich je vollenden zu dürfen: neben jenen Schmerzensreichen ein langer dunkler Zug von Getroffenen und der Entsagung gläubig Zugewandten! Da sind andere. Sie haben Not. Not ums Brot. Den einen kam sie zum ersten Mal nun im Leben, den andern krönt sie ein langes, notvolles Leben. Wo alle diese nun ihr fest ins harte Antlitz blicken und mit herzzerreißendem Mut dem guten Leben anhangen, da ist es auch wie ein vor dem Tode Stehen und wie ein sich vor dem Feinde Schlagen.

Diese Zeit hat das Leid legitimiert. Es war nicht sehr angesehen, selbst bei vielen von denen nicht, die doch zu Golgatha stehen. Nun richten sich viele, die lebelang leidgeschlagen waren und inmitten der aufrechten Glücklichen den Blick zur Erde gewöhnt hatten, in die Höhe. Neulinge im Leid tragen es wie etwas Hohes. Das müßte bleiben. Und von denen, die das einzige Geschehen von Golgatha verpflichtet hat, dürfte kein einziger mehr die Ehrfurcht vor dem Leid vergessen. Sie ist Herzensehre im Blick auf den Gekreuzigten. Sie will heißen: sein Leid wohl heilig hüten, aber sich seiner nicht schämen vor den anderen; sie will heißen: des anderen Leid heilig hüten und es lieben und es auf sich nehmen wollen. Keiner wohl ist, der in dieser Zeit der Leiden nicht zu seinem Teil leiden wollte. Aber es kann geschehen, daß einer meint: ja, das Große, Erhabene draußen wollte ich wohl leiden, aber nicht das Kleine, Erbärmliche hier drinnen. Ihm sei gesagt: die Idee des Leides wird auch in der geringsten Form fein erstrahlen. Keiner kann sich sein Kreuz wählen, nicht seine Gestalt; wohl aber kann einmal seine nach Reinigung verlangende Seele irgend ein Kreuz, ein Leid herbeiwirken, wie die um Erneuerung bangende Völkerseele vielleicht das Kreuz des Krieges herbeigewirkt hat.

Wahrheit und Schein. Selbsterhaltung.

Doch nicht oft und nur in jenen ganz schwachen Stunden, die vielleicht keinem leidenden Menschen erspart bleiben, Stunden, wo ihn ein großes Mitleid mit sich selbst ergreift, sinnt man hier drinnen über sein Teil am All-Leid. Und immer kehrt man mit einer Art Scham dahin zurück, wo es seine feierlichste Majestät angenommen hat, zu den kalten Nächten in den Gräben, zu den erschöpfenden Märschen; auch zum Stürmen und Sterben, aber das macht wortlos. Es gibt arme Mädchen hier im Lande, die ihre bittere Not mit einem kleinen Wort abtun im Blick auf die draußen; es gibt arme, abgearbeitete Mütter und Frauen, denen es nur darum bitter aufsteigt, weil alles Quälen nicht hilft, dem Jungen, dem Mann im Feld Erleichterungen schaffen zu können.

Das sollen sie uns draußen glauben, daß uns nichts über das geht, was

sie vollbringen. Unsere Seele kniet davor. Das müssen sie wissen, damit sie nicht bitter und enttäuscht sind, wenn sie in die Städte, wo ein unbekümmertes Leben des Friedens weiterzufluten scheint, zurückkehren. Es ist der Schein, der oft gegen uns sprechen mag; denn die Ausnahmen, wo wirklich der Krieg nicht die Seele aufgewühlt hat, dürfen wohl nicht zählen. Wer genauer zusieht, merkt den gedämpfteren, würdigen Stil, der jetzt die Straßen beherrscht; und dann braucht nicht immer aus der stilwidrigen Erscheinung Mangel an Herzenstakt sprechen, Hut und Kleid mögen noch aus der voraugustlichen Zeit sein und konnten nicht ersetzt werden. Und die gefüllten Kaffees und Theater? Die leichte Musik, die billigen Späße, die Ausgelassenheit, während sie draußen sterben? Es ist Lebenskampf und — Selbsterhaltung. Es kann nicht jeder gleich zu den edelsten Mitteln der Selbsterhaltung finden, wenn er sie nicht früher schon übte. Nicht einmal genügt Herzenskultur allein zu einem hohen Werk des Dichters, des Künstlers, des Meisters. Wer sagt, daß sie, die jetzt zu wertlosen Vergnügungen ihre Zuflucht nehmen, um Atem zu holen zwischen dem schweren Heute und dem bangen Morgen, nicht lieber das echte Kunstwerk genießen möchten, wenn sie es geistig könnten, und wenn sie nicht zu müde wären vom Tageswerk? Darum brauchen sie nicht weniger bewegt von der Größe der Zeit zu sein. Je länger der Krieg und sein läuterndes Feuer währt, um so mehr werden auch sie innerhalb der Grenzen ihres Vermögens zu immer edlerer Erholung hinfinden; auch sind Männer und Frauen von Anfang bereit, sie hierin zu stützen und zu leiten. — Nie sind Menschen vor einander verhüllter, als in der Öffentlichkeit. Es kann sich unter Seide und Flitter Not verbergen; so war die alte Zeit vor dem August, und sie schwand noch nicht überall und ganz. Aber je länger der Krieg währt, um so mehr wird sie schwinden; denn es geht doch wohl nicht an, daß einer länger sein Lebenskreuz verhängt, wo Flüchtlinge und Krüppel eins haben, das einer offen tragen muß? Aber es wird eben die Öffentlichkeit den von draußen Heimkehrenden noch oft und leicht täuschen. Und weil es nicht sein soll, daß dann seine Augen wie fremd und schmerzvoll über der Straßen buntes Treiben blicken, soll er es wissen: es ist doch alles viel tiefer und schöner, als es scheint. Es ist besser um uns bestellt, als wir es vielleicht an dieser Stelle zu äußern vermögen.

Wenn in Wort und Bild die Schrecken, die draußen gehen, verkleinert werden, wenn der Schützengraben eine Idylle wird, die Schauer Harmlosigkeit und Heiterkeit, dann muß es die Kämpfer bitter packen; denn es ist ein schrecklicher Schmerz, seine große Not unverstanden zu sehen. Aber der Kämpfer muß wissen, daß es ein Stück Selbsterhaltung ist, wenn wir ihn uns gern einmal in einer Art Behaglichkeit und herausgetreten aus seiner außerordentlichen Lage denken. So mag einem Vater, einer Mutter zumute sein, die, um ihrem Herzen einmal Ruhe zu gönnen, das liebe Haupt ihres fernen Kindes in der Hut eines freundlichen Geschickes zu wissen, sich gegenseitig versichern. Manche Mutter im

Lande klammert sich an den Gedanken: er ist vielleicht noch in Reserve. Es mag nicht die einzige Mutter sein, die da sagte: Der Feldwebel schrieb mir, mein Sohn wäre gefallen; aber ich glaube es nicht . . . und sie setzt nach einer Weile hinzu: es ist mein einziger Halt, daß ich's nicht glaube.

Ach nein, Größe hat unsere Selbsterhaltung wohl nicht, aber vielleicht ist die zitternde Liebe noch in ihr zu spüren.

Wenn gelten muß, daß dem Menschen die Wahl der Art, wie er Selbsterhaltung übt, überlassen werden sollte, wenn er nur ein Schaffender und Fruchtbarer ist, so gebietet doch diese Zeit auch ein feines Maßhalten darin. Immer bis zur Grenze seiner Ertragungsfähigkeit sollte jetzt einer gehen, bevor er die Bedrängnis der Zeit für eine Weile von sich abzuwerfen sucht. Denn sie ist da, getragen zu werden; das Odium der Flucht haftet an uns, so oft wir es anders mit ihr halten. Wer sagt uns, daß die draußen es nicht spüren, wenn wir für ein Kleines weggegangen sind von ihnen? Und daß es sie nicht schmerzt, und es sie nicht ein wenig bitter macht? Und dann: es ist die Zeit, durch die wir gesund und glücklich werden könnten, wenn wir sie bis zum Grunde zu durchdringen versuchen; solche Gnade kam zu uns, dem armseligen Geschlecht. Und wir sollten nicht wachen wollen bis zur letzten Kraft? Und das Los des Wachenden wird sein: neue, ungeahnte Kräfte wird seine Seele hervorbringen, so daß sie vielleicht doch am Ende dem goldenen Letzten in der Zeit nahe kommt.

(Schluß folgt.)

Helene Hanna Kühn: Sehnsucht.

Er kommt von Schlachtfeldern hergeritten und wundert sich ob der Stille, wundert sich über das Rascheln fahler Blätter unter den Hufen seines Braunen, den goldig-feuchten, reifen Hauch, der über dem Städtchen lagert. Im Herzen trägt er das Bild, das ihn in langen, harten Kriegstagen niemals verlassen hat, klingt ihm der Traum, der manchmal mitten im Getöse der Schlacht zu ihm gedrungen ist.

Er reitet durch stille Straßen. Vor ihrem Hause hält er den Braunen an und blickt wartend empor zu den Fenstern hinter dem rot und gelben Weingeranke. Aber nichts regt sich. Da reitet er zögernd weiter, stellt den Braunen in den Stall und befragt den Schenkwirt. O weh, man hat sie mit einem vermählt, der mit dicken Fäusten nach ihrer kindlichen Reinheit griff! — — —

Es duldet ihn nicht länger in dem Städtchen, er reitet weiter zur Stadt.

Der Abend sinkt, die Lichter strahlen auf, er sieht Hausväter heimkehren zu ihren Familien, trifft Kameraden, die zu Frauen gehen. Er ist allein, hat niemanden. —

Da begegnet ihm eine, die er vor Jahren gekannt hat. Sie geht — einsam gleich ihm — durch die Straßen, nachsinnend ihrer zertrümmerten Liebe, ihrem getöteten Glauben.

Die beiden Einsamen tuen sich zusammen. Ihre verschleierte Lampe hat ein sanftes Licht, der rote Wein rinnt warm durch die Kehlen. Er kommt von kalten, harten Schlachtfeldern her, von Not, Entbehrung und dunklem Verlangen. Sie ist müde vom Leben, zerbrochen, wehrlos. Mann und Weib sind sie und allein. Sie rücken näher zueinander, er zieht sie an sich, und sie läßt alles geschehen.

Stunden verrinnen. Die Lampe brennt trübe. Da treten sie umschlungen an das Fenster, und jedes von ihnen blickt in die Nacht hinaus.

„Du hast eine Sehnsucht?" flüstert sie.

„Unter allen Frauen traf ich eine einzige, die war jung und rein und heilig — — —. Und du?" fragt er.

„Ich muß ihn noch immer lieben."

Er küßt sie auf die Stirn und reitet in den grauenden Morgen hinein, in die barmherzige Schlacht. —

Marie von Bunsen:
Das Hoffräulein Donna Inez.

Roman aus der Verfallzeit des spanischen Reiches.

Fortsetzung.

Inez machte runde Augen. „Aber was kann denn ein Schuhmacher von der Kunst verstehen?“

„Glaubt mir, Donna Inez, sein Geschmack ist nicht übel; für den nur zu beliebten Calderon de la Barca, für den nur zu überwältigend fruchtbaren Lope de Vega Carpio reicht sein Verständnis aus. Nun, natürlich .... die abgerundeten, inhaltsreichen, so unendlich kunstvoll eingeschachtelten Perioden, die glanzvolle Überfülle der Gleichnisse, diese ureigene Interpunktion, diese stupende Kenntnis der Mythologie unseres unsterblichen Don Luis von Gongora ist ihm eine verschlossene Welt!

Ich persönlich halte mich ja streng zu der Gongoraschule, zu den Erläuterern und Nachahmern des Luis, den Culturistos und Conceptistos. Aber ich bin auch alte Schule, mit solchen Ansichten darf man unserer heutigen Jugend nicht kommen. Verzeiht einem senilen Schwätzer.

Und wie gefällt es Euch, Donna Inez? Nicht wahr, es lohnte sich doch, Fuentevera mit Madrid zu vertauschen?“

„Hier ist es herrlich,“ sagte Inez mit freudefunkelnden Augen.

„Nun, nun, Hofdienst hat ja seine „Längen“, um mich sehr höflich auszudrücken, aber in der Hauptstadt zu wohnen, ist nun einmal Lebenserfordernis eines verfeinerten Menschen. Neulich starb der langjährige Jurist meiner Familie — im allgemeinen sind es gefeimte Gauner, dieser war jedoch eine Zierde der Zunft. Ich hatte meinen Sohn mit herzlichen Wünschen an sein Sterbelager geschickt. Da lag der würdige Advokat, um ihn seine Kinder; er segnete sie, sagte, sie sollten jederzeit die Würde wahren, nur das gäbe ihnen in allen Anfechtungen Halt. Als Lohn wünsche er ihnen, dies irdische Paradies Madrid nur mit dem Himmelreich vertauschen zu müssen. Dieser Ansicht meines alten Freundes schließe ich mich an.“

Er führte die Damen in den Sälen umher, erklärte die Bilder und versprach Inez, ihr das große Schloß durch seinen Sohn, den diensttuenden Kammerherrn, zeigen zu lassen. Die Pause war zu Ende, sie verneigten sich, trotz seiner grauen

Haare gelang ihm der spanische Gruß — wie Damen beugten sie das Knie — noch glatt und graziös. Die Damen zogen sich in ihre Loge zurück.

Wieder begann der Zauber, die Göttin in ihrer hohen Perücke stolzierte in ihrem steifabstehenden, vom Grafen Bannos geschenkten Brokatgewand und sang herzbewegend traurig und schön. Inez mußte mit aller Gewalt ihre Sinne sammeln, als nachher die Hofdamen zu zweien auf ihren Sockelstelzen, in ihren Guardainfantasreifröcken an den Majestäten vorbeizogen und sich verneigten. Diese Verneigungen mußten sehr tief sein, dabei sanft abgerundet werden und harmonisch ausfallen, das war schwierig. Als Inez vorbeikam, murmelte König Karl mit seinen schlappen, feuchten Lippen, mit dümmlichem Lächeln: „Donna Inez Zuniga." Man war überrascht; so viel Aufmerksamkeit erwies er nur selten einer Dame. Nur zur Karnevalszeit gab er sich mit ihnen ab, indem er ihnen unendlich viele der mit Wohlgerüchen gefüllten, versilberten und bemalten Karnevalseier zuwarf.

* * *

Der König jagte mit dem Oberjägermeister und dem Deutschen Botschafter im Campo del Pardo, die Königin durfte ihn begleiten, war infolgedessen den ganzen Morgen sehr vergnügt und gesprächig gewesen. Die Arabela Los Balbases würde mit ihr reiten, sie hatte in der Frühe, wie immer, ehe sie sich solcher Pferdegefahr aussetzte, das Heilige Sakrament genommen. Die Königin lachte. „Aber daran denkt man anderswo nicht. Könntet Ihr nur meine dicke Stiefmutter, „Madame", (die Pfälzerin „Liselotte") sehen! Was die noch hinter der Meute galoppiert." Die Königin war eben eine leichtfertige Ausländerin und hatte keinen Respekt. Dabei wäre es ihr neulich doch fast schlimm ergangen. Als sie, im Schutz der herabgelassenen Wagenvorhänge, von den Wagenstufen aus ihr Pferd besteigen wollte, machte der andalusische Schimmel einen Seitensprung, sie fiel zur Erde. In der vorigen Regierung wagte Don Alonzo Maurique, die vom Pferd mitgeschleifte Königin zu befreien, mußte aber dabei sie berühren, ihren Fuß berühren. Darauf jagte er mit verhängten Zügeln davon, flüchtete sich in das nächste Kloster, bis ihm die Zusicherung des königlichen Gatten, daß ihm an Leben und Gut nichts geschehen solle, erwirkt worden war. Eine solche Vermessenheit war eben nur bei äußerster Lebensgefahr statthaft, so blieb Donna Maria Luisa am Boden, bis der König hinzu kam.

Oben im Frauenquartier warteten Inez, Doloritas und Camila auf die noch immer nicht erfolgende Abfahrt. Eine Duenna wurde heruntergeschickt, um den Grund zu erfahren.

Sie kehrte kopfschüttelnd, sorgenvoll zurück. „Ach, Euere Senoria, dies ist ein schlimmer Tag, beten wir für unsern König."

„Ist ihm das Nachtmahl wieder schlecht bekommen?"

„Nein, aber der Herzog von Pastrano, der diese Woche den Dienst hat, ist heute früh zum Oberstallmeister, dem Almirante, gekommen, hat ihm gesagt, der König dürfe die Karosse nicht benutzen. Er habe es soeben erfahren, sie sei verzaubert, sie würde sich in einen Orangenkübel verwandeln, und der König, den Gott beschützen möge, in einen Orangenbaum. Der Almirante wollte glücklicherweise die Verantwortung nicht auf sich nehmen; heute nacht wird die Karosse verbrannt, man hat eine andere herbeigeholt. Viele waren dagegen, überhaupt heute auszufahren, die Herrschaften wollen es aber doch tun." Unter ihren fliegenden Händen klapperten in der Ecke die Rosenkranzperlen.

Jetzt rollten die grünbezogenen Karossen aus dem Königinnenhof. Der Verabredung gemäß kam Donna Laura von Alagon, führte die Ehrenfräuleins nach dem Vorraum, in dem Don Jaime von Cabrera auf sie wartete. Donna Barbara und ein Guardadamas, Don Oliviero, wurden mitgegeben.

Als einer der vierzig diensttuenden Kammerherren trug Don Jaime am Gürtel einen goldenen Schlüssel. Er zeigte ihn, jede Tür im ganzen Schloß konnte er damit öffnen. „Neulich hat Don Leon seinen verloren, darauf mußten alle Schlösser im Riesenpalast umgeändert und neue goldene Schlüssel angeschafft werden. Dem Don Leon kostete es achttausend Dukaten. Ja, Hofdienst ist nicht wohlfeil und dabei herrschen, Gott sei Dank, andere Zustände, wie in Frankreich. Hier ist der persönliche Ehrendienst Ausfluß angestammter Loyalität, hier wird kein einziges Hofamt verkauft, dort alle." —

„Hier sind nur sämtliche Beamtenstellen, vom Vizekönig bis zum Alkaldenschreiber feil," meinte der alte, etwas verbitterte Guardadamas. —

„Nun schließlich, das geht überall in der weiten Welt so zu, das ist selbstverständlich."

Im Hintergrund flüsterte Doloritas der Inez einiges über den Schlüssel des Königs zu. „Auch dieser öffnet jede Tür, er kann ungehindert in das Hoffräuleinquartier gelangen. Der hochselige Philipp der Vierte kannte den Weg, die Schwester Eufemia in Las Dascalzas ist ja auch Hoffräulein gewesen!" In noch leiserem Flüsterton, denn dieser Gegenstand war heikel, fügte Camila hinzu: „Wenn es Karl dem Zweiten einfallen sollte, bei uns den Schlüssel zu drehen, wäre das zweifellos unangenehm, es gäbe jedoch kein Unglück!"

„Die arme Königin wird schwerlich zum Dankgottesdienst nach Atocha fahren, sie wird dereinst im Seitenraum der Escurialgruft, nicht bei den Müttern der Könige ruhen!"

Sie befanden sich jetzt in den schmalen Geheimgängen, durch die der König überall ungesehen gelangen konnte. Auch hier hingen aus dem beispiellos reichen Bilderschatz des Schlosses Gemälde. Don Jaime wies auf ein Bildnis des jungen Ludwig des Vierzehnten: „Als Menin beobachtete ich oft, wie die Infantin

Maria Theresa, morgens aus der Messe kommend, vor diesem Bild ihres königlichen Bräutigams eine tiefe, verliebte Kniebeugung machte. Die Ärmste hat sich später wohl oft nach Madrid zurückgesehnt!"

Sie traten in die Kapelle, Don Jaime öffnete die kleine Tribüne des Königs: „Hier haben Kaiser Karl und Philipp der Zweite, die mächtigsten, weisesten und frömmsten Herrscher, welche jemals die Welt erblickt hat, gebetet." Die Hoffräuleins hatten wenig gelernt, aber von diesen wußten sie doch und sahen mit scheuen Augen, mit geöffneten Lippen in den düsteren, schwervergoldeten Raum.

Im daneben gelegenen großen Spiegelsaal wurden die Bilder der venetianischen Maler gezeigt, besonders gut gefiel der reitende Kaiser Karl von Tizian. In diesem Saal wurden die Botschafter empfangen. Don Jaime ließ den Thron enthüllen, sie erstaunten über die herrliche Stickerei, die kunstvollen Einlagen; in verschwenderischer Fülle waren Diamanten, Perlen, Rubinen und Smaragden verwandt.

„Hier finden also die Audienzen statt. Eine Unmenge Menschen, hier in der ersten Reihe stehen die Granden, mit bedecktem Haupt. Aus dieser Tür kommt dann der Botschafter langsam, selbstbewußt herein. Eine Totenstille. Gegenüber vom Thron, am Kamin, stehen die vier Majordomos. Der König und die Granden haben ihr Haupt bedeckt. An dieser Stelle macht der Botschafter seine erste Verbeugung, darauf ziehen König und Granden den Hut. Hier macht er die zweite Verbeugung, hier die dritte und letzte, worauf er seine Ansprache hält."

Sie sahen hinunter auf den großen Hof; unter den Arkaden gab es ein wirres Kommen und Gehen, Buden und Tische waren aufgeschlagen. In den Kellereien lagen die dunklen Kanzleien; Tag für Tag saßen hier die Schreiber, in jenen Räumen wurden die Reichsgeschäfte geführt. Selbst der gefürchtete, vermögende Staatssekretär, Don Jeronimo von Eguija, arbeitete in einer dieser tiefgelegenen, niederen Kammern; eine schwarze, weitausholende Spinne.

Einige große Herren begaben sich eben nach den Konzilien. Es war ganz unterhaltend, zu sehen, wie sie von Bittstellern belagert wurden. „Sehen Sie, das sind Poeten, die ihre Werke einem Granden widmen wollen, da stehen Anwärter aller Art." (So verarmt, so heruntergekommen Spanien auch war, auf diesem Pflaster konnten die einbringlichen Posten, die gewinnversprechenden Ämter errungen werden.) Eindrucksvoll sagte Don Jaime: „Hier laufen alle Fäden zusammen, dies ist der Brennpunkt von Madrid, wie von Spanien, wie von der ganzen Welt."

Ein Kollege kam mit tiefen Verbeugungen vorbei und flüsterte dem Don Jaime etwas ins Ohr.

Mit grimmigem Lächeln sah indessen der alte Guardadamas Don Oliviero

herunter. Einige nannten ihn nach des Cervantes noch immer viel gelesenem, komischen und witzigen Roman den Ritter von der traurigen Gestalt. Dann meinte er bitter, nur die Hagerkeit teile er mit jenem; schon seit fast einem halben Jahrhundert sei ihm der jugendliche Glaube an Größe und Tugend abhanden gekommen. Ein verbissener kleiner Kritiker, ein verstiegener kleiner Poet, wurde er hier am Hof, wenn nicht vor dem Darben, so doch vor dem Verhungern bewahrt. „Weshalb," murmelte er leise der Donna Barbara zu, „dieser feierliche Regierungsapparat. Seit Generationen werden in diesen Konzilkammern nur Niederlagen und Mißerfolge gemeldet, seit Generationen verkümmert, verarmt in apathischer Trägheit, in stumpfer Beschränktheit Niedrig und Hoch." Donna Barbara bekreuzigte sich. „Wie könnt Ihr so vaterlandslos reden, Spanien steht unter der besonderen Obhut des Heiligen Jago von Compostela und der Virgen del Pilar von Zaragoza. Die wissen am besten, was uns gerade Not täte, und es ist verrucht, so zu schmähen . . . Wenn das die Heilige Inquisition . . . ." Sie hörte auf, so erschreckt entfärbte sich Don Oliviero. Er zog die Falten seines fadenscheinigen Mantels enger um die Dürftigkeit des Körpers.

Der andere Kammerherr hatte sich entfernt. Don Jaime trat an das Fenster und sah neugierig herunter, eben teilte sich die Menge, der erste Minister, es war der gutmütig schwache Herzog von Medina Celi, trat aus seinem Konzilgemach. Abseits ging ein streng aussehender Mann. „Sehen Sie, das ist der Gesandte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Melchior Ruck. Seit Jahren mahnt er wegen der ausgemachten Subsidien für Hilfeleistung im Mittelländischen Meer. Als ob zweiunddreißigtausend Taler monatlich erhältlich seien!! Nun hat er heute die letzte entscheidende Antwort dringend verlangt. Als sie, natürlich, negativ ausfiel, zeigte der Herr Ruck, dies wurde mir soeben erzählt, den neben ihm sitzenden Räten das letzte Schreiben seines Kurfürsten. Dieser befahl ihm: er möge diese Kanaille ohne Ehrgefühl und Treue verlassen. Und in nur etwas gemilderten Worten verabschiedete er sich darauf vom Herzog."

„Wo liegt denn Brandenburg?" „Ach, irgendwo neben oder hinter den Moskowitischen Fürstentümern."

Jetzt schwoll seine Ader auf der bräunlichen Stirn. Da unten ging der allmächtige Don Jeronimo von Eguija, der kleine emporgekommene Schreiber. „Sehen Sie doch nur, wie man sich vor ihm verneigt, wie man versucht, einen Blick zu erhaschen! Alle Winkelzüge kennt er, alle Schliche beherrscht er, und so ist er Staatssekretär geworden! Da, das sind Granden erster Klasse, die um Gehör bitten und sich um ihn drängen. Es ist zum speien!"

Unten wimmelte es durcheinander; überall die gelassen gehenden, sich hochmütig haltenden kleinen, aber kräftig und wohlgebauten Männer. Ein jeder, Mann oder Frau, durfte die Palasträume betreten.

„Elfhundert Menschen," erzählte Don Jaime, „gehören zum Hof, erhalten dort aus dem königlichen Speiseamt ihre tägliche Ration. Allein die Wachskerzen kosten sechzigtausend Dukaten im Jahr. Dafür ist es eben der König von Spanien."

Don Oliviero wies auf einen schnauzbärtigen Haudegen, er stand abseits, unbeachtet. „Das ist der Obrist Don Francisco von Menesses; in den flandrischen Provinzen hat er sich auf das glänzendste aus einer verzweifelten Lage herausgezogen, er ist der Abgott eines jeden seiner unregelmäßig besoldeten, unterernährten Musketiere . . ." Die Augen des hageren Männchens leuchteten, er fuhr fort: „In ihrer Mäßigkeit, ihrer unerschütterlichen Standhaftigkeit sind diese Männer, Anführer wie Gemeine, noch lebende Zeugnisse altspanischen Ruhms. Aber Don Francisco ist ein Provinzler, in Madrid, wo man auf rauhe Krieger wenig gibt, ist er unbekannt. Es ist ihm nicht gelungen, seinen König zu begrüßen, in dringender Angelegenheit versucht er jetzt, bisher erfolglos, eine Audienz beim Almirante von Kastilien zu erlangen."

Ungeduldig sah Don Jaime auf den schwatzenden Alten.

Vom Goldenen Turm genossen sie nun herrliche Blicke auf die bis zu den Schneebergen sich hinziehende Ebene, sprachen vom Prinzen von Wales, der hier wohnte, als er um die Infantin warb. Aber eine Tochter des Katholischen Königs vergißt sich nicht mit einem Ketzer. Sie betraten die Wohnräume des Königs; nicht einmal ein „Gentilhombre de boca" durfte jemals deren Schwelle betreten, die diensttuenden Kammerherren allein hatten zu jeder Stunde Zutritt, waren beim An- und Auskleiden, bei den Mahlzeiten zugegen.

Dann schlüpften sie durch die heimlichen Gänge des Königs, sahen aus den Horchekammern, welche auf Anraten eines Jesuitenpaters Philipp der Dritte einfügen ließ, in die Consulta, in welcher an jedem Freitag beraten wurde. In dem danebenliegenden Turm betraten sie die Gemächer, in denen Franz der Erste von Frankreich gefangen saß, sie sangen leise die jedem bekannte „Copla" auf den König, dem es im Kampf mit Spanien so übel erging. Dann kamen Galerien, dann die Wachtkammer. In ihr saßen, kartenspielend, einige Wachen, sowohl die der Burgunder, wie der Deutschen, wie der Lanzen, umher. Zwei verkommen aussehende Lanzenträger baten, hinter Don Jaimes Rücken, um eine milde Gabe, es ginge ihnen so überaus schlecht. Hier waren Buden aufgeschlagen, in ihnen mietete man sich die besonderen leinenen Stulpen, ohne welche man nicht vor den König treten durfte.

Sie verfolgten den Weg, den in jener Januarnacht König Philipp ging, um im andern Hof, dem der Königin, Don Carlos zu verhaften. Die Damen wiesen lächelnd auf Catalina: „Die glaubt nicht an seinen gewaltsamen Tod." Catalina geriet in Feuer: „Mein Urgroßvater ist einer seiner Begleiter während der

Gefangenschaft gewesen, meine Eltern wissen es genau, der Infant ist eines natürlichen Todes gestorben."

Don Jaime verbeugte sich: „Mein Oheim, diensttuender Kammerherr Philipps des Vierten, war zugegen, als im Escurialgewölbe der Sarg des unseligen Infanten geöffnet wurde. Da lag der Kopf vom Körper getrennt! Der große König hatte mit seiner gewohnten Weisheit und Gerechtigkeit gehandelt, auch hatte der Heilige Vater zu dieser notwendigen Hinrichtung seinen Segen erteilt."

Catalina blieb bei ihrer Behauptung, überzeugte keinen. Sie standen an dem Fenster, von welchem aus Philipp während der Begräbniszeremonie des Sohnes auf den Hof herunter sah. Er erteilte von hier aus seine Befehle; während die Granden den Sarg heraustrugen, waren die bei solchen Gelegenheiten üblichen Rangstreitigkeiten entstanden.

Man kam auf die Aya (Erzieherin) des Don Carlos, auf die Camarera Mayor, Maria Caterina von Cardona, zu sprechen. Donna Barbara hatte bei ihren Nachkommen gelebt. „Sie war sehr fromm und wollte der Welt entsagen. Dort aus jenem Fenster hat sie sich heruntergelassen; von hier aus floh sie nach La Mancha, schnitt sich die Haare ab, hüllte sich in ein Eremitengewand. Sie wurde sehr heilig, von weit und breit kamen Menschen, um sie zu sehen, um ihren Segen zu hören." Donna Inez hörte gespannt zu, aber die Kunde erweckte nur gedämpfte Töne. Sie wollte doch lieber die Welt genießen, als ihr entsagen.

Unter den Zimmern der Königin lagen die der Infanten. „Mögen sie bald wieder bewohnt werden," murmelte Donna Barbara. „Hier," so erklärte Don Jaime, „hat Don Carlos gelebt, hier entwich abends der frühverdorbene Knabe mit seiner gleichgesinnten Freundessippe, um sich mit Dirnen zu vergnügen." Diese Behauptung empörte die Damen ebenso sehr, wie die der Catalina über seinen natürlichen Tod. Ganz gewiß habe er einzig und allein seine schöne Stiefmutter geliebt, sei daran zugrunde gegangen! Don Jaime fuhr fort: „Diese Treppe schritt nachts in der elften Stunde Philipp der Zweite in voller Rüstung herunter, hinter ihm der Herzog von Feria, vier Kammerherren, der Kapitän der Wache und zwölf seiner Leute. Der tobsüchtige, vor einem gewaltsamen Tod zitternde Jüngling hatte einen künstlichen Verschluß anlegen lassen. Ohne sein Wissen war dieser außer Stand gesetzt worden, die Herren und die Wachen waren plötzlich im Zimmer, bemächtigten sich der Waffen des auffahrenden Don Carlos. Dann trat König Philipp, hier, durch diese Tür, vor seinen Sohn."

Dann öffnete Don Jaime mit seinem goldenen Schlüssel ein dicht daneben gelegenes Gemach; einige alte Bilder, unfertige Skizzen, Staffeleien standen umher. „Dies ist die Malerwerkstatt des Don Diego Velasquez, hier hat er das wunderliche, aber immerhin schätzenswerte Gruppenbild von der Infantin Marga-

rita und deren Umgebung gemalt, Sie haben es ja neulich im Buen Retiro gesehen."

„Wie hießen die Meninas?"

„Die sich verneigende Menina war Donna Isabel Velasco, Muhme meiner Mutter. Sie galt für das hübscheste Hoffräulein ihrer Zeit und starb jung. Der Bruder der knienden Menina, der Maria Agostina Sarmiento, ist unser General-Inquisitor, ihr Sohn wird am Stierkampf teilnehmen, seine Livreen sind amethystfarben mit Silberstickerei."

„Don Diego Velasquez," sagte Doloritas, „hat meine Großmutter gemalt. Sie mochte das Bild nicht, fand es unvorteilhaft. War er wirklich ein tüchtiger Bildnismaler?"

„Mein Vater," meinte Don Jaime, „hat ihn gekannt und geschätzt. Allerdings wäre ihm das Santiago-Kreuz zu Kopf gestiegen, das hätte man Allerhöchsten Ortes besser unterlassen. Mein Vater findet nicht, daß Carreno ihn erreicht, ich persönlich halte Cerezo für bedeutender als beide, besonders in seinen herrlichen religiösen Bildern. Aus diesen spricht doch eine ganz andere Empfindung, weit mehr Gefühl."

Sie kehrten nun durch die vielen verworrenen kleinen Gänge in das Frauenquartier zurück, sahen hinter den Vorhängen versteckt auf den Platz, auf die Stadt. Die alte Donna Barbara erzählte von dem berühmten Karussel des Grafen Villamediana zu Ehren der Königin Elisabeth, der ersten Gemahlin des verstorbenen Königs. „Von hier aus, von diesem Fenster, habe ich den Villamediana heranreiten sehn. Es war der schönste Mann der Welt, er hatte kühne Züge und sanfte Augen, trug sich kerzengrade, verneigte sich jedoch hingebend vor einer Dame. Wie er zur Königin heraufsah! Natürlich liebte sie ihn. Hier, gerade hier, ritt er vorbei, so nah, daß wir die an seinem Atlaswams hängenden Reales-Münzen ganz genau sahen, auch die Inschrift: „Mis amores son reales." Alle flüsterten sich die Worte zu. Und an jenem Abend, zum Nachtmahl kam der König zur Königin, und sie aßen schweigend, ohne ein Wort zu wechseln. Aber ich werde nie vergessen, wie er die Königin von der Seite ansah. Drei Wochen darauf war das Fest." . . . Die anderen wurden ungeduldig, jeder wußte doch, daß Villamediana die Komödie dichtete, in welcher die Königin auftrat, daß auf ein gegebenes Zeichen das prächtige Komödienhaus des Grafen in Flammen aufging, und er die Königin in Sicherheit, in verschwiegene Sicherheit, brachte. Und daß man ihn bald darauf in der Calle mayor erdolchte. Nur Donna Inez lauschte; die alte Dame sollte ihr später alles genau berichten.

Dagegen hörte man zu, als Don Oliviero geschickt Donna Barbara auf die Erinnerungen ihrer Ururgroßmutter brachte. Eine greise Duquessa hatte dieser oft über Heinrich den Vierten erzählt. „Hier, am Schloßplatz, veranstaltete der König ein glänzendes Stiergefecht der schönen Hofdame Donna Guiomar von

Castro zu Ehren. Als sie hier von den Schloßfenstern heruntersehen wollte, verbot die Königin ihr und dem ganzen Hofstaat, sich den Fenstern zu nahen. Donna Guiomar tat es trotzdem, sie prangte, mit Gold und Juwelen bedeckt, auf dem Altan — damals gab es ja noch nicht die heutige Fassade. Aber die Königin lauerte ihr an der Treppe auf, und die Großmutter der Duquessa, welche Menina war, hörte, wie die Königin die Donna Guiomar „Dirne" nannte, und schließlich wurde die Königin wie von Sinnen vor Zorn, nahm ihren hohen Sockelschuh und schlug die Dame. Da schrie Donna Guiomar, und Heinrich der Vierte kam herbei und fuhr die Königin an, reichte seiner Angebeteten die Hand und führte sie ehrenvoll auf ihr Gemach. Bald darauf begann die Liebe der Königin zu Don Beltran von der Cueva, und das war Gottes Wille, denn der Ehebruch war offenkundig. So wurde die Tochter, welche die Königin gebar, als „Beltraneja" mißachtet, und so gelangte unsere glorreiche Königin Isabella die Katholische auf den Thron."

(Fortsetzung folgt.)

R u n d s c h a u

W i r t s c h a f t l i c h e   R u n d s c h a u.

Von Dr. M. de Jonge.

H o t e l - A k a d e m i e ?

In Düsseldorf ist vor Jahresfrist eine „Hotel-Akademie" eröffnet worden — eine echte „Akademie", mit Professoren, Dozenten, Studenten; keine bloße „K o ch schule", sondern eine H o ch schule!

Das Wort der Kritik, das dieser Blüte deutscher Schulgründungsarbeit vom hochschulpolitischen Gesichtspunkte aus gebührt und im ersten Kriegsjahr zur Vermeidung aller irgend vermeidbaren inneren Meinungskriege zurückgehalten wurde, darf nun nicht länger vertagt werden.

Difficile est satiram non scribere!

Es muß endlich einmal ausgesprochen werden, daß wir im deutschen Vaterlande seit etwa fünfzehn Jahren an einer verhängnisvollen Überproduktion an neuen Schulen leiden, d. h. selbstredend nicht an neuen Einzelschulen, sondern an neuen Schularten, Schulsorten, Schultypen, von untergeordneten Fachschulen bis hinauf zu komplizierten Sonderhochschulen, von denen die sonderbarste Sonderschule wohl die neue „Hotel-Akademie", die Düsseldorfer Hochschule für Gasthofswissenschaft ist.

Eine einheitliche „Hotelwissenschaft" gibt es nicht! Die „Hotelwissenschaft" ist ein Zweig auf dem Ast der sogenannten „Handelswissenschaft". Auch eine einheitliche „Handelswissenschaft" gibt es nicht! Sie ist ein künstliches Gemenge von verschiedenen Wissenschaften, bzw. wissenschaftlichen Spezialfächern verschiedenster Art. Das Mosaik der, eines einheitlichen wissenschaftlichen Grundprinzips gänzlich ermangelnden, sogenannten „Handelswissenschaft" ist zusammengesetzt aus zahlreichen Bruchstücken, die im System der Wissenschaften teils in die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät gehören, teils in die naturwissenschaftliche (Warenkunde, Chemie u. a.), teils in die philosophisch-historische (Geographie, Sprachen u. a.). Allein während die „Handelswissenschaft" und die zu ihrer Pflege angeblich nötigen neuen Spezialhochschulen durch den E r n s t u n d d i e G r ö ß e d e s G e g e n s t a n d e s, dem sie dienen, immerhin Anspruch auf ernste Beurteilung haben, fällt dieser Anspruch fort, wenn es sich um neue, von der „Handelswissenschaft" abgezweigte Spezialwissenschaften und die zu deren „wissenschaftlichem" Betrieb angeblich nötigen neuen Spezial-„Akademien" handelt! Hier muß mit „goldener Rücksichtslosigkeit" ausgesprochen werden, daß es sich um Schein- und Pseudowissenschaften handelt, um A f t e r - A k a d e m i e n, die wie eine K a r i k a t u r unserer herrlichen, edlen, alten deutschen Universitäten wirken! Ein Handelshochschuldirektor formulierte vor Jahren zur Verteidi-

gung der an der betreffenden Handelshochschule immer weiter getriebenen Spezialisierung der sogenannten „Handelswissenschaft," die schon damals zur Einführung von akademischen (!) Vorlesungen über „Fremdenverkehr und Hotelwesen", über „Reklame" (!) und ähnliche interessante neue „wissenschaftliche (!) Disziplinen" geführt hatte, den Satz: „Kurzsichtige haben von der Handelstechnik gesagt, sie sei wissenschaftlicher Behandlung nicht fähig; es gibt keine wissenschaftliche Betätigung, in der durch wissenschaftliche Untersuchung nicht wenigstens hie und da bessere Verfahrensregeln sich gewinnen ließen, als durch Empirie." Dieser Satz ist ein sophisma — er verschiebt das thema probandum und führt deshalb zu einem Trugschluß! Es handelt sich eben bei der Abgrenzung der Kompetenz der „Handelstechnik" gar nicht darum, ob alle die in erstaunlicher Fruchtbarkeit von ihr geborenen Spezialfächer „wissenschaftlicher Behandlung fähig", sondern ob sie einer solchen würdig sind! Gewiß ist „jedes Fach, jede Art menschlicher Betätigung wissenschaftlicher Behandlung fähig"! Das Fach des Schneiders und des Barbiers ebensowohl wie das des Theologen, Arztes, Juristen, Großfabrikanten. Aber der Ausbau einer „wissenschaftlichen" Schneidertechnik mit Anatomie des menschlichen Körpers für Zuschneider, Kursus im Zeichnen neuer Modejournale, Mathematik des Maßnehmens und Ähnliches, oder einer wissenschaftlichen Barbiertechnik mit Hygiene der Haarpflege, Chemie der kosmetischen Stoffe, Kursus im Einseifen (es liegt mir selbstredend jede Beziehung auf die erwähnte Handelshochschulvorlesung über „Reklame" fern) u. ä. würden zwar nicht des Schneiders und des Barbiers, wohl aber der deutschen Wissenschaft unwürdig sein! Und ebenso der Ausbau einer in mehrere Dutzend Spezialfächer feingegliederten „Hotelwissenschaft", mitsamt der für sie angeblich nötigen Gasthofhochschule!

Die Düsseldorfer „Hotel-Akademie" hatte übrigens einen Vorgänger, über den ich mich im Zusammenhange meiner universitätspolitischen Arbeiten schon früher unterrichtete. Bei Luzern, am Rotsee, wurde bereits 1907 eine „Hotel-Akademie" errichtet. Ich ließ mir den „Prospektus" kommen, der zweiundzwanzig (!) hotelwissenschaftliche Spezialfächer aufzählt, unter denen das zwölfte zweifellos das wichtigste ist und unter den zweiundzwanzig die höchste wissenschaftliche Akribie erfordert. Denn mit tiefstem Ernst und höchstem Stolz wird es genannt: „Kulinarische Wissenschaften." Diese „Kulinarischen Wissenschaften" und deren „Alma mater", die inzwischen so „üppig" gewordene Rheinische „Amme", die „Hotel-Akademie" in Düsseldorf — sie schädigen zwar nicht den Magen der Gäste, noch auch die Kasse der Wirte, aber schwer, sehr schwer eines der höchsten, ältesten und „deutschesten" Kulturgüter des deutschen Volkes, welches bis vor einem halben Menschenalter als eines seiner kostbarsten Kleinodien gehütet und auch von den Staats- bzw. Schulaufsichtsbehörden vor Entwertung durch „unechte" „Nachahmungen" geschützt wurde — den Ruf der deutschen Wissenschaft! Die „Hotel-Akademie", die schon vor dem Kriege eröffnet wurde, ist eine jener vielen Entartungs-Erscheinungen der neuesten deutschen Kultur, die in der zunehmenden Capuanisierung des materiellen, und der ebenfalls zunehmenden scholastischen Pseudo-Akademisierung des ganzen geistigen Lebens ihre zwiefache Wurzel hatten, — eine Entartungserscheinung, von der uns, wie von vielen ähnlichen, die Eisenkur dieser kriegerischen Weltwendezeit, so Gott und das deutsche Volk wollen, restlos heilen wird!

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Von August Friedrich Krause.

Mit eiserner Gewalt zwingt der Krieg unser Interesse in seine Kreise, und wir vermögen kaum, uns seinem Bann zu entziehen. Wenn aber die Spannung zu groß und zu quälend wird, wenn die Erschütterungen, die er uns bringt, unser seelisches Gleichgewicht ins Wanken zu bringen droht, tun wir gut, für Stunden wenigstens uns auf Geistesgebiete zurückzuziehen, die seinem Einfluß ganz entrückt sind. Zu diesen gehören die Naturwissenschaften, und eine Reihe von alten und neuen Büchern bietet sich uns an, unser Denken auf Bahnen zu entführen, die ganz seitab liegen von Kriegslärm und Kampfesnot.

Wer immer mit Vorliebe dem Studium der Pflanzenwelt obgelegen hat und mit Sehnsucht nach tieferem Wissen auf diesem Gebiete erfüllt war, dem ist seit langem Anton Kerner von Marilaun in seinem großen, zweibändigen Werke „Pflanzenleben" (Bibliographisches Institut in Leipzig) ein lieber Freund und Lehrer gewesen. Dieses Standwerk ist von hoher Bedeutung geworden auch für den Schulunterricht, den es aus der systematischen Betrachtungsweise der Pflanzenwelt erlöste, die den Schülern ein lebendiges Erfassen und ein tieferes Verständnis nicht zu vermitteln vermochte. Es hat den Anstoß gegeben zur Einführung des biologischen Unterrichts und hat auch die botanische Schulbuchliteratur nach dieser Richtung hin beeinflußt. So dankt u. a. das große naturwissenschaftliche Unterrichtswerk von Prof. Dr. Schmeil nicht wenig gerade Kerners Werk. In langjährigen unermüdlichen Studien hat Kerner ein ungeheueres wissenschaftliches Beobachtungsmaterial zusammengetragen, aus dem er für seine geniale Darstellung des Pflanzenlebens schöpfte. Trotzdem machte, als kürzlich eine dritte Auflage erscheinen mußte, eine durchgreifende Umarbeitung sich notwendig, die Prof. Dr. Adolf Hansen in Gießen übertragen worden ist. Der neue Herausgeber hat sich dieser Arbeit mit großem Geschick und feinem Takte unterzogen. Er hat unangetastet gelassen, was irgend unangetastet bleiben durfte, um die Form des Kerner'schen Werkes zu erhalten und doch seinen Inhalt zu bereichern. Er hat es darum, wo es irgend möglich war, vermieden, den Text Kerners zu ändern, und wo Umstellungen nötig waren, nur ganze Kapitel umgestellt. Freilich machte sich auch die Einschiebung neuer Abschnitte notwendig; doch muß es dem Herausgeber zum Ruhme nachgesagt werden, daß er es verstanden hat, die Kerner'sche Darstellungsweise vorzüglich zu treffen, und so dem Werke seine Einheitlichkeit zu erhalten. Größere Umarbeitungen hat der zweite Band erfordert; der letzte Abschnitt des alten Werkes: „Die Pflanze und der Mensch" ist fortgelassen worden, da dieser Gegenstand mit einer Biologie der Pflanzen keinen Zusammenhang hat. Dafür wurde die Morphologie aus dem ersten in den zweiten Band übernommen. Da sich Kerners Darstellung als veraltet erwies, wurde dieser Abschnitt ganz umgearbeitet. Außerdem bringt der zweite Band noch den umfangreichen Abschnitt über die Fortpflanzung und ihre Organe. Ein dritter Band, der noch nicht erschienen ist, wird die Entstehung der Arten und die Deszendenzlehre, sowie die Verbreitung der Pflanzen auf der Erde enthalten. Wie schon das alte Werk, ist auch diese neue Ausgabe mit außerordentlich reichem Illustrationsmaterial ausgestattet, das zur Unterstützung des Textes dient. Besonders erfreuen wird jeden Besitzer der neuen Auflage die Ver-

mehrung der farbigen Tafeln, von denen einige in ihrer Naturwahrheit und Schönheit vorzügliche Kunstwerke darstellen. Besonders die Meeresbilder sind von leuchtender Farbenpracht. Wenn der dritte Band vorliegen wird, werde ich noch einmal ausführlich auf dieses bedeutungsvolle Werk eingehen.

Im Jahre 1896 war ein kleines Bändchen unter dem Titel: „Pflanzen der Heimat" erschienen, das auf 150 größtenteils farbigen Tafeln einfache Abbildungen weitverbreiteter Gewächse brachte. Dieses Werk, im Buchhandel bald vergriffen, ist der Keim geworden zu „Schmeil's naturwissenschaftlichen Atlanten", deren erster Band gleichfalls „Pflanzen der Heimat" heißt, eine Auswahl der verbreitetsten Pflanzen unserer Fluren in Bild und Wort bringt und bearbeitet ist von O. Schmeil und J. Fitschen. (Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig.) Die in vorzüglicher Technik ausgeführten farbigen Tafeln, deren Originale von den zwei ausgezeichneten Pflanzenmalern H. Hajek und E. Nauhaus herrühren, geben immer nur eine Pflanze möglichst in natürlicher Größe wieder. Größere Pflanzen sind in charakteristischen Abschnitten dargestellt. Der Text ist eine lebendige Schilderung des Aussehens der Pflanze, ihrer Lebensbedingungen und ihrer Umgebung und nimmt stets nur eine Seite ein.

Auf dem Gebiet der Zoologie haben uns die letzten Jahre ein epochemachendes, großes Werk über „Tierbau und Tierleben in ihrem Zusammenhange betrachtet", aus den Federn der Professoren Dr. Richard Hesse und Dr. Franz Doflein gebracht. (B. G. Teubner, Leipzig.) Hat seinerzeit das Kerner'sche Werk über das „Pflanzenleben" den ersten Anstoß zur biologischen Betrachtung der Naturwesen im Unterricht unserer höheren und niederen Schulen gegeben, so verdankt die Hesse-Doflein'sche Arbeit dem als Frucht dieser Unterrichtsweise in unseren Gebildeten erwachsenen Bedürfnis nach einer Darstellung des Tierreiches von biologischen Gesichtspunkten aus seine Entstehung. Durch die mühevollen, aber ertragreichen historischen und morphologischen Studien unserer Zoologen, die hervorgerufen und angeregt worden waren durch die von Darwin ausgehende Neubelebung der Abstammungslehre, war die biologische Betrachtungsweise des Tierreiches sehr in den Hintergrund gedrängt worden. So kam es, daß die Literatur auf diesem Gebiete recht arm ist, und es ist mit großer Freude zu begrüßen, daß die beiden auf ihren Spezialgebieten längst rühmlichst bekannten Verfasser der Anregung des Teubnerschen Verlages Folge gegeben und es unternommen haben, in einem groß angelegten und durchgeführten Werke die großen und kleinen Wechselbeziehungen aufzuzeigen, die zwischen dem Bau des Tierkörpers und seinem Lebensraume bestehen. Im ersten Bande: „Der Tierkörper als selbständiger Organismus", schildert Dr. Richard Hesse die Bauverhältnisse und Funktionen der Tierkörper und ihrer einzelnen Organe. Die Harmonie, die zwischen der Form eines Tieres und seiner Lebensweise, zwischen dem Bau eines jeden Organs und seiner Tätigkeit besteht, wird vor uns aufgedeckt bis hinab zu den Geweben und bis zu den Zellen, die diese Gewebe zusammensetzen, an den einzelligen Tieren sowohl, wie an den Vielzellern, an den niederen Tieren, wie an den höheren. So wird das Tier in seinen „organisatorischen Eigenschaften" als lebendige Einheit vor uns hingestellt ohne Rücksicht auf seine belebte und unbelebte Umgebung, seinen „Lebensraum". Der zweite, von Professor Dr. Doflein geschriebene Band, der nach mehr als zehnjähriger Arbeit nun auch fertig vorliegt, beschäftigt sich dagegen allein mit den Erscheinungen des

Tierlebens; er schildert die Einwirkung der äußeren Einflüsse, des Lebensraumes, auf das Tier und zeigt die Gegenäußerungen, mit denen der Tierorganismus auf diese Einwirkungen antwortet. Es ist erklärlich, daß bei dieser Arbeitsteilung die Kreise der beiden Bände an einzelnen Stellen einander schneiden; doch trägt dies häufig zum besseren Verständnis bei, um so mehr, als im zweiten Bande unter Anziehung der Seitenzahl auf die Ausführungen des ersten Bezug genommen wird. Beide Bände bringen eine ungeheure Fülle von Tatsachenmaterial herbei, und man glaubt den Verfassern gern, daß die Bewältigung dieses ungeheuren Stoffes ihnen eine endlos scheinende Arbeit gemacht hat. Um so mehr dürfen sie sich freuen, daß ihr Werk ihnen so wohl gelungen ist. Für uns aber bedeutet diese erste große und erschöpfende Biologie der Tiere nicht nur eine Bereicherung der naturwissenschaftlichen Literatur, sondern die Ausfüllung einer großen, empfindlichen Lücke in ihr; denn eine ähnliche zusammenhängende Darstellung der gesamten Erscheinungen des Tierbaues und Tierlebens besaßen wir bis jetzt überhaupt noch nicht. Für den Leser, der über einzelne Probleme sich eingehender unterrichten will, haben die Verfasser jedem Bande ausführliche Literaturverzeichnisse, nach Kapiteln geordnet, beigegeben, die besonders die zusammenfassenden Werke hervorheben. — Im Vorwort zum ersten Bande meint Prof. Hesse, daß niemand versucht sein wird, auf sein Buch die Kritik anzuwenden, die als Empfehlung so manches populär-wissenschaftlichen Werkes hat herhalten müssen, es lese sich wie ein Roman.

Ich halte es für einen Vorzug, daß beide Verfasser Anforderungen an die Denkkraft ihrer Leser stellen und sich nicht damit begnügen wollen, nur dem Unterhaltungsbedürfnis gedient zu haben. Für jeden, der den Erscheinungen des Tierlebens lebhaftes Interesse entgegenbringt, wird die Durcharbeitung dieses Werkes Stunden reinen und hohen Genusses bringen, denn die bescheidene Meinung Hesse's, daß die Darstellung zu schlicht und zu trocken wäre, trifft nicht zu. Sie ist im Gegenteil in beiden Bänden überaus lebendig, frisch und anregend. Jeder, der über eine gute Bildung verfügt, wird mit Gewinn das Werk zu lesen vermögen, denn die Verfasser haben sich bemüht, ihre Darstellung so zu halten, daß sie dem gebildeten Laien überall verständlich ist. Sie setzen keine größeren Vorkenntnisse in der Zoologie voraus, geben überall, wo es angängig ist, die deutschen Bezeichnungen neben den fremdsprachlichen, und wo einwandfreie deutsche Namen für die Tierarten bestehen, werden sie überall neben den wissenschaftlichen gegeben. In dieser Rücksichtnahme auf den Laien liegt einer der großen Vorzüge dieses wertvollen Werkes; er macht es zu einer bedeutenden Bereicherung unserer populären naturwissenschaftlichen Literatur. Die Teubner'sche Verlagsbuchhandlung hat nicht nur den Verfassern jede Förderung und Unterstützung widerfahren lassen, sie hat auch keine Mühen und Kosten gescheut, um das große Werk in würdiger, vornehmer und reicher Weise auszustatten. Ein überaus reiches, künstlerisch und wissenschaftlich einwandfreies Illustrationsmaterial unterstützt die Darstellung. Der erste Band bringt außer 480 Abbildungen im Text fünfzehn, der zweite Band außer 740 Textbildern zwanzig Tafeln in Schwarz- und Buntdruck nach Originalen ausgezeichneter Künstler. So hat sich alles vereinigt, um diese erste Biologie der Tiere zu einem klassischen Werke populärer naturwissenschaftlicher Darstellung zu machen.

Mit Notwendigkeit führen die Betrachtung der Naturdinge und die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihren

Erscheinungsformen zu den höchsten Erkenntnisfragen der Naturphilosophie. Ob wir, je nach Veranlagung und Temperament, uns, wie die meisten Biologen, auf den rein mechanischen Standpunkt stellen, oder ob wir im Lebewesen mehr sehen als nur ein physiko-chemisches Gebilde und annehmen, daß auch vitale Kräfte in den physiko-chemischen Prozeß eingreifen, immer führt uns die Betrachtung der Natur zur Naturphilosophie. Als vorzüglichen Führer und Lehrer auf diesem Gebiete reicht uns der Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, ein wertvolles Werk über „*Naturphilosophie*", das als Band der großzügigen Sammlung: „Die Kultur der Gegenwart" unter der Redaktion von C. Stumpf bearbeitet wurde von *Erich Becher*. Das Bestreben war auch bei Abfassung dieses Werkes wie bei allen Bänden der Sammlung, der es angehört, die Darstellung so zu halten, daß sie jedem Gebildeten verständlich ist. Darum wurden die erkenntnistheoretischen Probleme, die weniger bekannt sind als die naturwissenschaftlichen, ausführlicher behandelt. Ein kurzer Abriß der Geschichte der Naturphilosophie leitet den Band ein und erleichtert die Untersuchungen über die Aufgabe der Naturphilosophie, die Bestimmung ihres Begriffes und die Grenzbestimmungen zwischen Naturwissenschaft und Naturphilosophie. Der zweite Hauptteil, der umfangreichste des Werkes, behandelt die Aufgabe, die Methoden und die Probleme der Naturerkenntnistheorie, während der dritte Hauptteil sich damit beschäftigt, ein Gesamtbild der unbelebten und der belebten Natur zu geben. Es ist dem Verfasser gelungen, in klarer, anregender, für jeden Gebildeten verständlicher Weise seinen Stoff vorzutragen. Nirgends, auch bei der Erörterung der schwierigsten Probleme nicht, verliert er sich in weitschweifigen Erörterungen; immer weiß er die hauptsächlichsten Meinungen scharf und präzis hervorzuheben, daß wir ein klares Bild von dem gegenwärtigen Stande unserer Naturerkenntnis erhalten. So ist dieses bedeutende Werk jedem zu empfehlen, der seine Beschäftigung mit den Naturwissenschaften nicht als Selbstzweck betrachtet, sondern in ihnen Bausteine sucht zum Aufbau einer eigenen, selbsterworbenen Weltanschauung.

Ein reizvolles Buch, das allen Freunden unserer Singvögel hochwillkommen sein wird, ist ein weiterer Band von „Schmeil's naturwissenschaftlichen Atlanten", der unter dem Titel: „*Singvögel der Heimat*" von *O. Kleinschmidt* gleichfalls im Verlage von Quelle u. Meyer, Leipzig, herausgegeben ist. Er bringt auf 86 Tafeln eine übersichtliche Darstellung der einheimischen Singvögelarten nebst Abbild der wichtigsten Eier- und Nestertypen. Auch dieser Atlas ist mit kurzem, eine Seite füllendem, systematisch-biologischem Text versehen, der über alles Wissenswerte unterrichtet. Die Abbildungen sind sowohl in Farbe wie in Zeichnung künstlerisch ausgeführt, die Stellung der kleinen, lebendigen Tierchen überaus charakteristisch gewählt, so daß man meint, sie wirklich vor sich zu haben. Die Wiedergabe ist technisch von der gleichen Vortrefflichkeit wie in dem vorherbesprochenen Atlas.

Junge Weggenossen sucht das „*Geologische Wanderbuch*" von *Karl G. Volk* (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig), dessen zweiter Band soeben erschienen ist. Während der erste Band auf Wanderungen in der Heimat und in den deutschen Mittelgebirgen die jungen Wandergenossen, als die sich der Verfasser mittlere und reifere Schüler denkt, an Bach und Brunnen, in der Kiesgrube und in Steinbrüchen die Anfänge geologischen Wissens lehrt, weist er ihnen im zwei-

ten Bande die urwäldliche große Vergangenheit unserer Heimat. Unterstützt wird seine lebendige, begeisterte und begeisternde Darstellung durch zahlreiche gute Abbildungen im Text und eine Orientierungstafel. Allen jungen Freunden der geologischen Wissenschaft und solchen, die es werden wollen, seien diese beiden Bände der „Naturwissenschaftlichen Bibliothek", die Prof. Dr. Bastian Schmid herausgibt, empfohlen.

Rundschau der Kriegsliteratur VII.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Der siebente Band der Sammlung „Männer und Völker" (Verlag Ullstein u. Co., Berlin) enthält einen interessanten Beitrag aus der Feder des berühmten Jenaer Philosophen Rudolf Eucken, dessen 70. Geburtstag wir vor wenigen Tagen gefeiert haben. Unter dem Titel „Die Träger des deutschen Idealismus" führt uns der Verfasser aus der ehernen Gegenwart, die uns zwingt, einem beispiellosen Ansturm von Haß und Neid zu trotzen, in die Zeiten der klassischen deutschen Philosophie, in das Heiligtum der weltenschaffenden deutschen Seele. Er feiert die großen Denker, die in Zeiten, als unser nationales Dasein noch zerrissen war, ihr Leben an das höchste Ziel setzten, die Erkenntnis. Mit außerordentlicher Klarheit stellt Eucken dar, was nicht nur wir Deutschen, sondern die ganze Welt diesen Helden des Geistes schuldet. Von Kant, dem Lehrer der Pflicht, des kategorischen Imperativs, geht der Verfasser aus, führt er den Leser zu Fichte, dem Propheten der vaterländischen Wiedergeburt, zu den Romantikern, zu Hegel, Schelling und Schleiermacher und verfolgt die Wirkung der Ideen dieser Philosophen bis hinein in unsere Tage.

Der Verfasser zeigt in seinen geistreichen Ausführungen, daß die deutschen Idealisten „keineswegs bloße Kinder ihrer Zeit, Dolmetscher ihres Strebens" waren, sondern daß sie sich vielmehr mit jener oft in schroffem Widerspruch fühlten und sich oft in ihrem Wirken weit über sie erhoben haben.

Alle diese Philosophen stehen — so führt Eucken am Schluß seiner Betrachtungen aus — zu der Überzeugung, „daß der Mensch, wenn auch aus der Natur erwachsen, mehr als ein bloßes Naturwesen ist, und daß sein Leben nicht in die natürliche Selbsterhaltung aufgeht, daß vielmehr in ihm eine neue Stufe der Wirklichkeit durchbricht, eine neue Welt erscheint, ihm eine eigentümliche Würde und Größe verleiht und seinem Handeln hohe Ziele vorhält. Das aber, was nach ihrer Überzeugung den Menschen veredelt und deutlich von aller Natur abhebt, ist die Freiheit, das Vermögen einer Gestaltung des Lebens aus Selbsttätigkeit." Wenn auch die Einzelnen diese Freiheit verschieden auffaßten und auslegten, wenn die einen in ihr mehr eine Willensentscheidung sahen, während andere sie als geistige Bewältigung der Wirklichkeit verstanden wissen wollten, so stimmten sie doch darin alle überein, „daß in der Freiheit eine neue Ordnung der Dinge erscheint, die dem Leben einen neuen Inhalt gegenüber dem nächsten Dasein gewährt und aus ihm eine neue Welt geistiger Größen und Güter hervorgehen läßt".

Die Beschränktheit des Raumes verbietet uns, näher auf diese interessante Arbeit einzugehen. Wir sind überzeugt, daß auch diese Neuerscheinung des Ullstein-Verlages sich derselben Beliebtheit erfreuen und einen ebenso weiten Leserkreis erobern wird, wie es den früher erschienenen Schriften dieser Sammlung beschieden war. —

Im 6./7. Heft der im Verlage von Ed. Strache (Warnsdorf) herausgegebenen Sammlung „Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen" behandelt der frühere ungarische Staatssekretär und Reichstagsabgeordnete Josef Szterényi die „Wirtschaftliche Verbindung mit Deutschland".

Je mehr der Krieg fortschreitet, desto stärker wird die Überzeugung, daß dem politischen Bündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn unbedingt eine wirtschaftliche Annäherung zwischen den beiden Zentralmächten folgen muß. Wie sich diese Annäherung vollziehen wird, darüber herrschen selbstverständlich die verschiedensten Ansichten, klar ist jedoch, daß wir mit einer völligen Umänderung der bisherigen Verhältnisse zu rechnen haben werden. Dies um so mehr, als — wie ja aus den Nachrichten über die wirtschaftlichen Pläne unserer Gegner deutlich hervorgeht — der Vierverband schon jetzt sich bemüht, dem militärischen Kriege einen wirtschaftlichen folgen zu lassen.

Diesen feindlichen Vorbereitungen werden die Zentralmächte um so wirksamer begegnen können, wenn sie auch auf wirtschaftlichem Gebiete sich, soweit dies möglich ist, annähern.

Der Plan eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses ist nicht neu. Schon lange tauchten hier und da Stimmen auf, die eine wirtschaftliche Annäherung zwischen den beiden Kaiserreichen anstrebten; die vielen Schwierigkeiten jedoch, die sich zeigten, schreckten die meisten maßgebenden Persönlichkeiten in beiden Staaten ab. Der Krieg hat diese Stimmung wesentlich geändert. Man ist in Deutschland sowohl, wie in Österreich und Ungarn zu der Überzeugung gelangt, daß die wirtschaftliche Annäherung eine Notwendigkeit ist, und in beiden Ländern ist man bemüht, eine Basis zu finden, auf der sich dieser wirtschaftliche Zusammenschluß aufbauen soll. Die Schwierigkeiten, die im Wege stehen, und die unumwunden zugegeben werden, sind sicherlich nicht so groß, daß die Wichtigkeit der zu behandelnden Fragen dadurch irgendwie berührt werden könnte.

Von größtem Interesse ist in dieser Frage die Stellungnahme Ungarns. Bereits im Jahre 1913 ist Géza Lukács in seiner Schrift: „Die handelspolitische Interessengemeinschaft zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn" (Verlag Otto Hapke, Göttingen) für ein deutsch-österreichisch-ungarisches Wirtschaftsbündnis eingetreten und hat den wirtschaftlichen Zusammenschluß der Zentralmächte aufs lebhafteste befürwortet. Die vorliegende Abhandlung Szterényi's, der ein bedeutendes statistisches Material verarbeitet hat, ist eine wertvolle Bereicherung der in letzter Zeit ja recht zahlreich auf dem Büchermarkte erscheinenden Literatur über das Thema eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, mag man auch im einzelnen mit dem Verfasser nicht immer ganz übereinstimmen. —

In einer höchst aktuellen Broschüre, die soeben in der Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin, erschienen ist, behandelt C. A. Bratter „Die armenische Frage", die — wie der Verfasser darlegt — „ein englisches Erzeugnis" ist, und die unter dem Einflusse der raffinierten englischen Stimmungsmache steht, „die seit dreißig Jahren von Zeit zu Zeit einsetzt, sooft England eine türkenfeindliche Bewegung zu irgendwelchen politischen Zwecken braucht".

Auch die neuesten armenischen Unruhen während des Weltkrieges, über die sich die Ententemächte und das im englischen Fahrwasser segelnde Amerika so unnütz aufgeregt haben, waren lediglich das Werk der englischen Agenten. England trägt also allein die Schuld an den schuldigen und unschuldigen Opfern, die diese Revolte und Ver-

schwörung gefordert hat; denn es war — wie Bratter mit vollem Recht sagt — „selbstverständliche Pflicht der ottomanischen Regierung, gegen die Landesverräter und Reichsfeinde mit der größten Schärfe vorzugehen". Die Aufregung der Ententebrüder hierüber sei eitle Heuchelei, da die Türken mit den aufrührerischen Armeniern gewiß nicht grausamer umgegangen sein werden, „als die Engländer in ihrer Kolonialgeschichte häufig genug in Indien und Afrika, als die Russen noch bis in die jüngsten Tage mit den politischen „Verbrechern" und den Juden verfahren sind". Auch die sentimentalen Amerikaner, die sich stets über alles aufregen, sobald es außerhalb ihres Landes passiert, sollten sich — man verzeihe mir den etwas drastischen Ausdruck — an ihre eigene Nase fassen und sich an ihr eigenes Vorgehen gegen Indianer und Neger erinnern, an ihre Sklavenschlächtereien und an die Bestialität der Lynchgerichte, die von dem „weichherzigen, mitleidsvollen" Amerikaner wie Theatervorstellungen besucht werden.

Im zweiten Abschnitt bespricht Bratter die Erklärung der Dreiverbandsmächte vom 24. 5. 1915 gegen die Armeniermassakres, sowie die von der türkischen Regierung veröffentlichte Gegenerklärung, in der die Pforte ihre Maßregeln gegen die armenischen Verschwörungen rechtfertigte.

Ein weiterer Abschnitt ist dem armenischen Volke, seinen politischen Bestrebungen und seinen Fähigkeiten gewidmet. Der Verfasser erkennt die guten Seiten des Armeniers, z. B. seine Tüchtigkeit als Kaufmann, unumwunden an und schiebt die Hauptschuld an dem revolutionären Treiben in Armenien den englischen Missionaren und Missionsschulen zu.

Diese Broschüre, die manche falsche Ansicht über die „armenische Frage" zu beseitigen geeignet ist, können wir aufs wärmste empfehlen.

In demselben Verlage erschien auch eine Broschüre „Der organische Aufbau Europas" aus der Feder des bekannten politischen Schriftstellers Dr. Albert Ritter (Winterstetten), dessen vor einigen Jahren erschienene Schrift „Berlin — Bagdad" seinerzeit viel Aufsehen erregt hat. Die von Ritter damals vertretenen Ansichten sind durch den Weltkrieg glänzend bestätigt worden.

In der vorliegenden Broschüre unternimmt es Ritter, einen leitenden Gedanken für die immer mehr zunehmende Erörterung der Kriegsziele darzubieten. Deutschlands Kraft und Sendung zur Organisation muß sich an Europa offenbaren und dem Erdteile Frieden, eine ungehemmte Entwicklung und die führende Stellung in der Welt sichern. Nicht länderzerreißende phantastische Willkür darf die Grenzen festsetzen, sondern die Wissenschaft, vor allem die Geographie und Ethnographie müßten dem Politiker für sein Denken und Handeln die Richtlinien geben, nach denen er die Landkarte abgrenzt. Der Erdteil zerfällt, so führt der Verfasser aus, in vier natürliche große Länder- und Völkergruppen, die in sich einheitlich organisiert werden, bzw. organisiert bleiben müssen. Europas größtes Unglück wäre die Zertrümmerung natürlicher Einheiten und die bisherige Kleinstaaten- und Pufferländchenwirtschaft. Nur in große, zusammenwirkende Organisationen gruppiert, vermag der Erdteil seine Aufgabe für die Menschheit zu erfüllen. Mitteleuropa ist das wichtigste Problem unter allen. Der Verfasser legt in seiner Schrift ein Programm vor, in welcher Weise er sich die Lösung der mitteleuropäischen Frage denkt. Obwohl wir mit dem Verfasser nicht in allen Punkten übereinstimmen, so sind doch seine Äußerungen höchst interessant und lesenswert. —

In der von Ernst Jäckh und vom

Institut für Kulturforschung in Wien herausgegebenen Sammlung „Weltkultur und Weltpolitik" (Verlag von F. Bruckmann, A.-G., München) veröffentlicht Dr. Maximilian von Hagen als sechstes Heft der deutschen Folge eine Abhandlung über „Geschichte und Bedeutung des Helgolandvertrages". Der Verfasser führt uns in dieser Schrift einige Kapitel aus der Geschichte des Emporwachsens unseres Vaterlandes zur Weltmacht vor Augen, die Anfänge unserer Kolonialpolitik in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre, die den politischen Hintergrund des Helgoländer Vertrages abgibt, da England selbstverständlich die grün-weiß-rote Insel in der Nordsee nicht ohne Kompensationen abzutreten gewillt war und diese Kompensationen nur außerhalb Deutschlands, in seinen Kolonien und kolonialen Interessensphären liegen konnten.

v. Hagen schildert in anschaulicher Weise die verschiedenen Ansichten, die in Deutschland über den Erwerb Helgolands im Anfang herrschten, und daß viele Leute diese Insel trotz ihrer Lage für zu unwichtig erachteten, um dafür Sansibar aufzugeben und ein paar kleine Inselchen an der ostafrikanischen Küste zu opfern. Heute dürfte niemand mehr über die große Bedeutung dieser Erwerbung im Zweifel sein, die nach manchen Kämpfen durchgesetzt zu haben ein Verdienst unseres Kaisers ist, der schon damals die Wichtigkeit dieses dem Nord-Ostseekanal und Hamburg vorgelagerten Eilandes richtig erkannt hat. —

„Amerika und der Weltkrieg." Unter diesem Titel veröffentlicht der bekannte Psychologe an der Harvard-Universität, Professor Hugo Münsterberg, ein Tagebuch, in dem er eine Reihe interessanter Punkte über den Weltkrieg behandelt.

Das Buch war in zwei Teilen im September 1914 und April 1915 unter den Titeln: „The War and America" und „The Peace and America" in Newyork erschienen und war unter diesen Namen bald darauf in die deutsche Tauchnitz-Kollektion übergegangen. Man kann dem Verlage von Johann Ambrosius Barth in Leipzig dankbar sein, daß er diese auch für uns in Deutschland interessanten und beachtenswerten Tagebuchblätter eines der hervorragendsten und rührigsten Vorkämpfer des Deutschtums jenseits des Ozeans einem größeren Leserkreise in Deutschland zugänglich gemacht hat, mögen auch viele Ausführungen in diesem Buche in erster Linie für den amerikanischen Leser berechnet sein. Der Verfasser gibt in seinen Tagebuchblättern ein treffendes Bild von der Stimmung in den Vereinigten Staaten während des Weltkrieges, über die Haltung der verschiedenen Nationen in diesem „Schmelztopfe der Nationen" gegenüber den kriegführenden Parteien und vor allem von dem hartnäckigen und schweren Kampfe, den die erst kürzlich vom Präsidenten selbst so zu Unrecht geschmähten Deutsch-Amerikaner dort drüben für eine gerechte und wahre Neutralität der amerikanischen Regierung zu führen haben. Hoffen wir, daß auch diesen tapferen Verteidigern der Gerechtigkeit ein endgültiger, entscheidender Sieg beschieden sein möge.

*

Aus den nachgelassenen Schriften des im vergangenen Jahre verstorbenen großen Leipziger Historikers Karl Lamprecht sind im Verlage von Friedrich Andreas Perthes in Gotha zwei Reden erschienen, die Lamprecht Ende letzten Winters in Leipzig gehalten hat. In der ersten, „Deutsche Zukunft" betitelten Rede gibt der Verfasser einen kurzen, charakteristischen Überblick über deutsches Wesen und deutsche Kultur, in der zweiten versucht er, an der Hand eigener Erfahrungen ein Bild zu entwerfen von Volk und Land des von

unseren Truppen besetzten Belgien, insbesondere von den Vlämen, wobei er davon ausgeht, „daß, wie sich auch das Schicksal Belgiens wende, es sich der Hauptsache nach für uns um einen früh verlorenen und früh in die Irre gegangenen deutschen Bruderstamm handelt, den wir genauer kennen lernen und mit großer Geduld behandeln müssen, wenn wir ihn wiedergewinnen wollen".

Unter dem Titel „Deutschlands Verletzung der belgischen Neutralität eine sittliche Notwendigkeit" rechtfertigt Dietrich Heinrich Kerler den deutschen Einmarsch in Belgien vom ethischen Standpunkte aus. Der Verfasser macht in seiner Schrift den Versuch, die von Treitschke aufgestellte Behauptung zu widerlegen, ein Staat könne sich unbedenklich über völkerrechtliche Verträge und Satzungen hinwegsetzen, wenn es seine Machtzwecke erfordern, kurz, daß niemand den Staat zu ethischem, moralischem Verhalten zwingen könne.

Sehr interessant und lesenswert sind fünf Aufsätze, die Siegfried Marck unter dem Titel „Deutsche Staatsgesinnung" im Verlage von C. H. Beck (München) veröffentlicht hat. —

Ein Lebensbild des volkstümlichen und verdienten österreichischen Generalstabschefs Conrad von Hötzendorf entwirft der Innsbrucker Universitätsprofessor Ludwig von Pastor. Von besonderem Interesse in diesem Büchlein, das bei der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg und Wien erschienen ist, ist die lebendige Schilderung des österreichisch-ungarischen Großen Hauptquartiers und die gedrängte Darstellung der kriegerischen Operationen gegen Rußland, über die zum Teil ganz neue Aufschlüsse geboten werden.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß nunmehr auch der vierte Band der von Eberhard Buchner herausgegebenen „Kriegsdokumente" vorliegt, der mit der Einnahme Antwerpens beginnt und mit dem Falle von Tsingtau endet, also die Ereignisse von Mitte Oktober bis Mitte November 1914 umfaßt.

Wir brauchen hier nicht weiter auf diese Sammlung einzugehen, sondern können uns auf die Besprechungen berufen, die wir früher den bereits erschienenen Bänden dieser interessanten und wertvollen Dokumentensammlung gewidmet haben.

Literarische Rundschau.

Von Walter Meckauer.

Ein neues Kriegsjahrbuch.

Neben einer ins Grenzenlose anschwellenden Kriegsliteratur, die weder neu noch eigenartig ist, gibt es einige wenige bescheidene Veröffentlichungen, die sich redlich um einen eigenen Ton bemühen. Für die Kriegsdichtung ist dieses Sichfreihalten von unwahren oder traditionellen Formen schwerer wie für jede andere Dichtung, weil ihr Stoffgebiet enger ist, ihre Motive gleichmäßiger, ihr Empfindungsfeld allgemeiner. Dazu kommt, daß jeder Krieg etwas Katastrophales ist — die Kriegsdichtung also nicht eine fortschreitende Entwicklung haben kann, sondern stets wieder vor einen Neuanfang gestellt wird. Es ist ihr keine Zeit zur Entfaltung und Steigerung gelassen — all das drängt sie zur Tradition hin.

Wenn man unter diesem Gesichtspunkte dennoch hier und da einer glücklichen Verselbständigung der Kriegslyrik begegnet, so ist das ein um so größerer Gewinn. Vielleicht sogar darf man unserer heutigen Kriegsdichtung

nachrühmen, daß ihre Versprechungen verheißungsvoller sind als sonst. Die Dichtung ist heute ein Allgemeingut geworden. Und neben der viel größeren Menge der Klischeedichtung gibt es auch ein tieferes Ringen nach Offenbarung und Wahrheit des Ausdrucks.

Im Verlage von Böhm und Taussig in Breslau ist soeben ein neues Kriegsjahrbuch herausgekommen. Es ist ein schmales Bändchen, in schlichtem Gewande, ohne Aufmachung, ohne Anspruch. Aber es enthält gerade das, was so vielen breitspurig auftretenden Sammlungen abgeht: Aufrichtigkeit, Herzenswärme, ungekünstelte Empfindung. Es ist dies um so höher anzuerkennen, als es lauter Frauen sind, die sich hier zusammengefunden haben. Mit berechtigtem Mißtrauen vermutet man allzu leicht hinter einer solchen Sammlung ein gewisses unwahres Ästhetentum, eine Art femininer Schöngeisterei, die der brutalen Wirklichkeit des Krieges gegenüber wie ein Unrecht am Leben erschiene. Von all diesem ist das Buch frei. Es maßt sich nicht an, die ungeheure Erschütterung des Krieges wiederzugeben, den Krieg mit seiner Fürchterlichkeit, Grausamkeit und rücksichtslosen Problematik. Es gibt nur das, was einem Frauenherzen zugänglich ist: die Empfindungen und Strömungen des in sich verschlossenen Gemütes, die seelischen Eindrücke, die das Treiben da draußen im weiblichen Herzen hinterläßt. So erscheint hier der Krieg in einem neuen Lichte. Nicht als Elementarereignis, — sondern verinnerlicht als tiefeinschneidendes Erlebnis: als Sorge und Angst, als Mitleidenschaft und Ungeduld, als Resignation, Demut und hingebendes Wohltun.

Die Namen, welche in dem „Kriegsjahrbuch schlesischer Frauen" vereinigt wurden, sind in Schlesien keine unbekannten mehr. Valeska Bethusy-Huc, Christa Niesel-Lessenthin, Marie Klerlein, Mervarid, Martha Fuchs-Grosse und M. Kiefer-Steffe sind auch weiteren Kreisen bekannt. Dazu kommen so ausgezeichnete Talente wie Marie Muthreich, ferner Lotte Fischer, Editha Wilda, denen sich Clemens Berg, Marie Oberdiek, Marga von Rentz, M. von Keyserlingk, Margarete Reichel-Karsten und Dora Kretschmer anreihen. Sie alle stehen in gewissen engeren oder weiteren Beziehungen zu jenem schlesischen Literaturkreise, dessen Mittelpunkt seit fast sechzig Jahren die „Breslauer Dichterschule" bildet. Die Herausgeberin Grete Ziebolz verstand es, durch geschickt abgestufte Anordnung des Stoffes die Buntheit des Büchleins zu erhöhen und den Skizzen, Gedichten und Erzählungen an ihrem Platze eine besondere Wirkung zu verleihen.

Musikalische Rundschau.

Von Dr. Arthur Neisser.

Als ich in meiner vorigen Rundschau das ziemlich dürftige Berliner Opernleben streifte und auf die vorbildliche Tätigkeit mancher deutschen Provinzbühne hinwies, gab ich zugleich der Hoffnung Ausdruck, daß recht bald die Aufführung irgendeines unbekannten Werkes an einer Opernbühne der Reichshauptstadt meine pessimistischen Ansichten von dem Berliner Interesse an neuen musikalischen Bühnenwerken zerstreuen werde. Inzwischen ist nun an einer Stelle eine Neubelebung eines alten Klassikers der Oper erfolgt, an der dereinst unter Gregors Direktion ein blühendes Novitätenleben entfaltet worden ist, nämlich an der „Komischen Oper" an der Weidendammer Brücke. Aber freilich: dieses Theater bezeichnet heute nur mehr eine Erinnerung; mit dem Titel „Komische Oper" will der

jetzige (übrigens rein geschäftlich ungemein rührige) Leiter des Hauses äußerlich an die Gregor-Überlieferungen anknüpfen, innerlich dagegen tut er's mit seinen Berliner Possen wahrlich nicht. Da trat nun, wie so oft in künstlerischen Dingen, eine wagemutige Frau in die Bresche, Frau Sophie Heymann-Engel, die schon oft als Vorkämpferin für verschollene Opern, zumal aus dem achtzehnten Jahrhundert, sich betätigt hat; sie mietete das Theater für einen Sonntag-Vormittag und führte da mit einigen ihr vertrauten Gesangskräften die anmutige Spieloper „Der Herr Kapellmeister" von Ferdinando Paer auf, und zwar, wie sich das heutzutage ja gerade bei solchen außerordentlichen Anlässen von selbst versteht, zu wohltätigem Zweck (zur Beschaffung von Weihnachtsgaben für das 2. Garderegiment). Es war eine interessante Veranstaltung, nicht bloß wegen der musikalisch in vielem deutlich auf Paers berühmtere Zeitgenossen Rossini, Paisiello u. a. hinweisenden Partitur, sondern auch aus allerlei äußeren Gründen, die doch zugleich typische Bedeutung haben. Am Dirigentenpult saß, in Feldgrau, der soeben erst eingezogene treffliche Kritiker und Theoretiker Wilhelm Klatte, der seine schwierige Aufgabe, einer preußischen Militärkapelle den Schwung und den rhythmischen Fluß der italienischen Partitur zu suggerieren, mit dem Feuereifer des echten Musikers und Künstlers bewältigte. Auch, daß der sonst nur als Konzertsänger bekannte Anton Sistermans in der Rolle des von seiner Köchin und deren verliebtem Neffen geprellten Kapellmeisters ein Bühnentalent ersten Ranges an den Tag legte, war für viele eine Offenbarung, während doch in Wahrheit der Künstler früher bereits oft auf der Bühne gestanden hatte. . . . . Nicht ganz unähnliche Ziele wie Frau Heymann-Engel verfolgt auch der Musikhistoriker Dr. Erich Fischer mit seinen „Kleinen Hauskomödien"; er hat den Tiefstand der deutschen Hausmusik richtig erkannt, zumal die geringe Pietät, die man leider in manchen Kreisen den liebenswürdigen Meistern der kleinen Opernform, von Gluck und Haydn bis auf unsere Tage entgegenbringt; und er hat dann mit dem nimmerrastenden Fleiß des echten Forschers die deutschen Musikbibliotheken nach verborgenen Schätzen durchsucht. Dabei hat er z. B. einmal in Donaueschingen ein Liedmanuskript von Mozart entdeckt. Dichter, Gelehrter und Komponist, wie Fischer in einer Person ist, verdichtete sich ihm dieses Erlebnis alsbald zu dem Entwurf eines anmutig verstaubten Einakters „Das alte Lied"; eine unterhaltsame kleine Liebesplänkelei war gar bald dazu erdacht, aus anderen verschollenen Mozart'schen Weisen flossen die Duette und Arien hinzu; so schloß sich schnell der Ring, und die kleine Hauskomödie (mir gefiele übrigens der Titel „Haussingspiele" bedeutend besser!) war fertig. Noch eine stattliche Reihe anderer solcher Einakter mit verschollener Musik von Haydn, Dittersdorf, Wenzel Müller, ja selbst auch vom alten Sebastian Bach (der ja gar nicht einer echten Schnurrpfeiferei abhold war, wie wäre er sonst ein fröhlicher Thüringer gewesen?) fand Dr. Fischer in den Archiven, und er hat sich mit der Zeit eine schöne Fertigkeit anerzogen, Bruchstücke aus den verschiedensten Operchen unter einen Hut zu bringen und auf diese Weise klassische Musikbruchstücke zu retten, die, neu zusammengefügt, noch das ganze, frohe, altväterisch-behagliche Leben vergangener Blüteepochen der Musikgeschichte ausatmen. Ein wenig zu optimistisch beurteilt der Verfasser freilich wohl die musikalische Begabung der deutschen Dilettanten; zur Bewältigung der Arien-Ausschmückungen, wie sie das Rokoko verlangt, ist denn doch letzten

Endes eine geschulte Stimme vonnöten. Immerhin ist ja die Fischer'sche Auswahl an Haussingspielen*) bereits recht reich, und dem ganzen Unternehmen ist in seiner grunddeutschen Gesinnung und in seinem ebenfalls urdeutschen Frohsinn und Gemütsreichtum ein gedeihlicher Fortschritt aufs herzlichste zu wünschen.

Die offiziellen Berliner Opernbühnen können sich nach wie vor zu keiner rechten „Tat" aufschwingen. In geschickter Weise putzen sie ihre Spielplan-Ladenhüter durch Gastspiele neu auf und laden dann die Kritik zu Gaste, als handle es sich um eine Neuheit oder Neueinstudierung, wo es in Wahrheit nichts als „Verlegenheitsaktionen" sind. Nach wie vor müssen wir in die Provinz fahren, wenn wir etwas von dem neuen deutschen musikdramatischen Schaffen unserer Zeit kennen lernen wollen. So führte uns der Weg nach Breslau, wo eine neue Oper „Die Insel Äbeloe" von Gustav Mraczek einen guten Erfolg hatte. Der mährische Tondichter hatte vor einigen Jahren mit seiner Oper „Der Traum" am Berliner Kgl. Opernhause sehr gute Erwartungen erweckt, die sich in seinem neuen Werke allerdings noch nicht ganz erfüllt haben. Dem von Frau Professor Nikisch und Ilse Friedländer herrührenden Libretto liegt ein Roman von dem Dänen Sophus Michaelis zugrunde, der Roman von der „Apfelinsel" (wie Äbeloe" zu deutsch heißt), auf der sich der Falkenjäger Sölver und die Jungfrau Gro nach langen Kämpfen finden, ein Libretto, ganz umwittert von dem wilden Sturmwind nordischer Legenden, und doch zugleich durchglüht von dem Feuer der Leidenschaften jener Heldenmenschen, von denen die uralten Sagen erzählen. Mraczeks Musik schmiegt sich mehr dem idyllischen als dem dramatischen Charakter des Stoffes an: seine Musik ist, ohne jede Tonalität, ganz ein Spielball der Laune eines Tonsetzers, der auf jeden Fall etwas Tüchtiges gelernt hat und der auch den gewissen Funken der Inspiration besitzt, nur daß sich dieser Kern seiner unleugbar starken Begabung noch in einer Hülle von zu bewußter Modernität verbirgt. Im Grunde ist Mraczek vielleicht gar nicht so kompliziert, wie er sich gibt, denn sonst würde er nicht in den eingestreuten Ballettepisoden nach Herzenslust, und ohne harmonisch zu spintisieren, drauflosmusizieren. Im ganzen ist „Äbeloe" jedenfalls ein sehr beachtenswertes Werk, das am Breslauer Stadttheater eine ausgezeichnete Wiedergabe fand.

Eine weitere Novität hörte ich in Schwerin im dortigen altberühmten Hoftheater: die einaktige Oper „Ninon von Lenclos". Der triestiner Komponist Michele Eulambio hat nach dem Originale Ernst Hardts, das er ganz unberührt belassen hat (was schon an sich ein Zeichen einer für einen Halbwelschen sehr beachtenswerten, künstlerischen Gesinnung bedeutet!), eine Partitur geschrieben, in der sich italienische Leidenschaftlichkeit im Melos und deutsche Gediegenheit in der Arbeit zu einem schönen Bunde geeint haben. Eulambio ist nämlich bei Stephan Krehl und Zöllner in Leipzig erzogen worden und schreibt einen sehr klaren Satz, der allerdings noch etwas befangen ist. Zusammen mit „Ninon" aufgeführt wurde in Schwerin Felix Weingartners gewaltige Musiktragödie „Kain und Abel" in einer, namentlich orchestral so vollendeten Weise, daß wir diese Aufführung unter Professor Kaehler als ein glänzendes Kulturdokument mitten im Kriege betrachten können und zugleich als ein Vorbild für die Reichshauptstadt, die es fürwahr nicht mehr wagen sollte, mit Geringschätzung auf

*) Die übrigens im Berliner Harmonie-Verlag erschienen sind.

das reich blühende Theater- und namentlich Opernleben in der Provinz herabzusehen! . . .

In dem Konzertleben Berlins lebt allerdings nach wie vor der große Zug. Chor- und Orchesterkonzerte folgen einander in regem Wechsel, die Kammermusik wird reich gepflegt — die vor ausverkauftem Saal veranstalteten Brahmsandachten der Herren Schnabel, Flesch und Becker sind mir unauslöschlich in der Seele verblieben! — und auch über den meisten Wohltätigkeitskonzerten schwebt ein guter Stern; auch sie stehen zugleich im Zeichen der Wohlfahrt und jener echten von Herzen kommenden und zu Herzen dringenden Tonkunst, die das unentreißbare Eigentum des deutschen Volkes für alle Zeiten ist! —

Kriegs-Frauenrundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Jahresende und Jahreswende! Dem Rückblick auf die Ereignisse dieses schicksalsschweren, heldenhaften, gewaltigen, tiefernsten Jahres, dieses größten Jahres, das wohl je über deutsche Erde hinschritt, bietet sich eine solche Fülle unendlichen Erlebens, nie geahnter Daseinsmöglichkeiten, Existenzbedingungen, so unermeßlichen Heldenmutes, überragender Weisheit und Willensstärke und einer Einordnungsfähigkeit, wie man sie nie für denkbar gehalten. In innerster Befriedigung muß festgestellt werden, daß die Frauen tapfer und sicher einherschritten in der großen Armee, die wir jetzt alle bilden. Von einem Gedanken beseelt, das ganze Deutschland soll es sein . . . ob Mann, ob Weib! Die Frauen hatten diesen Gedanken rasch erfaßt, ihn entschlossen durchgeführt, und ihre Arbeitsleistung in diesem Jahre ist zu fast unübersehbarer Höhe angewachsen. Selbst in gedrängtester Übersicht scheint es unmöglich, allen Einzelheiten ihres segensreichen Tuns gerecht zu werden. Waren wir in der Kriegs-Frauenrundschau auch stets bemüht, zu beobachten und zu verfolgen, was Frauengeist, Fraueneinsicht und -Umsicht schufen, was Hilfsbereitschaft und nimmermüde Tatkraft vollbrachten, so ist es wahrlich nicht die Einzelleistung, die besondere Aufmerksamkeit und Anerkennung herausfordern. Der Gesamtheit gebührt das freudige Lob, denn man kann wohl sagen, ein mächtiges Heer deutscher Frauen steht im Dienste der Kriegsfürsorge, mächtig in numerischer Stärke, machtvoll in seiner Organisation und seiner Arbeit. Die Weihnachtszeit, jene Zeit milder Herzen, innigerer Empfindungen, vertieften Mitgefühls und Miterleidens und der erhöhten Sehnsucht, zu helfen, steigert diesen Arbeitsdrang. Es gibt wohl in diesen letzten Wochen des sich neigenden Jahres wenig weibliche Wesen, Frauen, Mädchen und sogar Kindet, die mit etwas anderem beschäftigt sind, als mit der Liebesgabensorge für unsere Soldaten. Jede freie Minute wird dazu angewandt, jeden Gesprächsstoff beherrscht sie, und wundervoll ist die Einmütigkeit, mit der alle den gleichen Zielen zustreben. Es ist eine Freude, sie vereint am Werk zu sehen, Führende und Ausführende. Keine Kleinlichkeit, keine Rechthaberei, keine Zeitvergeudung — Dinge, die in ruhigen Zeiten den Frauenbestrebungen vielfach anhafteten — nur ein Gesetz für alle: helfen, rastlos, unentwegt! So gelingt diese erstaunliche Kriegsarbeit der Frauen! Und wird fortwährend sich erneuern und entwickeln, solange es not tut. Des kann man heute schon ganz sicher sein. Und da die deutsche Frau mit einem besonderen hausfraulichen Sinn begabt ist, hatte sie auch nach dieser Hinsicht

Besonderes zu leisten, und in den glücklicherweise vorübergehenden Sorgen der Ernährungsfragen sich außerordentlich bewährt. Leicht und vernünftig lernten sie, den augenblicklichen Notwendigkeiten sich anpassen, und wiederum waren es alle Kreise der Frauenwelt, die sich ernst und klug der Sache annahmen und bewiesen, wie man in solche Lage sich schicklich schickt. So trug man an Entbehrungen in der gewohnten Lebenshaltung nicht allzu schwer, und von einem eigentlichen Notstand war überhaupt nicht die Rede, auch nicht in den breiten Bevölkerungsklassen. Fehlte es manchmal an dem und jenem, so half man sich mit anderem aus und — es halfen die anderen aus. Das gehörte ja zur rechten Kriegsfürsorge. Man brauchte nur an die „draußen" zu erinnern, um beste Einsicht zu wecken und zu finden. Wo Urteilskraft und Reife zur Erkenntnis dieser Probleme nicht ausreichten, da bedurfte es oft nur weniger Worte, um den Weg zu zeigen, den alle gehen müssen, um das Ziel zu erreichen. Viel mehr Verständnis fand man, als man gemeinhin bei Frauen erwartete, für ihnen ungewohnte Dinge. Auch bei den einfachsten und armseligsten . . . vielleicht ist es hier das Gemeinsamkeitsgefühl, das die Brücke schlug. Meine Erfahrungen sind durchaus günstige, und empfohlen sei, nicht den Einzelfall, sondern die Allgemeinheit den Beunruhigungen gegenüber gelten zu lassen. Das schafft eine Interessengemeinschaft, die schon in sich Mut und Ausdauer gibt. Man lernt in solchen Zeiten viel nach der sozialen Seite. Wo Hilfe nottun sollte, wird sie nicht fehlen, denn wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, und daß dieser Weg beschritten wird, kann nach den getroffenen Vorkehrungen heute schon festgestellt werden. Täglich, stündlich häufen sich die Aufforderungen für das Liebeswerk der deutschen Frauen. Dankbar und freudig werden die Anregungen entgegen genommen, auch dort, wo eigene Sorgen das Herz erschweren . . . Als sicherster Tröster gilt die Fürsorge, der Allgemeinheit gewidmet. Tatkräftig treten die Organisationen der Frauen-Hilfe dafür ein. Stets neue Vereine entstehen, zu segensreicher Hilfsarbeit bereit. Im Abgeordnetenhaus, im Herrenhaus, in der Philharmonie, überall, wo große Räume den Versammlungen zur Verfügung sind, werden über die Fragen, die die Frauenwelt heute in erster Reihe bewegen, Vorträge gehalten, Belehrung und Diskussion über diese Probleme gewährend. Unter den verschiedenartigen Gründungen der letzten Zeit, diesen Zwecken dienlich, steht wohl in erster Reihe der Verband deutscher Hausfrauenvereine, der seine Aufgabe darin sieht, einen Zusammenschluß aller bereits bestehenden und neu zu begründenden Hausfrauenvereine herbeizuführen, damit „in einheitlicher Arbeit der verbündeten Vereine die volkswirtschaftlichen Interessen der Hausfrauen als Konsumenten vertreten und ihnen zugleich Gelegenheit zur Vertiefung ihrer hauswirtschaftlichen Bildung geboten werden. Dies ist unbedingt nötig, weil den meisten Frauen die Zusammenhänge zwischen ihrer eigenen Speisekammer und der Volkswirtschaft nicht klar sind, weil sie nicht mit den hygienischen Anforderungen einer verständigen Volksernährung genügend vertraut und auch nicht über die chemische Zusammensetzung der Nahrungsmittel unterrichtet waren, um die durch die Grenzsperren knapp gewordenen ausländischen Waren mit Glück durch einheimische Erzeugnisse zu ersetzen." Wie ausgezeichnet die Erfolge dieser Arbeit waren und sind, zeigt sich in der richtigen Anwendung der durch die Verteilung von Brot und Mehl notwendig gewordenen hauswirtschaftlichen Maßnahmen, und dem tüchtigen Standhalten bei der schwierigen Nahrungsmittel-

beschaffung auf manchen Gebieten, der durch eine energische Vertretung der Interessengemeinschaft Abhilfe geschaffen wurde, besser, als anfänglich zu erhoffen und zu erwarten war. Der Verband deutscher Hausfrauenvereine hat in Hamburg seinen Sitz, von wo aus er sich über ganz Deutschland erstreckt, sein Hauptaugenmerk auf die Preisbewegung der Lebensmittel richtet und die Konsumenten vor Übervorteilung schützen will, wozu augenblicklich die staatliche Handhabung allerdings eine sichere Gewähr anstrebt. Daß an diese elementarsten Fragen der Volkswirtschaft und des Volkswohles weitergehende Betrachtungen und Ausführungen sich angliedern, scheint nur natürlich, und ganz besonders ist es die Stellung der Frauen zur Mehrung der deutschen Volkskraft, die viele begabte Frauenköpfe beschäftigt. Unter den Vorträgen, die in letzter Zeit darüber gehalten wurden, seien die im großen Sitzungssaale des Abgeordnetenhauses hervorgehoben. Fräulein Dr. Gertrud Bäumer sprach über „Die Stellung der Frau zur Bevölkerungspolitik", Fräulein Dr. Alice Salomon über „Die erwerbstätige Frau und die Mutterschaft" und Frau Anna Lindemann über „Hausmutter und Volkskraft". Einiges aus dem Vortrag von Dr. Gertrud Bäumer sei hier angeführt, in dem die Rednerin sich mit dem Mut und Willen der Frauen zum Nachwuchs beschäftigt. „Das ursprüngliche Gefühl der Frau, Leben zu geben und es wachsen zu machen, dürfe nicht erstickt werden. Deshalb brauchten wir soziale Maßnahmen zum Schutze für die Frau, damit nicht moralische Müdigkeit sie befalle, damit die Frau die Freude der Mutterschaft in ungemindertem Maße erfahren könne. Auf der anderen Seite müsse der Staat durch die allgemeine Volksschule den besten Köpfen den Aufstieg ermöglichen. Es sei seine Pflicht, alle lebendige Kraft zu nutzen und dadurch den Eltern die Sorge um die Zukunft der Kinder zu erleichtern. Wenn Maßnahmen getroffen würden, kinderreiche Eltern vom Steuerdruck zu entlasten, indem kinderlose Personen höher besteuert werden, so würden dem die Frauen freudig zustimmen. Bei den Frauen der untersten Schichten müsse man das Bedürfnis, Leben weiter zu geben, von innen heraus stärken und äußerlich vom sozialen Druck befreien. Anders liege die Sache im Mittelstand und in den reichen Oberschichten. Hier gelte noch heute die Satire des Juvenal: im goldenen Bette werden nur selten Kinder geboren. Die Frauenbewegung habe nichts gemein mit der individualistisch-egoistischen Selbstbehauptung jener Frauen, die Kultus mit der eigenen Persönlichkeit treiben und ein angeborenes Recht auf Luxus und Verwöhnung zu haben glauben. In diesen Kreisen ist — nach Meinung der Vortragenden — die stärkste Hemmung der Volksvermehrung zu suchen. Betrachtet man doch eine frühe Ehe in der Gesellschaft mit Kopfschütteln und nennt sie meist eine „leichtsinnige", die die Zukunft des Mannes beeinträchtige. Mit der Überschätzung der Standesrücksichten hänge auch die Geringschätzung zusammen, mit der berufstätigen Frauen oft genug begegnet werde. Die Berufsbildung sei der Mutterschaft nicht nachteilig, denn sie schule das Pflichtbewußtsein, und Berufsarbeit sei eine bessere Vorbereitung zur hohen Verwertung der Mutterschaft als tatenloses Zuwarten. Dagegen müsse die familienrechtliche Stellung der Mutter gehoben werden, die Mutter wirksame Macht über ihre Kinder haben. . ." Als letzte Quelle der Kinderlosigkeit sieht Fräulein Dr. Bäumer schließlich an: „daß diese im Vorleben des Mannes vor der Ehe liegt, die auf den bisherigen Konferenzen nicht mit genügender Rücksichtslosigkeit betont worden sei. Die grundsätzlich geduldete Trennung

von Triebleben und seelischer Verantwortlichkeit, die Ironisierung des „philisterhaften" Familienlebens in den Witzblättern habe starken Anteil an der Volksverminderung. Die Frauenbewegung führe seit vielen Jahren den Kampf gegen die Prostitution in dem starken Glauben an die Möglichkeit ihrer inneren Überwindung. Halte man diesen Kampf für aussichtslos, so müsse man auch der brutalen Wirklichkeit fest ins Auge sehen und sich klar werden, daß dann viele der sozialen Maßnahmen auf dem Gebiete der Bevölkerungspolitik nutzlos bleiben."

„Die Frauen," bemerkte die Rednerin im Anschluß hieran, „haben sich nur schwer zu dieser Sonderversammlung entschlossen. Sie hatten während des Krieges in der kameradschaftlichen Arbeit mit den Männern schon fast vergessen, daß es Fragen gibt, zu denen Männer und Frauen verschieden stehen. Die Frauen wissen, daß ein Problem wie dieses nur auf Grund des größten Vertrauens und der Kameradschaftlichkeit gemeinsam gelöst werden kann. Ein neuer Kampf der Geschlechter gegeneinander würde Zersplitterung der Kräfte bedeuten. Das darf nicht sein. Die Frauen hoffen, daß bei der nächsten Aussprache zwischen Männern und Frauen über Bevölkerungspolitik das Bevölkerungsproblem als Frauenfrage im Mittelpunkt der Erörterungen stehen wird." Zu dieser Versammlung, die die Tribünen und den Saal bis auf den letzten Platz füllte, waren die Männer nur als geladene Gäste zugelassen. War das eine Vorsichtsmaßregel? Schien die Behandlung dieser Frage wirklich so dringlich, daß sie in diesem Zeitpunkt aufgerollt werden mußte? Ich hatte diesen Eindruck nicht. Wichtiger und interessanter scheint die erneute Arbeit zum Ausbau des Auslandsbundes deutscher Frauen, der im April vorigen Jahres in Berlin ins Leben gerufen, jetzt in Gründung einer Berliner Ortsgruppe eine weitere Betätigung dafür anruft. Im Festsaal des Herrenhauses fanden sich zu diesem Zwecke die dafür eintretenden Frauen zusammen, unter dem Vorsitz der Frau v. Harthausen und Fräulein v. Bunsen; ferner Frau vom Rath, Frau Beilan und Frau Hecht. Als Vorsitzende des Gesamtbundes erstattete Gräfin Radolin Bericht über die bisherige Entwicklung des Bundes, der jetzt bereits vier Ortsgruppen aufweist: das Rheinland mit dem Sitz in Köln, Konstantinopel, Buenos-Aires und als neueste Berlin. Verhandlungen schweben mit Dresden, Hamburg, Schweden und Norwegen. Aus China, Japan, Nord- und Südamerika liegen vielseitige Zustimmungen vor, die über die ganze Welt zerstreute Arbeit deutscher Frauen in einem Punkte zu vereinen, die Frauen der dreißig Millionen Auslandsdeutschen und die des Mutterlandes einander menschlich näher zu bringen und die Brücke zu bilden für alle gleichstrebenden Vereine des In- und Auslandes. Welche Riesenaufgabe stellt sich dieser Bund, welch' Zukunftsbilder eröffnet er dem staunenden Blick. Der Aufruf des Bundes lautet:

„Zahlreiche große Verbände erfüllen bereits die einzelnen Aufgaben, die der Stärkung und Pflege des Deutschtums im Ausland dienen: sie arbeiten für die deutschen Schulen, die soziale Fürsorge, die Krankenpflege, die Seemannsmission, sie vertreten die deutschen Berufsinteressen mannigfachster Art usw. Der Auslandsbund deutscher Frauen will nicht in die Arbeit dieser Verbände eingreifen. Er will sie vielmehr kräftigen und ergänzen, indem er persönliche Beziehungen zwischen den deutschen Frauen und ihren Schwestern im Ausland anbahnt und unterhält. Wir wollen Herzen und Türen offen halten für alle uns gleichgesinnten deutschen Frauen, die aus der Fremde die Schritte wieder zur Heimat lenken.

Wir werden bei persönlicher Aussprache selbst lernen an gerechter Einschätzung fremder Kultur auf dem Boden gemeinsamer Liebe zur deutschen Heimat. Laßt uns in unserer Jugend diesen Geist der Treue zu Nation und Rasse ohne engherzige Abschließung wecken und das Verständnis für die Arbeit des Deutschtums in der Fremde — namentlich über See — für die Wichtigkeit seines engen Zusammenhanges mit dem großen deutschen Vaterlande in die Herzen der künftigen Geschlechter pflanzen! Der Auslandsbund deutscher Frauen, im April in Berlin begründet, will durch seine Ortsgruppen im In- und Ausland dafür sorgen, daß feste Fäden persönlicher Fühlung und gegenseitigen Verständnisses die deutschen Frauen im Auslande mit denen der Heimat verbinden. Er bittet alle deutschen Frauen, die imstande und bereit dazu sind, an diesem Werke der Erstarkung unseres Deutschtums in fremden Ländern zu arbeiten, sich ihm anzuschließen! Anmeldungen zum Beitritt sind zu richten an: Vorstand: Gräfin v. Radolin, geb. Gräfin Königsmarck, Berlin NW., Roonstraße 9; J. E. Frau Staatssekretär Dr. Solf, geb. Dotti, Berlin W., Wilhelmstraße 66; J. E. Frau Gräfin Schwerin-Löwitz, Berlin, Leipziger Straße 4. Schriftführerinnen: Frau Ministerialdirektor Matthieu, Berlin-Schöneberg, Salzburger Straße 12 (Korrespondierende); Fräulein Dr. v. Harnack, Berlin-Grunewald, Kunz-Bundschuh-Straße 2 (Protokollierende). Schatzmeisterin: Frau Geheime Kommerzienrat Lucas, Berlin W., Drakestraße 1. Ferner an die Damen, die den Beirat bilden."

Edle, begeisterte Frauenarbeit wird hoffentlich in all dem Großen, Friedenbringenden, das wir vom neuen Jahre ersehnen, erwarten, ihre Segensstätte finden.

Berichtigung.

Im Januarheft muß es im Beitrage „Weltkrieg und Weltflucht" von Dr. Karl Löhmann auf S. 85, Zeile 12 von unten, heißen: „infolge des Fehlens jeder Betätigungsmöglichkeit" (nicht: infolge jeder Betätigungsmöglichkeit).

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 8308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

Exzellenz Dr. Graf Albert Apponyi.

Nord und Süd

…e deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

…er: Professor Dr. Ludwig Stein

… Verlagsanstalt
…tlaender, A.-G., Breslau.

Berlin W. 10 — Budapest: Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. — Kopenhagen: Erslev & Hasselbalch.
Christiania: … Dybwad Buchhdlg. — Konstantinopel: Internat. Buchhandl. Otto Keil.
Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
…Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
… W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

…156. Heft 498. März 1916.

NORD UND SÜD

Exzellenz Dr. Graf Albert Apponyi.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

40. Jahrgang. Band 156. Heft 498. März 1916.

Dr. Graf Albert Apponyi,
Abgeordneter am ungarischen Reichstage:

Zur Frage der wirtschaftlichen Annäherung zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn.

Die Bewegung, welche auf solche Annäherung hinzielt, ist spontan entstanden. Sie ist das logische Correlat des zum Gemeinsinn gewordenen Bewußtseins, daß unser politisches Bündnis vertieft und jeder Möglichkeit einer Lockerung entzogen werden muß. Denn es ist nicht ein bloßes Zusammengehen zur Erreichung momentaner Ziele, wie etwa das Bündnis der Ententemächte, sonder ein Zusammen stehen zur Verteidigung bleibender Lebensinteressen; also: bleibend wie diese selbst. Zunächst ist Österreich-Ungarn in seinem Bestande als Großmachtsstellung besitzender Staatenbund, und Ungarn in der Integrität seines tausendjährigen Territoriums von der russischen Expansionspolitik bedoht; und diese Bedrohung ist beständig, sie pausiert nur, wenn die Machtverhältnisse ihr Halt gebieten. Sie pausierte, solange Rußland sich unserem, damals scheinbar durch Italien verstärkten Bündnisse gegenüber nur auf Frankreich stützen konnte; sie wurde sofort tätig, als England sich anschloß und dadurch die Möglichkeiten des Erfolges gewachsen waren. Von Osten her sind also zweifellos wir die zunächst Bedrohten, und Deutschland könnte sich durch Preisgebung Österreich-Ungarns einige Jahre, eventuell Jahrzehnte Schonzeit von Rußland erkaufen, bis dieses sich ausgeruht und seine Kräfte neu gesammelt hätte. Nach Ablauf dieser Schonzeit würde es aber umso sicherer von dem Weltherrschaftsstreben des bis Prag und Laibach vorgedrungenen, Konstantinopel und die Balkanhalbinsel beherrschenden Rußland und dem Hasse der westlichen Reiche erdrückt werden. Was uns zusammenhält, ist also nicht ephemere Interessen- und Machtpolitik, deren Ziele wechseln können, sondern das absolut Bleibende im Leben der Nationen: die Fürsorge um die Sicherheit der eigenen Existenz.

Ist aber diese Natur unseres Bündnisses einmal erkannt, so bricht sich sofort die Erkenntnis Bahn, daß es alles umfassen müsse, was zur Existenz gehört, also auch die wirtschaftlichen Grundlagen derselben. Die Vorstellung, man könne politisch verbündet, aber darum doch wirtschaftlich rücksichtslos gegen-

einander sein, verflüchtigt sich vor dem hohen Ernste solcher Zusammengehörigkeit. Sie mag angehen, wenn es sich nur um kurzlebige Verständigungen handelt, welchen andere Alternativen gegenüberstehen; sie kann aber nicht bestehen, wenn im Bündnisse eine Lebensinteressengemeinschaft bleibender Natur zum Ausdruck kommt. Denn da muß die Erhaltung der Macht des Verbündeten auch uns am Herzen liegen, nicht etwa aus Altruismus, sondern weil wir ihrer Hilfe bedürfen; und da kann uns sein wirtschaftliches Gedeihen, auf welchem in tiefstem Grunde auch seine militärische Kraft ruht, nicht gleichgültig sein. Im Gegenteil müssen wir wünschen und nach Möglichkeit dazu helfen, daß er wirtschaftlich erstarke, damit er uns ein ausharrend kräftiger Bundesgenosse sei. Selbstverständlich werden wir jeder in erster Linie die eigenen wirtschaftlichen Interessen vor Augen haben; *aber wir werden bestrebt sein*, und darin liegt meiner Ansicht nach das Wesen der wirtschaftlichen Annäherung, *dieselben in solcher Weise zu fördern, daß der Bundesgenosse dadurch nicht geschädigt werde*. Ja, wir werden, sofern es sich nicht um eigene Lebensinteressen handelt, auch Opfer zu bringen geneigt sein, um diesen nicht zu treffen, sondern womöglich zu fördern. Arbeiten wir doch, indem wir so vorgehen, indirekt an unserer eigenen Stärkung, an unserer eigenen Sicherheit.

Man kann sich kaum evidentere Wahrheiten denken, als die eben angeführten. Sie haben sich auch im allgemeinen Bewußtsein festgesetzt, so sehr, daß nur das „Wie" der wirtschaftlichen Annäherung Gegenstand der Frage und der Meinungsverschiedenheit sein kann; während das „Ob", als unabweisliches logisches Postulat einer durch den Weltkrieg enthüllten Lage, der Diskussion entrückt erscheint. Und das ist die Hauptsache. Ist ernster Wille da, so findet sich der Weg, so findet sich die Form.

Das hier Gesagte findet aber seine Anwendung auch auf jene Bündnisse, welche durch den Krieg zur Reife gebracht worden sind, und voraussichtlich zur Reife gebracht werden. Die Türkei und Bulgarien, der ganze Balkan, der zur Erkenntnis dessen gelangt ist oder gelangen wird, daß seine Freiheit, sein Fortschritt, die Individualität seiner Völker nur im Anschluß an die Zentralmächte und in kräftiger Verteidigungsstellung gegen Rußland zu finden ist, gehört in gleichbleibender Weise zum politischen und daher auch zum wirtschaftlichen Bündnis, welches durch diesen Beitritt erst seine ganze Macht erhält. Wieder erkläre ich, daß sich für das „Wie" verschiedene Formen finden lassen, daß auf keine Schablone geschworen werden soll, wo es sich um so verschiedenartige Interessen handelt, um die Interessen unabhängiger Völker, welche diese Unabhängigkeit auch auf wirtschaftlichem Gebiet nicht aufgeben, sondern bloß deren Gebrauch der Rücksicht auf die Bundesgenossen anpassen wollen. Es soll da ein großartiger politischer und wirtschaftlicher Block gebildet werden, der sich von der Nord- und Ostsee bis an die Grenze des anglo-indischen Reiches

erstreckt, dessen politisch-militärische Macht vor jedem Angriff abschreckt, dessen wirtschaftliche Vielseitigkeit jede Absperrungspolitik von vorneherein als Torheit erscheinen läßt. So wenig als politisch, ebensowenig liegt wirtschaftlich eine Aggressiv-Tendenz in dieser Blockbildung. Der Beitritt steht jedem Lande offen, welches seinen defensiven Grundgedanken sich zu eigen macht. Aber auch zu den außenstehenden Ländern, unsere heutigen Feinde inbegriffen, werden gute wirtschaftliche Beziehungen angestrebt werden; dafür bürgt schon das ungeheure Interesse Deutschlands an einem Außenhandel, in welchem vor dem Kriege das britische Reich, Nordamerika und Rußland die drei ersten Stellen einnahmen. Der Krieg wird gewiß Verschiebungen zur Folge haben, aber die Wichtigkeit dieser wirtschaftlichen Außenbeziehungen wird, wenn auch vermindert, jedenfalls fortbestehen.

Es handelt sich also um ein Friedensgebilde in wirtschaftlichem ebenso wie in politischem Sinn. Aus einer Defensivstellung, welche durch ihre überwältigende Stärke jeden gegen sie gerichteten Angriffsgedanken politisch-militärischer oder wirtschaftlicher Natur den Stempel der Aussichtslosigkeit aufdrückt, können wir jene Versöhnung der Geister anbahnen, jenen Zusammenschluß der homogenen Kulturnationen, welcher als letztes Ziel stets vor unseren Augen schweben muß, welcher aber unmöglich mit dem technischen Friedensschluß zugleich erreicht werden kann. Zunächst muß der Friede durch eine unüberwindliche und dauernde Machtgruppierung gesichert werden.

Der Angriffsgedanke liegt uns also sowohl in wirtschaftlicher, als in militärisch-politischer Beziehung fern; aber eine unangreifbar starke Defensivstellung brauchen wir allerdings in beiden Richtungen. Denn es liegt in der Natur der Dinge, daß unsere jetzigen Feinde sich mit dem technischen Friedensschlusse nicht auf einmal in Freunde umwandeln werden. Dieser Friedensschluß besiegelt das Scheitern ihrer Bestrebungen und läßt den Stachel gekränkten Ehrgeizes in den Herzen stolzer Nationen; so müssen wir ihn uns denken, so hoffen wir ihn mit Gottes Hilfe zu erkämpfen. Können wir aber hoffen, daß hiermit die für jetzt niedergerungenen Bestrebungen ein für allemal aufgegeben, der Geist der Feindseligkeit bei unseren Gegnern erstorben sein werde? Für den Sieger ist es wohl ein Leichtes, die Hand zur Versöhnung zu bieten; für den Besiegten aber ist es schwer, in die dargebotene Rechte einzuschlagen. Jene wirkliche Aussöhnung der Geister, jener Zusammenschluß der kulturell homogenen Naturen, der uns als letztes Ziel vorschweben muß, kann nur durch die geduldige Arbeit einer längeren Epoche äußerer Ruhe erreicht werden. Diese äußere Ruhe sowohl für das Friedenswerk, als für die Arbeit innerer Rekonstruktion zu sichern, dazu bedarf es zunächst jener überwältigenden Machtstellung, welche den militärischen sowohl, als den wirtschaftlichen Angriff als absolute Torheit erscheinen läßt. Diese können wir aber nur in dem engen und bleibend angelegten Zusammenschluß der Zentralmächte und ihrer Verbündeten finden.

Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, daß dieser Zusammenschluß, zu dessen wesentlichem Inhalte die wirtschaftliche Annäherung gehört, nicht Sache der Wahl, sondern absolute Notwendigkeit für alle großen und kleinen Staaten unseres Bundes ist. Die Frage ist nur das „Wie", und hierüber möchte ich, unter Beschränkung auf das wirtschaftliche Gebiet, zunächst vom ungarischen Standpunkte, einige Bemerkungen machen, nicht um die technische Seite der Angelegenheit zu erörtern, sondern um gewisse prinzipielle Voraussetzungen in möglichst helles Licht zu stellen, von denen der Erfolg des Ganzen abhängt. Und wenn ich von „Erfolg" spreche, so verstehe ich darunter nicht bloß die tatsächliche Durchführung der wirtschaftlichen Annäherung, sondern die Durchführung in einer Weise, welche wirklich die Vertiefung und Kräftigung des Bündnisses bedeutet.

Dies kann nur geschehen, wenn sich keiner der Teilhaber weder in seiner Würde, noch in seinen wesentlichen Interessen beeinträchtigt fühlt. Im gegenteiligen Falle würde die Erschütterung der moralischen Grundlagen des Bündnisses alle Vorteile einer bloß materiellen Zusammenkoppelung weitaus überwiegen.

Nachdem ich im Vorhergehenden so nachdrücklich die Notwendigkeit des Zusammenstehens betont habe, darf ich jetzt wohl, ohne mißverstanden zu werden, auf diese Seite der Sache hinweisen. Schließlich betrachtet sich jeder Staat, jede Nation als Selbstzweck und geht jeder und jede zunächst zur Sicherung der eigenen Individualität, der eigenen Interessen auf Bündnisse ein. Hiermit ist die Grenze gezogen, bis wohin das Bündnis von seinen Anteilhabern Opfer verlangen kann. Alles, nur nicht: propter vitam vivens amittere causas. Hat ein Staat, hat eine Nation die Empfindung, daß dem Bunde dasjenige zum Opfer fällt, weswegen er eben Wert hat, dann ist dieser im Volksbewußtsein auch schon gesprengt, und wird auch äußerlich nicht lange zu erhalten sein.

Im Grunde genommen stimmt die Einhaltung dieser Grenzen vollkommen mit den Interessen des als ein Ganzes betrachteten Bundes. Denn die Kraft des Ganzen hängt in erster Linie von der Kraft der Teilhaber ab, erst in zweiter Linie von der richtigen Zusammenfassung. Was soll man zusammenfassen, wenn jene Urkraft zerstört ist? Sie ist es aber, wenn ein Volk in seinem Selbstbewußtsein, der moralischen Grundlage seiner Kräfteentfaltung, oder in seinen wirtschaftlichen Lebensinteressen, der materiellen Grundlage seiner Leistungsfähigkeit, schwer getroffen wird.

Von diesen Gesichtspunkten aus trat der Gedanke der Zollunion in den Hintergrund, weil es bis jetzt nicht gelungen ist, eine Organisation derselben zu finden, welche die Souveränitätsrechte der teilhabenden Staaten nicht schädigen würde. Das Beispiel der österreichisch-ungarischen Zollunion, welche allerdings auch zwischen zwei souveränen Staaten: Österreich und Ungarn, geschlossen ist,

kann hier nicht reichen, aus dem einfachen Grunde, weil diese Zollunion überhaupt keine Organisation hat, sondern nur eine Vertretung, und in allen meritorischen Maßregeln auf die fortwährende Übereinstimmung zweier Regierungen und zweier Parlamente angewiesen ist. Man behilft sich mit diesem schwerfälligen Apparate, so gut man kann, weil eben Ungarn lieber alle Schwierigkeiten und Mißstände derselben erträgt, als durch Schaffung irgendeiner überstaatlichen Behörde einen Eingriff in seine Souveränität zuzulassen. Was aber zwischen zweien recht und schlecht möglich ist, erscheint für eine Kombination von mehreren absolut undurchführbar. Ein gemeinsames Organ ist nur mit konsultativem und informativem Wirkungskreis zu konstruieren und kann als solches umso Besseres leisten, als es weniger Beunruhigung verursacht.

Aber nicht nur diese staatsrechtlichen Bedenken haben die Idee der Zollunion fürs erste in den Hintergrund gedrängt. Es sind auch Rücksichten auf Lebensinteressen der verbündeten, und nunmehr auch wirtschaftlich zu verbindenden Staaten, deren Wahrung — ich kann hier nur an das vorher Gesagte erinnern — auch Interesse des Bundes ist. Es fühlt sich zum Beispiel die österreichische Industrie in einigen ihrer Hauptzweige bedroht, wenn sie ohne Schutz der deutschen Konkurrenz preisgegeben würde. Hier handelt es sich auf den ersten Blick nur um ein österreichisches Interesse. Genauer besehen, müssen wir uns aber fragen, ob nicht auch Deutschland schwer darunter zu leiden hätte, viel schwerer, als der eventuelle Gewinn seiner Industrie wiegen könnte, wenn einer der Bundesgenossen in wichtigen Bestandteilen seiner wirtschaftlichen Kraft getroffen, in seiner finanziellen und dadurch auch in seiner militärischen Leistungsfähigkeit herabgesetzt würde. Das gleiche gilt von den industriellen Entwicklungsmöglichkeiten Ungarns, welche nach der Ansicht mächtiger Parteien und Interessengruppen einen wesentlichen Bestandteil unserer andauernden Befähigung bilden, die finanziellen Lasten einer nach unserer Bevölkerungsziffer bemessenen militärischen Leistung zu tragen.

Hiermit bin ich bei Ungarn angelangt. Soll Ungarn mit seinen zwanzig Millionen Einwohnern und drei Millionen Soldaten, mit seinen großen Traditionen und seinem ausgebildeten politischen Leben, kurz, mit allen seinen moralischen und materiellen Potenzen, auch fernerhin das bleiben, was es bisher war: die starke Feste des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses, so muß der oben kurzgefaßte Satz auch auf Ungarn angewendet werden; nicht etwa bloß auf Österreich-Ungarn, auf den österreichisch-ungarischen Staatenbund, sondern auch auf den ungarischen Staat als solchen; jener Satz nämlich, wonach der Wirtschaftsbund nur dann die Festigung, sonst aber die Unterminierung des politischen Bündnisses bedeutet, wenn sich keiner der Teilhaber durch ihn, sei es in seiner Würde, sei es in seinen wesentlichen Interessen, geschädigt fühlt.

Man muß sich gegenwärtig halten, daß man es hier auch formal nicht mit einer Frage zwischen zweien: Deutschland und Österreich-Ungarn, sondern

zwischen dreien, Deutschland, Österreich und Ungarn, zu tun hat. Für das politische Bündnis mag der Sprachgebrauch: Österreich-Ungarn, österreichisch-ungarische Monarchie gelten; nicht als ob es einen österreichisch-ungarischen Oberstaat, über dem österreichischen und dem ungarischen Staate gäbe, sondern weil durch die Pragmatische Sanktion (ungar. Gesetzartikel I, II, III 1723), welche die Thronfolge in beiden Staaten übereinstimmend regelte, auch die Pflicht gegenseitiger Verteidigung beiderseits übernommen wurde, ebenso Österreich und Ungarn in allen Fragen des Krieges und Friedens, daher auch der politischen Bündnisse, zu untrennbarer Solidarität verbunden sind und stets einheitlich auftreten müssen. Zu diesem Zwecke haben die 1867er Ausgleichsgesetze gewisse, beiden Staaten gemeinsame Institutionen geschaffen.

Anders steht es aber in wirtschaftlichen Dingen. Das vorerwähnte ungarische Ausgleichsgesetz erklärt in seinem § 58 ausdrücklich folgendes: „Die Gemeinsamkeit der Handelsangelegenheiten fließt nicht aus der Pragmatischen Sanktion; denn im Sinne derselben könnten die Länder der ungarischen Krone als von den übrigen Ländern Sr. Majestät rechtlich unterschiedene Länder durch ihre verantwortliche Regierung und durch ihre Gesetzgebung verfügen und ihre Handelsangelegenheiten durch Zollschranken regeln." Der folgende — 59. — Paragraph führt dann aus, daß Ungarn „wegen der vielfachen und wichtigen Berührungspunkte der gegenseitigen Interessen" dennoch geneigt ist, mit den übrigen Ländern Sr. Majestät „von Zeit zu Zeit" Zollunion einzugehen. Paragraph 60—67 enthalten Bestimmungen über die Art und Weise der Abschließung und den wesentlichen Inhalt des Zollvertrages. Paragraph 68 schließt diese ganze Materie mit folgender Erklärung ab: „Es versteht sich von selbst, daß, wenn und insofern die Einigung über die in den Paragraphen 58 bis 67 erwähnten Gegenstände nicht gelingt, das Land sich sein gesetzliches Verfügungsrecht vorbehält und auch diesbezüglich alle seine Rechte ungeschmälert bleiben."

Es ist also klar, daß in Fragen des politischen Bündnisses, wegen der grundgesetzlich festgelegten Aktionseinheit der beiden Staaten (unter Ausschluß von Mißverständnissen) allerdings von Österreich-Ungarn gesprochen werden kann, in wirtschaftlichen Angelegenheiten aber, wo solche Aktionseinheit nicht gewährleistet ist, sondern, je nach dem Resultate freier Verhandlungen, zeitweilig eintritt oder auch nicht, Österreich und Ungarn als selbständige Faktoren in Betracht kommen müssen.

Möglich, nach der Ansicht vieler sogar wahrscheinlich, daß sich diese beiden Staaten, bis es zur praktischen Regelung ihres wirtschaftlichen Verhältnisses zu Deutschland kommt, zum Zollbunde zusammengeschlossen haben werden. Das hängt lediglich vom Resultate ihrer diesbezüglichen Verhandlungen ab. Es muß also auch mit der gegenteiligen Möglichkeit gerechnet werden, und mit allen Nüancen, welche zwischen Zollunion und Zolltrennung liegen, als da sind: Zwischenzoll oder Verzehrungssteuerlinie usw.

Für das wirtschaftliche Verhältnis zu Deutschland, für die Schaffung des großen Zentral-europäisch-asiatischen Blocks, ist dies, sobald nicht allgemein Zollunion angestrebt wird, meines Erachtens irrelevant, und sollte insbesondere in Deutschland aus den weiter auszuführenden Gesichtspunkten als irrelevant betrachtet werden. Einmal verlieren jene Gründe, welche die Schaffung des Blocks befürworten, nichts von ihrer zwingenden Gewalt, weil etwa Österreich und Ungarn ihr gegenseitiges wirtschaftliches Verhältnis in anderer als der bisher gewohnten Weise regeln, was schließlich ihre Sache ist. Dann sollen ja dem Block noch andere Länder angegliedert werden, die auf alle Fälle ein selbständiges Zollgebiet bilden werden, so daß gewisse zolltechnische Komplikationen unter allen Umständen zu überwinden sein werden. Endlich ist für das, worauf es im Wesentlichen ankommt, für die Einigungsmöglichkeiten, der Unterschied zwischen beiden Eventualitäten nicht einmal so groß, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Bilden nämlich Österreich und Ungarn ein Zollgebiet, so hat es Deutschland in zollpolitischen Fragen formell allerdings nur mit diesem ad hoc konstruierten einheitlichen Faktor zu tun; inhaltlich aber steht die Sache anders. Da nämlich die österreichisch-ungarische Zollunion, wie schon früher bemerkt, kein eigenes Willensorgan besitzt, müßte Deutschland in allen meritorischen Fragen dennoch, nicht mit der leeren Form der Vertretung durch die gemeinsame Diplomatie, sondern mit den realen Faktoren, den beiden Regierungen und den beiden Parlamenten, rechnen, sich mit diesen auseinanderzusetzen trachten. Also auch in zollpolitischen Dingen bestände in merito die Zweiheit des formell unifizierten Partners fort. In allen anderen wirtschaftlichen Fragen aber, deren es die schwere Menge gibt, und in denen die Verständigung nicht weniger zum Wesen des Wirtschaftsblocks gehört, als Einigung in Zollfragen, z. B. Verkehrswesen, Handels- und soziale Gesetzgebung, Patentschutz, Kreditwesen usw., käme Ungarn auch im Falle der Zollunion mit Österreich als völlig selbständiger Faktor in Betracht. Es bleibt also als wirklicher Unterschied nur ein gewisses Plus an zolltechnischen Schwierigkeiten, was doch nicht maßgebend sein kann.

Für uns aber bedeutet die freie Hand, die wir uns in handelspolitischen Dingen auch Österreich gegenüber grundgesetzlich gewahrt haben, politisch und wirtschaftlich außerordentlich viel. Politisch ist sie ein Correlat der Unabhängigkeit des ungarischen Staates, die fest eingehaltene Abgrenzung der allerdings auf Reziprozität beruhenden Gebundenheit Österreich gegenüber, ihre Beschränkung auf die gegenseitige, im Sinne der 1867er Einrichtungen: gemeinsame Verteidigung. Es soll lediglich von Erwägungen wirtschaftlicher Zweckmäßigkeit abhängen, ob wir mit Österreich eine Zollunion eingehen oder nicht. Wer an der vollen Freiheit unserer diesbezüglichen Entschließung rüttelt, der verletzt uns dort, wo wir am empfindlichsten sind: an einer der Garantien unserer staatlichen Unabhängigkeit, und begeht damit Ungarn gegenüber das, was die Sprache der Diplomaten:

un acte peu amical nennt. Wirtschaftlich ist es heute kontrovers, ob die Zolltrennung für uns vorteilhafter wäre als die Union. Eine mächtige Partei, deren Stimmungen nicht übersehen werden dürfen, wenn es sich um Einwirkungen auf die ungarische Volkspsyche handelt, ist prinzipiell für die Zolltrennung. Auch meine persönliche Ansicht geht dahin, daß Ungarn bei völliger Verkehrsfreiheit mit Österreich jene Entwicklung seiner Industrie nicht erreichen kann, deren es bedarf, um den Wohlstand seiner Bevölkerung zu heben — ja sogar, um sich diese, mit Eindämmung der Massenauswanderung, zu erhalten, um seine finanzielle Leistungsfähigkeit im Verhältnis der stets wachsenden Aufgaben zu steigern, um seinen entsprechenden kulturellen Aufschwung zu sichern. Auch die viel erwähnte, uns vielfach als Panacee empfohlene, gewiß in erster Linie anzustrebende Ertragssteigerung der ungarischen Landwirtschaft halte ich, ohne entsprechende Industrialisierung des Landes, nur in beschränktem Maße für erreichbar. Hingegen steht die gegenwärtige Reichstagsmajorität, und mit ihr viele hochangesehene, sonst nicht zu ihr gehörende Männer, unter der Voraussetzung, daß unsere wesentlichen Interessen dabei gewahrt werden, auf dem Standpunkt der Zollunion. Aber auch diese sehen in der Möglichkeit, auf die andere Alternative zurückzugreifen, einen überaus wertvollen Bestandteil unseres nationalen Besitzstandes. Nur mit diesem Rückhalt können wir der wirtschaftlichen Übermacht Österreichs gegenüber einen halbwegs vorteilhaften Unionsvertrag erreichen. Daß dies im Jahre 1907 nicht in befriedigender Weise gelang, ist in erster Linie darauf zurückzuführen, daß uns die Möglichkeit der Zolltrennung durch vorher abgeschlossene Handelsverträge mit anderen Staaten, insbesondere mit Deutschland, praktisch genommen war, wir daher sozusagen mit gebundenen Händen und Füßen verhandeln mußten. Sollten demnach die wirtschaftlichen Annäherungsbestrebungen mit Deutschland und unseren übrigen Verbündeten eine Richtung nehmen, daß die Zollunion zwischen Österreich und Ungarn gewissermaßen als Bedingung derselben hingestellt wäre und damit die volle Freiheit unserer diesbezüglichen Entschließung als gehemmt erschiene, so müßten dieselben in Ungarn auf heftigen Widerstand stoßen, ja sogar das politische Bündnis würde in der ungarischen Volksseele eine schwere Krisis durchmachen. Von dieser überflüssigen und bedenklichen Komplikation müßten diese Bestrebungen freigehalten werden. Geht das nicht, so ist es besser, sie ganz und gar auf den Nagel zu hängen, so groß die Vorteile, ja so zwingend die Gesichtspunkte sind, welche dazu drängen. Denn es träte da eben der Fall ein, daß sich einer der Partner in seiner Würde und in seinen wichtigsten Interessen verletzt fühlen würde. Und diese Empfindung wäre nicht auf die prinzipiellen Anhänger der Zolltrennung beschränkt, was schon an und für sich nicht wenig bedeuten würde; sie erstreckte sich auch auf jene, welche unter entsprechenden Bedingungen die Zollunion erhalten wollen, auf die Entschließungsfreiheit des Landes jedoch Gewicht legen; und das ist wohl ganz Ungarn. Ungarn aber ist im österreichisch-

ungarischen Staatenbunde ein Grundpfeiler des deutschen Bündnisses; die Deutschösterreicher allein sind nicht stark genug, es unter allen Umständen zu sichern.

Ich hielt es für notwendig, diese Dinge offen auszusprechen, weil ich, als einer der unerschütterlichsten Anhänger dieses Bündnisses, es nicht ruhig ansehen könnte, wenn eine Aktion, welche die Vertiefung desselben zum Zwecke hat, zu seiner Lockerung führen würde. Es ist mir auch unmöglich zu zweifeln, daß die hier angedeuteten Gesichtspunkte in Deutschland volle Würdigung finden werden. Die wahre Schwierigkeit, so will es mir scheinen, liegt auch nicht in ihrer prinzipiellen Anerkennung, als in den praktischen Konsequenzen, die sich daraus zu ergeben scheinen.

Es wird nämlich in der Agitationsliteratur stets betont, es sei nötig, daß man über die Grundlagen des künftigen wirtschaftlichen Verhältnisses noch während des Krieges einig werde und sich bezüglich derselben festlege. Es werden hierfür zwei Gründe angeführt. Der eine lautet: man müsse die Stimmung der großen Ereignisse ausnützen, um über alles Kleine hinüberzukommen, was sich etwa dem großen Plan entgegenstellt; der andere besteht auf dem Hinweis darauf, daß Deutschland, und wohl auch die anderen Partner, zur Zeit des Friedensschlusses orientiert sein müssen, was sie voneinander zu erwarten hätten, ob die Sache überhaupt gemacht werden könne; denn im verneinenden Falle müßten sie sich anderweitig orientieren.

Dem ersten dieser Gründe erlaube ich mir, mit aller Achtung zu widersprechen. Auseinandersetzungen über Interessen müssen mit voller Überlegung, in kühler, ruhiger Stimmung geschlossen werden. Die Kriegsatmosphäre ist solchen nicht günstig. Es wäre wahrhaft traurig, wenn die Einsicht höherer Notwendigkeiten, die uns aneinander weisen, wie ein Rausch verfliegen würde, sobald die Exaltation des Krieges vorüber ist, wenn wir sofort „klein“ würden, sobald wir normal werden. Weit eher ist zu befürchten, daß wir in der überheizten Kriegsstimmung wirklich Großes für klein halten und im einzelnen verfehlte Maßregeln improvisieren, die uns dann gereuen und gegenseitig verärgern. Auch hier gilt das Dichterwort:

„Langsam in dem Lauf der Horen füget sich der Stein zum Stein,
Schnell, wie es der Geist geboren, will das Werk empfunden sein.“

Ist unser Entschluß, zusammenzustehen, nicht ernst genug, um den Schwierigkeiten nüchterner Erwägung, oder sagen wir: der nüchternen Erwägung der Schwierigkeiten, standzuhalten, dann läßt sich überhaupt nichts darauf bauen. So frivol und leichtlebig sind wir denn doch nicht, daß die Lehren des Krieges vergessen sein sollten, sobald kein Kanonendonner mehr hörbar ist. Das Stimmungs-Argument kann ich daher nicht gelten lassen, oder doch nur in gerade entgegengesetztem Sinne. Geschäften, die man nur im Zustande irgendeiner, wenn

auch der edelsten Trunkenheit abschließen kann, haftet der Verdacht des Irrealen an; in solcher Weise sollten unsere gegenseitigen Wirtschaftsbeziehungen nicht geregelt werden.

Weit ernster, sogar hochernst, ist jener andere Grund des Eilens, nämlich die Notwendigkeit, beim Friedensschluß schon genau zu wissen, wie man zueinander stehen wird, wie man sich daher andern gegenüber zu stellen hat. Es liegt ja auf der Hand, daß z. B. Deutschland die Gefahr einer Schädigung seiner übrigen Handelsbeziehungen nur dann auf sich nehmen kann, wenn es die Kompensationen klar überblickt, die ihm die wirtschaftliche Annäherung an seine Bundesgenossen bietet. Ich muß das rückhaltslos anerkennen, sowie auch zugeben, daß dieser Gesichtspunkt für Deutschland mit seinem wichtigen Außenhandel viel schwerer ins Gewicht fällt, als zum Beispiel für uns, deren weltwirtschaftliche Verbindungen weit geringer sind. Dennoch muß ich auf die Momente hinweisen, die einem Abschlusse während des Krieges schwere Hindernisse in den Weg legen. Es sind dies vornehmlich die verschiedenartigen Ungewißheiten, mit denen wir es zu tun haben. Wir wissen nicht, welche territorialen Veränderungen aus dem Kriege hervorgehen werden, und unter jenen, die wir uns nach der heutigen Kriegslage denken können, sind auch solche, welche die wirtschaftliche Konstruktion der verbündeten und zu verbindenden Gebiete mächtig beeinflussen, auf die Bedürfnisse bedeutender Interessengruppen stark modifizierenden Einfluß nehmen. Es ist ja doch klar, daß es z. B. für die Forderungen der Industrie an die Zollpolitik nicht gleichgültig ist, in welches Verhältnis Belgien und das Lodzer Gebiet zu den Zentralmächten oder einer derselben tritt, und ebensowenig für die Wünsche der Landwirtschaft, wie die jetzt feindlichen Teile der Balkanhalbinsel angegliedert werden. Es ist auch mit der sozialen Wirkung des Rückströmens von Millionen ins bürgerliche Leben zu rechnen, welche bis jetzt schon ein bis eineinhalb Jahr im Felde stehen, vielleicht noch länger im Felde stehen werden. Welche Veränderungen sind in diesen Millionen Seelen während dieser Zeit vorgegangen, sind sie anspruchsloser oder anspruchsvoller geworden? Wie wird die Volkspsyche durch sie modifiziert werden? Welche Anforderungen werden die also vielleicht gründlich umgeformten Massen an die Wirtschaftspolitik ihrer Staaten stellen? Wer weiß das heute? Und ist es vielleicht nicht ein Faktor, mit dem unter allen Umständen gerechnet werden muß, und der gerade auch die Zollpolitik stark beeinflussen muß, so wie er auch auf die Produktionsverhältnisse Einfluß nehmen wird? Haben wir überhaupt ein genaues Bild vor uns, wie die Rekonstruktion der unterbrochenen wirtschaftlichen Tätigkeit sich nach dem Kriege entwickeln wird? Sind da nicht Verschiebungen zu gewärtigen, über deren Umfang wir vollständig im Unklaren sind? Haben wir eine annähernde Idee von der Preisgestaltung nach dem Kriege, von den kommenden Valutaverhältnissen? Und wie soll ohne solche Kenntnis ein Zolltarif entworfen werden? Mißtrauen wir, nach den Er-

fahrungen des Krieges, unseren noch so begründet erscheinenden Kombinationen. Über den kommenden Krieg, seinen mutmaßlichen Verlauf, seine wirtschaftlichen Folgen, gab es ja eine ganze Literatur, welche mit großem wissenschaftlichen und statistischen Apparat dies und jenes bewies, z. B. daß ein europäischer Krieg nicht lang dauern könne, daß nach vier bis sechs Monaten der volle wirtschaftliche Zusammenbruch aller Kriegführenden erfolgen müsse. Das und manches Andere wurde mit apodiktischer Bestimmtheit vorhergesagt, und nichts, gar nichts davon ist eingetroffen. Das zeigt nur, daß jede Voraussicht, die nicht auf einer Erfahrungsgrundlage ruht, im höchsten Grade unverläßlich ist, und daß wir, nach dem völligen Versagen der Kriegsprognosen, auch den Friedensprognosen sehr wenig Vertrauen schenken können; so wenig, daß es überaus bedenklich erschiene, unsere Wirtschaftspolitik auf solcher Basis aufzubauen. Es klingt ja ganz einleuchtend, zu sagen, man müsse vor Friedensschluß mit allen wesentlichen wirtschaftlichen Fragen im Reinen sein; aber wie, wenn man es eben nicht kann? Wie, wenn man nachher sieht und fühlt, insbesondere: fühlt, daß man mit Daten gearbeitet hat, die sich als falsch herausstellen? Wie, wenn man dann den ganzen Weg zurücklegen muß, nachdem man die eventuellen Irrtümer und die daraus gefolgerten verfehlten Maßnahmen vertragsmäßig festgelegt hat? Welche Perspektive schwerer Komplikationen, welche Bankerottmöglichkeiten der Annäherungspolitik liegen da vor uns! Die Natur der Dinge duldet eben keine kategorischen Imperative; sie läßt sich nicht Gewalt antun, und es rächt sich immer, wenn man es versucht.

Ein weiteres Hindernis liegt speziell für Ungarn in der eigentümlichen Situation seines Parlamentes. Man weiß vielleicht in Deutschland nicht, daß das Mandat unseres Abgeordnetenhauses am 21. Juni 1915 abgelaufen ist, daß wir also eigentlich keine Volksvertretung haben. Da allgemeine Wahlen während des Krieges unmöglich sind, wurden durch ein Spezialgesetz die Befugnisse der Legislative für eine Zeitdauer, die sechs Monate nach dem Friedensschluß abläuft, an das bestehende Abgeordnetenhaus und Oberhaus (letzteres ist überhaupt beständig) übertragen. Das mußte geschehen, und die volle legislative Befugnis des also geschaffenen Parlamentes steht außer Frage. Aber eine Volksvertretung ist es darum doch nicht; dazu kann es durch kein Gesetz gemacht werden, sondern nur durch das Mandat der Wähler, welches eben vor einem halben Jahr schon abgelaufen ist. Dieses Moment ist aber keineswegs ein bloß formelles. Wer kann wissen, ob die Wähler, wenn befragt, wieder die gleiche Majorität ins Abgeordnetenhaus gesendet hätten? Es ist umsomehr unmöglich, hierüber auch nur Vermutungen aufzustellen, als ja seit den Wahlen des Jahres 1910 in der inneren und in der auswärtigen Politik Dinge von grundstürzender Bedeutung vorgefallen sind, von denen zu jener Zeit niemand eine Ahnung haben konnte, und als mittlerweile eine Wahlreform zum Gesetz erhoben worden ist, infolgederen der Wahlkörper, wenn auch, nach meiner An-

sicht, in ungenügender Weise, aber doch wesentlich umgestaltet erscheint. Es fehlt also jede Möglichkeit selbst einer halbwegs begründeten Vermutung, wie sich diese Wählerschaft zu den jetzt aufgeworfenen Problemen und überhaupt zum gegenwärtigen Regierungssystem verhalten würde. Und doch sollen sie gelöst werden, durch eine Regierung und in einer Richtung, von welcher man nicht wissen kann, ob sie noch das Vertrauen, beziehungsweise die Billigung des Landes besitzt. Man werfe nicht ein, daß die parlamentarische Erledigung dem künftigen Reichstage überlassen werden könne. Dieser wäre vor ein fait accompli gestellt, welches umzustoßen kaum in seiner Macht stände. In Dingen, welche mit auswärtigen Verträgen zusammenhängen, äußert sich der Einfluß der Volksvertretung fast nur formell in dem Rechte nachträglicher Prüfung, Gutheißung oder Zurückweisung; letzteres liegt meist außerhalb der Grenzen des praktisch Möglichen. In realer Weise besteht ihr Einfluß darin, daß die Verträge von einer Regierung abgeschlossen werden, welche ihr Vertrauen besitzt, und auf Grundlage jener Richtung, welche auch die ihre ist. Beide Voraussetzungen hängen bei uns vollständig in der Luft.

Man vergegenwärtige sich nun, worum es sich handelt; unter anderem auch um die große Frage der Zolltrennung oder Zollunion Ungarns mit Österreich; denn diese Frage muß doch vorher oder gleichzeitig mit den Entscheidungen über den Wirtschaftsblock beeinigt werden. Nun weiß ich wohl, daß dies für gewisse Wiener Kreise überhaupt keine Frage ist, daß man dort „die wirtschaftliche Einheit der Monarchie", eine unseren Gesetzen unbekannte, ihnen direkt widersprechende Kategorie, als Dogma betrachtet. Für uns aber ist es eine Frage; es ist eine Frage im Sinne unserer Gesetze und unseres Festhaltens an den Garantien der Unabhängigkeit und der eigenen Individualität Ungarns; eine Frage, an welche sich große Interessen und starke Leidenschaften knüpfen. Es würden nun jene Kreise und jene Parteien, welche die Zolltrennung oder doch wenigstens Korrektive des freien Verkehres anstreben, sich pflichtgemäß ruhig fügen, wenn der Volkswille durch eine frei gewählte Parlamentsmehrheit und eine aus ihr hervorgegangene Regierung in der entgegengesetzten Richtung beschlossen hätte. Wie aber, wenn die Frage ohne solchen Rückhalt entschieden wird? Wie, wenn Vereinbarungen auf Basis der österreichisch-ungarischen Zollunion getroffen werden, während wir Grund haben, zu glauben, daß der Wille der Nation sich bereits der gegenteiligen Lösung zugewendet hat? Wie, wenn diese Voraussetzung in Erfüllung geht und am künftigen Reichstag tatsächlich die Partei der Zolltrennung in Mehrheit ist und einem Vertrags-fait accompli gegenübersteht, das den Fundamenten ihrer wirtschaftlichen Überzeugung widerspricht? Da kann nur von zwei Dingen eines geschehen: entweder wirft diese Reichstagsmajorität auf jede Gefahr hin alles über den Haufen, oder sie läßt im Gefühle der Übermacht, der sie gegenübersteht, die Dinge über sich ergehen, mit dem Gefühle einer Erbitterung, welche alle ihre weiteren Entschließungen be-

einflussen würde. Beide Eventualitäten bergen die ernstesten Gefahren für den Wirtschaftsbund, ja sogar für das politische Bündnis.

Ich glaube, es mußte auch diese Seite der Sache hervorgehoben werden, über welche nur eine kraß-materialistische Auffassung der politischen und wirtschaftlichen Potenzen einfach zur Tagesordnung übergehen kann. Sie läßt sich auch nicht mit der gebräuchlichen Phrase abtun, daß wir Ungarn weit mehr staatsrechtlich als wirtschaftlich denken. Denn treten hier auch staatsrechtliche Gesichtspunkte zutage, so stecken in diesem Falle schwerwiegende wirtschaftliche Interessen dahinter, mit denen gerechnet werden muß.

Meine Ausführungen haben aber bereits einen Umfang erreicht, der es mir verbietet, auch noch mit Vorschlägen hervorzutreten, in welcher Weise das Dilemma, welches ich klarzumachen bestrebt war, gelöst werden könne. Es gibt auch hierzumal berufenere, viel kompetentere Persönlichkeiten, als ich es bin. Wenn man nur erst erkennt und anerkennt, daß wir da tatsächlich vor einem Dilemma stehen, wird ein Ausweg sicher gefunden werden, zumindest, um der Entscheidung über die österreichisch-ungarische Zollunion nicht zu präjudizieren, womit schon viel, sehr viel gewonnen wäre. Will man es aber nicht anerkennen, dann beginnt man eben die Arbeit gleich mit einem Rechnungsfehler, dessen Konsequenzen sich beim Fortschreiten des Werkes in geometrischer Progression fühlbar machen würden.

F. L. Graf von Voltolini: Was das Grünbuch nicht erzählt.

Ein halbes Jahr ist dahingegangen, seitdem Baron Sidney Sonnino sein Grünbuch veröffentlicht hat, mit welchem er Italiens Frontwechsel vom Dreibund zur Entente rechtfertigen wollte. Und trotz dieser Rechtfertigung erhob sich in der ganzen Welt, bei den Zentralmächten wie in den neutralen Ländern, nur e i n e Stimme der Empörung über den Treubruch sondergleichen. Heute, nachdem sich Italiens Eintritt in den Weltkrieg für die früheren Bundesgenossen als keine Gefahr mehr erweist und das Fiasko des Feldzugsplanes Cadornas außer Zweifel steht, ist das Interesse an dem Verrat Italiens wesentlich zurückgetreten. Und doch hat man über die Beweggründe Italiens immer noch insofern eine allzu gute Meinung, indem man die „nationale Aspiration" als wirkliche bare Münze nahm und im Allgemeinen den Standpunkt einnahm und dem Grünbuch den Charakter eines ernsten Dokumentes zubilligte.

Von diesem Standpunkt ging auch natürlicherweise das Rotbuch der öster-

reichisch-ungarischen Regierung aus, welches mit rücksichtsloser Strenge an dem Grünbuch Kritik übte und das Ränkespiel in diesem entschleierte. Das Rotbuch hat wie die Rede eines von der Kraft des guten Rechts durchdrungenen Staatsanwaltes mit unerbittlicher Strenge den Angeklagten seiner Schuld überführt und die schwächlichen Ausflüchte des Grünbuches, das vom Anfang an nur beschönigen wollte, entkräftet.

Und doch mußte sich das Rotbuch auf eine Konfutation dessen beschränken, was das Grünbuch enthielt. Aber das, was Italien an sonstigen Beweggründen in den Krieg an der Seite der Entente trieb, was nur verworren, dunkel und fragmentarisch in die Öffentlichkeit gelangte, das konnte naturgemäß doch nicht besprochen werden.

In den seit der Veröffentlichung des Rotbuchs verflossenen Monaten konnte man aber gerade, was diese Beweggründe und Machenschaften betraf, reichlich Material sammeln, so daß heute es möglich ist, den Frontwechsel Italiens noch in ganz anderem Lichte zu betrachten, als es damals in den sturmbewegten Tagen des Monats Mai möglich war. Nach diesen Enthüllungen zeigt sich, daß die beiden politischen Gesichtspunkte, die „Erlösung der Irredenta" und die „Vorherrschaft auf der Adria", nur der dekorative Deckmantel vor der breiten Masse des italienischen Volkes waren, mit dem man den salto mortale, den man dem Lande zumutete, bemänteln wollte.

Gerade diese im weiteren dargelegten Machenschaften lassen uns sogar das italienische Volk, diese irregeleitete, durch mangelhafte Bildung jeden selbständigen Urteils bare Masse, milder beurteilen, während die verantwortlichen Leiter dieser Politik ein umso schwererer Vorwurf trifft. Als Mitwisser dieser Machenschaften sind sie nicht nur des Verrates an ihren Bundesgenossen, sondern auch der bewußten Irreführung des eigenen Volkes schuldig.

Die geheimen Machenschaften zerfallen in drei Gruppen, die sich in ihrem Endziel trafen: Da ist die Wühlarbeit der von der Königin Elena geleiteten Hofkamarilla, da ist das Ministerium mit seinem persönlichen sacro egoismo und da ist endlich eine Gruppe von schiebenden und drängenden Finanzleuten, die, Industrie und Presse beherrschend, ihre Sonderziele verfolgten, unbekümmert um Italiens historische Rechte und Pflichten.

Die Hofkamarilla hat man merkwürdigerweise viel zu wenig in dem Gesamtbild des Treubruchs Italiens beachtet. Man hat fast vergessen, daß auch auf Italiens Thron eine Montenegrinerin saß, eine Schwester jener beiden Großfürstinnen, denen ein guter Teil der Verantwortung an der Entfachung des Weltkriegsbrandes zufällt. Wenn man die systematische Arbeit der Großfürstin Stana am Newastrand betrachtet, wie sie dort nicht ruhte noch rastete, bis der große Schlag, die Zertrümmerung der Zentralmächte eine beschlossene Sache war, so kann man nicht zweifeln, daß sie durch ihre Schwester Elena am Tiberstrand

alles in Bewegung setzen ließ, um Italien zur Teilnahme an dem Weltkrieg auf der Seite der Entente zu bewegen. Auch Einflüsse von Belgrad und Cetinje spielten hier mit, und Prinzessin Natalie von Montenegro, welche seit dem Ausbruch des Weltkrieges am quirinalischen Hofe weilte, trug ebenfalls das Ihrige dazu bei.

Wie weit der Einfluß dieser zum Verrat an den Verbündeten hetzenden Hofkamarilla reichte, bedarf keines näheren Hinweises. Trotzdem Italien den Ruhm in Anspruch nimmt, das konstitutionell freieste Land zu sein, und der König sich öfters von den linksstehenden Deputierten das Kompliment des „gekrönten Präsidenten" gefallen lassen mußte, so hat der quirinalische Hof in der Consulta wie im Palazzo Braschi einen sehr bedeutenden prinzipiellen Einfluß. Wenn diesen auch König Viktor Emanuel nie benutzte, so gab dieser Umstand der Königin Elena umsomehr Möglichkeit, ihren Wünschen uneingeschränktes Gehör zu verschaffen.

Neben der Hoffamarilla kamen die persönlichen Wünsche des Ministeriums. Bei Antonio Salandra spielte der eitle Wunsch mit, der zweite Cavour seines Vaterlandes zu werden, bei Sidney Sonnino kamen atavistische Neigungen in Betracht, Ferdinando Martini und manches andere Kabinettsmitglied begrüßten freudig die Gelegenheit, im Trüben zu fischen.

Die Ententebotschafter Camille Barrère, Rennel Rodd und Staatsrat Krupensky hatten in dem ganzen Unternehmen, das zu dem salto mortale führte, eine hervorragende Rolle zu spielen. Während diese aber beim Hofe zurücktreten konnte, da hier persönliche Einflüsse fremder Höfe sich geltend machten, war sie den persönlichen Wünschen der Minister gegenüber sehr schwerwiegend. Alle drei Ententebotschafter, nebenbei bemerkt, trefflich geschulte Diplomaten, hatten sehr bald die schwache Seite eines jeden der italienischen Minister erkannt, und benutzten sie in scharfsinnigster Weise.

Am meisten erreichte von diesen Rennel Rodd. Er verstand es, die Anglomanie Sonninos in einer Weise auszunützen, wie es selten in der Geschichte, wenigstens der Großmächte, einem fremden Botschafter gelang, den Willen eines Staatsministers zu beeinflussen. Es ist dabei nicht notwendig, an persönliche Bestechungen zu denken, wie man dies vielfach vermutete, denn dem Charakter des Italieners, der für alles, was fremdländisch ist, eine unbegrenzte Hochachtung empfindet, genügt in diesem Falle schon irgendein Vertrauensbeweis, persönliche Freundschaftsakte und Ähnliches.

Hinter den Ministern aber standen die schiebenden und drängenden „Affaristi". Mit diesem letzteren Ausdruck bezeichnet man in Italien nicht etwa, wie es der etymologische Sinn des Wortes wiedergibt, Geschäftsleute im Allgemeinen, sondern vielmehr solche, welche durch dunkle Machinationen und auf krummen Wegen sich Riesengewinne zu erwerben suchen.

Gerade der Ausbruch des Weltkrieges aber hat für diese „Affaristi" das Signal gegeben, eine geschäftliche Schiebung auf politischer Grundlage durchzuführen, wie nie vorher eine ähnliche in der neueren Geschichte durchgeführt wurde.

Was kümmerte diese Leute „Trento e Trieste", was interessierte sie die Frage des mare amarissimo, d. h. der Adria, was lag ihnen an den achtmalhunderttausend Österreichern und Ungarn romanisch-italienischen Stammes? Für sie und ihre großen und kleinen Helfershelfer waren dies nur Schlagwörter, um die Menge jenes italienischen Volkes, das für sie nur Stimmvieh ist, an der Nase herumzuführen, während es ihnen einzig und allein auf den Gewinn an Geld und Gut ankam! Mag Italien in dem für ihre Zwecke notwendigen Krieg auch zerschmettert werden, mag das Resultat eine blutige Revolution sein, wenn sie sich nur bereichern konnten, denn die gewonnenen Millionen lassen sich dann bekanntlich leicht in irgendein Nachbarland retten, wenn der Brand im eigenen den Aufenthalt unerträglich machen sollte. So dachten die Affaristi, die Italien mehr in den Krieg gehetzt haben, als alle politischen Gründe. Der Affarista steht auch im gewöhnlichen Leben meist im Dienst eines Andern, eines Auftrag- und Kapitalgebers. Bei dem großen Geschäft der italienischen Kriegsaffaristen war dieser Geldvorschießer und Auftraggeber — die Entente.

Die Entente hatte natürlich auch auf direktem Wege, als die Zentralmächte längst noch in Italien ihren getreuen Bundesgenossen wähnten, einen Goldstrom nach Italien geleitet und skrupellose Abnehmer in Fülle gefunden, manche Politiker und viele Zeitungen subventioniert, aber die Hauptarbeit, d. h. die Korruption der maßgebenden Kreise und die Verführung der sogenannten öffentlichen Meinung, das besorgten jene „Affaristi". Als konkretes Ziel wurden diesen die Milliardengewinne an den Lieferungen für Italiens Heer und Marine in Aussicht gestellt. Schon lange vor dem Kriege hatte sich ein Konzern von Affaristen gebildet, welcher mit der Hilfe des französischen Kapitals die Einführung des minderwertigen Déportgeschützes der Regierung aufdrängte und dadurch die Hauptschuld (oder vielmehr heute Verdienst) an der artilleristischen Inferiorität Italiens trägt.

Ein piemontesischer Industrieller, der Ingenieur Ferraris aus Turin, hatte das Déportpatent erworben und zu dessen Herstellung einen Trust von nicht weniger als dreiunddreißig oberitalienischen Firmen gebildet, welche das Déportgeschütz und dessen Munition, sobald es von der Regierung angenommen wäre, herstellen wollten. Als im August der Weltkrieg ausbrach, hatten sie bereits, wenigstens teilweise ihren Zweck erreicht und einen Lieferungsauftrag von 252 Geschützen erhalten, mit deren Ausführung sie beschäftigt waren, nachdem die Artillerie-Prüfungskommission nicht weniger als zweihundert Änderungen an dem ursprünglichen Déport-Modell hatte verfügen müssen. Den Industriellen paßte dies aber auf's beste, weil dadurch das an sich schon komplizierte Geschütz noch viel komplizierter und entsprechend teurer wurde! L' appétit vient en mangeant!

252 Geschütze sind ein schöner Auftrag, aber was bedeutet solch' eine Lieferung im Vergleich zu dem Gewinn an Lieferungsobjekten, die der Eintritt Italiens in den Weltkrieg dem Konzern gebracht haben würde.

Darum lag den genannten Affaristen beim Losbrechen des europäischen Kriegsgewitters alles daran, Italien in diesen zu verwickeln, und da man mit französischem Kapital arbeitete und französische Firmen, wie Schneider-Creuzot und Marrel, dem Konzern angehörten, Frankreich und England gern und viel Geld gaben, so mußte man das Wagnis versuchen, Italien vom Dreibund loszureißen und der Entente anzugliedern.

Das finanzielle Zentrum des Konzerns, der diese Machenschaft in die Hand nahm, war die Società Bancaria in Mailand, der sich von Finanzinstituten die Banca ambrosiana, ebenfalls in Mailand, dann die Bank von Bergamo und jene von Busto Arsicio anschloß. Bedingungslos traten der Gruppe die Industriellen Ansaldo und Perrone in Genua bei, und Spiritus rector wurde der bekannte Börsianer Mazzotti-Bianchelli in Mailand. Mit vollen Segeln ging man im Herbst 1914 an die Arbeit.

Die Situation war günstig: Die Neutralitätserklärung hatte Italien seinen Verbündeten entfremdet, der Hof war innerlich längst durch Königin Elena eine Sukkursale von Cetinje, Belgrad und Petersburg geworden! Im Palazzo Farnese sah Camille Barrère den Wunsch des Konzerns als das Ideal seiner langjährigen Tätigkeit an, während Englands Botschafter Rennel Rodd und jener des Zaren, Staatsrat Krupensky, bereitwilligst dem Konzern sekundierten. Geld war diesem schrankenlos zur Verfügung gestellt worden. Besonders günstig war der Umstand, daß San Giuliano bereits ein stiller Mann geworden und Salandras leere Eitelkeit im Sturm erobert werden konnte, sobald „die Nation" ihren Willen kundgab! Der Nation warf man als Köder die Irredenta hin, und die große Presse wurde einfach gekauft. Die Art, wie die Ententepolitik durch den Konzern der Presse sich bemächtigte, steht vielleicht einzig in der Geschichte des Zeitungswesens der Welt da, und verdient daher eine eingehendere Beleuchtung.

Vor allem ist zu bemerken, daß es schon lange vor dem Weltkrieg eine franko- und anglophile Presse in Italien gab, die zum größten Teil durch Barrère den Interessen Frankreichs dienstbar gemacht worden war. Hierher gehörte vor allem der „Secolo"-Trust, der schon zu Zeiten seines Gründers, des bekannten Musikverlegers Edoardo Sonzogno, eifrig den Interessen Frankreichs diente, ferner der römische „Messagero", der sich neuerdings dem „Secolo"-Trust angeschlossen hat. Es kam jedoch dem Konzern darauf an, auch die große, bis dahin dreibundfreundliche Presse für seine Zwecke zu erwerben. Um dieses zu erreichen, wurden zwei neue Blätter von den Affaristen gegründet, und zwar, da es Leute sowohl bürgerlicher, wie sozialistischer Richtung zu beeinflussen galt, gründete man vorerst für den Geschmack der ersteren die „Idea Nazionale", indem man das kleine gleichnamige Wochenblättchen der neuen Nationalistenpartei kaufte und mit der

Dotation von einer Million Lire zu einer großen Zeitung umwandelte. Hiermit war die Nationalistenpartei samt ihren Deputierten für die Sache gewonnen. Für das sozialistische Volk gründete man den berüchtigten „Popolo d'Italia", dessen Leitung Mussolini, ein Mann von dunkler und sehr bewegter Vergangenheit, übernahm. Da man jedoch die offizielle sozialistische Partei nicht für den Kriegsgedanken aus prinzipiellen Gründen begeistern konnte, so begnügte man sich mit den Reformsozialisten von der Richtung des stets sich als zugänglich erwiesenen Bissolati.

Nach solchen Vorbereitungen, die in wenigen Wochen mehrere Millionen Lire verschlangen, ging man daran, die übrige Presse zu gewinnen, und zwar entweder auf dem geraden Weg der Subvention, oder auf dem Umweg der Beeinflussung der leitenden Persönlichkeiten. Die „Tribuna" wurde gewonnen, indem der Chefredakteur Olindo Malagod zum Vertrauensmann des englischen Botschafters Rodd gemacht wurde, während man den dreibundfreundlichen Rolando Ricci kaltstellte. Den Verwaltungsrat gewann man, indem der in demselben tonangebende Zuckerfabrikant Maraini durch Zuwendung großer Zuckerlieferungen für Frankreich frankophile Gefühle in sich entdeckte. Auch der „Corriere della Sera" ging mit fliegenden Fahnen in das Lager der Dreibundgegner über. Die Hauptbesitzer Pirelli, Crespi und Beltromi wurden auf dem Umweg ihrer Banken gewonnen, und dem Chefredakteur Albertini beseitigte das Ernennungs-Dekret zum Senator, sowie ein Wink Salandras, alle Skrupeln. Man erkennt hieraus, daß schon damals, im September, Salandra zu Diensten des Konzerns stand, wie denn auch Sonninos Blatt, das „Giornale d'Italia" ohne weiteres die Schwenkung vollzog.

Kleinere Blätter, wie den Bologneser „Resto di Carlino" und andere, kaufte man einfach auf oder beeinflußte ihre Besitzer und Chefredakteure.

Unter diesen Umständen gab es Ende 1914 nur noch wenige Zeitungen, nämlich einige konservative („Popolo romano"), die klerikalen und offiziell-sozialistischen Blätter, welche sich frei von der Beeinflussung des Konzerns halten konnten. Wie aber konnte deren ohnehin schwache Stimme gegen das von Tag zu Tag stärker werdende Geheul der Meute aufkommen? Es war vergebliches Mühen, das Entente-Gold war zu stark! In der Consulta und im Palazzo Braschi aber konnten nunmehr die Affaristen den Ministern stolz an der Hand der Presse nachweisen, was die „öffentliche Meinung" in Italien sei, und darauf dringen, daß nach dieser sich die Politik richten müsse.

Doch wozu viele Worte machen? Waren nicht die Portefeuille-Exzellenzen längst konvertiert? Und wenn sie nicht glatten Worten in stillen Unterredungen unterlegen waren, so half das nie fehlende Wort aus dem Quirinalpalaste!

Was die Königin betrifft, so haben wir ihrer Tätigkeit als Organ ihrer Schwestern und ihres Schwagers Peter Karageorgewitsch bereits oben gedacht. Ihr Gemahl, König Viktor Emanuel III., aber ist ebenfalls falsch beurteilt

worden. Er ist nicht wortbrüchig geworden, als er aus einem Dreibundfürsten ein Ententejünger wurde, sondern er warf damals nur seine seit Jahren getragene Maske ab und zeigte sich so, wie er immer schon innerlich gefühlt hatte! Es ist eine für uns bittere Erkenntnis, aber eine absolute Wahrheit, daß die Zusammenkünfte in Venedig, die Depeschen bei Kriegsbeginn, die Besuche in Berlin und Potsdam für den Savoyenkönig nur eine notgedrungene Verstellung gegen seine Herzensüberzeugung waren, während seine Besuche in Paris, Petersburg und London dem wahren Zug seines Fühlens entsprangen.

Das alles hat das Grünbuch n i c h t erzählt, aber es diene als ein interessanter Kommentar zu demselben. Denn nur unter Berücksichtigung der oben geschilderten Machenschaften der Affaristen und ihrer Ministerfreunde, der Hofkamarilla und der beeinflußbaren Presse ist das zustande gekommen, was das Grünbuch zu entschuldigen und zu beschönigen sucht: Der Treubruch Italiens!

Dr. W. Stein: Die Stellungnahme der mittelamerikanischen Presse zum Weltkrieg.

In diesem Kriege gibt es nur zwei Parteien. Auf der einen Seite befinden sich die Deutschen und alles, was deutsch fühlt und denkt. Diesen 120 Millionen Deutschen und Österreichern, zu denen noch etwa 300 Millionen Muhammedaner kommen, stehen, ihre farbigen, gelben, braunen und schwarzen Anhängsel eingeschlossen, rund 750 Millionen Feinde gegenüber. Mehr oder weniger interessiert schauen die Neutralen der ganzen Welt diesem riesigen Ringen zu, denn auch sie fühlen seine gewaltige Wucht und spüren am eigenen Leibe die Schäden, die die Weltwirtschaft erleidet. Da es sich nicht nur darum handelt, die Deutschen auf den Schlachtfeldern zu schlagen, und den preußischen Militarismus und damit den deutschen Barbarismus von der Welt zu vertilgen, als vielmehr darum, einen strebsamen und tüchtigen und deshalb lästigen Konkurrenten auf dem Weltmarkte los zu werden, so ist unseren Feinden jedes, auch das verwerflichste Mittel recht, das geeignet erscheint, die Deutschen in den Augen der Neutralen herabzusetzen. Und die ausländische Presse stößt wohlgemut in das Horn unserer Feinde. Es konnte ihr zu Beginn des Krieges zu einer gewissen Entschuldigung angerechnet werden, daß der Weltnachrichtendienst infolge einer kaum zu verzeihenden Unterlassungssünde unserer Regierung von den im Dienste unserer Feinde stehenden Telegraphenagenturen Reuter, Havas und an-

derer beherrscht wurde. Ein gewichtiges Wort aber spricht bei der in der ganzen Welt einsetzenden Hetze gegen Deutschland Neid, Mißgunst und Bosheit mit. Der Deutsche ist in der Welt unbeliebt. Zwar nimmt man deutsche Waren und deutsches Geld überall gern, und man schätzt den Vermerk „made in Germany", weil er eine ausgezeichnete Qualität der Erzeugnisse gewährleistet, aber man neidet dem Germanen seine wirtschaftlichen Erfolge und ist deshalb bestrebt, die öffentliche Meinung gegen alles, was deutsch ist, systematisch aufzureizen. Man muß es unseren Feinden lassen, sie verstehen ihr Geschäft und bedienen sich der achten Großmacht mit wirklichem Geschick. Gegenüber den haarsträubenden Lügenmeldungen der Havas und Reuter erscheinen die berüchtigten Bulletins Napoleons I. wie schwächliche Beschönigungen und Entstellungen. Manches mag auch der rollende Rubel und der nie versagende englische Sovereign zu Wege gebracht haben. Es ist aber sicher nur bedingt richtig, behaupten zu wollen, daß die Presse eines Landes in ihrer Gesamtheit einen getreulichen Spiegel der öffentlichen Meinung darstelle. Wer will es unternehmen, die Wechselwirkungen zwischen Presse und öffentlicher Meinung kritisch zu untersuchen und zu erfassen? Weit eher wird man behaupten dürfen, daß die Presse die Richtlinien der inneren und äußeren Politik eines Landes wiedergibt und in diesem Sinne die öffentliche Meinung zu beeinflussen sucht. In den mittelamerikanischen Republiken jedenfalls muß man das letztere annehmen, will man überhaupt hinter den Veröffentlichungen der überwiegenden Mehrzahl der dort erscheinenden Blätter einen Sinn oder Zweck vermuten. Diese Behauptung trifft sehr einfach aus dem Grunde zu, weil es eine unabhängige Presse drüben gar nicht gibt. Sie kann daher auch niemals als Barometer der öffentlichen Meinung angesprochen werden. Die Zeitungen Zentralamerikas stehen durchweg im Dienste der jeweiligen oft wechselnden Regierungen. Sogenannte unabhängige oder Oppositionsblätter werden als unerlaubtes Produkt in diesen Ländern nicht geduldet. Selbst die Presse Costa Ricas untersteht seit dem neuen Regiment Gonzalez der Zensur. Somit haben die Auslassungen aller dieser Blätter nur einen bedingten Wert; sie erfüllen aber ihren Zweck, indem sie die öffentliche Meinung zu unseren Ungunsten beeinflussen.

Eine bescheidene Blütenlese mag ein ungefähres Bild davon geben, was in der Presse der fünf mittelamerikanischen Republiken an Gehässigkeiten und Gemeinheiten geleistet wird. In Costa Rica ist es die sich als führendes Organ aufspielende „La Informacion", die moralisch auf dem tiefsten Niveau steht. Das Blatt zeichnet sich durch die größten Unflätigkeiten gegen die Person der beiden verbündeten Kaiser und der sonstigen führenden Männer aus. Nebenbei bemerkt lebt die Zeitung außer von den „Pressegeldern" von dem Reptilienfonds der Costa Ricanischen Regierung. Die geistige Stufe, auf der das Blatt steht, erhellt daraus, daß es die volle, dick umränderte Hälfte der ersten Seite der Nummer vom 9. Oktober 1914 ihres Hauptblattes den Prophezeiungen der Madame de

Thèbes, der weltberühmten Wahrsagerin, über den europäischen Krieg einräumt, die diese im März 1913 gemacht und darin den Untergang des Deutschen Reichs ausgesprochen hat. Alles, was die treffliche Sibylle früher prophezeit, sei eingetroffen, fügt das Blatt ernsthaft hinzu, und deshalb sei auch diese Voraussage glaubwürdig. Dieses nette Zeugnis, welches das Blatt damit der Urteilskraft seiner Leser ausstellt, findet seine Bekräftigung in einem Aufsatze „Das Ende des Deutschen Reichs" in der Nummer vom 5. November 1914. Hier wird an erster Stelle, auffallend umrahmt, in überaus gehässiger Weise das Märchen von der angeblich an Kaiser Wilhelm I. ergangenen Weissagung des Zahlenspiels 1849—1871—1888—1913 wiedergegeben: „Mit Schimpf und Schande wird unter den Schlägen der erbitterten Nationen das Reich des ersten Kaisers infolge der Barbareien seiner Nachkommen zugrunde gehen." In der gleichen Nummer desselben Blattes finden sich haarsträubende Lügenmeldungen über deutsche Grausamkeiten und über Gemeinheiten deutscher Soldaten unter der Überschrift „Tagebuch eines deutschen Offiziers" (Regiment und Armeekorps wird sogar angegeben). Unter dem 3. November wird fettgedruckt berichtet, die deutschen Soldaten müßten von ihren Vorgesetzten mit Peitschenhieben vorgetrieben werden, zahlreiche Fälle von Selbstmord und Meutereien kämen im deutschen Heere vor, und die Überläufer seien weder zu zählen, noch zu halten. Überaus häßlich wirkt auch eine Abhandlung über den deutschen Kaiser und seine Bemühungen, ein gutes Einvernehmen mit Frankreich herzustellen. Das Blatt gibt als Quelle die Zeitung „La Prensa", Buenos Aires, an. Mit hämischem Behagen wird das Verhalten des Kaisers in den Staub gezogen und als würdelos und vergeblich hingestellt.

Meldungen über ungeheure Verluste der Deutschen kehren in jeder Nummer wieder. Unerhört mutet der Leitartikel in der Nummer vom 1. November 1914 an. Es wird darin die Schlacht bei Armentières geschildert und ausgeführt, v. Kluck wurde zurückgeworfen. Der Feind (gemeint sind selbstverständlich die Deutschen!!) hatte enorme Verluste. Ganze Divisionen schmolzen auf Bataillone zusammen und die Bataillone auf Kompagnien. Die Verluste an Offizieren sind so groß, daß sie die Moral und die Schlagfertigkeit des Heeres in Frage stellen. Eine ununterbrochene Karawane von Verwundeten kommt alle Tage an. Viele Batterien sind außer Gefecht gesetzt; es scheint an Munition zu fehlen. Unter den Gefangenen befinden sich viele Sachsen, welche ihre Zufriedenheit bekunden, das Leben gerettet zu haben. Von den Verlusten der Gegner dagegen weiß das Blatt niemals ein Wort zu melden. Natürlich bieten diese Lügennachrichten nichts Neues und sind ebenso, wie die in die Welt posaunten Meldungen von russischen Siegen, von vernichtenden Niederlagen Hindenburgs, von einer Spaltung zwischen den Deutschen und Österreichern, auf Rechnung des Reuterbüros, der Agentur Havas und des „Messagero" in Rom zu setzen. Alle diese Lügenmeldungen kommen aber, und das ist der springende Punkt, mit fett

gedruckten Überschriften an erster Stelle zum Abdruck. Die gehässigen, novellenartigen Berichte Greys werden mit dem Titel „wichtige Notizen" an bevorzugter Stelle veröffentlicht, während die Depeschen der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft, wenn sie überhaupt Aufnahme finden, sich mit Kleindruck an versteckter Stelle in dem für Annoncen bestimmten Teil begnügen müssen. Wenn aber ein deutscher Sieg gar nicht totzuschweigen ist, erscheint die Meldung darüber in einer Fassung, die den Sieg gewissermaßen in eine Niederlage kehrt. Man höre die Meldung über den Seesieg bei Coronel: „Drei deutsche Kreuzer versenkten zwei britische. Die Deutschen fliehen eiligst aus Belgien." Diese Zusammenstellung spricht Bände!

Wie „La Informacion", so verhalten sich auch die Tagesblätter „La Prensa Libre" in San José de Costa Rica, ferner das offiziöse Blatt „El Nuevo Tiempo" in Tegucigalpa, das obskure Blättchen „El Centroamericano de San Pedro Sula", „Pro Patria de La Ceiba" (Honduras) und andere. Sie veröffentlichen zweibundfeindliche Artikel und Feuilletons mit den dicksten Unwahrheiten und Schandnachrichten, meist aus dem Französischen übersetzt, auf der ersten Seite.

Auch hiervon einige Pröbchen. Geradezu niederträchtig erscheint folgende Unterstellung in der Zeitung „El Nuevo Tiempo" vom 16. 11. 14. in einem Artikel: Ein großer Engländer ist gestorben, Lord Chamberlain. Nach einer widerlichen Lobhudelei heißt es da: „Chamberlain ist wenige Tage nach dem Tode des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand gestorben, und der alte Kaiser Franz Josef wird dem Engländer sehr bald nachfolgen. Fürst Bülow und der Kronprinz haben dann Grund, sich glücklich zu fühlen, wie der große deutsche Schriftsteller Maximilian Harden sagen würde." In der gleichen Nummer desselben Blattes findet sich die Mitteilung, 170 Seeoffiziere in Kiel hätten sich geweigert, zu kämpfen, und der Kaiser sei dorthin geeilt, um mit ihnen zu verhandeln. Den Gipfel der Gemeinheit erklimmt das Blatt durch folgende Meldung vom 31. 10. 14.: „Die englische Presse fordert einstimmig die Admiralität auf, die Nordsee zu schließen, um die Deutschen zu verhindern, Minenschiffe als Neutrale verkleidet zu entsenden. Die Deutschen haben mit Konsequenz die neutrale Flagge gemißbraucht." Wenn solche Meldungen nicht gar zu haarsträubend wären und dem Charakter sowohl der Urheber, als der Verbreiter ein geradezu trauriges Zeugnis ausstellten, so daß wir Deutsche uns schämen müssen, sie als zivilisierte Völker anerkannt zu haben, man müßte darüber lachen. Übrigens geben die Blätter auch hierzu gelegentlich Veranlassung. Da ist besonders die Legende von der Erfindung des neuen Sprengstoffes Turpinit (El Nuevo Tiempo vom 26. 11. 14.). Mit großen Worten wird erzählt, wie der Erfinder die Deutschen düpiert habe. Drei Erfindungen habe er gemacht, eine immer besser als die andere. Das Blatt schreibt: „Und der weise Mann erschloß sein Herz und sprach: Ich verkaufte an Deutschland für eine fabelhafte Summe das erste Pulver, an England das zweite, das besser war; aber jetzt, wo

sie an meine Erfindungen glauben, (kurz vorher wird erzählt, daß seine geliebten Franzosen ihn als wahnsinnig ins Irrenhaus stecken wollten), schenkte ich die dritte Formel, welche besser ist, als alle, der Regierung meines geliebten französischen Vaterlandes." Die dummen Deutschen haben also für eine völlig wertlose und längst überholte Erfindung eine fabelhafte Summe hinausgeworfen.

„El Nuevo Tiempo" ist es auch, der ganz besonderes Aufhebens von der angeblich in Deutschland herrschenden Hungersnot macht: „Welchen Mangel Deutschland jetzt schon leidet, (die Nachricht stammt vom 22. 10. 14.), kann man aus den verringerten Rationen ersehen, welche es seinen Soldaten in Belgien gibt. Sie erhalten täglich nur eine kleine Wurst und einige wenige Löffel von Schoten." — Deutschland schickt auch, wie das Blatt zu melden weiß, 2000 Einwohner von Metz über die Grenze nach Frankreich, weil es sie nicht mehr ernähren kann. Unterm 28. 11. 14. berichtet das Blatt, daß General v. Emmich in Lüttich Selbstmord verübte, und daß Prinz Adalbert, der Sohn des Kaisers, in Brüssel infolge erhaltener Verletzungen gestorben sei. Die Sektion habe ergeben, daß die Kugeln aus einem deutschen Gewehr stammten!!! Von dem Geiste des Blattes zeugen auch die Überschriften einzelner Aufsätze „Eine Falle, in die die Russen nicht gingen", „Völlige vernichtende Niederlage der Österreicher und Deutschen in Polen" u. a. Natürlich werden in dieser Zeitung die vom englischen Konsulat herausgegebenen Kriegsberichte vollständig und an auffallender Stelle veröffentlicht. Sie sind von Grey unterzeichnet und signiert von dem englischen Konsul drüben mit dem guten deutschen Namen Joseph Walter. Erwähnt sei noch folgendes: Das Blatt „Diario Oficial", Salvador, enthält sich im allgemeinen einer parteilichen Stellungnahme. Es findet sich in seiner Nummer vom 8. 8. 14. folgendes Telegramm: „Shanghai, d. 7. — Offiziell teilt der japanische Konsul mit, daß Japan damit begonnen hat, 10 000 Mann zu entsenden, um die deutsche Flottenstation in Tsingtau anzugreifen; weitere 10 000 Mann werden die Engländer in ihren Quartieren von Tientsin und Peking ablösen." Die Nachricht ist nicht uninteressant, und jeder Kommentar dazu erscheint überflüssig, wenn man sich in das Gedächtnis zurückruft, daß das unverschämte Ultimatum der Japaner an das Deutsche Reich erst aus der zweiten Hälfte des August datiert ist.

Wenn man diese Preßstimmen liest, muß man sich entsetzt fragen, ob dies denn nun wirklich die öffentliche Meinung in den mittelamerikanischen Republiken darstellt. Wie ist es möglich, daß dieses alles wirklich geglaubt wird? Wer ist denn diese vielverschriene öffentliche Meinung, dieses aller Orten gefürchtete wesenlose Gespenst? Welche Maßregeln ergreifen die Deutschen, um sich dagegen zu wehren und der Wahrheit zu ihrem Recht zu verhelfen?

In den Republiken des amerikanischen Isthmus, in diesen Ländern der Staatsumwälzungen und fortwährenden Unruhen gibt es nichts Einheitliches, am allerwenigsten eine einheitliche öffentliche Meinung. Sicher ist das eine, das

Militärelement ist mit Ausnahme der französische Uniform tragenden costaricensischen Offiziere ganz und gar deutsch gesinnt. Die Soldaten von Honduras, Guatemala, Salvador und Nicaragua, vom General bis zum gemeinen Mann herab, machen daraus nicht den geringsten Hehl. Sie beugen sich bewundernd und ehrfürchtig vor der wunderbaren Organisation des deutschen Heerwesens, die auf allen Gebieten, Verkehr, Bewaffnung, Führung, Technik und welche Betätigungszweige sonst in Frage kommen, so Hervorragendes leistet. Jede neue deutsche Siegesnachricht wird mit Begeisterung empfangen, und Kaiser und Hindenburg sind so populär wie bei uns. Zwar aus der Tagespresse sind die deutschen Erfolge nicht zu ersehen. Daß sie aber in der Öffentlichkeit bekannt werden, dafür sorgen mit bewundernswertem Eifer die wenigen Deutschen drüben. So gibt z. B. die kleine deutsche Kolonie in Honduras seit Kriegsbeginn unter dem Titel „La Guerra Europea" ein Flugblatt in hoher — 4000 — Auflage heraus, in welchem der Verlauf des Krieges, die deutschen Siege und Erfolge der Öffentlichkeit — selbstverständlich in der spanischen Landessprache — unterbreitet werden. Denn die deutschen Presseerzeugnisse haben zurzeit wie selbstverständlich nur geringen Wert.

In Guatemala erscheint seit Kriegsausbruch ebenfalls in spanischer Sprache die von Dr. H. Schnitzler herausgegebene Zeitung „El Eco Aleman", die sich gleichfalls die Verbreitung der Wahrheit zur Aufgabe gestellt hat. An der Herausgabe der „La Guerra Europea" beteiligt sich der deutsche Buchhändler Alfons Drexler, Tegucigalpa, unter Mitwirkung des Herausgebers der bekannten und viel gelesenen „Revista Economica", Herrn Baron v. Franzenstein, Tegucigalpa. Das letztgenannte Blatt verdient eine besondere Erwähnung. Die beiden erstgenannten Zeitungen tragen das Parteimerkmal deutlich auf der Stirn, sie sind zur Verbreitung der — deutschfreundlichen — Wahrheit extra ins Leben gerufen. Mit dem Gedanken an diese Tendenz geht jeder Leser an ihre Lektüre. Der Wert dieser Blätter wird dadurch naturgemäß beeinträchtigt. Die „Revista Economica" aber erscheint seit fünf Jahren, ist eine hoch angesehene, von den Regierungen Zentralamerikas wegen ihres wertvollen wissenschaftlichen Inhalts geförderte Monatsschrift, die gerade in Regierungskreisen viel gelesen wird. Einzelne Regierungen sind mit mehreren hundert Exemplaren für ihre Beamten darauf abonniert. Das Blatt tritt seit Erscheinen in vier Sprachen für die deutschen Interessen sehr energisch ein, und die Deutschen sind dem Herausgeber wahrlich Dank schuldig. Auch an ihn sind natürlich von englischer Seite Aufforderungen ergangen, deutschfeindliche Aufsätze zu bringen. Man wollte sogar dafür bezahlen. Selbstverständlich hat der Herausgeber dies kategorisch abgelehnt. Dieser verbürgte Versuch läßt aber erkennen, auf welche Weise die mittelamerikanische Presse gewonnen worden ist und täglich und stündlich neu gewonnen wird.

Die Männer, die in langen, entbehrungsreichen Jahren Kulturarbeit für das Deutschtum leisten, verdienen, daß ihnen der Dank, den sie verdienen, vor

allem dadurch erstattet wird, daß die Deutschen diese Blätter im wohlverstandenen eigenen Interesse unterstützen. Das ist nicht minder wichtig, als der so nötige deutsche Kabeldienst. Eine Erwähnung verdient auch noch der stellvertretende deutsche Konsul in Honduras, Herr Ernst Petersen. Er hat sich in hoch anerkennenswerter Weise der deutschen Interessen angenommen. Seiner Initiative ist es zu verdanken, daß die kleine deutsche Kolonie den hohen Betrag von 15 000 Mark für das deutsche Rote Kreuz aufzubringen vermochte. Er darf als ein Pfeiler des Deutschtums drüben angesprochen werden, der überdies durch seine kürzliche Heirat mit einer Dame aus Salvador in nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu dem Präsidenten Carlos Melendez in Salvador getreten ist.

Es ist wohl notwendig, den Verdiensten einzelner drüben an exponierter Stelle stehender Personen die gebührende Würdigung zuteil werden zu lassen. Leider gibt es wenige solcher Männer. Es ist sogar jetzt vorgekommen, daß die Inhaber einer großen deutschen Firma in San José de Costa Rica die Redakteure der „La Information", dieses Schandblattes, das an Zynismus und Gemeinheit den „Matin" noch übertrifft, zu ihren Familienfesten einluden. Leider muß auch festgestellt werden, daß sich in denselben Blättern, die auf der ersten Seite die größten Schandnachrichten veröffentlichen, im Anzeigenteil die Inserate deutscher Firmen finden, angesehener Bremer und Hamburger Häuser, die hier nicht genannt sein sollen. In Costa Rica hat in sehr vernünftiger Weise die deutsch-österreichische Kolonie das Blatt in Acht und Bann erklärt. Dasselbe sollte man auch mit allen übrigen Blättern tun. Den deutschen Firmen hier wie drüben ist dringend zu empfehlen, in gleicher Weise vorzugehen und den Blättern, die deutschfeindliche Aufsätze veröffentlichen, solange keine Inseratenaufträge zu erteilen, als diese sich nicht einer Parteinahme gegen Deutschland enthalten. Die mittelamerikanischen Tagesblätter sind in hohem Maße auf die Inserate der In- und Auslandsdeutschen angewiesen; hier ist die Stelle, wo sie sterblich sind. Wenig erfreulich ist es, daß in deutschen Läden Zentralamerikas nach wie vor Waren englischer Herkunft feilgehalten werden. Hier könnten die Deutschen von den Chinesen lernen. Seit Ausbruch des chinesisch-japanischen Konflikts boykottieren die in Mittelamerika lebenden Söhne des Reichs der Mitte die japanischen Waren. Sie kamen überein, keinen Faden japanischer Provenienz zu kaufen.

Das Militärelement ist, wie gesagt, durchweg deutschfreundlich gesinnt. Einer halbwegs annehmbaren Neutralität befleißigen sich auch einige führende Männer. So stellte der französische Klub in Tegucigalpa an die Regierung das Ansinnen, das Erscheinen der „Guerra Europea" aus Gründen der Neutralität und der Wohlanständigkeit (!) zu verbieten. Die Regierung erteilte jedoch den salomonischen Bescheid, daß sie ein solches Verbot nur dann an der Zeit finden würde, wenn auch die von den Franzosen beeinflußten Landesblätter aufhörten, im einseitig deutschfeindlichen Sinne zu schreiben. Auch der Präsident Guatemalas, Lic. Manuel Estrada Cabrera ist im ganzen deutschfreundlich gesinnt. Er

verbot sogar die Vorführung deutschfeindlicher Films, die sich z. B. in Costa Rica besonderer Beliebtheit erfreuen. Dennoch aber kann selbst das Publikum, das diese Vorführungen mit Wohlgefallen über sich ergehen läßt, trotz der zur Schau getragenen französischen Sympathien seine Bewunderung für die militärische und wirtschaftliche Kraft des Deutschen Reichs nicht unterdrücken.

Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie die teilweise von den einzelnen Staaten subventionierte Regierungspresse, die anerkannterweise von Reptilienfonds und Pressegeldern lebt und durch und durch verrottet und käuflich ist, über Deutschland herfällt. Man hat die großartigen Leistungen der Deutschen in Zentralamerika, so scheint es, ganz und gar vergessen, man hat vergessen oder will es nicht mehr wissen, was die fünf Republiken den Deutschen auf landwirtschaftlichem, kommerziellem und wissenschaftlichem Gebiete verdanken. Einige Zahlen sind hier am Platze. Der Gesamthandel Mittelamerikas bezifferte sich 1910 auf rund 225 Millionen Mark, er stieg 1911 auf 255 Millionen, um 1912 auf rund 292 Millionen anzuwachsen. Angesichts der Tatsache, daß sich vor noch nicht langer Frist die deutsche Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten von Amerika auf 300 bis 400 Millionen Mark belief und erst allmählich auf fast das Doppelte gestiegen ist, verdienen die genannten Ziffern und noch mehr ihre steigende Tendenz besondere Beachtung. Zwar ist Deutschland an dem Gesamthandel nur mit 20 Prozent beteiligt — die nordamerikanische Union steht mit 45 Prozent an erster Stelle —, während aber Einfuhr und Ausfuhr der Vereinigten Staaten nach Mittelamerika balanciert, kaufen die Deutschen für mindestens den doppelten Betrag Produkte aus Zentralamerika, als sie dorthin ausführen, das Deutsche Reich führt, wie die amtlichen Statistiken der fünf Republiken ergeben, alljährlich etwa 22 Millionen Mark an barem Gelde an die Staaten des amerikanischen Isthmus ab. Da aber Zentralamerikas Gesamtausfuhr die Einfuhr nur etwa um 28 Millionen Mark übertrifft, so besteht also fast $^4/_5$ der Gesamteinnahmen der fünf Republiken aus ihrem Handel aus deutschem Gelde! Aus diesem Grunde sind neben den militärischen Kreisen auch die Handelskreise, die Importeure, durchaus deutschfreundlich. Sie wissen, was sie an den Deutschen haben. Es sei daran erinnert, daß die bedeutenden Kaffee- und Bananenplantagen Guatemalas fast durchweg in deutschen Händen sind. Deutschland ist infolgedessen dort mit 39 Prozent an der Einfuhr beteiligt. Deshalb lassen sich diese Kreise, die man unter dem Begriff einer still opponierenden Landespartei zusammenfassen kann, auch nicht durch die Lokalpresse beeinflussen. Die Leiter dieser, unter der Kontrolle der Regierung stehenden und von deren Geldern gespeisten Presse, die zudem wenig gelesen wird, sind zumeist Günstlinge der jeweiligen Machthaber. Manche von ihnen kennen flüchtig Paris, oder haben mindestens einige Romane Zolas, Ohnets oder Richpins gelesen. Sie spielen sich als die Intellektuellen auf und setzen immer und immer wieder ihren Lesern die alte Legende eines Paris als „la ville lumière“ als neu vor. Daher die französischen Sympathien.

Selbst tief dunkelfarbige, an die Farbe des Ebenholzes streifende Teints gebärden und fühlen sich als Lateinamerikaner. Sie lehren ihre Kinder „vive la France“ schreien und auf der Straße die Marseillaise pfeifen. Indessen ist die Schicht des Kulturlacks nur dünn. Fragt man diese „Lateiner“, wo denn Paris eigentlich liegt, an welchem Flusse, oder unter welchem Breitengrade, so ist die Wissenschaft dieser Intellektuellen zu Ende.

Die Sympathien, die drüben mit den Franzosen zum Ausdruck kommen, werden mit der Rassenverwandtschaft begründet, die in Wahrheit keineswegs vorhanden ist. Der Wahn einer Blutsverwandtschaft mit Frankreich wird besonders von der Presse Costa Ricas, die fast ganz unter französischem Einfluß steht, — daß die Armee nach französischem Muster organisiert und uniformiert ist, wurde bereits erwähnt — genährt. In Wahrheit haben die Mittelamerikaner als spanische Abkömmlinge mit den Franzosen nichts, aber auch gar nichts gemein. Aus einem dunklen und unverstandenen Gefühl heraus erblicken die auf ihre sogenannte Freiheit so stolzen Republikaner Mittelamerikas in den Franzosen die Vertreter von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Die Wissenden denken anders. Ein ziemlich bekannter costaricanischer Schriftsteller, Mariano Tovar, schrieb unlängst darüber in der in Laredo (Texas) erscheinenden angesehenen Zeitung „El Progreso“:

„Wir gehen wohl nicht irre in der Behauptung, daß jeder von uns die französische Revanche erträumte und erwünschte. Nur auf die Frage nach dem Grunde würde uns die Antwort schwer fallen. Keiner von uns könnte mit gesundem Verstande einem Deutschen gegenübertreten und ein Verhör darüber bestehen, in welchem er den Nachweis führen könnte, daß die französische Revanche für das Wohl der Welt eine Notwendigkeit internationalen Charakters sei . . . Es war ein einfacher Wunsch, die Vernunft spielt dabei keine Rolle. Verwandtschaft der Rasse? Bisher wußten wir noch nicht, woher uns die Verwandtschaft mit den Galliern kommen soll; uns eroberten die Spanier — der Auswurf der Spanier, Leute der Galeeren —. Von ihnen stammen wir ab; wilde Indianer, Rebellen waren unsere Vorfahren, und der Spanier kann Araber sein, aber niemals Gallier. Seit dem Jahre 1870 ist Deutschland an die Spitze der Nationen getreten, trotz der großen Prahlereien Frankreichs, ungeachtet seiner dauernden Vorbereitungen zum Kriege, und entgegen seiner Behauptung, die größte Nation der Erde zu sein. Deutschland arbeitete im stillen. 44 Jahre waren ihm genügend, um in jeder Beziehung die Spitze einzunehmen und sich an die erste Stelle der europäischen Zivilisation zu stellen. Die Laien, die dem Werdegang nicht zu folgen vermögen, die nichts davon verstehen, raten hin und her und studieren die Abhandlung von Gustave Le Bon über die Physiologie des Sozialismus Deutschlands; zwar wissen sie, daß Le Bon ein Franzose ist, aber gerade deshalb begreifen sie, daß Deutschland Frankreich überholt hat, sowohl in wissenschaftlicher als in industrieller Hinsicht. Was sage ich? Frankreich überholt hat? Deutsch-

land überholte die Welt! Rassenverwandtschaft? Wir wiederholen, daß wir sie nicht verstehen. Als der spanisch=amerikanische Krieg ausbrach, als es sich um die Befreiung Cubas handelte, dessen Freiheit vergewaltigt werden sollte, stellten wir uns auf die Seite Spaniens; das war erklärlich, wir waren seine Kinder, und trotz der Bitterkeit der Eroberung schmerzte es uns, daß es beleidigt wurde. Wenn heute in dem Kampf zwischen Frankreich und Deutschland jemand Beweggründe vorzubringen unternehmen wollte, um die Wage der Kritik auf die eine oder die andere Seite zu neigen, würden wir es nicht verteidigen können, unser Gefühl und unsere Sympathien an Frankreich zu verschwenden. . . . . Frankreich erinnert uns an das Blut und die Tränen Mexikos. Wir verdanken Deutschland in bezug auf unsere Freiheit nichts, aber ebenso wenig sind wir darin in Frankreichs Schuld. Knechtischer Sinn und urteilslose Kritik lehrte uns von Kindheit an, den Namen Frankreichs mit unverständlicher Verehrung auszusprechen, und man impfte uns die Idee ein, Frankreich sei die Wiege der Freiheit und die Verkünderin der Menschenrechte. Rechtfertigt sich jetzt der Wunsch in diesen Ländern, daß Frankreich in einer Reihe von Siegen die blutigen Spuren von 1870 verwische? Gewinnt die Welt etwas mit der Zerschmetterung Deutschlands? Wenn es nicht der beschränkte Raum dieses Artikels verböte, würden wir mit Zahlen beweisen, daß vom industriellen Standpunkte aus der Welt mit der Niederwerfung Deutschlands ein wirkliches Unglück widerfahren würde."

Solche Artikel nimmt natürlich die einheimische Presse nicht auf.

In welchem Maße und durch welche Mittel die deutschfeindlichen und franzosenfreundlichen Strömungen in der Bevölkerung geschürt werden, erhellt aus den schon wiedergegebenen Veröffentlichungen, in denen die Deutschen systematisch herabgesetzt, als geschlagen, demoralisiert und verkommen geschildert werden. Auf der andern Seite werden natürlich die Franzosen in den Himmel gehoben. Da wird Joffre als der große Schweiger hingestellt, den der mit Lob so sparsame Lord Kitchener so genannt habe. Das „dankbare" Costa Rica werde den heldenmütigen Franzosen nach errungenem Siege ein Denkmal setzen („La Informacion" vom 24. 2. 15.), nicht in Gestalt eines redeschwingenden Advokaten im Gehrock, sondern eines vorwärtsstürmenden Soldaten, Joffres. Darüber hinaus gewährt in das Getriebe dieses Lügenfeldzuges folgende Aufstellung der zehn Forderungen Deutschlands an Frankreich einen tiefen Einblick, die angeblich der deutsche Gesandte in Washington, Graf Bernstorff, der Regierung der Vereinigten Staaten an den Fingern hergezählt haben soll. Der siegreiche Deutsche Kaiser würde von Frankreich verlangen:

1. Alle französischen Kolonien, einschließlich Marokko, Algier und Tunis werden deutsch.
2. Alles Gebiet von St. Valérien bis Lyon, das ist mehr als ein Viertel

Frankreichs mit über 15 Millionen Einwohnern, wird an Deutschland abgetreten.

3. Frankreich zahlt zehn Milliarden Franken Kriegsentschädigung.
4. Es wird mit Frankreich ein Handelsvertrag geschlossen, der die zollfreie Einfuhr aller deutschen Waren nach Frankreich vorsieht, ohne die Gegenseitigkeit zu verbürgen.
5. Frankreich darf 25 Jahre lang kein Militär ausheben.
6. Alle Festungen Frankreichs werden geschleift.
7. Frankreich liefert drei Millionen Gewehre, 3000 Kanonen und 40 000 Pferde aus.
8. Deutscher Patent- und Erfinderschutz in Frankreich für 25 Jahre ohne Gegenseitigkeit.
9. Frankreich tritt von seinen Verträgen mit Rußland und England zurück.
10. Frankreich schließt für 25 Jahre mit Deutschland ein Bündnis.

Der Zweck derartiger Veröffentlichungen ist natürlich durchsichtig; es soll damit Haß und Wut gegen die unersättlichen deutschen Barbaren, Mitleid und Sympathie mit den armen Franzosen erweckt werden. Das Blatt „La Informacion" bemerkt zu diesen „Forderungen" in seiner Nummer vom 13. 11. 14. in gehässiger Weise: „Aber zwischen Lippe und Bechersrand ist immer ein weiter Weg, und wir haben ein Sprichwort: Auch umgekehrt wird ein Schuh daraus."

Ab und zu kommt aber auch in der mittelamerikanischen Presse die Wahrheit und die Erkenntnis von dem Werte der Deutschen spontan zum Durchbruch. Ich konnte allerdings nur in einer einzigen Zeitung der fünf Republiken, nämlich in der Zeitung „El Diario del Salvador" einen Aufsatz finden, der seit Beginn des Krieges den Deutschen volle Würdigung zuteil werden läßt. Das genannte Blatt zählt zu den besten und gelesensten der zwölf periodischen Zeitungen der Stadt Salvador und tut sich im übrigen durchaus nicht durch besonders deutschfreundliche Stimmung hervor. Um so bemerkenswerter ist es, daß die nachstehenden Ausführungen des angesehenen Mittelamerikaners José Maria Salaverria über „die bewunderungswürdigen Charaktereigenschaften der Deutschen im Auslande" Aufnahme gefunden haben. Die Ausführungen lauten in wörtlicher Übersetzung:

„Eine Unterhaltung mit einem Deutschen setzt uns in Erstaunen. Wenn er überhaupt spricht, verraten seine Worte eine unvergleichliche Gemütsverfassung. Von Niedergeschlagenheit keine Spur. Im Gegenteil läßt er völliges Vertrauen und absolute Zuversicht auf den Sieg erkennen. Sein Glaube ist, um einen deutschen Ausdruck zu gebrauchen, diszipliniert, ist methodisch, systematisch. Die deutsche Gründlichkeit hat einen Patriotismus herangebildet, der in allen Widerwärtigkeiten die Probe besteht.

Alle Nationen stehen gegen eine. Die Antipathie der Welt ist gegen sie. Rußlands Riesenmasse ist ihr in die Flanke gefallen; drei Nationen sind ihre Gegner im Westen; ein furchterregendes Geschwader schließt ihre Häfen; ihr Handel ist bedroht; die Straßen des Meeres sind gesperrt; Japan ist gegen sie auf den Plan getreten, und das Schreckgespenst des Hungers naht drohend ihren Grenzen; endlich hat diese Nation noch mit englischer Zähigkeit zu kämpfen, die voll ist von bewußtem Haß und sich auf unerschöpfliche Machtmittel stützt. Von Augenblickstriumphen abgesehen, müßte dieses Schauspiel Schrecken in die stärkste Seele tragen können. Ein neutraler und außenstehender Verstand, wie der unsrige, würde trübe Gedanken und Pessimismus nicht zu bannen vermögen.

Sprechen wir aber mit einem Deutschen, so wechselt das Bild augenblicklich. Man könnte annehmen, daß uns eine vereinzelte Meinung entgegenträte; wir suchen daher einen andern Deutschen auf, und das Ergebnis ist dasselbe. Alle Deutschen denken und reden wie ein Mund das gleiche. Fast könnte es scheinen, als ob sie bei ihrer Ausreise in die Fremde einen Katechismus erhalten hätten, in welchem alle ihrem deutschen Vaterland drohenden Gefahren vorgesehen sind. Es ist dies ohne Zweifel das Ergebnis einer sehr hohen, bewunderungswerten nationalen Zivilisation, die ohnegleichen in der Welt steht.

Was bei den Deutschen verwirrt und in Verwunderung versetzt, ist ihr Vertrauen in sich selbst. Sie zweifeln nicht, sie schwanken nicht, sie erörtern nicht einmal die Möglichkeit, besiegt zu werden. Das erscheint ihnen so unmöglich und so absurd, daß es in ihrem Ideenkreise nicht Platz findet. Aus geistiger Unfähigkeit oder aus stumpfer Überhebung? Nein, davon ist nichts zu merken, wenn sie in der Art eines überzeugten Bauern erklären, der Krieg sei für die Gegner völlig aussichtslos. Sie halten nämlich ihren endgültigen Sieg für eine Notwendigkeit, und ihr Glaube ist unzerstörbar.

Außer mit der Vernunft rechnen sie mit dem Gefühl. Sie fühlen sich in Wahrheit unbesiegbar. Wenn wir einem Deutschen gegenüber die entgegengesetzte Ansicht äußern, wenn wir darauf hinweisen, wie schwer der Sieg für sie zu erringen sei, dann lacht der Deutsche, wie wenn er mit uns Mitleid hätte; und dann bringt er seine Gründe vor, die denen, welche unter den Verbündeten und mit diesen verwandten Völkern umlaufen, gerade entgegengesetzt sind. Fragt man z. B. die Deutschen, ob ihre Heere Paris erreichen werden, so antworten sie mit Enthusiasmus und mit dem Ausdruck felsenfester Überzeugung: Selbstverständlich. Es ist ein Ton, der uns Spaniern wie ein überirdischer Laut erklingt. . . . . Alles ist eine Frage der inneren Spannkraft. Es gibt Geschlechter voller Spannkraft und solche, die schlaff sind und bleiben. Die Spannkraft ist eine Art Verzückung, welche die Menschen begeistert, welche sie auf einen Ton stimmt, wie die schwingenden Noten eines Heldenliedes. Unter dem Antriebe dieser Spannkraft, welche uns in gewissen Augenblicken mystisch und manchmal

rein physiologisch erscheint, ergibt sich ein Volk wie jetzt die Deutschen dem Rausch der Tat. Ein Schriftsteller würde diesen Augenblick dionysisch nennen. Dann ist das volle Vertrauen in die Tat, die Sicherheit des Sieges vorhanden. Die Völker, die von diesem göttlichen Feuer ergriffen werden, stürzen sich bereitwillig in die Wogen des Schicksals, sie nehmen jedes Unglück auf sich, sie trotzen dem Schicksal, sie blicken zur Sonne und stürmen von Ziel zu Ziel. Das Leben erscheint ihnen mitten in der Gefahr herrlich, es ist für sie nur ein einziger erhabener Augenblick, in welchem in Wahrheit alle Furcht vor dem Tode aufgehoben ist. Im allgemeinen aber fehlt es dem Deutschen niemals an menschlichem Gefühl. Es ist dies eine der an Schwärmerei grenzenden Eigenschaften, die ohne jeden Zweifel dazu dient, die notwendigen und folgerichtigen wichtigen Wechselwirkungen hervorzubringen."

Abgesehen von dieser einen, für die Deutschen allerdings sehr schmeichelhaften Preßstimme, habe ich deutschfreundliche Gesinnung in der gesamten mittelamerikanischen Presse nicht gefunden.

Nun fragt es sich, was denn nun eigentlich mit der maßlosen Deutschenhetze in Mittelamerika erreicht werden soll. Welchen Erfolg erwarten die Männer, die sie betreiben? Es gibt keine Antwort darauf. Das Gebaren ist so sinnlos wie möglich. Nicht nur der größte Teil der Handelswelt Mittelamerikas hat dies längst eingesehen, nicht nur die Importeure, sondern auch ein großer Teil der eingeborenen Kaufleute und der Kaffeepflanzer. Dem ganzen Vorgehen liegt eben nichts anders als das Bestreben zugrunde, die Deutschen, und zwar zum Schaden für die Länder selbst, aus dem Handel zu verdrängen und mutmaßlich den Nordamerikanern den Weg zu ebnen. Und dennoch wird dies nicht gelingen. Die Franzosen, die nur wenig mit den fünf Republiken Handel treiben — sie stehen erst an vierter Stelle und zwar weit hinter Deutschland —, kommen nicht in Betracht. Auch der englische Handel ist nicht so bedeutend, daß er sich unmittelbar an die Stelle Deutschlands schwingen könnte. Vielleicht, und das halte ich für das Wahrscheinliche, will die „neutrale" Union ein wenig im Trüben fischen. Aber die Eingeborenen haben längst erkannt, daß sie dem deutschen Handel und dem deutschen Kapital, dem deutschen Entgegenkommen im Handelsverkehr ihren Reichtum verdanken. Dem Liebeswerben der Yankees, das jetzt mit besonderem Nachdruck unter der Ägide des panamerikanischen Apostels John Barret, des Direktors des panamerikanischen Büros in Washington betrieben wird, stehen sie nicht sowohl recht gleichgültig, als vielmehr ablehnend gegenüber. Mexikos Spuren schrecken. Wohl überschwemmen jetzt mehr als sonst Massen von amerikanischen Katalogen und Briefofferten die Republiken des Isthmus in dem Bestreben, engere Beziehungen zwischen den amerikanischen „Schwester"-Republiken anzubahnen. Aber hinter diesem scheinbaren, von Washington und Newyork aus geschürten Enthusiasmus für den panamerikanischen Gedanken, der, wo er laut wird, als bezahlte Mache angesprochen

werden darf, stehen keine 90 Tage Sichtkredit. Bestellt ein mittelamerikanischer Importeur auf eine der vielen Offerten hin, so heißt es unweigerlich: Zahlung durch Newyorker Kommissionshäuser gegen Übergabe der Dokumente. Der Deutsche aber macht sein Geschäft, indem er in weitschauender, großzügiger Weise den wirtschaftlichen Verhältnissen der fünf Republiken Rechnung trägt. Das ist zweifellos richtig, dennoch aber mag an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, daß die deutschen Kaufleute und Exporteure den mittelamerikanischen Ländern noch viel zu wenig Beachtung schenken. Es handelt sich hier um außerordentlich reiche Gebiete, unerschöpflich an Bodenschätzen und ertragsreich ins Unbegrenzte. Der deutschen Industrie bietet sich ein zukunftsreiches Absatzgebiet auf Jahre hinaus, dem deutschen Kapital Gelegenheit zu nutzbringender, kulturfördernder Anlage. Der Importhandel drüben weiß auch genau, was er an Deutschland besitzt. Die Günstlinge, die die auf nicht sehr hoher Stufe stehende Lokalpresse zu redigieren haben, machen keine Geschäfte mit dem Auslande. Sie brauchen sich um die Zahlungsbedingungen, welche die Importeure und die Kaffeepflanzer durchzudrücken sich bemühen müssen, wenn anders sie existieren wollen, nicht zu kümmern, ihnen genügt der Staatssäckel, der für sie die milchende Kuh abgibt. In ihrem Poetentaumel sind sie so sicher, daß Deutschland in dem gegenwärtigen Kriege unterliegen wird, daß sie sich gar nicht die Frage vorlegen, wie sich Costa Rica, Salvador und Honduras einmal rechtfertigen werden, wenn der heute sicherlich nicht mehr außer dem Bereich der Möglichkeit liegende Fall des Obsiegens Deutschlands im Weltkrieg eintritt. Es wird, so hoffen wir, der Tag nicht mehr fern sein, an welchem die deutsche Regierung von den Leitern jener Staaten Rechenschaft heischen wird für die Haltung dieser Presse, die den deutschen Namen und das deutsche Ansehen unzähligemale beschmutzt und besudelt hat. Das ist die Regierung nicht nur den deutschen Kulturpionieren in diesen Ländern, sondern auch dem Deutschen Reiche selbst schuldig. Keine durchlöcherte Monroedoktrin, die jetzt von den Japanern, die selbst von den Chinesen verachtet werden, in den Kot getreten wird, wird uns daran hindern. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind wohl kaum noch ernst zu nehmen. Die Figur Roosevelts aus unsern Witzblättern taucht auf: eine langstelzige Gestalt mit einem riesengroßen Mund. Ein treffliches Abbild der nordamerikanischen Union!

Direktor Dr. Hugo Schmidt: Der Geist der russischen Politik.

Die Politik Rußlands ist erst seit fünfzig Jahren ausgesprochen deutschfeindlich; die Gründe dafür liegen in der politischen Entwicklung Rußlands. Aus der Betrachtung der politischen Parteien Rußlands kann man sich ein klares Bild von dieser Entwicklung machen und die Vorgänge verstehen, die sich heute in Rußland unter Nachwirkung früherer Ereignisse abspielen.

Wir Deutsche begehen gewöhnlich den Fehler, das politische Leben Rußlands ebenso als das politische Leben Deutschlands anzusehen. Nichts ist falscher als das. Rußland wird heute noch despotisch regiert; von einer regelrechten politischen Parteibildung in Rußland kann gar keine Rede sein. Die politischen Parteien sind obendrein gar nicht volkstümlich, und die große Masse der Bevölkerung lebt ein Leben fern von jedem politischen Einflusse.

1. Das russische Parlament.

Das sogenannte „Parlament", die Duma, ist nur eine Parodie der europäischen Kammer. Die Wahlen vollziehen sich unter dem Drucke der Regierung, welche die Wähler und Wahlen lenkt und leitet und ihre Ergebenheit nach Wunsch formt, indem sie alle Gegner durch Gewalt oder List, durch Gefängnis, durch das Veto, durch den öffentlichen Druck der Polizei und durch die gebildete Geistlichkeit stumm macht. Wenn man dazu bedenkt, daß in Rußland das Zweiklassenwahlsystem besteht und das Wahlrecht sehr beschränkt ist — es gibt auf 356 713 Einwohner nur einen Wahlmann —, so ist leicht zu verstehen, daß die Zahl der Sitze, die von dieser oder jener Partei erobert werden, gar nichts besagt. Und wenn die Opposition wirklich einmal in der Duma vertreten ist, so geschieht das nur auf Kosten großer Anstrengungen und auf Kosten der fabelhaften Unbeliebtheit der gegenwärtigen Regierung.

Die Opposition der Duma verdankt ihr Bestehen vorzugsweise den in den Industriegroßstädten erworbenen Stimmen, den Vertretern des bürgerlichen Liberalismus und dem Industrieproletariat. Im übrigen ist das Volk fast vollständig der Möglichkeit beraubt, seine Stimme im Parlamente hören zu lassen; es steht dieser Einrichtung, wie auch der Tätigkeit der Abgeordneten in den drei ersten russischen Parlamenten ganz gleichgültig gegenüber. Das soll nicht etwa heißen, das russische Volk sei nicht bereit, sein Ohr gewissen Parteien willig zu leihen, die, obwohl sie im europäischen Sinne eigentlich nicht politisch sind, dennoch in doppelter Hinsicht so genannt werden müssen, nämlich erstens deshalb, weil sie im Strafgesetze so gekennzeichnet sind, und zweitens, weil sie mit den gegenwärtigen politischen Bewegungen in Verbindung stehen.

2. Die Gedanken- und Gefühlswelt der Slaven.

Um die Eigenart der russischen Politik richtig zu verstehen, muß man weit ausholen und von den Gedanken sprechen, die bei der Bildung der Parteien eine Rolle spielen. In der Hauptsache wenden sie sich alle mehr an das Gefühl als an den Verstand, — und es ist gerade eine Eigentümlichkeit der slavischen Sinnlichkeit, daß abstrakte Grundsätze viel weniger fähig sind, das russische Volk zu Taten zu entflammen, als im gegebenen Augenblicke die Gefühle.

Um diese Behauptung zu beweisen, muß man die großen Volksbewegungen mit ihren sozialen Regungen kennen, die Rußland durchlebt hat; so z. B. die Revolution des Bolotnikoff, die der Bauern von 1670 mit Stefan Rasine an der Spitze, und später unter Katharina II. die von Emelian Pugatscheff, die sich des Namens des Kaisers Peters III., des Gemahls der Katharina, bediente, und die so endete, daß sie ihren Gemahl durch einen ihrer Liebhaber (Orlow) ermorden ließ (17. Juli 1762). Zur Darstellung dieser Ereignisse fehlt hier der Raum.

3. Die erste geschriebene Verfassung.

Ganz kurz sei an die erste geschriebene Verfassung erinnert, die der Adel der autokratischen und despotischen Regierung zu Füßen legte, nachdem man den ersten Romanow 1613 auf den Thron gesetzt hatte.

Die zweite Verfassung wurde der Kaiserin Anna (1730—1740) nach der Thronbesteigung von einer Partei entrissen — immer von Adligen —, bekannt unter dem Namen Verkhovniki. Diese Verfassung bestimmte die Grenzen der zarischen Autorität, und man beseitigte sie wieder, als sie kaum unterzeichnet war. Soviel über die Hofparteien. In bezug auf die Volksparteien beschränke ich mich darauf, von den Hauptgedanken in den gebildeten Klassen Rußlands zu reden, also von den Gedanken, die den gegenwärtigen liberalen Parteien in Rußland den Boden bereitet haben.

4. Die Vorläufer. — Die Freimaurer.

Dabei muß man bis zu Katharina II. zurückgehen und kann dabei mit großer Freude feststellen, daß die freiheitlichen Gedanken zuerst von russischen Freimaurern verbreitet wurden, deren Einfluß sehr groß war. Die Freimaurerei drang in Rußland ungefähr seit 1732 infolge des Einflusses einiger fremder Brüder durch. Als der Bund die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf sich zog, zählte er in seinen Reihen schon mehrere Russen aus dem höchsten Adel. Unter ihnen befand sich seit 1775 ein Mann, der als Begründer der religionslosen Schule zu gelten hat, also eines Unterrichtssystems, das vom Staate und von der Kirche völlig unabhängig ist; — das war Novikoff. Er begann seine Wirksamkeit mit der Gründung eines Vereins zur Verbreitung von Büchern.

Dann schuf er in Moskau eine literarische Revue, deren Erträgnisse er zu Schulgründungen verwendete. Als Mitarbeiter gewann er einen zweiten überzeugten Freimaurer, einen Deutschen, den Martinisten Schwarz, der Professor an der Universität zu Moskau war.

Katharina war zu klug, als daß sie nicht die Gefahr bemerkt hätte, die diese Bestrebungen für ihre autokratische Regierung besaßen. Trotz ihres Rufes als Freidenkerin war sie doch bemüht, die Autokratie zu hüten und zu wahren, „das Volk muß in Unwissenheit und immerwährender Sklaverei gehalten werden".

Trotz ihrer Liebäugelei mit den Encyklopädisten — Diderot war ihr Gast —, trotz ihres lebhaften Briefwechsels mit Voltaire verhandelte sie mit den aus Frankreich Vertriebenen und mit Ludwig XVI. gegen die französische Revolution, die sie sehr erschreckt hatte, und hielt selbst mit Mirabeau Konferenzen ab zum Zwecke der Herstellung der Königsherrschaft in Frankreich. Daher ist es nicht weiter verwunderlich, daß sie sich beeilte, Novikoff in die russische Bastille, in die Festung von Schlüsselburg, einsperren zu lassen; Schwarz war glücklicherweise vorher im Jahre 1784 gestorben.

Der Nachfolger Novikoffs, und ohne Zweifel auch sein Schüler, war Radistscheff, der ein aufsehenerregendes Buch herausgab: „Die Reise von Moskau nach Petersburg", worin er mit großer Begabung und mit edler Entrüstung gegen die Leibeigenschaft eiferte. Das Buch wurde unverzüglich durch Henkershand verbrannt und sein Verfasser in Schlüsselburg eingekerkert.

Katharina hob nunmehr auch die Freimaurerlogen auf; die Freimaurerei wurde vom russischen Boden verbannt und erst unter Alexander I. wiedergeboren, um dann wiederum endgültig in Rußland verboten zu werden.

Die Keime aber, die man in einen fruchtbaren Boden gesät hatte, brachten eine unermeßlich reiche Ernte in der Form einer Bewegung, die man die Dekabristen nennt. Dekabristen, so werden die Verschwörer gegen die Willkürherrschaft genannt, weil sie ihre Taten nur im Monate Dezember vollziehen (russisch: Dekabr). Es war ein geheimer und weitverbreiteter Bund zum Zwecke eines militärischen Staatsstreiches, der als weitere Ziele hatte: die Verkündigung der Republik in Rußland, die Befreiung der Bauern, die Verstaatlichung der Ländereien und den uneingeschränkten Genuß der Bauern an ihrer Arbeit.

Dieser Bund zählte in seinen Kreisen Vertreter der besten Familien, sogar eine große Zahl von hohen Gardeoffizieren. Die Verschwörungen wurden wunderbar eingerichtet und vorbereitet. Die Offiziere fingen an, die Liebe ihrer Untergebenen zu erwerben, und verstanden es, ihre Wertschätzung und Ergebenheit zu gewinnen, und so kam es, daß mehrere Regimenter daran teilnehmen wollten. Aber der unvorhergesehene Tod Alexanders I. ließ die Bewegung nicht zum Ziele kommen.

Alexander I. war 1825 gestorben oder verschwunden, hatte keine Kinder hinterlassen, und sein älterer Bruder Konstantin sollte ihm auf den Thron folgen, ohne daß jemand wußte, daß dieser im Geheimen auf seine Thronrechte verzichtet hatte, weil er eine morganatische Ehe eingegangen war.

Die Dekabristen zogen daraus Nutzen; sie überredeten den größten Teil der Garnison von St. Petersburg, unter keiner Bedingung dem Nikolaus, dem zweiten Bruder des verstorbenen Zaren, dem rechtmäßigen Thronfolger, den Eid zu leisten, sondern die Verfassung oder die Konstitution anzurufen. Die geschichtliche Wahrheit berichtet darüber, daß die meisten Soldaten diesen Ausdruck gar nicht verstanden und nicht wußten, daß Konstantin eine Polin geheiratet hatte; sie waren von dem Worte Konstitution eingenommen und überzeugt, daß Konstitution der Name seiner Gemahlin sei. Am 14. Dezember 1825 fand auf dem Senatsplatze in St. Petersburg ein blutiger Kampf zwischen den Truppen statt, die treu zu Nikolaus hielten, und den aufgewiegelten Truppen, die schließlich mit Hilfe von Kanonen besiegt wurden.

Die erste Handlung des neuen Kaisers Nikolaus I. (1825—1855) war eine wilde Züchtigung der Dekabristen. Fünf unter ihnen starben am Galgen. Der Fürst Troubezkoi, der Fürst Volkonsky, der Baron Rosen und einige Hundert andere weniger berühmte, aber nicht weniger eifrige Verschwörer wurden verurteilt, ihre Liebe zum Volke in den unterirdischen Minen und den Eissteppen Sibiriens zu betätigen oder zu vergessen.

Das waren die ersten Opfer der Revolutionsjahre in Rußland. Unter Nikolaus brach überhaupt eine vollständige Revolution über Rußland herein. Der Kaiser, erschreckt durch den Dekabristenaufstand und durch die Polenerhebung von 1831, träumte davon, Rußland in eine Kaserne zu verwandeln, in der eine eiserne Disziplin herrschen sollte. Daher unterdrückte er die Kundgebung freier Gedanken, die Presse wurde einer Zensur unterworfen, die Wissenschaft und die Universität wurden von unwissenden Generälen überwacht, und ganz Rußland war sozusagen der Gnade der Gendarmerie ausgeliefert. Daher kommt es, daß sich private Unterrichtsgelegenheiten bildeten. Hierher gehört der Fall „Petrachewzi". Ein Staatsbeamter, namens Petrachewzi, empfing regelmäßig einige Freunde in seinem Hause, und anstatt die Abende mit Glücksspielen totzuschlagen, las und erklärte man die Werke von Saint-Simon, Fourier, Louis Blanc, Proudhon und Owen. Gewisse Gäste hatten die Kühnheit, „sogar ein Wörterbuch zur Erklärung wissenschaftlicher Ausdrücke" herauszugeben.

Ein Verräter brachte diese gefährliche Gruppe zu Falle. In der Nacht des 23. April 1840 wurden 43 Personen, meistens junge Offiziere oder Staatsbeamte, gefangen genommen. Nach mehrmonatlicher Festungshaft verurteilte man 21 zum Tode, unter ihnen den berühmten russischen Schriftsteller Dostojewsky. Auf einem öffentlichen Platze waren Galgen errichtet und die Ver-

urteilten in Sterbekleidern vor ihnen aufgestellt. Erst nach der Vorlesung des Todesurteils verkündigte man ihnen ihre Begnadigung. Die einen wanderten ins Zuchthaus, die weniger Schuldigen als gemeine Soldaten auf mehrere Jahre in entfernte Regimenter.

5. Die Regierung Alexanders II. — Die liberalen Parteien. — Die Zeitschriften. — Der Notschrei der Bauern. — Die Abschaffung der Leibeigenschaft.

Endlich starb Nikolaus I. im Jahre 1855, nach ganz glaubwürdigen Quellen durch Selbstmord. Sein Sohn Alexander II. ward an seiner Stelle Kaiser (1855—1881). Wie immer richteten sich alle Hoffnungen der liberalen Parteien auf die Person des jungen Zaren; und in den ersten Jahren seiner Regierung schien Alexander auch diese Hoffnungen zu erfüllen. Im allgemeinen war eine recht traurige Zeit über Rußland hereingebrochen. Das Land hatte unter dem langen Kriege gelitten, die Bauern seufzten unter dem Joche ihrer Herren und ihren Lasten, die gebildete Welt aber unter dem Joche der Willkür und der Gewaltherrschaft.

Schon während des Krieges war ein Mann von großer Begabung, Alexander Herzen, mit seinem Freunde Ogareff ausgewandert. Er gab außerhalb des russischen Machtbereiches die erste freisinnige Zeitschrift in russischer Sprache, den „Polarstern“ und dann „Die Glocke“ heraus. Das Ziel dieser Zeitschriften war mit kurzen Worten:

Die Befreiung des Wortes (von der Zensur),
die Befreiung der Bauern (von ihren Grundherren),
die Befreiung nichtadliger Untertanen (von der Knute).

An Herzen und Ogareff schlossen sich bald alle die an, die mit der Zarenherrschaft unzufrieden waren; sie beförderten diese Zeitschriften heimlich nach Rußland, wo sie bald einen sehr großen Einfluß gewannen. Der Zar selbst las sie und wünschte sie täglich auf seinem Arbeitstische zu sehen, und unterrichtete sich auf diese Weise über alle Missetaten der Willkürherrschaft seiner Regierung. Die Lage und die Not der Bauern war allerdings unglaublich. Die Grundherren waren nicht allein zufrieden damit, die Bauern zu berauben, die Besitzer dieser „Geburtsrechte“ (ein Ausdruck von Herzen) quälten und peinigten ihre Untertanen und traten ihre Menschenwürde buchstäblich mit Füßen. Gewisse Großgrundbesitzer und Liebhaber von Jagdhunden ließen die neugeborenen Hunde von Bäuerinnen säugen, damit sich die Hündinnen nicht so sehr erschöpften; die andern peitschten ihre Leibeigenen für leichte Vergehen zu Tode, ohne von ihren Harems mit den Bäuerinnen und dem jus primae noctis zu reden, das sie schrankenlos ausübten.

Die Empörung der verzweifelten Leibeigenen wuchs infolgedessen mehr und mehr. Hier und da brachen Aufstände aus, die Angriffe auf die Großgrundbesitzer mehrten sich, und die blutigen Unterdrückungen erzielten nicht mehr die gewünschten Erfolge; daneben verbreiteten sich neue Gedanken sozialer Art. In den Kreisen der Gebildeten und der Ausgewanderten und ihrer Gesinnungsgenossen in Rußland traten Schriftsteller auf, die von der Liebe zum Volk beseelt waren, wie Tschernyschevsky und Dobrolubov. Dazu forderte die öffentliche Meinung die Abschaffung der Sklaverei. Vor dieser neuen Macht und vor der Kraft der immer wachsenden Zahl der Bauernaufstände, durch welche die Lage kritisch wurde, wich Alexander. Er ernannte eine Kommission zur Befreiung von Bauern, in ihrer Mitte einige Männer von gutem Willen und freimütigen Absichten.

Aber die Reaktionäre machten sich nun ans Werk, die geplante Reform zu verhindern. Vergebens vertrat der Zar ihre eigenen Interessen und bewies ihnen, daß es besser sei, die Befreiung der leibeigenen Bauern durch die Regierung zu vollziehen, als zu warten, bis sie sich selbst befreiten. Seine Reform ging durch, hat aber, wie alle Reformen, nichts genützt; denn auf dem Papier wurden die Bauern für frei erklärt, sie erhielten Land nur unter der Bedingung, es in einem Zeitraume von vierzig Jahren wieder zurückgeben zu müssen, — und so sind sie also bis zum heutigen Tage in einer vollständigen Sklaverei verblieben. Das Manifest vom 9. Februar 1863 war nur eine Enttäuschung für die große Masse des Volkes.

6. Die Tätigkeit der Gebildeten.

Jetzt hatte aber wenigstens der Wind der Freiheit über die russischen Gefilde geweht. Alles, was es an freiheitlichem Fühlen und Denken im Reiche des Zaren gab, erhob den Kopf. Eine Hauptveranlassung dazu war wieder die wirtschaftliche Lage der Bauern, die man des Grundes und Bodens beraubt hatte.

Die Schicht der Gebildeten setzte das begonnene Werk fort. Sie richteten Unterrichtskurse ein, die damals in Mode kamen, und zum ersten Male forderten auch die jungen Mädchen ihren Anteil an dem Leben und Reichtume der Gebildeten. Die Jugend wollte lernen, um wiederum das Volk belehren zu können, das Volk, das ewige Opfer, das so gequält wurde, um den bevorzugten Klassen ein genußreiches Leben zu ermöglichen, das Volk, das Reichtümer und allen Luxus geschaffen hatte, und selbst im äußersten Elend lebte. Die ganze Welt wollte gewissermaßen eine Schuld einlösen gegen das Volk, — die Adligen die Schuld ihrer Väter, die Emporkömmlinge ihre eigene Schuld.

7. Der Nihilismus.

Auf diese Weise entstand der Nihilismus, der keineswegs, wie man oft glaubt, eine Partei ist. Er ist nur eine philosophische Gedankenbewegung, eine

geistige Gegenströmung gegen Überlieferung und Glauben. Das Wort Nihilismus brauchte zum ersten Male der berühmte Schriftsteller Turgenjeff. Er, der unfähig war, das neue Geschlecht zu verstehen, und der unter ganz anderen Bedingungen erzogen und schon sehr alt war, hatte in seinem Romane „Die Väter und die Kinder" eine dieser ihm unverständlichen Personen geschildert, nämlich einen jungen Arzt, Bazaroff, einen Volksfreund und Gottesleugner, der sich über die Schöngeisterei, über die guten Manieren, Sitten und die Empfindsamkeit des Adels lustig machte, zu dem er nach seiner Geburt, seiner Erziehung und seinen Gewohnheiten gehörte. Bazaroff ist ein großer Realist, der die Kunst und alles verachtet, was nicht dem praktischen Nutzen diente. Und durch den Mund eines der Helden dieses Romans, durch einen alten, sehr vornehmen Herrn, nennt ihn Turgenjeff einen Nihilisten.

Die Jugend jener Zeit hob den hingeworfenen Handschuh auf. „Ja," antwortete sie, „wir glauben an nichts, an das Nichts. Wir sind weit entfernt von euren veralteten Meinungen über das Leben. Wir können uns nicht für Fragen der Kunst erwärmen, die einen unsinnigen Luxus darstellen, während das Volk leidet und vor Hunger umkommt. Wenn das schöngeistige und das gesteigerte Leben alles für euch ist, nun gut, für uns ist es nichts, und in diesem Sinne sind wir wahrhaftige Nihilisten."

8. Die Gegenwirkung. — Die Bildung von Revolutionsparteien. — Wilde Unterdrückung. — Terrorismus.

Auf die ersten Jahre der Freiheit unter Alexander folgte die Gegenwirkung. Der Zar, der im Geiste schon die Empörung der halbfreien Bauern sah, begann nach der Art seiner Vorgänger alles zu unterdrücken und zu verfolgen. Er lieh dem Tone der „Glocke" kein wohlwollendes Ohr mehr, und ohnmächtig, ihren Schall hinter Schloß und Riegel zu setzen, ließ er seine ganze Wut gegen die Gesinnungsgenossen des Herausgebers Herzen los.

Unterdessen hatte die Verbreitung der sozialistischen Gedanken unter einer unschuldigen Form in den Zeitschriften stattgefunden, die nicht die Aufmerksamkeit der Hüter und Wächter auf sich zog, nämlich die Schöpfung einiger Revolutionsgruppen; unter ihnen war sogar eine Gruppe von Offizieren, die in einer geheimen Buchdruckerei eine Zeitschrift herausgaben. Außer den periodischen Veröffentlichungen brachten diese Gruppen einen Aufruf in allen Zeitschriften, worin das Volk zum Aufstande aufgereizt wurde.

Freilich ließ die Regierung die Anhänger dieser Gruppen plötzlich zu Hunderten abfassen und schrecklich quälen. Die Untersuchungshaft dauerte gewöhnlich mehrere Monate, worauf dann Verbannung nach Sibirien und Zwangsarbeit folgte. Unter den berühmtesten Opfern muß man einen russischen Dichter M. J. Mikhailoff, und einen berühmten, hochbegabten Nationalökonomen, Nico-

laus Tschernyschewsky, nennen, die beide auch nur ohne eine Spur von Schuldbeweis auf einige Jahrzehnte zu Zwangsarbeit im Zuchthause verurteilt wurden.

Unterdessen wuchs aber die Bewegung; heute waren es die Bauern, die revoltierten, morgen die Soldaten usw. Da erhob sich plötzlich Polen, und diesem Aufstande jubelten alle Kreise lebhaft zu; mehrere Offiziere machten sogar mit den Polen gemeinsame Sache. Der Zar und die Regierung verloren den Kopf, und die Revolutionsjugend schöpfte aus diesem Umstande neue Kräfte und Entschlüsse. Am 4. April 1866 fand das Attentat Karakosoffs auf den Zaren, allerdings ohne Erfolg, statt.

Karakosoff wurde wahrhaftigen Foltern unterworfen und endlich aufgehängt. Sein Todesurteil wirkte aber wie eine Herausforderung auf die russischen Revolutionäre, und bald entstand eine Vereinigung, die als Ziel die Verbreitung der Revolution mit allen nur erdenklichen Mitteln verfolgte. Man sah, wie das russische Volk getäuscht worden war, und fühlte sich mit verantwortlich für seine Leiden. Man entschloß sich, das Volk anzugehen und ihm direkte Hilfe zu leisten, — und damit beginnt ein neuer Feldzug und ein neuer Abschnitt in Rußlands politischer Geschichte.

9. Die Verbreitung der neuen Gedanken auf dem Lande.

Die Jugend war voll von Aufopferungsfähigkeit, die Nihilisten verließen die Universitäten und ihre väterlichen Häuser und gingen auf das Land. Sie wollten den vollständigen Sozialismus durch Wort und Beispiel verkündigen. Junge Männer und junge Mädchen aus reichen Familien verließen Glück, Umgebung und Wohlstand. Sie verkleideten sich als Bauern und wohnten auf den Dörfern als kleine Arbeiter, ließen sich als Schullehrer und Gemeindebeamte anstellen, um in enge und dauernde Beziehungen zu den Bauern zu treten. Die andern gingen als Arbeiter und Arbeiterinnen in die Fabriken und die gewerblichen Unternehmungen und teilten alle Härten eines solchen Lebens und Berufes. Indem sie Freundschaftsverhältnisse anknüpften, verbreiteten sie Bücher und Hefte durch ihre Kameraden in Rußland und im Auslande.

10. Bakunin. — Lavroff. — Die Narodniki.

Dabei unterhielten sie auch immer lebhafte Beziehungen zu ihren Gesinnungsgenossen im Auslande. Unter diesen hatte Herzen nicht mehr den meisten Einfluß auf die russischen Revolutionäre, weil er der Entwicklung der Jugend nicht zu folgen wußte; seine Rolle übernahmen Bakunin und Lavroff.

So aufklärend arbeiteten auch die Propagandisten „narodniki“, wie man sie nach dem russischen Worte narod = Volk nannte, einige Jahre hindurch. Es handelte sich also nicht um eine neue Partei, sondern um unabhängige, aber verbündete Gruppen; die Bakunisten versuchten unmittelbar und unverzüglich

kleinere Teilrevolutionen anzurichten, die Lavristen zählten mehr auf die Verbreitung und allmähliche Durchdringung der Masse mit ihren Gedanken.

Als die russische Regierung die Gefahr dieser Parteien und dieses Kreuzzuges erkannte, nahm sie ihre Maßnahmen. Tausende wurden festgenommen, und drei Jahre später, 1877, wurden außer anderen Gerichtsverhandlungen zwei große Riesenprozesse angesetzt, die unter den Namen „der Prozeß der 50" und „der Prozeß der 193" bekannt sind. Diese Gerichtsverhandlungen waren aber nur die besten Mittel zur Verbreitung der sozialistischen Gedanken, und die Haltung und das Benehmen der angeklagten Opfer hat viel zur Ausbreitung der Revolution und zur Werbung von Anhängern beigetragen.

11. „Land und Freiheit." — Zusammenfassung der Arbeit der einzelnen Gruppen.

Diese einzelnen Gruppen vereinigten sich später zu einer geheimen Gesellschaft unter dem Namen Zemlia i Volia (Land und Freiheit), der Wahlspruch aller russischen Volksbewegungen. Den Arbeitsplan dieser Gesellschaft erkennt man aus ihrem Namen. Sie setzte die Gedanken der Sozialisten fort, gab eine periodisch erscheinende Zeitung heraus und wurde bald genötigt, sich gegen die Polizeispitzel zu verteidigen, die bei ihnen einzudringen suchten. Einigemal haben die Glieder der Gesellschaft den Gendarmen bei Verhaftungen bewaffneten Widerstand geleistet.

Im allgemeinen war es mehr eine vorbereitende Vereinigung, aber von Zeit zu Zeit wurde sie gezwungen, auf Schreckenstaten zu antworten, die von der Regierung ausgingen. Im Jahre 1878 schritt sie selbst zu Taten und unternahm eine ganze Reihe von Angriffen gegen die Begleiter des Herrschers als Antwort auf die Grausamkeiten, die man gegen die aufständischen Bauern, streikenden Arbeiter und politischen Gefangenen begangen hatte. Am 2. April 1878 beging eines ihrer Glieder Alex. Solovieff das Attentat gegen den Zaren, der diesmal wiederum mit heiler Haut davonkam.

Dadurch wurde aber die Gegenwirkung vollständig entfesselt, wobei sich allerdings auch die Kräfte der Zemlia Volia zersplitterten. Im Frühjahr 1879 entstand eine Spaltung in der Gesellschaft, und sie teilte sich auf dem Kongreß von Lipezk in zwei verschiedene Parteien: die unter dem Namen Tscherny Peredel (die Aufteilung des Landes) blieb auf sozialistischem oder anarchistischem Boden stehen; die andere: Narodnaia Volia (die Freiheit des Volkes oder der Volkswille) verfolgte als Ziel die politische Revolution mit allen Mitteln. Das Ausführungskomitee beging nun eine ganze Reihe von Attentaten auf den Zaren, eins immer kühner als das andere, und endlich glückte es, Rußland von der verhaßten Person seines Herrschers zu befreien.

Indessen hatte dieser gefährliche und schwierige Kampf die Kräfte der Par-

teien erschöpft, und die Mordtat am Zaren 1881 war gleichzeitig der Untergang der Narodnaia Volia. Fünf Haupturheber des Attentates, André Geljaboff, Sophie Perovskaya (die Enkelin eines Ministers und Generalstochter), Timophëi Mikhailoff, Nikolas Kibaltchich (der Oheim desjenigen, den schließlich noch Pariser Gerichte verurteilten), und Ryssakoff wurden gehängt, Grinevitzky wurde durch die geworfene Bombe getötet, die anderen Parteiangehörigen kerkerte man ein und schickte sie in Zwangsarbeit. In dem Kampfe hatte die N. V. eine starke Stütze an den konstitutionellen Liberalen, die sogar ihre Stimme zu Gunsten einer Verfassung für die Städte und die Provinzen (zemstvo) verlangten. Alexander II. war schon bereit, nachzugeben, und bei dem entscheidenden Attentate hatte er die schon unterzeichnete Verfassung in der Tasche, die zur Veröffentlichung bestimmt war.

12. Eine neue Regierung.

Sein Sohn und Nachfolger Alexander III. (1881—1894) hütete sich wohl, die Verfassung seines Vaters herauszugeben. Unter seiner Regierung blühte vielmehr die Reaktion wie unter Nikolaus I.

Von den Anhängern des Tscherny Peredel wurden die meisten verhaftet. Einige der ins Ausland ausgewanderten Glieder gründeten dort die erste russische sozialdemokratische Gruppe, die Osvobojdenie Trouda (Die Befreiung der Arbeit), sie wurde später der Angelpunkt der russischen Sozialdemokratie und gab das Beispiel einer ganz eigenartigen Gedankenentwicklung.

Da starb Alexander III. Der Liberalismus setzte wieder seine Hoffnungen auf die Person des Thronerben, mehrere Stadt- und Provinzialverwaltungen schickten zu Nikolaus II. Abordnungen mit Adressen, worin sie um einige Verfassungsfreiheiten und um eine Vertretung baten. Nikolaus antwortete ihnen damit, daß er ihre Hoffnungen als „verrückte Träume" bezeichnete. Indessen entschied das Volk darüber anders.

13. Der Kapitalismus in Rußland. — Die Streike. — Die sozialistischen Parteien. — Die gewerblichen Verbände. — Der Pope Gapone. — Der Aufstand von 1905.

Der nach Rußland verpflanzte Kapitalismus hatte einen festen Stamm von Industriearbeitern geschaffen. An diese wendete sich die sozialistische Propaganda und fand bei diesen gelehrige Schüler; so brach zum Beispiel sogar am Krönungstage ein gewaltiger und ungeheurer Streik aus.

Dieser erste Erfolg ermutigte die Vorkämpfer der Revolution. Die Propagandagruppen mehrten sich. Den Gebildeten standen jetzt die Arbeiter und die gebildeten Bauern zur Seite, die ihre Weisheit aus ausländischen, marxistischen

Büchern schöpften und die sozialistische Gedanken in die Kreise der Arbeiter und Bauern verbreiteten.

Daneben verkündete man die sozialistischen Lehren durch den „Bund" (Union der sozialdemokratischen Juden), durch die Polnische sozialdemokratische Partei und einige andere Vereinigungen.

Unter dem Einflusse von Rednern und der Tätigkeit dieser Parteien sogen alle Volksschichten den Gedanken von der Notwendigkeit des politischen Kampfes in sich ein. Die Arbeiterkämpfe und die örtlichen Erhebungen der Bauern trugen sehr oft den Charakter des Kampfes gegen die politische Ordnung. „Nieder mit der Selbstherrschaft," wurde ein volkstümliches Wort, wie die Polizisten vor dem Richterstuhle ganz naiv bezeugten. Manchmal, wie in Odessa und Moskau, versuchten die Regierungskreise die Volksbewegungen vom politischen auf das wirtschaftliche Gebiet zu drängen, verfuhren dabei aber so ungeschickt, daß sie die Aufstände nur vergrößerten.

Ein Pope, ein gewisser Gapone, ein bis dahin ganz unbekannter Priester, gelangte bei dieser Volksbewegung in St. Petersburg zur Berühmtheit. Er hatte als Gefangenengeistlicher Beziehungen zum Minister des Inneren und erhielt die Erlaubnis und den Auftrag, gewerkschaftliche Vereinigungen der Arbeiter einzurichten als Gegengewicht gegen die revolutionären Vereinigungen. Indessen wurde durch die befremdlichsten Maßnahmen der Polizei gegen diese behördlich genehmigte Vereinigung, die noch obendrein mit den Bedürfnissen der Arbeiter von St. Petersburg übereinstimmte, das Volk dazu gebracht, sein Recht beim Zaren selbst zu suchen.

Eine ungeheure, friedliche und unbewaffnete Menge zog nach der Residenz des Zaren, dem Winterpalais, vom Popen Gapone geführt, Heiligenbilder und Bilder des Zaren tragend. In der Menge befanden sich viele Frauen mit ihren Kindern. Sie wurden mit Flintenkugeln empfangen, und es entstand unter den Fenstern des Palastes ein Blutbad, wobei es Tausende von Verwundeten gab.

Dieses Blutbad, das einen gewaltigen Widerhall im ganzen Lande fand, hat die Zeit der Revolutionen eröffnet. Der kindliche Glaube an den Zaren, an „das gute Väterchen seines Volkes", der durch die Hofgesellschaft in Unwissenheit gehalten wird über das Elend des Volkes, schwand mit einem Male. Allgemeine Streike verbreiteten sich über ganz Rußland. Bekanntmachungen, Bauern- und Militäraufstände, Erhebungen der Seesoldaten waren die Antwort des Volkes.

Zu derselben Zeit hatte das Kampfkomitee seine Tätigkeit verdoppelt, nachdem es im Jahre 1904 das Glück hatte, den Diktator von Plehve zu Falle zu bringen, was eine Art von „politischem Frühling" hervorbrachte. Unter an-

deren Taten des Komitees sei nur an den Mord des Großfürsten Sergius, des Oheims des Zaren und des Satrapen von Moskau erinnert. Die allgemeinen Streike vom Oktober entrissen der Regierung des Zaren das erste wichtige Eingeständnis, nämlich die Konstitution. Das Manifest vom 17. Oktober 1905 enthielt das Versprechen der Einberufung eines Parlamentes; dazu erließ man einen allgemeinen Straferlaß für politische Vergehen.

Gleichzeitig aber richtete die Regierungspartei für die untersten Volksschichten der Städte Aufstände ein und hetzte sie gegen das Volk. Das bewährte Mittel, das man bisher gegen die Juden angewendet hatte, war das allgemeine Blutbad (Pogrom), das man jetzt auch gegen die Parteigänger der Liberalen anwendete. Unter dem Schutze der Truppen massakrierte der Pöbel („Cent-noires") die Gebildeten, die organisierten Arbeiter und die Universitätsjugend. Der Zar, der nicht mehr in Sicherheit war, sah sich genötigt, wie man allgemein sagte, Rußland zu verlassen und den Kaiser Wilhelm um Hilfe anzurufen, um die Ordnung im Innern Rußlands herzustellen, und ihm als Ersatz dafür Russisch-Polen anzubieten. Dazu kam es aber nicht.

Es begann nunmehr der Zeitabschnitt der bewaffneten Volksaufstände. Mehrere Städte, darunter Moskau, die erste Hauptstadt und bisher die treueste Schutzwehr des Zarismus, errichtete Barrikaden; viele Landesteile waren in den Händen der Aufständischen (im mittleren Rußland, in Sibirien und in den baltischen Provinzen). Moskau wurde in wenig Wochen durch die Truppen der Kaiserlichen Garde, die von Petersburg hergerufen worden war, und durch die Artillerie von Tver besiegt. Die anderen aufständischen Städte folgten nach und nach. Die Unterdrückung war grausam. „Die Expeditionen der Züchtigung" durchzogen das Land, zerstörten die Städte und erschossen die Aufständischen und noch viel öfter die friedlichen Einwohner. Die Gefängnisse und Krankenhäuser füllten sich mit ungezählten Opfern.

14. Die politischen Parteien. — Die Duma. — Die Konstitutionalistisch-demokratische Partei. — Die Oktobristen.

Unter diesen Vorgängen eröffnete man den Wahlfeldzug; und trotz der Einzelmaßnahmen und der Gegenarbeit der Regierung schickte die Bevölkerung eine beträchtliche Zahl von Abgeordneten der Opposition in die erste Duma, darunter auch Liberale und Sozialisten. Das Volk kümmerte sich wenig um ihre Programme; das wichtigste war ihm nur, Männer zu schicken, die der Volkssache ergeben waren. Das „Jahr im Gefängnisse" für politische Vergehen, das durch die Amnestie wirkungslos wurde, war die beste Empfehlung.

Die erste Duma wurde von der Regierung ungefähr vierzig Tage nach ihrer Eröffnung wieder aufgelöst, und ihre letzte Handlung war ein Aufruf an das Volk, der durch die konstitutionellen Demokraten zu Viburg unterzeichnet

war und das Volk veranlaßte, die Steuern nicht mehr zu bezahlen und der gegenwärtigen Regierung keine Soldaten mehr zu stellen.

Die zweite Duma hatte ebenfalls keine längere Dauer. Sie hat ungefähr ein Jahr gelebt und wurde nach der Festnahme von 52 sozialdemokratischen Abgeorneten aufgelöst unter dem Vorwande, sie habe an einer militärischen Verschwörung mit königsmörderischen Absichten teilgenommen. Die dritte Duma, im wesentlichen revolutionär zusammengesetzt, konnte ihre Aufgabe zu Ende führen, ebenso die vierte. In der ersten Duma stand an erster Stelle die Partei der konstitutionellen Demokraten oder, wie sie sich selbst nannten, „die Partei der Volksfreiheit", die ungefähr 250 Abgeordnete zählte. Diese Partei ist aus einer Gruppe von Liberalen entstanden, die 1901 im Auslande die Zeitschrift „Osvobojdenie" (die Befreiung) gründete unter der Leitung des früheren Sozialdemokraten D. Struve.

Um diese Zeitschrift gruppierten sich die Vertreter des bürgerlichen Liberalismus, der sich sorgfältig bemühte, das Volk nicht zu weit gehen zu lassen. Das Programm, das in heimlichen Zusammenkünften aufgestellt worden war, verlangte die Selbstverwaltung der Städte und Provinzen und die Nationalisierung des Landes. Diese Zukunftspartei erledigte vor der Revolution ihre Aufgabe zuerst in Bittschriften, später, in der Zeit des „politischen Frühlings" (eine Periode der Freiheiten seitens der Regierung nach dem Tode von Plehve), in Zusammenkünften. Der Duma hat diese Partei eine Anzahl ihrer besten Redner gegeben, und um diese Wortführer von großer Begabung gruppierten sich die gebildete Bürgerschaft und die Vertreter der gebildeten Handwerker, die Professoren, die Städtevertreter, die Juristen, aber auch Männer mit ungestilltem Verlangen: die Arrivisten, die Arbeiter und Bauern.

Die konstitutionellen Demokraten sind in der dritten und vierten Duma in der Minderheit. Eine parlamentarische Gruppe, die sich die „Progressisten" nennen, hat ihren Platz zwischen den Demokraten und den „Oktobristen", die einen Schritt nach rechts gemacht haben. Die „Oktobristen", die sich nach dem Monat Oktober nennen, richten sich nach den Grundlagen, die sie im Erlasse vom 17. Oktober ausgesprochen haben. Aber ihre liberalen Absichten sind von dem gleichen Werte und haben dieselbe Dauer, als die Versprechungen eines Zaren. Deshalb ist es sehr schwer, eine Grenzlinie zwischen ihnen und der Rechten zu finden.

Die Parteien der Rechten setzen sich zusammen aus der Bürgerschaft, den Grundbesitzern, den kleinen Industriellen und dem Handel. Mehr rechts sitzt die Partei der „Nationalisten", worunter die echten Russen zu verstehen sind, die vom Zaren verpflichteten Massenmörder. Dieser hat an sie mehrere wohlwollende Erlasse gerichtet, indem er ihnen unter anderem für die Ehrengabe an ihn und den Kronprinzen dankt. Einige unwissende Bauern, eine klerikale Partei und der Adel sitzen mit in dieser Partei.

Es gibt noch eine polnisch-nationale, gemäßigte Partei mit schwachen Hoffnungen auf die Selbständigkeit Polens.

Zur linken der Demokraten sitzt eine Arbeitergruppe mit sozialistischen Zielen. Sie hat sich nach Auflösung der ersten Duma aus Bauern und Arbeitern gebildet, die nicht zur sozialistischen Partei gehören, aber Wünsche sozialer Art haben; sie umfaßt auch einige Sozialdemokraten, die weniger nach ihrem Werte als Parteimitglieder, als wegen ihrer persönlichen Eigenschaften gewählt worden sind. In der ersten Duma waren die Arbeiter mit etwa 200 Abgeordneten vertreten.

Die sozialistischen Revolutionäre saßen als Partei nur in der zweiten Duma mit ungefähr dreißig Abgeordneten, die Sozialdemokraten waren zweiundsechzig. In der gegenwärtigen Duma sind die Sozialdemokraten nur siebzehn; ihr Programm ist bekannt. Das ist das Bild des russischen Parlamentes. Aber es sei wiederholt, die Zusammensetzung drückt nicht die wirkliche Kraft der politischen Parteien Rußlands nach ihrem Einflusse aus. Dem Volke ist im allgemeinen die Tätigkeit der Duma gleichgültig, es hat sich nunmehr auch an die parlamentarischen Lügen gewöhnt.

15. Die Tätigkeit der Anarchisten in Rußland.

Die freiheitlichen Parteien haben nach dem Maß ihrer Kräfte auch zur Vorbereitung anarchistischer Gedanken beigetragen. Ihre Vorgänger, die Narodnikis und die Bakunisten waren durch grausame Unterdrückung vernichtet; mehrere fanden den Tod auf dem Schafott oder im Zuchthause. Ihre Fortsetzer sind in Rußland erst im Jahre 1904 aufgetreten; bis dahin war ihre Literatur nur in einem kleinen Kreise von Gebildeten bekannt. Das Volk kannte den Anarchismus nur unter dem mystischen religiösen Schleier, den Tolstoi darum gewoben hatte. Im Jahre 1904 erhoben sich die ersten anarchistischen Gruppen, von den Revolutionären organisiert, die Bekanntschaft mit der anarchistischen Auffassung im Auslande gemacht hatten.

Die unbegrenzte Freiheit der Presse, die zwei Jahre hindurch 1905—1907 in Rußland bestand, hat eine beträchtliche Anzahl von Büchern sozialistischen und anarchistischen Inhaltes in 10 000 Exemplaren auf den Markt geworfen, die vorher, wie nachher, unter Androhung von Gefängnisstrafen und der Verbannung für die einfache Tatsache des Besitzes verboten waren. Weil sie bis ins Herz des Volkes gedrungen, von den Gebildeten gelesen und von den Ungebildeten verstanden waren, regten sie das Nachdenken an und trugen zur Befreiung der Geister bei, die sie von dem Autoritätsglauben befreiten.

Und diese Saat, die auf fruchtbares Land fiel und durch das Denken ganzer Geschlechter und durch viele Revolutionen verbreitet wurde, trägt jetzt ihre

Frucht. Sie erleichtert das Werk der freiheitlich gesinnten Propagandisten, und selbst da, wo sie noch nicht durchgedrungen ist, bildet sie Bündnisse immerfort unter Bauern, Soldaten und Arbeitern für einen entscheidenden Kampf, der das Volk zur Herrschaft seines Ideals, zur „Prawda" (Wahrheit und Gerechtigkeit) führen wird, die dem überlieferten Wahlspruch entspricht: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Dr. Felix Freudenthal: Paul Lindau und die Ausmerzung der Fremdworte.*)

In einer schwachen Stunde hat der Altmeister des deutschen Schauspiels und der deutschen Erzählung sich aufgemacht, und dem allgemeinen Wunsch, unsere Sprache von dem Übermaß an ausländischen Ausdrücken zu befreien, Rechnung tragend, zunächst den Bühnenfremdworten offen den Krieg erklärt.

Doch seine Feldherrnkunst auf diesem Gebiete scheint, abgesehen von dem durchaus löblichen und anerkennenswerten Streben, keine allzu glückliche zu sein; ja wir müßten schon ein oder beide Augen zudrücken, um in vaterländischer Gesinnung dem hochverdienten Schriftsteller als literarischen Hindenburg für die Vertreibung altgewohnter und liebgewordener Bezeichnungen dankbar zu sein. Man soll eben nicht das Kind mit dem Bade ausschütten, und das an sich berechtigte Verlangen, unsere schöne und wohlklingende Sprache nach und nach von dem seit Jahrhunderten überkommenen Ballast zu befreien, beileibe nicht gewaltsam und schonungslos durchführen.

Sprachreiniger dürfen sich nicht von den durch das Verhalten unserer Feinde hervorgerufenen und erklärlichen Wallungen des Augenblicks fortreißen lassen; sie haben ruhig und wissenschaftlich zu prüfen und zu erwägen, ob und welche aus den verschiedensten Ländern und für die verschiedensten Berufszweige entlehnten Worte tatsächlich entbehrlich und durch gleichbedeutende Laute unserer Muttersprache ersetzt werden können. Ganz gewiß, wir leiden in dieser Beziehung noch schwer an den Sünden unserer Väter, die das Fremde bewundernd und überschätzend, in einer Art Denk- und Sprachbildungsfaulheit einer Unmenge romanischer, griechischer, welscher und sonstiger Schlag- und Fachworte das Bürgerrecht verliehen, und so unser gutes, braves Deutsch verunstaltet und

*) Vergleiche den Aufsatz P. L. in der „Vossischen Zeitung" vom 20. Juni 1915.

mißhandelt haben. Ganz besonders waren es Gelehrte und Beamte, die in Verkennung ihrer nationalen Aufgaben sich dieser Sünden schuldig gemacht; je mehr lateinische oder französische Brocken ihre Arbeiten und Verfügungen enthielten, umso gründlicher und tiefer schien ihre Bildung und ihr Wissen zu sein.

Lesen wir rechts- oder naturwissenschaftliche, ärztliche oder Unterrichtswerke aus früheren Jahrhunderten, oder erinnern wir uns nur der Verfügungen und Entscheidungen deutscher Behörden aus verflossenen Jahrzehnten, so staunen wir mit Recht über den Wulst an bombastischem, ungenießbarem und unverständlichem Kauderwelsch, freuen uns dagegen der unbestreitbaren Tatsache, daß wir auf all diesen Gebieten bereits unbestreitbare und recht ansehnliche Fortschritte gemacht haben. Bald nach dem Sieg über Frankreich setzte in den siebziger Jahren der Feldzug gegen die Ausländerei unter Führung hervorragender Schriftsteller und leitender Verkehrsbehörden, so namentlich des rühmlich bekannten ersten deutschen Generalpostmeisters Stephan kraftvoll ein und befreite uns von einer Menge entbehrlicher Phrasen und geschwollenen Bücherlateins, vor dem der deutsche Michel bis dahin ehrfurchtsvoll den Hut gezogen hatte.

Selbst die Herren vom grünen Tisch folgten dem Zug der Zeit. Ist es doch geradezu eine Freude, daraufhin unsere neueren kleinen und großen Erzeugnisse der Gesetzgebungsmaschine zu prüfen und sie mit den „Elaboraten", „Edikten" und „Dekreten" der entschlafenen Legislaturen zu vergleichen. Gewaltige, voraussichtlich auf Jahrhunderte berechnete Werke, wie das Bürgerliche Gesetzbuch und die Reichsversicherungsordnung, sind im besten und reinsten Deutsch gehalten, mögen sie auch inhaltlich nicht jedem verständlich, und ihre Auslegung, wie dies ja ganz erklärlich, zu Zweifeln und Meinungsverschiedenheiten Anlaß geben.

Aber Kunst und Gelehrsamkeit stecken nun einmal gar zu tief in den Banden internationaler Beziehungen, und sie aus diesen zu erlösen, dürfte nur mit größter Vorsicht unternommen werden. Was Welt- und Kulturgeschichte im Laufe von Jahrhunderten geschaffen, was die gegenseitigen und oft segensreichen Beziehungen der Völker hervorgebracht, was uns gewissermaßen in Fleisch und Blut übergegangen und häufig durch schlagende Kürze einen ganzen schwerfälligen Satz erspart, derartige Bereicherungen unseres Sprachschatzes lassen sich nur durch allgemeine Übereinstimmung der gebildeten Welt und durch Neuschaffung in Sinn und Bedeutung gleichwertiger Wortbildung beseitigen.

Was nun Lindau an Stelle der zahlreichen Bühnen-Fremdwörter zu setzen in Vorschlag bringt, wird sich kaum des ungeteilten Beifalls der Anhänger einer reinen „völkischen" Sprache zu erfreuen haben. Die Furcht, sich lächerlich zu machen, dürfte nicht unbegründet sein, wollte man plötzlich für Sekretär Geheimschreiber, für Musikinstrumente „Wohllautswerkzeuge", für Loge „Sondergemach", für Souffleur Einbläser oder Aushelfer sagen. Wie schwierig und vergeblich es ist, eingewanderte kurze Fremdausdrücke ebenso in germanischer

Zunge wiederzugeben, lassen die ehrlichen Bemühungen Lindaus nur zu deutlich erkennen.

So will er für Rampe die ungeheuerliche Umschreibung „der mit Beleuchtungserzeugern versehene Abschluß des Bühnenfußbodens" einführen, ein einfaches Parterrebillett soll sich in eine „Eintrittskarte zum Sperrsitz im Erdgeschoß" verwandeln, während an Stelle des Orchesters „der für die Spielleute auf lautgebenden Werkzeugen aus Holz und Blech abgesteckte Vorraum" zu treten hat. Schrecklich! aber weiter: Der Requisiteur verwandelt sich in „einen mit der Bereitstellung der für das Spiel erforderlichen handlichen Gegenstände beauftragten Beamten", und auf der Besuchskarte des bisherigen Theaterfriseurs prangt das schöne Wort „Bühnenhaarkünstler", der besonders in der Herstellung der „Haartrachtnachahmungen" (Perücken) bemerkenswertes Geschick besitzen muß. Theateragenten sollen sich fortan „Vermittler zwischen Bühnenleiter (ganz treffend für Direktor) und Bühnenkünstler", Konservatorien „Hochschulen für Vortrags- und Gebärdekunst" nennen, während der leidige und gefürchtete Kritiker nach dem Muster unserer Justizbehörden zum „berufsmäßigen Einzelrichter wird, der sein endgültiges Urteil vor der Öffentlichkeit durch den Druck verkündet". Es fehlt nur noch die vorläufige Vollstreckbarkeit und das Versagen aller Rechtsmittel!

Ob es Lindau mit derartigen Vorschlägen wirklich ernst ist, oder ob er uns in einem ironisch-spöttischen Anflug umgekehrt den Beweis liefern wollte, daß eine erhebliche Anzahl nicht deutscher, aber „durch Annahme an Kindesstatt" reichsangehörig gewordener Kunstausdrücke sich nur kümmerlich germanisieren lassen? Mögen auch manche seiner Vorschläge, wie „erstes Versuchsspiel" für Debüt, „vertragsmäßige Verpflichtung" für kontraktliches Engagement, „Festaufführung" für Galavorstellung, „Einzelschauspieler" für Solist, und einige andere durchaus beachtsam und empfehlenswert sein, der von ihm vorgeschlagene Weg ist zu bedenklich, um sich des ungeteilten Beifalls des besonneneren, nicht blindlings alles Ausländische verabscheuenden Teils der Bevölkerung zu erfreuen. Im Gegenteil! Es dürften nicht allzu viele sein, die in der geschilderten Form ihrer Abneigung gegen die uns feindliche Welt Luft machen werden. Wir fürchten sogar, daß der Mann an der „Ein- und Auszahlungsstelle" (bisher Kassierer), sollte er in früheren Jahren zufällig ein Darsteller glaubhafter und ansteckender Lustigkeit (bisher Komiker) gewesen sein, des greisen Verfassers Vorschläge als spaßhafte „Episode" (nach Lindau „Darstellung eines zur Handlung zwar nicht unbedingt gehörigen, für diese aber im ernsten oder heiteren Sinne doch nicht unwesentlichen Einwurfs") auffassen wird.

Wenn ein in unserer schönen Literatur so hervorragender Schriftsteller, wie der Verfasser von „Maria und Magdalena", in der Übertragung von heimisch gewordenen Fremdworten keine sehr glückliche Hand gezeigt hat, wie wird es erst

den Geistern zweiten und dritten Ranges ergehen, die im Schweiße ihres Angesichts gewaltsame und geschmacklose Übertragungen durchzusetzen sich bemühen!

Der heutige, nur durch den Krieg unterbrochene Verkehr verlangt für tausend Dinge klare, packende, schnell erklärliche Bezeichnungen, gleichviel aus welchem Sprachgebiet sie hergeleitet werden, wobei wir selbstredend unserer Muttersprache stets den Vorzug einzuräumen bereit sind. Reicht diese dazu nicht aus, und ist keine Aussicht vorhanden, durch gewisse Umschreibungen Bedeutung und Inhalt wiederzugeben, so werden wir ohne Gewissensbisse das Fremdwort weiter anwenden. Eine chinesische Mauer auf nationalsprachlichem Gebiet können und wollen wir nicht errichten. Das Deutschtum hat trotz des allzu großen Reichtums an bei uns nicht bodenständigen Fach- und Sachausdrücken wahrlich keinen Schaden erlitten, wie unser ruhmreiches, aber mit französischen Armeeausdrücken reichlich bedachtes Heer zur Genüge bewiesen hat. Ob der deutschen Bühne solche Änderungen notwendig sind, wie sie Lindau vorschlägt, mögen zunächst die daran Beteiligten prüfen. Das große Publikum wird nur langsam folgen und nur dann, wenn die Neubildungen kurz, treffend und volkstümlich sich erweisen, sich entschließen, von ihnen Gebrauch zu machen.

Legationsrat Dr. Jentzsch: Athen.

Auf den humanistisch gebildeten Deutschen übt Griechenland zweifellos eine besondere Anziehungskraft aus; wir haben im Gymnasium einen Einblick gewonnen in die klassische griechische Sprache, wir haben Werke griechischer Philosophen und Dichter kennen gelernt, wir haben die Erzeugnisse der griechischen Kunst bewundert. Ich konnte es daher nur freudig begrüßen, daß es mir vergönnt war, einige Jahre in Griechenland dienstlich tätig zu sein.

Athen, die Hauptstadt des Landes, ist wohl stets das erste Ziel des in Piräeus mit dem Schiffe landenden oder von Patras mit der Bahn ankommenden Fremden. Eine Beschreibung der griechischen Hauptstadt in kurzen Umrissen dürfte von Interesse sein.

Athen, weithin in der Attischen Ebene ausgedehnt, hat etwa 180 000 Einwohner, dazu tritt die Hafenstadt Piräeus mit 75 000 Bewohnern. Von drei Parallelstraßen wird Athen durchzogen, und zwar von der „Stadionstraße", die sich von dem „Syntagma- oder Verfassungsplatz" bis zum „Ommonia- oder Eintrachtsplatz" erstreckt, und in der sich die griechische Kammer befindet, von der Universitätsstraße mit der Bibliothek, der Universität und der Akademie der Wissenschaften, und von der Akademiestraße. In der Universitätsstraße liegt das

Haus unseres mecklenburgischen Landsmanns Schliemann, der sich um die Ausgrabungen in Kleinasien und in Griechenland verdient gemacht hat. Sein Haus trägt die Aufschrift in griechischer Sprache: „Palast von Ilion".

Nahe beim Syntagmaplatz erhebt sich das Palais des verstorbenen Königs Georg, ein großer, einförmiger Hausblock, ohne jeden künstlerischen Schmuck, davor ein großer, freier Platz, weder mit Rasen- noch Baumanpflanzungen versehen. Geschmackvoller ist das hinter dem Schloß gelegene Palais, in welchem der frühere Kronprinz, jetzige König Konstantin, wohnt.

Vom Syntagmaplatz gelangt man durch die Amalienstraße, genannt nach der Gemahlin des Königs Otto, zum Zappion, und unweit davon zum Stadion. Der Zappionplatz mit einer Ausstellungshalle und schönen gärtnerischen Anlagen ist eine Stiftung der Brüder Zappas, das Stadion in Marmor, dem antiken Stadion nachgebildet, eine Stiftung des reichen Griechen Avéroff, der dem Staate auch den bekannten Kreuzer Avéroff von etwa 10 000 Tonnen geschenkt hat; dieser Kreuzer hat Griechenland im letzten Kriege gegen die Türken hervorragende Dienste geleistet. Die Griechen, die bekanntlich ausgezeichnete Kaufleute sind, erwerben im Ausland, in Amerika, Ägypten, Rußland, vielfach große Reichtümer; reich gewordene Griechen spenden dann häufig Millionen zum Schmucke der Hauptstadt des Landes und anderer Plätze, zur Errichtung von Kunstbauten, von Wohltätigkeits- und Schulanstalten. Im letzten Balkankriege sind von Griechen des Auslands Millionen nach Athen geflossen für die verwundeten und erkrankten Krieger.

Kommt man von der Hafenstadt Piräeus und von Phaleron zur Stadt hin, so fällt der Blick am Eingange Athens in überraschendem Staunen auf die alte, in mäßiger Anhöhe aufragende antike Burg, die „Akropolis". Alsbald nach meinem Eintreffen in Athen hatte ich den Vorzug, auf der Akropolis Vorträgen beizuwohnen, die Professor Dörpfeld, damals noch Leiter des deutschen Archäologischen Instituts in Athen, zur Erklärung der einzelnen Bauten der Akropolis hielt; ständige Besucher waren die damalige Kronprinzliche Familie, jetzt König Konstantin und Königin Sophie, die Schwester des Deutschen Kaisers, mit den jüngeren Prinzen und Prinzessinnen.

Von allen in Augenschein genommenen Ausgrabungen in Griechenland bleibt die Akropolis mit ihren Ruinen das Großartigste. Man steigt hinauf auf gut erhaltenen Marmorstufen zu den „Propyläen", deren nördlicher und südlicher Flügel die ganze Breite der Burg einnimmt.

Dann fällt vor allem in die Augen der Parthenontempel mit seinen imposanten Säulenresten. Im „Parthenon" befand sich das weit ins Land weisende Goldelfenbeinbild der Athene. Der Parthenon war die eigentlichste und heiligste Kunststätte der Athener; hier hatten die großen „Panathenäen" ihren Abschluß, welche alle vier Jahre in Reiterspielen und Wagenrennen, in musikalischen und deklamatorischen Aufführungen zu Ehren des Theseus stattfanden. Theseus

wurde als der eigentliche Gründer Athens angesehen. Der Parthenontempel, das vollendetste Kunstdenkmal des Altertums, gehört der Zeit des „Perikles" an. „Phidias" war der Leiter des Baues und der Schöpfer des plastischen Schmuckes an diesem Kunstdenkmal. Weiter ist auf der Akropolisburg der Tempel der „Nike" und das „Erechtheion" zu nennen, letzteres der Tempel der Stadtbeschützerin „Athena Polias".

Das auf der Akropolis befindliche Museum enthält Skulpturen und sonstige der Burg zugehörige Ausgrabungsstücke. Hervorzuheben sind davon Figuren griechischer Mädchen und Frauen mit wahrhaft klassischen Gesichtszügen; bewundernswert ist die altgriechische Kostüm- und Haartracht, für deren Studium diese Figuren von besonderer Wichtigkeit sind.

Vor der Akropolis zieht sich ein abgeglätteter Felshügel hin, der Areopag, „Areshügel". Hier tagte der aus vornehmen bejahrten Männern bestehende Gerichtshof, der in alter Zeit über Blutfrevel abzuurteilen hatte; hier fand nach alten Sagen Orestes wegen Ermordung seiner Mutter Klytämnestra Recht durch Freispruch. Am Areopag hielt Apostel Paulus die berühmte Rede, von der uns die Apostelgeschichte erzählt.

Unterhalb des Areopagfelsens, seitlich, erblicken wir das „Theseion", einen durch die Stürme zweier Jahrtausende fast unverletzt erhaltenen, dem Herakles oder dem Theseus geweihten Tempel.

Dem Areopag gegenüber erhebt sich eine breite Felsterrasse unter dem Namen des „Pnyrhügels". Es wurden dort im alten Athen die Volksversammlungen abgehalten.

Hervorzuheben ist von antiken Werken die „Mauer des Themistokles", die sich von Piräeus nach Phaleron hinzieht. Gar oft wanderte ich bei dem großartigen, in tiefer Breite angelegten Werke am Meere entlang mit dem Blick auf die vielen vorgelagerten Inseln. Die ungeheuern Quadersteine, die zur Errichtung der Mauer verwendet wurden, haben das Werk gleichfalls mehr als 2000 Jahre bestehen lassen.

An Piräeus schließt sich Phaleron an, in weiter Fläche am Meere, mit einem stattlichen modernen Hotel, auf dessen Terrasse ich an Sommerabenden mit Gästen häufig bis tief in die Nacht hinein weilte. Drei große Badeanstalten befinden sich in Neu- und Altphaleron am Meere. In Neuphaleron finden vom Mai ab auch Konzerte statt; dorthin eilen die Athener abends, um nach der Hitze des Tages sich von der Meeresluft abkühlen zu lassen. Wer ruhigere Plätze sucht, fährt oder geht nach Altphaleron.

Von Plätzen außerhalb Athens erwähne ich noch den Villenort „Kephissia", der in dreiviertel Stunden vom Kephissiabahnhof aus, nahe dem Ommoniaplatz, zu erreichen ist. Kephissia ist um zwei Grad kühler als Athen. Reiche Griechen aus Ägypten, auch wohlhabende Athener haben dort größere und kleinere Landhäuser, mit buntgeschmückten Fassaden; die Villen dienen zum Sommeraufenthalt.

Auf der Bahnstrecke von Athen nach Kephissia liegt ein kleines Dorf, „Heraklion", eine deutsche Kolonie, die von König Otto angelegt wurde. Die Kinder sind flachshaarig blond, haben blaue Augen, deutschen Typus, auch die meisten Erwachsenen; es verstehen aber nur noch drei bis vier alte Leute deutsch. Die Kolonie ist völlig vergriecht. Es hat sich in den letzten Jahrzehnten niemand mehr um die Kolonie bekümmert.

Was die klimatischen Verhältnisse Athens anbetrifft, so ist der Sommer sehr heiß; auch ist es recht staubig. Man mag nur einige Schritte über die Straße gehen, und dicker Staub lagert sich auf den Schuhen. Die Athener geben viel auf glänzendes, schönes Schuhzeug. Sobald man sich bei einem der zahlreichen Cafés oder einem Bierhause niederläßt, — es wird schon nicht wenig einheimisches, aber mit unserem bayerischen Gebräu doch nicht zu vergleichendes Bier verzapft —, so stürzen gleich mehrere „Lustros" herbei, um sich der Schuhe zum Abstäuben oder Putzen zu bemächtigen; diese Lustros, bei uns etwa Stiefelputzer, sind Jungens von zwölf bis sechzehn Jahren, die von Unternehmern angeworben werden; sie tragen gleichmäßig graugestreifte Kittel und sind mit einer Nummer am Rock versehen; sie dienen auch zur Erledigung von Aufträgen als Kommissionäre und sind durchaus zuverlässig. Für Abstäuben der Schuhe zahlt man 5 Cts., für Putzen 10 Cts. = 8 Pfg., für sonstige Besorgungen 20 Cts. Lustros finden sich in allen größeren und kleineren Städten Griechenlands; es ist ein recht praktisches Institut. Abends von sieben bis neun Uhr besuchen sie eine Schule.

Der Winter ist in Athen durchaus nicht so warm, wie man denken möchte. Es kommt wohl selten unter null Grad, auch schneit es kaum, aber der häufig auftretende Nordwind verursacht eine recht empfindliche Kälte; dabei sind die Heizvorrichtungen, wenn überhaupt solche vorhanden sind, in den meisten Häusern der primitivsten Art. Die Mittagstunden im Winter, wenn die Sonne scheint, sind allerdings herrlich. Da promeniert die Athener Gesellschaft von zehn bis zwei Uhr auf dem Zappionplatze, der einen herrlichen Ausblick zum Meere bietet. Man glaubt sich hier an die italienische Riviera versetzt. Der Himmel ist auch im Winter von einer wunderbaren Klarheit; geht die Sonne blutrot unter am Horizont, so haben wir vom „Lykabettos" aus, einer Anhöhe bei Athen, mit altem Kloster, ein Bild von Naturschönheit, wie wir es in Deutschland wohl kaum kennen.

Eines Schauspiels möchte ich hier Erwähnung tun, im schönen Mai, das ich im Athener Stadion erlebte. Es wurden die in Korfu vor dem Kaiser aufgeführten Tänze wiederholt; an einem nicht zu heißen Tage, es war Sonntag. Der Hof, die fremden Vertreter, die Athener und Griechen vom Lande hatten sich eingefunden; es mögen 60—70 000 Menschen im Stadion versammelt gewesen sein; schon das bunte Bild der Menge zu schauen, war eine Augenweide. Auf den Marmorsitzen lagen weiche Kissen, so daß es wohl einige Stunden auszu-

halten war. Zwei Kapellen sorgten für die musikalische Unterhaltung. Ein langer Zug von Hunderten von Frauen und Mädchen, mit Blumen und grünen Zweigen in der Hand, bewegte sich von einer Längsseite in das Stadion. Das ganze griechische Festland und die griechischen Inseln waren in mannigfachen und kostbaren Kostümen vertreten. Der Zug löste sich in einzelne Tanzgruppen auf. Die Kostüme der Tänzerinnen reichten meist bis zur Erde, nur wenige erschienen in kurzen Röcken, mit reichem Silber- und Goldschmuck. Die Farben der Gewänder waren hell und auch dunkel. Die Tänze hielten sich in altgriechischer ruhiger Gangart, mit kurzen Schritten. Der Zug bewegte sich durch das ganze Stadion; vor der Hofloge verbeugten sich die einzelnen Gruppen. Das Ganze machte einen zauberhaften Eindruck; es war ein Bild, wie man es nur im Athener Stadion, unter dem hellblauen Himmel haben kann, zur Seite die Gebirgszüge des „Pentelikon" und des „Hymettos". Ich wohnte auch sonst öfters Olympischen Spielen im Stadion bei, doch erreichten diese, nach meinem Dafürhalten, nicht die Leistungen unserer Turner.

Um noch die Lebensweise der Griechen mit einigen Worten zu berühren, so sind sie in Speise und Trank außerordentlich mäßig; es wird mehr für die Ausstattung des Körpers mit schöner Kleidung, sowohl seitens der Männer, wie seitens der Frauen, gesorgt, als für die Ausstattung des Magens. Man ißt wenig Fleisch, mehr Gemüse, Grünzeug, Salate und viel Süßigkeiten. Ein Volksgetränk ist der „rezinierte Harzwein". Der Fremde kann sich schwer an diesen Wein mit dem harzigen Geschmack gewöhnen. Im übrigen gibt es erträgliche Weinsorten vom Weingut des Königs „Tatoi" und von der Deutschen Weinbaugesellschaft „Achaja" in Patras. Herrlich sind die Früchte Griechenlands, Melonen, Feigen, Pfirsiche in großen Exemplaren, Weintrauben; Äpfel und Birnen sind minderwertiger.

Während meiner Dienstzeit in Griechenland erlebte ich dort den Balkankrieg. In Athen herrschte beim Beginn des Krieges eine gedrückte Stimmung vor, wohl in der Erinnerung an die Mißerfolge von 1897, wo die Griechen vor den Türken fliehen mußten. Der König, der längere Jahre in der preußischen Armee stand, hat im Verein mit griechischen Offizieren, die ebenfalls ihre militärische Ausbildung aus Deutschland hatten, den letzten Feldzugsplan im Balkankriege selbst sorgsam ausgearbeitet und durchgeführt. Die Griechen waren den Türken meist numerisch überlegen. Im Kampfe gegen die Bulgaren waren letztere, nach den blutigen Kämpfen mit den Türken, schon nicht mehr auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit; auch fehlte ihnen die frühere glänzende Führung. Die Griechen waren daher sowohl den Türken, wie den Bulgaren gegenüber vom Glück begünstigt. Unter den griechischen Truppen sollen die „Evzonen", unsere Jägerregimenter, besonders bei Erstürmung von Anhöhen sich gut bewährt haben. Ihre Uniform besteht in einem roten Käppi mit schwarzer Troddel, einem kurzen Rock mit breiten Falten, hellen Trikotbeinkleidern und ledernen Schnabel-

schuhen mit einer Rosette an der Spitze. König Otto aus dem Hause Bayern, der Vorgänger von König Georg aus dem dänischen Königshause, ist mit Vorliebe, wenn er sich in München aufhielt, in Evzonentracht erschienen. In Athen merkte man vom Kriege nicht viel, bis auf die täglichen Durchzüge von Truppen. Ein Enthusiasmus, wie bei uns 1870/1871 und zu Anfang des jetzigen gewaltigen Krieges, war in Athen nicht zu beobachten. Nur bei der Einnahme von Saloniki und später von Janina herrschte lebhafter Jubel, mit Umzügen von Vereinen und Schulen. Dabei besteht bei solchen völkischen Freudenergüssen die üble Angewohnheit des Schießens, auch des Scharfschießens, wobei nicht selten schwere Verwundungen und Todesfälle vorkommen.

Bei der Rückkehr des Königs aus dem Kriege war Phaleron an der Landungsbrücke und am Meeresgestade entlang reich mit Fahnen und Kränzen geschmückt. Die Sonne brannte entsetzlich heiß, aber Tausende hielten wacker aus, bis der König, von patriotischen „Zito"-Rufen begrüßt, an Land ging. Auch die Straßen Athens, besonders die Stadionstraße, der Syntagmaplatz und die zum Palais führende Kephissiastraße, waren reich beflaggt und mit Menschen dicht besetzt. Bei solchen festlichen Anlässen wird die deutsche Flagge auf der Kaiserlichen Gesandtschaft, auf dem Kaiserlichen Generalkonsulat und im Deutschen Klub „Philadelphia" gehißt. Vor der Tribüne, auf der Verwundete in Begleitung von Schwestern des Roten Kreuzes Platz genommen hatten, hielt der König und salutierte. Das Athener Volk kam dem Königspaare überall mit lautem Beifall entgegen. Bei dem einige Wochen später stattfindenden Einzuge der Truppen herrschte gleichfalls großes Gepränge in der Stadt. Überschreitungen des Trubels waren nicht zu beobachten; das Athener Publikum zeigt bei solchen Festlichkeiten eine angemessene Haltung. Das trat namentlich auch zutage bei den Beisetzungsfeierlichkeiten des Königs Georg, der einem Attentat erlegen war.

Von diesem Attentat erfuhr ich auf der Rückreise von Kairo, wohin ich im März einen Abstecher zu den Königsgräbern von Luxor unternommen hatte. Das auf dem Schiffe aufgefangene Funkentelegramm von dem Attentat erhielten wir in der Nähe der Insel Kreta. Der auf dem Schiffe befindlichen Griechen bemächtigte sich eine erklärliche Unruhe. Die aufgeregte Haltung der Bevölkerung beim Landen in Piräeus, die Flaggen halb Mast gehißt, der Kanonendonner, das Glockengeläute, ließen bald die Richtigkeit der Drahtmeldung erkennen. Zu den Beisetzungsfeierlichkeiten trafen Prinz Heinrich und Prinz Joachim von Preußen, sowie der jetzige Herzog von Braunschweig ein.

Die Königliche Leiche wurde von Saloniki aus, wo das Attentat stattgefunden hatte, in Begleitung von griechischen und fremden Kriegsschiffen nach Piräeus übergeführt. Sie wurde dann in der „Metropolis", der Hauptkirche von Athen, aufgebahrt. Namens der deutsch-evangelischen Gemeinde — der König gehörte der evangelischen Konfession an — legte ich einen Kranz am

Sarge nieder. Die Beisetzungsfeierlichkeiten begannen mit einem Tedeum, dem der Hof, die vom Auslande eingetroffenen Abgesandten, die ständigen Vertreter der fremden Mächte, die griechischen Minister, mit Ministerpräsident Venizelos an der Spitze, Abgeordnete und andere Deputierte beiwohnten. Die Königliche Leiche wurde sodann auf einer Lafette, in langem, wohl zwei Stunden währendem Zuge nach dem Bahnhof übergeführt, um von dort nach „Tatoi", der Sommerresidenz, zur Bestattung weiterbefördert zu werden. Den Zug eröffneten Bischöfe in großer Zahl, aus dem ganzen Lande herbeigerufen, in ihren reich mit Edelsteinen besetzten Gewändern. Trauerflor befand sich an den Flaggen, an Häusern, an den brennenden Laternen. Die Volksmenge hatte Häuser, Terrassen, Dächer und Bäume dicht besetzt. Es herrschte feierliche Stille in der Stadt. Die bunten, mit reicher Gold- und Silberstickerei versehenen Uniformen der fremden Vertreter, Abgesandten und Militärs gewährten ein abwechslungsvolles Bild. Am Bahnhof waren größere Matrosenabteilungen der im Hafen von Piräeus und in dessen Umgebung verankerten fremden Kriegsschiffe aufgestellt. Unter diesen machte die Matrosenabteilung der „Goeben" wohl den vorteilhaftesten Eindruck, in ihrer äußeren Erscheinung und strammen Haltung. Ich habe viele fremde Kreigsschiffe gesehen, in Genua, Neapel, in Piräeus, englische, französische, italienische, griechische, deutsche; ich muß aber, ohne Voreingenommenheit, sagen, daß die deutschen Matrosen in Sauberkeit, in ihrer kräftigen Gestalt, in ihrer Haltung, bei Erscheinen auf dem Festlande, vor den Marinesoldaten anderer Mächte stets angenehm hervortraten. Bei Erwähnung der deutschen Kriegsschiffe bemerke ich, daß es mir vergönnt war, das Weihnachtsfest 1913 auf einem deutschen Kriegsschiff, auf S. M. S. „Viktoria Luise", zu feiern. Es war mein schönster Weihnachtsabend, den ich im Auslande verlebte, inmitten eines tatfrohen Offizierkorps, eines wohldisziplinierten Kadettenkorps, einer schmucken Marinemannschaft. Es ist dem Auslandsdeutschen immer eine Freude, ein deutsches Kriegsschiff zu betreten, ein Stück vaterländischen Bodens. Neuerdings war öfters Gelegenheit, deutsche Kriegsschiffe in Piräeus und Phaleron bei Athen zu begrüßen; vor zwanzig, dreißig Jahren, da war die deutsche Kriegsflagge in den fremden Meeren nur selten sichtbar. Wir wollten ja nicht Kriegsruhm mit unserer Flotte erwerben. Wir wollten die deutschen Küsten, den deutschen Kaufmann, den deutschen Staatsbürger im Auslande schützen. Das aber wußten wir, wenn es im Ernstfalle hieße, die nationalen Interessen zu verteidigen, so würde die deutsche Flotte, die deutsche Marine Wagemut und Standhaftigkeit zeigen, der deutschen Art entsprechend. Und so sehen wir in dem jetzigen gewaltigen Kriege, wie die deutsche Flotte bereits viele herrliche Erfolge gegen das feindliche England erzielt hat. Was wir dem Kaiser besonders zu danken haben, das ist die deutsche Flotte in ihrer jetzigen Ausgestaltung und Bedeutung. Die Geschichte wird zweifellos Kaiser Wilhelm II. als den eigentlichen Schöpfer der deutschen Flotte preisen.

In Athen hatte ich mehrfach Gelegenheit, auf der im jetzigen Seekriege berühmt gewordenen „Goeben“ zu weilen, unter Admiral Trummler und seinem Nachfolger, Admiral Souchon.

Bei der Schilderung der griechischen Hauptstadt darf ich nicht vergessen, auch von den in Athen befindlichen deutschen Instituten zu sprechen. Wir haben dort eine deutsche Schule, die von reichsdeutschen, österreichischen, ungarischen und griechischen Kindern besucht wird; sie ist zunächst noch Volksschule; sie soll zur Mittelschule erhoben werden. Der weiteren Ausgestaltung der Schule brachte ich das lebhafteste Interesse entgegen, besonders bemühte ich mich um die Vermehrung der Kurse für Erwachsene, die von den Griechen schon lebhaft besucht wurden. Die Griechen erkennen, daß sie im Handel und zum Studium der Wissenschaften nicht ohne Kenntnis der deutschen Sprache auskommen. Ferner besteht in Athen ein Kaiserlich Deutsches archäologisches Institut mit etatsmäßigen Beamten und zur Ausbildung beigegebenen Stipendiaten. Es werden dort Vorträge über Ausgrabungen und Fragen aus dem Gebiete der Archäologie gehalten, die ich häufig besuchte. Wir haben in Athen auch einen deutschen Klub, in welchem Reichsdeutsche, Österreicher, Ungarn und Schweizer als Mitglieder aufgenommen werden. Der Klub hat ein eigenes Heim mit großem Saal, mit Kegelbahn und sonstigen Gesellschaftsräumen. Hier werden die deutschen Nationalfeste gefeiert.

Von Reisen in das Innere des Landes erlaube ich mir später zu berichten.

Geheimrat Prof. Ed. König: Die Ästhetik als Norm der Menschenwürdigung.

Den Herrschaftsbereich des ästhetischen Maßstabes hauptsächlich gegenüber der ethischen Norm in der Kulturgeschichte zu beobachten, hat mir schon lange als ein anziehendes und wichtiges Thema vorgeschwebt. So will ich es denn jetzt wenigstens in bezug auf die Literatur zu bearbeiten versuchen, deren Studium mir am nächsten liegt. Vielleicht findet sich später Gelegenheit, denselben Gesichtspunkt durch ein anderes Literaturgebiet hindurch zu verfolgen, und die richtige, d. h. die vergleichende und geschichtliche, Lösung eines Problems kann ja überhaupt nur dann auf solide Weise unternommen werden, wenn die einzelnen zu vergleichenden Gebiete erst für sich selbst unter dem fraglichen Gesichtspunkte durchforscht worden sind.

So lade ich denn die Leserinnen — denn sie geht ja die Behandlung

des erwähnten Themas in erster Linie an — und Leser ein, mir in die althebräische Literatur zu folgen, und erlaube mir, ihnen die Frage vorzulegen, ob sie die ersten Frauennamen kennen, die nach Eva, der „Daseinsspenderin" (oder Allmutter), im hebräischen Schrifttum begegnen. Nun, diese Namen heißen Ada „Schmuck" oder „(strahlender) Morgen", Zilla „Schattenspenderin" und Naʿama „Anmut oder Lieblichkeit". Welche deutlichen Anzeichen davon, daß an dem weiblichen Wesen schon damals die Pracht der äußerlichen Erscheinung als Quelle des Entzückens für die Umgebung hochgeschätzt wurde! Die körperliche Grazie ist als Vorzug von Frauen in derselben Literatur aber oft noch deutlicher hervorgehoben. Denn daß sie „schön" gewesen sind, findet der hebräische Geschichtsschreiber auch an den Patriarchenfrauen erwähnenswert. So ist es betreffs Sara und anderen gemeldet, und das Interesse des Erzählers für die Schönheit der Frauen blickt auch aus den Worten heraus, die den Unschönen gewidmet sind, wie z. B. „Lea hatte ein blödes Gesicht", d. h. sie entbehrte des feurigen Auges, das nicht bloß an den Orientalinnen hochgeschätzt wird. Um wenigstens noch einige Belege zu geben, so sei daran erinnert, wie der Schwiegervater Simsons diesem seine jüngere Tochter mit den Worten: „Die ist schöner, als sie (die ältere)" rühmt, und „Schönheit" verlieh auch einem kriegsgefangenen Weibe einen besonderen Wert (5. Mos. 21, 11). Bekannt ist ferner, mit wie zarten Tinten, aber auch mit wie satten Farben die weibliche Schönheit im Hohenliede gezeichnet wird. Die ersteren finden sich naturgemäß auf Sulamiths Palette. Sie drückt das Bewußtsein ihrer Grazie nur mit den so bescheidenen Worten aus: „Ich bin eine Blume zu Saron (eine Ebene am mittelländischen Meere), und zwar eine Lilie im Tale". Dem Munde des entzückten Liebhabers aber entströmen solche Äußerungen, wie die folgenden: „Siehe, meine Freundin, du bist schön: deine Augen sind wie Taubenaugen zwischen deinen Zöpfen u. s. w." (4,1), oder „Wer ist, die hervorbricht wie die Morgenröte, schön wie der Mond, auserwählt wie die Sonne?" (6,10) oder „deine Höhe ist gleich der der Palme" (7,8).

Ja, in der althebräischen Geschichtsschreibung wird die Schönheit einige Male auch in der Charakteristik von Männern erwähnt. So geschieht es zuerst bei Joseph, daß er als „schön an Gestalt und schön von Aussehen" beschrieben wird (1. Mos. 39,6). Sodann Davids Schönheit wird zweimal betont: „er war rötlich (d. h. hatte einen lebhaften, blutdurchströmten Teint), hatte schöne Augen und war trefflich von Aussehen überhaupt". Vollends der Prinz Absalom aber übertraf alle Männer an Schönheit (2. Sam. 14,25). Wegen solcher hervorragenden Schönheit wird auch ein König in dem Hochzeitsliede Ps. 45 (V. 3) gepriesen. Die zwei noch übrigen Fälle, wo das Wort „Schönheit" in bezug auf Männer von althebräischen Schriftstellern

ausgesagt wird (Hes. 28, 12 und Jes. 33, 16), sind noch im weiteren Verlaufe der Darlegung zu besprechen.

Indes der bewundernde Ausruf, mit dem nach der hier hauptsächlich betrachteten Literatur der erste Mann das erste Weib begrüßte, lautete doch nicht: Wie schön ist sie! Jener bekannte Ausruf „Diese ist das Mal Gebein von meinem Gebein u. s. w." hat vielmehr den Sinn: dieses Wesen ist nach Bau und Aussehen mit mir verwandt. An diesem Wesen bemerkte der Mann — einmal ist es doch zuerst geschehen, schalte ich für die Bibelskeptiker ein — den aufrechten Gang, das nach oben gerichtete Antlitz, das seelenvolle Lächeln und den geisterfüllten Blick, lauter Eigenschaften, die sie als die verständnisinnige Helferin, als den guten Kameraden des Mannes charakterisierten. Gewiß ferner sind wir als Kinder mit dem greisen Oberknechte Abrahams auf die Brautschau nach Mesopotamien gezogen und haben uns mit ihm auf den Rand des Brunnens von Charran (oder Carrhae) gesetzt, aber haben wir uns nicht auch alle über die erste Eigenschaft gewundert, an der er die für den Sohn seines Herrn passende Braut erkennen wollte? Wenn es die Schönheit gewesen wäre, hätten wir uns gewiß weniger gewundert. Zu unserem Befremden war es aber die gutwillige Dienstfertigkeit, mit der das junge Mädchen dem müden und durstigen Wanderer einen Labetrunk darreichte (1. Mos. 24, 12—14). Ja es ist eine in ihrer Einfachheit frappierende Art, wie Rebekka am Brunnen zu Charran durch scheinbar selbstverständliche Gefälligkeit sich ihren Bräutigam gewann. Aber dieses Mittel war doch eine Tugend, und auch dieser einfache Edelstein glänzt in hinreichend intensivem Feuer, wenn die Gesamtbeschaffenheit der zu einem solchen dienstwilligen Verhalten bereiten Seele als die goldene Fassung dieses Edelsteins hinzugenommen wird.

Die ästhetische Schätzung des Menschen und speziell des Weibes hat auch im althebräischen Denken eine Rivalin an der ethischen Schätzung bekommen. Das lehrt uns schon jene Szene am Brunnen zu Carrhae. Aber das erkennen wir auch aus einer langen Reihe anderer Spuren.

Denn schauen wir nur hin auf den zahlreichen Zug von hervorragenden Frauen, den die althebräische Literatur uns vorführt! Da sehen wir eine Mirjam, die Schwester Moses, eine Debora, eine Jael, eine Rizpa, eine Michal, eine Athalja, die sogar die Königsherrschaft sechs Jahre lang ausgeübt hat. Bei ihnen allen ist Schönheit nicht als ein Moment ihres Wesens erwähnt, und doch tat dieser Mangel ihrer Größe keinen Abbruch. Ein ganzes Büchlein sogar ist der Moabiterin Ruth, der Urgroßmutter Davids, gewidmet. Wie gut versteht sich sein Verfasser auf Kleinmalerei überhaupt, und wie sehr ist er vollends in der Charakterisierung von Personen ein Meister! Man denke doch nur an die Abschiedsszene zwischen der alten Naemi und ihren beiden Schwiegertöchtern, oder begleite die Ähren lesende

Ruth unter den Schnittern und Schnitterinnen des Boaz! Aber braucht der Erzähler, um seine Heldin interessant zu machen, die Schönheit? Nach diesem Worte wirst du vergeblich in dem Büchlein suchen.

Sodann wird die Schönheit in dem althebräischen Schrifttum auch nicht bloß als eine vergängliche Größe hingestellt, von der es heißt: „Schönheit wird verzehrt wie von Motten" oder „ein bloßer Hauch ist Schönheit" (Ps. 39, 12; Spr. 31, 30). Vielmehr wird die bloße Relativität ihres Wertes auch überhaupt betont: sie muß sich mit der Güte des Willens verknüpfen, wenn sie wirklich wertvoll sein soll. Das drückt ein Spruchdichter fast allzu drastisch in 11, 22 aus. Ein anderer sagt es wenigstens feiner so: „Lieblich und schön sein — für sich allein — ist nichts" (31, 30). Am überraschendsten aber ist es, daß in demselben Hohenliede neben der dithyrambischen Verherrlichung körperlicher Vorzüge des Weibes auch eine Lobrede auf das durch *sittliche* Größe ausgezeichnete Weib gelesen wird. Denn die schöne Sulamith, die vom liebeglühenden Bewerber in psychologisch erklärlicher Weise auch als schlanke Palme gefeiert wird, diese Sulamith wird am Schlusse der Dichtung deswegen gepriesen, weil sie ihren Brüdern die Versicherung geben kann, daß sie dem ungeliebten Bewerber gegenüber eine „Mauer" (d. h. eine uneinnehmbare Burg) gewesen sei (8, 10) und so sich als ein Weib erwiesen habe, das sich zum Frieden hindurchringt. Sie hat ihrem schon vor Salomos Bewerbung geliebten Hirten die Treue gehalten, und solche echte Liebe wird ja im Hohenliede mit den Worten gepriesen: „Liebe ist fest wie der Tod, eine gottentzündete Flamme" (8, 6).

In der Schlußszene des Hohenliedes steht gleichsam eine Verkörperung der Grundsentenz vor uns, die im hebräischen Geistesleben über das richtige *Verhältnis von ästhetischer und ethischer Würdigung* des Menschenwesens gefällt worden ist. Die Veranschaulichung dieses Grundurteils wirkt aber um so eindrucksvoller, als sie in der übrigen althebräischen Literatur keineswegs eines gestaltenreichen Hintergrundes entbehrt. Einen solchen Hintergrund der Schlußszene des Hohenliedes darf man aber in allen den Gestalten des althebräischen Schrifttums sehen, aus deren Zügen uns der Adel geistiger Tugenden entgegen leuchtet.

Denn um zunächst auf die *formalen Tugenden*, die, wie z. B. Opferfähigkeit und Treue, in allen Pflichtenkreisen betätigt werden können, einen Blick zu werfen, wer steht nicht voll Bewunderung vor der Aufopferungsfähigkeit von Jephtahs Tochter (Richt. 11, 30 ff.)? Anstatt zusammenzuknicken, steht sie aufrecht. Anstatt in Klagen über das ihr drohende Schicksal auszubrechen, ermutigt sie vielmehr ihren Vater zur Leistung des gegenüber Gott ausgesprochenen Gelübdes. Eine wahrhaft große Tochter, die lieber das Schwerste erleiden will, als daß ihr Vater wortbrüchig werden soll! Sie erinnert uns an Esthers Wagemut, die einen Bittgang zum Könige

für ihr Volk mit den Worten: „Komme ich um, so komme ich um" unternimmt (Esth. 4, 10). Aber übersehen wir neben diesen heroischen Tugenden doch auch die Tugend des Fleißes nicht, die einem Veilchen gleich oft im Verborgenen blüht! Jedenfalls der hebräische Spruchdichter hat es nicht verschmäht, dieser einfachen Tugend das schöne Wort: „Ein fleißiges Weib ist die Krone ihres Mannes" zu widmen (Spr. 12, 4). Ein solches Weib ist gewiß auch keine „Zarte und Weichliche, die nicht versucht hat, ihre Fußsohle auf die Erde zu setzen" (5. Mos. 28, 56), und wie sehr wird die Verschwendungssucht von Frauen von den großen Rednern Israels (Jes. 3, 16 ff. u. s. w.) gegeißelt!

Ferner wie viele Vertreterinnen materialer Tugenden, die in einzelnen speziellen Pflichtenkreisen ihre Werkstätte besitzen, werden vor unserem Geistesauge lebendig, wenn wir es nur nicht verschmähen, auch der althebräischen Literatur wieder einmal unseren Blick zuzuwenden!

Oder kann jemand ohne Bewegung an dem Bilde von Rizpa vorübergehen? Sie hat ja einen ganzen wolkenlosen Sommer Palästinas hindurch bei den Leichen ihrer Söhne und Stiefkinder gesessen, hat bei Tage die Raubvögel und bei Nacht die Schakale abgewehrt (2. Sam. 21, 10). O herzerschütterndes Bild der Mutterliebe! Neben dem Blick für sie besitzt der hebräische Geschichtsschreiber auch ein Ohr für den klassischen Ausdruck der kindlichen Pietät, den Ruth in den Worten: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, nur der Tod soll mich und dich scheiden" gegeben hat. Zu Rizpa und Ruth gesellt sich als eine Pflegerin einer nur im Familienleben zu betätigenden Tugend jene Prinzessin Michal und spätere Gemahlin Davids. Denn was tat sie, als die Pflichten der Tochter und der Gattin in ihrem Leben zusammenstießen? Sie bewahrte zugleich ihren Vater vor einer Gewalttat und rettete ihrem Manne das Leben. — In jenem gestaltenreichen Hintergrund der Schlußszene des Hohenliedes reihen sich weiter Frauen als Musterbilder des Patriotismus an. An der Spitze dieser Schar läßt der hebräische Geschichtsschreiber aber Moses Schwester Mirjam einherschreiten, die unter Paukenschlag im Reigentanz das Ereignis feierte, wodurch ihr zwischen den nachsetzenden Bedrücker und die Wasserwogen eingekeiltes Volk aus Not und Tod gerettet wurde. Derselbe Geschichtsschreiber erwähnt auch, wie später hebräische Frauen die Kriegstaten der Helden mit vollem Verständnis, ja mit scharfem Urteil verfolgten und so nach Goliaths Besiegung durch ihren Gesang „Saul hat tausend geschlagen, aber David hat zehntausend geschlagen" in Sauls Brust den ersten Keim der Eifersucht auf Davids Volksbeliebtheit senkten. Aber die erlauchte Schar von edlen Frauen, an der das Auge eines dankbaren Volkes mit Verehrung hängt, umfaßte nicht bloß willkommene Beifallsspenderinnen für heldenhafte Männertaten. Nein, auch Fahnenträgerinnen stehen da,

wie Debora, die in der Bedrängnis ihres Volkes mit eigener Hand das Panier zur Abschüttelung des fremden Joches entfalten. Unter diesen Frauen kühnen Entschlusses und furchtloser Energie wird freilich auch eine Jael gepriesen, die mit einer unerschrockenen Hand auch kühl berechnende List gegenüber dem Feinde verband (Richt. 5, 24 ff.). Aber die Erinnerung Israels verweilt doch ebenso teilnehmend bei dem von Nachtdunkel und Morgenschimmer gleich sehr bedeckten Bilde einer Schwiegertochter des Richters Eli (1. Sam. 4, 19 ff.). Als sie von der Niederlage ihres Volkes, dem Verluste des israelitischen Nationalheiligtums und dem Tode ihres Mannes hörte, da trat einer jener ergreifenden Momente ein, wo das wahre Bewußtsein eines Volkes gleichsam sichtbare Gestalt annimmt und als Herold eines neuen Tages durch die Gaue des Vaterlandes schreitet: ihren Geist aushauchend, gab jene Frau dem neugeborenen Sohne den Namen „Nicht-Ehre" (Icabod) und hat ebendamit den Entschluß zur Tilgung dieser Schmach in die Seele ihres Volkes gesenkt. Ungenannt und doch mit leuchtenden Farben in das Buch der Geschichte gezeichnet, führt sie zugleich den Chor der Frauen Israels an, welche durch die Glut ihrer Religiosität das geistliche Staatswesen ihrer Nation erhalten halfen.

Wie sehr die ethische Würdigung des Weibes durch den Geist der wahren Religion immer mehr in den Vordergrund von Altisraels Kulturbewußtsein gedrängt wurde, erkennt man noch besonders deutlich aus dem berühmtesten Abschnitt des althebräischen Schrifttums, der hierher gehört. Ein so viele Hunderte von Jahren älterer Vorgänger des Nachrufs auf Johanna Sebus, pflegt dieser Abschnitt „das Lied vom braven Weibe" genannt zu werden und bildet den Abschluß des Buches der Proverbien. In diesem alphabetischen Akrostichon — daher zweiundzwanzig Verse gleich der Zahl der hebräischen Buchstaben umfassend — reflektieren sich wie in einem Spiegelbilde alle einzelnen Normen der Wertschätzung des Weibes, die in der obigen Darstellung nach und nach vor unser Auge traten: die Zurückdrängung der körperlichen Vorzüge bei der Beurteilung des Wertes einer Frau (V. 30), die Betonung der geistigen Begabung (V. 10 f. u. s. w.), die formale Tugend des aufopferungsvollen Fleißes (V. 13), die materiale Tugend der Mutterliebe und Gattentreue (V. 11), wenigstens indirekt die hochgesinnte Anteilnahme an Wohl und Wehe des Vaterlandes (V. 23). Ja, auch folgende zwei Grundlagen für die Wertschätzung des Lebensgehaltes einer Frau hat der Dichter uns nicht zu vergessen gelehrt: die Wohltätigkeit gegen die Armen (V. 20) und die Gottesfurcht. Denn die Worte: „Ein Weib, das den Ewigen fürchtet, soll man loben" bilden den ergreifenden Schlußakkord jener Dichtung. Also Religiosität, die im weiblichen Gemüt immer und überall ihr stärkstes und reinstes Altarfeuer besessen hat, ist das unterste Fundament, auf dem die Würdigung des Weibes in der hebräischen Literatur

sich aufbaut, und dieses Urteil wird auch schließlich Recht behalten. Denn aus dem steten Aufblick zu dem Weltgeist und aus dem seiner Weisheit vertrauenden Überblick über die Weltverhältnisse wird ja das sicher treffende Urteil im Denken, die feine Scheu vor allem Niedrigen im Gefühl und der zarte Takt im Gebiete des Wollens und so jene herrliche Trias geboren, die der Altmeister Goethe wohl meinte, wenn er seinen „Faust" mit den Worten schloß: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan".

Zugleich die ursprüngliche Stärke und zugleich das spätere Erlahmen des Einflusses, den das Schöne auch sogar auf unsere Menschenwürdigung ausübt, spiegelt sich in der Tatsache, daß der Ausdruck „schön" und die mit ihm verwandten Wörter vielfach auch im übertragenen Sinne gebraucht wird. Kräftig der Seele vorschwebend, sind sie auch über das engere Gebiet des Ästhetischen hinaus erobernd vorgedrungen und sind glänzende Surrogate für die Ausdrücke „trefflich, nützlich, passend, wertvoll überhaupt" u. s. w. geworden. Der Grad, in welchem dies geschehen ist, wirft endlich auch noch einen — obgleich nur indirekten — Lichtstrahl auf die Macht, die dem Begriffe des Schönen in der betreffenden Volkskultur eignete. Deshalb soll auch die Frage, ob diese gleichsam nachwirkende Herrschaft der Schönheit als eines Maßstabes der Menschenschätzung auch in der althebräischen Literatursprache sich zeigt, nicht ungestellt bleiben, wenn sie auch nur erst an dieser Stelle der Auseinandersetzung aufgeworfen wird, weil ihre Beantwortung das Thema vom Einflusse des Schönen auf die Menschenwürdigung doch nur indirekt berührt.

Wie wenig nun im Althebräischen die Bezeichnungen „schön, Schönheit, schön sein" den übertragenen Sinn von „trefflich u. s. w." bekommen haben, kann schon daraus ersehen werden, daß dieser metaphorische Gebrauch der erwähnten Ausdrücke in dem neuerdings erschienenen größten Wörterbuch der hebräischen Sprache, dem großen English-Hebrew Lexikon, (1906), gar nicht ausdrücklich behandelt ist. In der Tat taucht dieser übertragene Sinn von „schön" u. s. w. im Althebräischen nur erst halb und halb und selten an der Oberfläche der Literatursprache empor: die „Schönheit" des israelitischen Königs im allgemeinen (Jes. 33, 16) bezeichnet natürlicherweise dessen Herrlichkeit, und so bezeichnet auch die „Schönheit" des Königs von Tyrus, nicht eines bestimmten Herrschers dieser Stadt, den Glanz oder die Pracht dieses Königs (Hes. 28, 12), und so spüren wir die über sein eigentliches Gebiet hinausgreifende Herrschaft des Ausdrucks „Schönheit" noch in den Worten „die Schönheit (d. h. die Trefflichkeit) seiner Weisheit" (28, 7) und sonst noch ein paar Mal bei diesem späteren Autor, wie in 16, 13. Indes ich will die Leser keineswegs mit lexikographischen Einzelheiten beschweren, obgleich Sprachgeschichte und Kulturgeschichte in einer engen Wechselbeziehung stehen, und es doch in der Tat auch von geistesgeschichtlichem

Interesse ist, daß diese übertragene Bedeutung von „schön" im Neuhebräischen ziemlich gebräuchlich ist, wie auch das jüngste Wörterbuch des Neuhebräischen — es ist von Gustav Dalman — belegt.

Eine noch viel bedeutsamere Tatsache der Kulturgeschichte ist aber diese, daß das Adjektivum „schön" innerhalb der ganzen althebräischen Literatur nur von einem einzigen Autor im übertragenen Sinne verwendet worden ist. Dies ist der Verfasser des Buches, das „der Prediger Salomonis" genannt zu werden pflegt, das aber die späteste Schrift des Alten Testaments ist und speziell nach meinem Urteil (vgl. meine „Geschichte der alttestamentlichen Religion kritisch dargestellt" (1912), S. 554) erst unter dem König Alexander Jannäus (104—78) geschrieben worden ist. In diesem Buche liest man: „Es ist schön, zu essen und zu trinken u. s. w." (3, 11). Warum aber ist diese Tatsache noch ganz besonders lehrreich? Weil der metaphorische Gebrauch des Wortes „schön" in diesem späten Buche auf Einfluß des griechischen Sprachgebrauchs beruht.

Gewissermaßen etwas Tragisches aber muß man darin sehen, daß gerade bei den Griechen das Wort für „schön" überaus häufig einen uneigentlichen Sinn bekam. Die für das eigentliche Schöne so voll empfängliche Volksseele des Hellenentums zahlt bei diesem Sprachgebrauch zwar mit Münzen von alter Prägung, aber sie zahlt damit einen Tribut der Huldigung für andere Normen der Wertschäßnng.

Myrrha Tunas: Der Krieg im Volksglauben der Germanen.

Die eigentliche Menschheitsgeschichte für die Urgermanen beginnt in Kälte und Nacht, in der Finsternis, die in der symbolischen Gestalt der Riesen gegen die klaren Kräfte des Tages und der Wärme, gegen das Licht — die Götter — kämpft. Krieg war demnach der Anfang der Welt, Krieg zwischen Göttern, dem segenspendenden Licht, und Riesen, der Unsegen verbreitenden Finsternis. Und nach germanischem Urglauben wird Finsternis dem Licht entgegen arbeiten und Unrecht auf Erden geschehen, solange als die herrschenden Zeitläufe anhalten. Daraus entsprang die große Tragik germanischer Weltanschauung: ein endloser Kampf wird und muß sein bis zum letzten großen Kampf, der großen Sühne, — dem Weltuntergang.

Die Griechen legten den siegreich beendeten Kampf ihrer Götter weit, weit zurück in die Vergangenheit und ließen ihre Götter in harmlosen Freuden und menschlich-allzumenschlichen Geschehnissen die Wonnen des Olymps genießen.

Der Germanen Tiefsinn dagegen erachtete das Leben — im weiten Sinn alles Werdenden verstanden — als fortdauerndes Ringen der finsteren gegen die lichten Mächte, solange die gleichen Bedingungen und Folgerungen den Lauf des Lebens beeinflussen.

Germanische Götter wie germanische Männer waren Kämpfer.

Darum war der Germanen Wollen und Können, ihre Kräfte und ihre Künste auf den Krieg eingestellt. „Krieg", als in der uns geläufigen Bedeutung, ist jedoch jüngerer Entstehung als das mhd. „kriec", welches die Bedeutung von „Anstrengung, streben nach etwas" hatte; gleich das ihm zugrunde liegende „kriegen" soviel sagte, als „sich anstrengen gegen etwas". Der Krieg war also nach germanischem Fatalismus eine unabänderliche Anstrengung aller Lebenden gegen die finsteren, verderbnisbrütenden Mächte, ein Streben gegen dieselben in wilder todesverachtender Sehnsucht nach der letzten Sühne, die nach sich bringen wird den vollendeten Sieg, dem ein unzerstörbarer Friede folgen wird.

Dieser Gedankengang drückt sich auch in der Gestaltung germanischer Gottheit aus. Der oberste Gott der germanischen Urzeit war Tius, der Erhabene, Gewaltige, der Himmelsgott, die Verkörperung der Sonne. Er war, als oberster Gott nach germanischem Empfinden selbstverständlich, Kriegsgott. Er war der uralte, lichte Himmelsgott mit sonnenähnlichem Charakter, dem alles Leben zu verdanken und untertan war. Er galt als das allgewaltige, stärkste Wesen, voll Kühnheit und Unerschrockenheit; er allein hatte Mut, den furchtbaren Fenriswolf, der zur Götterdämmerung eine gewaltige Rolle spielen wird, zu fesseln und zu füttern. Doch nun das Tragische seiner Göttergestalt. Der Wolf beißt Tius' rechte Hand ab, als er, von dem Gott gebunden, sich nicht wieder befreien konnte. Tius ist einhändig. Und Fenris, in dessen Besitz die Götterhand, ist Loges Sprößling; mit einer Riesin erzeugte er dieses Sinnbild der Finsternis und Gewalttätigkeit. In Loges Besitz ist demnach ein Teil des allmächtigen Gottes. Loge aber ist das Prinzip des Unstäten, Wunscherfüllten, das zwischen Gut und Böse schwankt, zu jedem gleich stark hingezogen und abgestoßen; er bringt die Verwirrung in die Welt. Wird nun Loges Name, der nordischen Ursprungs, zwar bei den Germanen nicht erwähnt, so war doch der ganze Begriff seiner Gestalt den alten Germanen wohl bekannt und wurde später im Gotte Donar ausgedrückt, aus welchen vereinten Begriffen sich schließlich der durchaus christliche Teufelsbegriff entwickelte. Die Gestalt des Wolfes — im Norden Fenriswolf —, welche das Licht der Sonne und des Mondes zu verschlingen droht, war wohlbekannt bei den Germanen. Sie hatte ihren Ursprung in Morgendämmerung und Nachtanbruch, sowie in Mond- und Sonnenfinsternissen, was alles der urgermanische Volksglaube auf gewaltige Kämpfe zwischen Licht und Finsternis zurückführte.

Nun war in der Urzeit dem Sonnenlicht, Tius, dem Bezwinger der Finsternis, die Gewalt der Herrschaft gegeben. Er war oberster Kriegsgott, der Ge-

walt und Macht hatte nicht nur über die Kämpfe auf Erden, sondern desgleichen über die Kämpfe der Naturgewalten. Aber auch als Gott stand er nicht über dem Kampf, sondern leidend, strebend mitten darin —: er allein vermochte zwar den Wolf, die Verderbnis sinnende Finsternis, in Ketten zu halten, aber seine Rechte blieb in dessen Macht. —

Bei fortschreitender Kultur wurde der leuchtende Sonnengott mit seiner Urkraft verdrängt und der Gott des Wissens, der Erfindung, der Dichtkunst, des Verstandes, der Kulturgott im vollendetsten Sinn des Wortes, nahm seine Stelle ein: Wodan wurde oberster Gott. Die Intelligenz siegte über die rohe Urwüchsigkeit.

Anfangs fristete Tius einzig als Kriegsgott, ohne seine sonnenähnliche Obergewalt, eine göttliche Verehrung neben Wodan. Aber allmählich mußte er auch diese endgültig abtreten: Wodan, das geistige, göttliche Wesen — im Gegensatz zu Tius, dem natürlichen —, tritt die Herrschaft über die Kriegsereignisse an. Und die schönste Sage der germanischen Mythologie schließt sich ihm an: die Sage vom Heer der Erschlagenen und seiner hellen Götterburg, die eng verwandt ist mit der nordischen Sage von Walhall (Totenhalle) und den Einherien (gefallene Kämpfer).

Sicher ist anzunehmen, daß schon der Volksglaube der Urgermanen in Wodan den Gott sahen, welcher die Toten zu sich nahm. Doch ist sehr wahrscheinlich, daß es sich zur Urzeit um alle Tote handelte, die im Kampf des Lebens gefallen waren. Mit der Zeit wurden es aber nur diejenigen, welche auf dem Schlachtfeld gefallen waren. Dies erhöhte naturgemäß den Todesmut und die Kampfesfreude der Germanen ungeheuer.

An ein Leben nach dem Tode glaubten die Germanen schon zur Urzeit. Sie scheuten daher stets den Tod auf dem Siechenlager des Greises, denn, da sie an ein Weiterleben nach dem Tode glaubten, wollten sie zu dieser Herrlichkeit eingehen, ohne die Schwächen und Gebrechlichkeiten des Alters, in der Vollkraft ihres Lebens. Von hier bis zu dem Wunsch, im höchsten Kraftgefühl und in höchster Kraftleistung, im Kampfe, zu sterben, war nur ein folgerichtiger Gang des Glaubens. Jedenfalls stammt der Glaube an die Totenburg aus der Zeit, als Wodan noch nur Gott des nächtlichen Himmels und somit Totengott war. Erst als Wodan Sonnen- und Kriegsgott war, brauste er im Sturmwind nicht mit dem Totenheer, sondern nur mit dem Heer gefallener Krieger durch die Lüfte. Und die gefallenen Helden, dem höchsten Gotte zu eigen, gingen einem Jenseits entgegen, das sich der Volksglaube als ein nie endenwollendes Kämpfen vorstellt. Denn wenn die Dämmerung der lichten Walhall-Tage sich neigt, erstehen die während der Tageskämpfe gefallenen Streiter in alter Stärke und Kraft — zu neuem Kampf.

Mit Wodan tritt ein stark erweiterter Volksglaube in bezug zum Kriege auf. Vor allem lehrte nach germanischem Volksglauben der Siegesgott Wodan den

Germanen die Keilform der Schlachtordnung. Diese, gegen die Römer so erfolgreich angewandte germanische Angriffsform läßt sich bei den Deutschen bis ins elfte Jahrhundert verfolgen. Manch ein Volksglaube, der in engem Zusammenhang mit Wodan steht, erhielt sich in einzelnen Gegenden noch bis zum heutigen Tag. So z. B. der Glaube, daß viel Sturm — Wodan zeigt sich im Sturm — Krieg bedeutet.

So baute der Volksglaube den Kampf unter dem Einfluß der harten Römerkämpfe immer weiter aus. Die notreiche Zeit schuf auch den Glauben an die Schlachtenjungfrauen, die Walküren.

Stets hatten die Germanen in den dahinziehenden Wolken göttliche Mädchen gesehen, die im Dienste der Gottheit stehen. Als Wodan Kriegsgott wird, werden diese Wolkenjungfrauen zu kriegerischen Walküren, die zwar am Kampfe nur ausnahmsweise teilnehmen, aber, vom Sturm gejagt, zum Kampfplatz ziehen und die Seelen der vom Schlachtgott erwählten Todesopfer nach Walhall tragen. Auch kam erst durch die Walküren der Begriff des „wählens" auf, der „Auserwählten, der Lieblinge des Schlachtgottes", die aus den Kämpfern auf dem Schlachtfelde von den göttlichen Jungfrauen hinweggetragen werden. Denn das ahd. und mhd. „walstat“ hat nur die Bedeutung von „Kampfplatz", sowie Wodans Epitheton „valfodr“ eigentlich nur „Totenvater" bedeutete; das altnord. „valkyrja“ hingegen „die göttliche Jungfrau, die unter den Gefallenen auswählt".

In diesem Glauben an die vorausbestimmende, auswählende Kraft des Schlachtengottes wuchs der ungebändigte Mut, der seinem Schicksal doch nie entgehen kann. Wie ja der Kampf des furchtlosesten, todesmutigsten, leuchtendsten Helden Siegfried nur dem Untergang entgegenführt; fruchtlos aller Mut — — ; als Naturmythos: die Frühlingsklarheit und Sommersonne, die, wie es ihr Schicksal in sich trägt, im Kampf mit der Winterkälte erliegt. Aus aller Runenweisheit, die die Walküre dem forschenden Siegfried eröffnet, klingt ja hindurch die eine Schicksalsrune, die sich in Siegfried erfüllt: „Alles Unheil ist Schicksal". Aber wie der Frühling sich nur im Winter verbirgt, um frisch und jung seine Laufbahn wieder anzutreten, so wird dem germanischen Volksglauben zufolge dem endlosen Kampf, in dem Götter und Helden erliegen, einst Muspelli (der Weltuntergang durch Feuer) folgen, der letzte große Sühnekampf zwischen Gott, Mensch und Finsternis. Und nach diesem Kampf wird folgen nicht nur ein neuer Frühling, ein neuer Siegfried, nein, der „Sieg-Frieden".

Tius, der starke, allmächtige Sonnengott, mußte den finsteren Mächten seine Hand lassen, und sie blieb in deren Besitz trotz allen göttlich-starken Kampfes; Wodan ließ sein eines Auge zurück, um zu erfahren, daß all seine göttermächtigen Kämpfe gegen die finsteren Unholde fruchtlos; Siegfried, der furchtloseste, lichteste Held, muß sein Leben geben, das ränkespinnende Verderben höhnt seiner göttlichen Heldenkraft.

Und so ist denn der Kampf jedem kraftvollen, freien Wissenden ebenso Bedingung, als auch Untergang; bis zum letzten furchtbaren Kampf, wo der Weltbrand die Weltesche verzehrt, die Wölfe die Lichtgottheiten, Mond und Sonne, verschlingen und die Streiter aus Riesenheim zur Götterburg stürmen, beim Klange von Heimdolds Horn. Die Erde sinkt in das Meer, die Sonne erlischt, die Sterne sinken hernieder, die Waberlohe verschlingt alles Leben. Doch „dann," so heißt es in der Edda, „hebt sich die Erde zum andern Male in ewigem Grün aus dem Grunde der See; es schwindet die Flut unterm schwebenden Adler — —," eine neue, eine vollendete Welt ersteht. Und statt aller Unvollkommenheiten, die den Frieden untergraben, wie Begierde, Gewalt, Neid und Streit, wird Liebe, Gerechtigkeit, Unschuld, Freude herrschen — —, nach allem Krieg zwischen Gott und Mensch und Riesen der Sieg-Frieden.

Ludwig Geiger:
Der Katalog der Lessingschen Handschriftensammlung.

Im November des Jahres 1915 ist ein eminentes Friedenswerk in diesen kriegerischen Zeiten erschienen, der zweite Band von Carl Robert Lessing's Bücher- und Handschriftensammlung, herausgegeben von Gotthold Lessing. (Berlin, Otto von Holten, Kunst- und Buchdruckerei.)

Da dieser Katalog nicht im Buchhandel erschienen ist, sondern zunächst von dem gegenwärtigen Besitzer, von dem Herausgeber der Sammlung, an öffentliche Institute und einzelne Private verschenkt wird, so dürfte es den Lesern dieser Zeitschrift willkommen sein, Kunde von dieser hochbedeutenden Sammlung zu erhalten.

Der erste Band, 1914 ausgegeben, führt den Nebentitel „Die Lessing-Büchersammlung, bearbeitet von Arend Buchholtz und Ilse Lessing. Die Lessing-Handschriften- und die Lessing-Bildersammlung von Arend Buchholtz." Der zweite Band führt den Titel „Handschriftensammlung, Teil II, Deutschland, bearbeitet von Arend Buchholtz". Der dritte Band, der für das nächste Jahr geplant ist, soll die Handschriftensammlung der Ausländer und den Katalog der nicht auf Lessing bezüglichen reichen Büchersammlung umfassen. In Aussicht genommen ist noch ein vierter Band, der dazu bestimmt ist, die reiche Kunstsammlung den Interessenten zu erschließen.

Von dem Umfange des Katalogs kann man sich einen Begriff machen durch die Angabe, daß der erste Band 444 Seiten umfaßt (darunter ein zweispaltiges

Register von 58 Seiten), der zweite Band ohne Register 496 Seiten enthält. Der Katalog ist nicht etwa ein Verzeichnis einer zum Verkauf stehenden Sammlung, vielmehr hat ihr gegenwärtiger Besitzer, der sie von seinem Vater Karl Robert Lessing überkommen hat, durchaus den Wunsch, die Sammlung zu behalten und zu vermehren. Durch den Druck des Verzeichnisses will er nur den Freunden der Literatur und Kunst einen Einblick in seine Schätze gewähren und schenkt ihnen ein monumentales Werk, das ebenso inhaltlich von dem allergrößten Werte, wie gediegen und vornehm ausgestattet ist, ein Werk, desgleichen wir in Deutschland kaum oder gar nicht besitzen.

Der erste Band, so großartig sein Inhalt ist, hat vielleicht einige Literarhistoriker, die fälschlich vermutet hatten, hier die ganze Lessing'sche Korrespondenz zu finden, einigermaßen enttäuscht. Zwar die Lessing'sche Büchersammlung, d. h. die Aufzählung der Schriften Lessings: Erstausgaben, Sammlungen der vollständigen Schriften und Einzelausgaben, ist von einer so wunderbaren Reichhaltigkeit, daß sie kaum zu überbieten sein möchte; die Bücher und Aufsätze über Lessings Leben und das Leben seiner Vorfahren und Verwandten ist von einer geradezu verblüffenden Fülle. Aber die eigentliche Handschriftensammlung ist gegenüber dieser stupenden Masse nicht so ungeheuer, wie einige vielleicht angenommen hatten. Sehr groß ist freilich die Zahl der Handschriften von Lessing selbst; aus ihnen seien die Vorarbeiten zum Laokoon, die Korrekturbogen desselben Werkes, die Aufzeichnungen während der italienischen Reise hervorgehoben. Ganz außerordentlich vielseitig sind die Abschnitte, die den Handschriften gewidmet sind, die von Lessings Vorfahren und seinen Verwandten herrühren, von denen nachher noch ein Wort zu sagen ist. Aber die Briefe von und an Lessing sind nicht so zahlreich, wie man vielleicht annimmt. Briefe a n Lessing, außer denen der Verwandten, sind nur neun vorhanden, darunter Prachtbriefe von F. H. Jacobi.

Bedeutend ansehnlicher sind die vorhandenen Briefe Lessings selbst. Das ist schon deswegen ein ungeheurer Schatz, weil solche Stücke nicht allzu häufig in Katalogen erscheinen oder auf Auktionen verkauft werden. Mancher von uns Älteren weiß, mit welch heiligem Eifer der alte Karl Robert Lessing, der frühere Eigentümer dieser ungeheuren Sammlung, solche zu erwerben bemüht war. Ich erinnere mich eines kleinen Zuges, der sich während der einzigen Berliner Auktion ereignete, der ich beigewohnt habe.

Jeder der Anwesenden kannte Herrn Lessing und wußte, daß ihm für die Briefe seines großen Verwandten kein Preis zu hoch war. Der Auktionator und die übrigen Anwesenden, von denen ja mancher auch lüstern nach solchen Schätzen war, machten sich ein Vergnügen daraus, den alten Herrn zu treiben. Plötzlich warf er wütend seinen Bleistift weg, mit dem er sich seine Notizen gemacht hatte, erhob sich von seinem Stuhl und eilte hinaus. Aber auch nach seiner Abwesenheit ging das Bieten weiter, bis endlich ein junger Mann, der solange

der Alte dabei war, still dagesessen hatte, mitbot und endlich um eine ungeheure Summe den Brief erstand. Den wenigen Uneingeweihten, zu denen ich gehörte, kam es wunderbar vor, daß ein junger Mann über solche Summen verfügte; die Kenner lächelten, denn der Bieter — war Lessings Sohn, der jetzige glückliche Besitzer der unvergleichlichen Schätze.

Immerhin ist die Zahl der in unserer Sammlung vereinigten Lessing'schen Briefe stattlich genug zu nennen. Die neueste vollständige Ausgabe der von Muncker herausgegebenen Lessing'schen Briefe umfaßt in ihrem Hauptteil (Band 17 und 18 der dritten Auflage der Lachmann-Maltzahn'schen) und in den Nachträgen (Band 21 derselben Ausgabe) zusammen 903 Briefe; die vorliegende Handschriftensammlung bringt 87 Stücke. Darunter befinden sich ganze Briefreihen, z. B. an Gleim, Heyne, Friedrich Müller, Elise Reimarus, Christian Voß, Wilcke, von allen diesen wichtigsten Briefen sind die an Claudius, Lindner, an einen Ungenannten, und an Wieland abgedruckt. Am wichtigsten darunter ist eine bisher nicht bekannte Stelle an Wieland vom 8. Februar 1775. Zwar ist der Name, um den es sich handelt, ausradiert, doch kann es kein andrer als Goethe sein, „nach den noch sichtbaren Spuren," wie der Herausgeber durchführt, ich habe daher diesen Namen hinzugesetzt. (Zur Erklärung ist nur zu bemerken, daß Wieland Lessing aufgefordert hatte, Beiträge für den „Deutschen Merkur" zu schicken.) Die Stelle lautet:

„Vor einiger Zeit zwar hätte ich Ihnen bey einem Haar einen solchen Beytrag uneingeladen zugeschickt. Meine eigenen Grillen nehmlich über die Alceste des Euripides; auf Veranlassung des ebenso albernen als hämischen Angriffs von Goethe. Aber nicht wahr, es ist so eben gut, daß ich das Ding zurückbehalten? Der Kerl ist ein Genie, aber ein Genie ist ein schlechter Nachbar: sagt Nicolai sehr gut in seinem, wo nicht bessern, doch klügern Werther." —

Der demnächst wichtigste Abschnitt des ersten Bandes ist die Briefsammlung von Karl Friedrich Lessing, dem Neffen des Dichters, dem ältesten Sohne von K. G. Lessing, 1778—1848, eine Sammlung, die vierzig große Seiten umfaßt. In dieser Reihe sind vierzehn Briefe an seinen Bruder Christ. Friedrich, 1798—1845, 67 Briefe an seinen Sohn, den Maler Karl Friedrich Lessing, 1826—1848. Es sind, soweit man aus den kargen Proben urteilen kann, Plauderbriefe, manchmal recht polternd und deutlich, Auseinandersetzungen über Familien- und öffentliche Angelegenheiten. Die Briefe an den Sohn, mit dessen Beruf sich der angesehene Geschäftsmann nur allmählich aussöhnte, sind höchst charakteristisch mit ihren moralischen Auseinandersetzungen und ihren braven Mahnungen. Einmal heißt es, 21. Dez. 1834: „Mit Huß und Hussiten habe ich mich besonders auf meiner Reise durch Böhmen ausgesöhnt. Ich habe es nie begreifen können, wie letztere auf die Idee der Bilderstürmerei gekommen, aber in Böhmen hätte ich mich an die Spitze der Bilderstürmer stellen können. Das ist zum Ekel, wie zum Exempel, Prag mit Kirchen und Zeichen der for-

mellen Religion überladen ist. Male nur nichts aus dieser! Als Maler mußt du Phantasie haben und auf ungewöhnliche Darstellung tendieren. Allein im Ernst, fange nicht mit der Sanftmut des Huß und der Riesenkraft des Luther an. In dergleichen Details trügt die Geschichte, und solche Spezialia bringt die Phantasie der modernen Geschichtsschreiber hinein." An einer anderen Stelle schreibt der Vater, 29. November 1840: „Was mich aber in Deinem Briefe in meinem ganzen Wesen erregt, ist die Äußerung, mit zu Felde zu ziehen, wenn es gegen die Franzosen geht. Nun sag' mir, ob Du gescheit bist? Als Du solltest Soldat werden, mochtest Du nicht. Jetzt hast Du eine Dir günstige andere Carrière eingeschlagen, Dir einen seltenen Ruf erworben, und nun willst Du es werden? Dies ist wieder so ein Phantasieprodukt, wo mir der Verstand stille steht. Bist Du genötigt es zu werden, dann steht die Sache auf einem anderen Blatte. Bist Du es aber nicht, dann ist es — ich mag den wahren Ausdruck nicht gebrauchen. Du denkst, Franzosen schlagen, Feldherr werden, und dann Dir Deine Heldentaten selbst malen und in Gemälden verewigen! Daß Dir in diesem Phantasiegang die Wirklichkeit nur nicht wieder — verdammte Striche machen wird! Du allein wirst sie nicht schlagen, und den Preußen ist 1806 näher, als der Siebenjährige Krieg."

Derartige Stimmungsbilder finden sich auch sonst häufig, so daß diese Briefe eine ungemein interessante Lektüre und einen höchst wichtigen Beitrag zur Erkenntnis jener Zeit bilden. Es würde sich lohnen, auf diese Briefe in einer Monographie über den Maler Lessing ausführlicher einzugehen.

Der zweite Band des Lessing'schen Katalogs, der unser Hauptinteresse erregt, ist keineswegs rein Lessing'schen Ursprungs, d. h. es ist keine Sammlung, die von einem Privatmann allein zusammengebracht ist. Vielmehr setzt sich diese ungeheure Masse aus drei Bestandteilen zusammen: 1. der außerordentlich großen Sammlung, die von David Friedlaender begonnen, von dessen Sohn Benoni fortgesetzt und von dem Sohne des letzteren, Julius, bereichert worden ist, 2. aus dem Gubitz'schen Nachlaß und 3. den Handschriften des Herrn Stephany. Dazu kommen dann die außerordentlich zahlreichen Briefe, die der Vorbesitzer, der eigentliche Sammler, und der gegenwärtige Besitzer zusammengebracht haben.

Man könnte sagen: der Einheitlichkeit des ersten Bandes gegenüber hat der zweite Band etwas Zerflatterndes. Aber dieses doch nur scheinbar. Der geschlossenen Lessing'schen Familie, von den Ahnen des großen Schriftstellers an bis auf die jüngsten Sprossen, steht hier die zusammenhängende deutsche Literatur vom fünfzehnten bis zwanzigsten Jahrhundert gegenüber. Ja, man müßte eigentlich sagen, die gesamte deutsche Geschichte; denn auch Staatsmänner und Fürsten und hohe Herren sind vertreten. Aber von dieser ganzen Reihe wollen wir nur insofern sprechen, als die von ihnen herrührenden Schriftstücke wirklich literarischen Wert haben. Und noch eine andere Beschränkung müssen wir uns auferlegen. Der Katalog verzeichnet nämlich und druckt teilweise ab zahllose

Schriftstücke von und an Moses Mendelssohn und aus dem ihn umgebenden Kreise, dazu vieles, was sich auf jüdisch-berlinische Verhältnisse des achtzehnten Jahrhunderts bezieht. Ferner eine außerordentlich große Reihe von Briefen, die von Schauspielern und Theaterleuten herrühren oder sich auf Theatralia beziehen. Auch von diesen beiden Gattungen, ebenso wie von den politischen Schriftstücken, soll hier nicht die Rede sein und zwar deshalb, weil ich über diese Briefe an anderem Orte bereits gehandelt habe oder zu handeln gedenke.

Überblickt der Berichterstatter diese ungeheure Masse von Schriftstücken, so gerät er in eine gewisse Verlegenheit, was er aus dieser außerordentlichen Fülle dem Leser, der den Katalog nicht zur Hand nehmen kann, bieten soll. Da es sich hier nicht um einen vollständigen Auszug, sondern nur um einen Hinweis auf besonders Bemerkenswertes handeln kann, so sei nur einiges auf gut Glück herausgehoben.

Zunächst sei bemerkt, daß der ehemalige Besitzer der Sammlung viele, mitunter recht bedeutende Dankschreiben auf die Sendungen der von ihm veranstalteten Neudrucke von Lessings „Nathan der Weise" und „Minna von Barnhelm", sowie die „Geschichte der Lessing'schen Familie" erhalten hat, und daß diese Dankschreiben, soweit sie inhaltlich bedeutsam sind, hier abgedruckt werden.

Sodann sei berichtet, daß in diesem Katalog die gesamte neuere deutsche Literatur vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart vertreten ist. Da es nicht angeht, sämtliche Namen zu veröffentlichen, nenne ich einige wenige. Aus dem sechzehnten Jahrhundert treten Chyträus, Johann Jacob Grynäus, Luther, Georg Major, Melanchthon, Sebastian Münster, Thomas Münzer, Caspar Peucer, Reuchlin, L. Thurneisser hervor.

Aus dem siebzehnten Jahrhundert seien erwähnt: J. V. Andreae, Caspar Barth, M. Bernegger, Simon Dach, O. v. Guericke, Hortleder, Martin Opitz, C. Schütz, Christian Thomasius.

Die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, vor allem der klassischen Zeit, sind in außerordentlicher Fülle vorhanden. Neben Bürger ist eine große Korrespondenz von Gerstenberg an Claudius, 42 Briefe von 1762 bis 1785 zu nennen. Georg Forster und sein Vater: von dem ersteren die Originalhandschrift seiner Ansichten vom Niederrhein, ein sehr schöner Brief von Gellert an Madame Steinauer, 29. Dez. 1742, Gleim, A. v. Haller, Herder, F. H. Jacobi, Kästner, Christian Ewald von Kleist (eine große Anzahl wichtiger Briefe), Klinger, Klopstock (interessante Stücke), Klotz, Lavater (eine große Fülle merkwürdiger Schreiben), Lichtenberg, Carl Philipp Moritz (vergl. unten), Ramler (höchst interessante Aktenstücke), Jacob Friedrich Schmidt, 28 Briefe an Gerstenberg mit sehr interessanten Urteilen über Personen und Schriften, die Brüder Stolberg, J. G. Sulzer, J. P. Uz, J. H. Voß, Christian F. Weise, Wieland, Christian Freiherr von Wolff. (Von den Hauptvertretern der klassischen Zeit soll nachher noch die Rede sein.)

Ganz besonders reiches Material wird von den Romantikern dargeboten. Neben einem wichtigen Briefe von Achim von Arnim an Müllner, ein hübsches Schreiben der Bettine, ferner Fouqué (auch mehrere Gedichte), E. T. A. Hoffmann, Heinrich v. Kleist (ein unbedeutendes Billett), Loeben, August Wilhelm v. Schlegel, Ludwig Tieck und Zacharias Werner.

Es ist begreiflich, daß das neunzehnte Jahrhundert und der Anfang des zwanzigsten ganz besonders reichhaltige Beute gewährt. Man kann wohl sagen, daß außer Boerne, von dem nichts vorhanden ist, kein einziger der wichtigeren Autoren, Dichter, Prosaschriftsteller, Gelehrten, darunter Historiker, Philosophen, Juristen, Philologen, aber auch Naturforscher, Maler, Musiker, fehlt. Es ist ganz undenkbar, die vollständige Liste hier zu geben; ganz besonders möchte ich auf den Reichtum der Briefe von Alexander von Humboldt hinweisen, von dem u. a. zwanzig Briefe an Michael Friedlaender, aber auch einzelne hochinteressante an Marcus Herz und David Friedlaender mitgeteilt werden. Ganz unvergleichlich ist der Reichtum der Fontane-Briefe, von dem 78 Briefe an Stephany, fünf Briefe an C. R. Lessing, sieben Briefe an Helene Genz verzeichnet und zum Teil abgedruckt sind. Aber auch die meisten andern sind nicht etwa bloß durch Postkarten und Zettel, sondern durch wichtige Briefe vertreten. Ich mache auf interessante Schriftstücke Karl Gutzkows, auf ein Heine betreffendes Schreiben des Verlegers Campe und auf höchst interessante unbekannte Briefe Friedrich Ludwig Jahns besonders aufmerksam.

Außer diesen Berufsschriftstellern ist auf die schier unübersehbare Rolle der hohen Beamten und Staatsmänner, unter ihnen Justus Gruner, Wilhelm von Humboldt (ganz besonders reich vertreten), aufmerksam zu machen. Einen besonderen Schmuck der Sammlung bilden auch die Briefe der regierenden Fürsten vom sechzehnten Jahrhundert an, das hauptsächlichste Interesse knüpft sich hier an die preußischen Könige; um die größten Prachtstücke zu erwähnen, sei die, allerdings nicht vollständige Handschrift des Anti-Macchiavell und die Randbemerkungen in einem Exemplar der Schrift Le Prince De Macchiavell hervorgehoben, an die sich mehrere Seiten voll von Kabinettschreiben reihen; ferner sehr merkwürdige Gedichte des Prinzen Heinrich und vieles andere. Von Bismarck ist u. a. das charakteristische Glückwunschschreiben an Kronprinz Friedrich Wilhelm zu seiner silbernen Hochzeit abgedruckt.

Diese Namensaufzählung kann natürlich nur einen Begriff von der Fülle des Materials, aber keinen Einblick in seinen kostbaren Inhalt gewähren. Um nun einen kleinen Vorgeschmack der köstlichen Gerichte zu bereiten, die in diesem Katalog den Lesern vorgesetzt werden, sei einiger weniger ganz besonders großen Kostbarkeiten und solcher Schriftstücke gedacht, die einen gewissen Reiz der Aktualität besitzen.

Was das letztere betrifft, so enthält der Band eine Anzahl wichtiger Akten-

stücke, die sich auf die Zeit von Preußens Erniedrigung 1806 und seine Erhebung in den Jahren 1813—15 beziehen.

Unter diesen kostbaren Stücken wird z. B. ein Brief Fichtes mitgeteilt, der an J. E. Hitzig gerichtet ist und darüber handelt, daß der bekannte Dichter Baron de la Motte Fouqué 1813 in das preußische Heer eingetreten war. Fichte äußert sich darüber in folgender merkwürdiger Weise:

„Früher, als das Ganze den Krieg wohl wünschte, aber nicht eigentlich ihn wollte, weil es kein rechtes Vertrauen zu dem Erfolge hatte, war es die theure Pflicht jedes rechtlichen und durch seinen Beitritt die Masse des wirklichen Kriegsbeschlusses zu verstärken; damals mußte jeder sein Leben an dieses Eine, was damals Noth that, setzen; und Fouqué am allerwenigsten konnte sich ausschließen, und etwas andres bedenken außer diesem Einen; und er that es auch nicht. Dieser Zustand dauerte fort in der Epoche vor dem Waffenstillstande, während des Waffenstillstandes ganz besonders. Seitdem aber, seit unsern glänzenden Siegen, besonders seit dem letzten entscheidenden, fehlt es nicht mehr am Wollen des Krieges; dieses Ziel ist erreicht, und das sittliche Gewicht, welches Fouqué und andere dafür in die Wagschale legten, hat nun gezogen.

Jetzt wird Fouqué ein Leutnant, wie andere. Aber daß er sein Leben im Lazarethe wage, auf die Hofnung hin, noch einmal mit der Hand tapfer dreinzuschlagen, oder andere zum tapfer dreinschlagen zu ermahnen, dazu ist sein Leben zu theuer. Dazu werden sich andere finden, welche entweder mehr Aussicht haben, dieses dreinschlagen in guter Gesundheit zu erleben, oder, bei denen es auch nicht so viel verschlägt, ob sie eben leben, oder nicht leben."

Unter den Schriftstellern, die sich 1813 außerordentlich betätigten, ist August von Kotzebue zu nennen, dem man wegen seiner späteren Spionentätigkeit in Diensten Rußlands sein patriotisches Verdienst verkümmert hat, das er 1813—15 bewährte. In einem merkwürdigen Briefe, wahrscheinlich auch an den genannten Hitzig (30. August/11. September 1813) spricht er davon, daß er den Posten eines Generalkonsuls in Königsberg übernommen habe, tut dar, daß er lieber nach England gegangen wäre, redet von seinem Plane, in Königsberg eine Literatur- und Kunstzeitung für den Norden herauszugeben, und äußert sich über die Zeit in folgender Weise:

„Als einem Deutschen, der auf sein Vaterland stolz ist, scheint es mir freilich etwas demütigend, daß wir nun nicht mehr bloß die Moden aus Frankreich kommen lassen, sondern auch die Feldherren, und daß wir unsere deutsche Freiheit nicht ohne französische Anführer behaupten können; indessen tröste ich mich mit der Erinnerung, daß die Römer, als die Pest bei ihnen wütete, keinen Arzt hatten, der ihnen helfen konnte, sondern den Griechen Äskulap von Epidaurus mußten kommen lassen. Nun sind ja die Franzosen ärger als die Pest, und folglich brauchen wir uns ebensowenig als die Römer fremder Hilfe zu schämen. Hoffentlich ist in diesem Augenblicke der Feldzug schon zu unserem Vorteil ent-

schieden; aber viel Angst mögen die armen Berliner wiederum ausgestanden haben."

Auch von Gneisenau sind herrliche Briefe an Justus Gruner gedruckt, den damaligen Polizeipräsidenten von Berlin, unter denen ein merkwürdiges Schreiben vom 24. Juni 1815 zur Mitteilung an die Behörden bestimmt ist. Darin wird die folgende, wichtige Notiz gegeben: „Euer Exzellenz zeige ich hierdurch an, daß der französische General Morand einen Waffenstillstand angetragen hat, weil Bonaparte, um der Welt den Frieden zu geben, dem Throne entsagt habe, und da die verbündeten Mächte erklärt hätten, daß sie es nicht mit dem französischen Volk, sondern nur mit Bonaparte zu tun hätten, so sei jetzt der Zeitpunkt eingetreten, wo sie diese Erklärung bewähren könnten. Es ist ihm geantwortet worden, daß man es mit einer Nation, wie die ihrige, nicht wagen könne, solche Verhandlungen einzugehen, und daß wir Preußen einen andern Waffenstillstand nicht eingehen würden, als unter der Bedingung, daß uns die Festungen der Maas, Sambre, Mosel und Saar eingeräumt und Bonaparte uns ausgeliefert würde. Wir würden übrigens unsern Marsch fortsetzen."

Während die vorstehenden Berichte uns in Deutschlands herrliche Zeit führen, geleiten uns einige Briefe Alexander von Humboldt's an Michael Friedlaender, den Sohn des bekannten Berliner Bankiers und Stadtrats, in Preußens trübste Zeit. Alexander, ebenso wie sein Bruder Wilhelm, haben sich zeitlebens dem jüdischen Kaufmann, einem Schüler Mendelssohns, und den Seinen gegenüber dankbar, ja geradezu zärtlich bewiesen. Sie haben in Geschäftsverbindung mit ihm gestanden, aber auch freundschaftliche Gefühle für ihn gehegt. Zwei Briefe Alexanders beweisen nicht bloß diese Gesinnung, sondern sind ihres Inhaltes wegen außerordentlich merkwürdig. In dem einen aus Paris, 10. August 1808, heißt es: „In Augenblicken, in denen sich der trübe Horizont plötzlich zu erheitern beginnt, wird es dem fühlenden Menschen ein Bedürfnis, seine Hoffnungen Freunden mitzuteilen. Ich benutze die Gelegenheit dieses Couriers, um Ihnen, mein Teurer, u. Ihrem edlen Vater, nicht bloß die wiederholte Versicherung meiner eigenen Anhänglichkeit, sondern auch (unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit) eine Nachricht zu geben, welche Ihnen in Ihren Geschäftskreisen wahrscheinlich von großer Wichtigkeit ist. Wir sind seit 2 Tagen auf dem Punkte her abzuschließen u. unser unglückliches Vaterland wieder hergestellt zu sehen. Keine Abtretung von Provinzen, keine der Domänen, eine sehr mäßige Truppenzahl in drei Festungen, die Geldbedingungen lästig, aber sowie sie Herr von Stein festgesetzt. Champagny scheint den Abschluß sehr zu beeilen."

Diesem hoffnungsreichen Briefe gegenüber steht ein wahrscheinlich etwas späteres, ziemlich trostloses Schreiben. Es ist undatiert an denselben Adressaten gerichtet und lautet folgendermaßen:

„Sie verlangen, worum ich Sie bitte — Trost. Ich sehe mit jedem Tage schwärzer, d. h. den König dem Frieden abgeneigter, u. da ich nicht rosenfarbige Stimmung der Berliner habe, denen alle Erfahrung nichts genützt hat, da ich gar nicht nach den Russen schmachte, nach Rekrutenaushebungen, u. neuem Elend der Menschheit, so ziehe ich die jetzige Schmach einer unvermeidlichen neuen vor. Verstand wird stets in der Welt über Unverstand, Unentschlossenheit u. unheilbare Verblendung siegen."

Das wichtigste Aktenstück aus dieser trüben Zeit ist ein Brief der Königin Luise an General Rüchel aus dem Juni oder Juli 1807. Der Brief war freilich schon einmal vor 35 Jahren in einer Zeitung gedruckt, ist aber in weiteren Kreisen unbekannt. Außer mannigfachen politischen Nachrichten über die Geschicke Preußens enthält er ungemein bemerkenswerte Stellen über das Verhältnis der hohen Frau zu Napoleon, die Art, wie sich die unvergeßliche Fürstin ausdrückt, ist so edel, daß sie die weiteste Verbreitung verdient. Die Königin schreibt folgendermaßen:

„Der König schreibt mir sehr weitläufig über seinen Empfang, er war anständig und Napoleon äußerst höflich. Es war sehr viel Gerede von mir, von meinem Haß für ihn (lieben kann ich nur das Gute), wie sehr er hoffe, daß ich meinen Frieden machen würde. Seine Höflichkeit bei Tafel ging so weit, daß er dem König meine verhaßte Gesundheit zutrank. Es ist stark die Rede unter den Franzosen, daß ich hinkommen möchte, allein, solange er selbst, der Napoleon, den Wunsch dem König nicht sehr höflich zu erkennen gibt, komme ich nicht; dann aber, kömmt besonders der Wunsch des Königs dazu und die Überzeugung, ich könnte nur durch meine Gegenwart etwas Gutes stiften, so fliege ich dahin, wo mein Herz nie sein wird, und trinke den Wermut und leere den Becher mit der Würde, die der Preußenkönigin zukömmt."

Auch sonst wird in sehr merkwürdigen Aktenstücken das politische Leben behandelt, aber im wesentlichen handelt es sich bei diesen Schriftstücken um Literaten, und infolgedessen hauptsächlich um einen Inhalt, der dem großen Gebiete der Literatur angehört. Da es nun unmöglich ist, in den Auszügen auf alles Einzelne einzugehen, so begnüge ich mich, obgleich ich damit unendlich Wichtiges übergehe und Gefahr laufe, einen falschen Eindruck hervorzurufen, mit einem Hinweis auf Goethe und Schiller. Was den ersteren betrifft, so besitzt die Sammlung nichts eigentlich Ungedrucktes von Goethe, aber sie verwahrt die Originale vieler köstlicher Gedichte und Stammbuchblätter des weimarischen Dichters, auch einzelne wichtige Briefe, die allgemein bekannt sind. Vor allem enthält sie aber bemerkenswerte Briefe David Friedlaenders an Goethe, freilich nicht in ihrem Original, sondern in Entwürfen und Abschriften, Episteln, die bisher nur teilweise bekannt waren, in denen der wackere Berliner Stadtrat und Sammler dem Weimarer Meister Antiquitäten zum Geschenk anbot, ferner die

bereits völlig bekannten und längst gedruckten Anworten Goethes, aus denen man erkennt, daß der Weimaraner ein guter Händler war, der die kostbaren Geschenke mit ziemlich minderwertigen Gegengaben erwiderte.

Von außerordentlichem Werte sind vier ungedruckte oder wenig bekannte Aktenstücke, die teils über Goethe handeln, teils an Goethe gerichtet sind.

Die den großen Dichter betreffenden Stellen sind zunächst der schon obenerwähnte Brief Lessings an Wieland vom 8. Februar 1775.

Ferner ist ein Brief F. A. Wolfs an den Generalkonsul Dehn, Schlangenbad, 22. Mai 1824, also wenige Monate vor dem Tode des großen Theologen, zu erwähnen. Wolf meldet von dem Erfolg seiner Schlangenbader Kur und fährt fort: „Auch Goethe riet schon nebst seinem Lebensretter, Dr. Rehbein, dazu, und dies gerade wegen der unbestimmten Eigenschaften dieses Wassers, dem bisher noch nie ein französischer oder deutscher Chemiker hat etwas anhaben können. Das, sagte Goethe, sind die rechten Wasser für Naturen, wie die unserigen: man gebietet ihnen, was sie helfen sollen, und sie leisten's. Der Art soll auch Goethes Marienbädchen sein, wo er sich im vorigen Sommer so jugendlich erfrischt hat, daß er bald zur Volkssage geworden wäre."

Sodann ist auf ein Gedicht Friedrich Rückerts hinzuweisen, das zwar undatiert ist, aber vermutlich bald nach dem Tode Goethes geschrieben ist. Von den sechs Strophen des Gedichtes seien hier die ersten vier abgedruckt:

Keinem Meister ahmt' ich nach,
Ob es auch der größte wäre,
Seinen Lauf hat jeder Bach,
Jeder Strom hat seine Sphäre;
Aber einen muß ich nennen,
Ihn als Leitstern anerkennen!

Goethe! wie auf eigener Bahn
Ich durch's Meer mich umgetrieben,
Immer ist als Tramontan'
Er im Auge mir geblieben;
Und wenn er soll untergehn,
Wird er mir im Herzen stehn.

Daß nicht alt' und junge Neider
(Himmel, dies Gezücht veredle!)
Mich verschrein als Hungerleider,
Der um einen Brocken wedle,
Lob' ich einen toten Mann,
Der mir keinen geben kann.

Stand ich je in seinem Schutz,
Hat er mich gelobt, genannt?
Lob' ich ihn aus Eigennutz?
Dennoch ja, ich weiß und sehe,
Daß ich mit ihm fall' und stehe.

Endlich soll hier ein Brief von Carl Philipp Moritz an Goethe abgedruckt werden. Er wird von dem Bearbeiter unseres Katalogs in Extenso gegeben, wobei nicht bemerkt ist, daß er schon einmal bekannt gemacht worden ist. Er ist jedoch, wie ich hervorzuheben nicht unterlassen will, schon einmal von dem früheren Besitzer, Gustav von Loeper, der Öffentlichkeit übergeben worden (Goethe-jahrbuch Band 2, Seite 313 ff.). Ich lasse ihn trotzdem hier folgen, weil der nun vor 35 Jahren erschienene Band des Goethejahrbuches nur in Bibliotheken zu finden und dem großen Publikum schwer erreichbar ist. Der Brief lautet:

Carl Philipp Moritz an Goethe.

Berlin, 6. Juni 1789.

„Ich bin eine Zeitlang mir selbst nicht recht sicher gewesen, und habe Ihnen in dem Zustande nichts schreiben wollen: denn wir müssen nur Lebensbriefe einander schreiben, und alles muß von Folgen seyn. In dem Zustande hat der Tasso etwas Balsamisches für mich gehabt, was aber in mir zu todtenähnlich würde. Nun ist das junge Grün wieder aufgelebt, und ich kann froher und leichter wieder Atem schöpfen, und mit ganzer Seele sagen, wie der Tasso mich entzückt, und mir Beruhigung und Freude gegeben hat; Beruhigung, weil ich einen Punkt sehe, wo das Qualenvollste und Drückendste der menschlichen Verhältnisse in die mildeste Erscheinung sich vollendet, und Freude, weil dieser Vollendungspunkt mir so nahe erschienen ist. Das klare Sternchen schwebt mir immer vor, und alles übrige ordnet sich darnach. Der Tasso ist nun einmal das höchste Geistige, die zarteste Menschheit, welche auch von der sanftesten und weichsten Umgebung gedrückt, sich ihrer Auflösung nähert; welche den Schwerpunkt verloren hat, der sie an die Wirklichkeit heftet, und daher auch erst in der Erscheinung ihre eigentliche Vollendung erreichen konnte. Die tragische Darstellung dieses Zarten, Geistigen, auf dem Punkte, wo es sich jammernd ablöst, und in sich selbst versinkt, ist gewiß das Höchste der Poesie, bei der freilich das Tiefste nicht minder schön ist, sobald die Möglichkeit zu dem Höchsten einmal in der Seele daliegt. Die Prinzessin und Leonore sprechen gleich im Anfang die größten Menschenverhältnisse unmerklich in jeder Zeile aus, und sagen sich über sich selbst und über Tasso das Feinste und Größte, was Menschen sich einander über sich selbst und über einen Dritten sagen können. Und so ist die erste Auseinanderlegung des Stücks selbst schon der interessanteste Anfang dazu, der schon für sich selbst in gewisser Rücksicht ein schönes Ganzes ausmacht, so wie jede einzelne Zeile nur ein erneuerter Widerhall dieses harmonischen Ganzen ist, und daher an sich einen sprichwörtlichen Wert erhält, welcher macht, daß sie von gebildeten Lippen wiedertönt und ins Leben eingreift. Diese Dichtung wird aber überhaupt, ohngeachtet ihrer Zartheit, ins Leben eingreifen, weil sie die Ehrfurcht für das Zarte und Schöne, welche doch einmal wirklich stattfand, zum

Hauptgegenstande der Darstellung macht, und auf manche Wangen Schamröte hervorlocken wird, die dem Gefühl für das, was seinen Wert in sich selber hat, noch nicht ganz abgestorben sind; wenigstens habe ich diese Probe schon damit gemacht. In das Detail kann und will ich mich jetzt nicht einlassen; denn ich würde sonst nicht davon abkommen können, und meine Gedanken sind jetzt ganz mit dem Werther beschäftigt. Über acht Tage werde ich Ihnen schon einen Teil des Mpts. zum Durchlesen schicken können, weil ich fleißig dabei bin. Ich hätte schon vor zwei Monaten mit dieser Arbeit fertig sein können; sie durfte aber schlechterdings nicht bei körperlicher Unbehäglichkeit unternommen werden. Der Tasso hat so was wunderbar Anziehendes, daß ich mit meinen Gedanken gern immer dabei verweilen möchte. Ich fühle immer mehr die Notwendigkeit dieses Kunstwerks in der Reihe der Dinge, wo er nicht zufällig, sondern wie vorher angewiesen seinen Platz hat. Jedes ächte Kunstwerk scheint mir gleichsam wie vorher auspunktiert zu sein, und zu seiner Zeit an die Reihe zu kommen. Nun wäre es freilich wohl Zeit, die Spreu von dem Waitzen zu sondern; der muß nur im Siebe geschüttelt werden, so wird die Spreu von selbst verfliegen. Ich denke immer, daß noch einiger Sinn für ächte Kunst irgendwo in unserer Zeit verborgen liegt, und unvermutet erwachen soll. Die jungen Künstler sind bei meinen Vorlesungen aufmerksam genug, wenn nur ihre Lehrer, die alten Künstler, etwas taugten. Vielleicht läßt es sich nun noch ins Werk richten, daß Trippel doch noch herkömmt. Ich habe mit dem Minister von Herzberg darüber gesprochen, und der Minister von Heinitz scheint auch nicht abgeneigt dazu zu sein. Die Herausgabe der akademischen Monatsschrift besorge ich jetzt allein, obgleich Riems Name mit darauf steht. Was sagen Sie zu meiner Affaire mit Campen? Ich glaube, es ist recht, daß diese Sache zur Sprache gekommen ist; denn vor solchen Menschen, wie der Campe ist, kann eben nichts Rechtes und Gutes emporkommen. Ich bin nun auch zum Mitarbeiter an der Literaturzeitung ordentlich kontraktmäßig angenommen worden. Die Recension über die bildende Nachahmung etc. von Rehberg steht noch nicht darin, und auch die Ihrige noch nicht im Mercur. Sie haben doch die Güte gehabt, 20 St. Dukaten an den Maler Mager in Rom bei meiner Abreise aus Weimar zu übermachen: er muß durch einen Zufall den Brief nicht erhalten haben, wie ich von Hirt erfahre. — Ich glaube, daß ich auf einem guten Wege bin, und daß Sie mit mir zufrieden sein werden, aber muntern Sie mich auch durch ein Wörtchen wieder auf und empfehlen mich allen Freunden.

Moritz."

Was Schiller betrifft, so ist der quantitative Reichtum des Vorhandenen zwar nicht sonderlich groß, der qualitative dagegen von außerordentlicher Bedeutung. Da ist zunächst eine nicht sehr schmeichelhafte Charakteristik des großen Dichters durch den Buchhändler Bertuch, der am 21. Januar 1788 seinem

Kollegen Göschen, dem mit Schiller eng verbundenen Buchhändler, folgendes zu melden weiß:

„Sie haben recht, ganz vollkommen recht, über Freund Schiller, Lieber, er spinnt seine Faden nicht lang aus, buhlt mit allen Musen und wirft sich einer um die andere in die Arme. Nur eine Muse muß man heiraten und ihr treu sein wie einer keuschen Gattin, wenn man Kinder mit ihr zeugen will, die in der Welt fortkommen sollen. Und gerade dies tut Schiller nicht. Er arbeitet jetzt mit Anstrengung an seiner Geschichte der Revolutionen von Holland und sagte mir erst gestern noch, da er bei mir war, er werde mit möglichster Arbeit daran, doch nicht vor Ende Aprils fertig werden. Sie sehen also, Lieber, daß an die Thalia für die Ostermesse nicht zu denken ist, wenn ich ihn auch spornen wollte; welches ich doch seiner wirklich nicht festen Gesundheit wegen nicht tun möchte. Er ist mächtig hinter mir her, daß ich gemeinschaftlich mit ihm eine literarische Enterprise machen soll, weil er mir Kenntnis und Ausdauer zutraut; allein ich habe keine Ohren dazu und werde nie welche haben, eben darum, weil ich dann sicher den Karren allein ziehen müßte." (Die letztere Bemerkung ist wohl die erste Andeutung der später von Schiller herausgegebenen historischen Memoiren, die zwar bei einem Jenaer Buchhändler erschienen, an denen aber Bertuch finanziell beteiligt war.)

Schillerhandschriften gibt es sonst in unserem Katalog genug: Briefe und Gedichte. Sie sind jedoch alle längst verwertet, mit einer einzigen Ausnahme. Diese Ausnahme ist der folgende Brief Schillers an Göschen, der, da er in der ausgezeichneten Schillerbriefausgabe von Fritz Jonas fehlt, wohl als ungedruckt bezeichnet werden darf.

Schiller an Göschen. Jena, 23. Oktober 1797.

„Ich hatte mein Versprechen wegen des Geistersehens nicht vergessen, nur kamen diesen Sommer zu viele Abhaltungen, und ich glaubte auch nicht, daß es Eile damit hätte. Hier erhalten Sie einstweilen den Anfang, ehe Sie diesen in den Druck geben, soll auch das übrige in Ihren Händen sein. Ich wollte unmaßgeblich raten, das Werkchen um ein Weniges weiter zu drucken, denn ungeachtet dessen, was neu hinein kommt, wird es doch fast um zwei Bogen kürzer, da ich den größten Teil des philosophischen Dialogs hinweglasse.

Was den Carlos betrifft, so verspreche ich Ihnen zwar, das Mscrpt. vor Johannis im nächsten Jahr fertig abzuliefern, aber ich leugne nicht, daß es mir unangenehm ist, wenn eine Prachtausgabe davon gemacht wird. Zu einem solchen Zwecke, als Sie damit erreichen wollen, qualifiziert sich eine so jugendliche Arbeit nicht; ich verkenne zwar nicht das Gute und Schätzbare, was daran ist, aber es fehlt ihm die Reife, die ihm nicht mehr gegeben werden kann, und indem Sie es durch eine gewisse Emulation mit Voß in Berlin dem Nathan gegenüberstellen, so geben Sie mir vor dem Publicum den Schein einer Anmaßung, von

der ich sehr weit entfernt bin. Gerade die Reife, welche dem Carlos fehlt, hat der Nathan, und das Gute, was jener vor diesem voraus haben mag, hilft ihm bei dieser Concurrenz nichts, da man gerade jene Eigenschaft am meisten fordert.

Überlegen Sie noch einmal meine Zweifel, vielleicht findet sich noch ein anderes passenderes Mittel, Ihren Wunsch wegen eines typographischen Wetteifers zu realisieren — und seien Sie versichert, daß ich mit Freuden dazu die Hand bieten werde.

Sch."

Man könnte nicht enden, wenn man auf die zahllosen, gewichtigen, zwar nicht von Männern ersten Ranges herrührenden, aber durch ihren Inhalt oder ihre Sprache bedeutsamen Aktenstücke hinweisen wollte. Es mag daher mit diesen winzigen Proben — winzig gegenüber dem überreichen Inhalt unseres Katalogs — genug sein. Hoffentlich hat der Leser durch das Wenige, das hier geboten werden konnte, eine Anschauung von dem unermeßlichen Schatze, der hier vorliegt. Man kann dem gegenwärtigen Besitzer, Herrn Rittergutsbesitzer Gotthold Lessing, nur den innigsten Dank zollen, daß er das ihm überkommene Eigentum in so trefflicher Weise verwaltet, in vorbildlicher Art herausgeben läßt und damit dem deutschen Volke ein Geschenk von außerordentlichem Werte gemacht hat.

Arthur Neumann:
Die Gewerkschafts-Internationale.

Alle internationalen Bestrebungen haben während des Krieges gewissermaßen aussetzen müssen. Von vielen Seiten wird diese Erscheinung willkommen geheißen und angeregt, alle internationale Arbeit auch nach dem Kriege zu unterlassen. Diese Vorschläge sind ohne Zweifel gut gemeint, soweit sie aber darin Wirtschaftsdinge betreffen, sind sie in der Ausführung doch unmöglich. Was man sich eben von keiner internationalen Bestrebung versprechen darf, das ist die, von der sozialistischen Internationalen behauptete Kraft, einen Krieg zwischen Kulturstaaten verhindern zu können. Kriege entstehen nicht aus den ausgesprochenen Rassengegensätzen; alle Kriege sind letzten Endes Wirtschaftskriege. Und Kriege sind gewissermaßen in der Wirtschaftsordnung mit vorgesehen: sind die wirtschaftlichen Reibungsflächen zweier Konkurrent-Staaten oder -Staatengruppen dermaßen aneinander geraten, daß das Wirtschaftsleben der beiden Parteien den Grad der Hochspannung erreicht hat, so kommt es im ersteren Fall zu einer räumlich begrenzten, oder im letzteren Falle zu einer aus-

gesprochenen Weltmarktkrisis, wenn nicht in beiden Fällen die Entspannung durch einen Krieg verursacht wird. Es ist immer zu bedenken, daß die Wirtschaft eines Staates die Politik nach Außen bestimmt; eine Politik der Ideale gibt es nicht. In der rohen Praxis sieht allerdings der Entstehungsherd des Krieges etwas anders, eigentlich aber nur komplizierter, aus. Doch bleibt wohl der Grundgedanke, den ich vorstehend knapp beleuchtet habe, durchweg bestehen.

Wenn man die ganze Lage von der angedeuteten Warte betrachtet, kommt man leicht zu dem Schluß: der Krieg ist und bleibt ein notwendiges Übel. Und wenn man den Wert internationaler Bestrebungen beurteilen will, so muß man sich hier sagen: die Wirtschaft eines Volkes läßt sich nicht in nationale Grenzen zwingen; die heutige Wirtschaft einer Nation ist mehr oder weniger mit der Weltwirtschaft verbunden, die notwendigen Konsequenzen daraus sind weltwirtschaftliche oder internationale Organisationen.

Vor dem Kriege befanden wir uns in der Weltmarktsorganisation in einem bereits weit vorgeschrittenen Stadium. Das Kapital war in erster Linie stark international und sucht auch jetzt noch Betätigung außerhalb der nationalen Grenzen. Wir hatten internationale Produktionskartelle, ebenso gab es im Handel und Verkehr internationale Syndikate, und es ist bekannt, daß auch während des Krieges solche Verbindungen weiterbestehen, ja notgedrungenerweise weiterbestehen müssen. Es darf darum der Ware Arbeitskraft auch kein Vorwurf gemacht werden, wenn sie internationale Bestrebungen anregt. Gerade die Arbeiterschaft braucht eine geregelte, widerstandsfähige Internationale am notwendigsten. Besonders die deutschen Arbeiter haben ein großes Interesse an den sozialen Errungenschaften der arbeitenden Bevölkerung der auf niedriger und niedrigster Kulturstufe stehenden Völker. Denn es handelt sich hierbei darum, die Konkurrenz am internationalen Arbeitsmarkt auf ein Mindestmaß herabzusetzen. In Deutschland sind bekanntlich die Reproduktionskosten verhältnismäßig hoch. Die Produzenten müssen daher den einheimischen Arbeitern Löhne zahlen, die den Reproduktionskosten angemessen sind. In Rußland z. B. sind im Gegensatz zu Deutschland die Kosten der Bedürfnisbefriedigung der Arbeiterschicht wesentlich niedriger; dies bewirkt einen niedrigen Marktpreis der Ware Arbeitskraft. Nun bildet aber Deutschland mit seinen höheren Arbeitslöhnen namentlich den westrussischen (polnischen) Arbeitern ein willkommenes Absatzgebiet ihrer Arbeitskraft. Zwar erhält der russische Arbeiter in Deutschland nicht den gleich hohen Lohn des deutschen Arbeiters, aber das Lohnniveau ist für den russischen Arbeiter in Deutschland wesentlich günstiger, als in Rußland. Die höheren deutschen Reproduktionskosten kommen für den russischen Arbeiter nicht so sehr in Betracht, da, entsprechend seiner Kulturstellung, seine Bedürfnisse einfacher und somit die Kosten dafür geringer sind. Ferner kommt noch in Betracht, daß namentlich die russischen landwirtschaftlichen Arbeiter im Winter größtenteils in die Heimat zurückkehrten, also die Kosten ihrer Bedürfnisbefriedigung sich dem-

nach noch verringerten. Den Vorteil an der Beschäftigung russischer Arbeiter hatte hauptsächlich die deutsche Produktion, während das Emporsteigen der deutschen Arbeiterschaft stark behindert wurde. Wie vorstehend von einer Seite aus die Konkurrenz am deutschen Arbeitsmarkte geschildert wurde, so liegen die Dinge im großen und ganzen in allen Staaten, die die derzeitige Höchstkulturstufe einnehmen. Der Gedanke, die Konkurrenz am internationalen Arbeitsmarkt auf das Mindestmaß herabzuführen, ist somit vollkommen gerechtfertigt.

Die praktische Durchführung dieses Planes wird aber wohl gerade nach diesem Kriege durch die Passivität gewisser Beteiligten sehr erschwert, aber keineswegs unmöglich gemacht. Was von allergrößter Bedeutung ist, ist die objektive wirtschaftliche Aufklärung der Arbeiter in allen Staaten, damit sie von der wirtschaftlichen Notwendigkeit der Internationalen überzeugt werden. Die bestehenden gewerkschaftlichen Einrichtungen haben sich ja schon stets dieser Aufgabe unterzogen, doch fehlte dazu bislang der festgefügte Plan, der nicht nur die örtlichen und lokalen Verhältnisse regelte, sondern auch darüber hinaus die internationalen Vorgänge beachtete. Es darf den freien Gewerkschaften nicht darauf ankommen, die Arbeiter, ihre Mitglieder, mit sozialdemokratischen Anschauungen zu erfüllen, sie müssen vielmehr den Sinn der Arbeiter auf das Verständnis der wirtschaftlichen Funktionen in allen Gebieten des Wirtschaftslebens richten. Denn der Arbeiter ist nicht nur Verkäufer seiner Ware Arbeitskraft, er ist auch Konsument und hat als solcher genau das entgegengesetzte Interesse, als beim Verkauf seiner Arbeitskraft. Bisher vertraten die Gewerkschaften ihre Mitglieder hauptsächlich nur im Interesse ihrer Arbeitskraft, die Sorge für das sonstige wirtschaftliche Wohl wiesen sie größtenteils von sich. Sie waren allerdings bemüht, auch diesen Anforderungen allmählich gerecht zu werden, aber nur selten erreichten sie dabei Erfolge. Einerseits fehlte eine lückenlose Wissensgrundlage, andererseits scheiterten die Bemühungen an der Zersplitterung innerhalb der Arbeiterschaft selbst. Das letztere war in seiner Wirkung das gefährlichere Übel, während der erstere Mißstand mehr negativer Art war, da er hauptsächlich auf den Arbeiter als Konsumenten zutraf. Die Zersplitterung hat die Arbeiterfront gegen die wachsende Zentralisation der Unternehmerorganisationen merklich abgeschwächt. Es trifft ja dieser Übelstand hauptsächlich auf den nationalen Markt zu, aber diese Vorgänge haben sich auch auf den internationalen Markt in bedingter Weise übertragen.

Die Gewerkschafts-Internationale ist notwendig, wie die Internationale des Kapitals, welche ja während des Krieges nur scheinbar ruht. Arbeit und Kapital werden sich in ihren Wechselbeziehungen stets auslösen, d. h. fortschreitende Organisation des Kapitals bringt ebenfalls eine Verstärkung der Arbeitsorganisation. Wird also das Kapital international, so muß sich auch die Arbeit notwendigerweise international organisieren, da sie sonst dem Kapital waffenlos gegenüberstehen würde. Zwar läßt sich die Arbeit viel weniger rasch

organisieren, als das Kapital. Schon die nationale Organisation zeigt die größten Schwierigkeiten, noch größere sind aber bei der internationalen zu überwinden. Die Arbeit wird erst Jahrzehnte nach der Organisation des Kapitals als festgefügte Macht auf dem Weltmarkte auftreten können, ob aber jemals in der Weise geeint, wie das Kapital, das ist noch recht fraglich. Notwendig wäre es aber, daß die Arbeit dem Kapital mit gleicher Kraft entgegentreten kann. Die Schwierigkeiten, die der Gewerkschafts-Internationalen innerhalb ihres Wirkungskreises selbst entstehen, können am ehesten durch eine gründliche systematische Aufklärung der Arbeitermassen in allen Wirtschaftsdingen erfolgen, wie ich dies bereits andeutete. Doch dürfen wir uns namentlich keinen großen Hoffnungen auf das internationale Wohlwollen der Arbeiter der verschiedenen Nationen hingeben. Den blinden nationalen Haß zu überwinden, das ist zunächst nach dem Kriege innerhalb der gesamten Arbeiterschaft die Hauptaufgabe. Doch, wie gesagt, dürfen wir Deutschen in unsern Konzessionen nicht mehr ganz so weit gehen, wie wir dies vor dem Kriege gern taten. Warten wir zunächst ab, wie unsere Feinde sich zu der Sache verhalten werden. Und was dabei die Hauptsache ist, dürfen wir keineswegs die vom Vierverband geplante Verdrängung Deutschlands vom Weltmarkt übersehen. So unsinnig an und für sich dieser Plan ist, daß man bestrebt ist und sein wird, unsere Weltmarktstellung zu lähmen, das ist nicht von der Hand zu weisen. In dem Falle ist die deutsche Arbeiterschaft verpflichtet, aber nur, wenn in großzügiger Weise der Handelskrieg weitergeführt wird, die internationale Hand zurückzuhalten, denn in diesem Falle würde das deutsche Wirtschaftsleben dadurch ungeheuer geschädigt werden, was natürlich die Arbeiterbewegung nicht unberührt ließe.

Wenn aber alle Hemmnisse, die zu beseitigen sind, und die bewältigt werden können, überbrückt sind, dann kann die wachsende Arbeiter-Internationalisierung ein gewichtiger Friedensfaktor werden, ohne daß es von der großen Masse weiter bemerkt wird. Denn durch die allmähliche Ausgleichung der Reproduktionskosten in den verschiedenen Wirtschaftsgebieten wird die Weltmarktkonkurrenz wesentlich herabgemindert. Ist dies aber der Fall, dann verkleinern sich auch die wirtschaftlichen Reibungsflächen einzelner gegenüberstehender Wirtschaftsgebiete. Und wir wissen doch, wo wir den Grund zum jetzigen Kriege zu suchen haben. Eine Verkleinerung der Reibungsflächen durch rohe Gewalt ist unmittelbar nach dem Kriege nicht zu erzwingen, darin müssen wir die treibenden Kräfte sich selbst entwickeln lassen. Eine Hauptkraft dazu ist die Internationalisierung der Arbeit. In der stetigen Entwicklung gewisser Wirtschaftskräfte ist eine, eigentlich nur verbessernde, Kraft enthalten, die dem allgemeinen Aufstieg sehr dienlich ist. Es ist natürlich bis zur Herabdrückung der Weltmarktkonkurrenz ein sehr großer Schritt. Wenn wir in der Entwicklung soweit gekommen sein werden, das kann man auch annähernd jetzt noch gar nicht voraussagen, daß es aber einmal dazu kommen wird, kann behauptet werden, denn es ist eine natur-

notwendige Folge der Internationalisierung der Arbeit. Der schließliche Ausgang des jetzigen Krieges wird uns zunächst sagen können, ob dann sofort mit diesem Problem gerechnet und gearbeitet werden darf. Denn es darf keinesfalls die Initiative, die dazu höchst notwendig ist, den einzelnen Nationen aufgezwungen werden: es regiere der Grundsatz der freien Entwicklung! Nur eine Organisation, die aus dem freien Willen und der Einsicht der unbedingten Notwendigkeit zustande kommt, kann Ersprießliches leisten.

Zum Schluß möchte ich aber nochmals betonen, daß wir Deutschen den anderen Nationen nicht zu weit entgegentreten dürfen. Unsere Gutgläubigkeit könnte wieder zu unserem Nachteil ausgenutzt werden. Wenn die Franzosen und Engländer nach dem Kriege die Mitwirkung der Arbeiterschaft der Zentralmächte an der Wiederaufrichtung der Gewerkschafts-Internationalen verschmähen, dann dürfen wir uns auch keinen Pfifferling um deren Sache kümmern. Eine Gewerkschafts-Internationale, welche auf Völkerhaß aufgebaut ist, wollen wir nicht. Ist es das Bestreben der uns jetzt feindlich gesinnten Arbeiterschaft, die Internationale in dieser Form wieder aufzurichten, dann ohne Mitwirkung der deutsch-österreichisch-ungarischen Arbeiterschaft. In dem Falle brauchen wir eine Gewerkschafts-Internationale nicht, dann werden sich die deutschen Arbeiter in international-gewerkschaftlichen Fragen selbst zu helfen wissen.

Hanna Gräfin v. Pestalozza: Betrachtungen einer Daheimgebliebenen.

(Schluß.)

Die Natur und wir.

Damals im August, als es noch oft in uns stritt wider den eine geistige Welt vernichtenden Krieg, konnte es kommen, daß uns die Natur wie feindselig fremd gegenüberstand. Denn ihre Unwandelbarkeit im ewigen Wandel war ein Hohn, ein Gelächter auf die Erschütterungen unserer Seele. Wir pochten auf unser Vorrecht des Geistes; spottete sie da unser nicht? Wir wußten nichts mehr von der Schönheit der Rose, nichts mehr von den Wundersamkeiten des blühenden Kartoffelfeldes und der feuerroten Bohnenblüte; uns war die Sonne in ihrer strahlenden Pracht schmerzlich fern. Dann war die erste Rose, die wieder wohltat, die auf dem Flintenlauf eines hinausziehenden Kämpfers; das erste Eichlaub, das man wieder gerne sah, war in Sträußen an den Helmen. So fanden wir langsam zur Natur zurück. Längst ist sie uns mehr geworden, als sie je uns war. Da stehen wir mitten in ihr, wie ein Teil ihrer selbst; stehen da

wie der Baum, der schweigt und anschaut. Ja, wir in Ehrfurcht Überwältigten schauen schweigend die Größe der Zeit; unsere reinsten Stunden sind das, wo wir meinen, unsere Empfindungen müßten das Große, das sich ringsum begibt, verkleinern, wenn es durch sie hindurchginge, unser Wollen, an ihm entzündet, müßte es entstellen; es sind nicht unsere menschlichsten Stunden. Aber unser menschlich-irdisches Teil, zu fühlen und zu wollen, einmal abzulösen durch leidenschaftslose Anschauung, wird uns für unsere besten Menschlichkeiten viel helfen; verjüngt kehren wir zu ihnen zurück.

Wer rein anschaut, wird reich durch die Fülle der Bilder, wie der Baum, der über sich eine Welt hat. Er wird frei und froh und ruhevoll in Selbstvergessenheit und im Bewußtsein seiner selbst. Denn da entdeckt er vielleicht, daß es schön ist, unter denen zu sein, die für jede Stunde Gold aus ihrem Herzen brechen — und die Stunde weiß nichts von Gold; die dem Augenblick ihr Ganzes geben, so daß sie nicht zum Sammeln kommen — und die Sparsamen und Klugen spotten ihrer; noch manche heimliche Schönheit mag er an sich entdecken. Er kann auch die hohe Folgerichtigkeit, die in seinem Leben waltet, entdecken, die Schuld, die Sühne; die Hoffnungen seiner Seele, ihre Enttäuschungen, die Erfüllungen, die sie dennoch mühend herbeiwirkt; kann sehen, wie sein Schicksal sich zum rechten Ringe schließt.

Es ist gut, einmal vor seinem eigenen Geschick gestanden zu haben, wie der Baum vor dem Himmel, weil es Verständnis und Gerechtigkeit dem fremden Schicksal gegenüber schafft. Immer mehr auch werden wir bereit, es schauend aufzunehmen; will doch auch im Auge unserer Seele Menschenschönheit stehen, wie in den Zweigen des Baumes das Licht der Sterne hängt. Dann steht als feierlichste wohl in ihr der fallende Kämpfer, als hehrste jener, der da einer ist unter den Vielen und sein hartes, enges Leben dem Vaterland hingibt; Reichtum an Gut und Geist hingeben, ist schwer und schön, schwerer, schöner ist, seine Armut hingeben. Dann steht in ihr, wie draußen gestorben wird: die Seele bis zuletzt voll von der reinigenden Tat und dann schneeweiß ihre überirdische Bahn ziehend. Dann stehen in ihr die weißen Einsamkeiten innen im Land, die Mutter, die kein Kind mehr hat, das Kind, dem ohne Vater die Welt schwer und fremd ist.

Wer, wie wir, erfahren hat, daß es höher ist, sich zu verlieren, als sich zu behalten, der fühlt sich aufgegangen im All der Natur. Wie über sie, ihre Kornfelder, ihre Wiesen, ihre Wälder, geht ihr Gesetz des steten Wandels über uns dahin. Wie sie, halten wir ihm still. Wir halten Sturm und Regen aus, tragen grüne, sonnenbeschienene Hoffnungen, lassen sie über Nacht vernichten, und lassen in langen Monden reifen, was verblieb. Dabei werden wir ruhig und stetig und bekommen die gewisse Zuversicht ins Herz. Mütter geben ihre Söhne hin, weil Trennung ewiges Mutterlos ist. Aber über den Gefilden draußen, wo sie kämpfen, waltet großartiger noch das Gesetz, waltet es, uns

zu immer neuem Schauer: sie säen die Blüte ihrer Leiber, die Schönheit ihrer Seelen, und die Erde fragt nicht, was sie verliert; denn alles ist ihr Umwandlung. Der Tod des Helden — sein Kommen zu Gott; ein Dankgebet im Herzen der Mutter, die einen Helden haben wollte; ein stolzes „Klagelied im Mund der Geliebten"; ein Schwur und ein Stern in der Seele des Sohnes.

Wer, wie wir, sich eingestellt hat in den Kreis der Natur, in Tod und Geburt, hat die einfachsten Formen des Lebens, die um beide sich schlingen und zwischen beiden liegen, lieb. Wir hängen an den Trautheiten unseres Hauses und Gartens, auch weil wir bereit sind, aus ihnen zu gehen; wir hegen alte Gewohnheiten, auch weil wir gerüstet sind, sie aufzugeben: Wiege und Grab sind uns heilige Stätten als Anfang und Ende. Die Wände des Zimmers haben für uns ihre liebe Sprache, der Tisch, der Stuhl, das Bett, das in ihnen steht. Es grüßen uns die Wege, die wir oft und gerne gingen, hier und in der Ferne. Wir lieben das Gold der Morgensonne und die dunklen Schleier des Abends, der die Menschen miteinander vertraut macht.

Wir meinen, nun klar und wahr vor uns selbst zu sein, wie Blume und Baum vor sich selbst sind, und wie die Felder im wolkenlosen Sommermittag liegen. Wir sprechen zu uns: es geht uns schlecht; das Leben hat fast mehr Enttäuschung als Hoffnung. Wir verwerfen Selbstbetrug als Unkraft und Unschönheit. Vor allem aber hoffen wir, wir könnten mit solchem Sinn dem Schrecken, dem Grausen der Zeit gerecht werden. Wir wissen, es brennen Dörfer und Städte, es hungern irrende Kinder und Frauen, es stöhnen wild die Männer, und es ächzt die Kreatur. So bieten wir uns schonungslos diesem Wissen dar. Meine Brüder, meine Schwestern draußen, wir halten still, wie der Acker dem aufwühlenden Pfluge.

Neues Gemeinschaftswollen.

Draußen leben sie uns vorbildlich Menschengemeinschaft vor, Lebenskameradschaft. Sie werden nicht schuld sein, wenn der gleiche Geist nicht auch in zukünftigen Tagen des Friedens herrscht, sondern wir wären es, die ihn gehemmt, vielleicht getötet hätten. Je begünstigter vor uns sie nun draußen sind, indem ihre große und großartige Wirklichkeit, in der sie stehen, diesen Geist wie von selbst gedeihen läßt, um so unermüdlicher haben wir es zu erarbeiten, ihm hier die Bahn freizumachen. Es ist Arbeit; denn es ist zuviel hinwegzuräumen, damit es vom Menschen zum Menschen wie Quellengruß gemeinsamer Menschlichkeit flute. Es ist rein innerliche Arbeit. Denn das Äußere ist es im Grunde gar nicht, was die Menschen voneinander trennt. Sie möchten sicher nicht die Unterschiede von Rang und Stand entbehren, die schon in der Familie vorgebildet sind im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, sodann in den allgemeinen gesellschaftlichen Beziehungen im Verhältnis zwischen Alter und Jugend; sie wüßten, daß sie damit auf ihre feinsten Seelenblüten verzichten

müßten. Es ist aber das: Hochmut und Neid, die ihr Inneres verheeren, suchen den Vorwand zur Berechtigung in Äußerlichkeiten, da die seelische Echtheit sie beide verwirft. Dann kann das bessere Kleid zwei Menschen, zumal zwei Frauen, voneinander trennen. Auch andere zwischen den Menschen bestehende Unterschiede, wie Beruf, Konfession, Religion sie schaffen, werden durch die Triebe des Hochmutes und Neides dazu entstellt, die Menschen zu trennen und zu quälen, statt daß sie die Menschengemeinschaft befruchteten, wie sie es wohl vermöchten. Auch Frömmigkeit, geistiger Besitz können ihren Hochmut haben, Untugend, Laster ihren Neid; so wird selbst aus dem Innerlichen ein Äußerliches gemacht.

Was nun helfen kann für eine gute Zukunft, scheint dies allein: gleichsetzende Liebe. Nicht Wohltat, nicht Herablassung, nicht Toleranz, diese einer göttlichen Hand nur gemäße Gesten, nein: gleichsetzende Liebe. Nicht Unterwerfung, Demut, die nur vor Gott sich ziemen, nein: Liebe, die sich über Fremdes freut, wie über Eigenes; sie wird auch die Formen nicht verletzen; sie wird gern verehren wollen.

Diese Liebe ist das Ziel. Da sie aber schwer ist für den von der Herrschaft seines begehrlichen Ich so lange und so völlig überwältigten Menschen, gilt es, den Weg zu ihr zu erleichtern. Wieviel würde es da etwa helfen, wenn einer dem anderen offener seine Lebensnot gestände; wenn einer antwortete auf des anderen Leid, das das heidnische Herz ja so leicht eine Unehre dünkt: sieh, das ist nun meine Not. Der käme sich dann nicht mehr so bitterlich einsam, leidgeschlagen vor. Es würde auch helfen, wenn der Hohe dem Niedrigen zeigte, wie ihm auch an seiner Anerkennung und Zuneigung viel gelegen ist; wie würde es diesen werten vor sich selbst. Endlich würde es viel helfen, wenn ein jeder sich sagte und danach zu leben trachtete: das Höchste ist das Sittliche, und da es allen zugängig ist, sind wir im wirklich Entscheidenden einander gleichgestellt. Und wenn sie dann einfach und natürlich miteinander leben und sehen würden, wie die Grundformen des Lebens sie alle zu einem Bunde zusammenschließen, und wie es rührend und erhaben zugleich ist, ihm anzugehören, Mensch zu sein, würde ihnen gewiß nichts herrlicher erscheinen, als dienendes Glied zu sein dieser wundersamen Gemeinde unter Gottes Sternenzelt. Und das wäre schon die Liebe.

Ja, die Richtung der Liebe ist: von der Enge in die Weite. Es muß erkannt und erfühlt werden, daß es Sünde ist, aus der Familie, aus der Scholle eine Idee zu machen, der man das Glück anderer opfert. Es muß tief erkannt und inbrünstig erfühlt werden, daß es brennend Unrecht ist, aus der Rasse, aus dem Völkischen eine Idee zu machen, der man den Stolz und das Glück von Menschenbrüdern opfert.

Diese Liebe trägt Lasten der Verantwortung. Sie kann nicht sagen: ich verwerfe meinen Menschenbruder, weil er mir ein Anstoß ist durch seine Eigen-

schaften, weil er und Seinesgleichen eine Gefahr sind für die Gemeinde; um so entschiedener stellt sie sich auf das Ihre, um so eifriger wirbt sie für ihre Art die Seele des Fremdlings. Sie kann nicht sagen: ich tue mein Teil, mag der Andere das seine tun; sie hilft ihm auf alle Weise, weil ihr vielleicht mehr gegeben ist, und sie deshalb seine Seele mit zu verantworten hat.

Diese Liebe kennt das Leid als großen Lebensbefruchter; aber sie wird nichts heißer wünschen, als daß unter den Menschen jene Nöte und Spannungen aufhören, die über das Vermögen der Seele gehen, und deshalb wird sie nicht müde werden, an einem großen Vertrauen der Menschen untereinander zu wirken.

Das Leben mit großem Inhalt füllen, das ist es. Dann zieht die Liebe ein und dann bleibt sie wohnen. Jetzt immer mehr uns das große Leben, das sie draußen führen, wo nur das heilige Wesentliche gilt, hereinholen, und wir werden auch unsere entflammten Herzen immer mehr in einem Schlage fühlen. Später über uns den Stern einer höchsten Idee setzen, zu dem wir wieder alle gemeinsam ziehen, und wir werden uns im Wesentlichen vereint fühlen. Auch hätten wir ein unvergängliches, ein ewiges Unterpfand einer Liebe, die uns vereinen müßte; das ist das Andenken an die Taten der Unseren, das ist die Erinnerung an die Seele des Soldaten im Feld.

Etwas von Frauen.

Frauen hätten an Frauen viel gutzumachen. Da könnten manche zu sich sprechen: wir, die wir gehütet waren oder nicht mutvoll genug, oder die wir Reserven besaßen im Geist und im Herzen, vermochten es, auf das Haupt einer werdenden Mutter, ereilte sie diese Gnade nicht im Garten der Ehe, sondern auf schwimmender Goldinsel der Liebe, Schmach zu häufen; ach wir Armen, uns erreichte nicht ein göttlicher Strahl von der Reinheit alles Lebengebens. Auch suchten wir Liebe im Leben der Anderen nicht wie einen Stern, sondern wie Allzuirdisches. Auch weinten wir nicht Tränen genug über unsere ärmsten Schwestern auf den Straßen, die ihre Seele ganz entstellen. Jetzt kann wohl bei der Frau in dem Augenblick dieser bangen Erkenntnis die lebendige Wandlung geboren werden. Denn es ist die Zeit des Genies des Herzens. Einsam vom Mann, der doch um so vieles großzügiger ist, als sie selbst, wird sie weiten und wahrhaft reinen Herzens. Dieses aber, das die Beziehungen zu den Mitschwestern trifft, hängt in gewissem Sinne eben mit Trennung und Einsamkeit zusammen. Einmal verlor das erotische Moment in der Liebe zwischen Mann und Frau an Bedeutung; denn im Blick des scheidenden Mannes stand, daß der Verzicht ihn nicht zerbrach, daß seine Selbsterfüllung im Gebiet des Ideellen, Geistigen liegt; zum anderen ist aus allen Sehnsüchten, die Tag und Nacht hinauswandern, heiß und zitternd, aus Frauengemächern und Jungmädchen-

stuben, aus Dachkammern und Palästen, des Weibes einziges großes Heiligsein mit dem Manne geworden.

Später wird es der Frau gut sein, sich zu erinnern, daß der Mann Geist ist, Nicht-Natur; es wird ihm und ihr Gutes geschehen, wenn sie dann beibehält, was sie jetzt begonnen hat: ein Kleines ihrer Natur aufzugeben zu Gunsten des Geistes; dann wird nicht mehr soviel Qual zwischen ihr und dem Manne sein.

Unsere Kinder.

Es ist die Zeit der blühenden Väter- und Mütterherzen. Das hat noch einen tieferen Grund, als den, daß die neue, innigere Zeit unser Verhältnis zum Kinde, diese heiligste Provinz unseres Seelenlandes, vor allem befruchten mußte, daß wir es heißer lieben, denn je, daß es uns in seiner warmen Lebensfülle wonniger jetzt noch ist, wo draußen so viele sterben, daß seine Bedeutung als Zukunftsträger nie höher war und nie fordernder für uns. Dieser tiefere und tiefste Grund, der vielleicht nur in den Müttern ist, muß in einem gehobenen Gefühl, besser nun der Verantwortung des Kindes gerecht werden zu können, gefunden werden. Es blüht ein Mutterherz, das sich in dieser Zeit selbst reiner und besser geworden weiß. Jetzt blüht es, wie es früher oft mit welkem Bangen erfüllt war. Es möchten Mütter engelsrein vor ihren Kindern dastehen. Welche vermöchte das? Es geht von den unsagbar reinen Augen, von den unsagbar reinen Zügen des Kindes Frage und Forderung an die Mutter. Welcher hätte sie nicht schon einmal Qual bereitet? Nun aber ward das anders. Nicht wahr, man trug Leid in dieser Zeit, sie brachte Not und Angst, und so machten wir gut, wie ja — wir reichen zwar nicht heran an diesen Vergleich — die von draußen aus ihrem Erleben entsühnt und mit getilgtem Lebensschuldbuch in die Heimat zurückkehren werden, alle ohne Ausnahme.

Es hilft einer Mutter viel bei der Erziehung ihres Kindes, getröstet und sicher in sich selbst zu sein. Wenn sie sich sagen darf: obwohl ich nie ganz an die Verantwortung reiche, die der Lebensweg meines Kindes für mich bedeutet, trat ich doch mit meinem vollen sittlichen Streben für sie ein, — bekommt sie das dem Erzieher unerläßliche Selbstvertrauen ins Herz. Diesem aber fällt alles wie von selbst zu, Wort, Tat, Blick voll wirksamster Beeinflussung.

Auch das läßt die Väter- und Mütterherzen jetzt blühen: sie brauchen nur das große Erleben draußen zu nehmen und es in die Seelen ihrer Kinder zu senken, und sie wissen, ihnen Schönstes und Bestes gegeben zu haben. Bereiten sie ihnen doch eine unversiegbare Quelle heiliger Kräfte. Ja, sie haben alles, was sie überhaupt je empfangen konnten. Und können wir es in einem Sinne Griechenland nennen, was wir ihnen geben, so ist es nicht mehr das tote, sondern die Dreihundert bei Thermopylä und die von Salamis gehören zu den Ihren. Aber es ist doch eben mehr und anderes als Griechenland, ist Deutschland mit dem Christusgeist eines weltgroßen Willens und dem Mariengeist,

unter Schmerzen diesem Willen entgegenzuwachsen, ist Deutschland auch mit dem Christusgeist und Christuswillen einer einzigen Volksbrüderschaft.

Unsere Theodicee.

Seit Hiobs Herz sich durchrang zur Theodicee, zur Rechtfertigung seines Wunden schlagenden und Lasten legenden Gottes, hat manches Menschenherz in Angst und Kummer um ein Gleiches gerungen. In dieser Zeit aber der Schrecken, Nöte, Einsamkeiten, die ein ganzes Volk ergriffen haben, wird das Problem von der Rechtfertigung Gottes, der dieses alles zuläßt, der alles schickt und aufbürdet, von einem ganzen Volk bewegt. Wohl hat nun diese Gemeinsamkeit gleicher Bangheit etwas Erschütterndes, doch wohnt ihr an sich schon Tröstliches auch und Befreiendes inne. Denn immer ist es härter und ängstlicher noch, allein geschlagen zu sein inmitten Aufrechter und Glücklicher. Es löst sich auch die von Tausenden zugleich und gleich gestellte Frage nach dem gerechten Gott anders, man möchte sagen: leichter, als sie das einsam ringende Herz sich zu lösen vermag. Hier wie dort ist die gesunde Rechtfertigung, die ja immer Ziel und Sieg bedeutet, herrlich in ihrer Art, hier als vollendete Selbstentäußerung, dort als heilige, einem Allgemeinen, einer Idee dargebrachte Opferung. Zwischen beidem ist ein Unterschied, und zwar ein Unterschied, nicht der Quantität, sondern der Qualität nach. Wenn ich allein darniederliege und dennoch meinen Gott lobe, dann ist es, als wäre ich ganz aus meinen Ketten und Gefängnissen selbstischen Begehrens herausgegangen; was bin ich und bedeute ich? Nichts. Wenn ich aber getroffen bin mit meinen Brüdern, dann geht ein Stern über unsern Häuptern auf — wir heißen ihn jetzt Heimat, Vaterland —, dem wir Hand in Hand nachziehen, und um dessen wundersamer Schönheit willen unser Leid selbst Blüte unseres besten, tiefsten Wesens wird. Ist es nicht eine Fülle der Zeit, wahrlich schmerzensreiche Fülle, aber eben doch Fülle? Aus ihr loben wir Gott.

Die Rechtfertigung Gottes durchs deutsche Volk in seiner Gesamtheit ist eine für immer bewundernswerte Offenbarung, Tat der Volksseele. Wie ein Wunderglanz steht diese Offenbarung über den Feldern der Schlachten, wo die Unseren mit stiller, ungebeugter Seele alles vermögen, frieren, hungern, zu Tode erschöpft sein, sterben, siegen. Fürwahr, nie ist für Gott und die Gerechtigkeit seines Sinnes hinreißender eingetreten worden. Denen draußen sind hier drinnen fast gleich die vereinsamten Mütter, die mit gestorbenem Herzen aufrecht sind, und ihnen nahe kommen die vielen, vielen, die Not haben und sie tragen. Unsere Theodicee ist Bejahung des Lebens, deshalb ist sie werkreich und früchtefroh. Das Unermeßliche, das draußen geschieht, und alle Strebungen daheim, dankbar zu sein und wert sich zu erweisen, schließt sie in sich ein. Sie macht die Unausdenkbarkeiten des Feldes zu verewigten Tatsächlichkeiten; denn der Gott glaubende und Gott vertrauende Mensch läßt seine Kraft wachsen an seinem

Gott. Sie spinnt milden Glanz noch um Schmerzens- und Sterbensdunkel, webt über niederer Not den milden Schein der Wehmut; denn der gläubige Mensch lächelt noch durch Tränen seinem Gott zu. Unsere Theodicee ist etwas viel Höheres, als Einstellung der Seele auf unvermeidbare Übel, als ihre Anpassung an das gegebene Leid; sie ist nicht Passivität, sondern höchste Aktivität, die aus dem Leiden Tun, Vollbringen schafft. Sie ist auch mehr als ein Gotteslob aus jenem künstlerischen Sinn heraus, der einen reinen, stillen Morgen, eine feierliche Landschaft, die auch im Krieg nicht aufhören, durch reine, vom Selbst absehende, das Selbst vergessende Anschauung sich ungestört und unentstellt erhalten will; der die Hoheit der Tatsachen und Geschehnisse durch Beziehung zum Selbst sich nicht verkleinern mag; sie ist Empfinden und Wollen, das zur sittlichen Schöpfung drängt, zur Darstellung Gottes.

Es könnte einer fragen: ja, rechtfertigen wir mit unserer Seele, die das Vaterland liebt und den harten Kampf um seinetwillen, denn Gott? Liegt uns überhaupt daran, es zu tun? Tun wir nicht unser Bestes, ohne erst viel an Gott zu denken? Ihm sei die Antwort: indem wir das Leben bejahen (Liebe und Kampf aus Liebe ist Bejahung), bejahen wir Gott, den Ursprung und Sinn des Lebens; Gott bejahen, d. h. sein Wesen bejahen, seine Allgröße, Allweisheit, Allgüte, ist Gott rechtfertigen. Man braucht es nicht immer Gott zu nennen, man kann es auch Pflicht, Gewissen, Ideal nennen, es ist aber immer Gott, d. h. das wissende Gefühl, in dem wir allein „ganz selig" sind.

Aber es finden Menschen auch in unserer Zeit nicht immer leicht zu dieser ihrer Seligkeit, zu diesem ihrem wahren Glück. Draußen über den Feldern wird wohl der Stern des Vaterlandes, der Gott rühmt, nie bleich; aber drinnen bei uns, wo neben ihm immer noch andere Lebenslichtlein stehen, wie Genuß, Macht, Besitz und andere Selbstsüchte, mag er sich hier und da verdunkeln, und da mag es kommen, daß einem, dem der Atem des Krieges solch' Lebenslichtlein löschte, die Rechtfertigung seines Gottes so schwer wird, als wäre nur ihm allein alles dunkel. Er will verneinen und will anklagen. Diese Gefahr hat die Heimat, und sie ist um so schmerzender, als sie selbst den bedroht, der aus dem großen Erleben draußen, wo einzig herrliche Hingabe herrscht, zu ihr zurückkehrt. Es ist ein furchtbarer Vorwurf für die Heimat, daß sie einen bitter macht über sein Los, der in der lauteren Luft des Männerkampfes sich als Träger hehren Opfers zu preisen vermochte. Wie furchtbar, daß es ein berechtigter Vorwurf ist!

Hier gilt es eine mit dem Augenblick zu beginnende Arbeit, gilt es die Erneuerung des Geistes der Heimat! Sie sollte in Kleinlichkeit und Berechnung, die ja im wundergroßen Leben stets zuschanden werden muß, versinken, wo draußen das Leben atmendes Wunder ist? Ach nein, im Angesicht des unermeßlichen Ertragens draußen kann wohl auch keiner G o t t vorrechnen, was e r ihm schuldig ist, und kann wohl keiner mit dem Leid und mit allerlei Schwerem

geizen. Das Leid, das Schwere wollen, im Sinne der schöpferischen Tat, im heroischen Sinne wollen, wäre schon Rechtfertigung Gottes. Es ist schon manches errungen, was sie leichter machen könnte, auch dem Einzelnen in der Einzigkeit seines Wesens und Weges: in der Gemeinsamkeit des Leides dieser Zeit muß erkannt werden, daß letzten Grundes keiner einzig-leidend ist; er tue sein Leid als Tropfen ins Meer des Weltleids. Auch der Maßstab für das, was eigentlich Leid ist, ward nun gewonnen. Denn wo ein ganzes Volk gemeinsam leidet, da gilt das Leid nur dem, was seiner wert ist. Damit schwinden Unruhe, Ängste, Tränen, die zu Kleinem, zu Geringem bisher galten; damit wird der Sinn frei für den Tautropfen in der Blume, die Stimmen der Wälder und Wiesen, für gute, reiche Menschenaugen, für die beglückende Schönheit der Kinder, für alles das, was Gott so unbestreitbar aus seiner Hand entläßt, und was Gott lobt. Damit spart ihre Kraft die Seele auf für alles wirkliche Leid; das aber wird in der Umfangung einer kraftvollen Seele selbst zu einem Baum des Lebens, der Gott preist. Endlich ist auch das errungen in dieser Zeit, was nie verloren gehen darf: das Innere wird gewertet, das Herz wird gewogen. Da nun kein einziger von den sittlichen Gütern ausgeschlossen ist, fällt viel Bitterkeit und Neid weg, an denen unsere Theodicee scheitert. Auch ist jetzt als gemeinsamer Besitz das Leid legitimiert; viel Scham fällt weg, die einziges Leid schuf, und die sich nicht getraute, Gott im Schicksal zu erkennen; denn hätte sie es getan, wäre sie eine Krone gewesen. Neben der Ehrfurcht vor dem Leid als einem hohen inneren Wert des Menschen sollte die bewußte Leidensgemeinschaft bleiben. Es würde den Schwachen viel helfen, zu wissen, daß auch sein Bruder Leid hat, obgleich er glücklicher im gewöhnlichen Sinne scheint. Wenn einer hadern zu müssen glaubt mit Gott, weil ihn der Krieg härter trifft als den anderen, dann sollte der andere hintreten zu ihm und vor ihm seine zwanzig, dreißig Jahre Kampf, Dunkel, unendliches Mühen aufdecken, daß er sie abwäge gegen sein einziges Jahr Not. Viel könnte einer dem anderen helfen, daß jeder in seinem Schicksal Gerechtigkeit, Güte und Sieg des Guten erkennt — Gott.

Gott selbst ist Idee, allumfassende, auch Heimat und Vaterland umfassende Idee des Menschenlebens. Wenn nach dieser Zeit der großen Einheitlichkeit des Volksgeschickes und der ausschließlichen Hingabe ans Vaterland die differenzierteren und weiteren Lebensformen wieder mehr das Einzelglück und das Einzelleid schaffen, dann steht über jedem Einzelweg doch irgendwie die göttliche Idee. In ihr sind alle Menschen Brüder. Sie ist Gnade und Gabe für alle. Das immer tiefer zu wissen und zu ehrfürchten und geschehen zu lassen — auch das wäre ein Teil unserer Theodicee. Denn wie die Himmel, soll die ganze Erde Gottes Ehre rühmen.

G. Türk:
Götterdämmerung.

Dereinst, in alter, verschwundener Zeit,
Da waren zu sinnen, zu dichten bereit
Germanische Denker und machten zurecht
Von Göttern und Welten ein Wundergeflecht.

Sie wußten von Walhalls seliger Pracht,
Von siegender Götter freundlicher Macht;
Aus Frostesschärfe und Feuersglut
Entsproßte der Riesen verheerende Wut.

Den Kampf unter Männern hier unten gewohnt,
So, dachten sie, kämpft auch, was über uns thront.
Da warf seinen Hammer der siegende Thor,
Doch kam immer wieder ein Gegner empor.

Es geht, wie den Menschen, dem Göttergeschlecht:
Ein Kampf ohne Rasten um Dasein und Recht.
Und Götterdämmerung — Kampf und Brand —
Vernichtet am Ende das Meer und das Land.

Zwei Ungetüme, so will es die Sage,
Die werden der Welt vornehmlich zur Plage,
Die Midgardschlange des Meeres Not,
Das Land vom Fenriswolfe bedroht.

Nun wohl, uns will es wirklich scheinen,
Zwei Ungeheuer sich vereinen,
Das deutsche Wesen zu vernichten
Und einen Weltbrand anzurichten.

Das erdballumschlingende, giftige Tier,
Die Schlange zur See, das ist Englands Gier;
Dem Fenriswolfe das Russenreich
An nimmersattem Rachen gleich.

Wohl toben die beiden und andre dazu
Und lassen mit Morden und Wüten nicht Ruh',
Als sollte die Welt zu Ende gehen
Und dürfte nichts Rechtes und Gutes bestehen.

Wahrhaftig, der ganze Wahnsinnsgraus,
Wie Götterdämmerung sieht es aus.
Unzählig die Opfer — doch die's überleben,
Die herrlichste Hoffnung ist ihnen gegeben.

Denn nach Zertrümm'rung und Weltenbrand
Entsteht ein schöneres Erdenland
Und Götter und Menschen glücklich und gut,
Kein Neid, keine Lüge, kein Lechzen nach Blut.

Nun, deutsche Macht, so steig' empor
Aus diesem Kampf, wie nie zuvor!
So Fürst wie Volk gestärkt ersteh',
Verjüngt, gebessert, reiner als je!

Arthur Silbergleit:

Gesang des Erzengels.

Männer wie Eisen hart, die ich Euch kämpfen lehrte,
Lange hieß ich Euch schweigen mit Eurem Schwerte,
Aber nun habt Ihr meinen Ruf vernommen
Und Ihr seid mit der Wehr zum Wort gekommen.

Schlaflos fleh' ich zum Herrn, daß Euch nicht der Mut erschlaffe.
Scharf und schneidend bleib' er wie Eure Waffe.
Nehmt als Griffeln die Schwerter, schreibt Purpurstriche
In die Leiber des Feinds, Todwappensprüche!

Zieht Ihr singend auf sichern Siegesbahnen,
Wimpeln Euch Früh- und Abendröten wie Fahnen,
Die ich selbst an die staunenden Himmel hisse,
Daß Euern Ruhm so Wind wie Wolke wisse,

Daß Eure Tat Euch umstrahle im himmlischen Sprengel,
Blende den Blick der verklärten Brüderengel,
Daß die Erleuchteten noch nach tausend Jahren
Von Eurer leuchtenden Seele dies erfahren:

Wie Ihr bereit wart gleich glühenden Opferbränden
Euer feuriges Blut dem Herrn zu spenden,
Der wie im Dornbusch einst mit Flammengebote
Mit Altarfeuern Euer Herz durchlohte.

Männer wie Eisen hart, die ich Euch kämpfen lehrte,
Lange hieß ich Euch schweigen mit Eurem Schwerte,
Aber nun habt Ihr meinen Ruf vernommen
Und ihr seid mit der Wehr zum Wort gekommen.

Wandlung.

Das schien uns Glück in trägen Friedensjahren:
In blauen Gondeln durch die Luft zu fahren;
Wir ließen uns von leichten Wellen schaukeln
Und von Sirenenstimmen süß umgaukeln;
Wir hatten oft uns selbst zum Fest geladen,
Nun aber stehn wir auf den Barrikaden.

Sturm stob daher, der unsre Welt verwehte.
Zum Trotz ruft uns die Trommel und Trompete.
Der Kriegsgott rast durchs Land auf wildem Renner,
Er machte aus uns weichen Knaben Männer,
Die in der Schule neuen Lebens lernten,
Auf Schicksalsfeldern Ewiges zu ernten.

Wir fühlen tiefer unsre Menschenwerte;
Sie reden scharf zu uns aus unsrem Schwerte;
Und überschwebt von des Erzengels Schwingen
Vernehmen wir beim Aufschlag unsrer Klingen
Des Weltenvaters benedeite Worte:
„Mit Sternen kränz' ich bald Euch meine Pforte!"

Marie von Bunsen: Das Hoffräulein Donna Inez.

Roman aus der Verfallzeit des spanischen Reiches.

Fortsetzung.

Das Stiergefecht auf der Plaza Mayor.

In den Kirchen wird voller Ablaß für alle heute auf der Arena Umkommenden erteilt, vor den Altären knien die Helden des Tages, beichten, erhalten das Sakrament. Schon zu früher Nachmittagsstunde sind die äußeren Quartiere verödet, immer dichter drängen sich die Kutschen, die schwarzen Ströme der bescheidenen Fußgänger nach dem Herzen der Stadt.

Spaniens durchsichtig grelles Sonnenlicht, mit seinen harten, dunklen Schatten und goldbraunen Reflexen, ergießt sich auf die langgestreckte Plaza Mayor. Rings umher fünfstöckige Häuser, sie bilden einen gewaltigen Theaterraum unter freiem Himmel. Die zahllosen Fenster und Balkone sind mit Teppichen und gestickten Decken geschmückt, flimmern mit geputzten Damen; selbst die Dächer sind dicht gedrängt.

Auf den noch leeren Ehrenplätzen der Granden und Titulados erheben sich wappengeschmückte Baldachine, in der Mitte, vor der Casa Panderia, ist der vergoldete königliche Altan. Rings um die mit frischem Sand bestreute Arena ziehen sich Schranken mit aufgemalten Wappen des Königs und all seiner Reiche; Tribünen reichen bis zu der ersten, vornehmsten Balkonreihe herauf, hier wimmeln bereits zahllose Kavaliere in ihrer schwarzen, heute reich mit Stickereien, Spitzen und Schmuck ausgestatteten Tracht. Die im unruhigen Diamantglanz funkelnden Damen treten jetzt aus den Türen, lassen sich auf ihre niedrigen, goldgestickten Samtsessel nieder; prächtige Karossen fahren langsam um den Platz, in ihnen sitzen die großen Herren und grüßen ununterbrochen, mit tiefen Verbeugungen die oben sitzenden Damen.

Gegenüber vom königlichen Balkon nehmen die Botschafter der katholischen Herrscher Platz; sie, welche den König zur Messe begleiten, haben den Vorrang vor den Vertretern der ketzerischen Staaten. Da sitzt der Nuntius, Monsignor Mellini; er ist ungewöhnlich schön, ist liebenswürdig und beliebt, er tritt glänzend auf, gibt mit offener Hand. Um den Hals das Goldene Vließ, erscheint etwas atemlos der unförmliche deutsche Graf Grana, der Kaiserliche Botschafter. Er

gilt für den befähigtsten Diplomaten, ist ebenso ehrgeizig als klug; seine Gattin, fünf Sprachen beherrscht sie, sitzt täglich bei der Königin Mutter, der Österreicherin; infolgedessen ist sie so unbeliebt als ihre mit der regierenden Königin intim verkehrende französische Kollegin. Diese, die Marquise von Villars, wie der Marquis fallen überall auf, es ist das Vorrecht der französischen Botschaft, auch am spanischen Hof in der Heimatstracht zu erscheinen. Die „spanisch" gehenden Kollegen sehen sie neidisch an; allerdings entgehen ihre Damen peinlichen Bemerkungen über die „ausländische sittenlose Entblößung".

Spöttisch betrachten die spanischen Kavaliere den Venetianer Cornaro; er und der Malthefer bereichern sich mit Zolldurchstechereien und anderen unsauberen Geschäften. Einsam und steif sitzt dort der Engländer, Sir Henry Goodricke; er kann sich nicht mit den Eingeborenen vertragen. Man gibt sich immer große Mühe am Hof, die Ketzerdiplomaten durch glänzende Versprechungen zum Übertritt zu bewegen; bei dem Vorgänger des Sir Henry gelang es, die ganze Stadt freute sich zu diesem Erfolg der Heiligen Religion. Neugierig besieht man sich die hübsche Frau Gjöe, die Gattin des dänischen Gesandten; sie hat eine Milch- und Rosenhaut und weizenblondes Haar. Im vorigen Sommer, während der schlimmsten Hitze, badete sie in einem der kleinen Teiche des sonst wasserleeren Bettes des Manzanares. Dies fand man bizarr.

Rechts vom König kommen die ersten Würdenträger des Reiches, die Mitglieder der Konzilien von Kastilien, Aragon, der Heiligen Inquisition, der Kreuzzüge, der Finanzen. Zur Linken sitzen die Palastdamen, sie tragen die kostbarsten Stoffe, den blendendsten Schmuck. Es flimmern die leuchtenden Farben, die Stimmung ist überaus heiter. Den Damen der Granden, Titulados und Diplomaten werden seitens des Königs Erfrischungen überreicht, außerdem Körbchen mit Fächern, Handschuhen, seidenen Strümpfen, Süßigkeiten, Pastillen mit Goldmünzen gefüllt.

Aus der nach dem Calle Mayor führenden Durchfahrt erscheinen dann die ersten königlichen Wagen. In ihnen sitzen die Herren vom Dienst und die Menins, dann (nach dem leeren „Respektswagen" für unvorhergesehene Zwischenfälle) folgt der Wagen des Königs. Kutscher und Postillone sind barhaupt, die Pferde, herrliche Andalusier, haben kleine, stolze Köpfe, einen gebogenen Hals und zierliche Gangart. Am Schlag halten Pagen, Wachen marschieren zur Seite, jetzt sieht man das blaßblonde junge Gesicht des Herrschers, seinen indolenten, breitlächelnden, offenen Mund. Die Königin ist strahlend schön, grüßt in blühender Frische. Sie ist mit Perlen überladen, sie rieseln von ihr herunter, und vorn trägt sie die berühmte „Peregrina", diese kostbarste Perle der Welt. Hinter ihr rollen in langen Reihen die Wagen mit ihren Damen; neben jeder Karosse gehen oder reiten die ersten Herren des Reichs, geleiten die offiziell von ihnen angebeteten Schönen.

Inez sitzt mit Camila, Doloritas und Arabela, und drei Duennas, am Wagenschlag reiten Guardadamas. Sie können nicht verhindern, daß Verehrer mit der Camila Dropesa und Arabela Los Balbazes beredte Blicke tauschen. Besonders auffallend ist die Huldigung von Camilas Freund, dem Don Antonio Baeza, die vollendeten Gangarten seines unvergleichlich schönen Pferdes werden allgemein bewundert. Camila schwebt wie auf Wolken. Vom Saal der Casa Panderia tritt die Königin mit ihrem Gefolge heraus, die Blicke all der Tausende und Abertausende sind auf die Damen gerichtet. Donna Inez empfindet diese ihr so neue Öffentlichkeit wie einen aufreizenden Schlag, es schwirrt ihr vor den Augen, sie erblaßt unter der rosa Schminke. Donna Laura Alagon sieht sie strafend an, sie faßt sich, will diese langersehnten Feststunden mit allen Fasern ihres Daseins genießen.

Das Schauspiel beginnt, die Kapitäne der königlichen Garden reiten mit ihrer Mannschaft herein, sie tragen die königlichen Farben, gelben Atlas mit karmoisinroten Posamenten. Die Kapitäne, an diesem Tage Picadores genannt, reiten auf ihren kurbettierenden Pferden um den großen Platz, geben die letzten Befehle, grüßen die Damen; flatternde Bänder in den Farben der Angebeteten umfliegen sie verwegen. Dann nehmen sie ihren Posten unter der königlichen Tribüne ein, wie eine lebende Hecke stehen rings an den Schranken die Wachen. Ein Jeder wird an seiner Stelle bleiben; auch wenn der Stier auf ihn losfährt, darf er nicht weichen, darf sich nur mit der Hellebarde verteidigen. Mancher von ihnen wird den Platz nicht lebend verlassen, sie alle sind Hidalgos, sind alle stolz und beglückt, teilnehmen zu dürfen. Dann reiten die Alguacils, die Magistratsdiener, vor, sie sind schwarz gekleidet, tragen schwarze Federn auf dem Hut, die Pferde sind schwarz, das maurische Sattelzeug ist mit Silberglöckchen behängt, in den Händen halten sie lange, weiße Stäbe. Sie reiten langsam nach dem fernen Torweg, vom Klingklang der Silberglöckchen begleitet, und geben ein Zeichen.

Da öffnen sich die Flügel, es erscheinen, hoch zu Roß, die Helden des Tages. Allein, als Erster, hünenhaft groß, der Fremde, Graf Königsmarck, hinter ihm die fünf Genossen, alle aus den ersten Geschlechtern des Reichs. Ihre schwarze Hoftracht ist reich mit Gold, Silber und Schmelz bestickt, von den Hutkrempen wallen farbige Federbüsche, von Diamantgehängen gehalten. Schärpen schlingen sich um den Körper, sie sind in den Farben der Geliebten, sind von ihnen geschenkt. Von der Schulter flattern kurze, schwarze Mäntel, an den weißen Stiefeln sind goldene Sporen. Die herrlichen Pferde sind reich gezäumt, die Kavaliere reiten mit dem die Knie hochziehenden maurischen Sitz, mit leichtem Schenkeldruck, mit natürlich erscheinender, vollendeter Kunst.

Es schmettern die Trompeten. Aus dem Schatten reiten die schwarzen Ritter langsam nach der hellbeschienenen Mitte des Platzes. Einem jeden folgen

zwölf auserlesene, reichgeschirrte Pferde, sechs Maultiere in Samtschabracken und sechzig Lakaien. Sie tragen phantastisch-orientalische Livreen aus dem kostbarsten Brokat, einer hat seine Leute in zitrongelben Atlas gekleidet, dieser in blaßblauen und tiefgrünen, jener in Lila und Silber, jener in karmoisinrosa Samt. Die Trompeten schmettern, von allen Seiten brausen begeisterte Rufe. Die schwarzen Ritter mit den wehenden Federn galoppieren vor, halten mit einem Ruck vor dem königlichen Altan, verneigen sich tief und bitten um Erlaubnis, mit den Stieren zu kämpfen. Sie stehen in der strahlenden Sonne. Hinter jedem Herrn glänzt die Farbenpracht des Gefolges, im Schattengrund zieht sich der gelbrote Streifen der Wachen, darüber erheben sich die Tribünen mit der dichtgedrängten Masse in Schwarz gekleideter Kavaliere, darüber, bis zum fünften Stock, ist ein Balkon neben dem andern schimmernd im Glanz reichgeschmückter Damen.

Das Bild ist unglaubhaft schön.

Die Ritter verneigen sich tief, der König gibt die Erlaubnis und wünscht ihnen Glück, die Lakaien ziehen sich zurück, nur je zwei Knappen bleiben bei ihren Herren, um die goldenen Lanzen zu reichen. Junge Leute, bürgerlichen Standes, oft aus entfernten Provinzen geeilt, treten ein, um als Banderillos zu Fuß, mit kleinen, gefiederten Pfeilen den Stier zu reizen, dürfen am aufregendsten, gefährlichsten, schönsten Spiel ihren Anteil nehmen.

Zum dritten Mal schmettern die Trompeten, fordern den Stier heraus. Die Cymbeln und Pfeifen, die Hörner und Flöten erklingen, der König gibt dem ersten Minister, dem Herzog Medina Celi, den Schlüssel, dieser reicht ihn den Alguacils. Sie sprengen langsam nach dem Tor, schließen es auf und jagen dann, als säße der Tod ihnen am Nacken, davon.

Atemloses Schweigen, plötzlich schießt etwas Großes, Dunkles hervor. Es ist der Stier, er bäumt sich, stampft mit den Füßen in den aufspritzenden Sand, sieht, vom Licht geblendet, wild umher. Von seinen Hörnern weht ein orangefarbenes Band. Rings umher wird dies murmelnd besprochen; dies ist der Nachkomme des Stiers mit dem Orangeband, der vor fünf Jahren hier auf diesem Platz den einzigen Sohn des Herzogs von Los Arcos durchbohrte.

Jetzt rast das Tier hinter den fliehenden Alguacils, von allen Seiten schwärmen die Banderillos herbei, bewerfen den Stier mit den kleinen Fähnchenpfeilen, die in Widerhaken enden. Der Stier zuckt, schüttelt sich, durch die Bewegung bohren sich die Pfeile tiefer ein, es fließt das erste Blut, rot rieselt es, die Tausende von Zuschauern instinktiv erregend, an dem dunkelglänzenden Fell hernieder. Gewandt wie ein Wiesel, entschlüpfen die Banderillos, wenn das Tier, durch die rauschenden Papierfähnchen beunruhigt, auf sie losstürmt. Einer versetzt ihm zwei Pfeile tief in den Nacken, er versetzte sie mit unnachahmlicher Grazie, man erkundigt sich nach dem Namen, hört, daß der junge Mann aus Murcia

stammt. Brüllend stürzt der Stier nach dem Feind, verfolgt ihn; der mächtige Körper ist die fürchterliche, großartige Verkörperung der Kraft. Mehrere der zu Fuß fechtenden Capadores sind mit bunten seidenen Mänteln versehen, einer stellt sich dem rasenden Stier in den Weg, entfaltet seine Capa. Wundervolle Linien ... die gedrungene, zurückprallende dunkle Masse des gehörnten Stieres, der schlanke Umriß des in Himbeerrot gekleideten Jünglings, der großartige Faltenwurf des bis zum Boden schleifenden Mantels. Der Stier fährt blitzschnell auf den Mantel, zertritt ihn, zerstampft ihn in sinnloser Wut. Wieder umschwirren ihn die Banderillos, reizen ihn mit den Pfeilen, wieder jagt er ihnen nach. Kurz vor den Schranken kommt Einer zu Fall, der Stier ist auf ihm, durchbohrt ihn mit den Hörnern, zertrampelt den Körper. Alles schreit, schaudert. Den Capadores gelingt es, das Tier fortzulocken, regungslos liegt dort die Gestalt — — der aus Murcia wird als erster Toter fortgetragen.

Der König gibt das Zeichen, die Banderillos ziehen sich zurück, im gelassenen Galopp sprengt Graf Königsmarck vor. Das „Duell" beginnt. Der Graf hat einen der goldenen Speere in der Hand, weicht dem auf ihn zu stürzenden Stier aus, schleudert ihm den Speer in die Flanken und galoppiert davon. Sein Knappe versorgt ihn mit Lanzen, es ist eine wilde Jagd, fast überholt ihn das Untier. Zwei Lanzenköpfe stecken schon in dessen Körper, aber die Kraft ist ungebrochen, er rast hinter dem Reiter her. Jetzt hat er ihn erreicht und verwundet den Apfelschimmel am Bug. Mit erbitterter Kraft stößt Königsmarck den Speer in die Weichen, doch der Stier durchbohrt wild den Pferdeleib, verwundet den Reiter am Schenkel. Königsmarck gibt dem unglücklichen Schimmel die Sporen, macht eine rasche Schwenkung, und die Capadores greifen ein, entwickeln ihr ablenkendes Spiel. Königsmarck ist verwundet, also „gefordert". Jetzt muß er mit dem Degen „Genugtuung verlangen". Seine Genossen sitzen ebenfalls ab, stellen sich hinter ihm auf, ohne ihm jedoch beistehen zu dürfen.

Im gewaltigen Zuschauerraum schweigt alles, ist wie leblos, ist wie erstarrt. Königsmarck zieht sein kurzes, dreifingerbreites Schwert und sieht herauf. Donna Elvira von Figuerra und Laso tritt an die Brüstung und winkt mit ihrem kleinen, weißen Tuch. Das Blut schießt ihm aus der Wunde, doch geht er ruhig vor; die Capadores lassen vom Stier, dieser springt, mit gewaltigen Sätzen, mit blutunterlaufenen, rollenden Augen heran. Er schnaubt vor Wut, wie mit einer Wolke umgibt ihn der heiße Atem. Königsmarck nimmt alle Kraft zusammen, springt zur Seite, stößt ihm den Degen in den Hals. Er ist gerächt.

Halb ohnmächtig, blutüberströmt, schwankt er,, sieht nach Donna Elvira. Seine Lakaien stützen ihn, tragen ihn heraus. Donna Elvira steht dort, wie abwesend, in zitternder Exaltation.

Ein donnernder Beifall bricht los, die Luft erbebt. Wie wahnsinnig jagt der Apfelschimmel um die Schranken; aus dem aufgeschlitzten Leib quellen die

Eingeweide hervor, hängen in grauenvollen, blutigen Windungen bis zur Erde. Ein Picador weicht ihm nicht rasch genug aus, das Pferd schleudert ihn an die Brüstung, ein schauderhafter Krach; als der Körper in krampfhaften Zuckungen zusammenfällt, sieht man den gespaltenen Schädel. Nicht weit davon bricht der Apfelschimmel verreckend zusammen.

Jetzt besteigen die Ritter ihre Pferde, und einer galoppiert mit gezogenem Degen auf den Stier, um den Todesstoß zu geben. Einmal um das andere Mal naht sich der Reiter dem noch immer gefährlich wilden Tier, pariert mit vollendetem Geschick. Sein Name ist auf allen Lippen. Don Manuel Velez und Guevara gilt, seitdem der Los Arcos verunglückte, für den besten Toreador. Der Fremde hat seine Sache gut gemacht, bewies vollendete Haltung, aber um auf alle Bewegungen des Stiers einzugehen, sie vorauszuahnen, ihnen auszuweichen, muß man Spanier sein, muß diese edelste aller ritterlichen Übungen vom Knabenalter an getrieben haben. Mit fieberhafter Erregung beobachtet ihn jeder der anwesenden Männer. Sowohl die Picadores, die Kavaliere auf den Tribünen, als die überaus urteilsfähigen Bauern und Handwerker auf den Dächern. Was dieser geschmeidige Kavalier unter steter Lebensgefahr vorführt, zeigt die beste Tradition, jeder Angriff, jede Volte entspricht der klassischen Regel. Was für einen Todesstoß wird er geben? Den von unten, seitwärts, den von oben? Wird es ihm gleich das erste Mal gelingen?

Don Manuel beugt sich fast aus dem Sattel, und mit einem blitzenden Hieb treibt er den Degen mitten in die Stirn, grad in die eine kleine verwundbare Stelle — treibt er den Degen tief hinein. Der Stoß ist unerhört gefährlich, gelingt nicht einmal unter hundert Versuchen. Den Bullen durchläuft ein Schaudern, vergeblich will er den Kopf zum Stoßen senken, bricht mit dumpfem Fall zu Boden, eine gewaltige, leblose Masse.

Da schreit alles wie rasend, es packt die Tausende ein Delirium, ein wilder Taumel, es ist, als hielte selbst der erbarmungslos starre, spanische Himmel diesem frenetischen Jauchzen nicht stand, als wanke die Erde.

Keiner der Tausende wird jemals, und würde er hundert Jahre alt, diesen Augenblick vergessen.

Die Tore öffnen sich, in gelb und rotem Atlas gekleidete Stallknechte führen vier trabende Maultiere herein, das Geschirr ist mit Federbüschen und Silberglöckchen verziert. Die langen gelbseidenen Zügel werden um den toten Stier geschlungen, die Tiere schleppen ihn heraus.

Nur langsam löst sich die Erregung; die ältesten Kenner werden umringt, sie geben bedächtig ihr Urteil. Selten hat man den König so lebhaft gesehen, es steht ihm der mit rosa Seide und Perlen gestickte Anzug, er nascht oft an seiner Lieblingsspeise, an kleinen Zwiebeln, bietet sie vergebens seiner Gattin an.

Donna Maria Luisa versucht zu lächeln. Sie weiß, was von einer spanischen Königin erwartet wird. Trotzdem empfinden die Damen mit ihren laut klopfenden Herzen, ihren freudig gepeitschten Nerven peinlich das fremde Blut, das bei dem soeben Erlebten nicht mit ihnen raste, ihre Leidenschaft nicht mit empfand. „Wenigstens hielt sie stand," murmelte die Herzogin von Albuquerque zu Donna Laura von Alagon, „aber sie schloß die Augen, der Hohlkopf vermochte nicht, sich als Mittelpunkt des herrlichsten Festes des Erdkreises zu fühlen!"

„Und die törichte Dänin, mit ihrem Liliengesicht, fiel in Ohnmacht, und Sir Henry trug seine Tochter hinaus, kam nicht wieder! Eine Beleidigung des Königs. Der Marquis von Villars hat wenigstens Takt; als die Marquise ebenfalls herauswollte, hielt er sie am Arm zurück. . . . Überaus geschmacklos sind doch diese fremden Frauen, sie brüsten sich mit „Zartgefühl", erwähnen natürliche körperliche Zustände, die doch jedem Manne bekannt sind, um keinen Preis, zeigen hingegen schamlos jedem ihre Füße, essen wie Wachtmeister, trinken becherweise ungemischten Wein!"

Die jungen Damen und die kleinen Meninas sind in der Ekstase. „Er blickte sie an, bevor er auf den Stier losging, und, zu Tode getroffen, sah er wieder zu ihr empor." Mit heißem Atem, mit verlangenden Augen betrachten sie Donna Elvira. Abwesend, verklärt lächelnd, thront sie unter den Damen der Granden wie eine Fürstin.

Immer wieder gab der König das Zeichen, öffneten die Alguacils die Tore, fuhr die gewaltige, schnaubende Bestie heraus. Jeder Kampf hatte seine besondere Überraschung, bot sein noch lange darauf erörtertes Erlebnis.

Ein Banderillo wurde vom fünften Stier in die Luft geschleudert und starb. Der Marqués von Camarasa hatte drei seiner kostbaren Pferde eingebüßt, ungewöhnlich geschickt, sprang im letzten Augenblick ein heftig verfolgter Capadores mit kühnem Schwung über den Stier hinweg. Graf von Rivadavia hatte dreiviertel Stunden lang den Stier mit seinen Lanzen gereizt, mit bewunderungswürdiger Gewandtheit dicht an ihn heranreitend, wich er ihm haarscharf aus. Der Stier wurde müde, so gab der König ein Zeichen, und man ließ die englischen Bulldoggen herein. Überaus spannend, wie diese kleinen, kräftigen Tiere sich auf den Stier stürzten, sich in grimmer Gier an dem Hals festbissen, nicht abließen, obwohl das Tier mehrere mit den Hörnern in die Luft schleuderte und tödlich verletzte.

Dem Herzog von Medina Sidonia begegnete das Unglück, den Hut zu verlieren, dies schadete seiner Ehre, er mußte absitzen und zu Fuß weiterkämpfen, bis zur Verwundung des Stieres.

Don Adrian von Sarmiento, Neffe der anwesenden Donna Maria Agostina, welche Don Diego Velasquez einst als knieende Menina malte, gelang ein vielbewunderter Todesstoß.

Das Fest war vorbei; dort an den Schranken klebten Gehirnmassen des vom Königsmarck'schen Pferde getöteten Banderillo, ebenfalls an der Schranke bezeichnete eine Blutlache die Stelle, an der einer der Wachen durchbohrt worden war. Rings umher auf dem großen Platz waren dunkle, dampfende Stellen im hellen Sand, ihr Geruch durchschwängerte die Luft.

Noch im Fieberrausch verteilte sich langsam die Menge.

Donna Inez hatte geglaubt, nach dem Glück dieser überströmenden Eindrücke wäre sie auf lange hinaus keiner Empfindung, geschweige einer Steigerung der Gefühle fähig. Aber alle Sensationen erblaßten, als Donna Laura von Alagon ihr mitteilte, Don Manuel von Velez und Guevara wünsche, als ihr „Verehrer" angesehen zu werden. Sie, Donna Laura, habe die Angelegenheit mit dem nächsten Familienfreund der Zunigas, dem Almirante von Kastilien, besprochen, er hätte, namens der Eltern, die Genehmigung erteilt. Don Manuel war, wie seine Gattin, aus vorzüglicher Familie, beide hatten eine angesehene Stellung in der Gesellschaft.. Am Palmsonntag, als am nächsten öffentlichen Anlaß, würde ihm zum ersten Mal „die Gelegenheit" werden, würde er als „galan de palacio" auftreten dürfen.

Don Manuel, dem vorhin alles zugejubelt hatte, dessen Name überall erklang! Sie konnte es kaum fassen! Beim Nachtmahl hatte Donna Inez Dienst; als sie knieend die Schüsseln reichte, sprach die Königin zum ersten Mal eingehend mit ihr, neckte sie, wünschte ihr Glück.

Binnen kurzem würden in Fuentevero alle über ihren Verehrer sprechen.

Erst in der Morgenfrühe schlief sie ein.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Justizrat Dr. W. Waldschmidt.

Die Meistbegünstigungsklausel*).

Wenn noch jemand Beweise brauchte, daß nicht die Neutralität Belgiens und nicht der preußische Militarismus England in diesen Krieg getrieben hat, so liefern sie ihm die zahlreichen Berichte in den englischen Provinzzeitungen über fortgesetzte Beratungen der englischen Kaufleute und Industriellen über die Frage: Wie kann man Deutschland vom Weltmarkte verdrängen? — Dann sind es Artikel in angesehenen Organen, in denen allen Ernstes verlangt worden ist, daß die verbündeten Heere die deutschen Fabriken in die Luft sprengen und die deutschen Bergwerke zerstören sollen. — Dann sind es Aufsätze des französischen Nationalökonomen Edmond Théry, der seine Leser darüber unterrichtet, wie Deutschland und seine Verbündeten nach dem Kriege wirtschaftlich eingeschnürt werden könnten, damit auf diese Weise der Zweck erreicht werde, der, wie es den Alliierten jetzt wohl scheint, durch den Krieg selbst nicht erreicht werden wird, Vorschläge, die darin gipfeln, daß künftighin die Alliierten einen Bündnistarif unter sich, einen Freundschaftstarif für die neutralen Staaten und einen Verteidigungstarif vereinbaren sollen, der gegenüber den wirtschaftlichen Wünschen Deutschlands und Österreich-Ungarns gelten soll.

Alles dieses beweist, daß Deutschland in dem Friedensvertrage darauf bedacht sein muß, sich so zu sichern, daß alle denkbaren Kombinationen der Feinde nicht das verhindern können, was wir haben müssen: die Möglichkeit, auch in Zukunft wie vor dem Kriege die Rohstoffe und die Nahrungsmittel, deren wir bedürfen, ungehindert einzuführen und unsere Fabrikate in aller Welt zu verkaufen. Man hat sehr richtig gesagt: Wenn wir auch militärisch diesen Feldzug gewinnen, so haben wir ihn doch verloren, wenn die ungehinderte Entwicklung der deutschen Industrie nach dem Kriege durch den Friedensvertrag nicht sichergestellt wird.

*

Es entsteht nun die Frage, wie ist das Ziel zu erreichen, uns im Friedensvertrage die ungehinderte Entfaltung unseres Ausfuhrhandels von neuem zu sichern? Betrachten wir hierzu die Grundsätze, welche die Handelspolitik der Länder, nach denen wir künftig exportieren wollen, beherrschen.

Da kommt zunächst England mit seinem Freihandel in Betracht. Daß England nach dem Kriege bei seinem Freihandelssystem bleiben wird, wird von vielen nicht bloß bezweifelt, sondern für sehr unwahrscheinlich gehalten; sicherlich sind sehr ernste Gründe dafür vorhanden, daß England zum Schutzzoll übergehen wird. Ein Grund ist der, daß nach der außerordentlichen Entwicklung der nordamerikanischen und der deut-

*) Aus „Recht und Wirtschaft". Aus einem Vortrag, gehalten am 27. November 1915 in der Bezirksgruppe Groß-Berlin des Vereins „Recht und Wirtschaft".

schen Industrie die englische Industrie einen gewissen Schutz brauchen kann; denn England ist zum Freihandelssystem seinerzeit, d. h. Mitte des vorigen Jahrhunderts, nicht aus theoretischen Erwägungen gekommen, sondern weil es das Bewußtsein hatte, seine Industrie sei stark genug, um ihrerseits eines Schutzes nicht zu bedürfen, und weil England glaubte, durch Propaganda für den Freihandel allmählich die übrigen Staaten Europas — an die Vereinigten Staaten dachte damals noch niemand als gefährlichen Gegner auf industriellem Gebiete — dazu bekehren zu können, auch ihrerseits den Freihandel einzuführen. Das ist ihm z. B. mit Preußen auch gelungen. Das Deutsche Reich ist ihm zunächst gefolgt und ist erst im Jahre 1879 zum Schutzzoll übergegangen.

Ein anderer Grund, aus dem England zu einem anderen Zollsystem als lediglich Finanzzöllen auf einige Genußmittel — Tee, Kaffee, Tabak, Alkohol — übergehen mag, ist der, daß es immer mehr das Bedürfnis empfinden wird, irgendein Band — und als politische Bänder haben sich gemeinsame wirtschaftliche Interessen noch immer bewährt — um sich und seine Kolonien zu schlingen. Es ist das die Idee von Joseph Chamberlein, die er seit 1903 nicht ohne Wirkung vertreten hat. Freilich bei der konservativen Sinnesart der Engländer braucht es dort längere Zeit als in anderen Ländern, bis derartige, in der Tat umwälzende Ideen Fuß gefaßt haben. Ein Ereignis aber, wie dieser Weltkrieg, beschleunigt solche Vor-

Ein dritter Grund endlich möchte der sein, daß die englischen Finanzen es nötig haben, in Form von Schutzzöllen eine kräftige Stütze zu finden; der Anfang dazu ist schon während des Krieges gemacht worden.

Von den anderen Ländern begünstigt Frankreich gleich den Vereinigten Staaten den Hochschutzzoll; beide möchten grundsätzlich nicht Handelsverträge schließen, wie wir dies seit dem Jahre 1891 tun; sie haben einen autonomen Handelstarif eingeführt und werden allem Anscheine nach dabei bleiben.

Ein derartiger autonomer Handelstarif ist gut oder wenigstens möglich für geschlossene Wirtschaftsgebiete, die sich selbst genügen können; geschlossen insofern, als sie in sich bergen alle Rohstoffe, deren sie bedürfen zur Ernährung von Menschen und von Vieh, sowie zur Entwicklung ihrer Industrie, wie Kohle und Eisen, Metalle und Holz, Webstoffe und Gummi.

Mit den Rohstoffen allein ist es freilich nicht getan, sondern es gehört außerdem dazu technische Intelligenz und Arbeitskraft, also Industrie, und wenn wir uns daraufhin die Länder ansehen, so finden wir beides vereint, Rohstoffe und Industrie, wohl in dem englischen Weltreich und in den Vereinigten Staaten, nicht aber in Rußland, nicht in Frankreich trotz seiner Kolonien, nicht in China, — Länder, die wohl die Rohstoffe hätten, in denen es aber an ausreichender Industrie fehlt; für China gilt das am meisten, von Rußland immer noch stark, obwohl die Entwicklung der russischen Industrie im letzten Jahrzehnt nicht zu unterschätzen ist. Frankreichs Industrie aber ist nicht vielseitig genug entwickelt.

Ferner gehört nicht zu den Ländern, die als ein geschlossenes Wirtschaftsgebiet bestehen könnten, Deutschland. Hier liegt die Sache umgekehrt. Die Industrie ist da, es würden auch zur Not, wie die Erfahrung gezeigt hat, die Nahrungsmittel für die Bevölkerung beschafft werden können, es fehlt aber etwas an Futtermitteln für die Viehzucht; es fehlen wichtige Genußmittel, auf die wir nicht verzichten möchten, wie Kaffee, Tee, Kakao, Tabak, und, was schlimmer ist, es fehlt an vielen industriellen Rohstoffen in ausreichendem Maße, z. B. an Metallen wie Zinn, Nickel, Kupfer, Wolfram, an

Gummi, pflanzlichen und Mineralölen, an Baumwolle, Wolle, Seide; auch Holz und Leder haben wir nicht genug. Daraus ergibt sich, daß für Deutschland ein autonomer Zolltarif, der grundsätzlich auf Abschließung hinzielt, nicht in Betracht kommt.

In Frankreich ist die Neigung zu Zolltarifverträgen gering. Die französischen Handelskammern haben sich einstimmig in den Jahren 1880—1892 dagegen erklärt; der Erfolg war das von Méline eingebrachte Gesetz von 1892, das grundsätzlich von Handelsverträgen absieht, wenn es auch neben seinem Maximal- einen Minimaltarif besitzt, um diesen unter besonderen Umständen anderen Staaten bewilligen zu können. Ähnlich ist der nordamerikanische Payne-Aldrich-Tarif vom 5. August 1909 konstruiert.

Auf einem grundsätzlich anderen Standpunkt steht seit dem Jahre 1891 Deutschland, in dem es zu Vertragszolltarifen übergegangen ist. Im ganzen sind solche Handelsverträge abgeschlossen mit elf Staaten; die erste Serie in den Jahren 1891—1894 mit sieben Staaten, die zweite in den Jahren 1905 bis 1911 mit vier weiteren Staaten. Von diesen elf Staaten stehen wir zurzeit mit vieren im Kriege; die Verträge mit diesen sind also hinfällig geworden, und die meisten der übrigen Verträge können Ende 1916 zum 31. Dezember 1917 gekündigt werden, so besteht für Deutschland teils durch den Krieg, teils durch die nahe Kündigungsfrist die Möglichkeit, sein Handelsvertragssystem aufzugeben oder von neuem einzuleiten, wie es das für richtig hält.

Nun ist wohl darüber kein Zweifel, daß die Friedensverhandlungen keine Zeit lassen, um in verwickelte Tarifvertragsverhandlungen einzutreten; denn bei derartigen Verhandlungen hat die Regierung nicht nur mit den Vertragsgegnern einen Kampf zu führen, sondern fast ebenso schwierig gestalten sich die Verhandlungen mit den Industriellen des eigenen Landes über die Höhe der Zollsätze. Es wird daher notwendig sein, sich auf eine möglichst einfache und kurze, dabei aber unsere handelspolitischen Interessen genügend wahrende Formel zu verständigen, und da scheint es mir, daß trotz aller Anfeindungen, die die unbedingte Meistbegünstigungsklausel gefunden hat, sie immer noch die Formel ist, die uns am sichersten und am raschesten zum Ziele führt. Über den Wert und die möglichen Gestaltungen der unbedingten Meistbegünstigung möchte ich folgendes sagen:

Man unterscheidet das sogenannte Reziprozitätssystem und, kurz gesprochen, die Meistbegünstigung. Wenn man von Meistbegünstigung spricht schlechthin, so meint man regelmäßig die unbedingte Meistbegünstigung, während die Reziprozität die bedingte Meistbegünstigung darstellt. Sie zielen beide auf dasselbe. Der Staat A, der sich die Meistbegünstigung oder, wie man besser sagen sollte, die Gleichbegünstigung seitens des Staates B ausbedingt, will nicht schlechter gestellt sein, wie der Staat B, der Vertragsgegner, in Zukunft irgendeinen anderen Staat auf handelspolitischem Gebiete stellen wird. Der Unterschied zwischen bedingter und unbedingter Meistbegünstigung besteht lediglich darin, ob das gleiche Recht, in das der Staat A mit allen anderen künftig vertragschließenden Staaten eintreten will, sofort und ohne weitere Gegenleistung seitens des Staates A an den Staat B eintritt, oder ob Staat A von Fall zu Fall gleiche oder gleichwertige Vorteile bieten muß, wie sie die Staaten C oder D dem Staate B haben gewähren müssen.

Das natürliche Empfinden geht allerdings dahin, und dies wird immer geltend gemacht zugunsten der Reziprozität, daß es billig sei, wenn der Staat C eine besondere Gegenleistung habe machen müssen, um eine Vergünstigung

vom Staate B zu erreichen, daß der Staat A, der auf die gleiche Vergünstigung Anspruch mache, ebenfalls eine Konzession machen müsse. Indessen, die Erfahrung zeigt, daß, wenn man die ursprüngliche und einfachste Form der Bedingung für gleiche Begünstigung wählt, nämlich genau die gleiche Konzession seitens des Staates A, die der Staat C gemacht hat, dann oftmals trotz der formellen Gleichheit der Wert dieser Konzession seitens C und A für den Staat B ein ganz ungleicher sein kann.

Es sind deshalb die Vereinigten Staaten schon früh dazu übergegangen, statt gleicher Zugeständnisse gleichwertige Zugeständnisse als Bedingung der Meistbegünstigung zu verlangen. Diese Formel findet sich seitdem in nahezu allen Handelsverträgen der nordamerikanischen und südamerikanischen Staaten und ist auch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in den Handelsverträgen der europäischen Staaten üblich gewesen. Der Begriff gleichwertige Gegenleistung hat nur den großen Fehler, daß er unbestimmt ist; er birgt von vornherein die Gefahr von Streitigkeiten in sich. Man ist deswegen in Europa mehr und mehr dazu übergegangen, die von Fall zu Fall sich erst durch gleiche oder gleichwertige Gegenleistung zu erreichende Gleichbegünstigung durch die unbedingte Meistbegünstigung zu ersetzen. Die Gegenleistung liegt hierbei in dem beiderseitigen Zugeständnis, sich bedingungslos gleiche Begünstigung einzuräumen.

Man könnte die Sache so veranschaulichen, daß man sagt: Wer unbedingte Meistbegünstigung sich ausbedingt, der zahlt den Preis hierfür gewissermaßen pränumerando auf einmal, während die Reziprozität Gegenleistung verlangt von Fall zu Fall, Zug um Zug. Denn die Meistbegünstigung wird als einseitige Meistbegünstigung nur sehr selten gewährt und kommt zwischen großen Staaten, die auf gleicher Machtstufe stehen, nicht vor. So hat Deutschland sie erreicht gegenüber China 1861 und 1880, gegenüber Siam 1862, gegenüber Korea 1883. Früher mußten auch Ägypten, die Türkei und Japan einseitige Meistbegünstigungen einräumen; aber zwischen europäischen Großmächten würde eine solche einseitige Meistbegünstigung nicht in Frage kommen; hier besteht sie nur als gegenseitige.

Daß nun Deutschland sich den heute feindlichen Ländern gegenüber auf einen Reziprozitätsvertrag einlassen könnte, scheint mir wegen der Gefahr, in Differenzen über die Auslegung des Begriffes „gleichwertige Gegenleistung" zu geraten, völlig ausgeschlossen.

Besteht diese Möglichkeit schon zwischen befreundeten Staaten, so wird sie zur Sicherheit, wenn die Vertragsgegner auf einen so übelwollenden Standpunkte stehen, wie wir annehmen müssen, daß unsere derzeitigen Feinde auch nach dem Frieden stehen werden. Sollte also von der Gegenseite der Versuch gemacht werden, uns das Reziprozitätssystem anzubieten, dann glaube ich, daß Deutschland dies durchaus ablehnen müßte; denn wir würden in Zukunft nur die Wahl haben zwischen Verzicht auf gleiche Begünstigung, die wir beanspruchen dürften, und zwischen unablässigen Differenzen, Erschwernissen, Bedrückungen unseres Handels, schließlich Zollkriegen. Nur die unbedingte Meistbegünstigung, wie sie in den europäischen Handelsverträgen seit dem zwischen England und Frankreich geschlossenen Cobdenvertrage vom Jahre 1860 üblich geworden ist, wird uns sichern.

*

In einer der letzten Nummern der „Deutschen Exportrevue" hat Herr Dr. Borgius vom Handelsvertragsverein darauf hingewiesen, man könne durch

Beschränkung der Meistbegünstigung auf gewisse Waren die Bedenken beseitigen, die einer zu allgemeinen Fassung der Zolltarifpositionen und einer zu weiten Ausdehnung der Begünstigung entgegenstehen möchten. Er gebrauchte dabei den Ausdruck: man solle den Zolltarif möglichst „zerfasern" und sich nun wohl überlegen, auf welche Artikel man die Meistbegünstigung gewähren wolle, auf welche nicht.

Den einen Teil dieses Rates möchte ich auch empfehlen, nämlich den, den Zolltarif möglichst zu zerfasern, d. h. in möglichst viele Artikel zu zerlegen, ihn recht zu spezialisieren. Aber nicht deshalb, um nun die Meistbegünstigung von vornherein auf einen Teil derselben zu beschränken, sondern damit, wenn diesem oder jenem Staate für besondere Artikel später Tarifermäßigungen eingeräumt werden sollen, man nicht gleich ganze Gruppen zu fassen braucht, sondern eben nur solche vereinzelte Artikel, an denen ein besonderes Interesse besteht, und folglich die meistbegünstigten Staaten auch nur auf die wenigen Artikel ihr Meistbegünstigungsrecht geltend machen können.

Ein wichtiger Punkt der Frage, auf welche Objekte sich unsere Meistbegünstigung erstrecken soll, ist, daß dazu nicht bloß Waren gehören dürfen, sondern auch die Personen, die den Warenaustausch vermitteln, die Kaufleute, ihre Handlungsreisenden; ferner die Handelsschiffe, wie denn überhaupt Schiffahrtsverträge zu den ältesten internationalen Verträgen gehören.

Aber nicht nur auf Zölle soll sich die Meistbegünstigung erstrecken, sondern auch, was beinahe ebenso wichtig ist, auf die Zollbehandlung, auf die Formalitäten im Zollverfahren; denn es kann der Kaufmann beinahe mehr geschädigt werden durch schikanöse Anwendung der Zollvorschriften, als durch etwas mehr oder weniger hohe Zölle; es haben sich die Franzosen in der Kunst, Zollvorschriften in lästiger Weise zu handhaben, in den letzten Jahren vor dem Kriege besonders hervorgetan. Was sich tun läßt, um sich vor solchen Schikanen zu schützen, das sollte geschehen, und es wird in letzter Linie nichts Besseres empfohlen werden können, als einen internationalen Schiedsgerichtshof zur Auslegung von Handelsverträgen vorzusehen, damit, wenn Differenzen entstehen, nicht gleich ein Zollkrieg die Folge sein muß, von Schlimmerem zu schweigen.

Ein sehr wertvolles Hilfsmittel, um sich vor Zollschikanen zu bewahren, ist die Einführung von Gewichtszöllen im Gegensatz zu Wertzöllen; in unserem deutschen Zolltarif haben wir mit Ausnahme von Pferden nur Gewichtszölle. Darüber, was eine Ware mit oder ohne Verpackung wiegt, kann kaum ein großer Streit entstehen, denn das entscheidet die Wage. Aber über die Frage, ob die Angaben der Faktura über den Wert einer Ware richtig sind oder nicht, lassen sich freilich Zweifel aufwerfen; leider haben sich die Amerikaner in dieser Hinsicht als sehr unbequem erwiesen. Die Forderungen, die sie an Herstellungs- und Wertbeglaubigungen in Verbindung mit Einsicht in die Bücher des Industriellen stellen, grenzen ans Unerträgliche; es ist das ein Feld, auf dem dem Handel so schwere Hindernisse bereitet werden können wie durch die höchsten Zölle.

Bei Einfuhr, Durchfuhr und Ausfuhr von Waren darf es mangels entgegengesetzter Vereinbarung für den Anspruch auf Meistbegünstigung keinen Unterschied machen, ob eine Ware auf dem Landwege oder auf dem Wasserwege befördert wird; dieser Punkt ist deswegen wichtig, weil Deutschland stillschweigend sowohl Österreich wie Rußland gegenüber diesen Unterschied als die Ansprüche aus der Meistbegünstigung nicht begründend anerkannt hat.

Eine Frage, die wohl erwogen wer-

den muß, ist die, ob man die Meistbegünstigung gelten lassen will auf die Zölle, die beim Vertragsschluß bereits bestehen, und auf alle in Zukunft günstigeren Zölle, oder aber, was wohl das Zweckmäßigere sein mag, auf die jeweils gültigen Zölle.

Nicht selten werden in Meistbegünstigungsverträgen Ausnahmen gemacht für den Grenzverkehr z. B. innerhalb 15 Kilometern. Solche Ausnahmen finden sich z. B. im österreichisch-italienischen Vertrage zugunsten von Weinen; in dem schwedisch-norwegischen Vertrag und auch in unserem Handelsvertrage mit Schweden vom Jahre 1911 sind sie als zugunsten beider Länder möglich vorgesehen. Sehr viel schwerer als diese Ausnahme für Grenzgebiete wiegt die Ausnahme von der Meistbegünstigung, die zugunsten eines ganzen Staates gemacht wird. Denn hierdurch entstehen hinsichtlich der Meistbegünstigung Staaten erster und zweiter Ordnung. So hat Schweden die Meistbegünstigung zugestanden, jedoch dabei ausgenommen Norwegen in dem Sinne, daß Konzessionen, die an Norwegen gemacht werden, nicht den sonstigen meistbegünstigten Staaten zugestanden sein sollen. Ähnliches ist geschehen zwischen Spanien und Portugal, zwischen Portugal und Brasilien. — Das sind die Vorgänge, auf die sich diejenigen glauben beziehen zu können, die jetzt wünschen und verlangen, daß Deutschland, wenn es mit den feindlichen Staaten in ein Meistbegünstigungsverhältnis tritt, eine Ausnahme machen sollte zugunsten einer zollpolitischen Bevorzugung von Österreich-Ungarn, oder, wie die noch weiter gehende Forderung lautet, zugunsten aller europäischen Staaten, die geneigt sind, sich einem deutsch-österreichisch-ungarischen Zollbündnisse anzuschließen. Wir hätten dann unseren heutigen Feinden nicht mehr eine wirkliche Meistbegünstigung einzuräumen, sondern eine Meistbegünstigung zweiter Klasse, während die wahre Meistbegünstigung eingeräumt würde Österreich-Ungarn und, wie gesagt, einer weiteren Reihe von europäischen Staaten, deren Zahl und Namen nicht im voraus bestimmt wären.

Dieses Verlangen betrachte ich deswegen für gefährlich, weil es notwendig bei unseren Vertragsgegnern im Friedensvertrage gleichartige Forderungen zeitigen muß. Man weiß, wie sehr gerade England Wert darauf legt, unter allen Umständen schon den Schein zu wahren, nicht im geringsten bei Verhandlungen und Verträgen benachteiligt zu sein.

Da nun, wie wir wissen, ohnehin unsere Feinde über eine Kombination nachdenken, um uns in irgendeiner Weise hintanzusetzen, um unter sich ein Vorzugssystem ausfindig zu machen, so fördern wir geradezu diese Absicht, wenn wir mit dem Beispiel vorangehen, zugunsten von Österreich-Ungarn in dieser Hinsicht etwas zu fordern, dessen Wert weder für Deutschland, noch für Österreich-Ungarn im vernünftigen Verhältnisse stehen würde zu dem Nachteil, der sich unseren Gegnern gegenüber daraus ergeben müßte. Glaubt man aber, mit Österreich-Ungarn eine Zollunion im eigentlichen Sinne des Wortes eingehen zu können, wie sie zwischen Österreich und Ungarn bereits besteht, so würde ein Vorbehalt für ein solches Verhältnis in einem Meistbegünstigungsvertrage überhaupt nicht erforderlich sein, da hergebrachtermaßen eine Zollunion nicht als eine bloße handelspolitische Begünstigung gilt. Freilich hört andererseits auch der Schutz, den die Meistbegünstigung bietet, vor einer etwaigen Zollunion feindlicher Staaten auf. Indes halte ich dies für Möglichkeiten, die man auf sich beruhen lassen kann.

Die unbedingte Meistbegünstigung hat weiter den Vorzug, daß sie in keiner Weise ein unbilliges Verlangen bedeutet, überdies althergebracht und gerade

unter den europäischen Staaten längst eingebürgert ist. Auch unsere Feinde haben im Laufe der Jahrzehnte eine ganze Reihe von derartigen Verträgen geschlossen. Ich will nur kurz erwähnen, daß mir von England neun derartige Verträge bekannt sind, darunter einer mit Österreich-Ungarn, unseren Verbündeten; daß Frankreich sechzehn derartige Verträge geschlossen hat, darunter mit uns im Jahre 1871 und mit Österreich-Ungarn im Jahre 1884, daß Rußland sechs solcher Verträge eingegangen ist, ebenfalls einen mit Österreich-Ungarn im Jahre 1894; Italien hat acht, Österreich-Ungarn sechs solcher Verträge geschlossen. Es sind eben seit dem Jahre 1860 durchaus übliche Verträge, die die abschließenden Staaten davor sichern, daß irgendein Boykott öffentlich-rechtlicher Natur — vor privatrechtlichen Boykotts kann ein internationaler Vertrag nicht schützen — gegen sie geschmiedet werden könne, sei es durch autonomes Gesetz des gegnerischen Staates, sei es durch internationale Vereinbarungen.

Daß durch Vertragsparagraphen allein ein Staat sich den Weltmarkt nicht erobern kann, ist sicher, aber sie bilden doch ein wertvolles Schutzmittel; was uns weiter hoffen läßt, daß es uns mit Mühe und mit der Zeit gelingt, unseren alten Platz auf dem Weltmarkte wieder zu erwerben, ist die Erfahrung, daß im internationalen Verkehr Waren mit Waren bezahlt werden.

Unser bisheriger Handelsverkehr auf dem Weltmarkte hat uns bewiesen, daß ebensoviel Waren und noch etwas mehr aus den Ländern, mit denen wir uns jetzt im Kriege befinden, zu uns eingeführt worden sind, als wir nach dorthin geschickt haben. Also unsere heutigen Feinde sind ebenso stark daran interessiert, daß sie wieder ihre Waren an uns verkaufen können, wie wir, daß wir Waren nach dorthin senden können. Diese Erfahrung in Verbindung mit dem Werte der Denkform der unbedingten Meistbegünstigung läßt uns hoffen, daß wir aus dem Kriege nicht nur militärisch siegreich, sondern auch auf wirtschaftlichem Gebiete wieder als die Alten hervorgehen werden.

Pädagogische Rundschau.

Von P. Hoche.

„Das neue Geschlecht."

Dieser Krieg ist eine starke Probe auf unsere Erziehung gewesen. Wir erzogen bisher am sorgfältigsten von allen Völkern, und daher sind wir jetzt am stärksten, daher stammen mit zum großen Teile die staunenswerten Leistungen unserer Nation. Die Gegenwart zeigt wie keine andere Zeit die ungeheure Wichtigkeit einer guten Erziehung. Für sie gilt es jetzt, den Blick noch mehr zu schärfen, als er bisher schon war. In Zukunft müssen wir, wenn wir weiter mit an erster Stelle marschieren wollen, wenn wir der hohen Sendung eingedenk bleiben, die ein Fichte schon unserm Volke zuwies, alle Kräfte herausholen und lebendig machen, die in unserm großen Volke erfreulicherweise in so reichem Maße schlummern.

Hierbei kommt es viel auf die deutsche Frau an. Sie steht hier vor ihrer ureigensten Aufgabe. Sie muß das neue Geschlecht zum guten Teile mit heranbilden. Gerade jetzt in der Kriegszeit aber ruht auf ihren Schultern eine größere Erziehungslast als sonst. Denn sie muß diese Bürde in vielen Fällen nun allein tragen, während ihr sonst ihr Mann als Genosse, als teilnehmender Berater zur Seite stand. Dieser Umstand sollte aber die

Frau nicht niederdrücken, sondern sie im Gegenteil ermutigen, mit aller Kraft ans Werk zu gehen und es jetzt mit der Erziehung der Jugend noch ernster als sonst zu nehmen.

Es fehlt nicht an einer Reihe guter Schriften über die häusliche Pädagogik; sie werden weiter ihre guten Dienste tun. Mit besonderem Nachdruck aber sei hier für die deutschen Mütter auf ein neueres Erziehungsbuch hingewiesen, das geeignet ist, der neuen deutschen Erziehung gute Wege zu weisen, nach meinem Empfinden aber gerade für die Frauen geschrieben ist. Es ist „Das neue Geschlecht" vom Regierungsrat Richard Kabisch (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen).

In den beiden ersten Kapiteln legt der Verfasser grundlegende Gedanken nieder, und zwar über den Willen zur Tat und den Willen zum Leiden. Ihm ist des Lebens Ziel, daß wir zum Wirken erwachen und damit zur Göttlichkeit schreiten („Gott ist die wirkende Kraft"). Nun scheitern aber die Menschen daran, daß sie nicht die Bewegung wollen, sondern die Ruhe, die Bequemlichkeit, das Behagen. Die Trägheit in uns ist vom Teufel, und sie raubt uns das Leben. Aber sie ist einmal in uns vorhanden. Es ist das Beharrende, worauf immer wieder das sehende Auge sich richtet. Und das ist der Urirrtum. Wir müssen zum wirkenden Leben erwachen, und wir müssen das Ewige, das durch uns will, und das Göttliche, das wie ein Meer in den Wellen unserer Gedanken spielt, lieben, aufwachen zum tätigen Leben.

Aber das ist nicht möglich ohne den Willen zum Leiden. „Ja, ihr müßt leiden wollen und gelitten haben und die Auflehnung gegen das Leiden verachten, sonst könnt ihr das Göttliche in eurem eignen Leben nicht finden." Wir sind zwar an ein Zeitliches, an unser Ich, gebunden. Davon müssen wir uns scheiden, müssen uns entselbsten. Es gibt ein Leiden in der Welt und nur ein einziges Heilmittel dagegen: man muß das Leiden wollen. Die Hemmungen, die unserm Ich widerfahren, sind die Tat einer höheren Kraft, in die wir eben uns freiwillig versenken müssen, der wir in uns Raum geben sollen. Dann kann der Wille zum Leiden aus dem Leiden eine Freude machen, und der Wille zur Ruhe, zum Beharren macht daraus natürlich eine Qual. Unter diesem Gesichtspunkt erhellt der ungeheure Erziehungswert des Christentums. Was ihm ein Nietzsche vorwarf, macht seinen Wert aus. Es stärkt den Willen zum Leiden. „Der frohe, helle, siegesgewisse Wille zum Leiden, er ist der Sinn des Kreuzes als des Symbols, an dem wir uns erkennen.

Durch den Willen zum Leiden stark werden zum Willen zur Tat, das ist der Angelpunkt in der Pädagogik von Kabisch. Er will aber nicht ein gekrampftes Ichtum, nicht ein apathisches Leiden und Sich-gehen-lassen, sondern ein kraftvolles Aufwachen zum höheren Willen der Allmacht. Es ist schon ein großes Verdienst des Verfassers, daß er die Willensbildung an sich in den Mittelpunkt der Erziehung stellt, ein größeres aber noch, daß er zeigt, wie der Weg der Entselbstung, der Besiegung des Ichs zum Wirken für die andern führt. Daher fordert er soziale Erziehung, und die Ausgangs- und Endpunkte hierzu sind ihm Staat und Beruf, Familie, Gemeinde und Glaubensgemeinschaften.

In diesem Sinne begleitet er den Menschen von der Wiege durch das Jugendland hindurch in fünfzehn äußerst anziehend geschriebenen Kapiteln. Eine Fülle von pädagogischen Weisheiten lohnt den aufmerksamen Leser. Fast immer muß man dem feinen Seelenkenner und ernsten Menschen zustimmen, und wie ein Schlußstein auf seine Lehre wirkt es, wenn wir wissen, daß der Verfasser im Herbst 1914 in getreuer Pflichterfüllung bei einem Sturm auf

Virschoote sein Leben für andere dahingegeben hat, mit dem Willen zum Leiden stark zum Willen zur Tat. „Unverzagt, tatenwillig, das Leidbestimmte dem Leid dahingebend, immer aufwärts, sieghaft empor: Heil dir, neues Geschlecht!"

Rundschau der Kriegsliteratur VIII.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Dem unfruchtbaren Gerede und Geschreibsel über die Berechtigung von Fremdwörtern, über unsere Beziehungen zu fremdem Wesen und fremder Literatur macht Ludwig Fulda in seiner Schrift „Deutsche Kultur und Ausländerei" ein Ende, die als Heft 31 der Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden" im Verlage von S. Hirzel in Leipzig erschienen ist. Obwohl der Verfasser sich an vielen Stellen seiner Schrift eines scharfen Stiles bedient, so enthält er sich doch jeglicher Übertreibung.

Fulda führt aus, daß zum deutschen Wesen Universalität gehöre. Auf diese geht unser Interesse für fremde Sprachen, für alles Fremde überhaupt, zurück. „Diese deutsche Universalität oder, wie man auch sagen könnte, diese Kulturpolitik der offenen Tür und des offenen Auges bildet einen so wesentlichen, so kostbaren Bestandteil unserer Geisteswelt, daß sicherlich kein Deutscher ernstlich daran denkt, ihn schmälern zu wollen." Auch der Groll und Haß gegen unsere jetzigen Feinde dürfe hieran nichts ändern; denn es wäre unser eigener Schaden, wenn wir uns ebenso „einkapseln" würden wie unsere Gegner und das preisgäben, was wir vor ihnen voraushaben. Aber diese „Bewahrung unserer kulturellen Vielseitigkeit soll und darf uns keinen Augenblick länger abhalten von der Durchsetzung unserer kulturellen Selbständigkeit". Zum deutschen Wesen gehört nicht, wie man behauptet hat, die Ausländerei, die Nachäffung des Fremden.

Diese „Ausländerei", wie Fulda es nennt, ist nicht zu erklären aus der deutschen Natur, sie ist vielmehr eine Folgeerscheinung der deutschen Geschichte, der langen Zeit nationaler Zerrissenheit, „und des zeitlichen Vorsprungs, den diese in wichtigen Epochen den national geeinigten Völkern verlieh". Diese Nachäffung alles dessen, was man im Auslande sieht, ist also etwas, was wir uns abgewöhnen können und müssen. Berlin, die allzu schnell wachsende Großstadt, die Vorbilder nur in Paris und London fand, ist nach Fuldas Ansicht schuld daran, daß wir nicht schon in den siebziger Jahren begannen, unsere Kultur von fremdem Aufputz zu reinigen. Heute hat es der Deutsche nicht mehr nötig, seine Sehnsucht nach weltstädtischer Atmosphäre in der Fremde zu stillen, aller Ausländerei ist die Triebfeder genommen.

Am Schluß seiner recht lesenswerten Ausführungen gibt Fulda den Rat: „Geben wir unserer Gesittung den Willen, aus dem eigenen Volkstum zu schöpfen, unserer Wesensart den Mut, sie selbst zu sein. Schaffen wir für unsere Kunst, unsere Dichtung freie Bahn und freien Atemraum. Dringen wir darauf, daß die deutsche Gastfreundschaft wählerischer wird und nimmermehr zweifelhaften Gästen zuliebe den tüchtigen Landsmann von der Tafel weist." —

Im Kosmos-Verlage (Stuttgart) ist neuerdings eine kleine Broschüre erschienen, der eine recht weite Verbreitung gewünscht werden kann. Es ist dies eine Schrift aus der Feder von Dr. Kurt Floericke, die sich: „Bulgarien und die Bulgaren" betitelt. Es muß leider zugegeben werden, daß in weiten Kreisen Deutschlands über Land

und Leute unserer Bundesgenossen auf dem Balkan bisher wenig bekannt war. Erst in letzter Zeit hat die konsularische Vertretung Bulgariens in Berlin eine kleine Abhandlung über ihr Land veröffentlicht, die den Leser in ganz knapper Form über das Wissenswerteste aus Bulgarien unterrichten will. Dasselbe Ziel hat sich auch Floericke in seiner Schrift gesetzt. In anschaulicher, leicht verständlicher Form schildert uns der Verfasser das wirtschaftliche Leben in Bulgarien und Leben, Sitten und Kultur seiner Bevölkerung, die — wie aus einer auf Seite 33 gegebenen Tabelle hervorgeht — recht bunt gemischt ist. In den beiden letzten Kapiteln gibt der Verfasser schließlich eine kurze Schilderung von der Tierwelt Bulgariens und einige „Landschafts- und Städtebilder", die dem Leser einen kleinen Einblick gewähren in die landschaftlichen Reize dieses Landes, das vor dem Kriege noch wenig von deutschen Vergnügungsreisenden besucht wurde, ein Versäumnis, das nach dem Frieden hoffentlich nachgeholt werden wird.

Einen empfehlenswerten Beitrag zur Kenntnis des Islams, über dessen Grundsätze und Tendenzen bei uns noch in weiten Kreisen irrige Ansichten, wenn nicht überhaupt völlige Unkenntnis herrscht, bietet das im Verlage von Eugen Diederichs in Jena erschienene Buch „Die Religion des Islam", das einen Band in der von Walter Otto herausgegebenen Sammlung „Religiöse Stimmen der Völker" bildet und von Joseph Hell mit einer interessanten Einführung versehen ist, die einen kurzen Überblick gibt über das Werk Mohammeds und über die mohammedanischen Religionsphilosophen bis zu Beginn des zwölften Jahrhunderts. Das Buch gibt dem Leser die Möglichkeit, sich aus den Quellen selbst zu unterrichten, von denen der Herausgeber eine geschickte Auswahl zusammengestellt hat.

Den fernen Osten, der für uns Deutsche auch in Zukunft von größtem Interesse sein wird, schildert der bekannte politische Schriftsteller Dr. L. B. Freiherr von Mackay in seinem sehr lesenswerten Buche: „China, die Republik der Mitte." Gerade jetzt, wo die „Republik der Mitte" wieder bald ein Kaiserreich werden wird, wo China nach kurzer Unterbrechung zu der alten Staatsform zurückkehren wird, der es seit Jahrtausenden gehuldigt, gerade jetzt dürfte dieses Buch viele Leser finden, die sich mit dem ostasiatischen Problem vertraut machen wollen. Die genaue Kenntnis der ostasiatischen Verhältnisse ermöglicht es dem Verfasser, seinem Leser einen außerordentlich interessanten Einblick zu geben in die wirtschaftliche, geistige und politische Entwicklung des Millionenreiches während der letzten Jahre. Er zeigt die Quellen, auf die die ungeheure Umsturzbewegung zurückzuführen ist, die das Reich der Mitte aus seinem jahrhundertelangen Schlaf aufgerüttelt und dem veralteten, man möchte sagen, eingerosteten Staatskörper neues Leben eingeflößt hat. Diese Umsturzbewegung darf, wie Mackay ausführt, nicht lediglich „als ein Werk des unreifen, auf abendländischen Hochschulen herangebildeten und dem Radikalismus verfallenen Studenten- und Literatentums" hingestellt werden; niemand anders als Europa hat „die Keime der heute aufgegangenen Umsturzsaat" in Chinas Boden gesenkt.

Als eine der wichtigsten Aufgaben, die das neue China zu lösen haben wird, bezeichnet der Verfasser die Agrarfrage, deren Lösung allerdings auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen dürfte. Auch die Frage der industriellen Zukunft des Reiches harrt noch ihrer Lösung, ebenso die soziale Frage und dergleichen mehr. Es sind keine leichten Aufgaben, die dem neuen China noch bevorstehen, Aufgaben, die manche

schwere Kämpfe kosten werden, zumal die eigennützigen Absichten seiner lieben Nachbarn die Fortentwicklung bei jedem Schritt und Tritt zu hindern suchen. Besonders Japans Politik läßt in der letzten Zeit deutlich erkennen, wie unerwünscht dem Lande der aufgehenden Sonne eine Erstarkung seines westlichen Nachbars ist. Mit Recht hebt Mackay hervor, daß Chinas einziger aufrichtiger und uneigennütziger Freund Deutschland ist, nachdem die „politisch undurchsichtige, schwankende, im wesentlichen nur auf den Geschäftsgewinn gerichtete Taktik" der Vereinigten Staaten von Amerika besonders scharf zutage getreten ist, als es darauf ankam, seine oft in die Welt hinausposaunte Freundschaft für das Reich der Mitte durch die Tat zu beweisen.

Unermeßliche Hilfsquellen warten in China noch der Ausnutzung; Industrie und Landwirtschaft sind so gut wie ganz unentwickelt. An diesen Aufgaben mitzuarbeiten ist Deutschland mehr als irgendein anderer Staat berufen. —

Mit unserem östlichen Feinde beschäftigt sich Prof. Dr. Kurt Wiedenfeld in seiner Schrift: „Sibirien in Kultur und Wirtschaft", die als drittes Heft der vom Verfasser herausgegebenen Sammlung „Moderne Wirtschaftsgestaltungen" im Verlage von A. Marcus u. E. Weber (Bonn) erscheint. Wiedenfeld gibt hier eine kurze Schilderung dieses weiten Landes, zu der er den größten Teil des Materials auf einer Studienreise gewonnen hat, die er vor einigen Jahren durch die wirtschafts- und siedlungsfähigen Teile des eigentlichen Sibirien an und abseits der Sibirischen Bahn geführt hat. Sibirien ist keineswegs „das Land der eisigen Kälte, das Gefängnis für schwere Verbrecher und politische Störenfriede", als welches es in der Vorstellung der meisten Westeuropäer erscheint. „Dem kalten Winter steht vielmehr ein heißer Sommer gegenüber, dessen Dauer auszureichen pflegt, die Natur zur Hervorbringung von Nahrungsmitteln und anderen Lebensnotwendigkeiten zu befähigen." Und was die Bevölkerung anbetrifft, so verschwinden hier, wie der Verfasser in seiner Schrift nachweist, die unfreien Elemente, die zur Strafe aus dem europäischen Rußland in jene Gegenden, insbesondere zur Zwangsarbeit in den Bergwerken Sibiriens verbannt sind, hinter der eingeborenen und zugewanderten Bauernschaft, „die in mannigfacher Zusammensetzung gerade das Eine gemeinsam hat, daß sie ihre ursprünglichen Anfänge auf einen besonders starken Freiheitsdrang zurückführen kann und nie die Fesseln der Leibeigenschaft, geschweige des Gefängnisses und der Verschickung, zu tragen hatte".

Wiedenfeld kommt zu dem Ergebnis, daß alles in Sibirien bei ruhigem Gange eine reiche Zukunft verspricht, wenn erst die großen Siedlungsflächen zwischen der Sibirischen Bahn, Altai und Irtysch vom Schienenstrang durchzogen und so dem Weltverkehr angeschlossen werden. „Die Entwicklung der letzten beiden Jahrzehnte hat unwiderleglich gezeigt, welche großen Produktivkräfte dort noch der Erweckung harren." Diese zu heben und in richtiger Weise zu verwerten, wird die nächste Aufgabe des russischen Staates, seiner Organe, sowie seiner ganzen Bevölkerung sein. Rußlands Antlitz muß nach Osten gewandt sein, wo seiner Aufgaben harren, die zu lösen seine finanziellen, wirtschaftlichen und physischen Kräfte und Mittel auf Jahrzehnte hinaus vollauf in Anspruch nehmen wird.

*

Eine sehr interessante Veröffentlichung ist soeben im Verlage von Georg D. W. Callwey, München, vom Dürer-Bunde herausgegeben worden. Unter dem Titel „Das Bild als Verleumder"

zeigt Ferdinand Avenarius an einer großen Reihe von Beispielen, die auch für das Auge des Widerstrebenden unwiderleglich sind, wie die Weltlüge gegen Deutschland arbeitet, wobei sich unsere Gegner nicht scheuen, auch bewußte Fälschungen vorzusetzen, wenn es gilt, Deutschland in den Augen ihrer Staatsangehörigen und der Neutralen herabzusetzen. Während man gegen eine Rede oder einen Artikel doch immer noch ungläubig bleiben kann, werden hier die Beweise in photographischen Abbildungen und in Gegenüberstellungen von Ursprünglichem und Gefälschtem dem Auge mit vorgelegt.

Es ist zu wünschen, daß diese Schrift eine möglichst weite Verbreitung im Auslande findet, um zu zeigen, mit welchen Mitteln unsere Feinde gegen uns arbeiten.

*

Zum Schluß seien noch zwei Bücher aus dem Verlage von S. Fischer in Berlin kurz erwähnt, die uns in das Lager unserer österreichisch-ungarischen Verbündeten führen.

Unter dem Titel „Hötzendorfs Lager" schildert uns Karl Fr. Nowak seine Kriegserlebnisse bis zur Wiedereinnahme von Lemberg. Die Hauptkapitel dieses leicht und in interessanter, unterhaltender Form geschriebenen Buches bilden die Beschreibungen des Rückzuges aus Polen, die für die Russen so verlustreichen Karpathenkämpfe und die Durchbrechung der russischen Front in der großen Maioffensive, die zur Befreiung Galiziens von der nur kurzen Russenherrschaft führte.

Das andere im Fischer'schen Verlage neu erschienene Buch sind die „Briefe eines Hauptmanns an seinen Sohn", in denen Robert Michel seinen Söhnen das Leben im Felde schildert. Diese Briefe dürften nicht nur der heranwachsenden Jugend eine willkommene Lektüre sein; auch mancher Erwachsene wird sich an dem wahren, eindringlich-liebevollen Ton, in dem der im Felde stehende Vater an seine Kinder daheim schreibt, Freude und Vergnügen finden.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin von Pestalozza.

Ein neues Buch von Selma Lagerlöf begrüßt man wie etwas, von dem man gewiß weiß, daß es einen wunderbar lösen und erhöhen wird. Noch ist eine ihrer ergreifendsten Melodien, ist „Jans Heimweh" nicht lang verklungen, um nie in uns zu verklingen, da erscheinen jetzt ihre Erzählungen „Trolle und Menschen"*). Es ist die gleiche künstlerische Gestaltungskraft, die greifbares Leben, handelnde Menschen gibt, wie in den anderen Werken, ist die gleiche künstlerische Weisheit und Demut, hier wie dort, welche der Menschenseele und des Lebens Unwägbarkeiten mit psychologischen Erklärungen restlos zu messen sich nicht vermißt. Daher kommt es, daß Gestalten und Vorgänge uns immer von neuem reizen, forschend in sie einzudringen. Das Weben der Trolle, der Naturgeister, das in die Menschenleben hineinspielt, scheint die künstlerische Symbolisierung dessen, von dem die Dichterin tief durchdrungen ist, des geheimnisvollen Gebundenseins des Menschen in Raum und Zeit und über beide hinaus, in sich selbst und auch über sich hinaus. Es ist wachsendes Künstlertum, die Tiefen des Lebens zu zeigen, ohne zu moralisieren. Dabei ist diese große Dichterin vielleicht die befähigste, die zartesten, feinsten, wertvollsten Seelenregungen aufzuspüren; sie ist in hohem Grade

*) Albert Langen, München, wo die sämtlichen Werke der schwedischen Dichterin in deutscher Übersetzung erschienen sind.

ethisch. Daß sie aber den betrügerischen Zigeuner hinnimmt, wie er ist, daß sie im Raubmörder noch die wilde Größe zu erkennen vermag, das macht eben, daß sie Ehrfurcht hat vor der ganzen großen Fülle der Menschenschicksale und unendliche Menschenliebe. Ja, die scheint hier reicher denn je zu strömen. Wie sie den wertvolleren Menschen am anderen, geringeren oder verirrteren irgendwie eine Höhe gewinnen läßt, wie sie einen starken Menschen an seiner übermenschlichen Handlung zerbrechen läßt, wie sie den Glauben der geistig Armen selig spricht, wie sie den Weg sich zu bahnen weiß zu den letzten Lichtheiten und Weichheiten des Verlorenen, das und jede andere starke Ideeneinheit ihrer Erzählungen ist einzigartig ergreifend als Offenbarung einer selten hohen künstlerischen und selten feinen und reifen menschlichen Persönlichkeit. Ihre Reden (unter anderem die beim Empfang des Nobelpreises vor einigen Jahren) und Lebensbilder, welche der Band noch enthält, sind die gleiche Offenbarung.

Bruno Frank schrieb sein tiefes, zum Nachdenken und Nachfühlen anregendes Buch „Die Fürstin"*). Hier ist der Weg eines Menschen, der zum Leiden und Dienen, zu Buße und Beherrschtwerden gewillt ist; seine Seele ist so weich und zart, so liebend, daß sie keine Menschlichkeit verachtet, keinem wehe tun mag im Frondienst seiner Menschlichkeit, Bedrückte erlösen, um ihretwillen töten möchte und doch nicht zur Heldin werden kann, weil sie voll träumerischer, nebelumfangener Passivität ist. Man kann aber auch sagen, daß bei dieser Seele die Passivität doch auch selbst aktiv wird, nämlich in der Bewunderung alles Großen und Schönen, in der zärtlichen Bruderliebe zu allem, was als Mensch oder Tier auf dieser Erde sein offenes oder stummes Erdulden trägt. Diese demutvolle, liebende Seele, dieser Matthias findet am Ende, nachdem er übergenug durch peinvolle Selbsterniedrigung und tote Mutlosigkeit gegangen, ein friedvolles, aufrechtes und aufrichtendes Glück als Diener in einem Institut für Meeresforschung an der französischen Riviera. Hier lebt er nun, pflegend, liebend, dienend. Das noch ist ein Zeichen dieser Seele, dieses Matthias: er bleibt rein und heilig in sich inmitten der äußeren Schicksale, die der Zufall seiner äußeren Schönheit mit dem Weib verknüpft; nichts kann ihm im Grunde etwas anhaben, weder Gemeinheit, noch schiefe Stellung; in allem brennt seine Seele, lange eine erkenntnisarme, als schöne Flamme. Man kann unmöglich den Sinn dieses Buches ausschöpfen, wie man eben den Sinn nur eines einzigen Menschenlebens nicht ausschöpfen kann. So gibt der Dichter voll künstlerischer Weisheit ein Leben, einen Menschen. Man sinnt ihm nach, diesem Leben, diesem Menschen. Die Wahl des Buchtitels scheint nach dem ersten Lesen sehr willkürlich gewählt. Zu wenig innerlich bedeutungsvoll scheinen die Beziehungen des jungen Matthias zur russischen Fürstin. Aber dem Nachdenken halten doch diese anfänglichen Ansichten nicht stand. Die „Fürstin" ist ja allerdings nicht diese Fürstin, die eine rumänische Bäuerin war; die „Fürstin" ist die hohe, herrschende Frau schlechthin, in welcher Matthias als Mann sein Geschick findet. Das tiefe, schwere Buch hat den leichten, wie spielenden Stil, der in seiner Einfachheit und feinen Anspruchslosigkeit den weit in den Tempel der Kunst Vorgedrungenen verrät. Die Komposition des Werkes bringt reine Freude.

Adolf Paul ließ einen neuen Roman erscheinen „Die Tänzerin Barberina"*). In seinem Untertitel „Roman

*) Albert Langen, München.

*) Albert Langen, München.

aus der Zeit Friedrichs des Großen" kündigt sich das an, was der schönste und beste Teil dieses Buches ist: Fridericus Rex. Hier wird er uns wieder einmal lieb und sehr teuer, dieser große Diener seines Staates und künstlerische Mensch; seine Mühen, seine Großtaten als Politiker und Sieger über eine Welt von Feinden klingen nur eben feierlich hinein in diese Szenen voll intimen Lebens, die sich um die Beziehungen Friedrichs zur berühmten italienischen Tänzerin Barberina gruppieren. Eine wundervolle Schöpfung ist dieser unser König in seinem letzten Liebesroman. Um ihretwillen ist es ein schönes Buch für unsere Zeit. Barberina selbst überzeugt und ergreift im Einzelnen, in der hohen, frommen Auffassung ihrer Kunst, in den heiligen Erhebungen aus Niedergängen; aber die letzte Überzeugung fehlt; im ganzen bleibt sie uns doch etwas fern. Eine Meisterhand verraten die voll Anmut und Esprit gezeichneten Kulturbilder des italienischen Volkslebens, des französischen Hofes, des englischen highlife.

Lena Christ, die sich mit ihrem „Mathias Bichler" einen Ehrenplatz bei uns gesichert hat, hat ihr drittes Kriegsheft „Unsere Bayern anno 14/15"*) erscheinen lassen. Es sind herzerquickende Blätter in ihrer Urwüchsigkeit, ihrer verhaltenen Stimmung, ihrer feinen Satire, ihrem frischen, gar nicht ängstlichen Humor. Es ist ein bleibendes Dokument vom Bayernland und von Bayernart in diesem Kriege, von einer Dichterin gesehen, von einer Künstlerin gestaltet. Wie uns hier drinnen, werden die Skizzen im bayerischen Dialekt, diese Skizzen voll staunenswerter Kenntnis militärischen Geistes und Betriebes denen draußen eine wahre Freude bescheren.

Ein Gruß von draußen, den wir an sich schon tief zu würdigen wissen, ist uns das Buch „Feldflieger an der Front"*). Es erscheint als eine auch im künstlerischen Sinn wertvolle Gabe des Bühnenschriftstellers Adolf-Viktor von Koerber unter dem Pseudonym Dolf von Korb. Der Autor, der im Frieden in Dresden als Bühnenschriftsteller lebt, hat den Krieg als Reserve-Offizier der 2. Leibhusaren in der Fliegertruppe mitgemacht. In einer Reihe von Skizzen, die voll starken Lebens und bewegter Empfindung sind, macht er vertraut mit der hohen Bedeutung und den Gefahren des Feldfliegerdienstes. Die technischen Einrichtungen, der Betrieb von Flugapparat und Luftschiff, das Starten, die Landung, die Motorhalle — alles erhält durch hübsche, oft sehr originelle Sprachbilder vollste Anschaulichkeit, Bewegung und Verständlichkeit. Keine der Skizzen, die die knappe Gedrängtheit und Einheit der echten Skizze haben, ist ohne irgendeine besondere fesselnde dichterische Stimmung, sei es hoch oben in treibender Schneenacht, sei es unten im kampferfahrenen Kirchlein, sei es irgendwo auf der braunen Erde, über der wechselnden See.

*) Albert Langen, München, wo auch die übrigen Werke der Dichterin erschienen sind.

*) C. F. Amelangs Verlag, Leipzig.

Kunst-Rundschau.

Von August Friedrich Krause.

Fünf Jahrzehnte seines bereits in das biblische Alter reichenden Lebens hat Karl Woermann, der bekannte Dresdner Kunstgelehrte, unablässigen, kunsthistorischen Studien und Forschungen, sowohl in der engen Haft seines Arbeitszimmers, als auch auf ausgedehnten Reisen, gewidmet. Die reife

Frucht dieser Arbeitsjahre ist seine „Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker". (Bibliographisches Institut, Leipzig.) Das vor Jahren erschienene Werk, das sich in seiner ersten Auflage bereits viele Freunde erworben hat, ist von dem Verfasser einer durchgreifenden Umarbeitung unterzogen worden, die die erstaunlich großen Fortschritte der kunstgeschichtlichen Forschung in den letzten Jahrzehnten voll berücksichtigt. Dadurch hat es sich nötig gemacht, den Umfang des dreibändigen Werkes auf sechs Bände zu erhöhen. Von dieser neuen Auflage, die somit beinah ein neues Werk darstellt, liegt zurzeit der erste Band vor, der die Kunst der Urzeit, die alte Kunst Ägyptens, Westasiens und der Mittelmeerländer behandelt. Der Band ist mit 548 Abbildungen im Text, elf Tafeln in Farbendruck und 71 Tafeln in Tonätzung und Holzschnitt ausgestattet. Die Vorzüge der neuen Auflage sind die gleichen, wie die der ersten. Woermann sucht nicht durch sprühenden Witz, blendende Geistreichigkeit, Kühnheit der Gedanken und Hypothesen zu verblüffen; seine Art ist die ruhige Sachlichkeit des Historikers. Er läßt weniger seine Empfindungen sprechen und stellt in volkstümlicher Weise, die nicht für den Fachgelehrten, sondern für den gebildeten Laien bestimmt ist, mit historischer Wahrhaftigkeit dar. So weiß er alle Gebiete der Kunstgeschichte, auch die unserem Empfinden fern liegenden, in volles Licht zu rücken und zum Verständnis zu bringen, ein Vorzug, der das Werk vor anderen für das deutsche Haus geeignet macht. Für Weiterstrebende, die sich über einzelne Gebiete genauer unterrichten wollen, ist dem Bande ein ausführlicher Schriftennachweis von Büchern, Abhandlungen und Aufsätzen angefügt.

Von den „Klassikern der Kunst in Gesamtausgaben" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) ist kürzlich der 25. Band erschienen, der die Wiedergaben der Gemälde von „Perugino" in 249 Abbildungen bringt. Als Herausgeber dieser ersten Gesamtausgabe der Werke Peruginos zeichnet Dr. Walter Bombe, den sein spezielles Arbeitsgebiet mit Perugino häufig in Berührung brachte. Seine Einleitung zu dem Bande versteht es, uns den Künstler und seine Zeit nahe zu bringen. Aus Peruginos Bildern, die trotz der großen Schwierigkeiten der Beschaffung der photographischen Vorlagen nahezu vollständig und in der bekannten sorgfältigen Technik vorliegen, leuchtet uns die heimatliche Umgebung des Meisters, das grüne Umbrien, entgegen. Welche Bedeutung Perugino für seine Zeit besessen hat, geht daraus hervor, daß der junge Raffael kurz vor 1500 in die Werkstatt des Meisters eintrat und unter dem Einflusse Peruginos bedeutende Entwicklung nahm. Jedem Verehrer altitalienischer Malerei wird dieser neue Band der „Klassiker der Kunst" hochwillkommen sein.

In der gegenwärtigen Zeit, da das deutsche Volk seiner Kraft und Eigenart aufs neue bewußt geworden ist, kommt eine Gabe zur rechten Zeit, die der Verlag von Breitkopf u. Härtel, Leipzig, uns darbietet. Es ist dies ein Band mit Wiedergaben von 24 Gemälden und Steinzeichnungen von Hans Thoma unter dem Titel: „Deutsches Land und deutsche Art." Blätter, wie „Der Sämann", „Die Schnitter", „Bildnis eines Bauern", „Großmutter und Kind", „Märchenerzählerin" u. a. wurzeln tief in der Eigenart der deutschen Landschaft, im Wesen und Gemüt des deutschen Volkes, und sind geeignet, in einer Zeit, da wir beides gegen eine Welt von Feinden zu verteidigen haben, unseren Willen zum Durchhalten und zum Siege zu stählen. Der ungeheuere Kampf des deutschen Volkes, dieses gigantische Ringen um Sein oder Nichtsein, ist ganz dazu an-

getan; einen Künstler von der Phantastik und Formbeherrschung Alexander Schneider's bis in die letzten Tiefen zu erschüttern und ein Werk entstehen zu lassen, das, von größter, persönlicher Eigenart, uns mit großartiger Gewalt als ein Ganzes die Furchtbarkeit und erschütternde Tragik dieses Ringens empfinden läßt. So sind die 24 Zeichnungen entstanden, die Dr. Ludwig Volkmann unter dem Titel: „Kriegergestalten und Todesgewalten" gleichfalls in dem Verlage von Breitkopf u. Härtel, Leipzig, veröffentlicht.

Auch auf die Kunst des Bilderbuches hat der Krieg naturgemäß seinen Einfluß ausgeübt. In dem durch Ausgabe künstlerischer Bilderbücher hervorragend bekannten Verlage Josef Scholz in Mainz sind eine Reihe guter Bilderbücher, die den Krieg zum Gegenstande gewählt haben, kürzlich herausgekommen. Da ist zunächst für unsere Allerkleinsten das unzerreißbare: „Wir spielen Krieg" mit hübschen Zeichnungen von Bruno Herrmann und Versen von H. L. Linkenbach. Ein anderes, von Arpad Schmidhammer gezeichnetes und mit Knittelversen versehenes lustiges Bilderbuch, das Krieg und Sieg der verbündeten Deutschen und Österreicher in kindlichem Sinne darstellt, führt den Titel: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein." Ein anderes mit Versen von H. L. Linkenbach: „Unsere Feldgrauen", zeigt die deutschen Truppen in Kampf und Ruhe, beim Angriff und im Schützengraben. Es ist selbstverständlich, daß ein Bilderbuch über Hindenburg nicht fehlen darf. Arpad Schmidhammer hat „Die Geschichte vom General Hindenburg" in fröhliche Reime gebracht und in lustigen Bildern dargestellt. Für die größeren Kinder zeichnete F. Müller-Münster unter dem Titel: „In Treue fest" Kriegsbilder aus dem Osten und Westen, denen kleine Erläuterungen und Erzählungen beigegeben sind. Große Freude wird bei der Jugend, die schon einigen Geschichtsunterricht genossen hat, „Das Vaterländische Bilderbuch", dessen Bilder von Angelo Jank gezeichnet sind, bereiten. Es eignet sich auch für jede Schülerbibliothek. Mir liegen davon drei Bände vor, die die Ereignisse der Jahre 1870—71 behandeln. Ein anderer Band ist dem „Großen Kurfürsten" gewidmet und mit Bildern von Franz Müller-Münster versehen.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 8308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-uteza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

1'

One öeuOeMmalWM

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

^ ^ ' ^

Hundertsechsundfünfzigster Band

40. Jahrgang : 1916 : Januar-März

Schlesische Buchdruckerei,^W^ Kunst« und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«. ss. «»»»ckn. »««h«ld »»««. »lMIch« »,«, ßxstuchlxmdl. <tl^«»» b»N««lch.
Stockholm Christiania Konstantinopel
«.«, lsKtz«, I.lbi,IrI« ««5»I«. I»»b D>,l>»»d «uchhdlz. Inten««, Nuchhandl. Ott, ««ll.
Wl dl» Pl»»i»»«« in schwel»n >»» in D«n«M!ll»: ««««», »>,,. Ulíln« ««chl,!««», «»penho«»».
fill dl« Lch»«!,: «lade«, «ntton. n. «nchh«n»!un«, Jülich l.
»<»«l»l»«««»«>»»lnl b»ll»»d: «l».P. »«««t««ln« nn» «,!,n, H»««, «»ltnchollll.

Inhalt des 156. Bandes:
Januar / Februar / März 1916

Schlesische Buchdrulkerei v. S. Schottlamder, Breslau.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Unsere osmanischen Freunde.

Die deutsche Orientpolitik schreitet von Sieg zu Sieg. Die umgekehrte Kontinentalsperre, die England über die mitteleuropäischen Mächte verhängt hat, ist kläglich gescheitert. Die jüngste Reichskanzlerrede hat mit erfreulicher Deutlichkeit gezeigt, daß wir uns, mitten im Kriege, gegen die Erschöpfungs-taktik der Ententegruppe, dank unserer bulgarischen Waffenbrüder und osmanischen Freunde, wirksam geschützt haben. Wir haben alles, was wir brauchen, um unser Daseinsminimum aufrechtzuerhalten und beharrlich zu behaupten, bis auf — Gummi. Aber auch darüber werden wir hinwegkommen, zumal wir auf dem Sprunge sind, Kunstgummi zu erzeugen, so daß die englische Kontinentalsperre gegen uns ebenso unwirksam bleiben wird, wie einst die napoleonische gegen England. Unsere Balkanfreunde versorgen uns mit allem ihnen Entbehr-lichen, während wir ihnen das für sie Nötige zuführen, wie dies unter Freunden selbstverständlich ist.

Die Trümpfe der Ententemächte sind ausgespielt. Erst hofften sie auf die Iapaner, sodann auf Italien und Rumänien, zuletzt auf Bulgarien und Griechen-land, um die eigenen strategischen Blößen mit dem erborgten Feigenblatt der Balkanvölker zu decken. Aber die Katastrophe von Gallipoli, auf welche die von Bagdad gefolgt ist, hat das englische Konzept gründlich verdorben, zumal die tapfere bulgarische Armee auch die Engländer und Franzosen aufs Haupt geschlagen hat. Ietzt krebsen sie in Amerika und den anderen, wirklich neutralen Ländern mit der Legende herum, die Zentralmächte befänden sich im Erschöpfungs-zustande und ständen auf dem Punkte, infolge von Nahrungs- und Menschen-mangel die Waffen zu strecken. Aber die Reden von Scheidemann und Lands-berg im Deutschen Reichstag, denen der Reichskanzler die erforderliche Ergän-zung und Ausdeutung gegeben hat, beweisen ebenso wie die Reden der Grafen Tisza, Andrüssy und Apponyi im ungarischen Parlamente, daß der Erschöpfungs-plan der Entente gründlich vorbeigeglückt ist. Unsere Gruppe ist von dem eng-lischerseits angekündigten wirtschaftlichen Belagerungstermin: „Matthäi am Letzten" ebenso entfernt, wie den Engländern nach Bagdad der Tag von Damaskus nahe ist.

Ludwig Stein Unsere osmanischen Freunde
Was unsere osmanischen Freunde uns bisher schon strategisch geleistet haben und wirtschaftlich noch bedeuten werden, beleuchtet eine Unterredung mit dem türkischen Generalkonsul in Budapest, die ich in der „Vossischen Zeitung" veröffentlicht habe.
Als ich Ahmed Hikmet Bey, Mufti Oglu, seit zweieinhalb Iahren Kaiserlich türkischer Generalkonsul in Budapest, zur verabredeten Stunde in seinem Heim aufsuchte, begrüßte er mich mit den Worten: „Nach dem Falle Nisch's ist der direkte Schienenweg nach Konstantinopel offen, und damit beginnt ein neues wirtschaftliches Zeitalter für die Türkei. Die Vierverbändler reden, der neue Vierbund handelt. In London und Paris berauscht man sich an Worten, während unsere Truppen bei Nisch und Monastir weltgeschichtliche Taten vollbringen."
„Welche Tragweite," so frug ich, „messen Sie dieser neugeschaffenen strategischen Lage zunächst politisch, weiterhin wirtschaftlich bei?"
„Die strategischen Erfolge," antwortete Ahmed Hikmet, „sind entscheidender Natur für die augenblickliche kriegerische Konstellation; aber die wirtschaftliche Tragweite des serbischen Feldzuges greift weit über die Stunde hinaus. Denn Nisch und Sofia werden sich zu Mittelpunkten des Durchgangsverkehrs nach dem Morgenlande emporentwickeln. Mit der Einnahme Nisch's eröffnet sich für die Türkei wie für Bulgarien ein neuer wirtschaftlicher Horizont." Daß Ahmed Hikmet so stark auf die wirtschaftliche Seite des großen kriegerischen Ereignisses eingestellt ist, hat seine besondere Bewandtnis. War doch der heute im 44. Lebensjahre stehende Diplomat, der dem engeren Kreise des jungtürkischen Komitees „Einheit und Fortschritt" angehört und von Anbeginn der jungtürkischen Bewegung ab mit Talaat, Enver, Djavid und Halil in nächster politischer Fühlung stand, Iahre hindurch Generaldirektor im türkischen Handelsministerium und später unter dem Großwesirat Hakki Pascha's, des jetzigen Botschafters in Berlin, handelspolitischer Sektionschef im türkischen Ministerium des Auswärtigen. Da die wirtschaftlichen Fragen ihn berufsmäßig sein Lebelang vorwiegend beschäftigten, beleuchtete er ganz naturgemäß die weltpolitischen Ereignisse mit Vorliebe unter dem Gesichtswinkel ihrer Wirkung auf die Weltwirtschaft im allgemeinen und der türkischen Nationalwirtschaft im besonderen.
„Was wird," so frug ich, „die unmittelbare Wirkung der dewnächstigen Errichtung des direkten Schienenweges Berlin—Konstantinopel via Belgrad—Nisch—Sofia und die bereits erfolgte Herstellung des durch ein gewesenes Serbien unbehinderten Verkehrs auf der Donau über Semlin—Widdin sein?"
„Die unmittelbare Wirkung," sagte Ahmed Hikmet Bey, „ist eine gegenseitige Förderung und Ergänzung behufs weiterer Streckung der Ausfuhr der Rohstoffe und Lebensmittel, die wir entbehren können, nach den beiden Kaiserstaaten, wie umgekehrt die Einfuhr derjenigen Kriegsbedürfnisse und Fabrikerzeugnisse, die wir zur Fortsetzung des Krieges bis zum glücklichen Ende für

den neuen geographischen Block unumgänglich brauchen. Wesentlicher aber als der vorübergehende Erfolg für die Kriegszeit ist die dauernde wirtschaftliche Verbindung mit den Zentralmächten nach einem ehrenvollen und endgültigen Frieden!"

„Welche Ausfuhrartikel," so fragte ich, „kommen zunächst in Frage?"

„Meist Waren großen Umfanges, wie Baumwolle und Smyrnateppiche. Daneben aber spielen die türkischen Eicheln eine bedeutsame Rolle. Man braucht sie in der ganzen Welt in pulverisierter Form vorzugsweise zur Lederzubereitung. England und Frankreich waren bisher ganz und gar auf die türkischen Eicheln angewiesen. Ferner kommt unsere starke Ausfuhr in „Süßholz" in Betracht, das man in Deutschland für medikamentöse Zwecke, in Amerika vorzugsweise als Belag für Zigarettenmundstücke gebraucht. Endlich sind wir in der Lage, große Mengen Kupfer, Hölzer und beträchtliche Zufuhren von Früchten (Oliven und Orangen) zu leisten, die um so begehrter sein werden, als die Einfuhr aus Italien verunmöglicht ist!"

„Wird aber," so warf ich ein, „die Ausfuhr vermittelst der Schienenwege die Waren nicht dermaßen verteuern, daß sie mit dem Weltmarktpreis, der mit den billigen Seefrachten rechnet, nicht gleichen Schritt wird halten können?"

„Für die Kriegszeit," antwortete der Generalkonsul, „kommt die Höhe der Frachtrate gar nicht in Betracht. Es kommt nur darauf an, daß man die Waren überhaupt hat, damit man durchhalten kann, aber nicht darauf, wie hoch sich der Preis stellt, zumal die staatlich organisierten Einkaufszentralen vor einer Ausbeutung des parasitären Zwischenhandels mit Wucherpreisen schützen. Aber auch nach dem Kriege wird der direkte Schienenweg die Türkei konkurrenzfähig erhalten, wofern zwei Bedingungen erfüllt werden: erstens muß sogleich ein zweites Geleise entlang der ganzen Orientbahn gelegt werden, damit die leicht verderblichen Waren (Früchte) rasch befördert werden können; zweitens muß eine entsprechende Tarifpolitik für eine Konkurrenzfähigkeit in Ein- und Ausfuhr sorgen. Eine solche Frachtermäßigung brauchte nur vorübergehend für fünf bis zehn Iahre einzutreten, bis wir eine eigene Handelsflotte gebaut haben, die uns gestattet, Im- und Erport auf eigenen Schiffen zu regeln."

„Und wie steht es mit dem Wasserweg über Bulgarien, dessen Donauufer an Ungarn grenzen werden, so daß die Türkei ihre Waren durch das befreundete Bulgarien über Budapest mit Schleppdampfern wird befördern können? Ich weiß sehr wohl, daß die Donauschiffahrt international geregelt ist, aber dieser Krieg hat uns auch über diesen heiklen Punkt die Augen geöffnet. Wir werden eine Neuregelung der Donauschiffahrt angesichts der völlig veränderten politischen Lage vorzunehmen haben. Auch die Hindernisse am Eisernen Tor werden ja durch eine vollendetere Technik, die sogleich einsetzen und sich an dieser gewaltigen Aufgabe erproben wird, beseitigen lassen."

„Gewiß," sagte Ahmed Hikmet, „die bulgarischen Häfen Varna und Burgas werden eine große Rolle in unserem Welthandel spielen. Ebenso wird man von Lom-Palanka, Viddin—Semlin bis hinauf nach Budapest—Wien den Wasserweg der Donau benutzen können, wenn auch die Umpackungen von Bahn zu Schiff den Transport etwas verteuern. Im Schwarzen Meer kommt uns überdies der Hafen von Sulima zustatten, der uns gestattet, deu bulgarischen Transitverkehr der Donau entlang kräftig auszunützen. Die Donau wird dermaleinst ebenso zur Welthandelsstraße, wie es der Rhein jetzt schon ist und die Weichsel voraussichtlich werden wird. Wenn die Donau auch vom 1. November ab im Winter wegen Eisbildungen Schwierigkeiten bildet, so treten für diese Wintermonate entsprechende Schienenwege, die noch auszubauen sein werden, intermittierend ein. Schließlich kommt für die türkische Handelsverbindung Triest lebhaft in Frage, während Saloniki durch die politische Konstellation weit in den Hintergrund gerückt ist."

„Und wie steht es um Ihre Kohlen- und Erzlager in der Türkei?"

„Am Schwarzen Meere besitzen wir abbaubare Kohleuschichten von unübersehbarer Mächtigkeit. Die Russen haben an diesen Stellen alles verschandelt. Aber wir sind schon dabei, Schienenstränge dorthin zu legen, dann beginnt die Schürfung. Die Türkei, bisher reiner Agrarstaat, kann nach Schürfung der Kohle vermittelst deutschen Kapitals und der deutschen Ingenieure und Techniker industrialisiert werden."

„Wichtig scheint mir noch die Frage nach dem Vorhandensein von Petroleumquellen." '^'i

„An drei Stellen haben wir ergiebige Ölquellen."

„Und wie denken Sie sich die wirtschaftliche Gestaltung der Zukunft in der Türkei?"

„Sobald Bahnen in ausreichendem Maße eristieren, steigen unsere Bedürfnisse um das Fünffache. Die Kaufkraft eines Volkes wächst erfahrungsgemäß in demselben Maße, wie sein Land durch bessere Organisation und Kapitalslefruchtung aufgeschlossen ist. — Wir brauchen erstens: Straßen und Chausseen, zweitens ein ausgedehntes Netz von Eisenbahnen, drittens Schulen. Dann wäre das ehemalige Paradies der Welt, Mesopotamien, wieder ein Land, wo Milch und Honig fließt!< Für die nächsten zwanzig Iahre brauchen wir von den Zentralmächten vor allem drei Dinge: Wissenschaft, Technik, Kapital. Dann stehen wir auf eigenen Füßen und bieten Euch die beiden Arme der moslemischen Welt dar, deren einer nach Indien weist, während der andere bis China reicht. Die Verbrüderung mit dem Islam wird dann erst volle Früchte tragen. Der Tag von Nisch war ein Meilenstein auf diesem Wege!" So schloß die zweistündige Unterhaltung.

Die politische Bedeutung unserer Verbrüderung mit den Türken hob der Wiener Botschafter mit starkem Nachdruck hervor. Es sei mir gestattet, dem

wesentlichen Inhalte meiner Unterredung eine kleine Charakteristik des türkischen Staatsmanns voranzuschicken:
Hussein Hilmi Pascha, ehemals Großwesir und gegenwärtig tür-
kischer Botschafter in Wien, hat mir einige Fragen von besonderem politischen Belang beantwortet. Die ehrwürdige Gestalt des Botschafters, der einem deut-
schen Professor vom Virchow-Typus ähnlicher sieht als einem Diplomaten, wurde immer jugendlicher und elastischer, als die Fragen, die ich aufwarf, die brennen-
den Probleme des Tages berührten. Die hohe Schule der türkischen Staats-
männer, von denen bereits Napoleon behauptete, sie seien die Meister der Diplo-
matie, verrät auch Hussein Hilmi: wortkarg, gemessen und von jener patriarcha-
lischen Würde, die wir an den Türken bewundern. Er war früher General-
gouverneur von Mazedonien und führte in dieser Eigenschaft die Verhandlungen mit den Großmächten über mazedonische Reformen. Bei diesem Anlaß lernte er die leitenden Staatsmänner Europas kennen. Es darf in diesem Zusammenhang nicht verschwiegen werden, daß in einem kritischen Augenblick der türkische Bot-
schafter, der ein eifriger Patriot und warmherziger Befürworter des Anschlusses der Türkei an die Zentralmächte ist, sein gewichtiges Wort zu Gunsten des end-
gültigen Anschlusses der Türkei an unsere Gruppe entscheidend in die Wagschale gelegt hat. Hussein Hilmi Pascha ist ein ebenso genauer Kenner Arabiens wie Syriens, wo er lange Gouverneur war. Aber er kennt auch Ägypten so gründ-
lich, daß mir seine Äußerungen über Ägypten doppelt wertvoll erschienen.
Drei Fragen waren es, die ich dem Botschafter vorlegte, weil sie mir augen-
blicklich von großer Wichtigkeit für die politische Konstellation erschienen sind.
Die erste war: Welchen unmittelbaren und mittelbaren Erfolg versprechen sich Eure Hoheit von der demnächstigen Eröffnung des direkten Ver-
bindungsweges Hambur g—Berlin—Wien—Budapest—Sofia—K on -
stantinopel?
„Die Wiederherstellung der direkten Eisenbahnverbindung," sagte der Bot-
schafter, „sichert unseren Verbündeten Vorteile militärischer und wirtschaftlicher Natur von so durchsichtiger Wirkung, daß es sich erübrigt, die Einzelheiten dieser Frage vor der Öffentlichkeit zu zergliedern. Eines aber darf in bezug auf diese Frage schon jetzt hervorgehoben werden: Die Staaten des neuen Vierbunds sind nunmehr in der erfreulichen Lage, sich gegenseitig mit ihren Vorräten auszuhelfen, wo immer es notig erscheint."
Ich lenkte sodann das Gespräch auf die aufpeitschenden Reden von Asquith, Balfour und Churchill: „Haben Eure Hoheit den Eindruck,
daß diese Reden der inneren Überzeugung der Redner entsprechen, oder nur Ver-
legenheitsstoffe darstellen, mit denen man die Nervosität der Ententevölker hypnotisieren möchte?" Ich wies dann auf den Unterschied der rednerischen Behandlung des Stoffes zwischen Briand und Asquith hin und auf die bedeut-

samen Kundgebungen Lord Courneys und Trevelyans in den beiden Häusern
des englischen Parlaments. Mit Lächeln antwortete der Botschafter:
„Die von Ihnen berührten Reden sind teils aus billigen Redensarten, teils
aus geschickten oratorischen Wendungen zusammengesetzt. Der praktische Wert
aller dieser Reden reicht an ihren oratorischen nicht entfernt heran. Auch die
jüngsten Guildhallreden enthalten nichts, was uns aufregen könnte. Alle diese
französischen und englischen Reden sind wohlvorbereitet und unter ungewöhnlich
ungünstigen Umständen für unsere Feinde öffentlich hinausgeschwettert. Die
französischen und englischen Staatsmänner fühlen offenkundig die Verpflichtung,
ihr Publikum zu beruhigen und der öffentlichen Meinung Zuversicht einzuflößen,
weil diese mit Recht anfängt, sich in hohem Grade zu beunruhigen. Besonders
die englischen Staatsmänner haben gar nicht anders sprechen können, als sie es
getan haben. Sicherlich haben Sie, Herr Professor, selbst schon beobachtet, daß
die führenden Staatsmänner unserer Gruppe sich nicht verpflichtet fühlen, der-
artige öffentliche Kundgebungen zu veranstalten, um die öffentliche Meinung zu
bearbeiten. Denn diese ist bei allen Völkern unserer Gruppe des gemeinsamen
Erfolges sicher, und sie braucht daher weder getröstet noch künstlich aufgepeitscht
zu werden."
„Eine letzte Frage, Hoheit, wollen Sie mir in bezug auf eine alle Völker gegen-
wärtig lebhaft beschäftigende Sendung beantworten. Wie sieht man in der
Türkei und wie sehen Eure Hoheit insbesondere, der Sie doch die englisch-ägyp-
tische Politik genau so beherrschen wie die Balkanprobleme, die Entsendung des
Lord Kitchener zunächst nach dem Balkan, weiterhin aber nach Ägypten oder
einem anderen Bestimmungsorte an?"
Die Antwort auf diese dritte Frage wurde in Haltung und Betonung mit
starkem Temperament geäußert: „Der Zweck, den die englische Regierung mit
der Entsendung des Lord Kitchener nach dem Balkan verfolgt, ist natürlich nur
ihr selbst ganz bekannt. Die verschiedenen Auslegungen, die man dieser Reise
gegeben hat, weichen dermaßen voneinander ab, daß es nach meinem Dafür-
halten eine Kühnheit wäre, sich über diese Frage präzis zu äußern. Aber, was auch
die Veranlassung dieser Reise gewesen sein mag, so scheint es mir nicht gewagt,
die Behauptung aufzustellen, daß die Gegenwart des Lord Kitchener auf dem Bal-
kan in keiner Weise (nullemeut) die militärische und politische Lage des Vier-
verbands auf dem Balkan zu verbessern geeignet ist. Die Situation auf dem
Balkan wird sich vielmehr von selbst weiterhin ständig zu unseren Gunsten bessern.
Die Gegenwart des Lord Kitchener, sei es an den Dardanellen, sei es in Ägyp-
ten, kann uns keinerlei Schwierigkeiten bereiten. Wir sind vielmehr des end-
gültigen Erfolges unserer Waffen unbedingt sicher. Die Mission Kitcheners
hat mein Vaterland durchaus nicht ernstlich beschäftigt. Wir haben vielmehr
diese Entsendung mit jener vollkommenen Gleichgültigkeit entgegengenommen,
die sie verdient. Der General soll, wie man vorgibt, ein Spezialist für Ägypten

sein, aber diesmal muß festgestellt werden, daß sich Lord Kitchener in Ägypten nicht mehr wie bisher nackten Negern gegenübergestellt sehen wird."
Nach diesem Satz, der vieles zwischen den Zeilen andeutet, erhob sich die Stimme des Botschafters zu einer freudigen Zuversichtlichkeit. Die Türken sind ihres Enderfolges sicher und freuen sich offenbar, in geschlossener Reihe Lord Kitchener entgegenzutreten.
An diese Ausführungen der beiden türkischen Staatsmänner schließt sich organisch ein Gespräch mit dem prominentesten Strategen der Türkei an, der wegen seines Draufgängertums und Bekennermutes die volkstümlichste Heldenfigur des türkischen Kneieu rs^im« ist.
Unter den drei Feldmarschällen des türkischen Reiches ist nämlich Fuad Pascha nicht nur der rangälteste, sondern auch der weitaus angesehenste und geschichtlich gewordene Stratege der Türkei. Die Türken nennen ihn den „Helden von Elena". Er kommandierte die Armeekorps bei San Stefano und hatte den ehrenvollen Auftrag, Konstantinopel zu verteidigen. Er ist Senator des türkischen Reiches und hat in früheren Iahren als außerordentlicher Botschafter am Wiener Hofe gewirkt. Als ich ihn aufsuchte, lautete meine erste Frage, wie er sich zum herrschenden Komitee „Einheit und Fortschritt" stelle. Fuad Pascha galt unter Abdul Hamid als politisch radikal; er hat seine politische Gesinnung mit siebenjährigem Eril in Damaskus bezahlt.
„Die führenden Männer des jungtürkischen Komitees," antwortete mir der Feldmarschall, „strotzen von Willenskraft, die gedämpft ist von einer überragenden Intelligenz. Da ich mein Leben lang westeuropäischen Ideen zuneigte, so liegt es nahe, daß mich die engsten Bande der Freundschaft und der politischen Gesinnung mit dem gegenwärtigen Ministerium und den leitenden Männern des Komitees verbinden."
„Kennen Eure Erzellenz Lord Kitchener, der sich doch lange in der Türkei aufgehalten hat, persönlich?"
„Gewiß kenne ich ihn. Kitchener, General Baker und Blunt haben unter mir gedient. Nach dem russisch-türkischen Kriege hat England eine Abordnung von Offizieren nach der Türkei behufs Organisierung der Gendarmerie entsendet. Beim Waffenstillstand zwischen Rußland und der Türkei befand sich Kitchener in meinem Gefolge. Kitchener hatte den Russen die Forderung zu überbringen, daß sie ihre Beobachtungstürme zerstören. Sie hatten nämlich während des Waffenstillstandes auf der Linie von San Stefano solche Türme gegen alles Völkerrecht errichtet. Ich ließ ihnen durch Kitchener mitteilen, daß ich diese Türme, wenn sie nicht ungesäumt beseitigt würden, durch meine eigene Artillerie zusammenschießen lassen werde."
Mit feinem Lächeln fügte Fuad Pascha hinzu: „Was Kitchener als Organisator der Gendarmerie geleistet hat, das zu beurteilen ist nicht meines Amtes, aber was er als Feldherr gegen Wilde und Halbwilde an Ruhmeslorbeeren ein-

geheimst hat, imponiert mir nicht sehr. Wir fürchten das Feldherrentalent Kitche-
ners nicht nur nicht, sondern wir brennen darauf, mit ihm ein Tänzchen zu wagen.
Dieser Weltkrieg wird zwei gemeingefährliche Legenden, die englische ebenso wie
die russische, zerstören: Kitchener wird für England vollbringen, was Nikolai
Nikolajewitsch für Rußland geleistet hat. England wird sich als Legende zu
Wasser, Rußland als Legende zu Lande entpuppen."
„Haben Erzellenz mit unseren leitenden Staatsmännern gesprochen?"
„Ich hatte die große Genugtuung, mit zweien Ihrer führenden Staats-
männer eingehend zu sprechen. Ich gewann dabei den Eindruck, daß man auf
unsere Ideengänge vortreflich eingestellt ist, und eine tiefgehende Einfühlung für
türkische Art und Sitte besitzt. Ich bin sicher, daß wir uns nicht nur im Augen-
blick politisch vollkommen verstanden haben, sondern uns auch in Zukunft wirt-
schaftlich mühelos verständigen werden."
„Da Eure Erzellenz die strategische Lage in Bagdad aus eigener Anschauung
so genau kennen, würden Sie mir über die Tragweite des jüngsten Sieges über
die englischen Truppen Aufschluß geben können?"
„Nach der zerschmetternden Niederlage bei Bagdad wird die strategische
Stellung der Engländer von Tag zu Tag unhaltbarer. Wir werden sie ständig
zurückdrängen, bis sie sich ans Meer flüchten. Die erbeuteten fünf Schiffe werden
gegen die Engländer verwendet, zumal man die zwei von ihnen demontierten
Schiffe sogleich wieder reparieren und gefechtsfähig machen kann. Wir werden
nicht mehr ruhen, bis wir ihnen dort ein zweites Gallipoli beigebracht haben."
Zuletzt noch ein Wort über die Aussichten in Ägypten, die unser Interesse
lebhaft erregen.
„Einzelheiten darf ich Ihnen natürlich nicht mitteilen. Wohl aber kann ich
mit apodiktischer Sicherheit behaupten, daß alle Vorbereitungen getroffen sind,
um die Engländer an ihrer heikelsten Stelle aufs empfindlichste zu treffen. Im
Frühling wird sich ein ganz neues strategisches Bild ergeben, das die Entente-
gruppe nötigen wird, mit Friedensvorschlägen an unsere Gruppe heranzutreten."
Fuad Pascha hat den Einzug des deutschen Kaiserpaares in Konstantinopel
in hervorragender Stellung miterlebt. Er durfte den Kaiser bei seinem Einzug
in Konstantinopel im Galawagen begleiten und ritt später an der Seite der
Kaiserin durch die Stadt, deren Sehenswürdigkeiten er ihr zeigen durfte. Der
jugendliche Greis schwelgt noch heute in der Erinnerung an diese Schicksals-
wendung der Türkei. „Man kann," so rief der feurige Achtziger enthusiastisch
aus, „das deutsche Volk nur beglückwünschen, daß es dieses Kaiserpaar an seiner
Spitze hat."
Der Kaiser hat durch ein glücklich geprägtes Wort das Herz der mohammeda-
nischen Welt erobert. Wir ernten heute nur die reifgewordenen Früchte seiner
Saat, die vor mehr als einem Vierteljahrhundert vom Kaiser in den moslemischen
Boden versenkt worden ist. Unsere türkischen Freunde, die unsere Botschafter

von Marschall und von Wangenheim schätzen und lieben gelernt haben, begrüß-
ten es mit besonderer Wärme, daß man ihnen nach dem Tode Wangenheims den
ehemaligen Botschafter in London, Graf Wolff-Metternich, als außerordentlichen
Botschafter entsendet hat. Die gemessene Würde des gegenwärtigen deutschen
Botschafters findet in der durch und durch aristokratischen Gefühlsweise der
Türken lebhaften Widerhall.
Unsere osmanischen Freunde bekunden berechtigten Stolz wie über ihre unver-
gänglichen Waffentaten an den Dardanellen, so über ihren diplomatischen Sieg
über die Ententemächte. Sie haben bei Gallipoli und Bagdad die „unbesieg-
baren" Engländer vernichtend aufs Haupt geschlagen, aber auch durch ihre bul-
garische Politik der englischen Diplomatie ein entscheidendes Paroli geboten. Nach
und nach fängt auch der „Dschihad" an, seine volle Wirksamkeit zu entfalten,
so daß die Türken sich als ebenbürtige Waffenbrüder erwiesen haben. Nennt man
die Bulgaren mit Recht die „Preußen des Balkans", so werden die Türken
fürderhin vor der höchsten Instanz der Geschichte den Ehrentitel behaupten
können, im gewaltigsten Augenblicke der Weltgeschichte, die „Deutschen des
Ostens" gewesen zu sein.
Ein glückliches Zusammentreffen hat es übrigens gefügt, daß ich in diesen
Tagen Gelegenheit fand, führende mohammedanische Männer aus Britisch-In-
dien, aus dem mohammedanischen Teile Rußlands, aus französischen und italie-
nischen Teilen der mohammedanischen Länder zu sprechen. Mittelpunkt unserer
Unterhaltung war die Wirkung des Dschihad (des Heiligen Krieges) auf die
Mohammedaner in den feindlichen Ländern. Der Grundton, auf den alle diese
Unterredungen gestimmt waren, äußerte sich darin, daß sie allesamt behaupteten,
jetzt erst sei der „Dschihad" in voller Kraft, seitdem die italienische Regierung
der türkischen offiziell den Krieg erklärt hat, wenn sie auch mit der Durchsetzung
der Kriegserklärung zögert. Denn, so sagten mir nahezu alle Mohammedaner,
die ich in den letzten Tagen sprach, der „Dschihad" hatte ein Loch, und das
war die Ausnahmestellung für Italien. Die mohammedanische Welt konnte
anfangs nicht begreifen, daß man für den verhaßten italienische« Gegner ein
solches Reservatvorrecht in Libyen einräumen konnte. Ietzt erst atmet die moham-
medanische Welt auf. Der „Dschihad" ist der Sauerteig geworden, der den
Gärungsprozeß der Politisierung des Islam beschleunigt hat.
Am zurückhaltendsten äußerte sich der indische Mohammedaner. Wut
und Ingrimm kochte aus seinen Worten über die Pariabehandlung, die sich die
entrechteten Mohammedaner in Indien von den Engländern gefallen lassen
müßten. Weder in den munizipalen Körperschaften, noch viel weniger im Zentral-
parlament' Englands, im Unterhaus, hätten die Mohammedaner Sitz und
Stimme. Sie werden von den Engländern nur als Objekt, niemals als Subjekt
der Gesetzgebung angesehen. „Es rumort und gärt in Indien an allen Ecken
und Enden." Die Flamme des Aufruhrs hat offenbar das ganze indische Volk

ergriffen, aber es dringen so wenig beglaubigte Nachrichten zu uns herüber,
daß man nur in England selbst weiß, was in Indien wirklich vorgeht. Denn
was zu uns herüberdringt, passiert die englische Zensurschranke, die unerbittlich
für alle Nachrichten ist, welche das englische Prestige zu schädigen geeignet seien.
„Aber wir Inder haben die felsenfeste Überzeugung, daß das papierne Weltreich
Großbritanniens infolge dieses Weltkrieges in Fetzen zerfallen wird."
„Was unser Herz höher schlagen läßt," sagte mir ein libyscher Moham-
medaner, „ist erstens der Eintritt Italiens als eidbrüchige Nation in den Welt-
krieg, und zweitens die tiefe Demütigung, die sich Italien von dem angeblich
röchelnden Kadaver Österreich-Ungarns hat gefallen lassen müssen. Der
„Dschihad" hat unsere Hände gegen die Italiener freigemacht. Die Senussis
haben nach der italienischen Kriegserklärung an die Türkei von dem auf ihnen
lastenden Alpdruck sich völlig befreit, so daß sie jetzt mit offenem Visier die
Italiener in Libyen bekämpfen und sie aus dem Lande gejagt haben. Die Mo-
hammedaner werden in Libyen die Italiener genau so züchtigen, wie die Öster-
reich-Ungarn ihren Erbfeind niederzwingen werden. Die Wirkung des „Dschihad"
wird jetzt erst, nachdem die Ausnahme für Libyen gefallen ist, sich voll entfalten
können. Die anderthalb Milliarden, die Italien auf Libyen verwendet hat, kann
es in den Schornstein schreiben."
„Die Franzosen," so sagte mir eine mohammedanische Erzellenz aus den
französischen Teilen der mohammedanischen Welt, „sind von Hause aus Tyrannen.
Sobald sie ein Land besetzen, treiben sie Raubbau. Sie suchen das ganze Kapital
des Landes an sich zu reißen und somit der einheimischen Stammbevölkerung das
Mark aus den Knochen zu saugen. Die Vergewaltigung der Mohammedaner
seitens Frankreichs bedeutete schon vor einem halben Iahrhundert einen Dolch-
stich in das Herz der moslemischen Welt. Die Franzosen haben das islamitische
Grundrecht auf Bodeneigentum in seinen Grundfesten erschüttert.. Nach moham-
medanischer Auffassung zerfällt nämlich der Boden in drei Teile: 1. Kirchengut.
2. Staatsgut (Domänen), 3. Privateigentum. Nach der Okkupation haben die
Franzosen sofort ein Ackerbauministerium errichtet, das damit einsetzte, ein Zehntel
des gesamten Staatsvermögens für sich mit Beschlag zu legen. Den erbein-
sässigen Mohammedanern wurden unter allerhand Schlichen und Vorspiegelungen
die Landereien abgeknöpft, um sie französischen Kolonisten zu übergeben. Daher
erfolgte eine große Auswanderung von Mohammedanern nach der Türkei, ins-
besondere nach Stambul, Medina und Damaskus. An den „Dschihad" werden
die Franzosen dermaleinst ebenso denken, wie die Engländer, Italiener und
Russen."
Von russischen Mohammedanern, die ich hier sprach, kommen besonders die
Georgier in Betracht. Es ist dies jenes Bergvölkchen im Kaukasus, das zwar
vollständig russifiziert ist, aber gleichwohl noch eine starke mohammedanische Be-
völkerung aufweist. Es mutete mich nun sonderbar an, daß mir sogar ein

führender Georgier, dessen Brüder als Offiziere in der russischen Armee dienen,
die glückliche Wirkung des „Dschihad" gepriesen hat. Der betreffende Georgier, eine sympathische Erscheinung von altfürstlichem Geblüt, setzte mir auseinander, daß auch dieses freie Bergvolkchen von der Erhebung der mohammedanischen Welt gegen Rußland seine eigene Unabhängigkeit erhoffe. Denn ihr Land sei niemals von Rußland erobert worden. Nur durch freien Vertrag hätten sich die Georgier mit Rußland ebenso verbündet, wie die Finnländer. Aber Rußland habe genau so gewaltsam alles Eigenleben dieses tapferen Bergvolkes unterdrückt, wie das der Tataren und Tscherkessen, die insgesamt zehn Millionen Menschen darstellen, die den Kaukasus bewohnen. Sie alle lechzten nach Erlösung vom russischen Zwingherrn und sie erwarten von den mitteleuropäischen Mächten im Verbande mit der Wiederbelebung der Türkei eine Befreiung von der russischen Tyrannei, die wie ein Vampyr alles nationale Eigenleben und religiöse Sonderdasein auf, und aussaugt. Die russischen Mohammedaner, so schloß der Georgier seine lebhafte Darstellung, erwarten vom „Dschihad" genau so wie die anderen geknechteten Nationalitäten eine Entblätterung (wörtlich: „Artischockierung") Rußlands. > b

„Drei Gesichtspunkte," so führte mir ein mohammedanischer Professor von hoher Geistigkeit aus, „kommen heute für den .Dschihad' in Betracht. Er hat zunächst unseren unterirdischen Bewegungen neue Flammen zugeführt und den Trägern dieser Bewegung gleichsam die Zunge gelöst. Erst der „Dschihad" hat den Mohammedanern die Augen darüber geöffnet, wo sie ihre Freunde zu suchen und ihre Feinde zu fürchten haben. Ietzt erst begreift die gesamte mohammedanische Welt, daß sich die vier großen Ententemächte gegen den ganzen Islam verschworen haben, um ihn zu vernichten. Als die Engländer vollends dazu übergingen, dem einzig berechtigten Kalifen, dem Kaiser der Türkei, einen Gegenkalifen gegenüberzustellen, da blitzte in allen moslemischen Gehirnen der Gedanke auf, daß die Einheit der mohammedanischen Religion empfindlich gefährdet ist, denn das Kalifat ist das unabtrennbare Einheitssymbol des Mohammedanismus. Ein Gegenkalifat hat den Mohammedanern die Augen darüber geöffnet, daß sie von den Engländern und ihren Verbündeten alles zu befürchten, von der mitteleuropäischen Gruppe aber alles zu erhoffen haben."

„Die zweite Wirkung des Dschihad," so fuhr der grundgelehrte mohammedanische Theologe und Philosophie-Professor fort, „ist darin zu suchen, daß die Mohammedaner an sämtlichen türkischen Fronten von Irak bis zum Kaukasus sich als freiwillige Gotteskämpfer melden und darum die Reihen der türkischen Armee stärken. Die mohammedanische Erregung und Bewegung, die der Dschihad allüberall heraufbeschworen hat, zwingt die Engländer, auch strategisch „Hans Dampf in allen Gassen" zu sein. Die Engländer müssen jetzt an unzähligen Kriegsschauplätzen Truppen aufbringen, so daß ihr kriegerisches Zentrum in Belgien durch die intensive Inanspruchnahme der englischen Truppen an peri-

pherischen Kriegsschauplätzen infolge des Dschihad empfindlich geschwächt wird. Die dritte und stärkste Wirkung des Dschihad besteht nämlich darin, daß die Franzosen und die Engländer an der belgischen Front genötigt waren, ihre mohammedanischen Truppen, die sie anfangs als Kanonenfutter an die gefährlichsten Stellen setzten, nur noch als Reserven zu benutzen, da sie befürchten müssen, daß die Mohammedaner sie infolge des Dschihad's in kritischen Augenblicken im Stiche lassen würden. Der Dschihad setzte nicht sogleich laut und lärmend wie ein Gewitter mit zündender Plötzlichkeit ein, aber er wird von Tag zu Tag für die Ententemächte empfindlicher, ja tödlicher. Es naht der Tag der Rache, an welchem die Flammen alle Bedrücker des Islams verzehren werden. Dann rächen wir uns an den gefürchteten Engländern, an den verhaßten Russen, an den verachteten Italienern und an den ausbeuterischen Franzosen."

Erz. Dr. Franz Klein,
früherer Iustizminister in Wien:

Der Weg zum Wirtschaftsbunde.

Nach den deutschen und ungarischen Stimmen sollen nun auch solche aus Österreich in dem Meinungsaustausche zu Worte kommen, der seit einiger Zeit an dieser Stelle über die künftigen Wirtschaftsbeziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und der Donaumonarchie im Gange ist. Sie sind in der angenehmen Lage, an das bisher Vorgebrachte und vor allem an das treffliche Buch „Mitteleuropa" von Fr. Naumann anknüpfen zu können, das alle Seiten dieses Problemes überaus anmutend und gewinnend erläutert. Nach den ersten Monaten des Krieges, als die großen Fragen allmählich deutlicher wurden, die er aufrollte, hat man in Österreich alsbald das Bedürfnis empfunden, sich über seine Rückwirkungen auf das Bundesverhältnis klarzuwerden. Für jedermann faßbar, hat sich die geschichtliche Notwendigkeit dieses Bundes und der Vollwert seines Bestandes enthüllt, und als ein Lebensbereich nach dem anderen durch die alle Maßen überschreitende Heftigkeit und Ausdehnung der Kämpfe berührt wurde, erwies es sich zugleich, in welch weitem Umfange auch Wirtschaft und Kultur von dem Bündnisse abhängen, das bis dahin für die meisten eine rein politisch-militärische Sache war. Die Möglichkeiten der europäischen Politik, die mit dem Kriege näherrückten, lehrten um so eindringlicher, daß der Bund nicht bloß erhalten, sondern gestärkt und sein Fundament verbreitert werden müsse, wenn die beiden Reiche einer Zukunft entgegensehen wollen, in der sie unberührt durch die Ränke und Anschläge ihrer heutigen Kriegsgegner in selbstsicherer Ruhe und schaffensfreudiger Arbeit des Friedens froh werden können.

Das Fragen, Besinnen und Besprechen griff rasch um sich. Die Früchte dieser Bewegung waren einige gute Schriften über die wirtschaftliche Annäherung*) und eine große Zahl von Kundgebungen verschiedener Städte, Gemeinden, sonstiger Körperschaften und Verbände, die den Wunsch aussprechen, das handelspolitische Verhältnis zwischen den Verbündeten auf eine neue, breitere und festere Basis zu stellen, oder eine wirtschaftliche Annäherung der Monarchie an das Deutsche Reich für dringend notwendig erklären, oder einen tunlichst engen wirtschaftlichen Anschluß an Deutschland, ein inniges Wirtschaftsbündnis u. ä. verlangen. Es sind zwar bisnun durchwegs Kundgebungen aus deutschen Kreisen, R. Kobatsch erzählt aber, daß ihm ebenso Äußerungen hervorragender polnischer und tschechischer Volkswirte bekannt seien, die „sich unbedingt für die wirtschaftliche Annäherung ausgesprochen haben". Ohne Besorgnis, widerlegt oder berichtigt zu werden, dürfte sich der derzeitige Stand der Ansichten in dieser Sache dahin bestimmen lassen, daß die überwiegende Mehrheit in den Wirtschaftsgruppen des Gewerbes, der Mittelindustrie und des Handels, und wahrscheinlich auch ein Teil der Landwirtschaft und des Handwerks, einen wirtschaftlichen Zusammenschluß mit dem Deutschen Reiche für wünschenswert halten, und daß dieser Plan ebenso in der Wissenschaft und im Bürgertum, in letzterem namentlich auch in den Schichten der Konsumenten einen starken Rückhalt habe. Großindustrie und Hochfinanz, ebenfalls wie früher im Durchschnitt gesprochen, stehen noch mehr abseits, obwohl sich dies in den letzten Wochen vielleicht geändert haben mag, und die österreichische Arbeiterschaft ist nach den Äußerungen ihrer Presse einstweilen noch nicht zu einmütigen Auffassungen gelangt.

Es ist eine alte Idee, die nun wieder lebendig geworden ist. Man könnte sagen: eine unverjährbare Schuld, die noch nicht getilgt ist und sich neuerdings meldet, oder ein Ruf der Natur und der geographischen Vernunft, der sich nicht ersticken läßt. Es wird nun bald hundert Iahre sein, daß Österreich nach einem „freieren Verkehr mit den deutschen Ländern" strebt. Zuerst wollte es die Absperrung des preußischen Zolltarifes von 1818 brechen, dann trachtete es durch Iahrzehnte, im deutschen Zollvereine Aufnahme zu finden. Es kam das unbefriedigende handelspolitische Zwischenstück des sogenannten Februarvertrages (1853) und der präferentiellen Zolltarife, die zuletzt der Meistbegünstigungsklausel des Frankfurter Friedens weichen mußten. Das letztem«l sind die Wünsche nach einer Zolleinigung um die Wende des vorigen Iahrhunderts in Österreich wieder laut geworden. Die österreichische Industrie ist von dem Vorwurfe nicht freizusprechen, daß sie in den früheren Abschnitten dieses Zeitraumes einigemal«!, und zwar — wie sich nun sagen läßt — mit Unrecht, die wirtschaftliche Verbindung

') Unter den im Buchhandel erschienene» sind insbesondere zu nennen: E. v. Philivtwuich, Gm Wirtschafts- und Iollverbond zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn. S. Hirzel, 1915 «nd Rud. Kobatsch, Ein Zoll- und Wirtschaftsuerband zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn. Carl Heymann, 1915.

mit den deutschen Ländern vereitelt hat. Seit den fünfziger Iahren des verflossenen Iahrhunderts sind aber die Annäherungsversuche Österreichs an politischen Hindernissen gescheitert, die nicht auf seiner Seite lagen. Von da an war es im Gegenteile Österreich, das in seinen Bestrebungen die Zukunft vorausnahm, und das Wiederaufgreifen des Gedankens der wirtschaftlichen Einigung im Iahre 1900 erscheint nun wie eine richtige Vorahnung der durch den Krieg aller Welt klargewordenen inneren Bedingungen und Erfordernisse der vollen Wirksamkeit des deutsch-österreichischen Bündnisses. Wie alle bisherigen Versuche mehr oder weniger im Zeichen der Politik standen, so ist dies auch jetzt der Fall, nur daß glücklicherweise die politischen Ziele nicht mehr gegeneinander stehen, sondern nach gleicher Richtung gehen und sich unterstützen. Es ist nämlich nun hinfällig geworden und als Irrtum erkannt, was man gelegentlich der Erneuerung der Handelsverträge gerade mit Bezug auf das Bündnis der beiden Zentralmächte oft hören konnte, daß Außenpolitik und zwischenstaatliche Wirtschaftsverhältnisse nichts miteinander zu tun hätten, politische Freundschaft mit wirtschaftlicher Gleichgültigkeit oder gar Rücksichtslosigkeit oder Nebenbuhlerschaft sich wohl vertrage. Unsere Kriegsgegner zeigen nun, wie unmodern, für heute ganz und gar nicht mehr passend, dieser Standpunkt ist. Ihr Bund ist eine kunstvolle, psychologisch äußerst geschickte Verflechtung der politischen und wirtschaftlich-finanziellen Interessen, und ohne die Kriegsbestellungen wäre das Verhältnis der Vereinigten Staaten zu ihnen vermutlich ebenfalls ein anderes.

Es genügt aber nicht, das deutsch-österreichische Bündnis fortan davor zu bewahren, durch wirtschaftliche Spannungen geschwächt zu werden, sondern es muß — das ist eine zweite Erwägung — an Stärke und Festigkeit noch gewinnen. Vor allem sind für den Kraft- und Machtzuwachs des Bundes auch die wirtschaftlichen Energien beider Reiche heranzuziehen. Seine Kraft und Macht steigert sich in demselben Maße, als jeder der Verbündeten durch das Gedeihen seiner Volkswirtschaft leistungs- und widerstandsfähiger wird. Der Zusammenschluß kann dazu beitragen, indem er die Grundelemente jedes wirtschaftlichen Aufschwunges in der Gegenwart: weitesten Raum für die Betätigung, großzügige Arbeitsverteilung, Verbilligung der Rohmaterialien, Steigerung des Produktionsumfanges und der Umsätze, technisch« Ausrüstung, Gleichheit der Produktions- und Verkehrsverhältnisse, Organisation der Erzeugung wie des Absatzes und Heranziehen neuen Kapitales verbessert und auf das unter den gegebenen Umständen mögliche höchste Maß bringt.

Das dritte ist die künftige Handelspolitik. Angesichts dessen, was unsere Gegner für den Friedensschluß und für die Ordnung von Wirtschaft und Handel nach dem Kriege vorzuhaben scheinen oder wie sie wenigstens davon sprechen, und angesichts der merklichen Hinneigung Englands zu einer perbilativen Schutzzollpolitik, hält man ein „gemeinsames Auftreten" der beiden Reiche beim Friedensschlusse, wie gemeinsames Verhandeln und Abschließen der späteren Handels-

verträge für unerläßlich. Da das Ausmaß dieser Gemeinsamkeit von der Übereinstimmung der beiderseitigen Interessen am Außenverkehre abhängt, diese Übereinstimmung aber wieder hauptsächlich nach der Gleichheit oder Ähnlichkeit der inneren volkswirtschaftlichen Zustände sich richten wird, so soll an der Wurzel eingesetzt werden, indem durch tunlichstes Beseitigen oder Mildern der wirtschaftlichen Interessengegensätze dem einmütigen Vorgehen bei Verhandlungen mit anderen Staaten die Bahn geebnet wird. Unter Ausnützung der geographischen Nachbarschaft, der Knlturverwandtschaft und der vielen Übereinstimmungen in der Wirtschaftsordnung soll, wie es der Vorsitzende eines großen österreichischen industriellen Verbandes letzthin ausgedrückt hat, ein „deutsch--österreichisch-ungarischer handelspolitischer Block" geschmiedet werden, als Mittel der friedlichen internationalen Handelspolitik oder nötigenfalls auch als Waffe für handelspolitische Kämpfe mit unseren anmaßenden und hinterlistigen Feinden. Von derselben Seite wurde zugleich darauf aufmerksam gemacht, daß auch die Schwierigkeiten kaum anders als durch eine gemeinsame Handelspolitik zu überwinden sind, die uns von den Gegnern bei der Beschaffung von Rohstoffen und bei dem Wiederaufbau der Friedenswirtschaft entgegengestellt werden dürften.
Die Annäherungsaktion ist somit nicht, wie es von ihren Gegnern gerne hingestellt wird, eine Art Gefühlsduselei. Sie ist ebensowenig eine Hilfs- oder Rettungsmaßregel aus Bundesfreundschaft oder aus nationaler Vorliebe. Weder Österreich noch das Deutsche Reich sollen dadurch saniert werden. Wenn in den Beratungen wirtschaftlicher Verbände das Volkswirtschaftliche gewissermaßen als Selbstzweck behandelt wird, ist das begreiflich. Ie mehr sich die wirtschaftlichen Verhältnisse in Österreich durch die Annäherung bessern, desto erfreulicher wird es sein; es wäre zugleich ein neuer Beweis, wie sehr gute Politik und gute Wirtschaft zusammenhängen. Wir müssen und wollen stärker werden. Den einzig richtigen grundsätzlichen Ausgangspunkt der Zusammenschlußbewegung, der die Keime zu allem sonst Erstrebten in sich schließt, bildet aber die Idee, die Macht des deutsch-österreichischen Bündnisses, das notwendig bleiben wird wie es notwendig war, in jeder Weise für die Wirksamkeit zu mehren, die es künftig zu Gunsten des Gedeihens der beiden Reiche und für deren Stellung in Weltpolitik und Weltwirtschaft zu entfalten haben wird. Das Bündnis soll mit neuen, frischen Kräften aus dem Kriege hervorgehen. Aus drei Quellen soll ihm dieses Mehr an Kräften zufließen: aus dem Militärwesen, dem geistigen Leben und aus der Volkswirtschaft. Die Organisation des Ineinanderwirkens der beiderseitigen Volkswirtschaften ist nur ein Teil dieses größeren Wirkens, sie wird aber auch den beiden anderen Kraftsteigerungen dienlich sein.
Aus dem Gesagten ergeben sich für die Methoden der wirtschaftlichen Annäherung zwei Begrenzungen. Die wirtschaftliche Annäherung soll nichts national Ausschließliches haben; ihre Grundlage und ihr Zweck ist staats- und nicht

nationalpolitisch. Das ist schon durch die Beteiligung Ungarns verbürgt und nicht minder dadurch, daß eine Angliederung anderer Mächte nicht nur offen gelassen, sondern gewünscht wird. Dem Wirtschaftsbündnisse zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland wird jede Absicht nationaler Vergewaltigung fehlen. Weil es die Sicherheit und Zukunft der verbündeten Reiche bezweckt, werden jedoch auch diejenigen ihrer Bürger, deren Sympathien etwa nach einer anderen Seite gehen, sich mit ihm befreunden müssen. In dieser Hinsicht muß der Weltkrieg ein Wendepunkt sein. Der nördliche, östliche und südliche Irredentismus in Österreich-Ungarn und die internationale Republik haben eine Niederlage erlitten. Es muß nun von allen Staatsangehörigen ein klares, offenes Bekenntnis zum Staate gefordert werden, unter Verzicht auf das Liebäugeln mit Ländern, die ihre nun gescheiterten Vernichtungspläne gezwungen aufschieben, nie aber abschwören werden. Die zweite, ungleich heiklere Begrenzung ergibt sich aus der Kreuzung von Politik und Wirtschaft. Eine wirtschaftliche Annäherung wird, wenn vernünftig und der Natur der beiderseitigen Volkswirtschaften angemessen geordnet, zum Teile sofort, jedenfalls aber mit der Zeit sowohl dem Deutschen Reiche wie Österreich-Ungarn zum Vorteile gereichen. In beiden Hälften der Doppelmonarchie wird der Zustand der Volkswirtschaft unterschätzt, wenn besorgt würde, daß diese durch ein Wirtschaftsbündnis erdrückt oder auf die Dauer auch nur erheblich geschädigt werden könnte. Zwei naheliegende ähnliche Fälle beweisen den regelmäßigen Erfolg solcher Vereinigungen. Die wirtschaftliche Blüte der Einzelstaaten des Deutschen Reiches wurde durch die Gemeinschaft des Zollvereines vorbereitet und durch die noch engere Zusammenfassung im Deutschen Reiche auf ihre jetzige Höhe gebracht. Für keinen der Staaten war dies ein Nachteil, obwohl z. B. Anfangs der siebziger Iahre Bayern wirtschaftlich zu den kommerziellen Verhältnissen des deutschen Nordens und zu den Industrieverhältnissen Westfalens und der nordwestlichen Provinzen Preußens kaum günstiger gestanden sein mag, als heute Österreich-Ungarn zur deutschen Volkswirtschaft. Auch den beiden Gebieten der Habsburgischen Monarchie hat ihre wirtschaftliche Vereinigung gut angeschlagen. Ihre Volkswirtschaft zeigt seither eine mit kleinen Schwankungen stets aufsteigende Kurve. Im Munde einzelner ungarischer Parteien ist allerdings trotz diesem guten Fortgange Ungarn ein Opfer des Dualismus, immerhin ist es bei bestem Wohlbefinden, seine Wohlhabenheit nimmt zu, und die Einheitlichkeit des Wirtschaftsgebietes hat es befähigt, seinen Haushalt auf viel größerem Fuß als jemals einzurichten. Mit der wirtschaftlichen Einigung zwischen den beiden Zentralmächten wird es nicht anders sein. Ein kaufmännischer Verband gab jüngst der gleichen Ansicht Ausdruck. Wenn einer wirtschaftlichen Vereinigung, sagte er in einer Entschließung, vielleicht öfter die Interessen einzelner Gruppen geopfert werden müssen, so sei dies doch nur etwas Vorübergehendes, denn es sei zu hoffen, daß alle anfänglichen Verluste mit der Zeit reichlich hereingebracht

werden. Auch andere Verbünde haben der Meinung Ausdruck gegeben, daß
die Volkswirtschaft Österreich-Ungarns und Deutschlands als Ganzes aus der
Annäherung die größten Vorteile ziehen werden. Man wird sich aber auch um
das Schicksal des Einzelnen kümmern müssen. Deshalb erheischt die Über-
leitung Vorsicht. So schnell und verhältnismäßig schmerzlos, als es im Kriege
oft geschehen ist, werden die einzelnen Privatwirtschaften nicht auf die neuen
Geleise gebracht werden können oder die Änderungen im Zollschutze oder sonstige
Umschaltungen verwunden werden. Daher ist es von Wichtigkeit, wie schon an
anderer Stelle dargelegt wurde*), daß diese Überleitung mit größter Rücksicht auf
alle berechtigten wirtschaftlichen Interessen vorgenommen, ihnen kein plötzlicher
Umsturz zugemutet und nichts verabsäumt werde, was den bestehenden Unter-
nehmungen das sich Einfügen in die neue Ordnung leichter zu machen vermöchte.
Es wäre ein großer Fehler, wenn man auch nur über die „wirtschaftlichen
Augenblicksinteressen" selbstherrlich hinwegschreiten wollte. Manche der eingangs
erwähnten Kundgebungen österreichischer Verbände gehen sogar noch weiter.
Sie erklären sich mit der politisch notwendigen Annäherung selbst auf die Ge-
fahr hin einverstanden, daß sie ihnen dauernde Opfer auferlegt. Einige sagen
geradezu, man sei sich bewußt, daß die Produktionsverhältnisse im Inlande in
mancher Weise ungünstiger als die im Deutschen Reiche seien, glaube sich aber
von höheren Rücksichten leiten lassen zu sollen und billige deswegen den Zu-
sammenschluß mit dem Deutschen Reiche in der sicheren Erwartung, daß durch
Opfer des Einzelnen der Gesamtheit große Vorteile errungen würden. Wir
wollen hoffen, daß keine Ursache sein wird, solchen Edelmut in Anspruch zu
nehmen!

Soviel über das Allgemeine. Was nun eigentlich die Öffentlichkeit schon
mehr als das Obige beschäftigt, ist die Frage nach der besten Form für das
Wirtschafts- und Zollbündnis, mit der zugleich, wie man annimmt, über den
Inhalt entschieden wird. Auch das ist aber schon wesentlich vereinfacht, da der
Kreis der Formen, die überhaupt in Betracht kommen könnten, anscheinend schon
ausgeschritten ist. R. Kobatsch gibt in seinem bereits erwähnten Buche eine
Übersicht über den Stand des Streites, wonach neue Argumente einzufügen
ziemlich schwer sein möchte. Es ist gelungen, innerhalb weniger als ein Iahr
das theoretische Problem der wirtschaftlichen Annäherung vollständig herauszu-
arbeiten. Unter den möglichen Formen hat nun die meisten Aussichten die
sogenannte Präferenz, d. h. eine durch Zollermäßigungen und Zollbefreiungen
erleichterte Verkehrsgemeinschaft, wie sie ungefähr der Februarvertrag von 1853
zwischen Österreich und den Zollvereinsstaaten hergestellt hat. Eine Vorzugs-
behandlung des wechselseitigen Güteraustausches mit Ausgleichsabgabe für ein-

*) In meiner Schrift: „Die Kulturgemeinschaft ber Völker nach dem Kriege", S. tzirzel
2915, S. 100 f.

zelne Warengruppen, die wegen der verschiedenen Verhältnisse der Wirtschafts-
gebiete besonderen Schutzes bedürfen, hat die Wiener Tagung des deutsch-oster-
reichisch-ungarischen und des deutsch-österreichischen Wirtschaftsverbandes (Iuli
1915) gefordert, und für Ähnliches (gegenseitige zoll- und wirtschaftspolitische
Bevorzugung, die einen fortschreitenden Ausbau zuläßt) hat im Iuli 1915 auch
die Konferenz der Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine sich ausgesprochen.
Der Ausbau der Freiliste und der Zollbegünstigungen würde die Zollschranken
mehr und mehr abtragen und könnte so mit der Zeit in den Zustand eines ver-
hältnismäßig freien Verkehres hinüberführen. Als ein Zwischenspiel mit abseh-
barem Ende und einem festen, unverrückbaren Kalendarium des Sinkens der
Zollsätze und der Erweiterung der Freiliste wäre gegen eine solche Regelung
an sich nicht viel einzuwenden, sofern sie auch gleich mit gründlichster Säuberung
der Zolltarife und mit dem Beseitigen möglichst vieler territorialer Verschieden-
heiten anhebt. Es werden aber einesteils gerade gegen das wichtigste, die festen
Abbaustaffeln, Einwendungen erhoben, und außerdem haben diese Vorschläge
zwei schwache Partien, auf die schon Freiherr von Rechenberg (Oktoberheft 1915
dieser Zeitschrift) hingewiesen hat. Die Vorzugsbehandlung und — was noch
viel wichtiger ist — der politische Zweck, dem sie zu dienen hätte, würde auf
schwankem Boden stehen, wenn die verbündeten Staaten im vertragsmäßigen
Einräumen von Zöllen und Zollbegünstigungen an dritte Staaten völlig frei
wären; der nach der einen Seite gewährte Nachlaß könnte durch derartige Ver-
einbarungen zunichte gemacht oder doch sehr entwertet werden. Es müßte somit
gleichzeitig für sämtliche begünstigte Zollpositionen eine gegenseitige Bindung
platzgreifen. Damit ist einer der Hauptvorteile, die der bloßen Vorzugsbehand-
lung nachgerühmt werden, die verhältnismäßig größere handelspolitische Be-
wegungsfreiheit dahin. Das zweite Bedenken entspringt dem Verhältnisse der
Präferenz zur Meistbegünstigung. Ob wirklich — wie vereinzelt behauptet
wird — das Einräumen der Meistbegünstigung keinen Anspruch auf die zu
Gunsten des verbündeten Reiches festgesetzten Vorzugszölle oder Zollfreiheiten
gibt, läßt sich nicht schlechthin bejahen. Es obwalten jedenfalls Zweifel. Ein
Beweis dafür ist, daß man es in der Konferenz der mitteleuropäischen Wirt-
schaftsvereine für notwendig befunden hat, die Regierungen aufzufordern, bei
den Friedensverhandlungen zu erklären, daß die Begünstigungen, die in An-
betracht des zwischen ihnen bestehenden Bundes- und freundschaftlichen Ver-
hältnisses für sie gelten, von der allgemeinen Regel der Meistbegünstigung aus-
genommen werden. Das Einverständnis mit einer solchen Erklärung wird
jedenfalls erkauft, d. h. bezahlt werden müssen, gleichgültig, wann man darüber
verhandelt. Überdies wird dadurch die Lage der verbündeten Reiche bei Ord-
nung der künftigen Handelsbeziehungen erheblich verschlechtert. Den neutralen
Staaten gegenüber hätte ein solcher Vorbehalt natürlich gar keinen Effekt.
Freiherr von Rechenberg bemerkt dabei richtig, daß der Warenaustausch zwischen

Deutschland und Österreich-Ungarn ein zu bedeutender sei, als daß sich andere Staaten eine derartige Benachteiligung widerstandslos gefallen lassen könnten; Zollkriege mit dem gesamten Auslande würden die unausbleibliche Folge eines derartigen Versuches sein. Die Angelegenheit als eine Machtfrage behandeln und darauf vertrauen, daß die Macht im geeigneten Augenblicke auf unserer Seite sein werde, wäre mehr als leichtsinnig.

Die zweite Form, die Zollunion, eine Verschmelzung der Wirtschaftsgebiete dem Auslande gegenüber zu einer handels- und zollpolitischen Einheit, ist in den Auseinandersetzungen der letzten Monate immer mehr in den Hintergrund getreten; auch in der schwächeren Fassung, wonach zwischen den nach Außen vereinigten Reichen für den Binnenverkehr Ausgleichsabgaben festgesetzt werden könnten. Mehrere Umstände wirken dabei zusammen. Erstens die Besorgnis vor einem plötzlichen Wegfall des Zollschutzes. Seit langem daran gewöhnt, wehrt man sich gegen Änderungen, die alle bisherigen Kosten- und Ertragsberechnungen über den Haufen zu werfen scheinen und in den meisten Unternehmungen in Österreich den Eindruck einer heranrollenden Flut erwecken, die alles bisher Erreichte und Gepflegte überschwemmt und entwurzelt. Die Unterschiede in den Größen- und Stärkeverhältnissen der deutschen und österreichischen Industrie, sowie die vielfachen Verschiedenheiten der Produktionsbedingnngen, verschärfen diese Befürchtungen. Anfangs äußerten sich diese Stimmungen besonders lebhaft, die Verweisung auf etwaige ausgleichende Zuschläge hat etwas beruhigt, doch den meisten Produzenten ist und bleibt die Zollunion an und für sich ein waghalsiger Sprung ins Dunkle, von dem sie nichts wissen wollen. Gegen derlei Stimmungen lW sich schwer aufkommen, aber das eine dürfen die von ihr Befallenen nicht, wie es geschieht, behaupten, daß auch bei ausgleichenden Zuschlägen die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Verhältnisse einen Zollbund zunächst ausschließe. Der Ansicht, der wirtschaftliche Zusammenschluß sei „nicht bloß auf der Zollfrage aufzubauen", muß daher entgegengetreten werden, daß der Güteraustausch zwischen den Verbündeten und der Güterverkehr mit anderen Staaten doch die natürliche Grundlage einer derartigen Gemeinschaft sind, und wegen der Bedeutung, die heute leider die Zölle für die gesamte Volkswirtschaft erlangt haben, die Ordnung der Zollfrage Voraussehung für alles andere und zugleich das Schwierigste ist, in dem die meisten Gefahren liegen. Kann sie befriedigend gelöst werden, so ergibt sich das übrige sozusagen von selber; wahrhaft ernste Hindernisse bestehen dann überhaupt nicht mehr. Ferner hat sich, zum Teile absichtlich genährt, das Mißverständnis eingeschlichen, daß in Ländern, die zu einem Zollbund vereinigt sind, fast alle wirtschaftlichen und finanziellen Einrichtungen und Verhältnisse gleich sein müßten: gleiche Währung, gleiche Wirtschafts- und Bankgesetzgebung, gleiche Verkehrspolitik und insbesondere einverständliche Festsetzung der Eisenbahn- und Schiffahrtstarife, Übereinstimmung im Systeme der Verbrauchsabgaben oder anderer Steuern, gleiche Veterinärpolizei usw. Kein

Wunder, daß auch das Kopfschütteln erregte. Der beiden Reiche harren im Frieden gewaltige Aufgaben. Es wird Mühe genug kosten, damit fertig zu werden. Ist das, fragte man, der richtige Augenblick für so tiefgreifende Umwälzungen in der Wirtschaftsverfassung und in der staatlichen Verwaltung? Ein allzu reiches Programm — das bezieht sich auch auf Dinge, wie z. B. gemeinsames Vorgehen bei Investitionen im Auslande u. ä. — treibt nur das Wasser auf die Mühle derjenigen, die ein wirtschaftliches Bündnis um jeden Preis vereiteln möchten. Man denke an das Wort Fr. Naumann's, das Neue solle nicht wie ein Bergsturz kommen! Das heißt nicht, daß irgend etwas, dessen Gemeinsamkeit Produktion, Handel, Verkehr oder Finanzwlrtschaft der beiden Reiche und ihrer Länder zu fördern vermöchte, von der Vereinheitlichung oder Annäherung ausgeschlossen sein solle. Es handelt sich nur um eine zweckmäßige Zeiteinteilung. Das meiste wird sich auf der neuen Grundlage organisch und naturnotwendig entwickeln. Der deutsche Zollverein umfaßte bis zur Gründung des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches Staaten mit sehr ungleichen inneren Einrichtungen und ebenso sind die beiden Hälften der Habsburgischen Monarchie seit Iahrzehnten zollgeeint, trotz manchen Abweichungen in den meisten der oben angegebenen Gegenstände. Endlich sind alle diejenigen Gegner einer Zollunion, welche die Selbständigkeit und Freiheit der Handelspolitik nicht preisgeben wollen. Dabei unterlaufen gleichfalls Mißverständnisse und Unklarheiten. Niemand bezweifelt, daß es die nächste wirtschafte- und handelspolitische Aufgabe der Zentralmächte ist, einen engeren Anschluß an den Südosten zu erreichen: neben ihrer innigen Wirtschafts- und Kulturgemeinschaft mindestens eine Handelsgemeinschaft, die Bulgarien, die Türkei, vielleicht auch Rumänien umspannt. Das ist, von allem Politischen abgesehen, notwendig als Grundlage einer größeren Unabhängigkeit unserer Volkswirtschaften, als Versorgungs- und Absatzgebiet und als Sicherung des Verkehres mit Kleinasien und darüber hinaus. Ein Teil der österreichischen Industrie ist sogar der Meinung, über die wirtschaftliche Annäherung könne man überhaupt nur sprechen, soferne den dadurch besonders bedrohten Branchen in einem derart erweiterten Markte Gelegenheit geboten werde, sich für etwaige Verluste zu entschädigen. Gleichgültig, was der Frieden bringen wird, das Wirtschaftsbündnis der beiden Reiche wird die Grundlage und der Rückhalt ihrer europäisch-westasiatischen Wirtschaftet und Handelsbeziehungen, und damit einer gemeinsamen Wirtschaftspolitik sein. Es wird gelingen müssen, weil wir uns fortan aus außerpolitischen Gründen nirgends entgegentreten dürfen, und die Hauptbedingungen dafür sind eigentlich heute schon so gut wie verbürgt. Damit ändert sich aber selbstverständlich das ganze Bild der Handelspolitik. Bis jetzt war diese rein rivalisierend. Man sorgte nur für sich und arbeitete sich zumeist ohne politische Rücksichten mit beiden Ellbogen durch. Das geht nicht mehr an, sobald aus selbständigen Teilen handelspolitisch ein großes Wirtschaftsgebiet

hergestellt werden soll. Die Handelspolitik ist dann selbstredend nicht mehr ganz frei. Weder im Verhältnisse zu dem engeren wirtschaftlich Verbündeten, denn sie muß sich im Rahmen der Abmachungen halten, auf welchen der Zusammenschluß ruht, noch im Verhältnisse zu den etwa bloß handelspolitisch Verbündeten, denn sie darf auch in dieser Hinsicht keinem anderen Lande mehr entgegenkommen, um den Verbündeten keinen Anlaß oder Vorwand zu geben, etwas Ähnliches zu tun. Das sind die unvermeidlichen Folgen einer umfassenden wirtschaftlichen wie einer bloß handelspolitischen Koalition. Die Verhandlungen mit dritten Staaten würden daher künftig in vielem eine ganz andere Gestalt annehmen als bisher. Deshalb ist es die Vorfrage jeder derartigen Einigung, ob man sich allein am stärksten fühlt (siehe Ibsen in den „Stützen der Gesellschaft") oder ob der Zusammenfassung mehrerer der Vorzug zu geben ist. Sobald aus was immer für Motiven die Entscheidung im letzteren Sinne ausfällt, ist das Betonen der handelspolitischen Unabhängigkeit ein Widerspruch im Begriffe. Weil aber, was insbesondere die wirtschaftliche Annäherung Deutschlands und der Donaumonarchie anlangt, für alle, die sich bis jetzt darüber geäußert haben, neben dem politischen Zwecke der Machtzuwachs für den handelspolitischen Verkehr nach außen in vorderster Linie steht, so ist es ein offenbarer Irrtum, im selben Atem die Freiheit der Außenhandelspolitik als ein Rühr-mich-nicht-an zu erklären. Die Form des wirtschaftlichen Zusammenschlusses macht in dieser Hinsicht keinen Unterschied, denn auch die Präferenz läßt sich, wie gesagt, ohne gegenseitige Bindungen und demnach ohne eine gewisse Freiheitsbeschränkung nicht durchführen. Angenommen, daß eine nähere wirtschaftliche Verbindung wirklich nicht gewollt wird, gibt es aber nur zwei Möglichkeiten. Man verpflichtet sich entweder, die einander zugestandenen Zölle und sonstigen Begünstigungen keinem anderen Staate oder wenigstens keinem Staate außerhalb der weiteren handelspolitischen Koalition zu gewähren, oder es wird eine solche Verpflichtung nicht übernommen. Ersterenfalls kann die Handelspolitik der beiden Reiche nicht weit auseinandergehen, oder nur in Punkten, die für den anderen unschädlich oder nebensächlich sind, z. B. Zollerhöhungen oder Zölle für Artikel der Freiliste u. äi. Die „gemeinsamen Richtlinien" sind damit mehr oder weniger von selbst gegeben, und Verständigungen über das handelspolitische Verhalten zu Dritten können nicht schwer fallen. Ohne gegenseitige Bindung würde dagegen die möglichste Gemeinsamkeit der Handelspolitik und etwaiger Vertragsverhandlungen der einzige Schutz des wirtschaftlichen Zusammenschlusses sein, weil er nur auf diese Weise, durch Verhinderung von Zugeständnissen, die seine Grundlagen angreifen, aufrechterhalten werden könnte. Sie ist dann in verbindlichster Festlegung ennäitin Line «zu» u<m. Nach einem solchen Verhältnisse dürfte es jedoch die Wenigsten gelüsten : die Ungewißheit und das Mißtrauen müßten es zernagen, und man würde seiner nie froh werden. Wirtschaftsbündnisse und gar der Plan einer engeren und einer weiteren Koalition bergen unstreitbar verwickelte Fragen in sich.

Hauptsächlich aber doch nur im ersten Anfange, während dann der tatsächliche Verkehr durch Widerstände und Anpassung sich sein Bett gräbt, und jeder Teil das beste aus der Gemeinschaft herauszuholen versuchen wird. Der Nutzen der Bildung so gewaltiger Wirtschaftskörper ist für beide Reiche, zumal für die nächste Zukunft so bedeutend, daß man keine Mühe scheuen darf. Neben dem Fachlichen und Stofflichen werden aber, soll die Arbeit glücken, auch gewisse Imponderabilien vorhanden sein müssen: Guter Wille und großzügige Interessenauffassung, Leben und Verdienen und leben und verdienen Lassen, Wert für Wert und Maß für Maß, keine Herrschaft und keine Knechtschaft, sondern ehrliche Kameradschaft und in jedem Augenblicke die wache Erkenntnis, daß heutigen Tages in allen Ländern und Völkern auf allen Gebieten ein tüchtiges Stück Selbstbewußtsein steckt, das geschont und mit dem gerechnet werden muß.
Die Erörterung der Frage der wirtschaftlichen Annäherung ist somit vor einem Entweder — Oder angelangt. Das Thema in der bisherigen Weise auf der nun gegebenen Grundlage weiterzuführen, verspricht kaum Neues. Für keine der hauptsächlich zur Wahl stehenden Formen ist ein Übergewicht gegeben; Vorteil und Bedenken halten sich ziemlich die Wage. Die Besprechung des Problemes hat erfüllt, was sie leisten konnte, nun muß man endlich einen Schritt vorwärts machen. Vom Allgemeinen, Grundsätzlichen, Begrifflichen ist einmal zum Einzelnen, Gegenständlichen, Wirklichen und Tatsächlichen fortzuschreiten. Das Nächstnotwendige sind deshalb Feststellungen, wie diejenigen Umstände sich hier und dort praktisch darstellen, die nach den bisherigen Erörterungen bei Entscheidung über das Ia und Wie zu berücksichtigen sein werden. Es muß namentlich Klarheit erlangt werden, welchen Artikeln im beiderseitigen Verkehre Zollfreiheit gewährt werden kann, für welche Artikel, in welcher Höhe und für wie lange vorläufig noch der Zollschutz aufrecht bleiben muß, wieferne und in welcher Zeit und Weise ein Abbau dieser Zollposten stattfinden kann, wie die verschiedenen Zollbefreiungen, Begünstigungen oder allmählichen Erleichterungen voraussichtlich im Innen- und im Zwischenverkehre wirken werden und in welchen Zweigen des Wirtschaftslebens Vorkehrungen getroffen werden müssen, um die Schwierigkeiten des Überganges für die nationalen Wirtschaften zu mildern und es ihnen zu gestatten, sich allmählich und ohne Schädigung in die neuen Verhältnisse hineinzufinden. Ferner ist zu ermitteln, ob es tatsächlich möglich ist, einen gemeinsamen Zolltarif oder doch einheitliche Pläne und Einteilungen des Zolltarifes und der Warenverzeichnisse aufzustellen, welche Richtung die Handelspolitik der beiden Reiche künftig einschlagen wird, wieweit darin Übereinstimmung erreichbar ist, ob und inwieweit sie sich in den Zöllen des Zwischenverkehres oder in ihren Außenzöllen binden oder in ihrer Verfügung darüber beschränken können, welchen Einfluß die Änderungen des »tatn« quo auf die Frage der Meistbegünstigung üben würde, und welche innerstaatlichen Einrichtungen (Zollgesetzgebung, Eisenbahntarife, Steuer- und Wirtschaftsgesetze u. ä.) ausgeglichen

werden könnten oder müßten. Die konkrete, ziffernmäßige oder sonst genaue Beantwortung dieser Fragen wird sehr viele der bisnun theoretisch behandelten Dinge in einem anderen Lichte zeigen. So ist z. B. von Philippovich der Meinung, daß von den über 2000 Zollsätzen Österreich-Ungarns nicht mehr als 113 zu verschiedenen Zollbemessungen nötigen würden. In neunzehn Warengruppen seien die Außenzölle den einschlägigen deutschen Zöllen fast gleich, die wichtigsten Ungleichheiten bieten sich in der Metallindustrie dar. R. Kobatsch kommt bei Besprechung des Verhältnisses der Landwirtschaft und der einzelnen Industriezweige zum wirtschaftlichen Zusammenschlusse gleichfalls zu Ergebnissen, nach welchen die Zolleinigung nicht als eine Utopie angesehen werden kann. Erst wenn man ungefähr weiß, was von beiden Staaten gewährt werden kann, und sowohl den Gesamtbestand der zu ordnenden Dinge, wie die Notwendigkeiten überblickt, die sich daraus hinsichtlich der Form des Zusammenschlusses ergeben, erst dann ist der Augenblick gekommen, um über diese Form schlüssig zu werden. Sie muß nicht Präferenz oder Zollunion sein, die Form, die das Wirtschaftsbündnis erhält, wird sich nach dem Inhalte zu richten haben, der zu verarbeiten ist, und nicht umgekehrt. Wenn der Inhalt nicht ganz genau in die Klasse Zollunion, Vorzugsbehandlung, Handelsvertrag usw. fällt, so muß auch in der Form ein Mittelweg eingeschlagen werden. Wichtig ist nur, daß alles nach dem Zwecke der wirtschaftlichen Annäherung Notwendige sachlich gut vorgekehrt und geschlichtet werde. Die Form nach dem Inhalte zu bestimmen, ist heute ein anerkanntes Kunstprinzip, und es ist darum doppelt vernünftig, falls es der Inhalt verlangt, auch zu Zwitterformen zu greifen. Sie bieten vielleicht auch Auswege, um über die Besorgnisse wegen vermeintlicher Gefährdung der ungarischen Industrie hinweg zu kommen, oder gewissen politischen und staatsrechtlichen Herzenssachen nicht wehe zu tun.

Dieser nächste Schritt darf jedoch nicht mehr der freien Auseinandersetzung überlassen werden. Soll aus der bisherigen Bewegung etwas werden, dann muß gerade dieser Teil der Vorarbeit sachgemäß eingerichtet und mit Hilfe vollständiger und verläßlicher Unterlagen geleistet werden. Es werden deshalb die Regierungen der beiden Reiche vorerst mit sich zu Rate gehen müssen, wie sie sich zu der wirtschaftlichen Annäherung stellen wollen. Nicht als ob sie schon eine endgültige Entscheidung über alle Einzelheiten zu treffen hätten, dermalen kann es sich nur um die grundsätzliche Frage handeln, ob überhaupt auf dieses Thema eingegangen werden soll. Würde das nicht möglich sein, so wäre es unrichtig, noch länger zuzusehen, wie sich in der Bevölkerung Gedanken und Pläne verbreiten und befestigen, denen sie dann schwerer entsagt. Kommen dagegen die Regierungen zu dem Entschlusse, den so viele nun wünschen, dann würde es wohl das beste sein, im Deutschen Reiche, wie in Österreich und in Ungarn je eine Kommission einzuberufen, die unter Leitung von Regierungsorganen die früher bezeichneten Fragen zu studieren und darauf vom Standpunkte ihres Landes Antwort

zu geben hätte. Auf diese Weise würden die Regierungen einen gesichteten, von Fachleuten und Kennern kritisch durchgearbeiteten Vorrat von Angaben und Gutachten erhalten, der ihnen auch für die spätere parlamentarische Behandlung dieser Dinge sehr nützlich wäre. Diese Kommissionen würden abgesehen von den Regierungsorganen aus Vertretern der wirtschaftlichen Kreise, Mitgliedern der Selbstverwaltung, Politikern und Männern der Wissenschaft zu bilden sein.

Reine Interessentenversammlungen, Verhandlungen von Vertretern der großen freien Wirtschaftsverbände sind damit nicht ausgeschlossen, doch ist es unerläßlich, daß eine Angelegenheit, die für das Wohl des Ganzen und aller Klassen nnd Stände so wichtig ist, auch in einer höheren gesellschaftlichen Synthese betrachtet und behandelt werde. Umsomehr, da gerade die Regierungen sie vorwiegend von diesem allgemeinen Standpunkte beurteilen müssen. Bei solcher Zusammensetzung würde voraussichtlich auch der Fehler vermieden werden, daß die erbetenen Gutachten und Beurteilungen ausschließlich aus dem Gesichtswinkel der bisherigen Handelsvertragszustände und Zollzänkereien abgegeben werden. Es sollte nicht ausgeschlossen sein, daß Abordnungen dieser nationalen Kommissionen zur Aufklärung einzelner Verhältnisse oder zum Zwecke des Anbahnens eines Einverständnisses in schwer zu überbrückenden Gegensätzen usw. zusammenkommen und gemeinsam verhandeln.

Dieser Schritt dürfte aber nicht lange mehr aufgeschoben werden. Darüber herrscht nur eine Stimme. Die Sache ist zu dringend. Namentlich auch deshalb, weil man sich wenigstens in der Hauptsache schon vor den Friedensverhandlungen einig geworden sein sollte. Für den Erfolg der letzteren ist es offensichtlich nicht gleichgültig, ob unsere Gegner die Tatsache einer fortdauernden innigsten Verbindung der beiden Zentralmächte vor sich haben, oder nicht. In dem Augenblicke, wo sie wissen, daß sie es sind, welche die Freuden des Dritten genießen können, wird sich auch das Maß ihres Entgegenkommens erklecklich verringern. Damit die Erfolge der Friedensverhandlungen auf der Höhe der militärischen Erfolge der verbündeten Reiche und ihrer wirtschaftlichen Leistungen stehen, wird allem, was bis nun im Weltkriege von ihnen eingesetzt worden ist, auch noch ihre engere wirtschaftliche Verbindung hinzugefügt werden müssen. Das ist, wie schon heute aus Vorfällen und Äußerungen in den feindlichen Ländern zu entnehmen ist, ein gewaltiger Trumpf, den die Verbündeten in der Hand haben und ausspielen können müssen, wenn sie mit ihren Gegnern am Verhandlungstische zusammentreffen. Als Einsatz bei den Friedensverhandlungen wie als Bestandteil der künftigen Rüstungen ist das Wirtschaftsbündnis kostbar, und zwar um so kostbarer, je mehr an wirtschaftlicher, handelspolitischer und Zollgemeinsamkeit es den Ländern gibt. Lassen wir den guten Augenblick nicht abermals entfliehen, auch ihn würde wahrscheinlich keines Menschen Leben mehr zurückbringen.

Dr. Ernst Müller:

Italien und Deutschland.

Daß die „Theorie": was ehemals unser war, wieder von uns in Besitz zu nehmen sei, in ihrer bunten Verwirrung aller Rechtsbegriffe, Sprachgrenzen und Selbstbestimmungsrechte der Völker zum „Kriege aller gegen alle" führen muß, läßt sich jetzt wohl nicht mehr bestreiten, nachdem die irredentistische und nationalistische Bewegung in Italien nun auch noch dieses Land zum offenen Gegner der Zentralmächte gemacht. Daß es mit Italien aber schließlich so kommen mußte, wußten doch jene längst, die das Land und seine Volkspsyche etwas genauer kannten. Sie wußten sofort, was in Rom machtliebende Minister mit ,,I'6ts.t, «'est luoi!" - Gedanken mit dem „«».ero «^oiama" meinten. Wußten die Kenner doch nur zu gut, wie sehr Italien Österreich haßte, wie sehr es insgeheim die Abkehr vom „unfruchtbaren", das Land geradezu „demütigenden" Dreibund mit allen Kräften betrieb. Namentlich seitdem der sogenannte Nationalismus neuestens das Italienertum allüberall in der Welt geltend zu machen suchte. Und Frankreich goß in seinem Haß auf Deutschland „natürlich" nicht zu wenig Öl auf das gefährliche Feuer der Nationalisten, weil deren Aktion ja ihm den für seine Revanchepläne doch so nötigen Soldatenzuwachs in Aussicht stellte. Ebenso energisch, wie es Ende der achtziger Iahre das widerspenstige Italien durch wirtschaftliche und finanzielle Repressalien — man braucht dazu ja nur zu erinnern an den großen Handelskrieg der beiden Staaten und an Frankreichs heftige Angriffe auf die Kurse der „m»,eearoQi", wie man um 1887 die italienische Rente spöttelnd in Paris nannte — politisch mürbe zu machen suchte, half es nun umgekehrt neuerdings mit an Italiens industrieller und finanzieller Konsolidierung. Namentlich in Norditalien beteiligte sich neuestens französisches Kapital stark neben deutschem. Frankreich verstand es dabei aber, seine Mäzenatenrolle so zu spielen, als ob wirklich aller industrielle Aufschwung Italiens gerade ihm zu verdanken sei. Warum? Damit einmal in Rom die Würfel zu seinen Gunsten fielen. Wie sehr man an der Seine sich wieder für Italien begeisterte, das zeigt u. a. auch recht anschaulich folgende Morphologie des im Auslande zahlbaren Teils des italienischen Schuldendienstes: von rund 42 Millionen Lire entfielen 1912

auf Frankreich 32 Mill. Lire oder 75 °/° (!),
auf England s Mill. Lire oder 14 "/»,
auf Deutschland 3 Mill. Lire oder 7 °/°.

Dabei ist aber noch von besonderem Interesse, daß jener im Ausland zahlbare Teil des Schuldendienstes sich merkwürdigerweise seit 1908 wieder um 15 Mill.

Lire vermehrt hat, weil speziell Frankreich neuerdings die „maeearoni" lieb-
gewann. Frägt sich jetzt nun aber doch, wie lange wird diese Begeisterung an-
halten, nachdem ja Italien seine Kriegs-„m2<:<:2,i>oui" im Auslände unterbringen
muß, weil doch der Erfolg seiner „inneren" 1914er Rüstungsanleihe von einer
Milliarde Lire unglücklicherweise alles andere als gut war. Nun kostet aber
dieser Krieg auch Italien weitere große Summen, die man aber leider auf dem
Apennin vergebens sucht. Es geht Italien da jetzt ähnlich wie seiner aufstreben-
den Industrie, die bekanntlich auch an chronischem Kapitalmangel leidet.
Was hat nun aber das Königreich vom Ausland in puneto Anleihe zu er-
hoffen? Wer über Italiens Staatseinnahmen und deren Vermehrungs-Fähigkeit
und -Möglichkeit etwas genauer orientiert ist, der kommt hier bald zum Schlusse, daß
Italien wohl das eine oder andere, aber lange nicht soviel „äußere" Anleihe
in England ete. unterbringen wird, als es in seinem siegesgewissen Kriegslärm
glaubte. Hat doch Italien schon im Frieden seine zahlreichen Steuerschrauben
und -Schrciubchen so unbarmherzig fest angezogen, daß bedeutende Einnahmever-
mehrungen aus Steuern aus der Bevölkerung wohl nicht mehr herauszupressen
sind. Das italienische Steuersystem gehört eben in wirtschaftlicher und sozialer
Hinsicht zu den allerschlechtesten. Die nur in gewissem Sinne „guten" Finanzen
Italiens haben wohl das Ausland mit Bewunderung erfüllt, im Inland jedoch
dachte man größtenteils immer ganz anders über diese „guten" Finanzen. Lasten
ja doch auf der wenig mit Glücksgütern gesegneten breiten Masse des Volkes
schwer die vergleichsweise sehr hohen Konsumsteuern und die hohen Zölle auf
Getreide, welches das so dicht bevölkerte Land bekanntlich in großen Mengen
einführen muß. Aber auch bei den direkten Steuern spielen der „guten"
Finanzen wegen mehr fiskalische Interessen als der Steuergrundsatz der Leistungs-
fähigkeit die ausschlaggebende Rolle. Die noch immer schlecht veranlagte Grund-
steuer ist übermäßig hoch, namentlich im Süden, was hier oft zu Zwangserekutio-
nen führt. Und die „spezielle"") Einkommensteuer wirkt ungerecht, schont aber
namentlich das Großgewerbe, sowie die lukrativen freien Berufe zu sehr. 2b
nun aber bei eventuellen Steuerzuschlägen (als Kriegssteuern) jener Einnahme-
zuwachs, den man braucht, anfällt, scheint recht fraglich, da ja der viel gerühmte
„enorme" wirtschaftliche Aufschwung Italiens schon seit Beginn des Völkerkrieges
plötzlich zum Stillstand gekommen ist. So betrug z. B. die Einfuhr im Zeitraum
August—Dezember 1914 nur 784 Mill. Lire gegen 1505 Mill. Lire im Iahre
zuvor. Das ist eine Abnahme von 721 Mill. Lire oder von 48 Prozent. Und
dabei handelt es sich aber gerade um Güter, durch welche, wie Kohle und Metalle,
Italiens an Rohstoffen arme Industrie doch eigentlich erst produktive Gestalt an-
nehmen kann. Und die Ausfuhr Italiens betrug im selben Zeitraum nur 753 Mill.
Lire gegen 1119 Mill. Lire, das ist eine Abnahme von 366 Mill. Lire oder von

') Cm« allgemein« Cinkom nensteuer fehlt niimlich noch immer, ebenso eine Gewerbesteuer.

I3 Prozent. Dann haben ferner die für die Zahlungsbilanz Italiens so bedeutsamen Posten: Einnahmen aus dem Fremdenverkehr und Geldüberweisungen der Auswanderer an die Heimat, viel von ihrem gewichtigen Inhalt verloren. Sind doch mehr als eine halbe Million Saisonarbeiter aus dem Auslande zurückgekehrt, wodurch natürlich die Arbeitslosigkeit*) erst recht zunahm.

Italien befindet sich also schon jetzt bei Kriegsbeginn in einer so wenig günstigen finanziellen Lage, daß es eigentlich ein Rätsel ist, wie es bei seiner im Verhältnis zu den Produktivkräften seines Landes schon ganz respektablen „alten" Schuld die von Tag zu Tag großer werdende „neue" Schuld nicht nur aufbringen, sondern auch verzinsen und tilgen wird?

Genau so wie in den achtziger Iahren tritt auch jetzt wieder Italien ohne genügenden wirtschaftlichen und finanziellen Rückhalt mit Großmachtsbestrebungen auf. Wenn sie aber nur nicht wieder wie damals zum Zusammenbruch führen! Von dem sich aber Italien diesmal wohl nicht so schnell wieder erholen wird, wie es ihm damals vornehmlich dank der deutschen Hilfe gelang.

Daß Italien sich namentlich seit der Iahrhundertwende wirtschaftlich sozusagen aee«Ierlui<!o aufwärts entwickelt hat, das kann auch ein skeptisch veranlagter Volkswirt nicht in Abrede stellen. Aber, so wendet er wohl nicht mit Unrecht ein, hat diese (Teil-) Entwicklung nicht eine große Ähnlichkeit mit der berüchtigten alten Merkantilpolitik? War diese Entwicklung Italiens nicht etwas einseitig und vielleicht etwas zuviel fürs Auge berechnet? Die HauptqueUe der nationalen Produktion Italiens ist nämlich noch immer die Landwirtschaft.

Wer nun aber die Verhältnisse derselben im jungen Königreich etwas genauer kennt, der weiß, daß unter seinem lachenden, sonnigen Himmel eine bäuerliche Bevölkerung lebt, welche in harter und mühevoller Arbeit bei kargem Lohn sich nicht weniger plagt, als ein Volk unter weit schlechteren klimatischen Verhältnissen. In den kleinen italienischen Hütten wohnen meist Dürftigkeit und Krankheit. Italiens „einst vielgerühmte Landwirtschaft ist in technischer Beziehung hinter der anderer Länder weit zurückgeblieben. Die soziale Struktur weist Schäden auf, von denen die meisten zivilisierten Völker in diesem Grade verschont bleiben." Und dieser beiden Umstände wegen kann das Land nicht die Mittel aufbringen, um den Landleuten ein menschenwürdiges Dasein zu gewähren, so daß Italien alljährlich so große Massen Menschen „erportieren" mußte. Statt nun aber von vornherein ihre ganz besondere Sorgfalt der Hebung der Landwirtschaft, die doch d i e Säule der italienischen Volkswirtschaft ist, zuzuwenden, begann die Regierung erst relativ spät für sie sich näher zu interessieren. Hatte man doch zuerst den vermeintlich wichtigeren nationalen Produktionszweig „Industrie" in die Höhe zu bringen. Damit lud man sich aber eine solche Aufgabe auf, daß

') Zul Behebung diese« Arbeitslosigkeit sollen von Staat und Gemeinde 20l> Millionen Lire zur Verfügung gestellt werden, die aus Anleihen bestritten werden.

man dabei die rechte Fühlung mit der notleidenden Landwirtschaft verlor. Oder
sind vielleicht, um hier nur einiges zu erwähnen, die vergleichsweise sehr großen
Brachflächen, die Italien noch aufweist, schon wirklich ernsthaft erschlossen? Ist
vielleicht die vor den Toren Roms liegende Campagna schon richtig bewirtschaftet?
Sind vielleicht die Pontinischen Sümpfe schon entwässert? Ist vielleicht der
Süden aufgeforstet? Sind die weiten Latifundien daselbst modern angebaut?
Und ist Italien nicht immer noch das klassische Land der ländlichen Ver-
schuldung?
Inzwischen galt es aber, mit fremdem Kapital eine Industrie zu entwickeln.
Daß dabei natürlich ohne hohe Schutzzölle und andere Begünstigungen die Zahl
der Fabriken sich nicht vermehren konnte, versteht sich bei den ganz besonders
ungünstigen Verhältnissen Italiens für derlei Unternehmungen von selbst.
In mehr oder weniger engem Zusammenhang mit der „Züchtung" einer
Industrie hat sich natürlich auch der Außenhandel Italiens neuerdings nach oben
entwickelt. Bei dem ganz besonders großen Interesse der Gegenwart für diese
Fragen wollen wir auch darüber mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands
noch einiges Wesentliche hier ausführen.
Um von der Entwicklung des Außenhandels ein einigermaßen brauchbares
Bild zu geben, stellen wir hier zunächst folgende Zahlen und Ziffern einander
gegenüber: es betrug in Millionen Mark, bzw. in Mark der Wert der
Einfuhr*
)
Ausfuhr*
)
überhaupt
pro Kopf
überhaupt
pro Kopf
1913
1905
19131905
1913
1905
1913
1905
2916
1612
7128
1824
83
48
2009
1364
5731
1907
57
40
94
38
10770
160
11?
10096
150
2895
55
35
2353

43
m
Italien
Deutschland
Österreich - Ungarn

Der Warenverkehr spielt demnach in der Volkswirtschaft Italiens bei weitem nicht die Rolle, wie in jener Deutschlands, was insbesondere aus den Prokopfziffern hervorgeht. Aber auch in der Entwicklung im genannten Zeitraum ergeben sich hier große Unterschiede. Während nämlich der Wert der Einfuhr in Italien in 1905/1913 um 81 Prozent zunahm, lautet die analoge Zahl für Deutschland nur 51 Prozent, für Österreich-Ungarn auch nur 60 Prozent. Was dann aber die Zunahme der Werte der Warenausfuhr anlangt, so betrug sie im gleichen Zeitraum in Italien 47 Prozent, in Deutschland 76 Prozent (!), in Österreich-Ungarn aber nur 24 Prozent.

') Ohne Edelmetalle.

Welche Rolle spielten nun aber die beiden verbündeten Zentralmächte, ins-
besondere aber Deutschland im Außenhandel Italiens? Die Antwort möge man
aus folgender Übersicht entnehmen: es betrug in Mill. Lire
Italiens Einfuhr»)
1913
1905
überhaupt 3645
aus Deutschland 613-—^< ,,,
- Österreich-Ungarn 265— 7°/«
17 7°
aus den Zentralmächten zusammen: 878-24°/«, ^ 482 —24/l.
und Italiens Ausfuhr»)
1705
222-13 ^
144- 8A.
Zunahme
1905/1913
überhaupt 2511
nach Deutschland 343-15 A
- Österreich-Ungarn 221- 7 ^
817«.
113 7o
35 7«
83°/,
47 7°
557°
537«
55 7°
aus den Zentralmächten zusammen: 564—22^ ^ 366-21 A
Diese Zahlen reden eine so deutliche Sprache, daß man darüber wohl keine
Worte mehr zu verlieren braucht. Höchstens wäre ergänzend noch zu bemerken,
daß Deutschland in der italienischen Handelsstatistik als erster Verkehrsstaat
erscheint. Es betrug nämlich nach den italienischen Ausweisen der gesamt«
Warenverkehr Italiens
Mill. Lire mit:
i. I. 1913
« - 1905
1. Deutsch-
land
956
515
Zunahme in
1905/1913 441-887°
Zunahme der
Einfuhr allein 321-1107«
Ausfuhr - 119- 537,
2. Großbri-
tannien
852
478
374-787»
3.Ver.Staa-
ten v. Am.
790
464
326-707»
4. Frankreich
515

418
97-237°
5. Österreich-
Ungarn
436
340
146-437«
243- 697° 284-1197« 59-267« 68-347°
131-1007» 42- 187«^ 37-197. 77-537»
Wir sehen, zwischen Deutschland und Großbritannien wird der Wettkampf
um den italienischen Markt immer heftiger, wobei aber Italiens Einfuhr aus
Deutschland sich rascher vermehrt hat. Allerdings nicht so rasch, wie jene aus den
Vereinigten Staaten von Amerika, wobei man aber nicht vergessen darf, daß es
sich da vornehmlich um Rohstoffe (Baumwolle!) handelt, welche übrigens auch
') Ohne Edelmetalle.

bei Italiens Einfuhr aus Großbritannien (Steinkohlen!) eine sehr große Rolle
spielen.
Nicht ohne Interesse ist es übrigens wohl auch noch, zu hören, daß die italie-
nische Einfuhr aus:
Rußland i. I. 1913 237 Mill. Lire betrug 16°/« Zunahme gegen 1905
Rumänien - - - 101 - - - 186°/« - - -
Argentinien") - - 166 - - - 277°/«
und daß dagegen die italienische Ausfuhr nach:
Rußland >. I. 1913 61 Mill. Lire betrug
Rumänien - . - 15 - - -
Argentinien*) - - 185 - - -
238°/« Zunahme gegen 1905
180°/«
79°/«
Welche Rolle spielt nun aber Italien im Außenhandel Deutschlands? Zur
Beantwortung geben wir folgende Übersicht: es betrug in Mill. Mark
überhaupt
Deutschlands E
lnfuhr**)
Zunahme
1913
1905
1905/1913
10770
7129
51°/«.
317-3°/«
216- 3°/«
46°/«
827-8°/,
773-10°/«
<"/«
und Deutschlands Ausfuhr**)
10096
5731
76°/«
393- 3°/«
175- 3°/«
124°/«
1104-11°/«
595^10°/«
25°/«
aus Italien
- Österreich-Ungarn
überhaupt
nach Italien
- Österreich-Ungarn
Ist auch Deutschlands Handel nach Italien relativ nicht sehr groß, so ist
doch die immerhin bedeutende Zunahme unserer Ausfuhr (mit Überschuß!) dort-
hin gewiß keine <ju»utits usßlißeable. Dabei ist nun aber noch für uns von
besonderer Bedeutung gerade die Tatsache, daß wir nach Italien hauptsächlich
sogenannte „fertige Waren" ausführten, während uns Italien dafür vornehmlich
') Hauptauswanderungsland del Italien«.
") Daß der Wert unserer Einfuhr aus Italien jewells größer ist (1913 z. B. 20'/») als
der entsprechende Auifuhrwert Italiens, hat wohl nickt zuletzt darin seine Ursache, daß der
Wert der Waren im Ausfuhrland« niedriger als im Einfuhrlande sein muß, weil j» sonst
«ine Ansfuhr nicht stattfinden wllrde. Äus dem gleichen Grunde scheint dann wohl aber
auch der Wert unserer Autfuhr nach Italien jeweils «eine, (1913 z. B. 30'/») als der

entsprechende Einfuhrwert Italiens. — Nicht ohne Interesse ist übrigens noch in obiger Übersicht die große Honstanz del Prozentzahlen.

«Rohstoffe" und „Nahrungs- und Genußmittel" lieferte. So führte Deutsch-
land z. B. im Iahre 1912 (neuester Ausweis dieser Art)
nach !
(Warenkategorien)
Rohstoffe
Halbfertige Waren
Fertige Waren
Nahrungs- und Genußmittel
Vieh
33,,.-
45„-
294,«-
28,«-
0,i-
! aus
Italien
aus ^ ein
für Mill. Mark
11,2°/°
?3,5°/«
',» /»
0 °/
182,2- 59,,°/,
",8
3,2 /»
38,«^ 12,,°/,
71,«^ 23,.°/,
2,°- 0,«°/,
401,2-100,,°/«
304,«-100
, °/
,o /»
zusammen
Bei der großen Bedeutung der Einzelposten der Warenausfuhr eines
Landes für die Erkenntnis der Struktur seiner Volkswirtschaft möge schließlich
hier noch folgende gewiß lehrreiche Gegenüberstellung der Hauptartikel der
Ausfuhr Italiens und Deutschlands Platz finden: im Iahre 1912*) wurden
aus Italien:
für Millionen Mark
aus geführt
Rohseide 328
Baumwollgewebe 127
Seidengewebe 83
Früchte, ohne Agrumen ... 74
Chemikalien und Drogen ... 68
Wein 59
Käise 55
Hanf 54
Agrumen 51
Fruchtkonserven 49
Kautschukwaren 44
Häute 41
Olivenöl 41
dann Holz und Strohwaren, Eier,
Hüte, Marmor, Schwefel, Auto-
mobile, Reis, Teigwaren, Gemüse,
Mandeln ete.
Aus dieser Gegenüberstellung geht

aus Deutschland:
Eisen und Eisenwaren . . . 1176
Maschinen (auch elektrische) . . 680
Steinkohlen und Koks 563
Baumwollwaren 421
Wollwaren 253
Leder und Lederwaren 217
Seidenwaren 191
sonstige elektrische Erzeugnisse . . 179
Teerfarbstoffe 134
Kleider 118
Waren aus Kupfer 108
Spielzeug 92
Wollengarn 88
dann Bücher etc., Personenmotor-
wagen, Hohlglas, Klaviere, Or-
geln, Porzellanwaren, Kali- und
Abraumsalze ete.
wohl ziemlich klar hervor, daß Italien
noch nicht wie Deutschland ein Industriestaat ersten Ranges ist. Spielen ja doch
unter den Ausfuhrwaren Italiens noch immer Erzeugnisse der Landwirtschaft die
') Neue« Daten können aus Gründen exakter Vergleichbarkeit nicht gegeben werden.

Hauptrolle. Es werden aber, da Weizen importiert werden muß, nur Südfrüchte^
Wein, Olivenöl, Reis, Eier, Käse, Fruchtkonserven (Tomaten), Teigwaren etc.
ausgeführt. Vor allem aber kann, dank der alle übrigen Länder Europas weit
übertreffenden Seidenraupenzucht — sie beschäftigt mehr als eine halbe Million
Menschen — aus den Kokons ein großes Quantum Rohseide ans Italien erpor-
tiert werden. Sehen wir von der recht bedeutende Mengen ausführenden
Lebensmittelindustrie ab, so weist einen nennenswerten Erport eigentlich nur noch
auf die Tertilindustrie. Sie hat es verstanden, ihren Baumwoll-, Seide- und
Iutegeweben auch in der Fremde Eingang zu verschaffen.

Wenn tatsächlich in diesem großen Völkerkampfe, der alle Merkmale des
Wirtschaftskrieges xn' Hnx'h" in sich vereinigt, der Kriegserfolg nicht nur durch
die Ausbildung und Stärke des Heeres, sowie die technische Vollkommenheit des
Kriegsmaterials allein bedingt ist, sondern nicht zuletzt auch durch eine hoch ent-
wickelte Organisation der Volkswirtschaft und des Finanzwesens: dann ist es
wohl nicht zuviel gesagt, daß die „Intervention" Italiens für es mit einem Miß-
erfolg enden wird.

Dr. Albert Südetum, M. d. R.:

Mehr Kenntnis — mehr Verständnis.

Das Studium der Formen und der Entwicklung des menschlichen Zusammen-
lebens hat sich in Deutschland bisher vorzugsweise der formal-juristischen Seite
dieses Zusammenlebens zugewandt; andere Gebiete, wie das der Ökonomik, der
reinen Soziologie, der theoretischen und praktischen Politik, blieben vernach-
lässigt. Und doch wäre eine stärkere Ergänzung der parteipolitischen Bestrebun-
gen durch politische Wissenschaft dringend zu wünschen. Nicht als ob etwa de?
Zugang zur Volksvertretung, zur Zeitungsredaktion und zum Parteisekretariat
von der Ablegung staatlicher Eramina abhängig gemacht werden dürfte; so kann
sich das nicht vollziehen. Sondern so, daß durch eine Hebung des allgemeinen
politischen Niveaus die Ansprüche an die zur Führung Strebenden und Be-
rufenen erhöht werden. Auf diese Weise mag es gelingen, das politische Kur-
pfuschertum auszuschalten und den naiven, auf dem Felde der Politik noch häufig
anzutreffenden „Glauben an das Absolute" zu erschüttern oder gar zu zerstören.
Bevor wir nicht Probleme da zu sehen gelernt haben, wo der Stammtisch abso-
lute Wahrheiten letzter Instanz erblickt, bevor wir nicht die relative Bedeutung
oder Bedeutungslosigkeit auch solcher politischer Äußerungen zu erkennen gelernt

haben, deren Donnerworte anscheinend bis in die fernste Ewigkeit rollen sollen, wird es uns nicht möglich sein, zu politischen Dingen des Tags und politischen Fragen der Zukunft die richtige Stellung zu gewinnen.

Was hier empfohlen wird, ist nicht ein müder politischer Skeptizismus, der, wie Schwefelsäure organische Substanz auflöst, nun die gegensätzlichen politischen Anschauungen und ihre handelnden Ausdrucksformen, die Parteien, unterhöhlen soll, um alles schließlich in dem Urbrei politischer Knochenlosigkeit zusammenfließen zu lassen. Mir scheint vielmehr von einer Ergänzung des mehr triebhaft naiven politischen Handelns durch vertieftes politisches Wissen der erwünschte Aufschwung unseres öffentlichen Lebens, der Erfolg einer erhofften Demokratisierung unserer staatlichen und gemeindlichen Angelegenheiten in hohem Maße abhängig.

An Beispielen für die aus mangelnder Kenntnis stammende Urteilslosigkeit iveiter Kreise in politischen Dingen mangelt es nicht; ich greife das Nächstliegende Heraus, nämlich die Einschätzung der Haltung der deutschen Sozialdemokratie zum Weltkrieg.

Nach dem Urteil der Sachkundigsten und über alle Zusammenhänge am besten Anterrichteten war das entschlossene Eintreten der deutschen Sozialdemokratie für die Verteidigung des Vaterlandes am 4. August 1914 die eigentliche siegbürgende Entscheidung in diesem Kriege. Wenn wir heute, wo ein dauernder und unsere Grenzen wie die Entwicklungsmöglichkeiten unseres nationalen Lebens sichernder Friede vielleicht noch in weiter Ferne liegt, mit voller Zuversicht in V ie Zukunft blicken und fest überzeugt sind, daß die so kostbaren wie schmerzlichen Opfer unseres Volks nicht vergeblich gebracht wurden, dann gründet sich das auf diese Einsicht. Wie aus Erz geformt stehen die Worte, die die sozialdemokratische Reichstagsfraktion dem ersten Kapitel der Geschichte des Weltkriegs zur Überschrift gab: „Es gilt, die Gefahren abzuwehren, die Kultur und Unabhängigkeit unseres eigenen Landes sicherzustellen. Da machen wir wahr, was wir immer gesagt haben: Wir lassen in der Stunde der Gefahr das eigene Vaterland nicht im Stich."

Wort und Tat der Sozialdemokratie in der über Deutschlands Sein und Zukunft entscheidenden Stunde haben für viele in unserem Volk die Befreiung von tiefster Sorge bedeutet. Und doch beruhte diese Sorge nur auf einer im Inland wie im Ausland gleichermaßen mangelhaften Kenntnis der Personen und Dinge und auf deshalb falschem politischen Urteil. So schroff auch die am 4. August 1914 von der sozialdemokratischen Partei Deutschlands vollzogene taktische Wendung erscheint, so wenig war sie ein Bruch mit sozialdemokratischen Grundsätzen. Grundsätzlich brauchte die Partei an jenem Tage nicht umzulernen. Ihr Einrücken in die nationale Verteidigungsfront war in der Tat 'nur eine Wahrmachung dessen, was die Bahnbrecher und berufensten Führer der

Bewegung von jeher betont hatten. Der Beweis ist leicht zu erbringen. In diesen Tagen gesteigerten nationalen Empfindens sind wir leicht geneigt, internationale Beziehungen gering zu achten und das Heil unserer Zukunft in einer selbstgenügsamen Abgeschlossenheit zu suchen. Ohne mich mit dem an diesem Ort überflüssigen Nachweis aufzuhalten, wie sehr wir geistig und materiell verarmen müßten, wollten wir solche Gedanken zur Richtschnur unseres künftigen Verhaltens machen, dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß selbst der grundsätzlich gerechtfertigte Internationalismus seine Gefahren hat oder mindestens haben kann. Aber ich darf es wohl als ein Zeichen wirklich realpolitischer Begabung ansprechen, daß die deutsche sozialistische Arbeiterpartei in der entscheidenden internationalen Frage, nämlich in der Frage des Verhaltens im Falle kriegerischer Konflikte, niemals den drängenden Lockungen von englischen, französischen und anderen romanischen und slawischen Sozialisten gefolgt ist, die Selbständigkeit ihrer Nation durch das Versprechen aktiven oder mindestens passiven Widerstands im Kriegsfall zu gefährden. In dieser Beziehung hat sich namentlich Bebelnie auch nur einen Augenblick schwankend gezeigt. In seinem politischen Schwanengesang, seiner letzten Rede im Reichstag — in einer Sitzung des Haushaltsausschusses aus Anlaß der Militärvorlage von 1913, wenige Monate vor seinem Tode — seien nur diese wenigen Sätze mitgeteilt: „Die deutsche Sozialdemokratie hat niemals verkannt, daß die geographische und politische Lage unseres Reichs die Vorbereitung einer starken Schutzwehr notwendig macht. Da ein Weltkrieg unser Vaterland vielleicht vor die Frage von Sein oder Nichtsein stellen wird, rechtfertigt sich nicht nur die Wehrhaftmachung des letzten Mannes bei uns, sondern sie ist eine notwendige Forderung. Die Sozialdemokratie war die erste große Partei, die das klar erkannt und daher in ihr Programm den Satz aufgenommen hat, der die Erziehung des ganzen Volks zur allgemeinen Wehrhaftigkeit ausspricht. Das Vaterland verteidigt man aber nicht bloß mit Maschinengewehren und Kanonen, mit Lanzen und mit Säbeln, mit starken Fäusten und schnellen Beinen, sondern dazu gehören auch ganz bestimmte geistige und sittliche Eigenschaften des Volks. Und die Sozialdemokratie will diese Eigenschaften stärken, auf denen die Selbstbehauptung der Nation in erster Linie beruht; sie sieht diese tief begründet in dem auf wirklicher Freiheit und Gleichheit wurzelnden Gefühl der Zusammengehörigkeit der Volksangehörigen."

Erkennt man aus dem Verhalten der deutschen Arbeiterschaft in diesem Krieg, in dem sie wirklich unerhörte Opfer freudigen Herzens bringt, besser noch, als aus diesen klugen Worten Bebels, daß auf politischem Gebiet der Internationalismus nicht, wie oft und in weiten Kreisen befürchtet wurde, politisch zur nationalen Gefahr geworden war, so IM sich eine ähnliche realpolitische Auffassung auch der Wirtschafts- und sozialpolitischen Fragen ebenfalls schlagend nachweisen.

So sagt Otto Hus, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und

Führer der großen Bergarbeiter-Organisation*): „Unsere industriellen Interessen weisen uns auf den Weltmarkt als stärker zu kultivierendes Absatzgebiet für unseren steigenden Warenüberschuß hin. Darum bedürfen wir des freien Handelsrechts, auch des freien Meeres. Daß dies kein bloßes imperialistisch-kapitalistisches Schlagwort, muß der gegenwärtige Krieg doch auch den Konservativsten gelehrt haben. Unser steigender Produktionsüberschuß wird verhältnismäßig immer weniger von unseren bisherigen großindustriell meistens selbst schon sehr stark durchsättigten Hauptabnehmern konsumiert werden können. Darum braucht Deutschland in der Tat die Freiheit der Meere für seinen gewaltigen Ausfuhrhandel. Es braucht die freie Schiffahrt für den Import seines großen Nahrungsmittelbedarfs, besonders auch für seine Versorgung mit den nicht im Inland zu gewinnenden Metallen. Wir müssen ferner die ungehinderte Freiheit haben, überseeische Gebiete als Neuland für unseren Warenerport und eventuell als Bezugsland für metallische und andere Rohstoffe wirtschaftlich zu erschließen, natürlich ohne Vergewaltigung der Eingeborenen. Warum sollte sich gerade Deutschland von dieser kolonialpolitischen Betätigung fernhalten müssen? Nicht um einen antisozialistischen Imperialismus handelt es sich in dieser Sache, sondern lediglich um die Forderung, gleichberechtigt im weltwirtschaftlichen Wettbewerb zu sein. Wird das allseitig verstanden und loyal zugegeben, dann wird die uns sehr am Herzen liegende dauernd friedliche Verständigung der Kulturnationen eine gesunde Grundlage bekommen."

Der Führer der Arbeiter des Baugewerbes, August Winnig in Hamburg sagt: „Wer als deutscher Bauarbeiter Einsicht genug hat, um die Wirkungen einer deutschen Niederlage zu erkennen, der muß im eigenen Interesse und im Interesse seines ganzen Gewerbes den Sieg Deutschlands aufs innigste wünschen. Alle Phrasen von der Befreier-Mission der Westmächte und der Verdammungswürdigkeit des deutschen Militarismus werden uns ungerührt lassen: In diesem Krieg geht es um die wirtschaftliche und kulturelle Zukunft des deutschen Volks."

Emil Kloth, der Führer der Arbeiter graphischer Gewerbe, sagt: „Freiheit der Meere, offene Tür, Meistbegünstigungsverträge sind für unsere deutschen Arbeiter keine abstrakten Begriffe, sondern schwerwiegende Realitäten. Wir haben ein starkes Interesse an der ungeschmälerten Erhaltung des Deutschen Reichs. Die englische Alleinherrschaft auf dem Meere bedroht zu jeder Zeit unsere Ausfuhr nach allen überseeischen Ländern. Ein Sieg des Vierverbands schließt in sich, daß die Ausfuhr nach den feindlichen Ländern und besonders die direkte Ausfuhr nach deren Kolonien noch mehr als bisher unter allerlei Ungunst zu leiden hätte. Solange noch die kapitalistische Produktionsweise durch keine

») In einem von Wilhelm Iansson herausgegebenen Buch: „Arbeitermteresse und Weltkrieg. (Verlag von A. Voumeister in Bh.-ssarlzhorst), dem auch die folgenden Anführungen entnommen find.

bessere ersetzt ist, fallen den Unternehmern, ihren leitenden Beamten und Auslandsvertretern sehr wichtige Aufgaben in bezug auf die Beobachtung des Auslandsmarkts, der Berücksichtigung der Bedürfnisse der verschiedenen Länder, der Ausnützung der Absatzmöglichkeiten, der Gestaltung der Handelsverträge und der Benutzung der Verkehrswege zu. Mit einem regsamen, weitsichtigen, auf den freien Wettbewerb vertrauenden Unternehmertum vermag die Arbeiterschaft unbeschadet ihrer eigenen Interessen sehr wohl ein gut Stück Wegs zusammen zu gehen."

Der Redakteur der Holzarbeiterzeitung, Kays er in Berlin, sagt: „Die feindlichen Länder, besonders England, haben die deutsche Konkurrenz auf dem Weltmarkt unerträglich gefunden. An der Blüte der deutschen Industrie sind aber nicht nur die Unternehmer, sondern auch die Arbeiter interessiert. Die klare Erkenntnis dieser Tatsache trägt wesentlich dazu bei, daß die deutschen Arbeiter rückhaltlos für die deutsche Sache eintreten und alles aufbieten, ihren Sieg zu fördern. Die Verwirklichung des Kriegszieles unserer Feinde, die wirtschaftliche Abschnürung Deutschlands, würde die Holzindustrie auf das schwerste treffen. Der Frieden soll die Bahn freimachen für eine ungehinderte Entwicklung der deutschen Industrie. Arbeiter und Unternehmer stehen sich im Wirtschaftsleben als Gegner gegenüber. Der Streit um die gerechte Verteilung des Arbeitsertrags ist der Hauptinhalt der Gewerkschaftsarbeit. Dieser Gegensatz zwischen Unternehmer und Arbeiter schließt aber nicht aus, daß beide an der Blüte der Industrie interessiert sind."

Der Vorsitzende des Verbandes der Sattler, Peter Blum, sagt: „Gegenüber dem so oft recht drastisch zum Ausdruck gebrachten Willen der deutschfeindlichen Länder, den deutschen Handel zu vernichten, müssen wir streng an der Parole festhalten: Deutschland muß siegen. Wir müssen siegen, aber unser Ziel ist nicht Vernichtung der englischen noch der französischen Produktion, sondern die Abwehr der gegnerischen Bestrebungen, deutsche Kultur, deutschen Handel und deutsche Arbeit von der Welt auszuschalten. Was wir verlangen, ist die Freiheit der deutschen Arbeit."

Hermann Krätzig, Mitglied des Reichstags, führt im Namen der deutschen Tertilarbeiterschaft aus: Man könne sich unschwer vorstellen, wie es um die Zukunft der deutschen Tertilindustrie bestellt sein würde, wenn das Kriegsergebnis für Deutschland ungünstig werden sollte. Nicht nur das müsse vom Standpunkt der deutschen Tertilarbeiter aus vermieden werden, sondern die gegenwärtigen Verhältnisse zeigten, daß es eine unbedingte Notwendigkeit sei, Bestrebungen zu unterstützen, die zum Ziel haben, die deutsche Tertilindustrie mit ihrem Rohstoffbezug von England unabhängig zu machen. „Hoffen wir, daß es nach dem Kriege möglich sein wird, die Erzeugung von Rohstoffen für die deutsche Tertilindustrie (in den kleinasiatischen Gebieten der Türkei oder in eigenen Kolonien) weiterzu-

führen, um aus der Gefahr herauszukommen, daß der deutschen und der österreichischen Tertilindustrie jeden Augenblick die Luft abgeschnitten werden kann."
An solchen Äußerungen darf kein verantwortungsvoller Politiker achtlos vorbeigehen. Und wenn man doch noch im September 1915 in der „Deutschen Arbeitgeberzeitung" Worte wie die nachstehenden lesen konnte: „Mit Entschiedenheit muß die Arbeitgeberschaft abweisen, je mit Gewerkschaftsvertretern — denn das sind ganz im Gegensatz zu den Arbeitern die eigentlichen Reprasentanten der, Sozialdemokratie, und sie leben meist nur von der Agitation und dem Gelde, das sie den Arbeitern aus der Tasche ziehen — gemeinschaftlich zu tagen, selbst wenn manche Regierungsbehörden die Hinzuziehung solcher Leute aus Unkenntnis des Milieus und der vitalen Interessen von Industrie, Handel und Gewerbe einleiten sollten," — wenn man, sage ich, noch solche Worte lesen mußte, so hat man damit den Beweis nicht nur für ein schrankenloses und deshalb schädliches Herrenbewußtsein, sondern auch für eine ebenso schädliche politische Unwissenheit und Urteilslosigkeit. Ich habe schon bei einer früheren Gelegenheit in den Spalten dieser Zeitschrift darlegen dürfen, daß sich in den ersten schweren Kriegswochen die eigenen Organisationen der deutschen Arbeiterschaft recht eigentlich als das Rückgrat der wirtschaftlichen und moralischen Eristenz der Bevölkerung erwiesen haben. Es ist kein Geheimnis, daß die Gewerkschaften, die beim Ausbruch des Krieges bis zum Funktionieren öffentlicher Unterstützungseinrichtungen den ersten Anprall der Notleidenden auszuhalten hatten, in nicht genug zu rühmender Entschlossenheit und Opferbereitschaft ihre Millionen in den Dienst der großen Sache gestellt, die Schatten der Not von den Schwellen unserer arbeitenden Bevölkerung gescheucht haben.
Das und alles andere nicht um Lohnes willen. Es gilt da, was der Abgeordnete Scheidemann im März 1915 im Reichstag gesagt hat: Was wir getan und was wir weiter tun, geschieht aus Liebe zum Volk. Vom Pflichtgefühl getrieben werden wir auch in Zukunft, wenn der Friede gekommen ist, unsere Pflicht weiter tun."

Dr. Richard Braunsels:
Ansichten und Aussichten.
(Eine Kunstbetrachtung.)

Man hört und liest von Leuten, die mit Kunst und Ästhetik in einem — der Selbstschätzung nach — sehr vertrauten Verhältnis stehen, daß unser Lebensgang eine Entwertung der Kunst mit sich bringt, daß der immer mehr zunehmende Amerikanismus, das Überwiegen des technischen Materialismus und was der -ismen mehr sind, uns in hundert Iahren wohl so weit gebracht habe, daß Kunst nur noch gleich „gewesene" sei, daß sich produktive Kraft einzig auf dem Gebiete der Technik in weitestem Sinne äußern könne. (Chemie, Naturwissenschaft etc. einbegriffen.) Prophezeiungen erhalten erst Wert, wenn sie eingetroffen sind; die Prüfung, ob positiven oder negativen, wird für die meisten von uns in ca. hundert Jahren mit Schwierigkeiten verknüpft sein.

Will man also nicht gerade das bequeme Mittel der Gegenprophezeiung einschlagen, so ist der Behauptung nur mit einer Prognose zu begegnen, die sich auf den Krankheitsbefund — die aktuellen Verhältnisse — stützt, und aus der Entwicklung ähnlicher, nun abgeschlossener „Fälle" Schlüsse zieht. Also nicht mehr als ein Wahrscheinlichkeitsurteil wird herauskommen, und das wird subjektiv und nur ähnlich gebauten Seelen einleuchtend sein. Aber das genügt.

Zwei Anschauungen stehen sich gegenüber. Durch zweierlei Auffassungen vom Werte und von der Bedeutung der Kunst scheint ihre Gegensätzlichkeit bedingt. Die eine sieht im Kunstwerk und im Kunstgenuß die einzige, für feinere Gehirne geeignete Lebensäußerung, — ein Ästhetenstandpunkt, der gerade in den letzten 30 Iahre viele Anhänger gefunden hat —, die andere, die am meisten von psycho-physiologischer Betrachtung ausgeht, betont vor allem den biologischen Wert der Kunst.

Es ist selbstverständlich, daß diese Anschauung demokratischer ist, während die andere das Aristokratische der Kunst betont, daß diese im Grunde jeden als Genießenden zuläßt, und daß sie dafür nicht in demselben Grad imstande ist, eine scharfe Grenze zu ziehen zwischen sogenannter echter Kunst und nicht echter. Aber doch hat sie, ohne von ihrem Prinzip abzuweichen, die Möglichkeit, Werturteile abzugeben, Werturteile, die sogar objektiver sind, als die rein ästhetischen. Zum Beweis mehr zu geben, als die zwei Schlagworte „Intensität" und „Ertensität", die dem Kenner moderner Kunstpsychologie wohl Begriffe verdeutlichen, ist hier nicht möglich. Es sollte mit dieser Andeutung dem Vorwurf begegnet werden, daß bei solcher Anschauung der Begriff „Kunst" aufgehoben würde, daß „Kunst", so betrachtet, sich in nichts von Nahrungsmitteln wie Butter und Käse unterscheide! Dagegen sollte nicht bestritten werden, daß Kunst somit als „sekun-

däre Erscheinung" gekennzeichnet wird. „Sekundäre Erscheinung" nicht in der Rangliste, sekundär vor allem insofern, als sie die Abstraktion und Sublimierung jeweils aktueller Lebensäußerungen und Lebenswerte darstellt. Diese sind das primäre, sind das Material für die künstlerische Gestaltung, bilden die Grundlage.

Es ist klar, daß zu allen Zeiten, wo starke Verschiebungen und Änderungen im Gange des äußeren Lebens sich bemerkbar machen, wenn nicht ein momentaner Stillstand, so doch eine momentane Direktionslosigkeit in der künstlerischen Produktion eintritt. Denn die menschliche Adaptionsfähigkeit kann nicht immer Schritt halten mit der sozialen Entwicklung. Das ist eine Tatsache, die in der Geschichte aller Künste zu konstatieren und zu kontrollieren ist.

In solchen Epochen werden naturgemäß stärkere Dissonanzen in jedes Individualleben kommen, wird ein fühlbares Mißverhältnis zwischen Forderung und Können eintreten. Ströme pessimistischer Weltanschauung werden sich, wenn das Bild gestattet ist, nach diesen Tiefdruckgebieten entwickeln, und Pessimismus war ein Charakteristikum in der Kunst der letzten Iahrzehnte. Diesem Pessimismus, der noch immer mächtig genug ist, unterlagen und unterliegen unsere Propheten. Doch es ist gefährlich, in einem Spiel wechselnder Kräfte die augenblicklich herrschende Kraft für endgültig maßgebend zu halten. Die Erfahrung lehrt, daß die jahrzehnte- und selbst jahrhundertelange Herrschaft einer Richtung nichts für ihre Endgültigkeit beweist. — Pessimistische Weltanschauung, wie gesagt, scheint das Hauptmerkmal der Kunst unserer Übergangszeit zu sein, mag sie sich nun in naturalistischer oder symbolistischer Richtung bewegen. „Natur« vu« Mi» uQ tempsrsment", dieser Kampfruf Zolas machte zwar jedem Willen den Weg frei, aber die wenigsten, selbst der Kampfrufer nicht, konnten sich von dem Drängen und den Konflikten ihrer Zeit frei machen. Ihr „t«mperaniGnt." und ihr Glaube war: Pessimismus.

In allen Künsten läßt sich pessimistische Weltanschauung, pessimistische Deutung des Daseienden als eine Grundmelodie verfolgen — sie ist selbstverständlich nicht das einzige Motiv —, am deutlichsten ist diese Strömung aber erkennbar in der Dichtkunst, der Literatur überhaupt. Sie ist durch ihr Rohmaterial, das Wort, gezwungen, unverhüllter oder eindeutiger zu reden, als bildende Kunst oder gar Musik. Es wird überflüssig sein, Beispiele anzuführen, sie sind jedem bekannt, und leicht ist es auch, die Parallelen in den anderen Zweigen der Kunst zu finden. Ich erinnere nur an Courbet und Millet, ihren Kreis und ihre Nachfolger, die das soziale Moment, den Fluch und das Recht der Ent, erbten tendenziös in den Vordergrund stellten. Die Maler waren die ersten, die sich den Kampf sozial verschiedener Klassen in Einzeltypen anfangs und in einseitiger pessimistischer Ausdeutung zum Vorwurf nahmen, sie aber waren jedoch auch die ersten, die über die Grenze kletterten und Blicke in ein anderes Land taten. — Die Maler suchten ein Neuland und fanden es in der Wüste, in der

man bis dahin nicht die kleinste Oase finden wollte, in der nach gemeinem Glauben die Ströme, die die Kunst speisten, rettungslos versickerten. Die Maler entdeckten die moderne Großstadt. Die sogenannten Impressionisten sahen die Großstadt und malten sie. Sie malten sie wohl ohne jeden Gedanken an ein anderes als rein malerisches Programm. Aber sie zeigten uns, daß Schönheit zu finden sei in den Straßen der modernen Stadt, daß ihre Brücken, Bahnhofshallen, die wechselnde Beleuchtung, wie sie durch den Rauch, Staub und Nebel der groß-städtischen Atmosphäre bedingt ist, ja daß auch die Dissonanzen, die in der Groß-stadt zum Klingen kommen, reizvoll sein können. Ich denke hier an die Londoner Bilder Monets, auch an die Pariser von Manet, der allerdings mehr die prickelnde Unruhe des weltstädtischen Lebens in Cafss, Restaurants, auf Rennplätzen, der den Lurus und die Eleganz der Mondänen suchte. Weiter auf diesen Bahnen ging Camille Pissaro. Er war kein Neuerer, auch nicht als Maler, aber er hat versucht, den eigenartigen Reiz gedämpften und doch flimmernden Lichts in den Straßen der Großstadt wiederzugeben, hat versucht, das wirre, hastende und groß, artige Leb»,n darzustellen. Und daß er gleich ganze Zyklen Pariser Straßenbilder schuf, daß er so auf die Unerschöpflichkeit dieses Neulandes hinwies, gibt seinem Werk eine größere Bedeutung.

Die französischen Maler waren die Initiatoren, die deutschen Maler sind gefolgt und haben manches vollendet, indem sie alle Erscheinungen modernen Lebens in das Reich künstlerischer Gestaltung zogen. So entstanden z. B. die Eisenbahnbilder Baluscheks, die Fabrikbilder Kleys ete. Ich kann nur auf ein-zelnes hinweisen, das mir charakteristisch erscheint. Erwähnung oder Nicht-erwähnung eines Künstlers schließt natürlich kein Werturteil in sich. An Menzel jedoch kann ich nicht vorübergehen, denn er gehört eng zu diesem Kreis. Er nahm wohl einen andern Weg als die Impressionisten, ging auch von ganz anderen Voraussetzungen aus und packt doch, allerdings nicht ohne von den Franzosen gelernt zu haben, alle Probleme an, die am Ende des Iahrhunderts Bewegung und Erregung schaffen. Auch bei ihm: „untnr« vu« par uu tempsrameut,". Zeitausschnitte von einem Temperament gesehen, das phrasenlos genau das ge-staltend wiederzugeben sucht, was es vor sich hat. So ist das gewaltige Werk-stattbild, das „Eisenwalzwerk" entstanden, das an Unmittelbarkeit kaum seines-gleichen hat. Mir zeigt es nicht die Sklaven der Arbeit, die Ausgebeuteten, die von der überragenden Macht des Kapitalismus und der Maschine erdrückt werden, für mich ist es die gewaltige Symphonie der Arbeit, bei der Mensch und Maschine zusammenwirken. Es ist ein Bild ohne gewollte Tendenz und doch ein Werk von befreiender optimistischer Kraft. Die eherne Notwendigkeit des Schaffens, der Triumph der Tat, an der die Mitwirkenden als Herren und Diener zugleich beteiligt sind, lassen dem Bilde eine Idee der Freiheit entstrahlen, die gewaltiger und tiefer ist als die erklügelte Idee der Willensfreiheit.

Und diese von Menzel vorweggenommene optimistische Tendenz scheint mir

das Grundmotiv der modernen Malerei. Gefördert wurde sie noch durch andere Momente. Die Entdeckung des neuen Arbeitsfeldes veränderte die Schaffensbedingungen, ergab die Notwendigkeit, im freien Licht zu arbeiten, forderte hellere, leuchtendere Farben, die ein intensiveres Lustgefühl erwecken mußten. Selbst da, wo alterprobte Vorwürfe behandelt werden, entspringen der Veränderung der Technik und der Form von selbst andere Wirkungen. Die Porträts eines Renoir z. B. mit ihren leuchtenden Farben, ihrer Geschlossenheit innerhalb der Farbe, erhalten dadurch den Charakter einer größeren Frische, einer erhöhten Lebensfreude und stehen uns so näher als ein psychognostisch noch so gut gelungenes Porträt, das in den Ateliertönen einer früheren Zeit gehalten ist.
Auch in die Bildhauerei griffen die Prinzipien der modernen Malerei ein.
Rodin mit seinen malerisch-plastischen Bildwerken schuf neue Bahnen. Seine große Ehrfurcht vor allem Seienden machte ihn zum Ia- und Amensager, der in naivem Staunen jede Form in ihrer Art „schön" fand, mochte sie sich als junger, schwellender Körper, oder als eine verblühte, durchs Alter verwüstete Frauengestall darstellen. Einen Schritt weiter ging Meunier, nicht als Bildhauer, sondern als Entdecker. Als solcher gewinnt er in diesem Zusammenhang ein besonderes Interesse. Es ist nicht unwesentlich, daß er, der ehemalige Bildhauer, zuerst bei den Malern in die Schule gehen mußte, um eine Vita nuovs, zu finden. Dem Maler ging erst auf, wie groß und berauschend dies wuchtige, fieberhafte Leben der modernen Arbeit sein kann. Der Maler lernte das angeblich so poesielose Land des Borinage, III terre uoire sehen und darstellen, der Bildhauer, der, wie mir scheint, in seiner Unbestechlichkeit an Menzel erinnert, gestaltete die neuen Symbole in seinen Plastiken in größerem Maßstab wieder.
Er schuf zuerst in typischen Einzelgestalten den niedersten Diener einer gewaltigen Zeit, die zerbricht und stärkt. Dann erst wagt er es, in großzügigen Reliefs ein umfassendes Bild seiner Epoche, der Epoche der „Arbeit" zu gestalten. Wohl gibt es auch bei ihm Zertretene und Müde, aber doch klingt ein brausender Kampfruf, ein zerrissenes, jubelndes Siegeslied aus diesen feierlich stilisierten Plastiken. Ein Leben voll Kampf, aber ein reiches Leben, in dem Zorn und Schmach, Iubel und Leid übertönt wird von dem gewaltigen dröhnenden Herzschlag eines intensiven, stürmenden Daseins.
Kein Zufall scheint es mir zu sein, daß in dieser Epoche ein Denkmal von so trotzigem Geist wie das Bismarckdenkmal Lederers entstanden ist. Hier sind rein plastische Wirkungsmittel herangezogen, ein Höchstmaß von Stilisierung erreicht, damit ist aber ein ganz monumentaler Eindruck erzeugt, und aus dieser kraftvollen, selbstsicheren Ruhe spricht eine ebenso kampfgewohnte Natur, eine ebensolche Uberwinderfreude, wie aus den differenzierten Plastiken Meuniers.
Der Wille, dieses Leben zu nehmen, wie es ist, ohne die Schminke eines verleugnenden, überirdischen Idealismus redet aus solchen Werken. Begeisterte Freude für ein Leben, das aller trägen Ruhe feindlich ist, das höchste Anspannung

aller Kräfte fordert, das jeden Tag neu verlangt: Kämpf' oder stirb; Begeisterung für ein Leben, das das Individuum mehr als je als das Glied eines Ganzen einordnet und seinem Sieg, seiner Überwindung eine Allgemeinbedeutung gibt, die es vielleicht als Individuum aufhebt, um es dagegen als „Mensch" über Land und Zeitgrenze höher als je zu heben.

Ehrfurcht vor dem, was ist, zeichnet diese „zwecklosen" Künste aus; mehr noch wird sich den Formen des aktuellen Daseins die „zweckvolle" Kunst anpassen müssen, wenn anders sie ihm gerecht werden und ihm Werte geben will. Und ich glaube, daß das Streben der modernen Architektur darauf gerichtet ist; auch aus den Formen der modernen Bauten klingt Stolz und Freude auf das reiche, kraftvolle Leben dieser Epoche der Arbeit. Andere Forderungen und Bedürfnisse schuf die neue Zeit, andere Schaffensbedingungen waren so gegeben, andere Schafsensmöglichkeiten bot die Verwendung des Eisens. So konnte der ragende, von aller Schwere befreite Eiffelturm entstehen, der jetzt zwar als Observatorium von „praktischer" Bedeutung ist, ursprünglich aber mehr ein Sinnbild triumphierender Kraft und neuer Möglichkeiten war. So entstand ein Zweckbau wie der Frankfurter Hauptbahnhof mit seinen hohen, kühnen Wölbungen, deren stolze Leichtigkeit besonders deutlich zum Ausdruck kommt, wenn man den starren Steinbarockbau, dem er angegliedert ist, damit vergleicht. Auch das Messel'sche Warenhaus Wertheim mit seiner großzügigen Vereinigung rein zweckmäßiger Anlagen und edel-vornehmer Schönheit gibt Kunde von lebensbejahendem Geiste, der das Befreiende und Grandiose in jeder tatkräftigen Arbeit sieht. Nicht ohne innere Berechtigung und Bedeutung ist in der aufstrebenden, fenster- und lichterfüllten Fassade etwas von kirchlich-erhabenem Stil. Das Evangelium der Arbeit wird gepredigt in diesen und ähnlichen Werken, wie etwa der feierlichen Kuppel im Arbeitssaal der Pariser Bibliothtzque Nationale oder den gewaltigen Markthallen von Baltard. Monumentalität und Feierlichkeit, aber auch Licht und Helligkeit, Freiheit und Ehrfurcht, kurz, Freude an der Zeit, in der wir leben, kündet, wie die Malerei und Bildhauerkunst, auch die Baukunst. Optimismus, kräftige Energie, Wille zur künstlerischen Gestaltung der Probleme und Symbole unserer Zeit kommt meines Erachtens in all diesen Künsten am stärksten zum Ausdruck, mögen auch andere Richtungen keineswegs fehlen, mögen auch manche Werke, die dieser Erkenntnis ihr Dasein verdanken, in Prinzipienstarrheit weitergehen, als einer wahrhaft künstlerischen Wirkung zuträglich ist. Ohne Stilisierung ist ein Kunstwerk nicht möglich, nur das Wesentliche hat Berechtigung; um es rein zum Ausdruck kommen zu lassen, ist alles — für den künstlerischen Blick — zufällige ohne Daseinsberechtigung, deshalb sind „futuristische Momentaufnahmen", die eine einheitliche Linie und Konzentrierung durchaus vermissen lassen, nicht bedeutungsvoll für die Zukunft, weil sie sich abseits der großen Heeresstraße bewegen, die wahre Kunst geht. Immerhin aber ist doch auch bei futuristischen Künstlern, an deren Ehrlichkeit im allgemeinen

nicht zu zweifeln ist, der eine gegenwarts- und zukunftsfrohe Wunsch wirksam, die aufregende, jugendkräftige Wirrnis unseres Lebens künstlerisch zu durchdringen und zu erfassen. Aber geistreiche Spekulation, die über der Lust an richtiger Erkennung physiologischer Phänomene die Prinzipien der produktiven Gestaltung vernachlässigt, bestimmen den Charakter der futuristischen Kunst und schaden ihr.

Ganz ähnliche Tendenzen haben der Dichtkunst für lange Zeit freies Atmen verwehrt. Die Dichtkunst war allzu sehr in den Bann des nur geistigen, des philosophischen Erkennens geraten, um mit neuen Augen die neue Welt zu schauen. Ein Charakteristikum dieser Zeit ist die Ausgestaltung und vielleicht Vollendung des Technisch-Formalen, ein Phänomen, das fast regelmäßig als Enderscheinung auftritt. Hand in Hand damit ging das Bevorzugen allgemein wenig bedeutender und wenig interessierender Probleme, die Unfähigkeit plastischer Gestaltung, die allzu rigorose Ausbeutung lyrischer Stimmung, die zum Beispiel dazu führte, Dramen zu schreiben, denen alles Dramatische fehlte. In vergangene Zeiten rettete man sich, suchte — instinktiv richtig fühlend — die Epochen großen Umschwungs auf, wie etwa die Renaissanee, und gelangt doch nicht — Conrad Ferdinand Meyer kommt hier nicht mehr in Betracht — dazu, mehr zu geben als schwankende, wenn oft auch geistreiche Gefühlsergüsse in sogenannten Dramen und in Novellen; im günstigsten Falle suchte man eine hervorragende Kämpfergestalt zu wecken, die sich aus dem brodelnden Herenkessel voll Mord, Totschlag und Intrigen emporschwingt, doch reichte es selten zu mehr als einem blutigen Condottiere, der recht sentimental sein konnte.

Man wollte übersehen, daß die Entwicklung einen anderen Weg genommen, daß die Kraft des Geistes längst über körperliche Robustheit triumphiert hatte, daß Heldentum zu suchen ist in der Überwindung von Hindernissen und so vor allem in Selbstüberwindung. Wir sind in einem „nervösen" Zeitalter. Unser Gehirn ist stärker geworden als unser Körper; aber liegt nicht hier der Weg und das Ziel aller Entwicklung? Ist nicht so die Möglichkeit gegeben zu hervorragenden körperlichen Leistungen, zu einer körperlichen Regeneration kraft des Geistes? Nicht nur die Möglichkeit besteht, dieser Weg ist schon beschritten. — Das alles jedoch übersahen die Dichter. „Büßer des Geistes" waren gerade sie geworden, dann erst recht, wenn sie, müde geworden, aller körperlichen Leidenschaften entsagten und ihre artistisch-ästhetischen Ertasen in prunkvoll-kalte Verse gossen. Es ist ganz charakteristisch, daß Thomas Mann, der seine Ansicht nicht nur aus Selbstbeobachtung schöpft, den Künstler in dem Mann des kalten Verstandes, der Ertasen und der Nerven sieht. Unstreitig ist in dieser Art der Lyrik eine hohe formale Vollendung erreicht, aber sie erscheint, wie alle rein formale Vollendung, unfruchtbar. In bewußter Abkehr vom gemeinen, in junger Kraft sich etwas rüpelhaft gebärdenden Leben suchten diese Dichter das Ewige allein in der schönen Form, ließen sich befruchten von künstlerischen Gebilden, und empfingen

so erst aus zweiter Hand die göttliche Nahrung; mit künstlicher Befruchtung begnügten sie sich und erklärten sie deshalb für vornehmer, weil ihre degenerierten Organe zu natürlicher Aufnahme nicht mehr fähig waren. Verachtung des äußeren Lebens hieß sie, sich ab, und ausschließen; willkürlich vergrößerten sie den Gegensatz von Sein und Wünschen und mußten zu einem resignierten Pessimismus kommen, der denn auch aus all diesen kühl überlegenen Dichtungen klingt. Und dieser selbe Pessimismus gibt auch den Werken der Romanciers und Dramatiker ein Gepräge des Endes. Wohl haben die Werke eines Flaubert — von Salambo sehe ich ab — oder seines Schülers Thomas Mann viel Lebenskraft für eigenes Fortbestehen, aber gerade ihre klassische Vollendung hindert eine produktive Befruchtung und Anregung, die auf die Zukunft hinweist. Eine formale Vollendung des Dramas ist dieser Epoche nur durch Ibsen geworden, aber auch seine mathematisch scharfen Abrechnungen enden immer mit einem vernichtend pessimistischen Resultat. — Erst in seinen letzten erschütternden dramatischen Beichten klagt der Sehnsuchtsruf eines Toten nach dem neuen Leben, klingt das Bekenntnis eines Sterbenden, daß er über der Sektion toter Glieder das bewegliche Spiel der lebenden nicht wahrgenommen habe. — Ein anderer, Hauptmann, hatte zwar in seinen Webern, diesem undramatischen, aber groß angelegten Szenenschauspiel, als Schüler Zolas sich den stark ausgeprägten Klassenkampf moderner Staatengebilde zum Vorwurf genommen, ging auch im „Biberpelz" und dem „Roten Hahn", diesen Fortsetzungen alter Schelmen- und Gaunerkomödien, ähnlichen Problemen weiter nach, aber er verlor sich, wie die vielen, im Kleinen und endete, ohne eigentlich typische Gestalten geschaffen zu haben, mit der Rechtsfrage des Individuums den Moral- und Gesellschaftsforderungen gegenüber. Gewiß ein bedeutungsvolles Thema, doch hat es bei ihm nicht die Ausgestaltung gefunden, die einen Ausblick auf den stummen Kampf zweier Großmächte gestattet.

Wie sehr den Dichtern die Unbefangenheit des Blicks fehlte, die ihnen gestattet hätte, das schöpferische Wirken der neuen Zeit zu sehen, dafür bietet ein klassisches Beispiel der Künstler Emile Zola. Was ihm vor allem gelungen ist, was er so großartig gestaltete, wie nach ihm keiner mehr, das war die gewaltige Bewegung des modernen Daseins. Er ist groß und ganz Dichter, da, wo er das wogende Auf und Ab im Getriebe unserer Zeit gestaltet, sei es ein Streik, den er schildert, sei es das Getöse eines Warenhauses oder Theaters, sei es die fieberhafte, überwältigende Tätigkeit in dem Operationszelte eines Schlachtfeldes, immer, wenn er große Massen tendenzlos in Bewegung setzt, spürt man die Zuckungen eines gewaltigen Körpers, der voll Leben steckt und voll Kraft, die nur gelöst zu werden braucht, um in befruchtendem Strom über die dürren Felder der Literaten zu brausen. Und doch hat dieser echte Dichter sich dem eigenen Sinn entfremdet, hat sein Wesen, das gar nicht zu spekulativer Betrachtung neigte, eingezwängt in das Gebäude naturwissenschaftlich-philosophischer und

sozialpolitischer Ideen und sich selbst überredet, daß die Äußerungen noch schlafender Kräfte nur Todeszuckungen eines Sterbenden seien. Freilich hat die Macht seiner Intuition und seines Genies über seinen Verstand und sein gegen sich selbst gerichtetes Wollen triumphiert: wahr, grandios und lebendig bleiben alle die Bilder, die nur den Rahmen für seine „tieferen" Ideen geben sollten. Schon heute ist als totgeboren aus dem Reiche der Kunst verwiesen, was er zu Gunsten einer Erblichkeitstheorie oder ähnlicher Probleme gestalten wollte. Nur der Rahmen ist es, der sein Werk über die Literaturgeschichte hinaus erhalten wird.
Immer war das Streben der Dichter noch darauf gerichtet, aus dem vielstimmigen Chor, der aus der Gegenwart, disharmonisch vielleicht, aber machtvoll in ihre abgeschlossenen Zellen drang, nur die eine Unterstimme, die pessimistische, herauszulösen, falls sie es nicht vorzogen, ihr Ohr der Gegenwartsmusik ganz zu verschließen.
Anders die aus der Reaktion entsprungene Dichtkunst. Vor allem suchte sie das gegenwärtige Leben zu erobern; sie konnte es unmöglich, indem sie es verneinte, sie mußte seine positiven Werte entdecken, und so ist sie in ihrem Wesensgrunde optimistisch, wie die bildenden Künste. Dieser „Willensoptimismus", wie ich ihn nennen möchte, ist eine Gabe des vielgeschmähten Amerikanismus. Der „Wille zum Guten" ist das Leitmotiv in den Äußerungen des amerikanischen Geistes, von der „dn'istiüu seieuee" und ihren Auswüchsen angefangen bis zur Philosophie von William Iames: dem Pragmatismus.
Aber lange vor den Philosophen war in Amerika schon ein Künstler erstanden, der mit Willen und Bewußtsein auf die Straße ging, wo die Männer seines Volkes arbeitskräftig und ungebeugt zu neuen, nicht ererbten Ländern und Zielen zogen. Er griff wirklich hinein ins volle Menschenleben; ohne jegliche Künstlereitelkeit ließ er die Saiten seiner Seele von dem Sturmwind neuer Geschicke zum Klingen bringen, demütig und stolz in echter Liebe sich fühlend als Sohn einer erobernden Zeit. Freude am Dasein, Lust am Überwinden klingt aus dem Stammeln von Walt Whitman, der kein literarischer Künstler, sondern mehr war: ein Lebenskünstler.
„O, wie Bäume und Tiere der Nacht trotzen und Stürmen, Hunger, Verhöhnung, Unglück, Mißlingen", singt er einmal.
Gewiß war es manchmal nur ein Stammeln, das aus seiner übervollen Brust hervorbrach, er, der als erster die Größe und junge Kraft der modernen Lebensform fühlte, mußte auch als erster eine neue Form für seine Vit», uuav», finden, so ist es begeiflich, daß neben gewaltig stürmenden Rhythmen die Form manchmal regellos und unvollkommen erscheint, so daß mancher, der sein Werk nachher liebt, ihn zuerst verkennt, ihn wohl für flach hält. Aber bei ihm so wenig wie bei Iames ist die inbrünstige, lebensbejahende Religion ein Kind innerer Flachheit, die seit Schopenhauer als fast untrennbar von „Optimismus" angesehen wird. Nicht mit einem banalen Hedonismus ist ja diese optimistische

Weltanschauung — ein schwaches Wort für eine große Idee — zu verwechseln,
es ist einfach die positive Seite tiefer Erkenntnis, die in ihr zum Ausdruck
kommt. — In Whitman war der neuen Welt, die die theoretischen Siege der
alten tatkräftig ausnutzte, ein Prophet erstanden; erst ein Vierteljahrhundert
später etwa schrieb in Deutschland Nietzsche seine „Geburt der Tragödie", worin
er überzeugend darstellt — „beweisen" kann man kaum seine Auffassung vom
Geist längst entschwundener Epochen —, daß der etwas gar zu einfach gesehene
Optimismus der Griechen einem tiefen Pessimismus und einem ungeheuren Trotz
entsprungen ist, und in Nietzsche feierte dann dieser Optimismus der Griechen und
Amerikaner eine großartige Auferstehung. Als Prophet und Messias zugleich,
als Dichter und Philosoph in einem, verkündigte er eine neue Ethik des Herois-
mus, die Ethik des durch Leid und Kampf gestählten Individuums, das sich in
Selbstüberwindung zu einer höheren Stufe menschlicher Art emporschwingt. Die
Grausamkeit des Lebens, seine Gefahr, seine Rätsel, alles das, was träger Ruhe
feind ist, kleidete er in das Purpurgewand licht- und lustspendender Dämonen,
die einzig Erfüllung geben könnten. So hieß ihm sein „Wille zur Macht" vor
allem: Willen über die eigene Gewohnheitsgebundenheit, Wille zum Kampf.
Es war kein weiter Schritt zu tun, um all die Mächte, die Nietzsche herauf-
beschwor, im aktuellen Leben zu entdecken, und doch hat, wie zu zeigen versucht,
gerade die Wortkunst lange gezögert, in der „«iura lleeessitas" etwas anderes
als ein Vernichtungsprinzip zu sehen. Das praktische, zweckbewußte Leben hatte
den Kampf mit den Widerständen der äußeren Welt aufsuchen müssen und schnelle
Siege erfochten, aber erst Verharren hat, soweit ich sehe, fortzusetzen gewagt,
was Whitman begonnen hatte. Er erst dichtete als gereifter Mann sein«
„Hymnen an das Leben", wie Zweig eine Auswahl aus seinen Gedichten nennt,
er erst wagte es, in dem Rasen der Lokomotive, in dem Brüllen der Hochöfen,
aus dem Surren der Propeller ein beglückendes Lied der Freude zu hören. Die
Tat und das Werk, das Triumphieren des Menschengeistes über alle Gewalten,
das trotzige Schöpfergefühl, den Tod, der Leben gebiert, feiert er in seinen eksta-
tischen, glutdurchwogten, stammelnden und gärenden Gedichten. Brausender
Rhythmus und Lebensfülle, Iauchzen aus breiter, tiefer Brust dröhnt wie befreien,
der Frühlingssturm aus seinen Hymnen. Er hat Schule gemacht, wie das schöne
Wort heißt, mancher Zaunkönig versteckte sich unter seinen Schwingen, doch ward
dabei gewöhnlich nur das Unzulängliche Ereignis; bei anderen, schnell hoch-
gepriesenen Dichtern kann man noch nicht sicher sehen, ob sie sich auf eigenen
Flügeln emporschwangen oder ob sie nur Flugmaschinen benutzen, die bald im
grausamen Absturz zerschellen. Iedenfalls spricht aber auch die Eristenz von Nach-
ahmern, geschickten und ungeschickten, ehrlichen und gewissenlosen, für die
Wichtigkeit dieser neuen Kunst.
Die ganz auf das Empfinden des Ich basirende Lyrik ist wohl immer und
naturgemäß das Primäre und bis jetzt hat sich noch kein Dramatiker gefunden,

t>er verstanden hätte, das ausgesprochene dramatische Gegenspiel zweier Kräfte, wie es im modernen sozialen Leben und moderner Ethik sich zeigt, in den Rahmen eines dramatischen Kunstwerks zu spannen. Dagegen ist vielfach versucht worden, im Epos, im Roman, das Wirken weltumspannender Kräfte, wie sie in der Industrie, im Handel, in aller Technik lebendig sind, zum Tönen zu bringen. Aber selbst der bedeutendste unter diesen neuesten Romanciers, ich meine Iohannes V. Iensen, hat es nicht verstanden, mehr zu geben, als einzelne gut gesehene Bilder aus den Riesenstädten Amerikas mit phantastischen Ausblicken auf Entwicklungsmöglichkeiten der Technik, die sich um das Gefüge fast hintertreppenartiger Intrigen und Liebesspiele ranken. Und doch verspürt man aus diesen Romanen einen «Hauch des neuen Geistes, spürt ihn auch aus der etwas bedenklichen rückschauenden Phantasie des „Gletscher", in dem der primitive Parallelvorgang zur heutigen Zeit, die Geschichte trotziger Überwindung und Entwicklung Ausdruck finden soll.
Noch scheint es mir ein gutes Zeichen, daß routinierte Opportunisten und Nutzer des Zeitgeistes mit nicht unwesentlicher technischer Geschicklichkeit falsche Perlen herstellten und vor die gernfressenden Säue warfen, daß sogar die Familienblattschriftsteller für gut befanden, die altersschwache, obligate Liebesgeschichte mit modernem Flitter zu behängen. Sie, die so gut auf das Rauschen im Blätterwald und das Sehnen des Volksgemüts lauschen, sind immerhin, wie lästige Stechfliegen, Verkünder eines reinigenden Gewitters und helleren Himmels.
Ein Stückchen blauen Äthers ist also auch über dem Nebel der Literatur zu erkennen, schwierig ist die Frage nach ähnlichen Anzeichen in der Musik.
Sie, die am wenigsten von allen Künsten konkret ist und Gefühlserhebungen mit den unirdischsten Mitteln erreicht, entzieht sich sehr einer Betrachtung, die das Stoffliche durchaus in ihr Bereich ziehen muß. Daß aber Orchesterstücke und Opern geschrieben werden, die das Wogen und Raunen einer Großstadt bewußt zum Programm nehmen, daß Musiker die Gesänge Zarathustras an das Leben vertonen u. a. m., spricht für ähnliche Einstellung. Und wenn man will, kann man auch in der rauschenden, farbenfreudigen Instrumentation der Modernen eine Inspiration durch die geräuschvolle, wilde Brandung unseres Daseins erkennen. Doch muß ich zugestehen, daß ich hier mehr noch als in der Dichtkunst Tasten, Suchen und Verirrung ohne sicheren Ausweg sehe.
Eines scheint nach allem jedenfalls unbestreitbar, neue Pfade sind in das Dickicht gebrochen. Noch fehlt der Mann mit den Siebenmeilenstiefeln, der Gipfelgänger, einer, der zusammenfassend vielleicht das gewaltige Kunstwerk hervorbringt, das dem Sturmmarsch unserer Entwicklung entspricht. Kurzsichtig wäre es, sein Fehlen als deprimierendes Symptom zu deuten, noch fehlt ja dem Menschenstaat in allem die Ruhe und Klarheit gereiften Alters, noch ist ja überall die Ungebärdigkeit des Kindes- und Iünglingsalters selbst in der äußeren, der Kunst vorausschreitenden Lebensgestaltung zu spüren. Aber wie alles, was noch nicht abgeschlossen ist, interessanter und zukunftsreicher ist, als das Voll,

brachte, so bietet auch das junge Leben und die jüngere Kunst hoffnungsreiche Möglichkeiten.

Bleibende Kunst ist immer auf dem Boden ihrer Zeit gewachsen, ist in diesem Sinne Naturalismus gewesen, mochte sie auch ihre Wipfel in freier Luft wiegen, gegründet war sie immer auf der dauernden Erde. Ein neuer Lebensinhalt hat einzelne neue Persönlichkeiten geschaffen, die neue Formen suchen und teilweise gefunden haben.

Sicher geben nicht Motive den Ausschlag, aber doch wird die Abkehr von den Zeitproblemen, die ja unbedingt die Probleme des Individuums, also auch des Künstler-Ichs, bestimmend beeinflussen, eine körperlose, schnell hinsiechende Kunst erzeugen. Große Kunst ist Lebenskunst! Vom Leben werden Ich-Empfindungen ausgelöst, die Fähigkeit, seine Empfindungen nach außen zu projizieren, macht den Künstler. Der Zusammenhang ist deutlich. Der echte Künstler kann gar nicht anders, als sein Ich auf seine Gegenwart projizieren. Und dazu ist der Anfang gemacht.

Und noch eins spricht für eine Regeneration, für eine kräftige, jugendliche Vitalität der neuen Kunst: ihr Pathos. Sie alle, die die Probleme der erobern-den Zivilisation auch in sich selbst fühlten, haben die neuen Gesichte mit leiden-schaftlichem Pathos gestaltet, und Pathos ist immer ein Zeichen der Iugend, ist vielleicht nicht höchste Erfüllung, aber doch so unendlich viel lebenskräftiger als die kühle, resignierte, jedes Pathos ängstlich meidende Stimmung der „Zeitlosen" in unserer Kunstepoche.

Deshalb glaube ich, daß der neue Pfad ins Zukunftsland führt.

Nachwort.

Der vorliegende Aufsatz ist lange vor dem Kriege geschrieben. Zwar: iutei. arm», silent luusa«; doch scheint das mehr für frühere Zeiten gegolten zu haben. Zum mindesten: wenn auch oft die Musen schweigen, die Künstler reden und bilden.

Es will dem Verfasser scheinen, als ob die Eristenzberechtigung dieser Skizze, soweit sie deren hatte, durch den Krieg und die Änderung mancher Zustände nicht beeinträchtigt worden sei. — Daß der Sturm einer neuen Zeit viel Plunder und Kehricht hinwegfegen wird, das hofft und wünscht auch er. Daß mit dem Tage der Mobilmachung eine Umwertung aller künstlerischen Werte, Anschauung, Manieren und Schulen zusammenfallen müsse, glaubt und glaubte wohl niemand ernsthaft. Nach befruchtendem Regen wächst das Unkraut sichtlich schnell, schwerer ist's, das Steigen neuer Säfte in Bäumen und Sträuchern zu beobachten; doch ihre Früchte zeigen, daß auch sie die belebende Kraft in sich gesogen haben.

Das langsame Werden einer neuen Zeit der Kunst glaubte der Verfasser schon früher zu sehen und teilweise zeigen zu können. Der Frühlingssturm und Regen dieses Krieges wird vielleicht manches der Reife entgegenfördern, manche schlummernden Keime wecken und die Knospen zur Blüte bringen, auf die in dieser Betrachtung als den Vorboten eines neuen Frühlings im Reiche der Kunst hingewiesen wurde.

Deshalb glaubt der Verfasser, diesen Aufsatz auch jetzt und gerade jetzt zum Druck bringen zu dürfen.

Eduard Senator:

Belgiens Irrtum*).

Es wäre falsch, wollte man den Satz verallgemeinern, daß die Kraft die Bestätigung des Rechts sei; in England ist sie sicher immer nur die Bestätigung des Unrechts gewesen. Anders bei uns: Als die deutschen Truppen zu Beginn des Krieges in Belgien einzogen, da war es jedem klar, daß die von der Entente uns entgegengeschleuderte Anklage der Neutralitätsverletzung eines kleinen Staates nichts anderes war, als ein Vorwand, ihre eigenen schweren Völkerrechtsbrüche zu bemänteln und jene Lügenkampagne zu beginnen, die uns in den Augen der ganzen Welt verächtlich machen sollte. Belgien rannte in sein Unglück, weil Franzosen und Engländer ein alteingewurzeltes Vorurteil seiner Bewohner, nämlich ihr Land für unverletzlich zu halten, in unverantwortlicher Weise gestärkt und genährt hatten. Im Gegenteil war aber die rechtliche Stellung des genannten Staates auf Grund der im Zusammenhang zu betrachtenden internationalen Abmachungen derart, daß der deutsche Einmarsch voll berechtigt war und keiner irgendwelchen Entschuldigung bedurfte. —

War Belgien wirklich 'dauernd neutralisiert, wie es in den Abmachungen heißt? — Dem Buchstaben nach wohl, dem Sinne nach jedoch keineswegs. Denn einmal hatte man über die Bedeutung dieses Punktes, wie allgemein von den Kommentatoren zugegeben wird, nur ganz ungenaue und theoretische Anschauungen, dann aber konnte Belgien gar nicht praktisch neutralisiert sein, weil dem Geiste dieser Forderung der Erwerb einer Kolonie entgegenstand, die das Land sehr leicht in einen Krieg, z. B. mit seinem kolonialen Nachbar, England, hätte ziehen können. Deshalb erscheint die belgische Neu-

*) Vgl. das sehr beachtenswerte Werk eines Belgiers, des Rechtsanwalts Dr. F. Norden-Brüssel: „I.» Lelcriqu« lleutr« »t l'H,1l«in2ssns", dessen Übersetzung demnächst im Verlage von F. Bruclmcmn, München, erscheint.

tralität überhaupt gegenstandslos, oder sie mußte anders, enger, ausgelegt
werden, als unsere Gegner dies taten.
Geschieht das, so kann unmöglich behauptet werden, daß die Neutralität
eine Unverletzlichkeit des Bodens in sich einschließt. Daher berufen sich
denn die „Beschützer" Belgiens darauf, daß in dem grundlegenden Vertrag der
achtzehn Artikel der Neutralität ausdrücklich noch die „iuviolabilits" hinzu-
gefügt wurde; sie vergessen jedoch dabei oder wollen vergessen, daß schon in
der nächsten Urkunde, den vierundzwanzig Artikeln, keine Rede mehr von dem
eben erwähnten Zusatze ist. Er ist unter den Tisch gefallen: Folgern muß man
daher mit zwingender Notwendigkeit, daß die territoriale Unverletz-
lichkeit Belgiens nicht mehr garantiert war. Also verletzte
Deutschland auch hier keinen Vertrag, als es am 4. August 1914 nach einer
Kriegserklärung in den Nachbarstaat einrückte.
Warum wurde die Klausel der Unverletzlichkeit plötzlich unterdrückt? Etwa,
weil man sie doch für überflüssig hielt, als in dem Worte „Neutralität" ent-
halten? Nein, es waren hierfür vielmehr Gründe der europäischen Politik be-
stimmend, auf die gleich zurückgekommen sein wird. Vorerst jedoch verdient
festgestellt zu werden, was das Völkerrecht zur „Unverletzlichkeit" sagt: In
den Vorbereitungsarbeiten zur zweiten Haager Konferenz wurde auf Antrag des
belgischen Bevollmächtigten ausdrücklich festgestellt, daß die Territorien neutraler
Staaten unverletzlich sind. Der belgische Vertreter wollte dies besonders erwähnt
haben! Warum? Weil er wußte, daß die von ihm aufgestellte These ip»o taeto
nicht in dem Begriff Neutralität enthalten war, und es sich also um eine
Neuerung handelte, eine Spezialbestimmung, die natürlich keinesfalls ohne
weiteres eine rückwirkende Kraft auf den im Iahre 1831 abgeschlossenen Vertrag
haben konnte. — Der oben zitierte Zusatz aber wurde in den vierundzwanzig
Artikeln unterdrückt, weil die Wiedereroberungsversuche Hollands und das Ein-
rücken franzö'sischerTruppen in Belgien seinen praktischen Wert deutlich gezeigt hatten!
Eine Garantie der territorialen Integrität war aber außerdem auch aus folgen-
den Gründen unmöglich: Im Iahre 1818 wurde auf der Aachener Konferenz
Preußen und England gewisse Besetzungsrechte für holländische und belgische
Festungen zuerkannt, um die neugeschaffenen vereinigten Niederlande gegen
Frankreichs Raubgelüste zu sichern. Diese Rechte blieben aber auch nach der
Unabhängigkeitserklärung Belgiens bestehen; schon deshalb konnte die Unverletz-
lichkeit des Bodens nicht mit Wirksamkeit garantiert werden.
Daß Deutschland die geltenden Bestimmungen über Belgiens Stellung
beachtet hat, ist hiermit klargelegt. Uns kann daher nicht die geringste moralische
Schuld an dem Unglück des armen Landes treffen. Es ist überflüssig, zu betonen,
wie sich auch hier die deutsche Gewissenhaftigkeit in der Beobachtung internatio-
naler Abmachungen spiegelt, ganz im Gegensatze zu unsern Feinden, die, wie

so viele Verträge, so auch die der Internationalisierung der Donau von Orsova
bis zur Mündung, und der Internationalisierung des Suezkanals mit Füßen
getreten haben.

Es ist gezeigt worden, daß Belgiens Neutralität äe taeto unwirksam war,
daß aber — wenn man sie theoretisch gelten lassen wollte — keinesfalls die
Unverletzlichkeit des Bodens garantiert wurde. Denn erstens ist diese Integrität
in der Bedeutung des Wortes Neutralitält nicht enthalten, zweitens wurde sie
mit voller Absicht, wie dargelegt, nicht mehr in den Vierundzwanzig-Artikel-Ver-
trag aufgenommen. Deutschland konnte also nicht etwas verletzen, was gar
nicht eristierte. Seine Kriegserklärung bedeutete allein die Ausübung eines
Rechts souveräner Staaten. Belgien konnte uns durchlassen, ohne die übri-
gen Garantiemächte seiner „Neutralität" zu fragen, wie es Frankreichs Truppen
1832 einmarschieren ließ, um die Holländer zu vertreiben, ohne sich an Öster-
reich, Preußen oder Rußland zu wenden! Es konnte uns ferner durchlassen,
wie Rumänien 1877 den Russen, Griechenland jetzt den Alliierten
den Durchmarsch gestattete, ohne deshalb aus ihrer Neutralität
herauszutreten. Es mußte klugerweise uns nachgeben, weil einer
Konzentration englisch-französischer Truppen in Nordfrankreich mit zwingender
Gewalt ein Vormarsch durch Belgien folgen mußte, das heißt, seine terri-
toriale Integrität auch von der anderen Seite her angetastet worden wäre. Des-
halb wäre es nur berechnet gewesen, Deutschland, weil es zuerst kam, durchziehen
zu lassen, und dadurch das Land zu schonen, zumal Belgien wußte, daß sein Heer
viel zu gering zur eigenen Verteidigung war.

Daß Belgien sich auf die Seite unserer Gegner stellte, beweist nicht nur,
daß es mit unseren Gegnern ein abgekartetes Spiel trieb, sondern, daß seine
leitenden Staatsmänner sich in vollem Irrtum über die das Land verpflichtenden
internationalen Abkommen befanden. Von einem Unrecht, das wir gutzumachen
hätten, kann daher keine Rede sein: Die Weltgeschichte ist auch hier das
Weltgericht!

Dr. Felix Freudenthal:

Unsere Unbeliebtheit.

In allzu großer Bescheidenheit haben die Deutschen seit Beginn des Welt-
kriegs als feststehende und unbestreitbare Tatsache die Behauptung hingenommen, sie seien außerhalb der schwarz-weiß-roten Pfähle stets mit scheelen Augen angeschaut worden, man hätte sie überall lieber gehen als kommen sehen.

Mit germanischer Gründlichkeit haben sich daraufhin nicht bloß namhafte Tagesschriftsteller, nein sogar hervorragende Gelehrte in erstaunlich geringer Selbsteinschätzung an die Arbeit gemacht, um zu untersuchen, worauf diese betrübende Zurückweisung beruht, und zu beweisen, wie bitter Unrecht uns stets geschehen, weil wir wirklich besser als unser Ruf sind und solch stiefmütterliche Zurücksetzung nicht verdienen.

Wäre nun die allgemeine Unbeliebtheit des Hauptzweigs der teutonischen Rasse an sich zuzugeben, so träfe unsere verehrten Gegner in Ost und West kein allzu harter Vorwurf, wenn sie das indirekte Eingeständnis für sich ausbeuten. Der von einer lügnerischen, bestochenen und korrumpierten Auslandspresse gegen uns erhobene Vorwurf ist aber gröblich übertrieben und maßlos vergrößert.

Kaum ein anderes Volk ist in Friedenszeiten soviel unterwegs wie das deutsche, und wie selten haben wir früher auf unseren ausgedehnten Forschungs-, Geschäfts- oder Vergnügungsreisen von nationalen Mißhelligkeiten gehört oder gar von bitteren Erfahrungen, die der Stammeszugehörigkeit wegen gemacht sind. Wahrlich, wir haben es wirklich nicht nötig, in reumütiger Selbsterkenntnis uns an die Brust zu schlagen, waren wir doch überall, selbst bei Russen und Franzosen, bei Engländern und Italienern willkommen, namentlich dann, wenn unser Geld in ihre Taschen floß, oder unsere Entdeckungen und Erfindungen, unsere wissenschaftlichen Erfolge und industriellen Erzeugnisse ihnen zugute kamen.

In einer langen Reihe von Wanderfahrten bin ich jahrein, jahraus zu Fuß und zu Wagen, in der Bahn und auf Dampfern in Europa umhergezogen, habe in zahllosen Gasthöfen mein Haupt zur Ruhe gelegt und bin mit Leuten aller Zungen in Berührung gekommen. Aber nicht ein einzigesmal habe ich bemerkt, daß Nichtdeutsche mir absichtlich vorgezogen wurden. Im Gegenteil. Nannte ich meinen Herkunftsort Berlin, so wurde mir, wohlgemerkt im Auslande — im Inlande gilt bekanntlich der Prophet nichts in seinem Vaterland — mit auffälliger Aufmerksamkeit begegnet, denn die Hauptstadt der Hohenzollern erfreute sich weit und breit der schmeichelhaftesten Anerkennung, die sich von selbst auf ihre Bewohner übertrug. Nur recht selten konnte ich feststellen, daß unsere Reichsgenossen das Mißfallen ihrer Umgebung erregten. Wohl aber erinnere

ich mich der ausnehmenden Höflichkeit und Rücksicht, mit der junge Kaufleute deutscher Abstammung ihren Erzählungen nach in Großbritannien behandelt wurden, und wie fühlten wir uns erst in dem trinkgeldbedürftigen, mit hinterlistiger Schläue so verschwenderisch ausgestatteten Land der Zitronen und Orangen zu Hause! Mit Wehmut werden gar manche Italiener der jetzt als Barbaren verschrieenen Tedeschi gedenken, die in ihrer unbegrenzten Begeisterung für die Antike jeden Preis bezahlten, sich ruhig über's Ohr hauen ließen und Iahrzehnte hindurch als die zuverlässigsten Freunde des neu entstandenen Königreichs galten. Selbst in Belgien, bei den Untertanen des seligen Leopold, und sogar an der Seine habe ich nur hin und wieder eine größere Zurückhaltung den östlichen Nachbaren gegenüber beobachtet, die jedoch bei näherer Bekanntschaft schnell zu verschwinden und dann einer mindestens höflichen, häufig aber geradezu bestrickenden Liebenswürdigkeit Platz zu machen pflegte. Jener aus chauvinistischen Büchern und Zeitungen übernommene Verdacht, die biertrinkenden und sauerkrautessenden Germanen seien ungeleckte Bären, vor deren Gesellschaft man sich hüten müsse, hat sich stets, wie mir viele Pariser nach einiger Zeit unseres Zusammenseins beichteten, als falsch und grundlos erwiesen; auch hier pflegte persönlicher Verkehr ererbte Vorurteile und überlieferte Abneigungen vielfach zu beseitigen. Wenn von den geschmeidigen Galliern einzelne Russen oder Engländer sichtlich bevorzugt wurden, so hatte dies meist in fabelhaftem Reichtum und in außergewöhnlicher Freigebigkeit neben politischen Hoffnungen und Erwartungen den Hauptgrund, ist es ja leider eine weitverbreitete menschliche Eigenschaft, dem blitzenden Gold und lüsternen Einflüsterungen Tür und Tor zu öffnen.

Wer könnte aber ernstlich bestreiten, daß, wie bei allen anderen Völkern, so auch inmitten unserer siebzig Millionen gewisse Typen vorhanden sind, die auf Reisen jenseits der Grenze sich wenig angenehm bemerkbar machen, die teils durch taktlose Aufdringlichkeit, teils durch übel angebrachtes Vornehmtun sich und damit auch ihre Landsleute in Verruf bringen. Einige Kreise, unbeschadet ihrer erprobten Tüchtigkeit und dienstlichen Vortrefflichkeit, haben hier früher viel gesündigt. Unsere Stärke und Überlegenheit gestattet auch mitten im Kampf, kleine Schönheitsfehler, schon um sie später zu tilgen, freimütig einzuräumen. Sicherlich abgeschmackte Unnahbarkeit und lächerliche Gottähnlichkeit tragen einen wesentlichen Teil der Schuld, wenn neuerdings von einer Abneigung des Auslandes gegen Deutsche die Rede sein kann. Steif und in sich gekehrt, als ob er am grünen Tisch dekretiere, habe ich manchen oberen Beamten, hoheitsvoll und kurz angebunden manchen Leutnant in Zivil an schweizer und französischer Wirtstafel beobachtet, wie sie jede Unterhaltung ängstlich vermeiden, vor der zeremoniellen Vorstellung um keinen Preis an ihr Gegenüber das Wort richten und ihre Entrüstung nur schwer bemeistern, wenn ihre häuslichen Gewohnheiten von Wirt und Bedienung nicht genügend gewürdigt werden.

Und nun erst die Frau Erster Staatsanwalt oder gar die Frau Geheime Kommerzienrat! Überall wollen sie ihres Titels wegen, auf den in fremden Ländern meist nicht nur kein Gewicht gelegt wird, sondern, als bei Damen unbekannt, mit verstecktem Spott gute und schlechte Witze herabregnen, bevorzugt und ausgezeichnet werden. Aufgeblasenheit und gleichzeitig Mißtrauen gegen etwaige Ehrfurchtsverletzung liest man den Geheimen förmlich vom Gesicht ab, tiefste seelische Erregung, wenn ihnen der im Ausland ungebräuchliche Wunsch der „gesegneten Mahlzeit" nicht geboten oder erwidert wird, alles im Gegensatz zu anderen Frauen der guten Gesellschaft, die, mitunter einer weit höheren Rangstufe angehörig, ganz ungeniert und frei von der Leber weg mit der bunt zusammengewürfelten Tischnachbarschaft plaudern. Ausnahmen bestätigen wie überall die Regel.

Daß es uns nicht selten an leichter Unterhaltungsgabe, an nichtssagenden Verbindlichkeiten, an leeren und hohlen Höflichkeitsphrasen fehlt, auf die namentlich die Angehörigen der lateinischen Rasse großes Gewicht legen, und von denen Franzosen und Italiener ein ganzes Lerikon voll besitzen, mag auch viel dazu beigetragen haben, in der internationalen Zensur uns ein paar Nummern herabzusetzen.

Ein weiterer, teilweise gerechtfertigter Vorwurf betraf früher unsere Kleidung. Aber die Periode der philosophischen Gleichgültigkeit gegen die äußere Hülle ist glücklicher- oder unglücklicherweise, je nach dem Standpunkt der verehrten Reisenden, als überwunden anzusehen, und wir haben uns zu dem Zugeständnis bequemt, daß bestaubte Nagelschuhe, vergilbte Touristen- und Sportanzüge in goldstrotzende Speisesäle, in lururiös ausgestattete, von aufgedonnerten Amerikanerinnen und schmuckbeladenen Russinnen besetzte Wandelhallen schlecht hineinpassen. So hat sich denn die Mehrzahl der alemannischen Rucksackträger und ihrer blonden Begleiterinnen wohl oder übel entschlossen, der natürlichen Einfachheit und Ursprünglichkeit ein Opfer zu bringen und ihrer Ausrüstung ein „Gesellschaftsgewandl" beizulegen, an dem selbst unsere verbissensten Gegner nichts aussetzen können. Was tut man nicht alles im Interesse internationaler Verständigung und um bösen Zungen, falls dies überhaupt möglich, das Handwerk zu legen. Richtige Behaglichkeit und deutsche Gemütlichkeit hat es außerhalb unserer Grenzen in den letzten Iahren nur noch in Bräustübeln und Alpenhütten gegeben, in denen jeder Landsmann ein gern gesehener Gast war, während die „Hotels", besonders die ersten Ranges, wenn sie der bewährten germanischen Oberleitung entbehrten, gerade von hochgebildeten Deutschen nicht allzu gerne aufgesucht wurden.

Leider machte sich, das ist kaum zu bestreiten, vornehmlich im Auslande eine Mittelschicht protzenhafter großstädtischer Emporkömmlinge breit, denen wir schon daheim gern aus dem Wege gehen

und die sicher dazu beitragen, durch anmaßendes Auftreten, über-
laute Unterhaltung und stetes Hervorkehren der eigenen werten Persönlich-
keit ihr Vaterland in Mißkredit zu bringen. Aber welches Volk besitzt denn keine
Krakeeler, die alles besser wissen wollen, die zu Hause mit tausend Dingen unzu-
frieden sind, jedoch sofort, wenn sie über die Grenze gelangen, von rührender
Anhänglichkeit an die Heimat gepackt, nun erst recht über die fremden Ein-
richtungen herfallen, an ihnen kein gutes Haar lassen und so Land und Leute,
deren Gastfreundschaft sie genießen, gegen sich und in ungerechtfertigter Ver-
allgemeinerung gegen ihre schuldlosen Volksgenossen einnehmen. Preise, Woh-
nung, Nahrung, Verkehrsmittel, Verwaltung und Regierung werden laut und
rückhaltlos getadelt und bespöttelt, so daß die Frage nicht unberechtigt erscheint,
weshalb solche sympathische Zeitgenossen es nicht vorziehen, statt im Ausland
Propaganda für gegenseitige Abneigung hervorzurufen, lieber in der engeren
Heimat zu bleiben, wo sie verhältnismäßig unschädlich sind. Solche Zwietracht-
bazillenträger gibt es ebensogut bei den Romanen wie bei den Slawen, am
meisten freilich bei den Angelsachsen, unseren ränkespinnenden Vettern, doch muß
wie gewöhnlich der geduldige deutsche Michel herhalten, um für einzelne gesell-
schaftliche Auswüchse am nachdrücklichsten ins Gebet genommen zu werden. Der
wahre Grund unserer neuentdeckten „Unbeliebtheit" steckt freilich gar nicht in
mangelnden Verkehrsformen, ist vielmehr in Friedenszeiten in deutscher Rührig-
keit, Fleiß und Wettbewerb, im Krieg in ungeahnten, den Feinden so uner-
warteten Erfolgen zu suchen.

Wie im Privatleben, so ungefähr geht es auch im Dasein der
Völker zu. Scharf ausgeprägte Persönlichkeiten von starkem Willen, kühnem
Unternehmungsgeist und nicht alltäglicher Tatkraft, die an sich und ihre
Angestellten die höchsten Anforderungen stellen, sind selten bei ihren
nicht gleichen Schritt haltenden Standes- und Berufsgenossen beliebt. Meist ist
das Umgekehrte der Fall. Sie erfreuen sich, je höher ihr Ansehen steigt und je
erfolgreicher ihre Arbeit sich gestaltet, nur zu bald giftigen Neides und miß-
günstigen Hasses, der erst dann voll und ganz zum Ausbruch gelangt, wenn die
ehrenwerte Konkurrenz sich stark genug wähnt, den zu schnell gewachsenen „Ge-
schäftsfreund" zu beseitigen. Solange wir nur genügsame Dichter und an-
spruchslose Denker waren, solange wir in naiver Bescheidenheit alle Plätze an
der Sonne den übrigen Herrschaften überließen und bei der Teilung der Erde
uns mit einer unbequemen Galerieecke im Himmel zufrieden gaben, wurden wir
ungemein anerkannt und gelobt; ja man war von unseren Genies um so entzückter,
je mehr wir uns politisch gegenseitig mit Steinen bewarfen und die yuer«llo»
2ll«m».u6e», die ehemaligen armseligen Kleinigkeitskrämereien und Vorrang-
streitigkeiten das bunte teutsche Reich römischen Einschlags zum Gespött Europas
werden ließen. Freilich, sobald wir es wagten, ein eigenes großes, geräumiges
Haus zu errichten, und für dies Gebäude Licht und Luft begehrten, da war es

mit der Verehrung zu Ende. In echt christlicher Nächstenliebe wurden uns die unglaublichsten Schwierigkeiten gemacht und völlig unnatürliche Bündnisse zu unsrer Erdrosselung geschlossen; großmäulige, mit englischem und französischem Gold bestochene Zeitungen mußten unsere riesige Unbeliebtheit ihren beschränkten Lesern tagtäglich vorerzählen und jeder Deutsche wurde als wilder Barbar und roher Lüstling gebrandmarkt, denen nichts heilig ist, die unschuldige Frauen ver-gewaltigen und mit Vorliebe Säuglinge zum Frühstück verzehren. Es ist unge-fähr dasselbe, als ob wir, jedenfalls mit größerem Recht, alle Russen kurzweg — »it v«uia verbn — als verlauste Trunkenbolde, alle Engländer als rüpelhafte Flegel, alle Italiener als käufliche Betrüger und alle Franzosen als geile Affen bezeichnen würden, Titulaturen, deren wir uns höchst ungern und nur in tiefster Empörung über das zynische Betragen angeblich gebildeter Völker bedienen. Immerhin entspräche dies oft der Wahrheit, während jene albernen Märchen dem fieberkranken Hirn eines feilen Preßbanditentums entstammen. Doch n6eriut 6uln metuaut! Mögen sie uns ruhig hassen, wenn sie uns nur fürchten. Wir haben endlich gelernt, daß es besser ist, Intriganten und Räuber bei ihrem echten Namen zu nennen und auf ihre Gesellschaft schmerzlos zu ver-zichten, als um des lieben Friedens halber die Wahrheit zu verschleiern und mit hinterlistigen Kreaturen Artigkeiten auszutauschen. Ist es doch eine größere Ehre, von Fälschern und Schnapphähnen gemieden zu sein, als an ihren schmutzi-gen Geschäften teilzunehmen. Daß die Kanonen schon oft die „Beliebtheit" über-raschend schnell wiederherstellten, selbst wenn andere Gründe versagten, lehrt die Weltgeschichte. Immerhin ist es vorzuziehen — zur Liebe kann man ja niemand zwingen —, mächtig, kraftvoll, siegreich und „unbeliebt" zu sein, als mit lakaienhafter Anbiederung sich um die gnädige Zuneigung dünkelhafter Schein-größen bemühen zu müssen. Der Genius Deutschlands, vor die Wahl gestellt, wird stets die erste Alternative vorziehen. —

N. Hansen

Dr. N. Hansen:

Juan Chi-Kais Denkschrift über die chinesische Monarchie.

Einer Nummer des „National Herald" aus Shanghai, die soeben mit der Chinapost eingetroffen ist, kann man den genauen Wortlaut der amtlichen chinesischen Denkschrift über die Wiedererrichtung der Monarchie entnehmen. Die Ausarbeitung dieses interessanten und zeitgeschichtlich wichtigen Dokumentes, das bisher in Deutschland nicht bekannt ist, geschah, wie eine völlig eingeweihte und durchaus zuverlässige Persönlichkeit mir mitteilte, auf Veranlassung des jetzigen Präsidenten Iuan Chi-Kai. Der Verfasser war der amerikanische Berater des Präsidenten, Dr. Goodnow, der für die Abfassung dieser nicht gerade sehr umfangreichen Ausarbeitung ein Honorar von über eine Million Mark erhielt. Die Denkschrift wurde vor mehreren Monaten in der gesamten chinesischen Presse in ihrem Wortlaut bekannt gegeben, und sie ist es im wesentlichen gewesen, die das Interesse an der jetzt heiß umstrittenen Frage: „Monarchie oder Republik?" in China wieder wachgerufen hat. In erster Linie macht jetzt der „Tscho An Hui", der Verein zur Schaffung des Friedens, für die monarchische Idee in China auf der Grundlage der nachfolgenden Ausführungen Stimmung. Die Partei wird von Iuan Chi-Kai auf's wirksamste unterstützt. Diese verfügt bereits über eine sehr große Zahl von Anhängern, und trotz der Einwendungen, welche bisher die Gesandten Englands, Frankreichs, Rußlands und Iapans in Peking erhoben haben, macht die monarchistische Bewegung in China unentwegt ihre Fortschritte. Bezeichnend für die Bedeutung, welche dieser Bewegung von englischer Seite beigemessen wird, ist, daß selbst das englische Reuterbüro die großen Fortschritte dieser Bewegung zugibt.

In der Einleitung der Denkschrift heißt es ganz allgemein über die für China künftig zu wählende Staatsform: „Ieder Staat hat eine Staatsform, die, sei sie Monarchie oder Republik, nur bestehen kann, wenn sie den Traditionen und wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes entspricht. Wenn dies nicht zutrifft, so wird die Staatsform bald einer geeigneteren weichen müssen. Die Staatsform ist kein Werk künstlicher Machenschaften und menschlicher Willkür. Für ihre Entstehung spielt die Notwendigkeit eine große Rolle, und die Machtfrage bildet dabei den Hauptfaktor. Die Monarchie findet meist in einem Einzelnen ihren Gründer. Ist dieser Einzelne gewillt, sich ein hohes Ziel zu setzen, und ist er dabei energisch genug, die Machtmittel des ganzen Landes in die Hand zu nehmen, so daß er jeden, der sich mit ihm messen will, niederschmettern kann, kommen ferner die günstigen Verhältnisse im Lande, die Fähigkeit des Machthabers zu regieren und das unübertreffliche Talent seines Nachfolgers

hinzu, so wird er stets eine Dynastie gründen können, die Generationen überdauern wird.

Nach diesen, mehr oder minder auf Iuan Chi-Kai zugeschnittenen Allgemeinsätzen geht Dr. Goodnow in seiner Denkschrift kurz auf die Geschichte der Republiken und auf die Zeitströmungen zurück, wo vor reichlich 150 Iahren das monarchische Prinzip zuerst in seinen Grundfesten in Europa erschüttert wurde. Er geht insbesondere auf die Geschichte der republikanischen und monarchischen Strömungen in England, Frankreich, in den Vereinigten Staaten, in Zentral- und Südamerika näher ein und zieht aus diesem Rückblick seine Lehren für China in folgender Weise:

Die Republik kann einem Lande erst dann nützlich sein, wenn sie für die Frage der Präsidentenfolge eine befriedigende Lösung hat. Dies wird wiederum bedingt durch die allgemeine Bildung und den höheren Intellekt des Volkes. Die politischen Voraussetzungen sind hierfür: Errichtung zahlreicher Schulen, sowie praktische Anteilnahme an der Politik und Staatswirtschaft.

Für ein Volk, dessen allgemeine Bildung noch in den Kinderschuhen steckt, ist die republikanische Staatsform höchst gefährlich. Sie führt zu keinem guten Ende. Weil die Prästdentenschaft nicht erblich ist, kann bei solchen Ländern im allgemeinen für den Nachfolger keine gute Bestimmung erdacht werden. Es wird stets eine Militärherrschaft sein, und Ausschreitungen werden an der Tagesordnung bleiben. Frieden und Unruhe werden miteinander abwechseln und Land und Volk ständig bedrohen. Man hat aber Beispiele, die deutlich genug sagen, daß die europäischen Mächte eine Militärherrschaft nicht dulden würden. Sie haben überall Handelsinteressen und ausgedehnte finanzielle Unternehmungen, die, wenn sie entsprechenden Nutzen bringen sollen, wohlgeordnete Verhältnisse und absolute Ruhe im Land und Volk erfordern.

Alsdann behandelt die Denkschrift die chinesischen Verfassungsverhältnisse in der Vergangenheit und Zukunft, und das ist entschieden der wichtigste Teil der Denkschrift, mit folgenden Worten:

„China ist seit Iahrtausenden Monarchie gewesen, und zwar eine absolute. Das chinesische Volk im allgemeinen konnte sich deshalb nicht entwickeln und einen gleichmäßigen, höheren Bildungsgrad erlangen. Ebensowenig durfte es von den Beschlüssen und Plänen der Regierung wissen, oder gar sich damit beschäftigen. Kurz, das chinesische Volk besaß nicht die Erfahrung und Selbständigkeit, sich selbst zu regieren. Als vor vier Iahren der Sprung von der Monarchie zur Republik ausgeführt wurde, sprach man einstimmig die Meinung aus, daß die Tat zu rasch und verfrüht gewesen wäre. Ein Fortschritt war damit nicht getan und dürfte auch schwer zu erhoffen sein. Wäre die erloschene Dynastie nicht eine fremde gewesen, so hätte China am besten daran getan, die Monarchie beizubehalten. Die Vorschläge der Verfassungskommission wären in Anwendung gekommen, und die Monarchie wäre allmählich auf dem Wege zur Konstitution zum

Wohle des Landes gediehen. Leider war aber die Dynastie so geartet, daß ihre Beibehaltung, weil vom Volke gehaßt, nicht in Frage kommen konnte. Es war erklärlich, daß man nach dem glücklich vollbrachten Sturz der Mandschu-Dynastie vorderhand eine Republik errichtete.

Wir sehen, daß sich China damals schon auf dem Wege zur Verfassung befand. Leider aber entbehrte es einer gesunden Basis, und es fehlte ihm auch ein einheimisches Herrscherhaus, das es liebte und ehrte. Wäre dem nicht so gewesen, so würde China heute ganz anders dastehen. Gegenwärtig ist die Frage der Präsidentenfolge noch nicht gelöst, oder besser gesagt, die vorläufige Losung keineswegs eine befriedigende. Würde der jetzige Präsident aus seinem Amt scheiden, so würden die tragischen Szenen, die in den südamerikanischen Staaten sich fortgesetzt abgespielt haben, in China ihre zweite Aufführung erleben, zumal die augenblicklichen Verhältnisse Chinas mit denen der südamerikanischen Staaten übereinstimmen. So wäre nicht ausgeschlossen, daß dieser eine Umstand allein die Unabhängigkeit Chinas durch die Einmischung der Mächte wegen der dadurch entstehenden und nicht sofort zu unterdrückenden Revolution zerstören könnte. Unwillkürlich taucht dann in demjenigen, der auf Chinas Fortkommen und sein Glück bedacht ist, die Frage auf: Wäre es nicht besser, wenn China wieder monarchisch würde?

Es ist schwer, hierauf eine sachgemäße Antwort zu geben. Soviel steht fest, daß die Monarchie für China bei weitem besser ist, als die Republik. Denn China kann seine Interessen und seine Unabhängigkeit nur durch eine gute Verfassung wahrnehmen und beschirmen. Diese Verfassung läßt sich in China unter Berücksichtigung der Traditionen und gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse durch die Monarchie viel leichter durchführen.

Trotzdem darf die Umformung, wenn sie erfolgreich sein soll, ohne strikte Erfüllung folgender Bedingungen nicht vor sich gehen.

t. Durch den Wiederaufbau der Monarchie darf nichts getan werden, was bei dem Volk und den Mächten Anstoß erregen könnte. Noch weniger darf den vor kurzem unterdrückten Unruhen Gelegenheit gegeben werden, sich aufs neue zu beleben. Absolute Ruhe und Ordnung muß um jeden Preis aufrecht erhalten werden, damit die Gefahr der Einmischung auch nicht die geringste Nahrung finde.

2. Die Bestimmung des Thronerben muß eindeutig festgelegt sein, sonst verliert die Monarchie ihren der Republik gegenüber so überlegenen Vorteil. Es ist bereits betont worden, daß es gefährlich sei, die Bestimmung des Thronfolgers dem Monarchen selbst zu überlassen. Obwohl das Ansehen und der Machtbereich eines Herrschers größer ist, als bei einem Präsidenten, so wäre es gänzlich verfehlt und unnütz, wenn man um seinetwillen die Monarchie errichten würde.

Eben dieser Umstand, daß der Thron dauernd einen rechtmäßigen Herrn besitzt, gibt hier den größten Ausschlag.
3. Es ist ebenfalls verfehlt, wenn die monarchische Regierung nicht für die Vorbereitung und Vervollkommnung der Verfassung Sorge trägt. Will China unter den Mächten einen ihm zukommenden Sitz erlangen und behaupten, so muß im Volke die Liebe zum Vaterlande gestärkt werden. Ieder Chinese muß in sich das Bewußtsein tragen, daß er ein Bestandteil vom Ganzen sei und eine bestimmte Rolle in der Politik zu spielen habe. Das Volk muß an der Politik seines Vaterlandes teilnehmen und der Regierung Kraft und Stütze bieten, damit diese im Vertrauen darauf gegen auswärtige Demütigungen mit entsprechender Haltung auftreten kann. Die Regierung soll dem Volke ein glückspendendes Organ sein, dessen das Volk sicher ist und über das es jederzeit Kontrolle ausüben kann. Nur so, durch das Zusammenarbeiten von Volk und Regierung, kann eine Monarchie heutzutage gedeihen und dem Lande dienen."
Politisch interessant ist schließlich an der Denkschrift noch folgender Abschnitt, der Stellung nimmt zu der eventuellen Einmischung der europäischen Großmächte und Iapans, die bekanntlich ja bereits erfolgt ist. Es heißt dort: „D i e Mächte haben eigentlich zu der Frage der Staatsreform keine direkteBeziehung. Diese tritt aber sofort zutage, wenn die Republik eine Militärherrschaft wird. Denn eine Folge der Militärherrschaft ist immer die Revolution, welche die Handelsinteressen der Mächte stark gefährdet und dadurch vielleicht den Mächten Anlaß zu einer Einmischung gibt. Um ihre Interessen wahrzunehmen und dieselben zu beschützen, würden die Mächte selbst vor einer Entmündigung und Einverleibung des betreffenden Landes nicht zurückschrecken. Daher darf China nicht leichtfertig und eigenwillig seine Staatsform ändern, weil eine Revolution eintreten könnte. Die Vorgeschichte der südamerikanischen Staaten möge uns eine genügende Warnung sein. Die Regierung muß sich darüber klar sein, ob bei der Umwandlung der Staatsform die frühere Ordnung und Ruhe aufrecht erhalten werden kann; sonst würde bei Eintritt dieser Befürchtungen eine Einmischung auswärtiger Mächte nur zu bald unsere Unabhängigkeit gefährden."

Geh. Sanitätsrat Dr. Richard Paasch:
Von Kunst und Künsten.
Beinahe so alt wie ihre künstlerischen Bestrebungen ist das Bemühen der Menschheit, die Kunst zu begreifen. Die Tatsache, daß die Künste unser Dasein verschonen, uns dem Alltag zu entrücken vermögen, Stimmungen, Entschlüsse und Taten anregen, führte frühzeitig dazu, ihnen einen metaphysischen Hintergrund zu geben und von ihren Aufgaben und Gesetzen zu sprechen.
Weil man dabei aber zu unrecht verallgemeinerte und von der Wirkung auf einen zielbewußten Urheber schließen zu müssen glaubte, bekunden gewissenhafte Denker ästhetischen Problemen gegenüber häufig eine starke Voreingenommenheit. Wir empfinden indessen trotzalledem, daß hinter der verwirrenden Mannigfaltigkeit der Einzelkünste die Kunst als solche stehe, und daß es daher eine Formel geben müsse, durch die sich das Wesen der Kunst ein für allemal aussprechen läßt.
Man muß nun beim Zergliedern des Kunstbegriffs zunächst von den Bedingungen ausgehen, unter denen ein Kunstwerk entsteht, sodann aber seine Wirkungen ins Auge fassen. Ersteres führt uns auf die Persönlichkeit des Künstlers. Seine Wirkungen aber lehren uns, die Bedürfnisse der Menschheit in Betracht zu ziehen, insofern sie durch Kunstgenuß befriedigt werden. Beide Betrachtungsweisen ergänzen einander, da der Künstler ja gleichzeitig Mensch ist und in jedem Genießenden wiederum in irgendwelchem Sinne ein Künstler steckt.
Die Kunst an sich zum Ausgangspunkt zu wählen, ist falsch. Sollen unsere Betrachtungen doch erst ergeben, unter welchen Voraussetzungen man überhaupt von Kunst sprechen darf. Mit anderen Worten: wir haben der Kunst nicht vorzuschreiben, was sie soll, sondern aufzumerken, wie sie sich äußert, welcher Mittel sie sich bedient, und was dabei herauskommt.
Der Künstler verwendet Darstellung von Eindrücken der Außenwelt als Aus druck seiner Innen welt.
Iedes große Kunstwerk ist daher sozusagen ein Selbstporträt, selbst, wenn es lediglich den Geschmack eines ganzen Zeitalters widerzuspiegeln scheint und sich in überlieferten Vorschriften und Vorurteilen befangen darstellt. Gibt es doch auch, im eigentlichen Sinne, Selbstporträts in Zopf und Perücke!
Ein Kunstwerk ist die Spiegelung einer Persönlichkeit, aber nicht jede Selbstbespiegelung ist ein Kunstwerk. Ein Kunstwerk ist die Spiegelung einer für die Menschheit wertvollen Persönlichkeit. Für die Menschheit ist indessen nur wertvoll, was ihrer Kultur förderlich ist.
Auf dem Boden der Kultur soll eine neue Generation über die alte hinauswachsen. Sie muß daher alle Bedingungen für einen Nachwuchs schaffen, der

eine Steigerung dessen bedeutet, was der Begriff Mensch vor ihm umschloß. Die führenden Geister auf allen Kulturgebieten, in Wissenschaft und Kunst, arbeiten an einer Höherentwicklung des Menschentums.
Der Künstler muß es verstehen, mich durch die Kraft seiner Ausdrucksweise an der Eigenart seiner Lebens- und Weltauffassung teilnehmen zu lassen. Fühle ich mich durch ihn bereichert, ist er für mich wertvoll. Der Durchschnittsmensch ist nur zufrieden, wenn er durch ein Kunstwerk in seinen eigenen, mehr oder weniger guten Eigenschaften und Neigungen bestärkt wird, wenn der Künstler ihm schmeichelt.
Der Künstler muß bestrebt sein, sich aus der Kunst, für die er sich berufen fühlt, ein möglichst vollkommenes Werkzeug zu schaffen. „Kunst" kommt von „Können". Und so wird der Künstler mit den Mitteln seiner Kunst, handle es sich um Melodie und Harmonie, Worte und Gedanken, oder um Farben und Formen, eben mehr anzufangen gelernt haben als der Uneingeweihte. Da er die Eindrücke der Außenwelt als Ausdruck seiner Innenwelt verwertet, wird liebevolle Beobachtung und Nachbildung dieser Außenwelt Grundbedingung für jedes künstlerische Schaffen sein. Was er von ihr benutzt, was er der Beachtung für nicht wert hält, was er hervorhebt, was er unterdrückt, was er an ihr verändert, w i e er es verändert — das ist es, was seine Eigenart ausmacht, was wir seine Handschrift, seinen Stil nennen.
Virtuosität in Berherrschung der Ausdrucksmittel indessen mit Kunst zu verwechseln, ist ein verhängnisvoller Irrtum.
Höchste und reinste Kunst läßt uns die Person des Künstlers und seine Ausdrucksmittel über dem Kunstwerk vergessen; denn der Künstler ist in diesem Fall nur der Vermittler von Ideen, die uns auf andere Weise unaussprechlich erscheinen. Die so aufgefaßte Kunst ist Offenbarung. Zu ihr verhält sich der Künstler weniger wie ein Priester, als vielmehr wie ein Medium, das sich Kraft seiner Persönlichkeit zum Dolmetsch transzendenter Begriffe eignet.
Die verschiedenen Künste haben zunächst das Gemeinsame, daß sie etwas festzuhalten versuchen. Alles Vorhandene verändert sich. Die Kunst entzieht das von ihr Ergriffene und Festgehaltene den Einflüssen, denen die Dinge dieser Welt unerbittlich verfallen erscheinen. Sie erhebt sie über Raum und Zeit. Kunst hält fest und verewigt Formen, Farben und Töne, Ereignisse, Gedanken, Gefühle und Stimmungen. Alles von der Kunst Dargestellte erhält dadurch die Anwartschaft auf ein Fortbestehen und muß des Fortbestehens daher auch würdig sein. Diese Anwartschaft kann nun freilich auf sehr verschiedene Weise erworben werden, und die Eigenart des Künstlers wie die des Genießenden und Beurteilenden lassen für die Auswahl des Darzustellenden, wie für die Darstellungsweise einen weiten Spielraum. Hier hat das Persönlichste neben dem Allgemeingültigen seine volle Berechtigung, allerdings immer mit der Einschrän-

kung, daß auch das Persönliche seine Fühlung mit dem Kulturideal nicht ver-
liere.
Die lebenswahre Wiedergabe eines Menschen, einer Landschaft, an der
unsere Liebe, unsere Sehnsucht hängt, — ein sogenanntes Stillleben, das uns
mitempfinden läßt, wie innig und treu ein Meister den heimlichsten Offenbarun-
gen in der Erscheinungswelt nachzuspüren versteht —, andererseits eine Technik,
der es gelingt, das Wesentliche der Dinge festzuhalten, das Flüchtigste KU
bannen, wenn vielleicht auch in einer Ausdrucksweise, die dem Harmlosen sprung-
haft und frech erscheinen mag — alles das kann des Festgehaltenwerdens würdig
und deshalb Gegenstand und Ziel echten Kunstbemühens sein. Von der natur-
getreuen Schilderung eines Mopses bis zur Sirtinischen Madonna, von der
rührenden Einfachheit eines Volksliedes bis zu den Schauern, in denen uns eine
Beethoven'sche Symphonie erbeben läßt, von der verblüffenden Realität der
Franz Hals'schen Hille Bobbe bis zu michelangelesker verklärt naturalistischer
Idealplastik — welch eine Fülle abgestufter Schönheit, die aber auf jeder Stufe
von sich behaupten darf, den höchsten Forderungen an künstlerische Betätigung
gerecht zu werden; denn hier kommt eben das Individuellste zu seinem Recht,
wenn es in irgendeinem Sinne, bescheiden oder führend, an der Lösung des
Kulturproblems mitarbeitet. Sobald sich freilich die Kunst von Sondergeschmack
und Auswahl zum Allgemeingültigen, von der Nachahmung zu den Ideen erhebt,
beschränkt sich das Charakteristische zu Gunsten des Schönen. Aber auch der
vielumstrittene Begriff Schönheit gestattet eine Beleuchtung von verschiedenen
Standpunkten aus.
Drei Grundsätze, meine ich, kommen für die Beurteilung des Schönen inner-
halb jeglicher Kunst in Betracht, drei Prinzipien, die gleichzeitig eine Steigerung
nnd Konzentration des Kunstschönen bedeuten.
Von ihnen zieht das mathematisch formale Prinzip seine
Grenzen am weitesten. Unsere Sinnesorgane, soweit sie sich an künstlerischem
Genießen beteiligen, sind nämlich auf optische und akustische Phänomene einge-
stellt, die sich in mathematischen Formeln ausdrücken lassen. Wir wissen aus der
Lehre von den Tonempfindungen, daß nur eine verhältnismäßig beschränkte Aus-
wahl von Tonfolgen und Tonverbindungen von uns als Wohlklang empfunden
wird. Das gleiche gilt von den Farben, deren Zusammengehörigkeit sich nach
physikalischen Überlegungen ermitteln läßt. Ein leicht zu übersehendes einfaches
Verhältnis der Teile zu einander wie der Teile zum Ganzen ist es, was uns in
allen Künsten als Schönheit berührt, mögen wir es nun im gegebenen Falle
Proportion, Rhythmus, Harmonie, Komposition oder Disposition nennen.
Goethe nennt es die verheimlichte Symmetrie, worauf doch eigentlich alles an-
komme. Künstlerischen Ausdruck finden, heißt: das Unend-
lichgroß der Möglichkeiten auf das für unsere Sinne

Übersichtliche beschränken. Hierher gehört aber auch unser Bedürf-
nis, allzu schroffe Gegensätze zu überbrücken und Mißklänge aufzulösen. Wir
fordern Übergänge, Übergänge in Farben, Formen, Akkorden, Worten und
Gedanken, und lassen das Sprunghafte nur gelegentlich als Prüfstein unseres
Witzes und unserer Kombinationsgabe gelten.
Einen engeren Kreis schon bedeutet das Prinzip ersichtlicher
Zweckmäßigkeit. Nach ihm halten wir für schön, was uns einen Zweck,
eine Bestimmung, leichtfaßlich und eindrucksvoll auszudrücken scheint. Die
Werke der Baukunst und die Schönheit der Tiere wollen nach ihm beurteilt sein,
wenn auch bei ihnen noch alles das mitspricht, was ich soeben über unser Wohl-
gefallen an der reinen Form auseinandergesetzt habe, während bei letzteren schon
das Streiflicht nicht übersehen werden darf, das mit dem Umstande auf sie fällt,
daß wir sie unwillkürlich stets nur im Hinblick auf den Menschen beurteilen
können.
Denn im menschlich egoistischen Prinzip schließlich kommt die
alte Weisheit des Protagoras zu ihrem Recht, daß der Mensch das Maß aller
Dinge sei. Wir benutzen daher die menschliche Gestalt, menschlichen Ausdruck,
menschliches Empfinden, menschliche Eigenschaften und Fähigkeiten als den
höchsten Maßstab für alles, was an uns mit dem Anspruch auf Schönheit heran-
tritt. Wähnte sich doch ein naives Geschlecht nach dem Bilde Gottes geschaffen
und gaben doch, umgekehrt, die schönheitsdurstigen Griechen ihren Göttern die
Gestalt verklärter Menschen! Es ergibt sich mithin für das Kunstschöne eine
Stufenfolge, insofern unser Wohlgefallen an Harmonie und Proportion doch erst
einen Höhepunkt erreicht, wenn diese zu menschlicher Erscheinung, menschlichem
Fühlen und menschlichen Gedanken in Beziehung treten.
Zwischen den einzelnen Künsten nun finden sich Grenzgebiete und Über-
gänge von einer zur andern. Man darf daher vermuten, daß sich die eine aus
der andern entwickelt und daß also ihre Gesamtheit einen gemeinsamen Ursprung
habe. Für eine derartige Untersuchung können wir ebenfalls verschiedene Aus-
gangspunkte wählen.
Architektur und Musik, so oft miteinander verglichen, entspringen dennoch
entgegengesetzten Polen am mystischen Untergrund der menschlichen Empfin-
dungen. Wir werden in folgendem sehen, daß auch diese entgegengesetzten
Pole sich anziehen.
^.retliteetui'», artium mater.
Haus und Siedelung, die Uranfänge der Baukunst, entstammen dem Be-
dürfnis. Der Mensch muß sich gegen die Unbilden der Witterung, gegen
wilde Tiere und Feinde schützen. Bald gilt es aber, den Sitz des Häuptlings,
das Versammlungshaus, das Heiligtum herauszuheben und zu bezeichnen. Die
Baukunst wird zur Mutter der Künste, und zwar ist es die Bildnerei, die Plastik,

der ihre ersten Aufgaben zufallen. Frühzeitig entstehen Götterbilder und Denkmäler. Doch auch äußere und innere Wandflächen bedecken sich mit Darstellungen, die sich auf Sinn, Zweck und Bestimmung der von ihnen umschlossenen Räume beziehen. Das farbige Flachrelief führt zur Malerei, die ihren Gestalten vermöge der Perspektive eine Umgebung zu schaffen vermag, während die Schöpfungen der reinen Plastik im leeren Raum stehen. Trotz alledem muß auch die Schrift zuhilfe genommen werden, um den Inhalt des Dargestellten verständlicher zu machen, zu erläutern und zu ergänzen. Inschriften füllen nicht nur die Lücken des bildnerischen und gemalten Flächenschmucks, sie überziehen denselben und verdrängen ihn schließlich. Die Sprache ihrerseits schafft sich Formen, die das Gedächtnis unterstützen. Die Poesie wird ebenfalls zu einem Hilfsmittel, um Erscheinungen, Vorgänge, Gedanken und Empfindungen, soweit diese erhaltungswürdig erscheinen, festzuhalten. Eine rhythmisch gegliederte, melodische Vortragsform vermag außerdem Stimmungen wirkungsvoll zu unterstützen und zu steigern. Hiermit sind wir zur Musik gelangt, die sich zu einer derartigen Höhe der Ausdrucksfähigkeit erheben kann, daß sie, losgelöst vom Wort, als selbständige Kunst Gefühle und Regungen zum Ausdruck zu bringen und festzuhalten imstande ist.

Wir sehen also, daß die Architektur die Plastik, daß diese die Malerei, diese wiederum die Poesie und die Poesie die Musik erzeugt, und zwar, daß jedes Glied dieser Entwicklungsreihe aus dem Bestreben erwächst, Zweck und Aufgabe des voraufgegangenen zu faßbarerem Ausdruck zu bringen, es zu deuten und zu verdeutlichen.

Zwang nun aber die Not den Menschen, seine Feuerstätte zu schützen, Höhlen wohnlich herzurichten, Zelte und Hütten zu bauen, so widmet er den verfügbaren Überschuß seiner Kraft und Zeit dem Spiel und der Erholung in freier Bewegung und erwartet vom Traum und Rausch, daß sie ihn die Wirklichkeit, den Kampf und die Not des Lebens vergessen machen. Tanz und Marsch bedingen Rhythmus und musikalische Begleitung. Bald fügt er einen Tert hinzu, um die oft sinnbildliche Bedeutung seiner Spiele festzulegen. Freude und Trauer, Liebeswerben, Eheschließung und Begräbnis bilden die Anlässe. Die Taten der Vorfahren und Götter werden durch das der Musik untergelegte Wort festgehalten. Vers und Reim erinnern uns an diesen Urzustand; denn es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß sie erfunden wurden, um die gebundene Rede dem Gedächtnis um so fester einzuprägen und dadurch die Möglichkeit einer Überlieferung zu schaffen, lange, bevor diese durch Erfindung von Schrift und Druck erleichtert wurde. Alle Verse sind versus memoria!««. Epos und lyrischer Erguß werden sich nebeneinander entwickelt haben, während das Drama eine weitere Stufe bedeutet, nämlich den Wunsch, das geistig Geschaute körperlich greifbar vors Auge zu stellen. Aber auch das niedergeschriebene Wort verlangt tildliche Erläuterung. Es kommt zur Illustration, die in Papyrusdarstellungen,

asiatischen und mittelalterlichen Miniaturen ehrwürdige Vertreter hat. Als solche Illustrationen im großen sind die bildergeschmückten Wandflächen indischer, assyrischer und ägyptischer Tempel, Paläste und Grabkammern zu betrachten, in denen sich die figürlichen Darstellungen noch mit schriftlichen Aufzeichnungen in den Raum teilen müssen, während es erst eine vollendetere Formensprache wagen darf, für sich allein zu sprechen und schließlich plastische Gestalten, losgelöst und in sich selbst abgeschlossen, gereifterem Verständnis als Symbole allgemeingültiger Ideen hinzustellen. Für sie schafft alsdann das harmonisch gegliederte Monumentalbauwerk eine künstlerische Umwelt, und der Genius der Baukunst krönt diese Entwicklungsreihe, die, mit der Musik beginnend, nicht im Bedürfnis, sondern im Spieltrieb, im Rausch und im Kraftüberschuß wurzelt.

Ich habe hiermit zwei Entwicklungsgänge geschildert, deren Gegensätzlichkeit sich dadurch kennzeichnen läßt, daß man sie, als vom Verstand, beziehungsweise vom Gefühl vorwiegend beherrscht, auf die entgegengesetzten Pole des menschlichen Intellekts bezieht. Beide Betrachtungsweisen ergänzen sich aber zu einem Ringe, da sie durch das Gebiet sämtlicher Künste in gegenläufiger Bewegung zum Ausgangspunkt, dem menschlichen Auffassungs- und Empfindungsvermögen, zurückkehren, nicht unähnlich einem elektromagnetischen Strome; denn auch in diesem macht sich vom positiven zum negativen Pol und umgekehrt Kraftbetätigung und innige Wechselwirkung bemerkbar.

Malerei
Poesie /^ >^ Plastik
Dionysisch ^ ^ Apollinisch
Musik Baukunst

Diese Einordnung der Künste in einen in sich selbst zurückkehrenden Kreis mit sich entgegenlaufenden Stromrichtungen bietet uns nun für die Auffassung der Gesamtkunst wie der Einzelkünste eine Reihe von nicht zu unterschätzenden Vorteilen.

Zunächst belehrt sie uns über den von Friedrich Nietzsche betonten Gegensatz des Dionysischen und des Apollinischen, indem sie uns die Quelle des ersteren im Gefühlspol nachweist, während sie das Apollinische aus der verstandesmäßigen Anschauung ableitet. Wie diese sich nun durch eine Reihe von Entwicklungsphasen in enthusiastischen Rausch wandelt, erhebt sich das Dionysische unter fort-

gesetztem Streben nach Verdeutlichung schließlich zu reinster, leuchtender Klarheit.

Während dieses Strömens von einem Pol zum andern findet daher auch eine fortgesetzte gegenseitige Befruchtung statt. Das Apollinische erhält durch das Eindringen des Dionysischen in seine Sphäre eine höhere Weihe. Die Baukunst wird durch den in ihr erkennbaren Geist der Musik geadelt, die Plastik durch die Poesie verklärt. In der Malerei wogt es in beständigem Kampf zwischen den Vertretern strengeren und aufgelösten Stils. Die wortlose Musik aber erreicht erst ihren Gipfel mit dem feingegliederten symphonischen Satz, der uns in mehr als einer Hinsicht an die auch für die Architektur gültigen Gesetze erinnert.

Wir glauben jetzt aber auch zu verstehen, daß die Einzelkunst ihre Höhe nur erreicht hat, wenn ihre Schöpfungen der Erläuterung durch eine andere nicht bedürfen — ein Kunstwerk müsse ohne Kommentar verständlich sein, ist eine alte berechtigte Forderung — und sie dabei einen Entwicklungs *f o rts chritt* vorstellt, wenn sie eine Erfüllung bedeutet. So die Musik, wenn das Wort nicht mehr ausgereicht hatte, dämonischem Gefühlsüberschwang genüge zu tun; so die Architektur, wenn sie berufen wurde, Ausdruck des gesamten Kunstempfindens eines Zeitalters zu sein.

Des weiteren lehrt uns meine Betrachtungsweise, die Stärke der in jeder Kunst stets vorhandenen Gegenströmungen abschätzen und damit feststellen, in welcher Richtung ihre Fortentwicklung zu erwarten stehe. Für das Lebenswerk jedes Künstlers wie für die künstlerische Bedeutung ganzer Zeitabschnitte haben wir somit einen gerechten, untrüglichen Maßstab. Wo das Wort nicht weiter könne, fange die Musik an, hat Richard Wagner einmal mit Bezug auf christlich-musikalischen Ausdruck behauptet; Beethovens neunte Symphonie beweise andrerseits aber „wo die Musik nicht weiter kann, da kommt das Wort". Hier haben wir meinen gegenläufigen Strom, wenn auch nur einen Teil von ihm; denn Entsprechendes läßt sich über die Grenzgebiete zwischen allen übrigen Künsten aussagen. Wo das Wort nicht ausreicht — nämlich für die bildhafte Anschauung — kommt die Bühne. Über die Mängel der Bühne mit ihren menschlich allzumenschlichen Hilfsmitteln erhebt sich die bildende Kunst. Und umgekehrt, wenn Zeichnung und Malerei das Anekdotische überwuchern lassen, löst sie das lebende und sprechende Bühnenbild ab. Sobald sich der Gedankeninhalt der dramatischen Poesie indessen faustisch vertieft, bildet das Theater nicht mehr ausschließlich Ziel und Stätte ihrer Wirksamkeit. Wenn auch jede echte dramatische Dichtung unter allen Umständen bühnenwirksam bleibt, wird sie als Höhenkunstwerk außerdem aber Eigenschaften aufweisen müssen, die sie über die Bühnenaufführung hinaus wertvoll erscheinen lassen. Die Aufführung darf nichts bringen, was ihr durch die Dichtung nicht vorgeschrieben wurde. In bezug auf endgültige Prägung von Ewigkeitswerten wird diese dagegen für eine Aufführung stets unerreichbar bleiben.

Richard Wagners Traum vom Gesamtkunstwerk wird der Entwicklungs-
möglichkeit jeder einzelnen Kunst nicht gerecht. Die vielseitige kolossale Begabung
dieses Meisters war eben trotzdem allzu einseitig auf das Musikalische eingestellt,
um gleichzeitig dem apollinischen Ideal völlig genügen zu können.
Wagner selbst unterschied übrigens Mimik, Musik und Dichtkunst, als aus
dem Wesen des Menschen entspringend, von der Architektur, der Plastik und der
Malerei, die an die Mittel der Natur gebunden seien. Man beachte die Stellung,
die er dabei der Mimik einräumt, als sei sie eine unabhängige, vollwertige, echte
Kunst. Sie gehört aber zu den nachschaffenden Künsten, wie auch Tanz, Gesang
und Instrumentalmusik. Allerdings käme erst im Verein mit diesen die berühmte
Neunzahl der griechischen Musen heraus! Bischer stellt den Raumkünsten die
Zeitkünste gegenüber, Fechner und Dessoir den Künsten der Ruhe die der Bewe-
gung, wahrend Wundt „die Grundformen aller künstlerischen Betätigung der
Phantasie" in die bildenden und die musischen Künste trennt, die einander er-
gänzen. Er hebt damit ebenfalls einen Gegensatz ihres Wesens hervor, ohne für
die Tatsache, daß sie einander ergänzen, eine ganz befriedigende Erklärung zu
geben. Alle Philosophen, soweit sie ästhetische Probleme aufstellen, zerfallen
außerdem in Idealisten und Formalisten, je nachdem sie das Wesentlichere des
Kunstwerks in dessen Inhalt oder in seinem Ausdruck sehen.
Wollen wir unsererseits nun den Wünschen der neuzeitlichen Erperimental-
psychologie Rechnung tragen, so könnten wir unsere Gruppierung auf den
Unterschied zwischen Auge und Ohr beziehen, auf die Sinnesorgane, deren
Tätigkeit den sogenannten niederen zur Deutung des Weltbilds überlegen zu
sein scheint, obwohl wir es fassen und begreifen nennen, wenn wir uns
bei Beurteilung des Dings an sich vom Trug dieser Sinne freigemacht zu haben
glauben! Hier taucht die Frage auf, wie geschieht es, daß sich physikalische Phä-
nomene in seelische Erregungszustände umsetzen? Wie kann die Musik, nach
Schopenhauer, zum unmittelbaren Ausdruck transzendenten Empfindens werden?
Genügt hierfür die Hypothese, daß der Hörer beim Erklingen künstlerisch ver-
werteter Tonverbindungen innerlich mitsinge und daß dadurch seine Atmung,
seine Blutbewegung beeinflußt und somit seine Vorstellung gezwungen werde,
sich in Rhythmen, Tempo und Intervallen zu bewegen, die den natürlichen Aus-
druck für Freude, Ausgelassenheit, Mut und Begeisterung, wie für Kummer,
Schmerz und Verzweiflung bilden? Wir kennen die hüpfenden Weisen des Fröh-
lichen, die Molltöne der Wehmut, das chromatische Seufzen, die unaufgelöste Dis-
sonanz seelischer Qual, den Hiatus des Schrecks. Andererseits ist es ja eine leicht
zu beobachtende Tatsache, daß stockender Atem und verstecktes Seufzen ein stim-
mungsvolles Adagio begleiten, und daß rhythmische Mitbewegungen und Tanzlust
die Folge heiterer prickelnder Musik zu sein pflegt.
Dem sei indessen, wie ihm wolle. Durch keine Überlegung und Deutelei
wollen wir uns das Glück verkümmern lassen, das uns die Künste als Symbole

mehr geahnter als bewiesener Zustände »üb »poeie a«t«ruitati» zu gewähren imstande sind.

„Denn, wahrlich, alle Kunst ist Schöpfungsdrang,
Und Schöpfungsdrang ist Liebe — Liebe, die
Erschaffen muß, woran sie hängen mag,
Wenn es sich nie und nirgends in der Welt
Gestaltete, wie es in Träumen ihr
Als Wonne, Gipfel, Glück erschienen war!"

Herm. Fernau:

Die mazedonische Frage.

Beim Abschluß des Bukarester Friedens 1913 konnte man einen Augenblick glauben, die mazedonische Frage sei gelöst. Doch hatten gute Kenner der Balkanverhältnisse schon damals Zweifel in die Dauerhaftigkeit des neuen Balkanstaates gesetzt, und die Ereignisse von heute geben ihnen recht. Denn heute wird der Bukarester Vertrag von keinem Balkanstaat mehr als gültig anerkannt, und Bulgarien ist mit der ausgesprochenen Absicht in den Krieg gezogen, diesen Vertrag durch einen neuen zu ersetzen, der ihm den Besitz Mazedoniens sichert.

Welche Rechte besitzt Bulgarien auf diese Provinz, die es so hartnäckig für sich beansprucht? Folgen die Bulgaren hier einem imperialistischen Macht- und Eroberungsgedanken oder ist ihre Forderung auf alte Rechte, Traditionen und ethnologische Tatsachen gebaut?

Obgleich eine erschöpfende Darstellung dieses überaus komplizierten Problems im Rahmen einer kurzen Studie nicht möglich ist, soll hier immerhin die Beweisführung versucht werden, daß im Laufe der Geschichte Mazedonien und das heutige Bulgarien immer Provinzen desselben Landes waren, daß das Schicksal beider von jeher aufs engste miteinander verknüpft war, daß das Erwachen ihrer nationalen Idee dem gleichen Ziele zustrebte, und daß die Bulgaren recht haben, wenn sie behaupten, daß auf beiden Seiten einer künstlich und nach Gutdünken gezogenen Grenze Menschen des gleichen Volkes leben, die von dem einheitlichen und starken Willen beseelt sind, mit ihrem Stammlande eine nationale Einheit zu bilden.

Seit dem neunten Iahrhundert hatte sich der bulgarische Staat auf der Balkanhalbinsel endgültig gefestigt. Er hatte dem von Byzanz kommenden

Widerstand und dem Ansturm neuer Eroberer erfolgreich Trotz geboten, war
nicht nur im Besitz ganz Mazedoniens, sondern erstreckte seine Grenzen auch
weiter nach Westen hin. Allerdings waren die damaligen bulgarischen Grenzen
häufigen und beträchtlichen Schwankungen unterworfen; bald gingen sie bis zum
Adriatischen Meer und Kroatien im Westen und bis zur heutigen Linie Midia—
Enos im Osten, bald schrumpften sie zusammen bis zum Drin und Rhodope-
gebirge. Immer aber schlossen sie Mazedonien und das heutige Nordbulgarien
ein. Für ihre beständigen Kriegszüge gegen das Byzantinerreich rekrutierten sie
ihre Krieger sowohl an den Ufern der Donau, wie im Lande der Ochridaseen.
Beunruhigt durch die beständigen Einfälle der Bulgaren unternahm Byzanz
Gegenangriffe, und Kaiser Basilius II. eroberte 1018 ganz Ost- und einen Teil
Westbulgariens. Der Hauptkampf spielte sich in Mazedonien ab, wo der Bulgaren-
könig Samuel den Byzantinern fünfundvierzig Iahre lang hartnäckigen Wider-
stand leistete. Seine Hauptstadt war nahe bei Ochrida, und seine Staaten um-
faßten damals außer ganz Mazedonien und einem Teil von Nordbulgarien auch
Epirien, Albanien und ganz Serbien. Mazedonien war also damals, wie wir
sehen, der Zufluchtsort für die bulgarische Unabhängigkeit.
Im Iahre 1186 befreite sich Bulgarien vom byzantinischen Ioch und
eroberte seine alten Grenzen zurück, die es bis zumEnde des dreizehnten Iahrhunderts
intakt zu halten wußte. Um diese Zeit werden die ersten Spuren der politischen
und militärischen Dekadenz des bulgarischen Königreichs bemerkbar. Es verlor
seine Provinzen im Osten abermals an Byzanz, während ihm die Serbenkönige
Ourusch und Duschan die Westprovinzen wegnahmen.
Von 1310 bis 1345 eroberten die Serben ganz Mazedonien, Albanien und
einen Teil von Epirien. Sie behielten die Oberhoheit über diese Gebiete bis zum
Beginn des fünfzehnten Iahrhunderts, als die Türken sie daraus verdrängten.
Diese, etwa ein Iahrhundert dauernde Herrschaft der Serben über Mazedo-
nien ist die einzige historische Rechtfertigung, die die Serben für den Besitz
Mazedoniens haben. Aber gleichwie die Bulgaren im Laufe ihrer langen Herr-
schaft über Serbien (Belgrad, die serbische Hauptstadt, war beispielsweise 408
Iahre unter bulgarischer Herrschaft) wenigen oder gar keinen Einfluß auf die
serbische Volkspsyche ausgeübt hatten, ebensowenig war die serbische Herrschaft
über Mazedonien imstande, den gründlich bulgarischen Charakter dieses Landes
zu ändern. Dies ist so wahr, daß, als im Iahre 1371 der Serbenkönig Vukaschin
in Mazedonien eine Armee gegen die bereits drohend werdenden Türken ver-
einigte, die Historiker dieser Epoche davon sprechen, daß Vukaschin an der Spitze
bulgarischer Truppen die Osmanen bei Tschermen (nahe bei Adrianopel)
bekämpft und dort den Heldentod gefunden habe.
Als im fünfzehnten Iahrhundert die Türken Mazedonien endgültig erobert
hatten, war es also ein durchaus bulgarisches Land geblieb«n. Es bleibt zu wissen

übrig, ob Mazedonien unter der nunmehr beginnenden langen Türkenherrschaft
diesen Charakter verloren hat.
Das erste, was die Türken in den von ihnen eroberten Balkanprovinzen
zur Sicherung ihrer Herrschaft unternahmen, war, daß sie die unterworfene Be-
völkerung ihrer militärischen und religiösen Führer beraubten.
In Bulgarien, namentlich aber in Mazedonien wurden die Boliaren, d. h.
die Feudalherren, zum Teil ausgewiesen, zum Teil zwangsweise zum Islamismus
bekehrt. Den Prälaten und Patriziern der Städte ging es nicht besser. Das
seiner Führer beraubte Bulgarenvolk verlor unter dem Druck der türkischen Herr-
schaft jede nationale Idee, wurde eine taten- und gestaltenlose Masse und verfiel
in einen langen Schlaf. Die bulgarischen Bauern wurden Rayas, d. h. Leib-
eigene der Beys und Paschas. Die Türken ließen ihnen ihre Sprache und, unter
der Oberhoheit des griechischen Patriarchen in Konstantinopel, auch ihre Religion.
Immerhin erhielten sich einige Spuren der ehemaligen Unabhängigkeit. So
namentlich ein Erzbistum, das zwar gleichfalls dem ökumenischen Patriarchen
unterstellt war, sich aber doch eine gewisse Selbständigkeit bewahrt hatte und
vollständig verschieden vom griechischen Klerus war. Dieses letzte Bollwerk der
ehemaligen nationalen Kirche hatte seinen Sitz in Ochrida, das heißt also, im
Herzen Mazedoniens. Nach langwierigen Kämpfen mit dem Patriarchat in
Konstantinopel mußte es 1767 freilich auch auf seine Selbständigkeit verzichten,
aber daß es mitten in Mazedonien so lange die letzte nationale Tradition der
Bulgaren verteidigen konnte, ist ein schlagender Beweis für das Urbulgarentum
dieser Gebiete.
In der Mitte des 17. Iahrhunderts werden die ersten Zeichen des Wieder-
erwachens der bulgarischen Nationalidee bemerkbar. Im Iahre 1672 hatte der
bulgarische Mönch Paissi nach langen und geduldigen Studien eine Geschichte
des bulgarischen Volkes geschrieben. Eine ganze Vergangenheit von Größe und
Ruhm, aber auch von tragischen und finsteren Schicksalsschlägen stand aus der
Vergangenheit auf. Die Geschichte des Paissi, von Mönchen, Kaufleuten und
Reisenden kolportiert, fand ihre ersten Leser und Hörer in Mazedonien und durch-
drang von dort aus ganz Bulgarien. Sie wurde mit Begier gelesen, mit reli-
giösen Sorgfalten abgeschrieben und wurde der Ausgangspunkt der allmählich
beginnenden bulgarischen Erhebung.
So entwickelte sich in Bulgarien allmählich ein neues Nationalgewissen.
Mit der Entstehung der jungbulgarischen Literatur wurde die nationale Idee
bei Beginn des 19. Iahrhunderts eine intellektuelle Macht im Lande. Die Ma-
zedonier hatten nicht wenig zu dieser Entwicklung beigetragen. Ieder in der Ge-
schichte seines Landes bewanderte Bulgare wird die Rolle kennen, die Mazedonier
wie Cyrillus Peitchinovitsch und die beiden Brüder Miladinoff in diesem Sinne
gespielt haben.

Diese bulgarische Wiedergeburt fand ihren heftigsten Widersacher im ökumenischen Patriarchat. Mit seinen Bischöfen, seinen Priestern und griechischen Schulen übte es die moralische und materielle Herrschaft über das Bulgarenvolk aus. Der griechische Klerus verfolgte den Plan, den Bulgaren mit der griechischen Sprache seine fanariotische Kultur aufzudrängen, es allmählich zu verhellenisieren und dergestalt einen Teil der „großen Idee" des Hellenismus zu verwirklichen. Der Kampf um die bulgarische Nationalselbständigkeit spielte sich daher zunächst auf religiösem Gebiete ab; die Bulgaren mußten zunächst die religiöse Vormundschaft abschütteln, ehe sie an die Bekämpfung der politischen Oberhoheit der Türken gehen konnten. Dieser religiöse Kampf war lang und erbittert und endete erst 1870 mit der Schaffung einer nationalbulgarischen Kirche und eines bulgarischen Klerus. Alle Länder bulgarischer Zunge hatten an ihm teilgenommen, in Philippopoli war er ebenso lebhaft wie in Üsküb, in Tirnowo oder Monastir. Wenn vielfach behauptet wird, das Erarchat, d. h. die Gründung einer nationalbulgarischen Kirchenoberhoheit habe die Bulgaren in Rumelien und Mazedonien geschaffen, so ist dies eine Entstellung der Tatsachen, denn es waren die Bulgaren jener Gebiete, die im vollsten Bewußtsein ihres Nationalgefühls nach mühevollen Kämpfen zur Schaffung dieses Erarchats beigetragen hatten. — Trotz des D>rnckes, den das ökumenische Patriarchat ausübte, ergab eine nationale Befragung ein für die Bulgaren durchaus günstiges Resultat; seit 1874 wurden in Üsküb und Monastir nationalbulgarische Erzbischöfe ernannt. Das dem Erarchat unterstehende Gebiet umfaßte also, wie man sieht, ganz Mazedonien.

1876 brachen zwei Erhebungen gegen die Türken aus, die blutig erstickt wurden. Die bei dieser Gelegenheit verübten Greuel hatten zur Folge, daß sich die Großmächte zu Schutzherren der bulgarischen Provinzen aufwarfen. Die in Konstantinopel zusammengetretene Konferenz teilte Bulgarien in zwei selbständige Provinzen, wovon die westliche das ganze, heut noch serbische Mazedonien umfaßte. Besonders bemerkenswert ist hier, daß die auf diese Provinz bezüglichen Diplomatenarbeiten und Akte nirgendwo von serbischen Bewohnern sprechen. Es handelte sich also, wie damit zugegeben wird, um eine ausschließlich bulgarische Bevölkerung.

Die Nichtdurchführung der den Türken in bezug auf Bulgarien gestellten Bedingungen beschleunigte den Ausbruch des russisch-türkischen Krieges von 1877, der die Armeen des Zaren vor die Tore von Konstantinopel führte und mit dem Frieden von San Stefano den Bulgaren die lang ersehnte nationale Freiheit brachte. Die Grenzen des wiedergeborenen Staates umfaßten ganz Mazedonien, das man also auch hier wieder diskussionslos als ausschließlich bulgarisch betrachtete.

Wenn es außer diesen geschichtlichen Tatsachen und den Gefühlen der Mazedonier selbst noch andere Beweise für den bulgarischen Grundcharakter dieser

Provinz bedarf, dann sei auf die Geographen und Reisenden verwiesen, die sich mit Mazedonien beschäftigt haben. Sämtliche Gelehrte des letzten Iahrhunderts sind einstimmig der Ansicht, daß man Mazedonien als eine bulgarische Provinz zu betrachten habe. Ia, der serbische Gelehrte Davidovitsch, der dem französischen Geographen Desjardins Angaben zu einer Sprachenkarte gemacht hatte (die Karte erschien 1853 in Belgrad), führt weder Mazedonien noch das (1878 an Serbien gegebene) Morawatal als serbisch sprechende Länder an.

Der Vertrag von San Stefano hätte vielleicht eine endgültige Lösung des Balkanproblems mit sich gebracht, wenn er gedauert hätte. Leider wurde er schon nach fünf Monaten durch den Berliner Vertrag ersetzt, der Bulgarien wieder zerstückelte, Länder bulgarischer Zunge willkürlich an die Nachbarn verteilte und ganz Mazedonien sowie einen Teil Thraziens wieder an die Türkei zurückgab.

Bulgarien ließ sich nicht entmutigen. Es schaffte sich eine politische Organisation, eine nationale Ausrüstung und Armee. Nachdem es die beiden Bulgarien (Nordbulgarien, das noch unter der nominellen Herrschaft der Türken geblieben war, und Südbulgarien oder Ostrumelien) vereinigt hatte, begann es im stillen für die Befreiung Mazedoniens zu arbeiten. Diese Arbeit dauerte mehr als fünfundzwanzig Iahre. Trotz aller inneren Krisen hat diese Idee der Befreiung Mazedoniens bis auf den heutigen Tag in der bulgarischen Politik immer die Hauptrolle gespielt.

Die Türken sahen dieser langsamen, aber zielsicheren Befreiungsarbeit nicht ruhig zu. Besonders seit 1894 wurden ihre Gegenmaßregeln immer schärfer. Die Mazedonier machten ihrer Empörung in zwei gewaltigen Aufständen (1895 und 1903) Luft. Von Monastir bis Usküb, von Ochrida bis Salonik wurde das Land von einer revolutionären Sturmwelle erfaßt, und es bedurfte (1903) einer regulären türkischen Armee von 350 000 Mann, um der Bewegung Herr zu werden. Diese zwei Revolutionen waren ausgesprochen bulgarisch; weder Serbien, noch Griechenland unterstützten die Mazedonier, ja insgeheim kamen sie sogar den Türken zu Hilfe.

Nach der Unterdrückung dieser Aufstände und dem ihnen folgenden Schreckensregiment begann eine starke Auswanderung. Mehr als 200 000 Mazedonier verließen ihre Heimat. Sie gingen weder nach Serbien, noch nach Griechenland, sondern nach Bulgarien, dem sie eine große Anzahl bedeutender politischer und literarischer Männer und fast ein Drittel der Offiziere der bulgarischen Armee lieferten. Die Masse der Eingewanderten verknüpfte die Bande der freien und der unterdrückten Bulgaren noch enger. Auf beiden Seiten der Grenze herrschte die vollständigste Ideeneinheit und die gleiche nationale Sehnsucht nach einem einigen, großen Vaterlande. Alle serbische und griechische Gegenpropaganda, die sich der heimlichen Unterstützung der türkischen Regierung erfreute, war nicht imstande, dieses Nationalbewußtsein der Mazedonier zu schwächen.

Die weitere Entwicklung gehört zur jüngsten Geschichte. Im ersten Balkan, kriege 1912 stellten sich 20 000 Mazedonier zu den bulgarischen Fahnen. Weder die serbische, noch die griechische Armee besaß ein mazedonisches Freiwilligenkorps. Instinktiv fühlten die Mazedonier, daß die Bulgaren ihre wahren Befreier sein würden. Der Besitz dieser Provinz war das bulgarische Kriegsziel; Thrazien wurde nur nebenher und eigentlich erst von dem Augenblicke an begehrt, als der Umfang und die Schnelligkeit der über die Türken erfochten«n Siege den Appetit der Sieger erhöht hatte. — Um sich keiner Enttäuschung auszusetzen, hatte die Regierung in Sofia acht Monate vor dem Kriege einen Vertrag mit Serbien geschlossen, der die mazedonische Frage bis in alle Einzelheiten hinein regelte und Bulgarien den Besitz dieser Provinz zusicherte. Nach dem gemeinsamen Siege verweigerten die Serben die Ausführung dieses Vertrages. Ihre Haltung in dem von ihnen besetzten Mazedonien war derartig herausfordernd, daß der zweite Balkankrieg daraus entstand. Der Friede von Bukarest war den Bulgaren ungünstig. Sie wurden abermals um den sehnlichst gewünschten und so teuer erkauften Siegespreis betrogen.

Heute sind sie mit demselben Wunsche und demselben Programm ausgezogen: die Befreiung Mazedoniens. Darüber herrscht in Bulgarien absolute Einstimmigkeit. Als der König dieses Programm und Kriegsziel verkündete, da schwieg der Kampf der Parteien, und es vollzog sich jenes Wunder der nationalen Einmütigkeit, das wir bei Kriegsausbruch auch in Deutschland erlebten. . . .

Bulgarien führt also keinen Eroberungskrieg. Es kämpft vielmehr um die Zurückgewinnung einer ihm durch Sprache, Sitten, Tradition und Geschichte längst gehörenden Provinz.

Erst mit der Angliederung Mazedoniens an Bulgarien kann das Balkanproblem, das Iahrhunderte lang der Herenkessel Europas war, einer vernunftgemäßen und darum dauernden Lösung entgegengeführt werden.

Otto Hoberg:

Zur Vorgeschichte der politischen Haltung Rumäniens.

Wenn wir das Pressegeschrei des Vierverbandes verfolgen, sollte man meinen, daß sich eine geradezu gehässige Stimmung gegen die Zentralmächte in Rumänien gebildet hat. Indessen weisen bei ruhiger Untersuchung die Anzeichen immer mehr darauf hin, daß die überwältigende Mehrheit jener Rumänen, deren Stimme von Wert und Einfluß ist, weder so begeistert für Rußland, Frankreich,

England und Italien ist, noch so haßerfüllt den Mittelmächten gegenübersteht, wie es den Anschein hat.

Zwar gab es eine Zeit, in der gewisse Oberschichten in der Bevölkerung durchaus französisch gesinnt waren, so daß es im Iahre 1871, nach der Niederzwingung Frankreichs, in Bukarest zu Demonstrationen kam, die ihre Spitze offen gegen den kürzlich verstorbenen Fürsten Carol, den damals fast noch fremden Hohenzoller auf Rumäniens Königsthron richteten. Dieser mußte erst mit Abdankung drohen, ehe sich das Volk besann. Der beispiellose Verrat Rußlands nach der siegreichen, durch Rumänien herbeigeführten Entscheidung bei Plewna drängte jedoch Fürst wie Volk zum engeren Anschluß an die europäischen Zentralmächte, und die Verbindung, die so entstand, war dem Lande von größerem Nutzen, als schriftliche Verträge es jemals hätten sein können. Deutsche Schulen, deutsche Ingenieure und Techniker, deutsche Apotheker finden wir heute in allen größeren Städten Rumäniens. Außerordentlich rege Handelsbeziehungen entwickelten sich, deutsche Arbeit und deutsches Kapital gewannen großen Anteil an Rumäniens wirtschaftlichem und kulturellem Aufschwung. Kaum trifft man in Rumäniens Hauptstadt noch Kaufläden an, in denen Deutsche nicht deutsch bedient würden. Die vornehmsten Familien schicken ihre Kinder wenigstens eine Zeitlang in deutsche Schulen, und immer mehr wurden derer im Lande jenseits der Karpathen, die in ihren Ferien nicht nur nach Paris, sondern auch für einige Zeit nach Berlin gingen, und die hernach begeistert waren für deutsche Art.

Dann kam plötzlich der Umschwung. Seit Beginn des Iahres 1914 gaben sich Frankreich und Rußland unter wohlwollender Haltung der rumänischen leitenden Kreise ersichtliche Mühe, ihre Beziehungen zu Rumänien intimer zu gestalten. Dabei wurde die Stimmung gegen Österreich-Ungarn — Rumänien glaubte sich zu Gunsten Bulgariens von diesem verraten — in allen rumänischen Schichten unausgesetzt unfreundlicher, jegliches Vertrauen in seine Loyalität schien geschwunden, die Achtung vor seiner Heeresmacht gemindert zu sein. Demonstrationen gegen diesen Nachbarn waren leicht zu veranstalten und begegneten allseitiger Sympathie. Die Stimmung gegen Deutschland blieb dabei unverändert; man erkannte dankbar an, daß Deutschland ein zuverlässiger Freund gewesen sei, mit ihm wollte die Mehrheit der leitenden Kreise, wenn irgendwie angängig, die bisherigen Beziehungen aufrechterhalten, und empfand es schmerzlich, daß Deutschland ohne Österreich-Ungarn nicht zu haben war. Auf rauschenden Verbrüderungsfesten mit ihren „lateinischen Brüdern" benutzten Frankreichs abgesandte Generäle und Minister die Stimmung gegen Österreich und durchzogen redend das Land. Wer aber war die treibende Kraft bei diesen plötzlichen, so rührenden Liebesbezeugungen Rumänien gegenüber? Rußland. Rußland wünschteesso. Es hatte ein sehr großes Interesse daran, mit seinem Nachbar in Friede und Freundschaft zu bleiben. Da aber dieser Nachbar das Jahr 1878 mit seinem „nationalen Unglück" (Verlust Bessarabiens) noch nicht

verschmerzt hatte, so mußte eben der gute Freund von jenseits der Vogesen einspringen und in Rumänien Stimmung für den Anschluß an die Tripleentente machen. Und wie wäre das wohl schöner gegangen, als durch die Begeisterung weckenden Verbrüderungsfeste mit den leicht entfachbaren Rumänen: Ein Ereignis wie der Besuch der Zarenfamilie in Konstanz« im Sommer 1914 konnte auch ohne schriftliche Bindungen nicht ohne gewaltige Tragweite für die künftigen Beziehungen zwischen Rumänien und den Staaten der europäischen Mitte bleiben, so daß man andererseits zu jener Zeit in der Donaumonarchie auch von der Möglichkeit einer Anwesenheit des Deutschen Kaisers gelegentlich einer Familienfeier in Bukarest sprach. Hat doch Rumänien auch heute nicht vergessen, daß Kaiser Wilhelm stets für eine Rumänien freundliche Politik eingetreten ist, wußte es doch, daß Deutschland die kräftigste Stütze seiner bisherigen wirtschaftlichen Entwicklung gewesen ist, daß es dem Vertrauen Deutschlands zu danken ist, wenn im Iahre 1913 die rumänische Rente nur um 3,75 Lei fiel, als die österreichische Rente um 8 Kronen sank.

Welch große Mittel für die Bemühungen, die öffentliche Meinung Rumäniens ausschließlich in ihrem Interesse zu informieren, unsern Gegnern zur Verfügung standen, bewies zum Beispiel die Gründung einer großen politischen Zeitung, des „Iournal des Balkans", das in französischer Sprache geschrieben und in französischem Sinne geleitet, sich der Mitarbeit der Herren Hanotaur, Andrs Tardieu, L6vy, Iean Carr^re u. a. erfreute, und von dem Chefredakteur des ebenfalls in französischer Sprache erscheinenden offiziösen Blattes der Regierungspartei in Bukarest herausgegeben wird. Es war das Recht Frankreichs, so zu arbeiten; es war an Deutschland, dem etwas entgegenzusetzen. Konnte es das nicht, so war das um so bedauerlicher, als die Zahl leitender rumänischer Staatsmänner, die Deutschland und seine Sprache kannten, arg zusammengeschmolzen war. Aurelian, General Manu, Kalindero waren gestorben, Demeter Sturdza, T. Rosetti, P. Carp standen nicht mehr an der Spitze ihrer Partei, und auch T. Maiorescu hatte sich zurückgezogen. Die drei am Ruder befindlichen Parteiführer hatten in Paris studiert, und die deutsche Sprache lag ihnen fern.

Als ein Zeichen jener Zeit ist ein Leitartikel im „Universul", der weitverbreitetsten Zeitung Rumäniens, zu betrachten, in der ein einflußreicher Vertreter der Regierungspartei sich verbreitete über die Aufteilung Österreich-Ungarns, wobei Deutschland als Entschädigung für die Aufgabe von Elsaß-Lothringen die deutschen Länder der Monarchie erhält. An gleicher Stelle erklärte zwei Tage früher derselbe Herr, Deutschland sei über und über verschuldet (wie sie sich doch alle getäuscht haben!), vom Reiche bis zur kleinsten Gemeindeverwaltung; die deutsche Industrie erhalte sich nur dank der französischen Kapitalien, die rumänischen Anleihen seien nur scheinbar in Deutschland, in Wirklichkeit aber durch die deutsche Vermittlung in Frankreich untergebracht, das deutsche Heeresbudget sei bisher nur aus der französischen Kriegskostenentschädigung bestritten worden,

und da diese nun erschöpft sei, breche Deutschland unter der Last seines Heeres und seiner Marine zusammen (!). Ziehe Frankreich seine Kapitalien aus Deutschland zurück, so würde eine noch nie dagewesene finanzielle Katastrophe eintreten. In dieser Weise wurde das große rumänische Publikum über deutsche Verhältnisse informiert. Aber der Herr, der so schrieb, war der Vorsitzende des Komitees der „^.mitis traueo roumaiue", und das erklärt alles. Im Frühling des Iahres 1914 wurde nämlich diese Gesellschaft „Französisch-rumänische Freundschaft" in Bukarest begründet, der Universitätsprofessor tenopol zu ihrem Vorsitzenden gewählt, und der französische Gesandte Blondel, sowie die französischen Redner (unter ihnen auch der prächtige Andr4 Tardieu) wurden zu Ehrenmitgliedern ernannt.

Als einige deutsche Zeitungen damals auf das heiße, im übrigen aber „vollkommen harmlose" Bemühen Frankreichs um die ausschließliche Gunst der „Schwesternation" aufmerksam wurden und sich eingehender mit der „Verbrüderung" befaßten, da erhoben die französischen Blätter, an ihrer Spitze der „Temps", sofort ein großes Geschrei und bewiesen gerade dadurch aufs klarste, wie unerwünscht ihnen jeder deutsche Hinweis war. Unter anderem hob das deutsche „Bukarester Tagblatt" die wirklichen Absichten Frankreichs energisch hervor und gab den Rumänen zu bedenken, wie wenig reeller Nutzen ihnen aus einem Sich-unter-Frankreichs-Fittiche-Begeben erwachsen könne. Heute sollte Rumänien allmählich einsehen gelernt haben, daß Freunde, die ihm im Ernstfalle wirklich helfen können (was bei Frankreich völlig ausgeschlossen ist), mehr wert sind als alles Gedröhn noch so begeisterter Sympathieversicherungen.

Die Stellung Deutschlands im rumänischen Wirtschaftsleben ist keineswegs ohne weiteres zu erschüttern, denn diese Stellung verdankt Deutschland nicht irgendwelchen bisherigen Sympathien, nicht irgendwelcher Gunst der Verhältnisse, sie ist nicht geschaffen worden durch sonderliche Unterstützung der Regierungen oder durch die politischen Beziehungen, die im Laufe der Iahre zwischen den beiden Ländern geknüpft sind. Ihre Wurzeln sind das Vorwärtsstreben des deutschen Industriellen und des deutschen Kaufmanns, die Tüchtigkeit der deutschen Kolonie in Rumänien, das Verhältnis und das Vertrauen, das alle Vertreter des rumänischen Handels, ob Rumänen, ob nicht eingebürgerte Israeliten, von Altersher den Bemühungen des deutschen Handels entgegengebracht haben. Und diese Wurzeln werden nicht verdorren, mögen auch die Stürme durch die Krone des Baumes brausen. Mögen in gewissen Kreisen, in den rumänischen Salons und hin und wieder innerhalb des Offizierkorps vielfache Sympathien für Frankreich bestehen und die französische Sprache die maßgebende sein, in Handel und Wandel ist Deutsch die am meisten gehörte Fremdsprache, und das wird sie auch bleiben. Immer und heute haben die Rumänen offen und ehrlich ihre unbegrenzte Hochachtung vor der Gediegenheit deutschen Wesens und deutscher Tüchtigkeit bekannt, und unsere von der Welt bestaunten Siege draußen

und daheim werden diese Achtung nur noch erhöht haben. Das krampfhaft ein-
setzende französische Buhlen um die Gunst Rumäniens im Iahre 1914 zeigt deut-
lich genug, daß man diese heißen Bemühungen gegenüber der seit Iahren stetig
nachlassenden Vorliebe für Frankreich als notwendig erachtete. Für England
findet man, wie übrigens auch bei den anderen Balkanvölkern, beim besten
Willen kaum eine Andeutung von Interesse, und die Blutsverwandtschaft mit
der ehemaligen Römernation Italien erscheint doch recht zweifelhaft. Und für
Rußland finden sich wohl nur jene Sympathien, die der allerdings reichlich ein-
rollende Rubelsegen zurückließ. Fast alle davon nicht berührten Kreise des
Bürgertums, in Handel und Industrie, sowie im Offizierkorps, sind sich sehr
wohl darüber klar, daß Rußland der natürliche Feind Rumäniens ist, dem man
nicht über den Weg trauen darf. Nach deutscher und österreichisch-ungarischer
Auffassung aber bildet Rumänien den Schutzwall der Balkanhalbinsel gegen den
russischen Panslawismus und sichert die ungestörte Landverbindung Mitteleuropas
mit Konstantinopel und Asien, beides zwingende Gründe, jederzeit auch mit dem
Schwerte für Rumänien einzustehen.

Noch brennt die bessarabische Wunde; der Rumäne aber ist intelligent und
praktisch. Wer kann daran zweifeln, wie sich Rumänien entschließen wird? Noch vor
kurzer Zeit hat sich denn auch das Organ der rumänischen Regierung „Viitorul"
veranlaßt gesehen, festzustellen, daß die rumänische Regierung sich keineswegs
von der Haltung entfernt habe, die durch den Kronrat unter König Carol fest-
gelegt wurde. Bislang hat sich, so führte das offiziöse Blatt aus, in der offi-
ziellen Haltung Rumäniens, die im August vorigen Iahres beschlossen wurde,
nichts geändert. Mit der steigenden Einsicht aber wird Rumänien sich heute mehr
denn je hüten, die stark verbrannten Kastanien für den Vierverband aus dem
Feuer dieses Weltkrieges zu holen.

Dr. Karl Löhmann:

Weltkrieg und Weltfiucht.

In der gegenwärtigen ungewöhnlichen Zeit mit ihren gewaltigen Ereig-
nissen, ihren kaum faßbaren Eindrücken auf Kopf und Herz und den tiefgehend-
sten Erschütterungen der Seele begegnen wir wieder gelegentlich einer Erschei-
nung, die uns modernen Menschen ziemlich unbekannt, zum mindesten aber unge-
wohnt geworden ist, dem Sehnen und dem Triebe nach Einsamkeit. Es
bedarf keines besonderen psychologischen Scharfsinns, um die Gründe für diese
unzweifelhaft bestehende Erscheinung zu erkennen, die sich merkbar unterscheidet
von der bekannten vorübergehenden Stadtflucht kulturmüder Menschen, wie wir

dieselbe früher zu gewissen Zeiten des Iahres fast vrogrammmWg sich entwickeln sahen. Was wir jetzt beobachten, und was besonders dem Arzt jetzt nicht selten Vorkommt, das ist etwas ganz anderes, etwas Neues, oder eigentlich etwas sehr Altes, das ist das tiefe, oft geradezu leidenschaftliche Sehnen, einer Welt und <iner Zeit zu entfliehen, die nichts mehr von Frieden und Ruhe wissen zu wollen scheint.

Das Streben nach Einsamkeit ist so alt wie die erste Gemeinschaft der Menschen, denn wo auch immer Menschen zusammengelebt haben, hat es immer einzelne gegeben, die des Haders müde die Einsamkeit suchten. Die Kulte aller Völker und Zeiten haben sich mit Vorliebe diesem Problem zugewandt und sich zu den verschiedensten Zwecken seiner bemächtigt. Das Volk war stets geneigt, in dem Weltflüchtling den Weltweisen zu erblicken, gewiß ebenso oft mit Unrecht, als mit Recht. Das Christentum bildete einen besonders günstigen Boden für die Entwicklung dieses ursprünglich und in seinem innersten Wesen rein menschlichen Triebes. Wer kennte nicht aus Geschichte und Sage, aus Volkslied und Volksmärchen den christlichen Einsiedler, den Waldmenschen, den „Bruder Klausner"? Es ist hier nicht der Raum, auf diese kulturgeschichtlich bedeutsame Erscheinung näher einzugehen, auch eine eindringendere Betrachtung der häufigsten Motive, die zu allen Zeiten den Menschen aus der Gesellschaft seiner Brüder getrieben und zu den absonderlichsten Formen des Alleinseins, nicht selten lebenslänglich, veranlaßt haben, müssen wir uns hier trotz ihres nicht unbedeutenden psychologischen Interesses versagen. Es genüge, daß Krieg und Kriegselend zu den meistgenannten Ursachen einer Weltflucht stets gehört haben, und daß Geschichte und Literatur uns eine große Fülle von fesselnden Beispielen zu gewähren vermögen, die diese Erfahrung bestätigen. Es ist durchaus nicht erforderlich, zu diesem Zweck bis in die ersten Zeiten des Christentums, der Blütezeit eines teilweise fanatischen Anachoretentums, zurückzukehren, wir besitzen in der überreichen Geschichte unseres Landes eine uns erheblich näher liegende Zeitepoche, deren Verständnis uns gerade jetzt weniger Schwierigkeiten machen sollte, als manche andere Zeit, das Iahrhundert des längsten Krieges, den Deutschland bisher erlebte, das an unermeßlichem Elend, an Verwilderung und Verarmung seinesgleichen nicht gehabt hat und vielleicht gerade deshalb in bezug auf das Einsiedlertum so manche merkwürdige Erscheinung zeitigte. Der beste zeitgenössische Chronist des Dreißigjährigen Krieges, Hans Iakob Christoffel von Grimmelshausen, berichtet uns in seinem Simplicius Simplieissimus, einem Buche, das, nebenbei bemerkt, gerade jetzt mal wieder zur Hand genommen zu werden verdiente, recht anschaulich über die Beziehung zwischen Krieg und Kriegesnot und einsiedlerischen Neigungen.

In der Literatur ragen unter allem, was über Einsamkeit und Weltflucht geschrieben, zwei Werke hervor, die diese Probleme meines Trachtens in schönster, edelster Form behandelt haben und trotz größter Verschiedenheit zusammen ge-

nannt zu werden verdienen. Als Philosoph hat Iohann Georg von
Zimmermann in seinen umfangreichen und tiefgründigen Betrachtungen „Über
die Einsamkeit" diese Dinge auf das eingehendste und liebevollste besprochen.
Dieses Werk sollte, trotzdem es bereits zu Lebzeiten des Philosophen von Sans-
souci erschienen, noch heute zu den gelesensten deutschen Büchern gehören. Es
ist für alle Zeiten eins der überzeugendsten Beispiele von der Macht des Materia-
lismus, wie dieses in fast alle Kultursprachen übersetzte, bis in die Mitte des
neunzehnten Iahrhunderts außerordentlich beliebte, in allen Kreisen verbreitete
und gelesene Meisterwerk und Lehrbuch edelster Lebenskunst mit der steigenden
Wertschätzung materialistischer Lebenswerte bis zur vollständigen Verschollenheit
in Vergessenheit geraten konnte. —

Ganz anders ist das äußere Schicksal des anderen Werkes gewesen, das sich
in Form eines Romans mit dem Problem des weltflüchtigen Menschen beschäftigt
und das uns einDichter geschenkt hat: „Die Schriften des Waldschulmeisters"
von Rosegger sind fester Besitz aller Gebildeten geworden, und sie verdienen
diesen Vorzug mit vollstem Recht. — Wenn auch nicht in dem nächstliegenden
Sinne, so ist es doch auch eine „Kriegsnot", die den jugendlichen, hoffnungs-
frohen Mann in die freiwillige Urwaldverbannung getrieben: Die Kugel, mit
der er bei Leipzig seines auf gegnerischer Seite kämpfenden treuen Iugend-
freundes Herz durchbohrt, trifft auch ihn ins Lebensmark und macht einen welt-
flüchtigen Einsiedler aus ihm. Nicht in dieser romantischen, unserem Empfinden
nicht mehr so unbedingt verständlichen Veranlassung liegt das menschlich Wert-
volle, das uns dieses andere Buch über die Einsamkeit zu sagen vermag, aber
was uns der Dichter in edelster Sprache und Form über eines Menschen fünfzig-
jähriges selbstgewolltes und selbstgewähltes Eril in Urwaldeinsamkeit des Hoch-
gebirges zu sagen weiß, das klingt wie eine Offenbarung. —

Aber „Einsamkeit heißt nicht immer völlige Entfernung von der Welt und
wahres Eremitenleben", sagt Zimmermann und meint damit, daß, wer einsam
sein will, das auch im Menschengewühl und Getöse der Großstadt sein kann,
wenn er sich äußerlich und ganz besonders innerlich zurückzieht von allem, was
ihn umgibt, und sich ein Innenleben erschließt, das ihm Ersatz bietet für alles,
was anderen das äußere Leben leisten soll und muß, und das ihn glücklich oder
wenigstens ruhig zu machen imstande ist. Diese Form der gewollten Einsamkeit
wird in nicht seltenen Fällen dem genügen müssen, der das Alleinsein erstrebt
und nicht die Möglichkeit oder den Willen besitzt, ein Leben auch körperlicher
Zurückgezogenheit zu führen. Die Zahl der in dieser Gestalt gewollt und bewußt
Weltflüchtigen und Einsamen wird zu allen Zeiten eine größere gewesen sein,
als den Augen der Menschen erkennbar gewesen, und sie wird auch jetzt und heute
nicht meßbar sein. Ist nicht und war nicht nach dem eigenen Ausspruch mancher
unter ihnen jeder Große, jeder Mächtige und jeder Weise ein Einsamer? Ieder
wahrhaft Unglückliche ist es sicherlich und wird, wenn ihn nicht Dorf- und

Waldeinsamkeit aufnimmt, auch und gerade unter Menschen und mitten im Leben ein Einsamer sein! Aber nicht jedem ist die Fähigkeit gegeben, die Einsamkeit auch unter dem Schwärm der Menschen und dem Geräusch des Lebens zu empfinden, mag er sie auch in Wirklichkeit längst besitzen. Manchem gelingt es dann doch, die ersehnte Kunst des „Alleinseins" zu lernen. —

Es kann nicht bestritten werden, daß das nervenzerrüttende Tosen des Weltkrieges, das Leiden ungezählter Mitgeschöpfe und eigenes Leid das Streben und Sehnen nach tiefster Einsamkeit, nach einem Losgelöstsein von Welt und Menschen, nach einem Frieden schon auf Erden bei manchen geweckt hat, besonders bei denen, die keine Aufgabe mehr zu erfüllen haben, die nichts mehr zu geben haben. Wer wollte es einem Weibe, das den Gatten hergegeben und dem kein Kind einen Pflichtenkreis im Leben anweist, oder dem alternden Vater und der Mutter, nachdem sie ihr Einziges, ihr Letztes dem Vaterlande geopfert haben, verargen, wenn sie „weltflüchtig" werden möchten, und wäre es auch nur im Sinne eines Sichzurückziehens von den Menschen, deren alltägliches Getue so gleichgültig und überflüssig erscheint und deren Frohsein so weh tut dem, der allein sein möchte mit tiefem, unstillbarem Leid. Und wer möchte dem, der in hoffnungsstarkem, tatenfrohem Glauben an einen nicht mehr zerstörbaren sittlichen und kulturellen Besitzstand der Menschheit sich nun durch diesen Krieg aufs bitterste enttäuscht sieht, es übelnehmen, wenn er einer Welt des Hasses und des Kampfes zu entrinnen versuchte. Ieder wird solche Empfindungen achten, aber ihre schrankenlose Betätigung dennoch nicht billigen. Weltflucht, wenn sie zu einer vollständigen und dauernden werden soll, widerspricht dem tiefen Sinn des Lebens. Der Mensch, der sich dauernd in dörflich-ländlicher Abgeschiedenheit vergräbt, alles preisgibt, was ihn bisher ans Leben gefesselt, Familie, Freunde, Gesellschaft, Beruf hinter sich läßt und nur sich, seinen Gedanken und vielleicht seinem Schmerze lebt, verkennt, daß er dabei im gewollten Streben nach Natur und Natürlichkeit in Wahrheit der Unnatur dient! Natur im tiefsten, ursprünglichsten Sinne ist Entfaltung aller natürlichen Entwicklungsmöglichkeiten. Wer aber gewollt oder infolge jeder Betätigungsmöglichkeit in Müßiggang oder in einer seinen Fähigkeiten und Bedürfnissen nicht entsprechenden Weise seine Tage verbringt, entfernt sich von der Natur, wo er ihr nahe zu sein glaubt. Das gleiche gilt von dem, der das Leben und die Menschen nicht körperlich flieht, aber im Herzen für immer die Brücken abbricht und des Lebens Sinn erfaßt zn haben glaubt, wenn er keine anderen Freuden mehr anerkennt, als die einer grübelnden Selbstbetrachtung oder einer gut gepflegten Briefmarkensammlung

Wer der Welt und der Menschen überdrüssig geworden, wer müde und kraftlos dem wilden, blutigen Handgemenge unserer Tage nicht mehr zuschauen kann und mag, der wende eine Zeitlang die Blicke weg, wenn Pflicht und Lebensverhältnisse es ihm erlauben. Die Wälder und die Berge, die Heide und

die deutsche See bieten dem, der ausruhen will, so manches stille Plätzchen, in
das kein Laut hineindringt von dem wilden Schlachtenlärm draußen im Lande,
wo das gequälte, geängstigte Herz auszuruhen vermag zu neuem Kampf und
Arbeit, und wo tiefe versöhnende Dankbarkeit es erfüllt gegen den Schöpfer,
dessen unendliche, unvergängliche Werke den Menschen treu bleiben, wenn die
Menschen selbst sich untreu werden! — Und wer die erstrebte Einsamkeit und die
notwendige Ruhe auch unter Menschen und in der gewohnten Umgebung zu er-
reichen vermag, der suche sie auch dort auf, solange er ihrer bedarf, und finde
Ablenkung, Frieden und neue Kraft in der selbstverlorenen Hingabe an die
großen Werke großer, edler Menschen, an die unsterblichen Meisterwerke der
Literatur und der Kunst! Das ist auch Weltflucht!
Die selbst gewollte und gewählte Einsamkeit soll niemals Selbstzweck
werden, sondern stets nur ein Mittel sein, die verloren gegangene Fähigkeit, das
Leben zu ertragen, wieder zu gewinnen! In diesem Sinne aufgefaßt und ange-
wandt, ist sie auch heute noch eins der edelsten und wirkungsvollsten Mittel, die
in Kampf und Leid zermürbte Kraft der Seele zu erneuern. In welcher Form,
wo und wie der einzelne die Einsamkeit sucht, ist nicht von ausschlaggebender
Bedeutung und muß sich richten nach den persönlichen Verhältnissen, nach Charak-
ter, Neigung und Fähigkeiten jedes einzelnen. Wer diese Dinge nach irgendeinem
beliebigen Schema beurteilen und behandeln wollte, der ginge von vornherein
in die Irre! Notwendig ist es nur, daß jeder, der die Heilkraft einer selbst-
gewollten Einsamkeit erfahren will, sich bewußt ist, nur solange in Weltabgeschie-
denheit zu verweilen, als es nötig ist zur Wiedergewinnung der verloren gegange-
nen Kräfte des Körpers und der Seele. Wenn die Schwingen wieder wachsen
und sich leise zu regen beginnen, wenn die Sehnsucht nach den Menschen, nach
Leben und Arbeit, ja nach Kampf sich stärker und stärker wieder einzustellen
beginnt, dann ist es Zeit, zurückzukehren ins Leben, dem wir nun einmal gehören,
solange unser Herz schlägt, und nicht nach dem verderblichen Vorbilde der Ana-
choreten früherer Zeiten dieses Flügelregen einer wieder gesundenden Seele als
„sündhafte Triebe" zu unterdrücken. Das Leben hat für jeden ohne Ausnahme
einen Platz, und wer den letzten, der ihm lieb gewesen, begraben mußte, der
wende sich an den nächststehenden unter unseren Brüdern, der der Sorge und
der Liebe vielleicht entraten muß, und erweise ihm solche! Der Weltkrieg wird
ungezählte Scharen Hilfsbedürftiger schaffen, man denke nur an die ihrer Glied-
maßen oder ihres Augenlichtes Beraubten. Wer der Welt entfliehen will, der
„fliehe" zu diesen!

Dr. pliil. Richard Hennig:
Die Krise in der englischen Kohlenaussuhr.
Der große Krieg hat schon viele wirtschaftliche Grundbegriffe, die wie unerschütterliche Dogmen angesehen wurden und für alle Zukunft Geltung zu haben schienen, auf den Kopf gestellt. Vielleicht die absonderlichsten Wandlungen aber sind in bezug auf die Kohlenversorgung eingetreten, Wandlungen, die man ehedem als Ausgeburt einer regen Phantasie belacht hätte, wenn jemand ihre Möglichkeit in Aussicht gestellt hätte, und die nun dennoch eine bitter ernste Tatsache geworden sind. England, dessen Rolle als Haupt-Kohlenlieferant aller Welt fest wie der Erde Grund zu stehen schien, leidet plötzlich an einer von Monat zu Monat empfindlicheren Kohlenknappheit und sieht sich zu Maßregeln gezwungen, die man noch vor kurzem für eine in alle Ewigkeit unmögliche Tatsache angesehen hätte. Mit Wirkung vom 13. Mai an erließ die englische Regierung ein beschränktes Kohlenausfuhrverbot, das freilich keine Anwendung finden sollte auf Englands Bundesgenossen und diejenigen Neutralen, die noch durch Bestechung und Erpressung dazu gebracht werden sollten, Englands Bundesgenosse zu werden. Seit dem 13. August ist das Kohlenausfuhrverbot verschärft worden, und auch Englands Spießgesellen beklagen sich von Monat zu Monat lebhafter darüber, daß England sie nicht annähernd genügend mit Brennstoff versorgt. Wie aber soll England dieser Forderung nachkommen, deren Erfüllung es zwar ungezählte Male feierlich versprochen hat, die es aber einfach nicht erfüllen kann, da es selber eine wachsende Kohlenknappheit verspürt? Wie muß der britische Stolz gedemütigt worden sein, als man sich vor kurzem zum ersten Male in Englands Wirtschaftsgeschichte genötigt sah, amerikanische Kohlen einzuführen, ja, als man gar von der südafrikanischen Union ein Angebot auf Lieferung von ganzen 100 000 To. Kohlen erhielt, und dies Angebot nicht etwa entrüstet ablehnte, sondern — annahm!? Wieviel Selbstüberwindung muß es England gekostet haben, zuzulassen, daß Ägypten, das seit vielen Iahrzehnten niemals andere als englische Kohle erhalten hat, sich jetzt mit amerikanischer Kohle versorgt, wenn es nicht Gefahr laufen will, für seine Eisenbahnen überhaupt kein Brennmaterial verfügbar zu haben!?
Zweifellos ist England nach Kräften bemüht, seinen kohlenhungrigen drei Bundesgenossen von seinen Kohlen soviel abzugeben, als es irgend entbehren kann. Aber es erntet nicht nur keinen Dank damit, sondern obendrein noch Vorwürfe, daß es nicht mehr Anstrengungen macht. Die Anforderungen an seine Kohlenschätze wachsen ebenso ins Ungemessene, wie die Ansprüche an seinen Geldbeutel. Italien, das selbst so gut wie gar keine Kohlen besitzt, ist, seitdem die

reichen deutschen Kohlentransporte um Anfang Mai aufgehört haben, völlig auf
die englischen Kohlen angewiesen; Rußland, das ebenfalls in empfindlichster
Kohlennot schwebt, wollte, solange sein einziger Hafen Archangelsk noch offen war,
dorthin unbegrenzte Mengen Kohle geliefert haben, wozu aber England, selbst wenn
die nötigen Kohlen und Schiffe verfügbar gewesen wären, aus mancherlei Grün-
den wenig Neigung bezeigte; Frankreich aber, das im Frieden seinen großen Kohlen-
bedarf in der Hauptsache aus eigenen Bergwerken decken konnte, ist gleichfalls in
höchst übler Lage, da seine ergiebigsten Kohlenreviere, die fast drei Viertel seiner
gesamten Produktion liefern, in dem Gebiete liegen, die die Deutschen seit Ende
August 1914 besetzt halten. Alle Bemühungen, die Kohlenproduktion in den
Frankreich verbliebenen Kohlenbergwerken nach Möglichkeit zu steigern, haben
naturgemäß nur teilweisen Erfolg gehabt. Immerhin hat Frankreich trotz des
Fortfalls seiner nördlichen Kohlenbergwerke seine Iahresproduktion im letzten
Iahr auf fünfzig Prozent seiner normalen Erzeugung steigern können. Der Aus-
fall von rund zwanzig Millionen Tonnen gegenüber dem Friedensdurchschnitt,
von fast vierzig Millionen gegenüber dem Iahresbedarf ist freilich so gewaltig,
daß Frankreich schon seit dem Herbst 1914 an einer ausgesprochenen Kohlennot
leidet, und da von seinen auswärtigen Kohlenlieferanten England, Deutschland
und Belgien die beiden letztgenannten aus naheliegenden Gründen für die Dauer
des Krieges nicht in Betracht kommen, bleibt auch ihm, außer der amerikanischen
Kohle, die es außerordentlich teuer bezahlen muß (100 Franken für
die Tonne «ik französischer Hafen!), nur die englische Kohle übrig.
England aber ist über den übergroßen Kohlenhunger seiner Verbündeten gar
nicht sehr erbaut. Es hat ohnehin mit gar manchen Schwierigkeiten der Kohlen-
förderung zu kämpfen. Arbeitermangel und wiederholte Streikbewegungen, Mangel
an Grubenhölzern, Transport- und Verladeschwierigkeiten haben seine Kohlen-
gewinnung in den ersten Monaten um je rund vierzig Prozent gegenüber der
normalen Produktion zurückgehen lassen, im Lande selbst sind die Kohlen empfind,
lich — mehr als in Deutschland — verteuert worden, und jede vermehrte Aus-
fuhr muß die eigene Knappheit vermehren. Natürlich muß man den Bundes-
genossen in ihren noch viel größeren Kohlennöten helfen, aber in dieser Hin-
sicht wird man gar nicht allzu erbost darüber sein, daß die Ostsee- und die Darda-
nellensperre die russischen Häfen unerreichbar machen, so daß man eine will-
kommene Entschuldigung dafür hat, wenn die ehedem sehr reiche Kohlenzufuhr nach
Rußland im wesentlichen aufgehört hat, bis auf ein paar dürftige Sommerliefe-
rungen nach Archangelsk, die nur den guten Willen zeigen und wenigstens den
Kohlenbedarf der russischen Flotte und der militärischen Eisenbahnen decken
sollten. Italien wird in bezug auf Kohlen absichtlich äußerst knapp gehalten —
in Genua wurden im Iuli ganze 8300 To. englische Kohlen eingeführt! — und
wird wohl auch erst dann bessere Behandlung erfahren, wenn es einige beachtens-
werte militärische Erfolge erringen sollte. Ia, es scheint, als ob die englische

Kohleneinfuhr in Italien noch künstlich vermindert wird, um einen Druck auf Italien auszuüben, daß es nach der britischen Pfeife tanzt. Die türkische Kriegserklärung vom 22. August wurde ja den Italienern, die gar nichts davon wissen wollten, geradezu abgepreßt, indem England erklärte, Italien werde weder Geld noch Kohlen erhalten, wenn es ihm nicht zu Willen sei. Solange das neutrale Italien umschmeichelt wurde, erhielt es von England verhältnismäßig reichlich Kohlen (im November 1914 470 000 To.); nachdem es auf den englischen Leim gegangen war und nicht mehr zurück konnte, durfte man es unbesorgt schlecht behandeln und einem Lande, das militärisch noch nichts geleistet hatte, den „Kohlenkorb" höher hängen (Iuli 1915 8300 To.).

Dagegen war England von Anfang an gar sehr darauf bedacht, den französischen Bundesgenossen zufrieden zu stellen. Trotz der wachsenden Kohlenknappheit ist die englische Kohlenausfuhr nach Frankreich größer als im Frieden. Im vorigen Winter ging rund ein Drittel aller von England ausgeführten Kohlen nach Frankreich, und der Bruchteil ist seither noch weiter gestiegen: im August ging die Hälfte der englischen Gesamtausfuhr nach Frankreich! Vom 1. Ianuar bis 1. August 1915 erhielt Frankreich elfeinhalb Millionen Tonnen Kohlen gegenüber achteinhalb Millionen Tonnen im Vorjahr. Und dennoch erkannte man in Frankreich Englands „aufopferungsvolles" Bemühen gar nicht an; die Menge der von England eingeführten Kohle wird als durchaus ungenügend empfunden, und schlimmer noch erscheint der Preis, den sich England für sein „Entgegenkommen" zahlen läßt. Die englische Kohle ist in Frankreich fast unerschwinglich teuer geworden, und obwohl dieser hohe Preis eine berechtigte und unvermeidliche Folge des Kriegszustandes ist, nimmt man es in Frankreich dem Bundesgenossen doch recht übel, daß die Preise so viel höher als sonst sind, zumal, da England immer weniger Lust bezeigt, Kredit zu gewähren. Die Lage ist für Frankreich um so unangenehmer, als die im eigenen Lande gewonnenen Kohlen, deren Menge freilich bei größter Anspannung aller Kräfte nur etwa den dritten Teil des Bedarfs deckt, sehr viel billiger als die englischen sind. Der Staat, die Industrien, die einzelnen Haushaltungen möchten tunlichst alle nur die billigen Kohlen verbrauchen und empfinden den Bezug der teuren englischen Kohle als eine arge Ungerechtigkeit, für die man die Bundesgenossen verantwortlich macht, obwohl diese — ausnahmsweise — andiesem Übel durchaus schuldlos sind.

Wenn die englische Kohle in Frankreich und auch überall sonst in der Welt so arg verteuert worden ist, so tragen verschiedene Ursachen die Schuld daran. Einmal sind die Kohlenpreise in England selbst unverhältnismäßig stark gestiegen, wesentlich stärker als etwa in Deutschland, wo keine Streikbewegung, kein Mangel an Arbeitern und an Grubenhölzern, keine Transportschwierigkeiten die Gewinnung ungebührlich verteuern. Allein in dem einen halben Iahr vom 1. Ianuar bis 1. Iuli stiegen die inländischen Preise folgendermaßen:

1) tob (traue« Lord) 0»rclitt:
beste Walliser Kesselkohle
von 21
auf
2? Schilling
„ „ Briketts
„ 18
//
35 „
bester Gießereikoks
„28
//
42'/. „
2) tob I^uo:
beste Northumber-Kesselkohle
„ 12V.
//
20 „
Durham-Gaskohle
„ 12^/2
/,
20 „
Gießereikoks
„ 19
//
37 „
3) tob Olasßov:
schottische Kesselkohle
„ UV.
//
16>/> „
usw.
Das sind Preissteigerungen von dreißig bis fast hundert Prozent in nur einem halben Iahre und nur imInlande, wo keine feindlichen Fahrzeuge, Minen und andere Kriegsmittel die Transporte bedrohen. Wohl aber wirkte auf die Preishöhe vom 1. Iuli bereits der große Walliser Streik vom 15. bis 21. Iuni, in dem die Arbeiter von der zunächst den starken Mann markierenden und dann mutig zurückweichenden Regierung eine Lohnzulage von siebzehneinhalb Prozent ertrotzten und der einen Gesamtverlust von ca. dreißig Millionen Mark und von einer Million Tonnen Kohlenförderung hervorrief.
Nun gesellt sich aber zur Preissteigerung der Kohlen selbst das noch viel raschere Anwachsen der Frachtsätze und Versicherungsprämien für die Seebeförderung. Die Minengefahr, die Bedrohung durch feindliche Hilfskreuzer und später U-Boote, dazu der empfindliche Mangel an Schiffsraum haben die Frachtsätze durchschnittlich auf den drei- bis vierfachen Preis der Friedenszeit emporschnellen lassen, neuerdings sogar schon vielfach auf die sechs bis siebenfache, nach Port Said auf die fast zehnfache Höhe! Nach einigen französischen Häfen z. B. betrug die Schiffsfracht für die Tonne Kohlen:
Juli 1914
1. Ianua, 1915
1. Juli 191b
Mitte Juli 191b
vom Tyne nach Rouen
4l/, 5b.
17 5b.
16 8b.
18l/,-198b.
„ „ „ Marseille
?'/. „

21 „
28 „
30 „
von Cardiff nach „
7V« „
15'/, „
20 „
— „
„ „ „ Bordeaur
5'/. „
11 „
16'/2 „
//
„ Le Havre
3'/« „
11'/, „
12 „
//

Aus diesen beiden Tabellen läßt sich berechnen, daß etwa Walliser Gießerei-
koks, der sich vor dem Kriege in Marseille auf 28 -s- 7V2 — 35V- Schilling, in
Le Havre auf 28 ->- 3V» — 31V» Schilling für die Tonne stellte, Anfang
Iuli 1915 an denselben französischen Hafenorten 42'/< -j- 20 — «2"/<, bezw.
42'/< 4- 12 — 54'/< Schilling kostete, und die Northumber-Kesselkohle, deren
Preis sich in Marseille im Frieden auf 12V< -^ 7'/< — 20 Schilling stellte,

verteuerte sich bis Mitte Iuli daselbst auf 20 -s- 30 — 50 Schilling, also um 150 Prozent!

Ähnlich liegen nun aber die Dinge zurzeit in anderen Welthafen. Gießereikoks aus Cardiff und vom Tyne, den man in Genua am 1. Iuli 1914 für die Tonne mit 36 bzw. 26V< Schilling bezahlte, war am 1. Iuli 1915 daselbst für 65 bzw. 54 Schilling kaum zu haben. Für die Tonne Kohlen muß Italien aber an England einen Preis von 80 Franken bezahlen, was man um so schmerzlicher empfindet, da in der benachbarten Schweiz, die von Deutschland versorgt wird, die Tonne Kohlen nur 35 Franken kostet! In Alerandrien, also auf „englischem" Boden, erhöhten sich die Preise für Koks entsprechend von 35V- und 27 Schilling bis Iuli auf 67'/< und 54'/ü Schilling, und seit dem Auftreten feindlicher U-Boote im Mittelmeer noch sehr viel mehr. Dabei sind in alle diese Preise noch nicht einmal die Versicherungsprämien eingerechnet, die selbstverständlich infolge der Minen- und U-Boot-Gefahr gleichfalls ganz erheblich in die Höhe geschnellt sind.

Unter solchen Umständen sieht es mit der Herbeischaffung preiswürdiger englischer Kohle in die alliierten und natürlich auch in die neutralen Länder nicht eben zum besten aus. Dabei stößt die englische Regierung mit großer Kunst die anderen Staaten, die auf englische Kohlen angewiesen sind, sämtlich vor den Kopf. Unter dem Kohlenausfuhrverbot, von dem freilich zahlreiche Ausnahmen zugelassen werden, leiden (anßer Deutschland und seinen Verbündeten, sowie den Vereinigten Staaten) alle Kulturländer mehr oder weniger. In Italien sind die Industriellen entrüstet, daß England seine Versprechungen in bezug auf ausreichende Kohlenversorgung in Übereinstimmung mit altbritischer Tradition nicht hält. Italien hat einen Iahresbedarf von elf bis zwölf Millionen Tonnen, der in Friedenszeiten zu neun Zehnteln von England gedeckt wurde. Heute liefert England nur etwa die Hälfte der Friedensmenge und vermindert die Zufuhr regelmäßig, wenn die italienische Regierung in irgendeiner Frage nicht willenlos nach der Pfeife von Downing Street tanzt. Dazu kommt, daß die griechischen Schiffe, die zum sehr großen Teil die Kohlenzufuhr von England nach Italien regelten, mit dem Beginn der griechischen Mobilmachung meist in die Heimat zurückgekehrt, also auch nicht mehr verfügbar sind. Der unerträgliche Mangel an Schiffsraumte wird die Kohlenpreise für Italien weiterhin anschwellen lassen. — Auch in Rußland ist man mit Englands Kohlenlieferung sehr unzufrieden, daß England nicht mehr Kohlen nach Archangelsk schaffte; in Schweden, wo man ohnehin am mannhaftesten den englischen Eigenmächtigkeiten entgegentritt, beschwert man sich bitter, daß Schweden jetzt weniger englische Kohle erhält, als Norwegen und Dänemark, und daß es anscheinend auf diese kleinliche Weise für seine Standhaftigkeit gegenüber den britischen Lockungen, Drohungen und Erpressungen bestraft werden soll — man empfindet es in Schweden als unwürdig, daß das Land in voller Schärfe vom englischen

Kohlenausfuhrverbot betroffen wird, während es andererseits verpflichtet sein soll, die englischen Kohlentransporte nach Rußland auf seinen Bahnen unbeanstandet passieren zu lassen. Dieser englischen Forderung hat Schweden neuerdings freilich einen sehr festen Riegel vorgeschoben. Ia, auch in Frankreich ist man, wie gesagt, unzufrieden. England schickt zwar den größten Teil seiner entbehrlichen Kohlen über den Kanal, um seinem französischen Diener sein unverändertes Wohlwollen zu bekunden; da es aber von seinem Kunden die Erstattung aller erhöhten Unkosten und dazu natürlich noch einen angemessenen Verdienst fordert, stellen sich die englischen Kohlen in den französischen Häfen immer teurer, so daß die Unzufriedenheit in Frankreich kaum geringer ist, als wenn England alle Kohlenlieferungen verweigerte.

Nach einer Mitteilung Edouard Herriots im „Iournal" kostete im Juli die Tonne englischer Kohle im französischen Hafen schon 52 Franken, während man in Friedenszeiten in Paris nur 28 Franken dafür bezahlte. Rechnet man zu jenen 52 Franken noch die Fracht ins Binnenland hinzu, so darf man sagen, daß die englischen Kohlen in Frankreich doppelt so teuer wie im Frieden sind. Dadurch entsteht natürlich Mißstimmung in der Bevölkerung, und da in Geldsachen nicht nur die Gemütlichkeit, sondern auch Englands ohnehin reichlich problematische „Opferwilligkeit" für den „teuren" Bundesgenossen aufhört, so machen die Franzosen ihre Alliierten dafür verantwortlich, daß sie für ihre Kohlen jetzt so unverhältnismäßig viel Geld anlegen müssen.

Es herrscht eine arge Verwirrung auf dem englischen Kohlenmarkt. Sie nach Kräften zu steigern, muß unsere Aufgabe sein, die unsere braven U-Boote, soviel an ihnen liegt, sicher nach Möglichkeit erfüllen werden. Im Mittelmeer haben sie an diesem Ziel bereits derart erfolgreich gearbeitet, daß viele holländische und englische Schiffe soeben beschlossen haben, fortan den Suezkanal zu meiden — wegen der Unmöglichkeit genügender Kohlenversorgung. Möge es so weiter gehen, dann ist die Zeit abzusehen, wo Deutschlands Feinde nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich von dem „blockierten" Gegner niedergerungen sein werden!

A. von Langermann:

Ein Dickter des Orients.

Adolf Friedrich Graf von Schack zum hundertsten Geburtstage.

Als die ersten deutsch-österreichischen und bulgarischen Patrouillen sich fanden, da war's ein Iubel und ein Aufatmen, als wenn bei einem Tunnelbau der Durchschlag gelungen ist und die von beiden Seiten vordringenden Bohrmaschinen das letzte trennende Gestein beiseite schieben. Der Weg ist noch nicht

ganz frei, aber er liegt klar vor uns. Bis ins Herz des Morgenlandes hinein
ist die Verbindung hergestellt, und unsere Gedanken eilen den tapferen Truppen
voraus ins Wunderland Arabien.
Von Kindheit an sind uns die Gegenden des Morgenlandes lieb und ver-
traut durch die biblische Geschichte und durch wunderbare Märchen. Auch unsere
Dichter haben sich vielerlei Anregungen von dort geholt, sei es, daß sie aus
eigener Anschauung von jenen Gegenden erzählten, oder daß sie uns den reichen
Schatz morgenländischer Dichtung durch Übersetzungen und Nachdichtungen er-
schlossen. Der bekannteste Dichter dieser Art ist wohl Bodenstedt, aber auch
Rückert schöpft oft und gern aus dem tiefen Born arabischer Weisheit. Wer
jedoch gründlich eindringen will in diese farbenglühende eigenartige Welt, der
wird gut tun, sich Adolf Friedrich Graf von Schack zum Führer zu nehmen, dessen
hundertsten Geburtstag wir im August vergangenen Iahres hätten feiern können.
Seit er in früher Kindheit sich an den Märchen aus Tausend und einer Nacht
begeisterte, ließ ihn die Sehnsucht nach dem Orient nicht mehr los. Mit zähem
Fleiß drang er in alle Sprachen und Literaturen ein, die ihm zur Erforschung
der morgenländischen Dichtung nützlich waren, ohne darum die Schule und später
das von den Eltern unerbittlich geforderte juristische Studium zu vernachlässigen.
Diese Doppelarbeit zerstörte seine Gesundheit und nötigte ihn zu oft wiederholtem
langen Weilen in den Ländern seiner Sehnsucht. Iede dieser Reisen benutzte er
zu gründlichen Studien, die er in wissenschaftlichen und poetischen Werken ver-
arbeitete.
Die höchste Blüte erreichte die Kultur des Islam in Spanien, und hier ist
Schack in seinem zweibändigen Werk: „Poesie und Kunst der Araber in Spanien
und Sizilien" ein ganz vorzüglicher Führer. In schlichter, unterhaltender Form
zeigt er uns die Entwicklung dieses sagenumsponnenen Reiches. An vielen an-
mutigen Beispielen erklärt er den kunstreichen Bau der arabischen Verse, ohne
durch allzu gelehrte Auseinandersetzungen zu ermüden. Es ist kein Geschichtswerk,
sondern eine Sammlung von Gedichten und farbenprächtigen Schilderungen.
Schack verfügt über eine ungewöhnlich bilderreiche Sprache, die dabei aber stets
klar und anschaulich bleibt. Die Stätten arabischer Kultur in Spanien fesseln
ihn am meisten — er wird nicht müde, sie in Vers und Prosa zu feiern, aber auch
die übrigen Länder des Islam am Mittelmeer suchte er wiederholt auf. Am
Hofe des Sultans in Konstantinopel lernte er die Pracht der Feste kennen, und
auf einsamen Ritten in Arabiens Wüsten erschloß sich ihm der Zauber des süd-
lichen Sternenhimmels.
Sein Hauptwerk unter den Übersetzungen ist die Übertragung der Helden,
lieder des persischen Dichters Firdusi, den er für würdig hielt, neben Homer und
Dante einen Platz in der Weltliteratur einzunehmen. Bisher lagen uns die
orientalischen Sagenkreise zu fern, um allgemeines Verständnis zu finden; aber

sie werden uns wohl mit der Zeit näher rücken, wenn die Verbindung mit dem Morgenlande lebhafter geworden sein wird.

In seinen Lebenserinnerungen „Ein halbes Iahrhundert" gibt Graf Schuck großartige Schilderungen seiner Reisen, deren erste noch in jene Zeit des vorigen Iahrhunderts fiel, wo Reitpferd und Ertrapost als vornehmstes Beförderungsmittel Muße genug ließen, unterwegs geschichtliche und kunstgeschichtliche Betrachtungen anzustellen und an poesiegeweihten Stätten die dort entstandenen Dichtungen zu lesen. Immer weiß er Gegenwärtiges und Vergangenes zu verknüpfen, doch setzt er dabei häufig bei seinem Leser gute Beschlagenheit in Geschichte und Literatur voraus. Er ist kein Dichter für die breite Menge, wer aber Verständnis hat für vollendete Form und Schönheit der Sprache, für feine Gedanken und prächtige Bilder, wird bei Schack immer Genuß finden.

Seine Dramen haben bei den seltenen Aufführungen nie mehr als einen kühlen Achtungserfolg gefunden, sie sind aber überreich an Schönheiten, die im stillen Lesen erst recht zur Geltung kommen. Mehr als im Drama zeigen sich die Vorzüge des Dichters noch in den poetischen Erzählungen, deren großartigste „Die Nächte des Orients" und „Memnon" sind, während er uns in den „Plejaden" eine Erzählung aus dem alten Hellas geschenkt hat, wie sie schöner und lieblicher nicht gedacht werden kann. Das Buch müßte jedem jungen Mädchen bekannt sein und würde eine ganze Menge der beliebten faden Erzählungen aufwiegen, wie sie so häufig in den Handarbeitsstunden vorgelesen werden.

Die satirischen Romane und Schauspiele entsprechen dem heutigen Geschmack am wenigsten — es verstaubt nichts so leicht als Scherz und Witz —, doch läßt sich auch hier noch genug des Ergötzlichen finden. Ein wahrer Schatz an köstlichen Versen sind seine Gedichte, vor allem die Liebes- und Naturlieder. Brahms und Strauß haben einige der schönsten in Musik gesetzt, und man hört sie häufig in den Konzertsälen — es gäbe noch viele, die gleicher Ehre würdig wären.

Leider haben die Dichtungen des Grafen Schack keinen Eingang gefunden In die gebräuchlichsten Gedichtsammlungen, und es ist noch heute dem guten Willen der Literaturlehrer überlassen, der Iugend diese Quelle der Schönheit und Anregung zu erschließen. Eine sorgfältige Auswahl ist für die Iugend allerdings nötig; denn wenn Schack auch niemals die Grenzen des Edlen und Schönen überschreitet, so sind doch seine religiösen Gedichte nicht alle widerspruchslos hinzunehmen. Gar zu oft findet sich neben dem Ausdruck reinster Frömmigkeit ganz unvermittelt ein fanatischer Haß auf die christliche Kirche. Wenn er dies Gebiet berührt, läßt er durchaus die Weitherzigkeit und Milde vermissen, deren Fehlen er an den Einrichtungen der Kirche rügt. Auch sonst klingt manchmal ein störender Ton der Bitterkeit durch, den er erst im hohen Alter überwand.

Sein äußerlich so glänzendes Leben war überreich an Kämpfen und Leiden und verlief fast ganz in drückender Einsamkeit. Daß er, der so innig von aller Schönheit der Natur und Kunst zu singen wußte, das immer schwache Augenlicht

<n jahrzehntelangem Leiden langsam schwinden fühlte und noch über zwanzig Iahre in völliger Blindheit dahinleben mußte, war gewiß ein hartes Geschick. Die Art, wie er es trug, nötigte selbst die zur Achtung, die in ihm nur den reichen Sonderling sahen, der durch Bilderkaufen und Versemachen die Augen der Welt auf sich lenken wollte. Manch einer von denen, die er in gutem Glauben seine Freunde nannte, hat ihm einen üblen Nachruf gewidmet, der aber mehr das Bild des Schreibers verzerrt, als das des Gescholtenen. Seine großen Verdienste um die deutsche Malerei sind nicht zu bestreiten, trotz allem Gerede. Auch für Schack's Dichtungen wird die Zeit kommen, da das deutsche Volk, nach den Worten Karl Lamprechts, „in den universalen, die weitesten Grenzen der Welt seiner Zeit umfassenden Horizont seines Denkens und Empfindens hineingewachsen ist".

Oswald Brüll:

In der Grillparzer-Gesellschaft.

Ein Miniaturbild aus Wien. G. M. zugeeignet.

Zur 125jährigen Wiederkehr von Grillparzers Geburt (21. Ianuar 1916).

Es besteht keineswegs die Nötigung, im Kriege nur heroische Gegenstände zur Erörterung zu bringen. Man darf sehr wohl — Taktgefühl und Gewissen sprechen uns dies Dürfen zu —, die rednerische oder schriftstellerische Betrachtung auf Gegenstände lenken, die keine unmittelbare oder überhaupt keine Beziehung zum Kriege haben. Selbst federleichte und federleichteste Dinge dürfen mit der Sonde berührt werden — wenn sie nur echte Werte mit ethischem Pluszeichen bergen. Auch federleichten Dingen kommt ja Echtheit oder Unechtheit zu, auch sie können sein oder bloß scheinen.

Die Wiener Grillparzer-Gesellschaft, der hier zum sechsundzwanzigsten Jahrestag ihrer Stiftung (21. Ianuar 1890) ein Gruß entboten werden soll, hat nun nichts Federleichtes an sich, noch weniger gibt sie ein heroisches Thema ab. Aber echte Werte stecken ganz gewiß in ihr.

Und echte Werte hat sie selbst gehoben, durch ihre Führer nämlich — aus dem Werk und dem Leben des Dichters, dessen Dienst sie sich bestimmt hat. Der größere Teil der Tagebücher Grillparzers (neben denjenigen Hebbels die hervorragendsten autobiographischen Dokumente eines deutschen Dichters, in persönlichem wie in außerpersönlichem Belang) ist erstmalig in den Iahrespublikationen der Gesellschaft veröffentlicht, über seine Werke ist hier vielfach Erstmaliges gesagt worden. Noch hat ja, Gott sei Lob und Dank, der mit Grillparzer Beschäftigte Neuland vor sich, das er als Bahnbrecher oder völlig absichtslos und reinen Si«»res beschreiten darf; noch — wie lange noch? — ist Grillparzer nicht dem

Schicksal anderer Klassiker verfallen, die hinter ihren Kommentatoren verschwin, den; noch hat die Schulausgabe mit Erklärung ihn nicht den Schülern entfremdet . . .

Aber dies alles nur nebenbei. Denn mir handelt es sich nicht darum, die literarhistorischen Verdienste der Grillparzer-Gesellschaft um ihren Namenspatron und die übrige österreichische Literatur der beiden letzten Iahrhunderte ins Licht zu rücken; für ein solches Unternehmen leben heute Berufenere — etwa August Sauer, Stefan Hock, Emil Reich, Carl Glossy, Moritz Necker, nachdem Robert von Zimmermann und zumal Alfred Freiherr von Berger, der vorletzte Direktor des Burgtheaters, zu den Mehreren gegangen sind.*) Ich habe diese Zeilen ja auch nicht überschrieben „Die Grillparzer-Gesellschaft", sondern „In der Grillparzer-Gesellschaft". Was ich vorhabe, ist die Schilderung eines der Mitgliederabende, welche sechsmal im Winterhalbjahr die Gesellschaft als wirkliche Gesellschaft vereinen, und die dem nachdenklichen Beobachter ein Stück Wien vorstellen — ein Stück Wien, das durch literarische Darstellung noch wenig bekannt gemacht ist, jedenfalls weniger, als seiner Bedeutung zukommen würde: für Wiens wienerisches Kulturbürgertum ist die Grillparzer-Gesellschaft repräsentativ, und in diesem Sinne soll sie hier gekennzeichnet werden.

Es gibt in Wien nämlich auch ein unwienerisches Kulturbürgertum, ein Allerweltsbürgertum, wie es heute in jeder Großstadt zu finden und immer dasselbe ist oder in den letzten Iahrzehnten der Friedensschlaffheit wenigstens war; es hat fast allerorts einen starken, internationalisierend wirksamen jüdischen Einschlag. Darum führt die Mehrzahl der Gesellschaftstypen Arthur Schnitzlers, dem unter allen künstlerischen Ausdruckes fähigen Zuschauern der österreichischen Gesellschaft unbestreitbarer Vorrang gebührt, nicht in das Spezifisch-Wienerische hinein. Nur in zwei Werken hat er wahrhaft wienerische Dichtungen geschaffen: in seinen Anfängen „Liebelei", darin zwei oder drei für das Wiener Volkstum charakteristische Gestalten hingestellt werden; dieselbe soziale Schicht ist freilich in dem Roman eines Komo novn», „Töchter" von Karl Adolph, um vieles zutreffender verlebendigt. Aber dann vor allem, auf dem Höhepunkt seines Könnens, hat uns Schnitzler die dramatische Historie „Der junge Medardus" gegeben, jene ebenso figuren- wie kunstreiche Komposition, worin Volkstum und Bürgertum zu ihrem künstlerischen Recht kommen. In der Gestalt des Meisters Eschenbacher und seiner Schwester, der Mutter des jungen Medardus Klähr, finde ich, unter allen Beispielen der deutsch-österreichischen Literaten Umschau haltend, die einzigen Menschen, deren Geist vom Geiste der — Grillparzer-Gesellschaft ist; wurzelechte Wiener Kulturbürger.

Auch dem Romandichter Emil Ertl mag bei der Konzeption seiner Trilogie „Ein Volk an der Arbeit" eben dieses Segment des Wiener Lebenskreises vorge-

') In der Zeit zwischen Niederschrift und Drucklegung dieses Aufsatzes ist auch Moritz Necker »u« d-m Leben geschieden.

schwebt haben; aber bei der Ausführung geriet er bedauerlicherweise vom Kultur, bürgerlichen ins Spießbürgerliche ab — von der Welt, wo eine immerhin scharfe Geistigkeit auch zu äußerer Haltung verpflichtet, in eine Welt, deren Menschen nur allzusehr zu körperlicher und seelischer Verfettung neigen . . . Schade... Ferdinand von Saar wieder hatte sich einer dritten Welt verschrieben, der „großen" des blauen Geblüts; auch das ist schade: denn persönlich eignete ihm unzweifelhaft die feinste Kennerschaft für das Wiener Kulturbürgertum.

Soviel als literarische Vorgeschichte zu diesem Kapitel. Und nun zu ihm selbst. Nun zu der Grillparzer-Gesellschaft.

Heute also (das Heute wolle selbstverständlich vor dem 1. August 1914 angesetzt werden) ist einer ihrer Mitgliederabende, die, wie bemerkt, sechsmal im Wintersemester stattfinden. An fünfen besteht das Programm darin, daß einer oder eine von der ersten Garde des Burgtheaters Proben aus den Werken Grillparzers oder anderer heimischer Autoren neueren Datums zu Gehör bringen. Ein sechstes Mal ist die Reihe an diesen Autoren selbst, soweit sie nicht durch den eigenen Todesfall verhindert sind, ihre Schöpfungen vor das Publikum zu bringen — und so ziemlich jeder junge Schriftsteller hierzulande ist bestrebt, solcher Ehre gewürdigt zu werden. Es ist, als ob er damit zum „vaterländischen" Dichter promovieren würde. Und es scheint mir ein für die Erkenntnis des österreichischen Schrifttums wesentliches Symptom, daß alle ihm Zugehörigen schon früh darauf bedacht sind, den Anschluß an die Tradition zu vollziehen. Die Tradition, nicht bloß auf literarischem Gebiet, ist eben bei uns mehr als ein Wort, ein Begriff: sie ist da. Und jeder meint, daß, an sie angelehnt, nicht nur gut ruh'n wäre — wozu die Iungen selbst in Wien nicht zu haben sind —, sondern auch gut kämpfen. Nicht Bequemlichkeitsrücksichten, ihr verachtungsvollen Originalgenies Berliner Prägung, tragen die Schuld daran, daß hierzulande sich der Most nur ein kurzes Endchen Zeit absurd gebärdet und meist schon mit Vierundzwanzig als Wein ins Burgtheater, in die Grillparzer-Gesellschaft, in die Neue Freie Presse seinen Einzug hält.

. . . Doch halten w i r vorerst unsern Einzug in die Grillparzer-Gesellschaft.

Nun denn, wir sagten schon, daß heute „Abend" sei; und zwar kein Autorenabend; vielmehr ist die Rezitation eines Künstlers vom Burgtheater angekündigt. Zwischen dem Burgtheater und der Grillparzer-Gesellschaft besteht nämlich eine stillschweigende Personal- und eigentlich auch Realunion: dieselben Menschen, dieselbe Sache gilt es.

Wir halten Einzug in den großen, ampbitheatralisch gebauten Hörsal des neuen Elektrotechnischen Instituts auf der Wieden — hier finden seit ein paar Iahren die „Abende" statt; beiläufig 700 Mitglieder hat die Gesellschaft derzeit in Wien. Es gibt keineswegs numerierte, nach Preisen abgestufte Plätze. Iedes Mitglied hat ja den Eintritt frei, und wer zuerst kommt, sitzt. Und wer zuerst kommt, sind die jungen Mädchen, die sich dadurch für einen Abend lang höchstes

Glück der Erdenkinder erzwingen: einer Persönlichkeit des Burgtheaters andert-
halb Stunden lang Aug' in Auge gegenüber zu sein ... höchstes Glück der Erden-
kinder! Überwunden der Raum, der einen ansonsten, da man sich mit dem Zwei-
kronenfünfzig-Platz auf der IV. Galerie bescheiden — was bescheiden: glücklich
schätzen — muß, von seinem und der Götter Liebling trennt! Überwunden die
Zeit, die man am Bühnentürl ausharren muß, um zuletzt gekrönt zu werden —
um den Liebling mit hochgestelltem Kragen in das Auto steigen zu sehen! . . .
Um V<8 Uhr ist Beginn, aber die Glocke hat 6 noch nicht ausgeschlagen, und
schon sind die ersten Bankreihen im Saal von einem Schwarm junger Mädchen
mit stürmender Hand genommen.

Diesen jungen Mädchen in der Grillparzer-Gesellschaft gilt mein Lied, mein
Grüßen vor allem. Nicht darum, weil fast alle von ihnen so hübsch, so wunder-
bar hübsch sind; du lieber Gott, an hübschen Mädchen ist auch sonst in Wien
kein Mangel. Also des Leiblichen habe ich kaum acht; was entzückt, ist die Anmut
und Reinheit ihres Geistes. Wie unberührt sind doch diese Geschöpfe zwischen
15 und 19 Iahren von der Verderbnis der Großstadt! Sie könnten, wie sie sind,
ebenso gut in dem weltfernsten Landwinkel großgezogen sein — nur würde ihr
Geist dann, fern auch von den Quellen künstlerischer Erziehung, der Durchbildung
entbehren, die ihn nun mit dem höchsten Reiz schmückt. Wien ist ja auch freilich
noch immer nicht restlos zur „Großstadt" geformt. Noch hat es diesen oder jenen
Flecken beseelter Landschaft an seinem Herzen, auf den gestellt du völlig dem Hoch-
stapler- und Dirnenpflaster einer modernen Metropole entrückt bist. Du wirst
verstehen, was ich meine, wenn du schon einmal an einem Frühlingsmorgen durch
den Volksgarten gewandelt bist; oder wenn du zu hochsommerlicher Mittags-
zeit den Schloßhof von Schönbrunn beschritten hast; wenn du die herbstgoldenen
Wälder von Salmannsdorf, das Rebengelände von Grinzing schauen durftest;
wenn du den Heldenplatz nächst der Hofburg zur Winterszeit kennst, wie er in
rätselhaft stimmungsvollem Gepränge sich in die Schneedecke hüllt . . .

Die jungen Mädchen in der Grillparzer-Gesellschaft wissen nichts von Gier
und Geilheit der Großstadt, die künstlerische Welt, die diese auftut, zieht sie
mächtiger an als die reale. Alfred Freiherr von Berger hat dieses Leitmotiv
schöngeistiger, theatertoller Iugend wie folgt umschrieben: „Die Künstler und die
poetischen Gestalten, die sie verkörperten, verschwammen für mich zu einer glän-
zenden, schönen und reichen poetischen Welt, die mir weit mehr zu bedeuten schien
als die sogenannte Wirklichkeit" . . .

In der Tat, hört man ein Weilchen zu den jungen Mädchen in der Grill-
parzer-Gesellschaft hin, so gelangt man leicht zu der Weltanschauung, daß das
Burgtheater im Anfang aller Dinge stehe. „Grüß Gott, Erika", sagt ein schlan-
kes Ding mit Mozartzopf unweit von mir. „Wo steckst du denn . . . oder wäre
dir der Reimers neuerdings gleichgültig?" (An Herrn Reimers, dem ersten Bon,
vivant des Burgtheaters, ist es heute, die Vorlesung zu halten.) „Geh, sei nicht so

dumm, Blandine", entgegnet die also Apostrophierte mehr verlegen als unhöflich und wird rot dabei. „Der Reimers könnte doch mein Großpapa sein, das weißt du . . . Übrigens fürchte ich, daß er noch in letzter Stunde absagen wird, er war gestern ganz heiser als Marquis Posa." — „Wie, du warst gestern bei „Carlos"? Du hast mir ja gar nichts gesagt in der Schule . . . Hast du schon die deutsche Hausarbeit fertig? Blöd, nicht? . . . Du, wer hat denn den König gespielt diesmal, der Devrient oder Heine? . . . Gott, köstlich war er wieder neulich, bei der Premiere, der Devrient! Wie er vor den Vorhang getreten ist: ‚Ich habe die Ehre, den Dank Gerhart Hauptmanns auszudrücken', — mit einer Stimme, als ob er den Weltuntergang ankündigen tät . . . Nicht wahr?" — „Ia, ja . . . Weißt du, die Medelsky als Eboli: anbetungswürdig. Onkel Richard hat neulich gesagt, sie sei die genialste Schauspielerin, die wir jetzt in Wien haben, und die wienerischeste dazu. Trotzdem die Herren Zeitungsschreiber dieses Lob fortwährend der Niese und dem Girardi um den Mund schmieren — es muß denen selbst ja schon ordentlich zuwider sein . . . Übrigens, die Wohlgemuth als Elisabeth konnte sich auch sehen lassen ..." — „So. — Du, hast du eigentlich eine Ahnung, wie alt die sein kann?" — „Dreiundzwanzig?" — „Aber, was fällt dir ein, du Kind! Mindestens dreißig, mindestens . . . Gott, schön ist ihr Bild von Angeli, im Künstlerhaus! ..." — „Richtig, apropos schön, habe ich dir schon erzählt, was mir letzten Samstag beim Bühnentürl mit dem Gerasch passiert ist?" — „Passiert? Es wird doch hoffentlich nicht so arg sein. Also du hast ihm Veilchen reichen wollen und da — aber da schau her, dort in der zweiten Reihe links ist ja der Schönherr ... der jetzt aufsteht. Wer ist denn die alte Schachtel, zu der er spricht?" — „Pst! Mehr Ehrfurcht vor dem Bnrgtheater! Erkennst du denn nicht die "

Nicht lachen. Nicht spotten. Gewiß, es ist nicht der gewöhnliche Zustand von jungen Menschenkindern: mit der „Kunst" stärkeren Zusammenhang zu haben als mit dem „Leben". Indessen, damit ist noch nicht gesagt, daß der Zustand auch ein schädlicher sei. Es kommt eben darauf an, welcher Art die „Kunst" ist. Von der Kunst, die den jungen Mädchen in der Grillparzer-Gesellschaft begegnet, darf pauschal behauptet werden, daß sie lebenstüchtig sei, weit entfernt von jeder Ertravaganz. Beinahe ist noch Wagner in den Musikalienmappen dieser Iüngferchen ein suspekter Gast. Wagner, der paßt (ihres Erachtens) besser zu den schlampigen, wüsten Frauenzimmern von der Universität, die gar nicht Wienerinnen sind, sondern aus den östlichen und südöstlichen Provinzen herkommen, bereit zu jeder Ausschweifung des Geistes . . . Nun ja, die jungen Mädchen der Grillparzer-Gesellschaft sind eben behütete Mädchen aus gutem Hause . . . aber so wenig dies ein Verdienst ist, so wenig kann man ihnen daraus einen Vorwurf machen. Schon aus literarischen Rücksichten nicht. Man bedenke, daß Hero, Edrita und Mirza Geist von ihrem Geist sind; daß Kathi Fröhlich Blut von ihrem Blute war. Man bedenke, daß es einen deutschen Dichter gibt, der

Schiller heißt, und eine Abhandlung aus seiner Feder Über die ästhetische Erziehung des Menschen — man bedenke dies und lasse das Lachen, das Spotten.
. . . Der Uhrzeiger ist mittlerweile über 7 hinausgerückt. Nun sind auch die Väter und Mütter gekommen. Die Brüder hingegen glänzen zum größeren Teil durch ihre Abwesenheit. Mit zwanzig Iahren . . . auch wenn man ein junger Mann aus Wiener Patrizierhaus ist ... da liegt das Dichten und Trachten doch meist nach anderen Richtungen hin als dasjenige des Fräuleins Schwester. Immerhin, gerade vor mir läßt sich ein junger Mensch nieder: „Küss/ die Hand, Fräulein Erika, küss' die Hand, Fräulein Blandine . . . wie, ich? . . . allerdings, viel zu tun, jetzt vor der ersten Staatsprüfung . . . Ach, meine Damen, was wissen Sie vom Ernst des Lebens! ... Ich bitt' Sie, da ist ja alles Glückssache . . . gerade die gescheitesten Leute fallen im Romanum durch . . . Wenn ich die Schwind-Kommission bekomme — Gott steh' mir bei . . . na, lassen wir das. Also, wie geht es Ihnen, meine Damen, hatte lange schon nicht das Vergnügen. Was macht das Burgtheater? ... Ia auch dafür fehlt es mir jetzt an Zeit . . . Wie ich noch auf dem Schottengymnasium war: dreimal wöchentlich, Fräulein Erika. Wissen Sie, wie oft ich Kainz gesehen habe, Fräulein Blandine? 158 mal! Und den Lewinsky und den Sonnenthal und den Krastel — ja, damals waren Sie noch ein kleines Mädel, Fräulein Erika . . . Sie verzeihen . . . Aber seither ist das Burgtheater schauderhaft heruntergekommen; da sollen Sie doch einmal die Berliner spielen sehen." Entrüstungsschreie der Mädchen.
V<8 Uhr. Aus dem Künstlerzimmer schieben sich acht oder zehn feierlich gekleidete Herren und nehmen auf Ehrensitzen Platz; die Vorstandsmitglieder der Gesellschaft. Bedeutende Persönlichkeiten darunter — es ist also nicht damit getan, Namen zu nennen oder Äußerlichkeiten zu schildern. Alle haben sie Anteil an der Verbreiterung und Vertiefung der Kenntnis von Grillparzers Person und Werk. Ihre Methode entbehrt ganz und gar des psychologischen Raffinements moderner Literarhistoriker; sie erfüllen ihre Aufgabe in der schlichten, etwas phlegmatischen Aufschichtung der Tatsachen, die sich dennoch zum lebendigen Bild des Dichters gruppieren — weil es eben der Dichter ist, dem sich jeder vom Geist gezeichnete Österreicher wesensgleich erkennt . . .
Den feierlich gekleideten Herren folgt auf den Fuß, stürmisch gefeiert, der Künstler; er hat hier leichtes Spiel. Die Rezitation beginnt.
... In der Pause — alles bleibt auf den Plätzen — ist es Zeit, sich der alteren Generation zuzuwenden. Was in meiner Hörweite sitzt, soll mir Studienobjekt sein. Aber, wie schade! Was in meiner Hörweite sitzt, ist ein Ehepaar wohl in älteren Iahren, Hofrat und Hofrätin, doch mit versiegelten Lippen. Nur einmal sagt sie zu ihm: „Das haben wir noch von Gabillon vortragen gehört, im alten Burgtheater." Er nickt bloß still dazu.
So muß ich meine Einbildungskräfte spielen lassen; und, den Blick festgesaugt an dem unschönen, mir zugekehrten Profil des Hofrats — ein sehr bekannter

Hofrat, Mitschöpfer der durchgreifenden Mittelschulreform der letzten Jahre —,
wird auch mein inneres Auge sehend.
Es sucht die beiden Menschen in ihrem Heim auf, einem gutbürgerliche»
Heim in der Iosefstadt. Des Feierabends ist man im Klavierzimmer versammelt.
Ein rosiges Ding von siebzehn — von den beiden Töchtern des Hauses allein
noch zu Hause, die ältere ist seit Iahr und Tag an einen Marineoffizier in Cattaro
verheiratet — ist soeben vom Flügel aufgestanden; natürlich hatte sie Schubert
vorgehabt und Mozart und Beethoven und zuletzt von Liszt die zweite Rhapsodie,
„diese musizierte Honvedattacke", wie Papa sie nennt. Nun sitzt man um den
runden Familientisch herum und macht sich mit Lektüre zu schaffen. Zuerst die
Zeitung — Neue Freie Presse —, dann die Zeitschrift — Österreichische Rund-
schau —, dann ein Buch. Mutter und Tochter Belletristik, Papa Wissenschaft.
Das Mitteilungsbedürfnis zwischen den Dreien scheint gering; dem Klatsch zu
frönen, schließt die ungeheuchelte geistige Vornehmheit dieser Menschen aus;
und seine Gefühle vor einander zu entblößen, ist man erst recht nicht geneigt.
Man führt, bei behaglichen äußeren Umständen, ein seelisch karges Leben. Wenn
man in einem irgendwie entzündeten Augenblick des Gefühlsüberschwanges redselig
wird: dann sind es meist Themen, die auf das Große, Ganze gehen. Und das
Große, Ganze ist für diese Menschen Österreich. Österreich und sein Herrscher-
haus: mit dessen menschlichem Schicksal ist jeder Gutgesinnte in Österreich aufs
innigste verknüpft. Das ist nicht die von Schaulust genährte dynastische Ergeben-
heit des Wiener Volkes (die Schnitzler im „Iungen Medardus" so unübertrefflich
entlarvt: haufenweise strömt das Wiener Volk nach dem Schönbrunner Schloß,
das Napoleon soeben in Besitz genommen hat und allwo er eine glanzvolle
Truppenrevue abhält), das ist vollkommene, mitleidende und mitjubelnde Gefühls-
verbundenheit. Nicht um demütige, lobpreisende Unterwerfung unter ein Gottes,
gnadentum handelt es sich dabei; sondern um die Erkenntnis (die sich ins Gefühl
überträgt), daß Österreichs jüngster Tag angebrochen wäre, wenn irgendein Un-
glück den Bestand der Dynastie in Frage stellen würde; Deutschland ohne die
Hohenzollern wäre zu beklagen — Österreich ohne die Habsburger ist überhaupt
nicht denkbar . . .Wie oft richtet das Kind die Frage an die Eltern: „wie es
gewesen ist", am letzten Ianuartag 1889, da ein einziger Wehschrei durch die
Ostmark ging: Kronprinz Rudolf tot! . . . Wie es am 10. September 1898 ge-
wesen ist, will das Kind weiter wissen; ganz dunkel umschwebt seine eigene Er-
innerung der Tag, da in Genf die schmerzensreiche, ohnegleiche Kaiserin durch
einen Mordbuben ihr Leben lassen mußte . . . Wenn das Kind selbst Kinder
haben wird, dann wird es seinerseits Erlebtes überliefern können: wird von einem
gewitterschwülen Mittsommertag anno 1914 Kunde geben, der ein äi«» totalis
nicht nur für Österreich war . . . Qft auch muß Papa von 1866 erzählen; er tut
es mit Bitterkeit, aber ohne welche Raunzerei. „Raunzen" ist nämlich in Öster-
reich charakteristisch nur für Menschen ohne geistige Bedeutung, und diese machen

allerdings die Mehrheit aus. Die intellektuell befähigte Minderheit und Oberschicht, (von der eben die Grillparzer-Gesellschaft ein bezeichnender Ausschnitt ist), raunzt nicht. Weil sie Verantwortungsgefühl im Leibe hat. Weil sie weiß, daß das Schwergewicht des Reichszusammenhaltes in ihr — und dem Herrscherhaus — liegt. Das Deutsche Reich ist das Werk eines ganzen Volkes; das Gleichgewicht des Donaustaates wird stets nur durch die geistigen Kraftanstrengungen einiger Weniger gehalten. Aber — an solchen Männern hat es nie gefehlt und wirdesniefehlen; immer wieder wird das österreichisch-ungarische Völkerchaos, triebkräftig gerade darum, weil es ein Chaos ist, Persönlichkeiten gebären, die es begeistigen und organisieren. Wann wird der Geist seiner Weltbestimmung klarer, wann empfindet er größere Wollust, als wenn er sich in das Chaos gestellt sieht! Freilich, das Chaos sieht den Feind in ihm, nicht den Freund; und schändet sich und ihn mit Undank. Man braucht nur zwei Namen nennen (wie viele lassen sich aus alter, neuer und neuester Zeit hinzufügen!): Josef der Zweite und Benedek — und das Wort von der t«Iix ^n»tria scheint einem zu Tode getroffen für immerdar; aber ein anderes Wort, von wichtigerem Inhalt, gewinnt dafür recht eigentlich erst Leben, wenn man über die Tragbalken dieses Staatensystems klar geworden ist: ^ustria erit iu orbe ultima.

Stillgehalten! rufe ich mir selbst zu. Sonst stürze ich noch — und der bedauernswerte Leser mit mir — in den leeren Raum des Abstrakten ab. Immerhin hoffe ich mit diesen Zeilen vermocht zu haben, daß auch dem diesen Dingen Fernstehenden offenbar werde, welche Rolle dem geistigen Adel in Österreich zufällt; in welcher sozialen Schicht dieser geistige Adel zu finden ist — insbesondere, was Wien betrifft. Dieser Stadt ist es ja im Munde der gewöhnlichen Leute wie der Dichter seltsam ergangen: man hat sie auf jene ihr zugehörige Menschengruppe festlegen wollen, die ihr, bei näherem Zusehen, zum höheren Ruhm kaum gereichen kann; man hat es zum zweiten unterlassen, die Vorzüge, die dieser Gruppe gleichwohl innewohnen, hervorzuheben, und hat vielmehr ihre Fehler als Vorzüge hingestellt: denn der gepriesene Hamur ist eigentlich Würdelosigkeit, das besungene goldene Herz vielfach nicht Güte um der Güte willen, das gefeierte süße Mädel der Inbegriff gedankenträger Genußsucht . . . Ein geistreiches Wort eines unserer Feuilletonisten mag hier annotiert werden: „Hat man sich erst einmal in die Fehler einer Frau verliebt, so verzeiht man ihr mit der Zeit sogar ihre Vorzüge." . . .

So, und nun lege ich die Feder hin, die ich hoffentlich nicht völlig ergebnislos angesetzt habe. Noch ein letztes flüchtiges Zugrüßen zu dem jubilierenden Verein hin, dessen Betrachtung uns von der Literatur ins Leben geführt hat, uns in das österreichische Antlitz blicken ließ: vivat, ereseat, tloreat — in paeo Llorios»,!

Marie von Bunsen:

Das Hosfräulein Donna Inez.

Roman aus der Verfallzeit des spanischen Reiches.

Fortsetzung.

III.

Hofdienst.

Über der Manzanaresebene erhebt sich mächtig, beherrschend das Madrider, Schloß, der Allazar, mit seinen gedrungenen Türmen, mit seinen vergoldeten Balkonen. In der Mitte der Steinfassade ist die nur den Herrschaften gestattete Durchfahrt nach dem Königinnenhof. Am Ende dieses Hofes liegt die Kapelle, dann folgt der Hof des Königs, Sitz der Konzilien, der Regierung.

Die Wohnung der Königin befindet sich im ersten Stock, ist nach der Stadt zu gelegen. Unerhört prächtig sind die Gemächer, an den Wänden hängen mit Perlen und Korallen bestickte Samtteppiche, geben einen Hintergrund von sattester Farbenherrlichkeit, von phantastischem Glanz.

Allein an dem gedeckten Tisch sitzt Königin Maria Luisa, die achtzehnjährige, blühend schöne Bourbonin, Tochter von „Monsieur" und der lieblichen Henriette von England. Im lockig losen Haar funkeln Schmetterlinge aus Diamanten.

Die leuchtend weiße Üppigkeit ihrer Schultern, ihres tief entblösten Nackens, bildet einen schimmernden Gegensatz zu dem wärmeren Hautton, dem herberen Umriß ihrer schmalgebauten Damen. Hinter ihr steht die Camarera Mayor, die Herzogin von Albuquerque.

Auf ihren hohen Sockelschuhen treten zwei junge, reich geputzte Hoffräulein langsam vor, bieten knieend der Herrin silberne Schüsseln mit Backwerk und gefrorener Melone. Der erste Menin (Page) bringt einen Becher mit Wein, überreicht ihn knieend der Camarera Mayor, sie kostet ihn, hält ihn knieend der Königin entgegen, während an der anderen Seite eine Palastdame mit dem Mundtuch kniet. Der Menin, Don Diguito, Enkel des Herzogs von Najera, tritt zurück, ein bildhübscher, wie aus golddunkelleuchtendem Alabaster geschnittener Knabe. Er ist überaus hochmütig, vor allem auf sein Vorrecht, die Sockelschuhe der Königin zu tragen, sie ihr anzulegen. Der zwölfjährige Knabe darf den Fuß der Königin nicht nur sehen, er darf ihn berühren!! Er steht an der Wand mit den sechs Hoffräulein und mit den sechs Meninas, die, unerwachsen, Sockelschuhe noch nicht tragen. Seine früheren Flammen hat er vergessen, interessiert sich nur für die Neuangekommenen, für Donna Maraquita Hijar und Donna Catalina Monteleon.

Unter den Hoffräulein steht Inez, sieht ängstlich aufmerksam zu;
nächste Woche muß si« in diesen hohen Schuhen den Tisch decken, die silbernen
Schüsseln hereintragen, sie knieend reichen. Sie fühlt sich auf diesen Sockeln,
ohne welche keine Dame vor der Königin erscheinen darf, unsicher, ihr Gang hat
noch nicht die gleichmütige Würde. Dieser gleitende Schritt, mit den zurückgestell-
ten, dichtanliegenden Ellbogen, mit dem hochgehaltenen Kopf, wird er ihr je ge-
lingen? Wird sie auch so schlank und hoch und unnahbar wirken? Ganz leise
plaudern sie untereinander, lächeln über Charlotte Alba, der Ersten der Ehren-
fräulein, welcher das Recht zusteht, bei feierlichen Gelegenheiten die Fackel vor
der Königin zu tragen. Sie hat sich heut wieder mit allem Schmuck behängt, von
ihrem Gürtel hängen kunstvolle Schlüssel, Bücher, eine Pistole, neben den üblichen
Kettenspiegeln und Bildchen.
Die groteske, großköpfige Zwergin Eugenia, kostbar angezogen, mit lang-
herunterhängendem Haar, erzählt der Herrin Späße. Die Königin ißt reichlich
von den ihr gebotenen Speisen, verzieht kein« Miene, sieht gelangweilt umher.
Im Hintergrund spielen Zwerge auf der Laute.
Es schlägt neun Uhr, die Camarera sieht die Königin bedeutungsvoll an,
diese schluckt rasch die letzten Bissen herunter und erhebt sich. Die Menins und
zwei Ehrenfräulein tragen Leuchter in das Schlafgemach, die Camarera Mayor
und die übrigen Damen folgen. Das Kerzenlicht fällt auf das große, weiße und
goldene Lager. Das Bett ist sehr hoch, besteht aus dreizehn dünnen, mit der
feinsten Wolle aus Estremadera gefüllten Matratzen. Die Kammerfrauen nehmen
den Schmuck ab, ziehen die Herrin ans.
Eine Nachricht wird der Camarera Mayor gebracht, sie geht heraus, die
Ehrenfräulein und Meninas verbeugen sich und ziehen sich, verstohlen kichernd,
zurück. Der Königin wird das spitzenbedeckte Nachthemd übergezogen, sie schmiegt
sich melancholisch in die Laken.
Die Tür öffnet sich, herein tritt er, in dessen Ländern die Sonne nicht unter-
geht. König aller spanischen Reiche, König von Neapel, Sizilien, Majorka und
Sardinien, der östlichen und westlichen Indien, des Ozeans und seiner Inseln.
Erzherzog von Österreich, Herzog von Burgund, Brabant, Luremburg, Geldern
und Mailand, Graf von Habsburg, Flandern, Tyrol und Barcelona, Gebieter
von Friesland, Utrecht und Ober-Issel, Großherr von Afrika und Asien. Ein
blasser, kleinschmächtiger Iüngling, dünnes, blondes Haar, eine niedrige, fliehende
Stirn, große, blaßblaue Augen, ein weiter, offener Mund. Die hervorstehende
Unterlippe, wie die dicke Zunge hindern ihn beim Sprechen, beim Schlucken.
Er naht sich mit seinem schleppenden, unsicheren Gang, in den Knien sind die
Beine eingebogen, er hat abfallende Schultern, zu lange Arme. Mit seinem un-
stäten Blick, seinem gutmütigen Lächeln wirkt er greisenhaft und kindlich zugleich.
Er wünscht guten Abend, reicht den schwarzen Mantel, den er über seinem be-
stickten Hemd trägt, der Camarera. Draußen vor den Gemächern der Königin

Das Hoffräulein Donna Inez Marie von Bunsen
war ihr von dem diensttuenden Kammerherrn der königliche Degen, ein Nachtgefäß und eine Lampe übergeben worden.
Die Königin mit triefenden Augen zärtlich ansehend, besteigt König Karl der Zweite das Lager. Die Camarera Manor schließt mit einem Segensspruch die weißen, goldgestickten Vorhänge. Alle verlassen den Raum.
Mit ihren Gefährtinnen, den Ehrenfräulein Doloritas von Corpa und Mondtzjar und Camila von Oropesa, ging Inez auf und ab. Die jugendlichen Gestalten in den langschleppenden seidenen Gewändern glitten mit der allen vornehmen Spanierinnen eigenen Anmut dahin. Klosterhaft wirkten die geweißten Gänge, nur von Streifen farbiger Fliesen belebt; im Hintergrund schliche« nonnenhafte, graugekleidete Duennas vorbei. An die Gemächer der Königin grenzte dies Damenquartier, kein Harem war besser bewacht, als dies Labyrinth kleiner Räume; gelänge es einer der jungen Damen, an den Duennas vorbei zu gelangen, würden ihnen die Guardadamas, die Aufsichtskavaliere, den Weg versperren.
Die drei Hoffräulein gingen auf und nieder; vorhin hatte Inez vor der Oberduenna sich in Sockelschuhen und dem unmäßig großen Quardainfantas-Reifrock, der Galatracht, im Verneigen und Hinknieen geübt, jetzt ließ sie sich in der Hofzeichensprache unterweisen. Diese war ja nicht die der übrigen Menschen, die Redensarten, Schmeicheleien, Höflichkeitsformeln innerhalb dieser Mauern hatten ihre eigene, wohlunterscheidbare Fassung.
Inez versuchte, all dies Neue zu lernen, hörte andächtig den erfahrenen Freundinnen zu. Sie erzählten ihr von der Königin, Donna Maria Luisa. „Ietzt sitzt sie im Saal mit ihren französischen Kammerfrauen, ihren Hündchen und Papageien. Die schwatzsüchtige Madame Quentin ist ihre nächste Vertraute, mit uns spricht sie ja fast nie. Ihr Kastilianisch ist kläglich schlecht, und w i r haben es doch, weiß Gott, nicht nötig, französisch zu lernen!
Die Albuquerque schmeichelt ihr, läßt ihr unerhört viel Freiheit. Denke dir, sie darf sogar reiten! Inez, möchtest d u sie vielleicht, wie Arabela Spinola Los Balbases, zu Pferd begleiten?"
„Dann noch lieber gleich brennen," meinte Inez.
„Nicht wahr, das finden wir auch. Die Balbases ist eben eine halbe Genueserin, keine wirkliche Dame, wie wir und die anderen."
Sie kamen auf die Verabschiedung der alten Terranova zu sprechen. „Die Königin hat sie geradezu gehaßt, vor allem, weil die Herzogin sie einmal bei der Schulter nahm und nach der Tür herausdrängte. Sie war eines schönen Tages, ganz einfach, im Zimmer der Herzogin, als diese Damenbesuch empfing, erschienen! Dabei wußte sie ganz genau, daß sich das nicht gehört. So mußte sie eben zurechtgesetzt werden."

„Und dann," fuhr Camila von Oropesa fort, „kam bald darauf die Geschichte mit den Haarlöckchen. Einmal flogen ihr wieder diese kurtisanenhaften Stirnlocken wild umher, da netzte die Terranova ihren Finger an ihren Lippen und glättete der Donna Maria Luisa das Haar. Ich stand dabei. Da wurde die Königin rot und blaß und sagte: „Kein Wohlgeruch ist für meine Haut zu gut, ich verbitte mir, mit dem Speichel einer alten Frau berührt zu werden." Ia, das waren ihre Worte. Natürlich hat die Herzogin sie daraufhin hart behandelt und wohl zweifellos, wo sie nur konnte, beim König angeschwärzt. Der König war denn auch eine Zeitlang recht kühl zur Donna Maria Luisa."
Doloritas Mondtzjar kicherte. „Die Zeiten wünscht sie sich wohl zurück. Was ist ihr seine Verliebtheit zuwider. Nein, wirklich, da tut sie mir leid, einen solchen Gatten! Er ist ja auch verheil."
„Das dürfen wir doch nicht sagen, das ist uns doch streng verboten! . . . Nun und dann hatte die Kömgin sich einmal beim Nachtessen verspätet, und als die Stunde schlug, begannen die Kammerfrauen, ohne sie zu fragen, ihr Haar zu lösen und unter dem Tisch ihr die Schuh und Strümpfe auszuziehen. Darauf wurde sie böse und machte der Terranova einen Auftritt. Als nun die Herzogin den Medina Celi öffentlich unsern hohlköpfigsten Minister seit der Gotenzeit nannte und den Beichtvater dazu brachte, dem König die Absolution zu verweigern, wenn er den Herzog länger im Amt behielte, wurde es dem Medina Celi doch zuviel. Er und diese ränkesüchtige französische Botschafterin setzten der Donna Maria Luisa in den Kopf, auf der Entlassung der Camarera zu bestehen.
Der diensttuende Mayordomo wurde darauf zu ihr hingeschickt, sagte ihr, die Königin wünsche sich eine andere Camarera, sie möge freiwillig ihre Stelle niederlegen und diesen Entschluß dem König verkünden. Die Herzogin ging zu der Majestät, glaubte, daß er niemals in diese Schmach einwilligen würde, aber er gab ihr sofort die gewünschte Entlassung. Darauf kam sie ruhig zum Nachtessen, Doloritas und ich waren zugegen. Beim Weinreichen hat ihre Hand nicht einmal gezittert, ihre Stimme hat nicht einmal gewankt, sie schloß die Vorhänge mit dem üblichen Segen. Am andern Morgen trat sie vor das Bett der Königin, sagte, sie bedauere, Ihrer Majestät nicht so habe dienen können, wie sie es gewünscht hätte. Da wurde die Königin doch etwas gerührt oder reuig und fing ein bißchen an zu weinen. Darauf sagte die Herzogin mit ihrer gewohnten harten Stimme, eine Königin von Spanien dürfe nicht über eine so geringfügige Sache eine Träne vergießen. Sie kniete und küßte der Königin die Hand, machte ihre Verbeugungen, ließ dann im gewölbten Saal uns und die Meninas versammeln. Wir alle weinten; sie sagte, die Königin, die Gott behüten möge, würde eine neue Camarera mayor erhalten, die würde den Dienst besser verrichten, als das ihr gelungen sei. Dann verbeugte sie sich, ging mit ihrer starren Haltung die große Treppe herunter und bestieg ihre Karosse. Das wird sie dir ja wohl gesagt haben,

sie ist nicht wieder in die Nähe des Schlosses gekommen, hat alle Ehrenbezeugungen abgelehnt."
Dann begannen sie wieder über die berühmten „galanteos de palaeio",
über die Hofliebschaften zu erzählen.
Inez sah entmutigt vor sich hin. „Ich werde das niemals lernen."
„Doch, doch, mit der Zeit." Und sie ergingen sich über diese ausgetüftelten Subtilitäten. Was durfte ein Ehrenfräulein von einem Verehrer annehmen, was nicht. Welche Winke und Taschentuchzeichen wären erlaubt, welche verpönt.
Wie ermutigte man einen möglichen Freier, wie den Verehrer, der, selber verheiratet, im Hofmachen der jungen Ehrenfräulein nur den elegantesten, verfeinertsten, kostspieligsten Zeitvertreib ersah. Als Camila kurz vor Inez' Ankunft zur Ader gelassen wurde, hatte ihr Verehrer, Don Antonio Baeza Castromonte, dem Chi, rurgen, der ihm ein Tuch mit einigen ihrer Blutstropfen überbrachte, für fünftausend Dukaten Silbergeräte geschenkt. Das war sehr anständig, aber nicht übertrieben. Dafür war er ja auch ein „embevicidos" (Versunkener), so durfte er, gleich einem Granden, in Gegenwart der Majestäten das Haupt bedecken. Es war doch auch für einen jungen Edelmann vom Land eine große Auszeichnung, durch diesen Damendienst offiziell „Gelegenheit zu erhalten", sich bei Ausfahrten und Festen bemerkbar machen zu dürfen. Zu Ostern, bei dem Stiergefecht, beim kommenden Auto da Fs im Sommer würde Inez schon die „Embevicedos" deutlich genug erkennen.
Dolorita hatte keinen Anbeter, das war ein etwas wunder Punkt, sie war nicht hübsch, aber schlagfertig, und witzig, so zeichnete der geistvolle alte Don Melchior Roceafull und Palata sie überall aus, aber es war doch nicht dasselbe!
Er war kurzsichtig und hatte Gichtfinger, wenn er ihr Schmeichelhaftes sagen wollte, mußte sein Diener die Zeichensprache übermitteln.
Eine Glocke ertönte, die Guarda Mayor, Donna Laura von Alagon, gestrenge Gouvernante der Ehrenfräulein und Meninas, schritt mit ihrer hochmütigen Steifheit durch den Gang; von überall erschien die Bewohnerschaft des Frauenquartiers, die diensttuenden Palastdamen, die Ehrenfräulein, die Meninas, die, weit weniger vornehmen Geschlechtern angehörigen Duennas, dann die Zwerginnen, Sklavinnen und Dienerinnen aller Art, um gemeinsam den Rosenkranz zu beten.
Bald darauf stand Inez allein an einem Flurfensterchen, sah auf den Hof herunter, auf die Terrassen mit dem marmornen Geländer, und den Büsten. Die weiblichen Marmorbüsten hatten geschminkte Wangen, Ohrläppchen und Schultern, dies gefiel Inez ganz besonders. Auf den Terrassen durfte man gelegentlich mit der Königin und ihrem großen Gefolge auf und ab gehen, von hier aus die im Hof stattfindenden Turniere und Reitspiele der Edelherren sehn. Augen-

blicklich kamen nur wenige Menschen unten vorbei, aber ein ungewöhnlich großer, hübscher Kavalier machte sich bemerkbar.
Mit ausgebogenen Zehen, mit gereckter Haltung ging er auf und ab, ein rechter „Guapo" (su^po — flott, verwegen, elegant). Sein gescheiteltes, gelocktes Haar wurde von einem bis zu den Knien herunterflatternden blauen Band gehalten, die schwarzsamtenen Kniehosen saßen angegossen prall, lange, schwarzsamtne Überärmel ließen Unterärmel aus weißem Atlas erkennen. Verwegen war der Mantel um den Arm gerollt, neben dem langen Schwert und dem Degen trug er, ein Zeichen herausfordernder Abenteuerlust, ein leichtes Schild in der Hand, und um den Hut war ein langer, schwarzer Kreppschleier gewunden. Noch nie hatte Inez diesen bewußten Schleier gesehen, oft von demselben gehört, er bedeutete die letzte, gewagteste Stutzereleganz.
Plötzlich schoß ihr das Blut in die Wangen, er hatte sie bemerkt, verbeugte sich tief und drückte ihr mit seinen Fingern schrankenlose Bewunderung aus. In derselben Sprache antwortete sie ihm, daß sie seiner gewahr sei. Seine Gefühle wurden immer blumiger, feuriger. Inez dankte ihm höflich. Es war überaus aufregend, aber in diesem Augenblick kam die alte Duenna, Donna Barbara, und schob sie vom Fenster: „Gehen Euere Senoria sofort auf Ihr Zimmer!" Donna Inez war entrüstet, wer durfte es wagen, ihre Privilegien als Ehrenfräulein zu schmälern. Iedes Kind wußte doch, daß Ehrendamen sich von den Schloßfenstern aus mit Liebhabern unterhalten dürften. Sie wollte sich beklagen.
Doloritas und Camila kamen, bedauernd, aber mit verstecktem Lächeln.
„Arme, gute kleine Inez! Hast du den tatsächlich für einen vornehmen Herrn gehalten? Das ist ja der Sohn eines Alkalden (Bürgermeister) aus Leon, wir kennen ihn ganz gut; er ist ehrgeizig, um nicht zu sagen frech, und versucht, sich irgendeinem weiblichen Wesen im Schloß zu nähern. Und nun hast du, Tochter eines Granden, eines Herzogs, ihn ermutigt!"
Inez wurde es schwarz vor den Augen, sie stotterte verwirrt.
„O ja, gewiß," fuhr Doloritas fort, „er ist wie ein Herr gekleidet, aber an seiner Sprache, an seinen Gesten, seinem Benehmen kann man doch sofort die andere Welt erkennen. Arme, gute Inez! Die kleinen Meninas, selbst Maraquita und Catalina, hätten sich schwerlich getäuscht. Nun, es wird nicht wieder vorkommen, hoffentlich ist Donna Barbara diskret, uns hat sie allerdings die Sache sofort erzählt."
Inez war vernichtet; das ihr, einer Zuniga, einer Cardenas, mit den Mendozas, den Medina Sidonias verwandt! In Tränen gebadet, ging sie zur Donna Barbara, und nach langen, umständlichen Verhandlungen nahm diese schwer herabhängende Rubinohrringe entgegen. Es war eine heikle Sache, sie war aus kleinem, aber doch echtem Adel, ihre Familie war auf das unbestreitbarste »viejn eristiauo" (ohne Vermischung mit maurischem oder jüdischem Blut). Sie hat die Gehänge später dem Sekretär des englischen Gesandten verkauft, und

konnte sich mit dem Erlös in den kommenden Wintern ihr eines kleines Kohlen-
becken füllen. Während der letzten Kälte war es ihr jämmerlich ergangen, ganz
satt wurde sie selten und niemals warm.
Demütiger als je, versuchte Inez den Gefährtinnen, vor allem den welt-
gewandten Palastdamen, alles abzusehen, bat die Vorgesetzte, Donna Laura von
Alagon, ihr Briefe zum Abschreiben zu geben. Donna Laura's feine Wendungen,
die gefälligen Anfänge und Schlußsätze ihrer Briefe waren in Madrid berühmt.
Noch war Inez keinmal aus dem Schloß gekommen, da wurde sie zu der
Sonnabendausfahrt der Herrschaften nach Atocha befohlen. In gehobener Stim-
mung bestieg sie die mit grünem Wachstuch bezogene Kutsche; so hatten die
Wagen des großen Kaisers Karl ausgesehen, obwohl eine gänzlich veraltete
Mode, hielt man bei Hofe daran fest. Außer Inez saßen darin eine Duenna,
eine Menina, eine frech sich hereindrängende Sklavin und die diensttuende Palast-
dame, Gräfin Orgaz. Diese reiche, vornehme Toledanerin war nicht nur Palast-
dame der Königin von Spanien, sondern auch Hofdame Unserer Lieben Frau
von Atocha. Eine große und kostspielige Ehre. Die würdige Einkleidung des
schwarzen, wundertätigen Muttergottesbildes hatte ihr bereits fünftausend Duka-
ten gekostet. Während der Fahrt erzählte sie der Inez von den Kleidern, Spitzen
und Schmuckstickereien ihrer hohen Frau. „Sieh dir den Goldbrokatmantel recht
genau an; ich habe ihn heute anlegen lassen. Er ist mit fünftausendfünfhundert
Perlen besetzt."
Entzückt schaute Inez von dem königlichen Balkon auf die Kirche herab.
Überall hingen silberne und goldene Lampen, Hunderte von Kerzen brannten auf
großen, silbernen Leuchtern. Vor dem Hauptaltar prangten große Blumenbeete,
aus ihnen sprangen Wasserstrahlen, überall standen reichverzierte Kübel mit
blütenbedeckten, starkduftenden Orangenbäumen oder mit Büschen von persischem
Iasmin. In den Zweigen hingen Käfige mit zwitschernden Singvögeln aller
Art. Der kerzenschimmernde Raum war durchduftet, durchklungen; schöner
konnte es im Himmel nicht sein.
Andächtig betete Inez zu der juwelenfunkelnden schwarzen Muttergottes.
Sie betete: erstens möge niemand von dem Alkllldensohn erfahren, zweitens möge
ein ganz vornehmer Edelmann sich in sie verlieben, wenn auch nicht als künftiger
Gatte, doch als Hofliebhaber. Wenn irgend möglich, wünschte sie sich einen
zweiten Grafen Villamedina. Und während der Vesper träumte sie, die schmel-
zenden Augen ins Weite gerichtet, vom Anbeter der Königin Elisabeth und von
seinem schrecklichen Ende.
Die Kirche war, wie an den Sonnabend Abenden dies immer der Fall war,
dichtgedrängt; unten saßen die ersten Damen der Stadt, in ihren kostbaren Ge-
wändern auf den geflochtenen Bodenmatten. Sie hatten unsinnig große Zobel-

müffe, fächelten sich, schnupften Tabak und beteten andächtig zur Lieben Frau
von Atocha.
Nach beendeter Feier begaben sich König und Königin zum Kloster der Descal-
zas Reales. Durch einen langen Gang war es mit dem Schloß verbunden, diente
seit vielen Generationen als das Altersheim für die verwitweten Königinnen,
Infantinnen, königlichen Geliebten, sowie für die unehelichen Töchter der hohen
und allerhöchsten Herren. Da die Königin Witwe zur Regentin ernannt wurde,
entging sie dem Kloster, zurzeit gab es keine Prinzessinnen, dafür mehrere der
Letztgenannten. Sie wurden allen Besuchern gezeigt. Iunge, lebenslustige könig-
liche Geliebten hatten sich manchmal gewehrt, meistens wurde der lebenslängliche,
überaus vornehme Ruhehafen hochgeschätzt. Wie schlecht auch der Ruf dieser
Damen sein mochte, der König hatte ihnen Gunst erwiesen, hier gehörten
sie hin.
An der Klosterpforte wurden die Herrschaften von der Äbtissin empfangen,
neben ihr stand Schwester Margarita de la Cruz, uneheliche Tochter des Don
Iuan von Austria, darum zur linken Hand eine Nichte der Majestäten. Im großen
Empfangssaal wurde das Nachtmahl gedeckt, zu den Füßen des Königspaares
lagerten sich die Nonnen und die Damen, welche bei dieser Gelegenheit sich der
Königin ins Gedächtnis rufen wollten.
Inez hatte noch immer keinen Aufwartedienst, hielt sich in einer Ecke. Die
Königin nahm den üblichen gebratenen Kapaun mit Vergnügen zu sich. „Du
hast einen unspanischen Hunger," lachte mit seiner dicken Zunge der König. Die
Zwerge hatten das große Wort und machten Späße.
Unterhaltender war es am folgenden Sonntag, als Inez ihre Herrin in das
Theater vom Buen Retiro begleiten durfte. Sie saß hinter dem Logengitter im
großen, mit vergoldeten Statuen geschmückten Saal. Rings umher zogen sich die
vergitterten Logen, wie durch einen Schleier erkannte man die Damen, es funkel-
ten die Iuwelen, es zitterten die diamantenen Nadeln im Haargehänge, es
leuchteten die Augen. Unten saßen die Hofherren, sie wurden ihr gezeigt.
Besonders interessierte sie Don Gaspar von Cabrera, Herzog von Rioseeo,
erblicher Almirante von Kastilien. Er hatte ihre Wahl ja befürwortet, ihm ver-
dankte sie ihre Stellung. Obwohl schon über sechzig, war er elegant und statt-
lich, seine Liebschaften, seine Verschwendung waren allbekannt. Der berühmtesten
Kurtisane Madrids hatte er für einen einzigen Besuch sechzigtausend Dukaten
geschenkt; das hatte man sich in der fernsten Provinz erzählt. In seiner Muße-
zeit dichtete er im verfeinerten „estilo eulto".
Aber wie jetzt der Vorhang in die Höhe ging und die Oper „Aleide" begann,
achtete Inez auf keinen, so wonnevoll schön waren diese singenden Götter und
Göttinnen, diese Furien und Genien, das in grünseidenen Reifröcken feierlich
tanzende Ballett.

Sie hatte gar nicht bemerkt, daß der Don Gaspar nach ihr sah, da kam in der Pause ein Menin zur Donna Laura von Alanon, diese neigte bestätigend den Kopf, nahm Inez in den Vorsaal und stellte ihr den Almirante von Kastilien vor. Inez war von dem eben Gesehenen so benommen, daß sie nur vom Theater sprach. Dies gefiel dem alten Herzog, er begönnerte das Drama. Fast hatte er sich mit der Königin Mutter Mariana entzweit, als diese während ihrer Regentschaft das Dekret ergehen ließ — im ganzen Reich sollte das Komödienspiel unterbleiben, bis der König, ihr Sohn, alt genug sei, sich daran zu ergötzen. Nur, wie noch manch andere Erlasse, hatte man diesen nicht befolgt.

Er ging wohlwollend auf die Begeisterung des jungen Mädchens ein.

„Gewiß, gewiß, in Eurem Alter soll man bewundern und nicht mäkeln. Ich bin alt und schlecht, und darf mir schon herausnehmen, unser Hoftheater etwas flau und verknöchert zu finden. Da sind die Stadttheater doch ganz anders; trotz — oder auch vielleicht wegen der Anarchie. Den ganzen unteren Stehplatz füllen Handwerker, natürlich alle in Golilla, Mantel und Schwert. Trügen sie nicht den kleinen statt des großen Hutes, wären sie kaum von Herren zu unterscheiden. Leidenschaftlich interessieren sich diese „Mosqueteros", so nennt man die unten im „p»,tio" Stehenden, für das Drama. Augenblicklich ist das Urteil eines Schuhmachers buchstäblich maßgebend für den Erfolg eines Stückes! Vorsichtige Verfasser reichen ihm die Manuskripte vor der Aufführung ein, am Abend sind alle Augen auf ihn gerichtet, selbst wir, die Hofherren, folgen seinem Beispiel, lachen, gähnen, oder zischen, je nachdem . . ."

(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
d s ch
a
u

Wirtschaftspolitijche Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Ein internationales einheitliches Zolltarifsystem.

In dem noch nicht entschiedenen Streite, ob beim Abschluß der künftigen Handelsverträge an dem bisherigen System der Meistbegünstigung festgehalten werden soll und kann, wird vor allem das Argument ins Feld geführt, daß Deutschland auf die Meistbegünstigung angewiesen sei, wenn es seine beträchtliche Ausfuhr behalten will. Dies ist der vornehmste Grund, weshalb sich in jüngster Zeit eine Reihe wirtschaftlicher industrieller Körperschaften dafür ausgesprochen hat. Immerhin sind auch Stimmen laut geworden, die, wenngleich sie nicht einer unbedingten Differenzierung das Wort reden, dennoch eine Einschränkung der Meistbegünstigung befürworten, dergestalt, daß diese künftig nicht mehr für den ganzen Zolltarif zu gewähren sein, sondern auf gewisse, die vertragschließenden Länder besonders interessierende Positionen beschränkt werden soll. Den Unterton aller dieser Äußerungen bildet offensichtlich die Besorgnis, daß der in die Welt posaunte, reichlich phantastische Wirtschaftsplan unserer Gegner, der in einem Zollverein der Entente gegen Deutschland und in des letzteren völligen Ausschluß vom Weltmarkt bestehen soll, sich zur Tat verdichten könnte. Diese Furcht erscheint unbegründet. Schon heute, wo der Bär noch nicht erlegt ist, streiten sie sich darüber, wie das Fell verteilt werden soll. Eifersüchteleien mannigfacher Art über die künftigen Absatzgebiete tauchen insbesondere zwischen England und Frankreich auf. Als vor kurzem die französisch-russische Handelskammer in Charkow eine besondere Niederlassung errichtete, um im Donetzbecken den Absatz französischer Industrieerzeugnisse zu fördern, erregte dies den Neid der Eng, länder. Sie errichteten gleichfalls eine Handelskammer in Charkow und suchen nun auf jede nur mögliche Art und Weise ihren französischen Konkurrenten das Wasser abzugraben. Der bel-

gischen Regierung aber wurde die Errichtung einer Handelskammer in Charkow in brüsker Weise verweigert. Die Mißgunst, die die Ententemächte mit scheelen Augen aufeinander blicken läßt, wird unser bester Bundesgenosse sein. Dazu kommt noch, daß in unseren industriellen Kreisen die Tatsache weit unterschätzt wird, daß die anderen Länder auf uns angewiesen sind. Rußland z. B. kann uns keinesfalls entbehren. Maßgebende russische Kaufleute und Industrielle geben schon jetzt der Befürchtung Ausdruck, daß die Ausschaltung Deutschlands vom russischen Markte das Zarenreich auf Gnade und Ungnade an England und Frankreich ausliefern würde. Die Gewißheit, daß die anderen Länder uns brauchen, muß uns bei den kommenden Handelsvertragsverhandlungen den Rücken steifen und uns das absolute Gefühl der Überlegenheit wie auf militärischem, so auf wirtschaftlichem Gebiete sichern. Nach Lage der Dinge hat Deutschland es wirklich nicht nötig, seine Gegner gewissermaßen bei guter Laune erhalten zu müssen.

Die Erörterung über eine anderweitige Fassung und Anwendung der

Meistbegünstigungsklausel lenkt aber die Aufmerksamkeit auf die wiederholt aufgetauchte Frage einer einheitlichen Fassung der Zolltarife. Die jetzt geltenden Tarife sind technisch so verschieden aufgebaut, daß es über die Maßen schwierig ist, sich darin zurecht zu finden oder gar Vergleiche vorzunehmen. Erschwert wird das Verständnis für eine vergleichsweise Prüfung überdies durch die Verschiedenartigkeit der in Anwendung gebrachten Maß-, Münz- und Gewichtseinheiten. Die Engländer vor allem, die auf der ersten internationalen Münzkonferenz im Iahre 1867 für Münzeinheit eintraten, halten heute zähe an ihren alten Einrichtungen fest. Allerdings war vor dem Kriege eine Reform des englischen Zolltarifs nicht zu wünschen. Die durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse, vor allem der gewaltige Geldbedarf, werden aber England vielleicht ein weiteres Stück vom freihändlerischen Standpunkt abdrücken, so daß auch für diesen großen Handelsstaat ein den übrigen Ländern angepaßtes Zolltarifschema erwünscht sein muß.

Gegen einen einheitlichen Aufbau der Zolltarife sind nun eine ganze Reihe Einwendungen erhoben worden. Der wichtigste gipfelt wohl in der Befürchtung, daß die äußere gleiche Gestaltung der Tarife die Gefahr einer weiteren Spezialisierung und damit einer Erhöhung der Zollsätze in sich berge. Aber dem würde durch den Abschluß günstiger Handelsverträge nach oder bei Beendigung des Weltkrieges zu begegnen sein. Es darf auch nicht übersehen werden, daß sich weitestgehende Spezialisierung schon jetzt vor allem bei den Vereinigten Staaten und bei Frankreich findet. In die Hoheitsrecht« der einzelnen Staaten, wie behauptet wurde, greift der Einheitstarif aber um deswillen nicht ein, weil diesen ja die Höhe der Zollsätze zu bestimmen vorbehalten bleibt.

Es fragt sich nun, welches die zweckmäßigste Tarifform sein dürfte. Die Antwort auf diese Frage kann eigentlich nicht so sehr schwer sein. Schon heute kommt mehr und mehr das Gruppensystem zur Anwendung, allerdings in den verschiedensten Abtönungen und gewöhnlich in einer Mischung mit der alphabetischen Reihenfolge. Die Warengattungen in den Zolltarifen

lediglich in alphabetischer Reihenfolge
nach den Anfangsbuchstaben zu ordnen,
empfiehlt sich vor allem deshalb nicht,
weil mit der Übersetzung solcher Tarife
in eine andere Sprache jede Übersicht
völlig verloren gehen muß, ein Man-
gel, der auch durch erneute alphabetische
Anordnung in der Übersetzung nur
scheinbar geheilt wird, denn einem
solchen Tarif fehlt eben vornweg jede
innere Gliederung und jeder systema-
tische Aufbau. Alphabetische Tarife
müssen also bei der Suche nach einem
Einheitszolltarifschema ausscheiden.
Zweckmäßig muß sich ein Zolltarif-
system der Fabrikationsmethode so eng
wie möglich anpassen. Aus dieser
selbstverständlichen, > weil logischen
Forderung ergibt sich die Grundform
einer internationalen Fassung der
äußeren Form der Tarife gewisser-
maßen von selbst. Sie muß in Grup-
pen eingeteilt sein, die je einen Rohstoff
in rohem und veredeltem Zustande mit
den daraus gefertigten Halb- und
Fertigfabn'katen enthalten.

In einem so aufgebauten Tarif
findet sich jeder Interessent jederzeit
zurecht. Die Übertragung des Wort-
lauts in eine fremde Sprache ändert
am System selbst, an der Handlichkeit
der Benutzung, der Möglichkeit des
schnellen Zurechtfindens und des Ver-
gleichs mit anderen Tarifen nicht das
geringste, und dennoch bleibt es jedem
Staate überlassen und leicht möglich,
durch entsprechenden Ausbau der Grup-
pen seinen eigenen Bedürfnissen in
jeder Weise gerecht zu werden. Natura

lich wäre es überaus wünschenswert, wenn auch die Zahl der Gruppen überall die gleiche wäre. Hier bestehen in den Ländern, in denen ein gewisses Gruppensystem schon heute Anwendung findet, große Verschiedenheiten. Deutschland und Italien haben deren je 19, Iapan 16 und Rußland gar nur 10 Gruppen, während Österreich-Ungarn mit 51 an der Spitze marschiert. Hier ließe sich ein Ausgleich und ein Mittelweg ohne größere Schwierigkeit und bei einigermaßen gutem Willen leicht finden. Das einheitliche Gruppensystem vom Rohstoff bis zum Fertigfabrikat würde auch Zollvertragsverhandlungen wesentlich erleichtern und die teilweise Anwendung der Meistbegünstigung weit eher als bisher möglich machen.

Noch eine sehr wichtige Erwägung spricht für ein einheitliches Zolltarifschema. Es würde damit einer wesentlichen Vervollkommnung der Handelsstatistik der Weg geebnet werden. Ist diese Wissenschaft auch viel geschmäht, und macht man ihr zum Vorwurf, daß sie ein allzu gefügiges Instrument sei für einen jeden, der es mit kundiger Hand zu spielen verstünde, so ist es doch sicher, daß die Statistik allein es ermöglicht, sich einen annähernd richtigen Überblick über die Handelsbeziehungen der einzelnen Staaten zueinander zu machen und in das Verständnis der gesamten Handels- und Wirtschaftspolitik einzudringen. Und wenn es allein der Vorteil des einheitlichen Aufbaues der Zolltarife wäre, es zu ermöglichen, die Handelsstatistik nach annähernd gleichen Gesichtspunkten zu bearbeiten — denn jede Verschiedenheit der Bearbeitung verzerrt das Bild ins ungemessene —, er müßte genügen, der Vereinheitlichung das Wort zu reden.

Letzten Endes werden alle Staaten, die sich dem Gedanken geneigt zeigen, den Vorteil haben. Haben sich internationale Verträge auch jetzt während des Krieges, wo nur das Recht des Stärkeren und die Politik der Gewalt gilt, als „papiernes Recht" erwiesen, so werden doch nach dem Völkerringen die Staaten gemeinsamer Abmachungen nicht entraten können, und es auch nicht wollen. Denn auch nachher leben wir noch im Zeitalter des Verkehrs. Nach wie vor bedürfen wir internatio-

naler Vereinbarungen, und wie vor dem Kriege wird es internationales Wechselrecht, Seerecht und Schutzrechte geben. Ie einheitlicher aber die Grundlagen sind, auf denen sich die wechselseitigen Handelsbeziehungen aufbauen, je gleichartiger die Bestimmungen, die den Handel schützen, desto größer muß für alle Länder der materielle und ideelle Erfolg sein.

Finanz-Rundschau.

Von Arthur Neumann.

Die Preisbildung.

Der Preis einer Ware ist eigentlich das Endprodukt einer wirtschaftlichen Betätigung. Im einzelnen ist anscheinend die Preisfestsetzung nur ein Mittel, den Tausch zu begrenzen; allgemein wirtschaftlich gesehen, ist aber der Preis dennoch das Ergebnis vieler einzelner Wirtschaftsvorgänge, die damit entlastet werden sollen.

Die erste Grundlage für die Preisbestimmung sind die Produktionskosten. Diese wiederum ergeben sich aus verschiedenen einzelnen Vorgängen. Es müssen die Kosten der Rohstoffe, der Arbeitslohn, die Arbeitszeit im großen Rahmen und im einzelnen berechnet werden. Hinzutreten allgemeine Unkosten, wie Transportspesen usw. Die Rentabilität der Unternehmung kann meistenteils erst zuletzt berücksichtigt werden. Kommen die

Waren aus der Produktion in den Handel, so verteuert dieser Tausch naturgemäß auch den Preis der Ware. Ausgleichend wirkt hier die stärker auftretende Konkurrenz. In normalen Zeiten richten sich die Warenpreise in ihrer Gesamtheit nach dem Weltmarktpreis. Dieser Weltmarktpreis ist aber keineswegs ein fester Begriff, er hängt von Faktoren ab, die die wirtschaftlichen Gesetze nur wenig berücksichtigen. Die Interessen der einzelnen Beteiligten haben den größten Einfluß auf die Preisgestaltung. Ein Grundübel dabei ist die einseitige wirtschaftliche Berichterstattung. Die Verkäufer haben das Interesse, zu möglichst hohen Preisen zu verkaufen, während die Käufer natürlich nur die billigsten Preise bezahlen wollen. Von beiden Seiten werden dazu alle möglichen Mittel benützt, um ihr Ziel zu erreichen. Daß man dabei vor Unwahrheiten nicht zurückschreckt, das weiß wohl nun schon jeder balbwegs Informierte. Das größere Übel aber ist der volkswirtschaftliche Dilettantismus, der gerade jetzt seine schönsten Blüten treibt. Die Unwissenheit richtet den meisten Schaden an. Die Partei, die die Marktlage richtig übersehen kann, läßt die Gegenpartei über ihren Irrtum unaufgeklärt: der Warenpreis wird ausschließlich von der besser informierten Partei bestimmt. Tritt natürlich die richtige Marktlage der großen Gesamtheit einigermaßen augenscheinlich hervor, dann bestimmt auch die große Masse nach ihrem Vermögen den Warenpreis. Das Bestimmen des Warenpreises aber von der Partei, die Waren kaufen will, kann nicht durch bloße Festsetzung geschehen: der günstigs Preis muß erkämpft werden. Das Kampfmittel ist die vollkommene Organisation.

In der Produktion und in der Warenverteilung finden wir eine dichte und geschlossene Organisation. Die große Konsumentenschicht ist nur zu einem winzigen Bruchteil unter einen Hut gebracht. Wirtschaftliche Mißstände können aber nur durch rein wirtschaftliche Gegenmaßnahmen beseitigt werden, der Zwang kann keinen Ausgleich verschaffen. Wollen die Konsumenten Einfluß auf die Preisgestaltung gewinnen, dann können sie das nur durch Organisation erreichen. Während des Krieges ist ja nun diese Umwälzung

nicht mehr möglich: jetzt müßte der Apparat in allen seinen Teilen in der höchsten Vollendung dastehen. Keineswegs dürfen aber jetzt umwälzende Transaktionen unternommen werden, da zu diesem Schritt einmal alle notwendigen Voraussetzungen fehlen. Alte Fehler würden vermieden, aber neue und größere könnten sich einschleichen. Um die Preissteigerungen wirksam zu bekämpfen, müssen nunmehr Staat und Gemeinden einspringen. Es ist allerdings die schwerste Arbeit, aber sie ist höchst notwendig. Denn wiederum kann nicht nur das Interesse einer Schicht gewahrt werden, sämtliche Parteien müssen so berücksichtigt werden, wie es das Interesse der Gesunderhaltung der deutschen Wirtschaft verlangt. Stärkung unserer Volkswirtschaft muß oberster Grundsatz sein. Dahin gehört nun etwa nur nicht allein die Aufrechterhaltung der Produktion, das Wichtigste mit ist die Verproviantierung der ärmeren Bevölkerung mit billigen Lebensmitteln. Es muß aber dabei eine strenge Scheidung vorgenommen werden. Nur die ärmsten Schichten dürfen mit billigen Lebensmitteln versorgt werden. Die Kreise, die bei der jetzigen naturnotwendigen Einschränkung ihres Konsums noch die hohen Preise erschwingen können, und die, die mit Kapitalgütern gesegnet sind oder etwa durch den Krieg besondere Einnahmen erzielen, müssen vollständig davon ausgeschlossen werden. Diese Schichten können und müssen sich im Verbrauch der verschiedenen Lebens-

8»

mittel noch mehr einschränken. Die Produktion kann eben jetzt nicht so groß sein, wie in der Friedenszeit. Es müssen alle Mittel und Wege in Anwendung gebracht werden, das erreichbare Höchstmaß von Waren herzustellen. Wir müssen mit der jetzt verfügbaren Mindermenge auskommen. Wenn wir uns auf das Notwendigste einschränken, dann verhindern wir eine schnelle Abnahme der Vorräte, die jetzt nicht so rasch wieder ersetzt werden können, und die Preise müssen sich dann ebenfalls danach richten. Doch hilft hierbei die Freiwilligkeit herzlich wenig, auch mit Entrüstungsstürmen ist nichts zu erreichen, als nur Verbitterung. Verkehrt ist aber auf jeden Fall das System der Höchstpreise, dadurch wird die schon kleinere Produktion erst recht eingeengt, wir bekommen dadurch eine Warenknappheit, und die Höchstpreise werden durch diese selbst umgeworfen. Der Warenpreis muß sich notwendigerweise nach den höchsten Gestehungskosten richten. Ware, die in manchen Gegenden nur teuer produziert werden kann, muß auf dem Markt einen rentablen Preis erzielen können. Andere Wirtschaftsgebiete sind allerdings in der Lage, die Waren billiger herzustellen, doch wird aus privatwirtschaftlichen Gründen der höchste Preis einer Ware als Grundlage angenommen, so steigt der Preis mit den Gestehungskosten der Ware, die die höchsten Produktionskosten erfordert. Daß die Produktionskosten gegen die Friedenszeit nicht unerheblich gestiegen sind, das ist eine unweigerliche Tatsache. Diese Steigerung muß sich eben auch auf den Warenpreis übertragen. Wird durch Festsetzung von Höchstpreisen die Rentabilität der Produktion und des Warenhandels zu sehr in Mitleidenschaft gezogen, dann muß dieser Wirtschaftsapparat stellenweise aussetzen. Wenn aber Maßnahmen ergriffen werden, die die Gestehungskosten möglichst auf den Friedensstand reduzieren, dann sinkt auch das Warenpreisniveau. Der Bezug billiger Nahrungsmittel darf aber nur ein Recht der ärmsten Bevölkerung sein, wenn wir andernfalls nicht auch hier eine Warenknappheit eintreten lassen wollen, die nicht gutzumachen wäre.

Die hohen Lebensmittelpreise be-

leben aber auch ferner in günstiger
Weise den Kapitalbildungsprozeß in
ungeahntem Maße. Auch unsere
Kriegsfinanzquellen müssen unge-
schwächt bleiben. Soll Deutschlands
Wirtschaft für die weitere wirtschaft-
liche Kriegführung gesund bleiben, so
muß die Wirtschaftspolitik in folgenden
Punkten gipfeln: 1. Die Produk-
tion muß auf dem Höchst-
maße erhalten bleiben.
2. Wirtschaftsnatürliche
hohe Preise müssen einen
Warenmangel verhüten und
die Kapitalbildung begün-
stigen. 3. Sta at und Gemein-
den müssen die billigste
Nerpro v i an ti erung der ärm-
sten Bevölkerung überneh-
men. Die beiden ersten Punkte habe
ich schon genügend erklärt, wie der
dritte Punkt in der Praris aussehen
muß, möchte ich nunmehr noch er-
örtern. Zunächst muß vom Staat eine
etwaige Konkurrenz der einzelnen Ge-
meinden beseitigt werden. Ieder Ge-
meinde muß ihr Versorgungsgebiet mit
den wichtigsten Nahrungsmitteln zuge-
wiesen werden. Reiche Gemeinden
haben sich aus eigenen Mitteln für den
Kreis ihrer Bedürftigen zu versorgen.
Ärmere Gemeinwesen müssen vom
Staat unterstützt werden. Vor allen
Dingen muß angebahnt werden, daß
Nachbarorte und Ortschaften mit den
allgemeinen gleichen Wirtschaftsver-
hältnissen sich zusammenschließen und
damit schon viele Kosten ersparen, die
im andern Falle jede Gemeinde selbst

aufzubringen hat. Trotz der großen Aufkäufe von den Kommunalverwaltungen muß unbedingt darauf geachtet werden, daß nicht durch plötzliche allzu große Aufkäufe der Markt von Ware entblößt wird, und eine weitere Preissteigerung unweigerlich zunächst herbeigeführt wird. Vor allen Dingen darf nicht durch Verordnung die Verproviantierung bis zu einem bestimmten Termin verlangt werden. Soll aber mit dem großen Verkauf städtischer Nahrungsmittel geholfen werden, so muß die Scheidung der zu Versorgenden sehr strenge gezogen werden. Wir verhindern somit auf diese Weise weitere unnatürliche Preissteigerungen, behalten aber dennoch für die Produktion rentable Warenpreise, und vor allen Dingen ist eine ausreichende Versorgung der ärmsten Schicht mit den billigsten Nahrungsmitteln gesichert. Wird so von allen Kreisen das Problem der Preisbildung in ernster und sachlicher Weise erörtert und die augenscheinlichen, sich von selbst ergebenden Gegenmaßregeln angewendet, dann erreichen wir wirklich das Ziel: die Gesunderhaltung unserer Wirtschaftskraft in allen ihren Teilen, wir beseitigen damit die Erbitterung, die die Unkenntnis gebracht hat. Alle Interessenkreise müssen erkennen, daß wirtschaftliche Mißstände nicht durch Zwang, sondern nur durch rein wirtschaftliche Gegenaktionen beseitigt werden können.

Geschichtswissenschaftliche Rundschau.

Von August Friedrich Krause.

In die gegenwärtige große und ernste Zeit fiel ein Iubiläum von welthistorischer Bedeutung: In diesem Iahre waren fünf Iahrhunderte verflossen, seit die Hohenzollern in der Mark Brandenburg die Regierung übernahmen. Dieses Iubiläum gab dem Geh. Regierungsrat Professor Dr. Otto Hintze in Berlin die Veranlassung zu einem Buche „DieHohenzollern und ihr Werk. Fünfhundert Iahre vaterländischer Geschichte." (Verlag von Paul Parey, Berlin.) Dem Verfasser war die Aufgabe gestellt worden, eine kurze preußische Geschichte in einem Bande zu schreiben, und er hat die Schwierigkeiten, zugleich wissenschaftlichen Anforderungen und den Bedürfnissen eines weiten

Leserkreises gerecht zu werden, in glänzender Weise zu meistern verstanden. Ohne nach rechts und links, nach oben oder unten zu schielen, allein gestützt auf die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung baut Prof. Otto Hintze seine Meinungen und Urteile und allgemein historisch-politischen Betrachtungen auf und gibt uns eine einwandsfreie Geschichte des Hauses Hohenzollern. Trotz der Anfeindung von gewisser Seite, der historische Wahrheiten immer unbequem waren, ist und bleibt Prof. Dr. Otto Hintze's Buch über die Hohenzollern ein vortreffliches Volksbuch, das sich zwar weniger für die Iugend, um so mehr aber für alle gebildeten Stände unseres Volkes in ausgezeichneter Weise eignet, um die Verdienste des Hohenzollernhauses werten und würdigen zu lernen. Der billige Preis von 5 Mk. für das in dauerhaftes keinen gebundene Werk macht es hierfür nur um so geeigneter.

Der großen, deutsch-nationalen Aufgabe des Hohenzollerngeschlechtes: der Neuschöpfung des Deutschen Reiches, die ihm dank seiner sittlichen Kraft und Größe vom Schicksal zuerteilt worden war, hatHeinrichvonSybelin seinem monumentalen Standwerk „D i e Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." ein herrliches und unvergängliches Denkmal gesetzt. So wie er in seiner „Geschichte der Revo-
ll?

lutionszeit 1789—1800" zum bedeutendsten Schilderer des Zerfalls des heiligen römischen Reiches deutscher Nation geworden ist, hat er sich in dem vorliegenden Werke, das die natürliche Fortsetzung des ersteren darstellt, zum Geschichtsschreiber der Zeitereignisse gemacht, die zur Wiedergeburt des Deutschen Reiches führten. Die Bedeutung des Sybel'schen Werkes steht heute für alle Parteien fest, und wir wollen wünschen, daß der welthistorischen Aufgabe des Hohenzollerngeschlechtes, die es gegenwärtig zu lösen hat: das junge Deutsche Reich seiner großen Bestimmung als Weltreich entgegen zu führen, einst unsern Kindern und Enkeln ein ebenso hochbedeutsames Werk als Denkmal beschieden sein möge. Von dem großen Werke hat die Verlagsbuchhandlung R. Oldenbourg in München eine billige, aber dennoch in Druck und Ausstattung würdige Volksausgabe veranstaltet, die bereits in dritter Auflage vorliegt. Die sieben in helles dauerhaftes Leinen gebundenen Bände kosten nur 25 Mk., und so ist es jedem Gebildeten ermöglicht, seiner Bibliothek dieses Werk einzureihen.

Zum hundertsten Geburtstage des Fürsten Bismarck,den wir im verflossenen Iahre feiern durften, sind zwei Werke der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen, die in ihrer Gediegenheit und Lebensfülle wert sind, Hausbücher in der Bücherei eines jeden, seines Deutschtums sich bewußten Gebildeten zu werden. Schattend und schützend, begeisternd und mit dem Bewußtsein der Kraft erfüllend, steht der Geist dieses Gewaltigsten aller Deutschen, den wir Bismarck nennen, in dieser ernsten und schweren Zeit über unserem Volke und ist uns Führer und Weiser zu den hohen Zielen, die wir zu erstreben haben. Und doch waren die Aufgaben und Ziele, die seine Zeit seiner Politik stellten, gänzlich andere. Die „Erinnerungen an Bismar ck", die in Verbindung mit A. v' Brauer Erich Marcks und Karl Aler-ander v. Müller gesammelt und herausgegeben haben, bringen Aufzeichnungen von Mitarbeitern und Freunden des Fürsten und in einem Anhange Dokumente und Briefe aus verschiedenen Zeiten. Eine aufmerksame Lektüre dieser Erinnerungen zeigt uns aufs deutlichste, wie sehr die politischen Zeit-

umstände, ja, wie die gesamten Richtlinien in der deutschen Politik in dem knappen Vierteljahrhundert seit Bismarcks Entlassung sich gewandelt haben. Die traditionelle Freundschaft mit Rußland, an der Wilhelm I. und sein treuer Ratgeber in allen Phasen ihrer Politik unwiderruflich festhielten, hat. sich in bittere Feindschaft verwandelt. Ebenso hat das bekannte Bismarck'sche Wort, daß der Balkan nicht die Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers wert sei, das in diesen Erinnerungen und Dokumenten aufs neue bestätigt und beleuchtet wird, durch die jüngsten weltgeschichtlichen Ereignisse seine Widerlegung gefunden. So können wir uns durch die gegensätzlichen Ansichten des Fürsten, ebenso wie durch die, die uns in der gegenwärtigen Zeit stärken und erheben, zum Nachdenken anregen lassen. Besonders aber wird das Buch für den Historiker zu einer Fundgrube wertvollen psychologischen Materials werden, das er mit Dank und Freude begrüßen wird. — Eine eigenartige Festgabe zum hundertsten Geburtstage Bismarcks stellt die Sammlung von Briefen dar, die Prof. Dr. Eduard Heyck zu einem anziehenden Lebensbilde der Gemahlin des Altreichskanzlers, „Iohanna von Bismarck" zusammengestellt hat. Diese Briefe stammen aus den Iahren 1844 bis 1894, umfassen also ein halbes Iahrhundert des Lebens der Frau, von der Bismarck selbst dankbar bekannt hat: „Sie wissen gar nicht, wie viel ich ihr verdanke." Sie zeichnen in

ihrer Schlichtheit und Wärme ein über,
aus anziehendes und rührendes Bild
von der Persönlichkeit der Frau Bis,
marck's und ihrem Lebenskreise. Wir
dürfen Blicke tun in das intime häus-
liche Leben dessen, der uns in unserem
Denken und Empfinden immer nur
als der Gewaltige erscheint, der das
Reich schuf, und wir dürfen hinein-
schauen in ein reines und reiches
menschliches Frauenherz, das mit rüh-
render Güte alle Menschen umfaßt, die
ihm nahe treten. Der gediegen ausge-
stattete Band eignet sich ganz besonders
als Geschenk für Frauen und Mädchen.
Von dem zweiten Bande der „G e -
schichte der Befreiungs-
kriege 1813/14" von Prof. Dr.
Heinrich Ulmann (Verlag R.
Öldenbourg, München) gilt das gleiche,
was ich seinerzeit über den ersten Band
ausführte. Ulmann's Werk ist keines
von denen, die aus kritikloser Iubi-
läumsbegeisterung geboren wurden; es
beruht auf ernstesten wissenschaftlichen
Forschungen und stellt eine wissenschaft-
liche Bearbeitung des massenhaften
Stoffes zur Geschichte der Befreiungs-
kriege dar, den die letzten Iahrzehnte,
besonders aber auch das große Er-
innerungsjahr zutage gefordert haben.
Die ruhige, sichere, rein sachliche Dar-
stellung des großen Befreiungskampfes
weckt Vertrauen. Trotz seiner Objek-
tivität und Sachlichkeit mangelt dem
Werke doch nicht die innere Wärme
einer starken Anteilnahme an dem
Kampf und Sieg des preußisch-deut-
schen Volkes. Es kann darum einem
jeden, der ein historisch wahres, inner-
lich lebendiges und dennoch subjektiv
nicht gefärbtes und willkürlich zurecht-
gemachtes Bild der großen Zeit ge-
winnen will, das Ulmann'sche Werk
warm empfohlen werden.
Auch die ersten fünf Bände von
„Ranke's Meisterwerken"
(Verlag von Duncker und Humblot,
München) habe ich vor zirka einem
Iahre in dieser Zeitschrift besprochen.
Diese Bände behandelten die „Deutsch«
Geschichte im Zeitalter der Reforma-
tion". Wie dieses Hauptwerk des
Meisters beruht auch sein inneres Ge-
genstück „Die römischen Päpste
in den letztenvier Jahrhun-
derten", das die soeben erschienenen
drei Bände füllt und als das größte
Werk Ranke's gilt, auf ausgedehnten,

in Wien, Venedig und Rom gepflogenen archivalischen Studien. Es ist zweifellos in der allgemeinen Literatur der dreißiger Jahre des vorigen Iahrhunderts das bedeutendste Werk, und wenn es auch von dem gleichzeitig erschienenen „Leben Iesu" von David Strauß an äußerem Erfolge weit übertroffen wurde, überragt es dieses doch an unvergänglicher Wahrheit und an innerer Wirkung.

Ie mehr unsere Bildung und Kultur sich vertiefen, um so mehr lernen wir erkennen, wie innig und stark die Zusammenhänge sind, die uns mit der antiken Welt der Griechen und Römer verbinden. Daher das Interesse an der alten Geschichte und das Bestreben unserer Gebildeten, die Schemen dieser Welt, die von der Schule her uns noch vor Augen stehen, mit Blut und Leben zu erfüllen. Nächst dem griechischen Heldenzeitalter wendet sich das Interesse eines jeden Nachdenksamen gern dem Aufstieg und Niedergang des römischen Kaiserreiches zu. Hierfür bietet sich uns ein vorzügliches Buch zum Studium dar, die „Geschichte der römischen Kaiser" von Prof. Dr. Alfred v. Domaszewski. (Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig.) Durch das Nachdenken langer Iahre waren dem Verfasser in der engen Haft des Bücherzimmers die Gestalten der römischen Kaiser zu lebendigen Erscheinungen erwachsen, die ihn so qualvoll umdrängten, daß er gezwungen war, durch Niederschrift von ihnen sich zu befreien. Künstlerische Notwendig-

keit trieb ihn also zum Schaffen, und so ist ein Buch entstanden, das von innerer Wärme durchglüht ist und di« Kraft besitzt, auch in dem Leser die Gestalten der römischen Kaiser lebendig werden zu lassen; denn mit psychologischer Kunst weiß Domaszewsk! si: zu beseelen. Was der Darstellung höchsten Wert gibt, ist, daß sie sich immer und überall auf die eingehendsten historischen Forschungen stützt und nirgends in das Fabulieren verfällt. Obgleich Domaszewski's „Geschichte der römischen Kaiser" sich äußerlich als eine Sammlung von Biographien darstellt, bringt sie doch nicht nur einfache Lebensbilder, sondern eine zusammenhängende Entwicklungsgeschichte des Aufstiegs und Verfalls der römischen Kaisermacht, die in den Biographien von Trajan und Hadrian ihren Höhepunkt erreicht, und vergißt darüber nicht die Kultur- und Sittengeschichte dieser Zeit. Das Werk ist von dem Verlage vornehm ausgestattet und bringt außer acht Karten zwölf Bilder römischer Kaiser nach zeitgenössischen Porträtstatuen.

Rundschau der Kriegsliteratur VI.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Die schon des öfteren hier erwähnte Sammlung „Männer und Völker", die vom Ullstein-Verlag in Berlin herausgegeben wird, hat auch in diesem Monat wieder einen recht interessanten und lesenswerten Band gebracht. Unter dem Titel „Afrikanische Köpfe" gibt der bekannte Afrikaforscher Carl Peters einige Charakterskizzen aus der neueren Geschichte Afrikas. Der Verfasser will in diesem Büchlein keine zusammenhängende Geschichte der Erschließung des „schwarzen Erdteils" schreiben, sondern, wie er dies selbst im Vorwort zum Ausdruck bringt, „durch Schilderung der markantesten Persönlichkeiten und meistens unterstützt durch eigene Kenntnis des Schauplatzes, eine Einführung in das große afrikanische Problem geben". Nach einer kurzen Einleitung über die Erschließung Afrikas entwirft Peters kurze, treffende Skizzen von dem Leben von fünf Persönlichkeiten, die in der neueren Geschichte Afrikas eine einschneidende, zum Teil entscheidende Rolle gespielt haben. Als erster erscheint der langjährige Präsident der Burenrepublik und allbekannte Buren-

führer Paul Krüger. Seine Lebens-
geschichte gibt uns ein klares Bild von
den heftigen, teils friedlichen, teils blu-
tigen Kämpfen der kleinen Burenstacu»
ten gegen das mächtige Britenreich, sie
zeigt uns, welch schweren Stand die für
ihre Freiheit und Unabhängigkeit
kämpfenden Buren gehabt haben, bis
sie sich schließlich zu Anfang dieses Iahr-
hunderts die Anerkennung ihrer Rechte
von England erkämpft hatten. Gleich-
sam als Gegenstück zu Krüger schildert
uns der Verfasser an zweiter Stelle den
Vorkämpfer englischer Kolonialpläne
im Süden Afrikas, Ceeil Rhodes, der
es verstand, durch geschicktes Auftreten,
durch kühnes Zugreifen — und durch
glückliche Börsenspekulation den größten
Teil Südafrikas bis hinauf nach Rho-
desien und bis an den Tanganjika der
englischen Machtsphäre zu unterwerfen.
Es folgen dann in der Reihe „Afrika-
nischer Köpfe" der Kaiser Menelik II.
von Abessinien, der bekannte deutsche
Afrikaforscher Emin Pascha, »lia» Dr.
Schnitzer, und König Leopold II. von
Belgien, der Gründer des Kongo-
staates. —
Mit der viel besprochenen, und noch
mehr strittigen Frage: Was wird oder
soll aus Polen werden? beschäftigt sich
Wladyslav R. von Gizbert-
Studnieki in einer Broschüre:
„Die Umgestaltung Mittel-Europas

durch den gegenwärtigen Krieg" (Verlagsbuchhandlung Hermann Goldschmiede, Wien). Der Verfasser, dessen Ausführungen wir in vielen Punkten allerdings nicht beizupflichten vermögen, sieht mit Recht die einzige Möglichkeit, die Gefahr des russischen Panslawismus von Westeuropa abzuwenden, in einem starken Gebietsverlust Rußlands im Westen, im besonderen in der Abtrennung der polnischen Gebiete vom russischen Reiche. Der Verfasser erachtet es für möglich, hierdurch „die Konsolidation eines politisch kräftigen Organismus, der weiten Gebiete der einstigen polnischen Republik ... zu verwirklichen". Durch die Wiederherstellung eines polnischen Staates könnten Deutschland und Rußland gänzlich voneinander getrennt werden; d. h. also mit anderen Worten, Polen soll nach Ansicht des Verfassers ein sogenannter „Pufferstaat" zwischen dem Deutschen Reich und Rußland werden. Die Erfahrungen, die die Weltgeschichte mit den „Pufferstaaten" gemacht hat, sind gerade keine günstigen zu nennen. Der mit einer derartigen Schaffung verfolgte Zweck, Reibereien und Streitigkeiten zwischen den durch den Pufferstaat getrennten Mächten zu erschweren, wenn nicht ganz auszuschalten, diesen schön gedachten Zweck hat bisher wohl noch niemals ein solches Staatsgebilde erfüllt. Im Gegenteil besteht die große Gefahr, daß über kurz oder lang gerade über diese Pufferstaaten selbst Streitfragen entstehen. Dies hat der Verfasser übersehen.

Wie er sich den neuzugründenden polnischen Staat etwa denkt, sagt Gizbert auf S. 19 seiner Schrift, wo es heißt: „Die durch Real-Union verknüpften Staaten Polen, Ungarn und Österreich würden mit einem gemeinsamen Ministerium des Äußeren, unter dem Einflusse Ungarns, das keinen Grund zum Antagonismus gegen Deutschland hat und diesem gegenüber das Gefühl der Dankbarkeit wegen der Errettung vor Rußland hätte, sowie durch den Einfluß Österreichs, das nach Abgabe Galiziens an Polen eine feste deutsche Majorität im Reichsrat hätte, jede EntWickelung deutschfeindlicher Tendenzen seitens Polens lahmlegen." Auf diese Weise also glaubt der Verfasser alle Schwierigkeiten heben zu können. „Die Botschaft hört' ich wohl,

allein mir fehlt der Glaube." Doch es ist hier nicht der Ort und auch noch nicht die Zeit, auf die äußerst interessante, aber zum mindesten ebenso schwierige Frage nach der Zukunft Polens des näheren einzugehen; was aus Polen werden soll, die Beantwortung dieser Frage müssen wir den Staatsmännern überlassen, die — so dürfen wir zuversichtlich hoffen — auch dieses Problem, wenn auch vielleicht nicht zu aller Zufriedenheit — denn man kann es bekanntlich nicht allen recht machen — lösen werden. —

In der im Verlage von I. P. Bachem in Köln erscheinenden Sammlung „Zeit- und Streitfragen der Gegenwart" behandelt Professor Dr. G. I. Ebers im vierten Band „Italien und das Garantiegesetz". Der Verfasser zeigt zunächst, wie sich die Gedanken, die ihren rechtlichen Niederschlag in dem sogenannten Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 gefunden, im Laufe der unmittelbar vorangegangenen zwei Iahrzehnte entwickelt haben. Der Verfasser führt ferner aus, daß, während der italienische Staat die „römische Frage" durch dieses Gesetz endgültig geregelt zu haben glaubte, die katholische Welt demgegenüber zusammen mit dem Heiligen Stuhl dauernd daran festgehalten hat, daß die dem Papst im Garantiegesetze zugebilligten Rechte „zur Sicherung der für die Ausübung seines obersten Hirtenamtes notwendigen vollen und wirklichen Unabhängigkeit des Papstes nicht genügen". Am Schluß betont Ebers, daß der Frieden, „der das

Angesicht Europas neu gestalten wird, auch die Lösung der durch den Weltkrieg von neuem in ihrem ganzen Umfange aufgerollten „Römischen Frage" bringen muß und bringen wird".

Ebenfalls mit einer kirchlichen Frage beschäftigt sich im fünften Bande derselben Sammlung Dr. Ioseph Löhr. In der Schrift „Der Krieg und das Schicksal der Kirchen Frankreichs" wendet sich der Verfasser gegen die Anklagen, die in einem im Frühjahr 1915 in Paris erschienenen Buche „I^a (Huerro all«mauäe et le Öatbnli. eisme" gegen die Deutschen, gegen die deutschen Heere, Feldherren und Fürsten, insbesondere aber gegen unseren Kaiser erhoben worden sind. Aus der Fülle der dort angeführten ungeheuerlichen Vorwürfe greift der Verfasser die Kirchenfrage heraus und weist durch unanfechtbare Beweise und durch unwiderlegliche Zeugnisse nach, wo die Verächter der Religion zu suchen sind. — Im Anschluß hieran sei auch ein Vortrag von Dr. A. Eckstein, „Der Völkerkrieg und das Alte Testament" genannt, der bei der Friede. Korn'schen Buchhandlung in Nürnberg im Druck erschienen ist. Der Verfasser führt in diesem Vortrage aus, daß die Stimmung unseres Volkes in der gegenwärtigen ernsten Zeit vielleicht nirgends besser illustriert wird als in dem Alten Testamente, in dem „neben den Lehren allgemein religiös-ethischen Inhalts ein kriegerischer Geist, ein eherner Ton, ein eiserner Wille oft in geharnischter Form zum Ausdruck gelangt", und daß umgekehrt alles Starke, Heldenhafte und Heroische, alles Große und Ernste, wie es aus dem Alten Testamente spricht, einen sympathischen Gleichklang findet im Herzen des deutschen Volkes. — In der Schrift: „Der Vorrang der deutschen Staatsidee und ihr Sieg in Europa" (Rosenlaui-Verlag, München) sucht der Schweizer Schriftsteller Hans Mühlestein die Frage zu beantworten, welche Staatsidee berufen und geeignet ist, für die notwendige Entwicklung Gesamteuropas zu einem weltpolitischen Gemeinwesen die regulative Idee abzugeben. Im Gegensatz zu der Ausprägung deo Bundesstaats - Gedankens, wie er im Staatsrecht der Schweiz, Amerikas und Australiens seinen Ausdruck gefunden habe, im Gegensatz zu

dieser Ausprägung sei im deutschen Mitteleuropa, in der deutschen aristokratischen Bundesstaatsidee die wahre Rechtsidee, „die gerechte Form der Einordnung ausgeprägter individuell verschiedener Volkskörper in ein starkgeführtes, weltgeschichtlich aktionsfähiges Ganzes" erwachsen; und daraus folge, daß der Bundesstaatsgedanke in seiner spezifisch deutschen Ausprägung berufen sei, die Leitidee zu geben für eine künftige gesamteuropäische Entwicklung.

Von den bei A. Marcus und E. Webers Verlag in Bonn erscheinenden „Deutschen Kriegsschriften" liegen Heft 18 und 19 neu vor. Im 18. Heft „Frauen und Weltpolitik" fordert L. Nießen-Deiters, die uns bereits im 8. Heft dieser Sammlung begegnet ist, die deutschen Frauen sollten die ganze und vollste Bedeutung der Stunde, die unserem Volke geschlagen hat, erfassen. Es soll die Aufgabe der deutschen Frauen sein, sich selbst und die heranwachsende Generation zielbewußt zum Verständnis deutscher Weltpolitik zu erziehen.

Das zweite neue Heft ist dem fernen Osten gewidmet. Ein rheinischer Großindustrieller, der seinen Namen nicht verrät, gibt einen Rückblick und einen Ausblick, in dem er feststellt, daß in den beiden Hauptländern Ostasiens, in Japan und China, noch ein großes Betätigungsfeld mit unabsehbaren Möglichkeiten gegeben ist. Der gegenwärtige Krieg bilde einen Wendepunkt in der Weltgeschichte; nicht nur um die Zukunft Europas werde jetzt gekämpft/

sondern um die Zukunftsaufgaben der europäischen Völker in der Welt. Die Ausschließung eines einigen, starken Deutschlands aus dem fernen Osten sei eine Unmöglichkeit; denn niemand könne ihm seine Mitwirkung an der Weltgestaltung verwehren. —

Auch in der bereits früher genannten Sammlung „Flugschriften für Österreichs Erwachen" sind zwei neue Hefte erschienen. Das 3./4. Heft befaßt sich mit einer außerordentlich wichtigen sozialen Frage: „Die Versorgung der Kriegsinvaliden und deren Hinterbliebenen", die der k. k. Unterrichtsminister a. D. Dr. Gustav Marchet in grundlegender Art behandelt. Der Verfasser geht von dem richtigen Standpunkte aus, daß die Zahl der Invaliden aus diesem Kriege bei weitem alle früheren Zahlen übersteigen wird. Diese und deren Hinterbliebene zu versorgen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der nächsten Zukunft. Aber diese Pflicht darf nicht mit den alten, ungenügenden Mitteln erfüllt werden; neue, mit den modernen sozialen Anschauungen übereinstimmende Maßnahmen müssen getroffen werden. Vor allem tritt der Verfasser dafür ein, daß die Kriegsbeschädigten wieder arbeitsfähig gemacht und den schaffenden Kreisen wieder zugeführt werden.

Die bisherigen gesetzlichen Bestimmungen Deutschlands, Österreichs und Ungarns werden eingehend dargelegt, ziffernmäßig verglichen, untersucht und neue Vorschläge gemacht.

Das 5. Heft „Heim zur Scholle" bildet ein Beitrag aus der Feder Peter Ro seggers, in der er eine Lanze für die Landwirtschaft in Deutschland und Österreich-Ungarn — wohlverstanden, losgelöst von jeglicher politischer Nüanee — bricht, deren hoher Blüte es in großem Maße zu verdanken sei, wenn in dem jetzigen Kriege die Ernährung der Bevölkerung aus den heimischen Bodenprodukten ermöglicht wurde. —

„Volkswirtschaftliche Lehren des Weltkrieges" behandelt der bekannte Leipziger Nationalökonom Prof. Dr. W. Ed. Biermann in einem Vortrage, der bei der Verlagsbuchhandlung Dr. Walther Rothschild, Berlin, im Druck erschienen ist. Prof. Biermann gliedert seine Betrachtungen in

fünf Lehren, nämlich die handelspolitischen, sozialpolitischen, parteipolitischen, ernährungspolitischen und weltwirtschaftlichen Lehren. Als handelspolitische Lehre weist er nach, daß und wodurch Deutschland als abgeschlossener Handelsstaat die durch den Krieg geschaffene wirtschaftliche Krise besser überwindet als z. B. England. Die deutsche Volkswirtschaft sei eine Mischung aus drei verschiedenen Wirtschaftssystemen: in erster Linie sei Deutschland ein „Agrikulturmanufakturhandelsstaat" im Sinne Friedrich Lists, der zweite Teil sei der erportindustrielle und der dritte der erportkapitalistische. „Für die gegenwärtige Zeit der umgekehrten Kontinentalsperre und der isolierten Volkswirtschaft" — sagt Biermann — „ist es ... . von größter Bedeutung, daß Deutschland in starkem Maße ein Agrikulturmanufakturstaat geblieben ist und einen kräftigen inneren Markt sein eigen nennt". Als sozialpolitische Lehre zeigt der Verfasser, daß die von einem Franzosen geprägten Worte, „daß das Geld, das in Deutschland für die Durchführung der Versicherungsgesetze ausgegeben wird, in tausend Gestalten wiedererscheint", daß diese Worte gerade in der jetzigen Zeit ihre Bestätigung gefunden haben. — Die dritte, die parteipolitische Lehre, die wir aus dem Weltkriege mitnehmen sollten, erheischt, daß alle Parteien dem Beispiele der Sozialdemokratie folgen und gründlich umlernen müßten. „Der Staatsgedanke soll allen heilig sein. Dann haben wir nicht um-

sonst gekämpft, dann wirken die guten Kräfte schöpferisch, die diese ernste Zeit aus uns herausgearbeitet hat."

Bei der vierten Lehre, die er als die ernährungspolitische bezeichnet, führt der Verfasser aus, wie das von fast allen Seiten abgeschlossene Deutschland die Absicht seiner Feinde, es auszuhungern und auf diese Weise auf die Knie zu zwingen, zunichte gemacht hat, indem es durch weise staatssozialistische Maßnahmen das vorhandene Defizit an Nährwerten ausgeglichen hat.

Die weltwirtschaftliche Lehre endlich weist Mittel und Wege zur Abschaffung unserer wirtschaftlichen Abhängigkeit von England.

Im Schlußwort fordert Biermann eine Reform des Nachrichtendienstes und der deutschen Konsularvertretung, die für die Wiederaufnahme unseres Kampfes um den Weltmarkt von größter Wichtigkeit ist. Hinsichtlich des in letzter Zeit viel besprochenen Gedankens eines mitteleuropäischen Bundes, wie er z. B. von Franz von Liszt, Lamprecht und Erich Marcks propagiert wird, neigt Biermann mehr zu einer bloßen „mitteleuropäischen Zollunion oder der loseren Form einer mitteleuropäischen Wirtschaftsallianz", und wenn dies zurzeit noch nicht möglich sei, „so sollte man doch an den Ausbau des bereits seit einem Dezennium bestehenden mitteleuropäischen Wirtschaftsvereines, der Schöpfung Iulius Wolf's, denken".

Die außerordentlich interessanten Ausführungen Biermann's, denen wir absichtlich etwas mehr Raum hier gewährt haben, dürfen aufs wärmste allen denen empfohlen werden, die sich in kurzer Form über diese wichtige Frage unterrichten wollen.

In einer kleinen Broschüre „Mutt«rpflichten gegen die Ungeborenen" (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin) richtet Dr. M. Vaerting eine Mahnung zur Bevölkerungserneuerung nach dem Kriege. Da der Krieg gerade unter den kräftigsten und gesündesten Männern des Vaterlandes die reichste Todesernte hält, so ist die Sorge für einen tüchtigen Nachwuchs mehr denn je eine Lebensfrage der Nation. In sieben Kapiteln gibt der, Verfasser vor allem den Müttern praktische Ratschläge für die Bevölkerungserneuerung. —

„Über die Herkunft der Sage und

Prophezeiung von der letzten Welt-
schlacht am Birkenbaum in Westfalen"
veröffentlicht Stephan Stein-
lein eine recht interessante Schrift, in
der er einige recht lesenswerte Ausfüh-
rungen über Mythus, Märchen, Sagen
und Weissagung im allgemeinen macht
und alsdann genauer auf die bekannte
„Birkenbaumsage", ihre Herkunft und
Bedeutung eingeht. Mit besonderem
Interesse liest man die Seiten, die der
Verfasser der französischen „Hellseherin"
Madame de Th^bes und ihren astro-
logisch determinierten politischen Pro-
phezeiungen im heutigen Frankreich
widmet, wie z. B. die Voraussage des
Mordes am österreichischen Thronfol-
ger, den diese neue „Pythia" bereits in
ihrem Almanach für das Iahr 1943
prophezeit hatte. Die „Hellseherei"
dieser Dame ist jedoch, wie der Ver-
fasser darlegt, absolut nicht so mystisch
und frappierend, wie man im ersten
Augenblick zu denken geneigt ist, son-
dern hat — wie ja alles in der Welt —
eine ganz greifbare Quelle.
Im Cotta'schen Verlage sind soeben
zwei kleine Schriften erschienen, die sich
die beiden Dichter Schiller und Kleist
zum Gegenstand der Behandlung ge-
wählt haben: „Schiller der Politiker
im Licht unserer großen Gegenwart"
von Theodor Birt und „Heinrich
von Kleist, der Dichter des Preußen-
tums" von Mar Fischer.

Kleist, der Preuße, und Schiller, der Deutsche! sind die beiden Dichter, die mehr als alle anderen Geistesgroßen unserer ferneren Vergangenheit gerade in der jetzigen Zeit in uns zu neuem Leben erwachen sollten. Als Kämpfer warfen sie sich mitten in das Leben ihrer Zeit, die mit der unsrigen so viel Vergleichbares hat, der schwäbische Dichter für soziale und politische Freiheit streitend, für die Befreiung des Vaterlandes vom fremden Ioche der Preuße. Dichter der Freiheit und der Iugend sind sie beide, jeder auf seine Art, und doch in gleichem Sinne, mit gleichen Waffen. Denn Politiker waren sie durch und durch, Politiker der Tat, und die Dichtkunst ihr machtvoll erschütterndes Werkzeug.

Erwähnt sei schließlich die Sammlung: „Deutsche Kaiserworte aus dem Weltkriege 1914—15", die Luise von Brandt gesammelt und im Berliner Buch- und Kunst-Verlag herausgegeben hat.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Anna Plothow erfreut unsere Kinder und erquickt uns selbst mit ihrem Band „Kriegsmärchen"*). Das eine erreicht sie mit den bunt und lockend gewebten Gebilden der Phantasie, das andere mit der Echtheit und Weichheit der Herzenstöne. In dem Märchen „Was der Tannenbaum erlebte" erreicht diese verehrte Frau, die auch ihrer journalistischen Tätigkeit durch einen warmen und feinen Gefühlston etwas weit über den Tag Wirkendes zu geben weiß, die diese seltene Einheit zeigt, eine hervorragend soziale und künstlerische Natur zu sein, die künstlerische Höhe Andersen'scher Sinnigkeit und Stimmung. Wer wollte sich nicht gern und dankbar davon umfangen lassen? Es bedeutet doppelt wehmütige Lust in einer Zeit, rauh wie die unsere. Wenn diese Zeit voll Wunder des Geschehens, voller Märchen an inneren Offenbarungen und innerer Zuversicht ist, und sie deshalb in die Kunstform des Märchens aus einer Art innerer Verwandtschaft gern eingehen wird, so erfordert es doch auch ein Können, die Größe der Wirklichkeit im Gewande des Unwirklichsten, ganz Wunderbaren, Kleinen, wie das Märchen es bildet, nicht zu entstellen. Anna Plothow hat dieses Können bewiesen. Wie alle deutschen Märchen

haben auch diese sehr viel Wirklichkeits-
momente; viel trautes, einfaches deut-
sches Leben, das auch viel umwoben ist
von den Wundern der Natur, spricht
aus ihnen.
Richard Schaukal's „Standbilder
und Denkmünzen. Der Ehernen So-
nette zweite und dritte Reihe*)" bieten
einen erlesenen künstlerischen und geisti-
gen Genuß. Wie schön ist diese strenge
und doch nicht gezwungene Königsherr-
schaft der Form; wie anregend, gegen-
wartgestaltend und die Fäden von der
Gegenwart zu Vergangenem spinnend,
in beidem dem tieferen Sinn nach-
gehend ist der Inhalt! Neben diesem
bedeutenden geistigen Inhalt steht der
seelische, der uns warm werden läßt,
die Glut für die österreichisch-deutsche
Sache, die Enttäuschung über den
Feind, die um so bitterer ist, als die
Liebe zu seiner Kultur tiefwurzelnd ist,
der siegende Glaube an den Besten und
Feinsten unter ihnen, an Anatole
France, steht auch noch Persönlicheres,
ganz Intimes, das Erinnerungssehnen
an die Mutter. Wer mit seinem Per,
sönlichen das zu offenbaren versteht,

») Verlag von Gustav Kühn, Neuruvvin.
») Georg Müller Verlag, München.

was auch anderen angehört, allen ?der
wenigstens einem kleinen Kreis, oer
darf persönlich sein. Vielleicht ist das
eine oder andere der Gedichte als Ant-
wort auf ein Tagesgeschehen, einen
Tagesreiz mit dem Tag verklungen;
aber weitaus die meisten werden einen
vollen Lebensklang bewahren. Der
Dichter hat vierzig seiner Gedichte, die
diesem Bande und zwei anderen Bän-
den des gleichen Verlages „Kriegslieder
aus Österreich", „1914. Eherne So-
nette" entnommen sind, zu einem neuen
Ganzen vereint und bietet sie so als
Gabe „für Österreichs deutsche Iugend"
dar. Dankbar ist sie zu begrüßen; sir
ist wertvoll für den Dienst an der Iu-
gend, ihr den Glanz dieser Zeit in die
Brust zu schreiben als unvergängliches
inneres Vaterland.

In gleichem Maße, wenn auch mit
anderen Mitteln, gelingt es Karl Roh-
rig in seinen „Kriegsfanfaren"*), un-
sere Zeit mit allem, was ihr eigen ist,
ihre großen Ereignisse draußen, ihre
kleinen Geschehnisse daheim, ihre Gnade
und Ungnade, Not und Tod lebendig
zu machen und zu verewigen. Hier sind
die Mittel der Volkston der Gedichte,
ihre dramatische Bewegtheit, ihre An-
klänge an die Ballade. Eine Reihe von
ihnen ist vertont; sie eignen sich vorzüg-
lich zu Melodie und Vortrag. Es ist
ein Volksbuch im schönsten Sinne: allen
zugänglich durch die einfache Darstel-
lung alles dessen, was jeder kennt, da
er es miterlebt hat, sei es der Auszug
der Heere, der Fall der Festungen, sei
es die Heimarbeit des Roten Kreuzes,
die Feldarbeit der Iugend, sei es die
Schulstunde, die Kinderstube, sei es die
Kaiserin, die deutsche Frau; allen Her-
zen Nahrung spendend, die sich bewußt
oder unbewußt sehnen, im Äußeren das
hohe Innere, im Zeitlichen das Ewige
zu vernehmen.

Weit ab von dem Krieg führt Karl

») Xenien-Verlog, Leipzig.

Sternheim's feines und originelles
Büchlein „Nopoleon"*). Es ist in sol-
chem Maße künstlerisch, daß wir es uns
gerne gefallen lassen, für ein paar
Stunden vor das Lebensbild eines Pa-
riser Kochs geführt zu werden und seine
Weltanschauungen, denen er in seiner
Kunst und seiner Liebe Ausdruck ver-
leiht, die er in beide übersetzt, zu ver-
nehmen. Es wird uns daneben aber
auch mehr geboten, als die Kunst- und

Lebensphilosophien dieses Kochs; auch ein psychologisch vertieftes Kulturbildchen ersteht vor unseren Augen ans dem, wie Napoleons Zeitgenossen im Kleinen und Kleinsten sind und sich geben. Wie er dann nach freiwilligem Verzicht auf Glanz und Reichtum als einfacher Kellner sein Leben beschließt, seinen Lebensabend als Liebender der Natur, als Verehrer der einfachen Lebenslinien feiert — ist er uns der Weltweise, ist uns seine Weisheit ein Stück Lebensweisheit und zugleich Lebensschönheit schlechthin. Ein paar schöne Steindrucke von Ottomar Starke zieren das Büchlein, das viele genießen sollten.

In diesen Tagen erschien Lily Braun's neuer Roman: „Lebenssucher"**). Er besitzt viele und große Vorzüge: starke Gestaltungskraft im Ganzen und in den Einzelheiten verrät sich in ihm; er hat eine Fülle von Schönheit durchleuchteter Bilder, wo er Natur und Kunst offenbart; sein Stil ist vollendet; er hat feine und tiefe, kühne und ehrliche Gedanken. Und doch — so sehr man sich an diesem unbestreitbaren Reichtum freut: man wird nicht getroffen vom allwärmenden Strahl; man bewundert, aber man liebt nicht in Ergriffenheit. Die tiefere Absicht des Buches, mit dem Lebenfinden in der neuen großen Zeit das Lebensuchen der vergangenen Zeit zu krönen.

') Kurt Wolff Verlag. Leipzig.

**) Albert Langen Verlag, München.

erfährt nicht überzeugende Erfüllung, weder in der Hauptgestalt, noch in den Nebengestalten. Es wirkt diese schließliche Lösung wie konstruiert, wie äußerlich, nicht wie Notwendigkeit und Erlebnis. Es ist keine Blume geworden aus einziger nährender Wurzel — dieses Buch; ist ein Nebeneinander, wenn auch ein kunstvolles, von Blättern.

Kriegs-Rundschau.

Von Geh. Iustizrat Prof. Dr. Rießer, Präsidenten des Hansa-Bundes.

Das Gold zur Reichsbank.

Unter dieser Überschrift hat der Unterzeichnete zu Anfang dieses Iahres einen Aufruf erlassen, in welchem folgendes ausgeführt wird:

„Der Goldbestand der Reichsbank hat sich infolge der Hilfe aller Stände und Schichten des Volkes auf rund zwei Milliarden Mark erhöht. Aber auch dies ist noch bei weitem nicht ausreichend, wenn man berücksichtigt, daß der im Verkehr zurückbehaltene Betrag auf etwa zweieinhalb bis drei Milliarden Mark geschätzt wird, und wenn man daran denkt, daß die Bank von Frankreich bei Beginn des Krieges einen Goldbestand von rund viereinhalb Milliarden Franken aufweisen konnte. Gewiß darf man nicht so weit gehen, im Frieden alle Goldreserven aus dem Verkehr ziehen zu wollen, aber dasjenige, was ohne erkennbaren Grund während der Kriegsdauer an Gold festgehalten wird, was vielleicht sogar in der ersten Bestürzung nach dem Kriegsausbruche unnötigerweise gesammelt und in den Kassen, Schränken und Strümpfen verborgen wird, muß der Reichsbank und damit der nationalen Wirtschaft zur Erhaltung der Produktion in Landwirtschaft, Gewerbe und Industrie zur Verfügung gestellt werden. Diejenigen, die Gold ohne Not zurückbehalten, wissen oder bedenken nicht, daß das Gold in den Händen der Reichsbank dem täglichen Brot der Finanzwirtschaft gleicht, welches die Gesamtwirtschaft ebenso nötig hat, wie Weizen und Roggen, damit sie unsern Gegnern während der Kriegsdauer gewachsen sei. Sie bedenken auch nicht, daß die Reichsbank auf das Gold, welches in ihre Kassen fließt, den dreifachen Betrag an Banknoten ausgeben und damit eine noch festere Stütze der finanziellen und wirtschaftlichen Kriegsbereitschaft und der Erhaltung unserer Gesamtwirtschaft

werden kann.
Niemand darf vergessen, daß das
Gold in den Händen der Reichsbank
eine scharfe Waffe ist, genau so, wie
unser Heer in den Händen der Führung,
und ebenso unentbehrlich ist, wie Armee
und Flotte. Wer ohne Not Gold in
den Kassen, Schränken, Schrankfächern,
Strümpfen usw. zurückhält, läßt das
Vaterland in schwerer Zeit ebenso im
Stich, wie einer, der seine militärischen
und sonstigen nationalen Pflichten nicht
erfüllt."
Mahnungen dieser Art können nicht
häufig und eindrücklich genug wieder-
holt werden, wobei jedoch mit Nach-
druck betont werden muß, daß sie nicht
in erster Linie oder hauptsächlich an
Banken und Bankfirmen, sondern an
alle Schichten und Kreise des deutschen
Volkes gleichermaßen zu richten sind.
Über die Höhe des in Privatbesitz an
Gold zurückgehaltenen Betrages sind
nur Schätzungen möglich, und niemand
kann mit Sicherheit sagen, daß derselbe
sich nach allen bisherigen energischen
und erfolgreichen Anstrengungen noch
jetzt auf nahezu eine Milliarde Mark
beläuft, wie dies unlängst von einer
wirtschaftlichen Korrespondenz und
gleichlautend von mehreren hiesigen
Tageszeitungen behauptet wurde.
Gleichwohl bin auch ich der Ansicht, daß
12?

nicht unerhebliche Beträge gemünzten Goldes noch im deutschen Privatbesitz vorhanden sind, ich halte es aber für zum mindesten nicht unwahrscheinlich, daß dies in besonderem Maße in solchen Kreisen der Fall ist, welche ihre Wertgegenstände und verfügbaren Gelder nicht Banken und Bankiers zur Verwahrung zu übergeben pflegen. Auch wird man Goldmünzen, welche ohne Zweifel ins Feld gezogenen Heerespflichtigen von ihren Angehörigen mitgegeben wurden und seitdem nicht an die Reichsbank zurückgelangt sind, bei Schätzungen nicht außer Anschlag lassen dürfen.

Was die Banken betrifft, so haben dieselben während der ganzen Dauer des Krieges alle Anstrengungen gemacht, um das Gold aus dem Zahlungsverkehr an die Reichsbank zu leiten. Es geschah dies namentlich durch Belehrung der Kundschaft, durch Beschlüsse von Bankiervereinigungen betr. Ablehnung der Annahme geschlossener Depots ohne vorherige Prüfung des Inhalts und betr. Verhinderung der Aufbewahrung von Gold und Silber in gemieteten Schließfächern (so insbesondere Beschluß der Vereinigung von Berliner Banken und Bankiers IStemvelvereinigungl vom 10. August 1914), sowie durch Anweisungen an die Leiter von Depositenkassen und anderen Zweigstellen. In den letzten Tagen ist sodann nochmals eine sehr eindringliche Mahnung seitens des Zentralverbands des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes an seine Mitglieder und seitens der Banken und Bankiers an ihre Kundschaft ergangen, welche bestimmt ist, der mißbräuchlichen Verwendung ihrer Tresoreinrichtungen seitens einzelner Kunden zur Aufbewahrung von Goldmünzen, sei es in gemieteten Schließfächern, sei es in verschlossenen Depots, wo eine solche ohne Wissen der Bankleiter noch bestehen sollte, ein Ende zu machen. Angesichts aller dieser Maßnahmen kann gesagt werden, daß alle Beteiligten im Bankwesen ihre Pflicht nach dieser Richtung voll erfüllt haben und daß es zum mindesten irreführend ist, wenn in der erwähnten Korrespondenz behauptet wird, daß die Vermehrung des Goldschatzes der Reichsbank auf dreieinhalb Milliarden Mark, also um eine weitere Milliarde, eine „Pflicht der Großbanken" sei, die

sie „von heute auf morgen erfüllen
könnten, wenn sie nur wollten". Ein
solcher Appell, der sich auf Grund unzu-
treffender Voraussetzungen einseitig an
die Großbanken richtet, ist wahrlich
nichts weniger als geeignet, diejenigen
privaten Kreise, welche gegenwärtig
allein noch als heimliche Besitzer von
Goldmünzen in Frage kommen können,
an ihre vaterländische Pflicht zur Ab-
führung derselben an die Reichsbank zu
mahnen, er muß vielmehr auf sie gerade
im gegenteiligen Sinne wirken und kann
somit die vaterländische Sache, der er
dienen will, nicht fördern.

Dr. Rießer,
Vorsitzender des Centralverbandes des
Deutschen Bank- und Bankiergewerves.

Unvtlwngt« Manuskripte senden »« nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto btiliegl.
tz«l<m»««!>«r und Ih«f«lxu,«ul: Vl»». Kr. Ludw!« Vt«!n In «nll» ^ t0, Lutz»«»»« z». ,««l»»»» »»< «urfüN! «l, 8308, > - V«r»nw>»lU!<h« «ed»Kt«ul: Dl.« , l»!» » « l » » In Vl»I»u.—«U«!n>V«lt«tun» tlil U«««»:
«llllllch« ll. K. H»fbuchhandlung <I. «enl>5>. «ud»p«lt V, D»l»!tna.ulc3» 2. — ?2l den 2»In<Un>lell »n»ntn>0ltlich: H«lnllch Mittmann «n «l«5l«m III. — V«ll»« und DlmK d« Lchl«stlch«n V>ichdn»»««! ». S. Sch»ttl»««d«l, >^«„ Vlwlau III.

Inseraten-^nnanme
Verlag, Ll«3l»u III; l«rn«i> surcli sie ?irm»: Nuöoll Uo58e un6 6i«
beliunnten ^nnoncen-Lxpe^itlOnen.
ln»ertion«prel»l pro 06 mm dreit« 2«ile <Nu6oIl Ilo«5«'» dlc>rm»l>
2«i!üume83«e No. b) 70 kl.

Ezzellenz Iostf Szttrsnyi,
Wrkl. Geh. Rat, kgl. mg. StaatssekrttÃ¤r o. D., Mitglied des ungarischm Rnchstagez.

t >. ?
^.
ömtZHMonachÄch
,.'!". .",»H<«^M«M^,
^-,,?Änb<t von Paul kindau
'": o,r^ Pwsessor Dr. Ludwig Stein
'l,»^V^ Kunst- und Verlagsallstalt
. Eisender, A..G., Breslau.
B»d.pest Kopenhagen
<^>l.1ch» l, «. h«Idu^ho, dl, «l»I«o H g«ss«lbalch.
' > >a Konstsmtinope!
.^« 7-5 ?. /> .!>U^ 2«t«»»>, Vuch!«»,«. 0, o .1«».
«u«, ««>»>«>,, «««. Vau», ilün« l.
„, ,».<^.«.nu: «.». »«n««»<u« «n» «,hn. H«««, VuUl>ch«l3S.
4c>. Jahrgang. Band 156. Heft 497. Februar 1916.

EmeöeuOeMmoHM
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schlesische Buchdruckern,^^ Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin >V.ic> Budapest Kopenhagen
«. F. S««Inack«r. V«lth»ld Vutt«. <l!lM'lch«».i.L»lbuchh»ndl. «!»!«»H L»N«lbaIch.
Stockholm Chnstiania Konstantinopel
2. E. Fllh«, l,Ibs»Il!« Il»7»I«. ?»c«d Vybwad Nuchhdlg. Int«ln»t, Vuchhandl. Oü» «««.
lll d!« Pr»olnz«n In schwednt «od In Dlnemali: «<«lg Vh«. Urstn» N»chl»I««. <t«v«nh«gen.
<lll dl« Sch««!,: «t»«««. «n«an. n. vuchh«n»lun« H«nn. V«u«. ilürlch I.
««nelüloelillnin« für H»lland: «l».V. »«n«l««lu« «n» ««!,«< H«««, VuIt«nh»s3S.
4O. Iahrgang. Band 156. Heft 497. Februar 1916.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Mitteleuropa.

Das Naumann'sche Buch war ein Schuß ins Schwarze. Es hat uns allen die Zunge gelöst. Was die Besten und Urteilsfähigsten im stillen Herzenskämmerlein gedacht, und was unausgesprochen auf den Lippen Vieler schwebte, das hat Naumann auf den bannenden Ausdruck gebracht. Dieses Buch mußte geschrieben werden. Die Zeit reifte für diese Ideen heran, und sie findet jederzeit die entscheidende Persönlichkeit, die formelhaft zuspitzt und festhält, was die Anderen dunkel fühlen oder sehnend ahnen. Natürlich hat Naumann weder das Wort „Mitteleuropa" zuerst geprägt, noch diesen Begriff zuerst concipiert oder später restlos ausgeschöpft. Es soll vielmehr dem Berliner Nationalökonomen Iulius Wolf unvergessen bleiben, daß er vor einem Iahrzehnt bereits in der Schöpfung der ^Mitteleuropäischen" den Weg gebahnt hat, den wir heute allesamt beschreiten. Ebensowenig dürfen wir übersehen, daß neben Wolf Erzellenz Wekerle und Iosef Sztersnyi, dessen Bildnis unser Februarheft schmückt, neben der theoretischen Grundlegung erkleckliche praktische Vorarbeit geleistet haben. Die angeblichen Utopisten von vorgestern sind die Wirklichkeitsmenschen von übermorgen.

Wie die Einzelschicksale der Menschen zuweilen packender, dramatisch bewegter und romanhafter ablaufen, als der erfinderische Geist des Romaneiers sie zu gestalten vermag, so überbietet in den Völkerschicksalen häufig genug die Wirklichkeit selbst die phantastischesten Träume der Utopisten. Sind doch Utopisten selbst nichts anderes als die Romanciers der Völkerschicksale. Der utopistische Gedanke eines sozialen „Weltstaates" z. B. reicht ins graue Altertum zurück. Von den Zynikern angefangen, durch den Stoizismus während eines halben Iahrtausends sich hindurchziehend, mündet der weltbürgerliche Traum eines Menschheitsstaates in die „Selbstgespräche" des römischen Imperators Marc Aurel aus. Die Formel dieses kosmopolitisch-universalistischen Ideals lautete: Alle Menschen erkennen sich als Bürger eines Staates und fühlen sich als eine Herde unter dem gemeinsamen Gesetze der Vernunft.

Die „sibyllinischen Orakel" künden: „Die Erde wird gleich sein für alle. Gab doch der Himmlische allen die Erde gemeinsam." Wiedertäufer und Chiliasten singen die Lebensmelodie jener Träumer und Phantasten in tausendfältigen Varla-

tionen bis in die Neuzeit hinein, bis sich das Motiv vollständig verbraucht, weil
es zur Leierkastenmelodie herabgesunken ist. Das „Nirgendheim" des englischen
Kanzlers Thomas Morus, der „Sonnenstaat" des kalabresischen Dominikaner-
mönchs Thomas Campanella, Bellamy's „Rückblick aus dem Iahre 2000" holen
das verbrauchte Motiv aus der Versenkung wieder hervor und suchen es dem
Stimmungsgehalt ihrer respektiven Zeitalter anzupassen, um solchergestalt die ver-
rauschten Klänge der Vorzeit aufzufrischen und neu zu beleben. Die „versunkene
Glocke" wird aufgeschürft und emporgezaubert. Iedes Zeitalter sucht aufs neue,
ihr das „alte Lied" von Völkerfrühling und Menschheitsbeglückung zu entlocken.
Unser Zeitalter hat seine eigene Weise der Vertonung. Unsere Melodien
sind mit dem Kopf, nicht mit dem Herzen komponiert. Wir sind aus dem Stadium
religiöser Stimmungen und mystischer Gefühlsergüsse hinausgewachsen. Die
philanthropische Phase ist überwunden. Wir sprechen nicht mehr im weichmütig-
flehentlichen Tone des Optativs, sondern mit den scharfen Akzenten des Impera-
tivs. Mitteleuropa ist kein verschwommener Sehnsuchtstraum^ sondern eine
greifbare Forderung. Der Schutz der arbeitenden Bevölkerung ferner gegen
unzulässige Ausbeutung ihrer Arbeitskräfte, gegen gesundheitsschädliche Stoffe
im Werkbetrieb, gegen Verlängerung der Arbeitszeiten über das sozial erträg-
liche Maß hinaus, gegen Zusammenpferchen der Arbeitenden in hygienisch unstatt-
hafte Lokale, gegen schädigende Ausnützung der kommenden Geschlechter in der
Form von Kinder- und Frauenarbeit — alle diese Forderungen der sozialen
Billigkeit sind im künftigen Mitteleuropa, dank unserem geschärften sozialen Emp-
finden, zur platten Selbstverständlichkeit geworden. In dieser Banali-
sierung und Selbstverständlichung der genannten Forderungen sehe ich den
größten Fortschritt unseres eigenen Zeitalters über alle vorangegangenen. Denn
jede politische Selbstverständlichkeit ist von Haus aus eine Errungenschaft.
Worein das vorangegangene Geschlecht ihr höchstesPathos gelegt hat, dahin verlegen
heute die festen Vereinbarungen ihre nüchternen Erwägungen, vergleichend stati-
stischen Materialien und fachmännisch ausgearbeiteten Expertenberichte. An die
Stelle der dichtenden sind die forschenden Politiker
getreten.

Gesellschaftsrettern, Millenariern und Weltverbesserern ist heute die
Politik aus den weichen Händen gewunden, um sie der starken Faust der
Statistiker und Nationalökonomen, den geschulten Fachreferenten und beruflich
vorgebildeten Spezialisten anzuvertrauen. Die Zeit der politischen Kannegießerei
und fllrwitzigen Bierbankredner ist vorbei. Es wird nicht mehr klug gesprochen,
sondern weise gehandelt, nicht aufs Geratewohl herumgeredet, sondern snstem-
gerecht und zielbewußt organisiert. Die sozialpolitischen Fragen z. B., wie sie
Diderot etwa in seinen Briefen über die Blinden und Taubstummen philanthro-
pisch angeschnitten hat, wobei er für seine warmherzigen Töne einen so mächtigen
Widerhall geweckt hat, sind heute derSphäre schöngeistiger Kauserie, glatterBoudoir-

beredsamkeit und des prickelnden Salongesprächs völlig entrückt, um in den Hallen der Wissenschaft und der Parlamente jene Resonanz zu finden, welche Worte in Taten, Wünsche in Handlungen, Sehnsuchtsseufzer in tatkräftige Wirklichkeit umzusetzen nicht bloß den guten Willen, sondern die entscheidende Macht hat.
Die Begriffskarritzre der politischen Probleme markiert sich auch äußerlich darin, daß sie von agitatorischen Versammlungen in die Parlamente, von der Flugschriftenliteratur in die ernste Fachforschung, von der Bierbank zum Katheder, von theoretischer Klugschwätzerei bis zur gesetzgeberischen Regelung emporgekommen sind. Es ist dies das typische Schicksal aller großen Ideen; sie setzen ein am Schreibtisch der Philosophen und Dichter, nehmen ihren Weg über Straßen und Märkte, über politische Versammlungen und agitatorische Vereine, über Presse und politische Rhetorik, dringen in die Katheder und Parlamente, bis sie zuletzt die krönende Sanktionierung seitens der Staaten empfangen.
Hat sich ein Staat vor aller Welt zu einer offenen Stellungnahme — sei es positiver, sei es negativer Natur — entschlossen, so kann er nicht gut von einem Tage auf den andern sein Kredo umstempeln. Er muß den Mut seiner Meinung haben, heiße dieser nun Charakter bei dem einen oder Eigensinn bei dem andern — gleichviel: ein Staat kann nicht über Nacht umlernen.
Die verbündeten drei Staaten, die den Kern dessen bilden, was man nunmehr endgültig auf den Namen „Mitteleuropa" getauft hat, brauchen Fachgutachten und erprobte Wirtschaftspolitiker, um das stufenweise zu verwirklichen, was der Sehnsuchtsseufzer der erlesensten Wirtschaftsforscher hüben und drüben, die in „Nord und Süd" bisher zu Worte gekommen sind, gebieterisch heischt.
Wie vor einem halben Iahrhundert das Deutsche Reich Sehnsucht und Versailles Erfüllung war, so erwarten die Mitteleuropäer vom geographischen Block, der sich nach dem gigantischen Ringen der Gegenwart auch politisch geweitet hat, einen handelspolitischen Zusammenschluß unserer Gruppe, der uns im Notfalle gestattet, Fichtes Traum von einem „geschlossenen" Handelsstaat zum mindesten als Rückversicherung gegen jeden künftigen Versuch einer nochmaligen wirtschaftlichen Einkreisung Mitteleuropas zu verwirklichen.
Was die Mitteleuropäer letzten Endes anstreben, ist eine uneinnehmbare Trutzburg gegen eine zweite wirtschaftliche Blockade Englands und seiner politischen Filialen gegenüber Mitteleuropa. Durch handelspolitische Maßnahmen und zollpolitische Vorschau will man einen gemeinsamen wirtschaftlichen Generalstab bilden und entsprechende Generalstabspläne beizeiten ausarbeiten. Rüstet sich die feindliche Gruppe durch Trusts heute schon zur künftigen wirtschaftlichen Erdrosselung Mitteleuropas, so muß dieses gegen jede Überrumpelung gefeit sein und durch Vertiefung ihrer wirtschaftlichen Beziehungen einen Schutzwall gegen künftige Ermüdungstaktik und Aushungerungsstrategie unserer gemeinsamen Feinde bilden.

Der ehemalige Staatssekretär im ungarischen Handelsministerium Iosef
Szter 6 nyi, der neben Iulius Wolf, Iohannes Kaempf, Ernst Bassermann,
Dr. Stresemann, Erz. von Rechenberg u. A. in den vorangegangenen, den deutsch-
österreichisch-ungarischen Wirtschaftsbeziehungen gewidmeten Heften von „N^rd
und Süd" den Auftakt gegeben hat, kann füglich als „guter Mitteleuropäer"
etwa in dem Sinne angesprochen werden, in welchem Nietzsche vom „guten Euro-
päer" spricht. Neben dem früheren Ministerpräsidenten Wekerle gilt Szter^nyi
mit vollem Fug als der Wirtschaftspolitiker Ungarns, und nicht bloß Ungarns.
Abgesehen davon, daß Sztersnyi vom Anbeginn der Wolf'schen Schöpfung ab
zu den führenden Männern der „Mitteleuropäischen", an deren Spitze der Herzog
Ernst Günther von Schleswig-Holstein, Bruder der Kaiserin, steht, gehört hat,
entfaltete er mitten im Kriege eine Ausdauer und eine Unermüdlichkeit in der Ver-
folgung des ihm vorschwebenden mitteleuropäischen Zieles, welch« ihm die Wert-
schätzung auch derjenigen Kreise eintrug, die sich seinem Programm: „Präferenz-
zölle mit Abbau" nicht vorbehaltlos anzuschließen vermögen. Am 1s. und 17.
Ianuar haben die Mitteleuropäer wieder in Dresden getagt und weitgehende
Beschlüsse gefaßt.
Szter^nni, der am 21. Iuli 1905 im großen Koalitions-Kabinett unter
Kossuth Staatssekretär wurde, ist „Selfmademan" im vornehmsten Wortsinn. Ich
habe ihn schon auf der Internationalen Arbeiterschutz-Konferenz in Bern (Mai
1905) an der Arbeit gesehen und ihm in zwei Aufsätzin vom 23. und 24. Mai 1905
in der „Neuen Freien Presse" politisch das Horoskop gestellt. Die Führung der
ungarischen Delegation, sagte ich damals, konnte nicht leicht einer geschickteren
und zugleich sichereren Hand als der Szter^nyi's anvertraut werden. Dieser
Kernungar mit der Miene eines urdeutschen Professors erwies sich in der
Konferenz als gewiegter Taktiker. Drohte die Verhandlung an einer schwierigen
Klippe zu scheitern, so war er hurtig mit einem Vermittlungsantrag zur Stelle,
der schließlich die Zustimmung aller Beteiligten fand. Was ich vor zehn Iahren
in Bern an Szter^nyi beobachtet habe, konnte ich bei der diesjährigen Tagung der
„Mitteleuropäischen" in Berlin auf's neue bestätigen. Der „intelligible Cha-
rakter" der Menschen, sagt Schopenhauer, ist unveränderlich. Dieser ungarische
Wirtschaftspolitiker, der eine selbständige Industrie für Ungarn beharrlich an-
strebte, und der beim Zustandekommen des letzten Ausgleichs Ungarns mit Öster-
reich eine führende Rolle spielte, hat in reiferen Iahren nur jene Charakterzüge voll
zur Entfaltung gebracht, die ich schon am jungen Iournalisten und spätere,:
Ministerialrat beobachtet habe: Zähigkeit im Wollen und Beharrlichkeit im Voll-
führen. Schon als Sekretär des Siebenbürgischen Handels- und Industrie-
vereins vertrat der frühere Abgeordnete von Kronstadt, dessen Wähler, meist
gute deutsche Sachsen, ihn seit zehn Iahren mit absoluter Majorität ins Abge-
ordnetenhaus entsenden, jenes wirtschaftspolitische Programm, dem er sein
Denken und Fühlen gewidmet hat. Als Organisator der ungarischen Industrie-

Politik, als Schöpfer des gesamten ungarischen gewerblichen und industriellen
Fachunterrichts, als Kodifikator der ungarischen Arbeiterversicherung (Kranken-
und Unfall) vom Iahre 1907, endlich und insbesondere als Sozialpolitiker von
hohem Rang wuchs er in jene Rolle hinein, die ihn zur treibenden Kraft in der
großen Bewegung unserer Tage prädestinierte. Die von Szter^nyi in „Nord
und Süd" niedergelegten Gedanken, denen er durch einen vielbemerkten Vor-
trag in Wien Erweiterungen und Ergänzungen hinzufügte, haben Widerhall ge-
funden, soweit die mitteleuropäischen Zungen reichen. Auch als wissenschaft-
licher Theoretiker hat sich Szter^nni glücklich bewährt. Die Revision der unga-
rischen Gewerbegesetzgebung ist sein Werk. Am 17. April 1907 habe ich mich
bereits in der „Neuen Freien Presse" über die zehn Bände „Zur Revision der
ungarischen Gewerbegesetzgebung" ausgelassen.

„Dank der umfassenden Vorarbeiten des unermüdlichen, überall in die
Tiefe dringenden Staatssekretärs Iosef Szter^nyi ist ein Sammelwerk zustande
gekommen, das an Gründlichkeit der Forschung an die besten deutschen Muster
heranreicht und in der Zuverlässigkeit der Darstellung wie der Benützung des
kaum übersehbaren Stoffkompleres selbst Modell zu werden verdient. Schon der
Handelsminister Hieronymi hatte den damaligen Ministerialrat Iosef Szter^nyi
mit der Aufgabe betraut, das revisionsbedürftige ungarische Gewerbegesetz vom
Iahre 1884 wissenschaftlich zu bearbeiten und die vergleichenden Materialien zur
Reform des Gewerbegesetzes aus anderen Ländern herbeizuschaffen. Plan und
Methode dieser Materialiensammlung wurden so angelegt, daß auf die Dar-
stellung des Bestehenden und nach ungarischem Gesetz Gültigen, ferner der
Wünsche und Bestrebungen, die in Ungarn selbst zutage traten, eine vergleichende
Zusammenstellung der gesetzgeberischen Versuche der wichtigsten Kulturländer
folgt, um im Schlußbande (10) durch statistische Tabellen den krönenden Abschluß
zu finden.

In dieser zehnbändigen Publikation erblicke ich aus folgenden Gründen eine
Programmtat, die mich als Soziologen veranlaßt, diese wissenschaftlich impo-
sante Leistung des Staatssekretärs Sztersnyi zu besprechen. Die Gesetzgebung
der Zukunft soll sich nicht mehr auf den kleinen Erfahrungskreis stützen, der im
eigenen Lande gemacht worden ist, sondern durch vergleichend-geschichtliche Neben-
einanderstellung sich alle Erfahrungen zunutze machen, die in den übrigen Ländern
gemacht worden sind. Gesetze sind volkswirtschaftliche oder nationale Erperi-
mente; sie sind Erziehungsmittel für Erwachsene. Iedes Gesetz soll zwar, rück-
wärts gesehen, der Niederschlag nationaler Sitten und Bräuche, Gewohnheiten
und Einrichtungen, aber, vorwärts betrachtet, zugleich ein sozialpädagogisches
Mittel für kommende Geschlechter sein. Wird man erst in eine bestimmte Ver-
fassung oder Gesetzgebung hineingeboren, so richtet man von Kindsbeinen an
seine Handlungen durch Übung und Gewöhnung so ein, wie die Gesetzgeber es
vorschreiben. Gewiß binden die Menschengesetze niemals mit so unwiderstehlichem

Zwange wie die Naturgesetze: das Religionsgesetz hat seine Ketzer und Sektierer
so gut wie das Sittengesetz seine Lästerer und Verächter, der Gesellschaftskoder
seine Verhöhner und Verunglimpfer, endlich das Rechtsgesetz seine Übertreter.
Verbrecher gibt es nur der Menschensatzung, nie der Natur gegenüber, da das
Naturgesetz keine Ausnahmen kennt oder duldet. Nur in der Gesellschaft, nicht
in der Natur gibt es Freiheit. Können also menschliche Gesetze nicht alle aus-
nahmslos treffen wie das Naturgesetz, so erreichen sie doch wenigstens den
Durchschnitt, und auf diesen allein kommt es an. Kriminalstatistik und Demo-
graphie belehren uns darüber, daß die Anzahl der vom Gesetze Abweichenden
um wenige Prozent schwankt, daß aber die Anzahl der sich freiwillig dem Gesetz
Unterwerfenden ziemlich konstant bleibt. Diese konstanten Elemente innerhalb
eines Staatslebens, welche 98 bis 99 Prozent der Bevölkerung ausmachen, stellen
nur jenen Durchschnitt dar, für welchen die Gesetzgebung erzieherische Bedeutung
beansprucht. Der Wille von 98 bis 99 Prozent der Bevölkerung wird durch das
Gesetz gebildet, und die Handlungen der sich dem Gesetze Unterwerfenden werden
daher so geformt, wie sie der Gesetzgeber im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt
für ersprießlich hält.
Wie erfährt aber der Gesetzgeber, was öffentliche Wohlfahrt ist? Sammelt
er die Erfahrungen nur im eigenen Lande, so steht der Erkenntniswert seiner
Einsichten tief. Wer für gesetzgeberische Maßnahmen nur den kleinen Ausschnitt
an gesammelten Erfahrungen verwertet, die in seinem eigenen Lande gemacht
worden sind, der ist im günstigsten Falle Naturarzt in der Politik, im schlimmeren
aber ein Kurpfuscher auf sozialem Gebiet. Ein weises Vorschauen der gesetz-
geberischen Instanz hat sich vielmehr alle Erfahrungen zunutze zu machen, welche
in Nachbarländern mit ähnlichen Kultur- oder Produktionsbedingungen gemacht
worden sind. Man wird darum in keinen kosmopolitischen Urbrei versinken oder
in alberner Mimikry das Ausland sklavisch kopieren. Vielmehr kennt und schätzt
nur derjenige die Heimat recht, der in der Fremde gewesen ist. Mehr noch als
von den Vorzügen der anderen Nationen lernt man von ihren Fehlern. Beson-
derheit und Eigenart jener Nation, der man selbst angehört, kann man erst dann
voll erfassen und ihrem ganzen Gehalt nach würdigen, wenn sie an Fehlern und
Vorzügen der benachbarten Nationen gemessen werden. Sozialpolitische Gesetz-
gebung vollends, wie sie heute den eigentlichen Kern aller modernen Gesetzgebung
ausmacht, kann nur noch gedeihlich und für die nationale Gesamtheit ersprießlich
in Angriff genommen werden, wenn eine vergleichend-statistische Überschau über
die wichtigsten Typen gesetzgeberischer Maßnahmen und der Wirkungen vorliegt,
welche die betreffenden Gesetze in den respektiven Ländern hervorgebracht haben.
Vergleichend-geschichtliches Tatsachenmaterial ist gleichsam das Laborato-
rium fürGeistesforscher. Solange die Gesetzgeber mit zwingend-autori-
tativer Gewalt auftraten, wie Solon, Lykurg oder Sulla, oder gar auf göttliche
Eingebung sich zu berufen vermochten, wie Buddha, Moses, Christus oder Moham-

med, konnten die Befehle ohne kritisch-wissenschaftliche Überprüfung auf Befol-
gung rechnen, weil sie von oben herab kamen. Heute aber ergehen die Gesetze,
in konstitutionell regierten Staaten zumal, von unten hinauf. Statt Auguren,
Vates und Sterndeuter werden heute Priester der Wissenschaft, Nationalökono-
men, Statistiker und Soziologen zu Rate gezogen, wenn es gilt, reif gewordene
Volksbedürfnisse zu kodifizieren. Da uns übernatürliche Kräfte der Gesetz-
gebungsquelle nicht mehr zur Verfügung stehen, so haben wir uns an die natür-
lichen zu halten. Was aber in einem Lande Rechtens werden soll, kann nicht zu-
verlässiger ermittelt und wissenschaftlich begründeter formuliert werden, als durch
die Gegenüberstellung der nationalen gesetzgeberischen Eigenart mit den Ergeb-
nissen der entsprechenden sozialpolitischen Gesetzgebungen aller übrigen Kultur-
staaten. Ein Längsschnitt der nationalen, kombiniert mit dem Querschnitt der
internationalen Gesetzgebung dürfte ein Fazit zeitigen.
Mit Ausschluß aller politischen Mystik oder der alten Goldmacherkunst der
Alchnmisten, welche ihre neuartigen Ideen oder Erperimente für kabbalistische
Geheimnisse ausgaben, wird der Grundforderung aller Demokratie entsprochen,
welche, allem Versteckenspielen und Geheimniskram abhold, ihre Quellen
bloßlegt und der breitesten Öffentlichkeit unterbreitet. Das urteilsfähige Volk,
das dazu berufen ist, sich von unten herauf seine eigenen Gesetze vermittelst der
von ihm gewählten gesetzgebenden Körperschaften zu geben, soll darüber aufgeklärt
werden, was Rechtens ist."
Mitteleuropa muß als Ergebnis eines unaufhebbaren geschichtlichen Pro-
zesses erwiesen werden. Und daran müssen wir allesamt nach Maßgabe unserer
Kräfte mitarbeiten. In Österreich haben sich nahezu neunhundert deutscher Uni-
versitäts-Professoren zu einer gemeinsamen Eingabe entschlossen, welche die
Grundgedanken einer wirtschaftlichen Annäherung und Vertiefung des wirtschaft-
lichen Verhältnisses der Zentraleuropäischen Mächte enthält. Der Tert des
Begleitschreibens lautet:
„In dem Maße, als sich der Krieg einem glücklichen Abschluß nähert, tritt
die Sorge um eine segensreiche Gestaltung der Verhältnisse nach Friedensschluß
in den Vordergrund. Auch im Kreise deutscher Hochschullehrer Österreichs hat
die Frage dieser Neugestaltung zu ernsten Erwägungen und Erörterungen Anlaß
gegeben. Allgemein war die Überzeugung, daß hiebei, um eine Grundlage für
dauernd haltbare Zustände zu schaffen, die Zukunft an die Gegenwart geknüpft
und die Neuordnung auf jene Kräfte gestützt werden muß,
die sich unter den schwierigsten Verhältnissen durchzusetzen und
unser Väterland vor dem Untergang zu bewahren vermochten.
Unter diesen Kräften hat sich das innige, verständnisvolle, alle Einzel-
interessen den gemeinsamen großen Zielen unterordnende Zusammenwirken Öster-
reich-Ungarns und des Deutschen Reiches als entscheidend und unersetzlich er-
wiesen. Es hat sich bei uns die Überzeugung entwickelt, daß zur glücklichen Siche,

rung des in Waffenbrüderschaft glanzvoll Errungenen die weitere Erhaltung, Pflege und Ausgestaltung dieses Zusammenwirkens erforderlich und bei voller Wahrung der Selbständigkeit der beteiligten Staaten auch möglich ist. Aus der Fülle der hier in Betracht kommenden Fragen haben wir die wirtschaftlichen herausgegriffen, die zeitlich am dringendsten sind, und in der Tat für die weitere Sicherung und Festigung der politischen und kulturellen Beziehungen die Grund, lagen schaffen können. In diesem Sinne faßt die beifolgende Erklärung die Wünsche von 855 deutschen Hochschullehrern Österreichs für die Zukunft zusammen. Sie bezeichnet einen über die bloße Einräumung von Begünstigungen an einzelne wirtschaftliche Kreise hinausgehenden engen und dauernden wirtschaftlichen Zusammenschluß Österreich-Ungarns mit dem Deutschen Reich durch möglichst weitgehende wirtschaftliche Annäherung und einverständliches und gemeinschaftliches Auftreten nach außen in wirtschaftlichen Fragen als notwendige Voraussetzung für eine gedeihliche Zukunft unseres Vaterlandes."

Die Erklärung selbst hat folgenden Wortlaut:

„Die unterzeichneten Hochschullehrer haben nach reiflicher Erwägung und eingehender Beratung der mit der Neuordnung nach dem Kriege zusammenhängenden Fragen die Überzeugung gewonnen, daß ein enger und dauernder wirtschaftlicher Zusammenschluß Österreich-Ungarns mit dem Deutschen Reich durch möglichst weitgehende Annäherung und gemeinschaftliches Auftreten nach außen geboten erscheint und zwar derart, daß daraus eine dauernde Interessengemeinschaft hervorgeht,"

Die Wahrheit ist im Anzug. Die drei Regierungen verfolgen die Kundgebungen der „Intellektuellen", die allüberall zum Durchbrnch kommen, und die vielfach in den Spalten von „Nord und Süd" ihren literarisch-wissenschaftlichen Niederschlag gefunden haben, mit wachsender Anteilnahme. Die Sprödigkeit von ehedem ist einem gesteigerten Interesse der deutschen, österreichischen und ungarischen Regierung gewichen. Die Interpellation des Grafen Hadik im ungarischen Magnatenhause hat den Fragenkompler angeschnitten. Die Saat geht auf. Mitteleuropa ist kein leeres Propagandawort mehr, sondern ein festumrissenes Programm. Und wenn die Aussprachen in „Nord und Süd" dazu beigetragen haben sollten, diesen unwiderstehlich sieghaften Gedanken zu fördern, so gereicht uns dies zur höchsten Genugtuung. Wir sehen voraus, daß Mitteleuropa noch mitten im Weltkriege aus der Taufe gehoben wird, ßapere anä«!

Erzellenz Josef Szterenyi,
Wirkl. Geh. Rat, kgl. ung. Staatssekretär a. D., Mitglied des ung. Reichstages:
Die Donaufrage.
Unter den vielen Fragen der wirtschaftlichen Annäherung zwischen dem Deutschen Reiche, Österreich und Ungarn wird die Donaufrage nicht von der untergeordnetsten Bedeutung sein. Sie wird weit über die Grenzen unseres gegenseitigen Verhältnisses hinausragen, sie muß im Zusammenhange mit der ganzen Balkanfrage gelöst werden, sie hängt sogar mit einer großen, wichtigen Weltverkehrsfrage zusammen, mit der Verbindung des Schwarzen Meeres mit dem Atlantischen Ozean.

In dem Maße, als wir uns mit den Balkanstaaten politisch und wirtschaftlich alliieren, wächst die Bedeutung der Donau für uns, und in dem Maße, als wir mit dem asiatischen Teil der Türkei engere wirtschaftliche Beziehungen haben und somit die wirtschaftliche Autarkie ausbauen werden, wird der Donauweg für die Donauländer, Ungarn, Österreich und Deutschland, von Bedeutung ersten Ranges werden.

Den Seeweg wird sie für Deutschland nie ersetzen können, von diesem Gesichtspunkte darf die Frage nicht beurteilt werden, denn dies müßte zu falschen Folgerungen führen, der Seeweg war und bleibt der billigste und leichteste Weg, insoferne er in Anspruch genommen werden kann. Insolange die Dardanellen nicht unter feindlichem Einfluß stehen, wird Hamburg und Bremen mit Konstantinopel immer leichter und schneller verkehren können, als durch das Schwarz« Meer unter Zuhilfenahme der Donau mit kombiniertem Wasser-undEisenbahnweg, insolange müssen auch Triest und Fiume ihren Levanteweg bevorzugen, und auch Rumänien wird die große Bedeutung seiner Hafenstädte Konstanza, Galatz, Braila nicht der Donaulinie unterordnen, wenn es sich um seinen Seeverkehr handelt. Diesem Seeverkehr verdanken diese rumänischen Handelsstädte ihren in Friedenszeiten so bedeutenden internationalen Handelsverkehr, über welchen mir eine unserer besten Kennerinnen rumänischer Verhältnisse, die hochbegabte ungarische Schriftstellerin Frau Ida von L6nyay, anläßlich einer Abhandlung über die Bedeutung des Donauweges*) schrieb, wir sollten dem rumänischen Beispiele folgen und die Donau mehr kultivieren, für unsere wirtschaftlichen Zwecke besser ausnutzen, denn leider konnte bisher der Donauweg für Ungarn nicht jene Bedeutung bekommen, welche ihm die Natur verlieh. Allerdings hat das auch natürliche Ursachen, namentlich, daß unser überwiegender Handelsverkehr in seiner Hauptrichtung

*) Sztersnyi: Pest« Lloyd, 2. Februar 1912.

nicht stromab-, sondern stromaufwärts geht; unsere Verbindung mit den Donauländern des Balkans war bisher überwiegend auf den Schienenweg geleitet, demzufolge der Donau nicht jene Bedeutung zugemessen wurde, welche ihr ansonsten zukäme. Hieraus ist es erklärlich, daß, wenngleich Ungarn von allen Donauländern die längsten Donauufer besitzt, der ungarische Verkehr von allen Donauländern fast der geringste war. Hieraus ist es, wenn auch nicht natürlich, so doch verständlich, daß entlang der ungarischen Donau fast keine wirklich größere Industrie besteht, und wenn wir einen Vergleich zwischen Donau- und Rheinverkehr aufstellen wollten, müßte dieser für die Donau ganz beschämend ausfallen. Allerdings vermittelt der Rhein den deutschen Weltverkehr, die Donau hingegen konnte bisher aus dem Binnenverkehr kaum herauswachsen.

Die wirtschaftliche Lage nach dem Kriege wird daran wesentlich ändern. Die südlichen Teile Deutschlands, insbesondere Bayern, die Donaugegenden Österreichs und Ungarns müssen sich den Balkanstaaten viel mehr nähern, wie es bis jetzt der Fall war, wir müssen den ganzen Balkan industriell beherrschen, wir müssen dort den Kampf mit den heutigen feindlichen Staaten auf wirtschaftlichem Gebiete aufnehmen, aber wir müssen den Balkanstaaten auch wirtschaftliche Vorteile bieten, wir müssen sie uns wirtschaftlich ganz angliedern, die engherzige Wirtschaftspolitik der Vergangenheit wird für die Zukunft den Balkanstaaten gegenüber einfach unmöglich werden, wollen wir unsere politische Stellung dort nicht neuerlich gefährden.

Die wirtschaftliche Stärkung unseres verbündeten Bulgariens, dieses mächtig emporstrebenden und steigenden Landes mit seinem intelligenten Volke ist ein Gebot der Notwendigkeit für die Zukunft, unser eigenes und vitales Interesse. Ohne den Donauweg wird dies kaum möglich werden. Die Massengüter, die Agrarprodukte vertragen den langen Schienenweg nicht, der Donauweg ist für Bulgarien eine Lebensfrage, mit der zielbewußten Behandlung dieser Verkehrsstraße stehen und fallen die vitalsten bulgarischen wirtschaftlichen Interessen. Rumänien, dieses wirtschaftlich entwickelteste Land des nahen Orientes, wo neben Landwirtschaft auch schon manche ansehnliche Industrien bestehen, ein Land, zufolge seiner Naturschätze mit entschiedener wirtschaftlicher Entwickelungsfähigkeit, muß uns wiedergewonnen werden, wir müssen uns ihm nähern, wir müssen uns seine Sympathien zurückerobern können; der wirtschaftliche Weg führt unbedingt dahin, was in der Vergangenheit verfehlt wurde, muß in Zukunft gut gemacht werden. Die Politik der Verschließung hat sich nicht bewährt, die Politik der Annäherung muß an ihre Stelle treten. Sowie die Verschließungspolitik vom Westen gegen Osten ausging, von Deutschland uns gegenüber, wir gaben sie den Balkanländern weiter, ebenso muß die Erschließungspolitik denselben Weg gehen. Aus der wirtschaftlichen Annäherung mit Deutschland muß

auch die geänderte wirtschaftliche Politik den Balkanstaaten gegenüber ausgehen, natürlich ohne Preisgabe eigener Interessen.

Die beiden größten Staaten des Balkans, Rumänien und Bulgarien, müssen nach dem Kriege in eine politische und wirtschaftliche Interessengemeinschaft gebracht werden, und gelingt dies, dann ist die Balkanfrage endgültig gelöst. Nicht heute verkünde ich diese Notwendigkeit zum ersten Male, nicht unter dem Drucke des Krieges, fast seit einem Vierteljahrhundert verkünde ich die Notwendigkeit dieser Verständigung, und zuletzt war es noch vor dem ersten Balkankrieg gegen die Türkei, als ich in einem politischen Kreise in Wien die Richtlinien der österreichisch-ungarischen Balkanpolitik in der Erreichung eines politischen Bündnisses zwischen der Türkei, Rumänien, Bulgarien und Griechenland kennzeichnete, um die russischen Vorposten am Balkan, Serbien und Montenegro, einzukreisen und dem italienischen Vorstoß vorzubeugen. Leider ist es anders gekommen, der Balkankrieg stellte die natürlichen Verbündeten, Bulgarien und die Türkei, einander gegenüber und knüpfte die natürlichen Feinde, Bulgarien und Serbien, aneinander. Doch, was unnatürlich ist, ist nicht von Dauer, kann nicht von Dauer sein, und so mußte kommen, was gekommen ist: die Verständigung zwischen der Türkei und Bulgarien und gleichzeitig der Bruch zwischen Bulgarien und Serbien.

Wir stehen nun vor einer neuen, viel glücklicheren und natürlicheren Situation am Balkan, es bedarf nur mehr des Anschlusses Rumäniens, daß eine ganz sichere Grundlage für die künftige Balkanpolitik geschaffen werde, bei welcher die wirtschaftlichen Fragen und damit der Donauweg — nicht von untergeordneter Bedeutung sein werden. Nach schweren Kämpfen und riesigen Opfern stehen wir am Balkan vor einer politischen Situation, ähnlich jener, als die Emanzipation der einzelnen Balkanländer von der türkischen Herrschaft vor sich ging, als es in unserer Macht stand, diese damals kleinen, nach Freiheit strebenden Staaten in unsere Interessensphäre zu ziehen. Wie sagte damals der wirklich providentielle Staatsmann Graf Iulius Andrilssy, der große Minister des Äußern Österreich-Ungarns? „Was wir heute noch freiwillig sehr gut verwerten können, wird später ein mathematischer Zwang für uns sein, wenn wir unseren Platz im Orient behaupten wollen. Heute können wir für unsere Zugeständnisse noch Vorteile im Tausch erhalten, später werden wir sie unentgeltlich darbieten müssen. Der beste Teil unseres mühsam errungenen Einflusses in den Donaufürstentümern steht auf dem Spiel. Unsere ganze Position im Orient, welche jetzt hauptsächlich auf volkswirtschaftlichen Elementen beruht, wird von der Entschließung abhängen, zu welcher wir in dieser Frage gelangen. Wollen wir uns in diesen Fragen der Erkennung der Wahrheit und jener Pflicht, welche dem Auslande, besonders aber dem Orient gegenüber die Wahrung unseres Einflusses und unserer Machtstellung uns auferlegt, verschließen, dann fördern wir damit auf mächtige Weise die fremden Interessen

und schädigen unwiederbringlich die eigenen. . . . Nur auf dieser Basis kann
man mit diesen Ländern einen gesunden Verkehr zustande bringen, die Belebung
dieses Verkehrs aber ist unsere wichtige Aufgabe für jetzt und für alle
Zukunft. Die Donaufürstentümer zahlen mit diesen Produkten. Wo sie ihr
Getreide verkaufen, werden sie auch ihren eigenen Bedarf
in erster Reihe einkaufen. Verschließen wir ihnen unseren Markt,
werden sie gezwungen sein, andere Mächte aufzusuchen. Diese
werden sie auch finden. Unsere Abschließungspolitik wird sie direkt Eng,
land und Frankreich in die Arme treiben, die im Orient auf der ganzen Linie
ohnehin sich zu unserem Schaden ausbreiten*)."

Vor mehr als vierzig Iahren schrieb dies Graf AndrKssy, was er prophezeite,
ist genau so gekommen, aber seine Wahrheit besteht noch heute. Und heute stärker,
denn je. Was damals — nach ihm — verdorben wnrde, kann heute wieder
gut gemacht werden, wieder bietet sich uns dazu Gelegenheit, vielleicht aber
die letzte Gelegenheit dazu. Heute kann damit eine Handels- und Wirtschafts,
Politik mit großer Weltbedeutung begründet werden, ja eine neue Weltpolitik;
diese Politik bietet uns die Handhabe, die Wirtschaftspolitik von Berlin bis
Bagdad begründen zu können und dabei den wirtschaftlichen Interessen Deutsch-
lands, Österreichs und Ungarns im vollen Maße gerecht zu werden, ja diese
mächtig zu fördern.

Der Donauweg wird für diese Politik von ausschlaggebender Bedeutung
sein, nur muß dazu die Verbindung von der Ostsee mit der Donau hergestellt
werden, damit dadurch das Schwarze Meer mit dem Ozean in Verbindung
komme.

Welch' mächtige Perspektive eröffnet sich da für alle Donauländer, für
Deutschland, Österreich, Ungarn, Bulgarien und Rumänien, ja, selbst für die
Türkei!

Die Donau wird das Bindeglied werden, freigemacht oben über Regens-
burg hinaus, und weiter frei gemacht unten beim Eisernen Tor hinunter bis zur
Mündung — frei muß sie werden auf der ganzen Linie bis zum Meer, nicht nur
technisch, sondern auch politisch. Und politisch vorerst.

Ein großer Plan beschäftigte einst einen der hervorragendsten ungarischen
Staatsmänner, den größten Finanz- und Wirtschaftspolitiker unseres Landes,
den gewesenen Ministerpräsidenten und Finanzminister, Dr. Alerander Wekerle:
die Donau so auszugestalten, daß Seefahrzeuge bis Budapest herauf kommen
können. Welche Perspektive hätte sich da für Budapest und für Ungarn eröffnet!
Es wäre zu schön gewesen! , Mächtigere Pläne wurden aber schon verwirklicht,
vielleicht kommt die Zeit auch noch für solche Probleme. Vorderhand aber muß

») Szteisnyi: Die NllNanpoKtik des Grafen Julius AndMy; Neue Freie Press« 20. Juni 1915.

erst das ganze Donauproblem gelöst werden, insbesondere in seinem politischen Teile, in der Sicherung der unbedingt zu garantierenden Freiheit der Donau. Ist diese einmal gesichert, dann kommen die technischen Probleme an die Reihe, und im Zeitalter der Zeppeline und Flugzeuge sind technische Probleme kaum mehr unlösbar.

Ernst Frhr. v. Plener:

Die mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine und die handelspolitische Annäherung Deutschlands und Österreich-Ungarns.

Die mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine wurden gegründet unter dem Zeichen der Abwehr der amerikanischen Invasion. Da sich aber bei Prüfung der einzelnen Vorschläge zur Bekämpfung der amerikanischen Konkurrenz in Mitteleuropa die Schwierigkeiten der Durchführung herausstellten, so gingen die Vereine auf den Ausgangspunkt ihres Zusammenschlusses zurück, auf den Gedanken einer möglichsten wirtschaftlichen Annäherung ihrer Gebiete. Zunächst wurde eine Reihe bestimmter Fragen erörtert, wie Checkwesen, Binnenwanderung der Arbeiter, Zollverwaltung, internationales Zahlungswesen, Recht der Erwerbsvereine u. a. Noch vor dem Krieg fanden vertrauliche Besprechungen über eine handelspolitische Annäherung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn statt. In der letzten Generalversammlung des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins für Österreich erstattete der Präsident des Vereins, Frhr. von Plener, einen Bericht über die seither geführten Verhandlungen, dem wir folgende Stellen entnehmen :

Der Ausbruch des Krieges und die Waffenbrüderschaft der beiden verbündeten Mächte brachten den Gedanken vorwärts, und nicht allein die Vereine, sondern die öffentliche Meinung, sowohl in Deutschland, als auch in unserer Monarchie, begann sich immer eifriger mit dem Gegenstande zu beschäftigen. Die Auffassungen gingen anfangs begreiflicherweise weit auseinander; auf der einen Seite gab es Anhänger einer völligen Zollunion, auf der anderen wollte man nicht viel mehr als eine Revision des bestehenden Handelsvertrages in Aussicht nehmen. Der Vorstand des Vereines, in dem Vertreter großer industrieller Körperschaften, hervorragende Finanzmänner und theoretische Volkswirte sitzen, kam nach längeren Beratungen zu einer mittleren Meinung, die die Selbständigkeit der beteiligten Staaten, das Schutzbedürfnis der heimischen Produktion und die handelspolitische Annäherung beider Mächte in einen praktisch durchführbaren Zusam-

menhang zu bringen suchte. Als gangbarer Weg hierzu erschien ein Prä-
ferenzialsystem mit soweit als möglich übereinstimmen,
der Handelspolitik gegenüber dritten Staaten. In diesem
Sinne richtete der österreichische Vereinsvorstand im Iuni bestimmte Vorschläge
an die beiden anderen Vereine, wonach die durch die Vorzugsbehandlung einander
eingeräumten Begünstigungen von der Geltung der allgemeinen internationalen
Meistbegünstigung ausgenommen und die Handelsvertragsverhandlungen mit
dritten Staaten im gegenseitigen Einvernehmen geführt werden sollten. Diesen
grundsätzlichen Vorschlägen traten im Iuli die beiden anderen Vereine bei.
Schließlich wurden in einer in Wien am 19. und 20. November abgehaltenen
Konferenz der Vertreter der drei Vereine jene handelspolitischen Leitsätze be-
schlossen, die, seither veröffentlicht, in acht Punkten die Grundlinien des künftigen
Verhältnisses zwischen der Monarchie und dem Deutschen Reiche entwickeln.
Ein handelspolitisches System, wie es hier gedacht ist, erfordert eine ganz
besondere Konstruktion, weil es in dieser Form noch nirgends bestand, aber auch
eine sorgfältige Abwägung der gegenseitigen Interessen.
Unsere Konzession liegt in der Vorzugsbehandlung deutscher Im-
porte, unsere ermäßigten Tarifsätze werden nach der bisherigen Handelsbewegung
Deutschland in größerem Umfange zugute kommen, als die deutschen Präferenzial,
zölle unserem Erport nützen werden. Hier müssen unsere berechtigten Schutz-
bedürfnisse berücksichtigt, ja selbst die Erhöhung einzelner Tarifpositionen vor-
behalten werden. Für die Präferenzialzölle haben wir nicht den automatischen
Abbau, sondern eine zeitweise Revision in Aussicht genommen, um die Annähe-
rungstendenzen in Zusammenhang mit der jeweiligen ökonomischen Lage zu
bringen.
Auf der anderen Seite wäre von den beiden Mächten schon bei den Frie-
densverhandlungen zu erklären, daß die Begünstigungen, die sie sich gegenseitig
und gegebenenfalls auch anderen Nachbarstaaten gewähren werden, von der all-
gemeinen Regel der Meistbegünstigung ausgenommen bleiben sollen. Hierin liegt
die Konzession Deutschlands, das einen viel größeren internationalen
Handel hat, als Österreich-Ungarn. Eine weitere Folge dieses handelspolitischen
Auftretens gegenüber fremden Staaten ist die Anerkennung des Grundsatzes, daß
die verbündeten Staaten Handelsvertragsverhandlungen mit Dritten nur im
gemeinsamen Einvernehmen führen. Wenn man auch zugeben muß, daß gewisse
Bezugsquellen und Absatzmärkte für jeden einzelnen der Verbündeten von verschie,
denem Wert sind, so kann doch das gemeinschaftliche Auftreten bei Handelsver-
trägen die Stellung jedes Verbündeten nur stärken und fremde Länder eher zur
Nachgiebigkeit vermögen. Es ist dabei ganz gut denkbar, daß in einzelnen Fällen,
je nach der Art einzelner Artikel oder je nach verschiedenen Ländern, im gemein-
samen Einverständnis auch Bestimmungen verschiedenen Inhaltes gegenüber
Dritten getroffen werden, gerade so wie auch die autonomen Tarife Verschieden-
es

heiten aufweisen können. Österreich-Ungarn und Deutschland haben schon einmal im Iahre 1893 gemeinschaftlich mit Italien, Belgien und der Schweiz verhandelt und dabei ganz gute Erfolge erzielt, es gehört aber Sachkunde und guter Wille der Unterhändler dazu, und diese Eigenschaften werden sich zweifellos einstellen. Der Wunsch, das ganze Abkommen auf einen längeren Termin als die bisherigen zehnjährigen Handelsverträge zu stellen, ist selbstverständlich und liegt in der Natur der Sache. Unsere wirtschaftliche Annäherung an Deutschland ist umso-mehr geboten, als wir nicht der Isolierung ausgesetzt sein wollen, und als sich in Frankreich, England und Italien schon jetzt Bestrebungen regen, um uns von jedem größeren Handelsverkehre auszuschließen; die Übersee-Trusts, die das eng-lische Diktat jetzt Holland, der Schweiz und Skandinavien auferlegt, betreiben die Verdrängung unseres Handels aus jenen Ländern und können vielleicht der Ausgangspunkt eines neuen englischen Handelssystems gegen uns werden.
Solchen Tendenzen gegenüber ist es unser Interesse, uns mit Deutschland auf eine gemeinsame wirtschaftliche Linie zu stellen. Aber nicht bloß vollpolitischen Inhalt soll unser Verhältnis zum Deutschen Reiche haben, mit Recht legt man dort großes Gewicht auf den Transitverkehr nach dem nahen Osten, und die Wege dahin führen durch Österreich-Ungarn. Wenn wir hier Erleichterungen und Begünstigungen gewähren, werden wir hierfür Anteil an dem dortigen Handel erlangen, wobei zur Vermeidung unliebsamer Konkurrenz eine Rayon-nierung von Gebieten und eine Kontingentierung von Waren ganz gut möglich wäre. Ebenso ist die Vereinheitlichung der wirtschaftlichen Gesetzgebung und Verwaltung wünschenswert, und wenn als Folge des Krieges große internationale Verwaltungsgemeinschaften zwischen allen Staaten nicht wieder erneuert werden sollten, so müßten sie wenigstens für Deutschland, Österreich-Ungarn und seine Nachbarstaaten, die sich uns anschließen wollen, neu befestigt werden.
Die Grundsätze, die in unseren Beschlüssen niedergelegt sind, haben einen reichen Inhalt und weisen zugleich einen praktisch gangbaren Mittelweg. Wir können mit Befriedigung konstatieren, daß die Kundgebung verschiedener ange-sehener Körperschaften, so in den letzten Tagen jene der Reichenberger Handels-kammer, in der Hauptsache mit der Auffassung übereinstimmen, die in unseren Beschlüssen enthalten ist. Es ist dies ein Beweis, daß sich nach langer, hin- und herschwankender Diskussion jetzt eine eommunis nvinio zu bilden beginnt. Die Beschlüsse der Wiener Konferenz wurden zur Kenntnis der beteiligten Regierun-gen gebracht, deren Aufgabe wird es nun sein, alles von verschiedenen Selten Vorgebrachte zu erwägen. Der Vereinsvorstand hofft, durch seine Tätigkeit einen nicht unwichtigen Beitrag zur Bildung einer übereinstimmenden öffentlichen Meinung geliefert zu haben.
Wir lassen als Beleg hier den Tert der Beschlüsse der Wiener Delegierten-Konferenz vom 20. November 1915 folgen.
Unter Zugrundelegung der Beschlüsse der in Berlin am 24. und 25. Iuli 1915

abgehaltenen Tagung der Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine besteht Einverständnis über folgende Punkte:

1. Schon vor Eintritt in die Friedensverhandlungen wären zwischen dem Deutschen Reiche und den beiden Staaten der Österreichisch-Ungarischen Monarchie die Grundlagen für ihre möglichst umfassende wirtschaftliche Annäherung zu schaffen.

2. Die wirtschaftliche Annäherung soll in der Form wechselseitiger Vorzugsbehandlung erfolgen und möglichst das gesamte Wirtschaftsleben ins Auge fassen. Hiefür käme in Betracht nicht bloß die Vereinheitlichung des Zollwesens (sieh« Nr. 3), sondern auch die Verbesserung und der Ausbau des wechselseitigen Verkehrssystems im weitesten Sinne des Wortes.

3. Für den zollpolitischen Teil der wechselseitigen Vorzugsbehandlung hätte als Grundsatz zu gelten, daß bei voller Wahrung des notwendigen Schutzes der heimischen Produktion, aus der in Ausnahmefällen auch die Erhöhung einzelner Zollsätze folgen könnte, neben den gegenseitig zu gewährenden Zollbegünstigungen, die Freiliste der Zolltarife tunlichst zu erweitern und eine periodische Revision von im wechselseitigen Verkehre geltenden Zollsätzen, geleitet von der Tendenz der Annäherung, vorzunehmen wäre. Ebenso wäre anzustreben die Schaffung eines einheitlichen Zolltarifschemas und Warenverzeichnisses, sowie eine tunlichst gleichmäßige Zollgesetzgebung.

4. Voraussetzung der zollpolitischen Vorzugsbehandlung ist, daß — insbesondere in den Friedensverträgen — der Grundsatz zur Geltung gelangt, daß diese Vorzugsbehandlung anderen Staaten auf Grund der Meistbegünstigung nicht zukommt.

5. Die Handelsvertragsverhandlungen mit anderen Staaten sollen von den verbündeten Reichen, unter Wahrung der handelspolitischen Hoheitsrechte, im Einvernehmen, unter gegenseitiger Unterstützung und gleichzeitig geführt werden; die Verträge sind gleichzeitig abzuschließen.

6. In den drei Wirtschaftsgebieten sollen mit tunlichst« Beschleunigung alle Maßnahmen gesetzlicher und verwaltungstechnischer Natur, die zur Entwicklung der Produktion, des Handels, des Verkehres und der Finanzwirtschaft ihrer Länder notwendig erscheinen, im Sinne der Annäherung und Vereinheitlichung durchgeführt werden, um eine möglichst einheitliche wirtschaftliche Gesetzgebung und Finanzpolitik zu erreichen.

7. Die im Sinne dieser Vorschläge erfolgenden Abmachungen der verbündeten Reiche sollen auf eine Dauer getroffen werden, welche die bisher übliche zeitliche Begrenzung der Handelsverträge wesentlich übersteigt.

8. Die Gewährung einer handelspolitischen Vorzugsbehandlung an andere Staaten darf nur unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Interessen der verbündeten Staaten und in ihrem wechselseitigen Einvernehmen erfolgen.

Reichsratsabgeordneter Max Friedmann:
Bemerkungen zum Probleme eines Deutsch-
Osterreichisch-Ungarischen Wirtschastsbundes.
Es hat lange gedauert, bis man, ohne lauten Einwendungen zu begegnen,
vom Plane eines Wirtschaftsbundes sprechen konnte. Allerdings gehen, wie in
einer so schwierigen Frage, die materielle Interessen berührt, begreiflich, die
Meinungen hinsichtlich des Grades der Gemeinschaft noch sehr
auseinander. Aber schließlich mußten die Ängstlichen, die Vor-
sichtigen, die Zweifler, die nie alle werden, und die Vielen, die gegen alles
Neue sind, sowie diejenigen, die sich unter den bisherigen Verhältnissen ganz wohl
befunden hatten, in einem erweiterten Gebiete ihre Sonderinteressen weniger
vertreten können, und denen dieser Weltkrieg noch nicht das Gemein- und Zu-
sammengehörigkeitsgefühl gegeben hat, sich bequemen, davon abzustehen, nur all-
gemein von einer „Annäherung" zu sprechen. Von einer Annäherung, über die
man sich auseinandersetzen wolle, wenn „der geeignete Zeitpunkt gekommen sein
würde, sobald man das Kriegsergebnis würde überblicken können, nach erfolgtem
Einvernehmen zwischen Österreich und Ungarn hinsichtlich des neuen Ausgleiches",
und wie alle die Verwahrungen lauteten. Heute ist die Frage in Fluß, und hof-
fentlich wird die Überzeugung die Oberhand gewinnen, daß mit vorübergehenden
und halben Maßnahmen nicht geholfen ist, und daß eine wirkliche, lebendige
Interessengemeinschaft nottut.
Vielfach wird von der Erörterung des Themas in der breitesten Öffentlichkeit
abgeraten und abgemahnt, die Aufmerksamkeit des Auslandes zu erregen. Sicher-
lich sind die verschiedenen schwierigen Fragen nur von Fachleuten zu erledigen
und soll der Eindruck vermieden werden, als ob es sich um eine Kampforganisation
handelte. Auch soll das Gefühlsmoment nicht in den Vordergrund gestellt werden.
Aber das Problem ist aus dem Kriege heraus ohne Hinzutun öffentlicher Faktoren
wiedererstanden, die, soweit bekannt, bisher aus ihrer Reserve kaum herausgetreten
sind, und wäre vielleicht ohne den Impuls von außen niemals zur Diskussion
gestellt worden; ferner darf nicht übersehen werden, daß nach diesem Völkerkriege,
nach den ungeheuren von der gesamten Bevölkerung jedes Staates gebrachten
Opfern Entscheidungen nur unter dem Einflusse der Allgemeinheit und unter Be-
rücksichtigung ihrer Interessen werden gefällt werden können. Interessen einzelner
Gruppen werden weit mehr, als dies bisher bei Handels-
verträgen der Fall war, hinter jene der Gesamtheit zurückzutreten
und sich den großen Zukunftsprojekten anzupassen haben. — Damit sei nicht
gesagt, daß die Mitwirkung fachlicher Erwerbsgruppen entbehrlich wäre. Doch

können ihre Sonderstandpunkte bei aller Notwendigkeit der Wahrung und Förderung ihrer Eristenzbedingungen nur im Rahmen gesamtvolkswirtschaftlicher Bedürfnisse wahrgenommen werden, sollen die großen politischen und wirtschaftlichen Ziele nicht verrückt werden.

Die Mitarbeit der Fachverbände wird in erster Linie bei den Zollfragen einzusetzen haben. Wenn schon in normalen Zeiten die Abschätzung der Zollhöhen und die Abwägung des Einflusses der verschiedenen Zollpositionen aufeinander eine außerordentlich schwierige Aufgabe darstellte, wird diese Aufgabe, auch wenn jeder Staat ohne Gemeinsamkeitsverpflichtungen, also ganz frei und selbständig Handelsverträge abschließen sollte, nach diesem Kriege angesichts der voraussichtlich stark geänderten Verhältnisse und ungeheuren Belastungen eine noch weitaus schwierigere sein. Wünsche nach Zollerhöhungen werden auch vielfach an der Undurchführbarkeit und inneren Widerständen ihre Grenzen finden. Andererseits wird aber der Zoll, soweit es sich um die Ausgleichung von Produktionsunterschieden handelt, kaum mehr jenen Einfluß ausüben, den man ihm vor dem Kriege zumaß, und man wird auch zu anderen, neuen Behelfen greifen, um Produktion und Absatz zu regeln und zu beleben. Selbst ein so kräftiges Wirtschaftsgebiet wie jenes des Deutschen Reiches wird gegenüber der amerikanischen Konkurrenz allein nicht so wirksam bestehen können, wie beim Zusammenschluß mit seinem Nachbar. Aber das Problem der Wirtschafts- und Interessengemeinschaft ist, worauf nicht oft genug hingewiesen werden kann, keine ausschließliche Zollfrage. Das Zollproblem muß dem hauptsächlichsten Ziele der gemeinsamen Wirtschafts- und Handelspolitik dienstbar gemacht werden. Diesen Standpunkt scheinen jene zu verkennen oder abzulehnen, die bei der Untersuchung des Grades der Annäherung in erster Linie von der Präferenz ausgingen, also das Problem auf der Zollfrage aufbauten und eine lose Annäherung in der Voraussetzung empfahlen, daß sich später hieraus ein inniger Zusammenschluß allmählich entwickeln soll. Letztere Annahme muß als irrig bezeichnet werden. Denn wenn nicht jetzt und aus der jetzigen Zeit heraus alle jene Voraussetzungen geschaffen werden, welche in sich die Bürgschaft für eine spätere völlige Wirtschafts- und Interessengemeinschaft tragen, kann und dürfte es später eher zu einem Abrücken kommen.

Von Anfechtungen aus dem Titel der Meistbegünstigung — die ja nach diesem Kriege nicht verschwinden wird, und auf die Staaten mit großen weltwirtschaftlichen Interessen nicht verzichten können — braucht hier nicht besonders gesprochen zu werden. Ebensowenig davon, daß die Präferenz als Kern des Annäherungsgedankens dem schwächeren Industriestaate — vielleicht vorübergehend — Opfer ohne Gegenleistungen zumutet, wenn auch vielfach der Ruf nach bevorzugter Meistbegünstigung den geheimen Wunsch nach allgemeinen Zollerhöhungen, beziehungsweise möglichste Belassung des Zollniveaus für den Zwischenverkehr und der Erhöhung nach außen in sich birgt. In der Betonung der Präferenz als Trägerin des Anschlußgedankens liegt auch die Außeracht-

lassung natürlicher, günstiger Bedingungen, welche in geographischer, politischer und wirtschaftlicher Beziehung zwischen den zwei Zentralmächten bestehen, und über welche die übrigen Mächte nicht verfügen. Präferenzielle Vereinbarungen können auch sie untereinander treffen, zumal, wenn wir ihnen mit dem Beispiel vorangehen, aber ein gemeinsames Wirtschafts- und Versorgungsgebiet, gemein, same Handelspolitik und lebendige Interessengemeinschaft nach außen und innen werden sie uns nicht nachmachen können.

Mit gutem Grunde wurde die politische Seite des Problemes in öffentlichen Erörterungen kaum berührt. Vor allem die nationale Seite. Denn einmal sind die rein wirtschaftlichen Argumente hinreichend tragfähig, und dann wäre es verfehlt, ohne Nötigung Widerstände zu schaffen und Empfindlichkeiten zu wecken. Aber man wird das Politikum nicht ganz übergehen können, da Wirtschaft und Politik in untrennbarem Zusammenhange stehen und auch mancher Widerstand auf politische Beweggründe und Aspirationen zurückzuführen ist.

Auf den Zusammenhang der von Österreich-Ungarn — und wohl auch von Deutschland — gegenüber den Balkanstaaten geübten Handelspolitik z. B. mit der äußeren Politik braucht wohl heute nicht mehr besonders hingewiesen zu werden. Eine grundlegende Änderung des handelspolitischen Kurses der Monarchie im Verkehr mit den Balkanstaaten wird wesentlich von der Einsicht und dem Einflusse jener Kreise abhängen, welche vor dem Kriege Iahre hindurch diesen Kurs bestimmt haben. Vor allem von der Haltung Ungarns. Die in der Lebensmittelversorgung und -Aufteilung während dieses Krieges zutage getretenen Erscheinungen, das politische Übergewicht Ungarns und seine in diesem gemeinsamen Kriege nie außer acht gelassene Bedachtnahme auf die besonderen ungarischen Interessen würden zunächst eine allzu optimistische Auffassung nicht rechtfertigen. Das schwierige Problem des gegenseitigen Verhältnisses der zwei Staaten der österreichisch-ungarischen Monarchie kann an dieser Stelle nicht erörtert werden. Hingegen ist die Bemerkung vielleicht nicht unangebracht, daß eine möglichst gründliche Erfassung dieses Verhältnisses im Deutschen Reiche schon vom Standpunkte der Beurteilung der Bedeutung der künftigen handelspolitischen Beziehungen der zwei Zentralmächte erwünscht wäre. Nichts wäre verfehlter als die Zumutung, ein Teil möge sich in die Angelegenheiten des anderen einzumengen trachten; aber jeder der Bundesgenossen, welche die in diesem Kriege so erprobte Gemeinschaft dauernd ausbauen und festigen wollen, muß sich wohl über die Verhältnisse seines Partners eingehend unterrichten.

Angesichts der weltwirtschaftlichen Interessen des Deutschen Reiches begreifen dessen wirtschaftliche Erpansionsbestrebungen nach dem Südosten nur einen Teil der großen Aufgaben, deren Lösung nach dem Kriege fortzusetzen sein wird.

Aber das südöstliche Wirtschaftsproblem, mit dem auch die südslawische Frage in innigem Zusammenhange steht, hat durch die Balkanereignisse im besonderen und die durch dieselben eröffneten Ausblicke sowohl, wie durch die Kriegsergeb-

nisse im Nordosten, noch wesentlich an Bedeutung gewonnen. Der Binnen-
wasserweg von Hamburg zum Mittelländischen und Schwarzen Meere, !der
gemeinsam auszubauen wäre, kann England gegenüber einen nicht hoch genug
anzuschlagenden Vorsprung bedeuten. Der Weg führt nicht nur geographisch
über Österreich-Ungarn. Und die zwei Zentralmächte werden nur in gegen-
seitiger Ergänzung und Unterstützung volle Erfolge erzielen. Bei Bedachtnahme
auf eine dauernde und gesicherte Interessengemeinschaft der verbündeten Kaiser-
reiche muß die Konstruktion des Verhältnisses zwischen den zwei Staaten der
Donaumonarchie ebenso ins Auge gefaßt werden, wie die infolge etwaiger terri-
torialer Veränderungen nach diesem Kriege möglichen Kombinationen. Man
denke nur an Polen und serbische Gebiete, an Bosnien, Herzegowina, Kroatien,
Dalmatien, und auch an die vielfachen militärischen, außer- und innerpolitischen
und wirtschaftlichen Zusammenhänge, die jedem Politiker bei bloßer Nennung
dieser Länder vor Augen treten. Die unbehinderte Verfolgung der gemeinsamen
Interessen nach dem Südosten müßte unabhängig von etwaigen Wechselfällen
späterer Zeiten jetzt dauernd sichergestellt werden.

Wenngleich Vereinbarungen zwischen Deutschland einerseits und Österreich-
Ungarn andererseits erst geschlossen werden können, wenn Österreich und Ungarn
untereinander die bezüglichen Abmachungen getroffen haben, wäre es doch verfehlt,
wenn die maßgebenden Faktoren der zwei Kaiserreiche aus diesem formalen
Grund bis dahin von dem Eingehen in Verhandlungen abstehen würden, da der
österreichisch-ungarische Ausgleich wesentlich von den beabsichtigten handels-
politischen und wirtschaftlichen Beziehungen der beiden Zentralmächte beeinflußt
sein wird. Die Forderung nach gleichzeitigen Absprachen bedeutet nicht im
geringsten die Zumutung des Eingriffes in staatliche Selbständigkeiten und ist
schon aus technischen Gründen unerläßlich.

Angesichts der komplizierten staatsrechtlichen Konstruktion der Donau-
monarchie können sich die Verhandlungen und, wie zugegeben werden soll, auch
die Vereinbarungen schwierig gestalten. Aber dieser Umstand kann doch unmög-
lich die Absichten der Verfolgung der als notwendig erkannten gemeinsamen
handelspolitischen Richtlinien und Ziele ändern, und wenn die gemeinsamen
Vereinbarungen indirekt die Stabilisierung und dauernde Klarstellung der Be-
ziehungen der zwei Staaten der Donaumonarchie beeinflussen, darf dies Deutsch-
land nicht gleichgültig sein.

Die Internationalität des Handelsverkehrs wird trotz aller Anfeindungen
nach diesem Kriege wieder aufleben, und das Deutsche Reich wird auch seine
großen überseeischen und weltwirtschaftlichen Interessen mit allem Nachdrucke
wieder wahrnehmen. Seine Bewegungsfreiheit kann durch den Wirtschaftsbund
nicht gehemmt werden. Österreich-Ungarn ist ihm kein gefährlicher Konkurrent
und wird, wie dies im Wesen jedes Vertrages liegt, auch seinerseits Bindungen
in den Kauf nehmen müssen. Die volle Freiheit der Entschließungen ist eben

nicht vereinbar mit dem gleichzeitigen Genusse all der Vorteile und Möglichkeiten, welche die Gemeinschaft zweier großer Wirtschaftsgebiete bringen kann. Schließlich steht auch das große Problem Mitteleuropa mit all den wirtschaftlichen und politischen Ausblicken in Frage, dessen Lösung nur jetzt angegangen werden kann. Mag sein, daß man vorerst abwarten will, um sich später, wenn die gesamte Lage und Einzelerscheinungen besser überblickt werden können, zu entscheiden. Aber der günstige Zeitpunkt kann auch unwiederbringlich versäumt werden. Ein Zögern kann bedenklich werden. Das Verhältnis muß vor dem Eingehen in die Friedensverhandlungen klargestellt sein.

Iede Gemeinsamkeit stärkt das militärische und politische Bündnis, jeder Gegensatz schwächt es und stärkt jene, die das Bündnis unter dem Gesichtspunkte einer vorübergehenden politischen Konstellation betrachten.

Exz. Dr. Franz Klein,
früherer Iustizminister in Wien:
Gegner des Wirtschaftsbundes.

In den Artikeln hervorragender Politiker oder Fachmänner, welche die Zeitungen anläßlich des Christfestes und des Iahreswechsels zu bringen pflegen, wurde diesmal begreiflicherweise das künftige wirtschaftliche Verhältnis zwischen den beiden Zentralmächten nicht übergangen. So willkommen jede zustimmend« Äußerung ist, gebührt doch vor allem dem Beachtung, was ausgesprochen ab, lehnend ist. Für einen Geltung erstrebenden Gedanken kann Widerspruch bisweilen fruchtbarer sein als Beifall. Es sollen daher die Ausführungen, die im Iännerhefte dieser Zeitschrift über den genannten Gegenstand erschienen sind'),

«) Infolge des verlansssamten Postverkehres kamen die Probeabzüge dieses Beitrage» nicht zeltlich genug an den Verlag zurück und es blieben daher leider die Fehler unberichtigt, die sich in den Satz eingeschlichen hatten. Um nur die am meisten störenden nachträglich zu bezeichnen, soll es beißen: S. 13 dritte Zeile uon nnten statt: „perbilativen I,?) Schutzzollpolitik" richtig: „vrohibi» tlven Schutzzollpolitik". — S.21 dreizehnte Zeile von unten statt: „mehr als das Obige" richtig": „mehr als das Ob". — S. 23 vierzehnte Zeile von unten statt: „entgegengetreten werden" richtig: „entgegengehalten werden", und zehnte Zeile von unten statt: „Voraussthung für alles andere" richtig: .Joraussetzung für alles andere". — S. 25 neunzehnte Zeile von unten statt: „wirklich nicht gewollt wird" richtig: „wirklich gewollt wird".

Außerdem ist den in der Anmerkung auf S. 17 des Iännerheftes anneführten Schriften über die wirtschaftliche Annäherung hinzumfügen die Abhandlung von M. Friedmann über die deutsch-österreichisclpungarische Wirtschaftsgemeinschaft in Schmollers Jahrbuch für Geseygebung, Verwaltmy und Volkswirtschaft, 1915, S. 1933 ff., und das weiter ausgreifende Buch von E. Pistor, Dte Volks» Wirtschaft Österreich-Ungarns und die Verständigung mit Deutschland. Georg Reimer, 1915.

durch etliche Bemerkungen abwehrender Natur vervollständigt werden. Abwehrend in dem Sinne, als kurz geprüft werden soll, ob die vorgebrachten Gegengründe dem letzthin Gesagten den Boden entziehen.

Vor allem ist festzustellen, daß in den bisherigen Erörterungen nur von wirtschaftlicher Annäherung, Wirtschaftsverband oder Bündnis u. ä., aber nie von einer „vollkommenen Verschweißung der Wirtschaftsgebiet«" die Rede war. In derlei Dingen sind bildliche Ausdrücke, die leicht mißverstanden werden können, nicht am Platze. Die staatliche Selbständigkeit der beiden Reiche und ihrer Teile will niemand antasten. Die Zugeständnisse und Bindungen, die erwogen werden, sind ausschließlich wirtschafts-, handels- und finanzpolitischer Natur und haben in der Geschichte des Verkehres souveräner Staaten vielfach ihres, gleichen. Sie sind auch — wie zu aller Vorsicht ausdrücklich bemerkt werden soll — das Ziel selbst und nicht bloß Vorstufe zu weitergehenden Verschmelzungen.

Die sachlichen Einwendungen wider die wirtschaftliche Annäherung gehen teils dahin, daß eine solche dermalen nicht an der Zeit sei, Österreich-Ungarn erst dazu heranwachsen müsse, teils wird sie schlechthin als unmöglich erklärt. Der Gedankengang des zu früh ist ungefähr folgender: Österreich habe sich aus verschiedenen, hauptsächlich politischen Gründen nicht in dem Maße wirtschaftlich entwickelt, als es nach der Tüchtigkeit seines Volkes und nach seinen natürlichen Hilfsquellen hätte geschehen können. Es müsse aus eigener Kraft das Versäumte nachholen. Während eines solchen Gesundungsprozesses könne jedoch der österreichischen Industrie nicht zugemutet werden, auf den bisherigen Schutz der Produktion in größerem oder geringerem Umfange zu verzichten. Erst nachher werde man von einem wirtschaftlichen Anschlusse oder sogar von wirtschaftlicher Freizügigkeit zwischen den beiden Reichen sprechen können. Das unbedingte Nein macht sich die Sache noch einfacher. So wird z. B. gesagt, die Zolleinheit wäre zwar bei Festlegung der Währungsverhältnisse und Bestimmung der beiderseitigen Anteile am gemeinsamen Inlandsmarkte denkbar. Da aber Kohle und Eisen in Österreich teurer erzeugt werden als im Deutschen Reiche und auch die geographischen Verhältnisse für Österreich ungünstig sind, seien diese beiden Bedingungen nicht erfüllbar. Genau betrachtet, stimmen diese beiden Ansichten, wonach Österreich der Stein des Anstoßes wäre, überein: die erstere ist zwar scheinbar entgegenkommender, die Hindernisse wären behebbar, jedoch mit einem so nebelhaften Endtermine, daß es praktisch kaum einen Unterschied macht. Vielleicht würde sogar praktisch mit den Anhängern der zweiten Ansicht eher ins Reine zu kommen sein.

Beide Gedankengänge leiden an denselben Mängeln. Sie übersehen zunächst ganz und gar, daß der Ausgangspunkt der Annäherungspläne, wie ich es letzthin auseinandersetzte, ein politischer ist. Ohne es zu wollen, und im Widerspruche zu den Folgerungen, die er daran anschloß, hat dies vor kurzem auch der ungarische Ministerpräsident bestätigt, indem er seine Erklärungen über das

wirtschaftliche Verhältnis zu Deutschland mit den Worten einleitete, er sei ein unerschütterlicher Anhänger txs intimsten Bündnisses mit Deutschland und jenes Grundgedankens, daß wir auf allen Gebieten bestrebt seien, einander zu ergänzen und zu kräftigen. Es sind doch offenbar hochpolitische Ausgangspunkte, denen damit die wirtschaftliche Annäherung unterstellt wird. Die Pläne für diese letztere sind Teil eines weltpolitischen Problemes und nur als solcher entstanden. Dieses Problem besteht aber sowohl für Deutschland wie für Österreich-Ungarn darin, dem Umsturze der heutigen mitteleuropäischen Staatenverhältnisse vorzubeugen, in der europäischen Politik eine der feindlichen Mächtegruppe zumindest ebenbürtige Größe zu sein und den erforderlichen Spielraum in der Weltwirtschaft sich zu wahren. Diese politischen Erwägungen und Aufgaben sind, wie jedermann zugeben wird, nicht von der Art, daß man von ihnen sagen könnte, Wirtschaftliches sei nach wirtschaftlichem Richtmaße zu ordnen und die Politik habe sich nicht hineinzumischen. Denn mit den wesentlichen Bedingungen der Außengeltung der verbündeten Reiche schließt jenes Problem zugleich die Grundlagen ihrer Volkswirtschaft und ihres Anteiles an der Weltwirtschaft in sich. Was ist daneben alles übrige, wenn jene politischen Haupt- und Staatsfragen unrichtig oder für uns ungünstig entschieden würden? Die Folgen davon würden die Wirtschaft hundertfach ärger treffen als alles, was sie nun von dem wirtschaftlichen Bündnisse befürchtet. Letzteres ist nichts anderes, als eine Versicherung gegen das Eintreten solcher Folgen; die Prämie wird stets unendlich geringer sein als der mögliche Verlust. Darum kann man auch nicht bei Beurteilung der künftigen wirtschaftlichen Beziehungen die Politik mit der Begründung beiseite schieben, sie trübe das wirtschaftliche Denken. Ein „reines" wirtschaftliches Denken ist wie die reine Vernunft oder die reine Soziologie etwas Unwirkliches, nur in der Idee Vorhandenes. Die Wirtschaft ist vom Mittelalter an in der Wirklichkeit wie im Denken stets mit der Politik verschwistert: Merkantilismus, Phnsiokratenschule und Freihandel sind nur Hochpunkte dieser Verknüpfung. Die beiden früher erwähnten Gedankengänge sind jedoch nicht einmal wirtschaftlich richtig. Es ist unkaufmännisch, wie sie es tun, lediglich die Kosten und nicht auch den etwaigen Gewinn in Anschlag zu bringen. In der Annäherung nur Opfer zu erblicken, ist schon damit unverträglich, daß doch aus jedem Opfer notwendig für den anderen Staat ein Zuwachs, ein Mehr fließen müßte. Sie vernachlässigen ferner dabei, daß vom ersten Augenblicke an, als über diese Angelegenheit gesprochen wurde, eine angemessene Ausgleichung der Produktionsverhältnisse, wo sie der Sache nach gerechtfertigt ist, als unausweichlich anerkannt wurde, eine Maßregel, die im Laufe des Meinungsaustausches sogar immer mehr in den Vordergrund trat. Ebenso wurde, so oft von einem etwaigen gemeinsamen Außenzolltarife die Rede war, nie unterlassen zu bemerken, daß dieser nicht beiden Teilen eine ausnahmslose Gleichheit sämtlicher Tarifposten aufzwingen dürfe, sondern es offen bleiben

müsse, im einzelnen Falle den Anforderungen der betreffenden Volkswirtschaft durch einen Zu- oder Abschlag zu genügen.
Auf den Gesundungsprozeß einzugehen, ist hier nicht der Ort. Das gehört vor einen anderen Richter. Die Vorstellung eines Aufschubes ist, abgesehen davon, daß doch die anderen inzwischen nicht stillstehen würden, jedenfalls seltsam zeitlos. Mitten im Frieden, bei ziemlich klaren auswärtigen Verhältnissen, die Störungen unwahrscheinlich machen, könnte man kaum so rechnen. Wer hat gar derzeit die Gewißheit, daß ihm solche Ruhe beschieden sein werde? Wenn überhaupt, könnte nur die unerschütterlich feste militärische, politische und wirtschaftliche Bundesgenossenschaft der beiden Zentralmächte sie innerhalb der Grenzen des überhaupt Möglichen sichern, sonst wohl nichts. Unter dem Schirme dieses auf Frieden gestimmten Bundes, verstärkt durch die im Kriege angegliederten Staaten, ist allein Aussicht auf Kräftigung und Verjüngung. Damit er aber diese geschichtliche Aufgabe erfüllen kann, muß er in seinem Inneren von eherner Härte sein. Dazu ist unerläßlich, daß auch Zwiespalt und Spannung in den wirtschaftlichen Interessen der verbündeten Länder auf das Mindestmaß herabgedrückt werden. Das darf nicht auf die lange Bank geschoben werden, denn der Bund der Zentralmächte muß sein Amt als Friedensbewahrer sogleich und im Besitze aller Macht antreten, deren er fähig ist. Ein solches Ausschalten oder Mindern verstimmender wirtschaftlicher Mißhelligkeiten kann fraglos stattfinden, ohne daß die einzelnen Länder von ihrer Art abzulassen oder Gutem, das sie haben, zu entsagen brauchen. Sie werden auch fernerhin „ihre Eigenschaften kultivieren" und dennoch zum gegenseitigen Schutze näher aneinanderrücken können. Man soll sich immer an den deutschen Zollverein erinnern; die Beweiskraft dieses Beispieles für die Gegenwart wird mit Unrecht geleugnet. Wenn sich seither die Erzeugung unvergleichlich erhöht hat, Rohstoffpreise und Arbeitslöhne gestiegen sind, durch die neuen Verkehrsmittel der Wettbewerb am Weltmarkte erweitert und verschärft wurde, so ist doch nicht zu vergessen, daß auch die Absatzgebiete sich ungemessen ausgedehnt haben und der Preisstand der Waren ein wesentlich anderer ist als damals. Das Wachsen der Steuerlast wird aber gewiß zum Teile durch dasjenige aufgewogen, was nun der Staat der Produktion an dienlichen Anstalten mehr zu bieten vermag, als in früherer Zeit. Für die Konkurrenz mögen jetzt bisweilen viel niedrigere Beträge entscheiden als einst, doch daraus folgt nichts gegen die wirtschaftliche Annäherung. Vor einiger Zeit hat der amerikanische Staatssekretär des Handels W. C. Redfield in einer Untersuchung über die Bewegung des amerikanischen Außenhandels einleuchtend dargelegt und an Tatsachen des amerikanischen Wirtschaftslebens veranschaulicht, daß die Herstellungskosten im Wettbewerbe überhaupt nicht allein den Ausschlag geben. Er hat es bei diesem Anlasse als die schwache Seite des Schutzzollsystemes erklärt, daß es leider alles auf den Preis abstelle und so dazu verleite, auf Beschaffenheit, Muster oder überhaupt auf die qualita-

tive Überlegenheit der Waren oder auf die technische und kommerzielle Überlegenheit von Erzeugung und Handel nicht zu achten. Man braucht, sagte er, an der Zukunft Amerikas nicht zu verzagen, selbst wenn es wahr wäre, daß die Gestehungskosten in Amerika durchschnittlich gleich oder sogar größer wären als in den Ländern, denen Amerika verkaufen will. Das nämliche wird den Gegnern des Wirtschaftsbündnisses zugerufen werden dürfen, die dieses an den etwas höheren Produktionskosten von Kohle und Eisen scheitern lassen möchten. Unter den Gründen gegen ein Wirtschaftsbündnis fehlt ferner selten der Hinweis auf die ungleiche Größe und Stärke der beiderseitigen Volkswirtschaften. Ein Zusammenschluß zu gemeinsamer Wirtschaft sei, so behauptet man, für beide Teile nur von Vorteil, wenn sich gleich Große und gleich Starke zusammenschließen. Es zeigt dies wieder, wie man von einem Irrtum« in den anderen verfällt, sobald der Annäherungsplan von seiner geschichtlich-politischen Unterlage abgelöst und voraussetzungslos als wirtschaftliche Angelegenheit betrachtet wird, bei der es sich nach geschäftlichen Anschauungen nie um etwas anderes als um Interessenkämpfe handeln kann. Die Ungleichheit der Volkswirtschaften in Deutschland und Österreich-Ungarn ist eine jedermann bekannte Tatsache. Da die Annäherung nach ihren letzten Zwecken nicht stattfinden soll, um zwischen den Industrien oder Landwirtschaften der beiden Reiche einen Kampf aufs Messer zu entfesseln und die eine oder andere zu vernichten, so versteht es sich von selbst, daß die Ordnung der künftigen Wirtschaftsverhältnisse nur im Sinne der Erhaltung und Förderung der beiderseitigen Wirtschaften geschehen kann. Das Wirtschaftsbündnis als Stärkung des politisch-militärischen Bündnisses wollen, verbietet von vorneherein etwas anderes. In dieser Absicht ist von selbst die Pflicht inbegriffen, das wirtschaftliche Verhältnis so zu gestalten, daß es dem politisch-militärischen Einverständnisse nicht schaden könne. Ob und wieweit das möglich ist, wird sich erst zeigen müssen. Gerade auf die Notwendigkeit, bald zu ermitteln, wie es damit im einzelnen stehe, wurde letzthin nachdrücklich aufmerksam gemacht. Feierlich müßte jedoch Einsprache erhoben werden, wenn man hierbei die Politiker und die „praktischen Faktoren der Volkswirtschaft" gegeneinander ausspielen und letzteren allein das entscheidende Wort zuerkennen wollte. Es wäre ein heute doch kaum mehr zulässiger Irrtum, nur die Produzenten und den Handel an handels- oder wirtschaftspolitischen Dingen als beteiligt anzusehen. Die Verbraucher und alle, die an einer richtigen Entwicklung von Staat und Gesellschaft arbeiten, haben dabei zum mindesten mit ebensoviel Recht und Gewicht mitzureden. Der Zusammenklang aller dieser Interessen ist eine der wichtigsten Fragen der inneren Staatspolitik, und es dürfen deshalb bei ihrer Entscheidung weder die Verbraucher noch die Politiker links liegen gelassen werden. Auf je längere Dauer das Wirtschaftsbündnis angelegt wäre, desto größer muß die Vorsicht sein, mit der die ausgleichende Linie gezogen wird. Da schon wiederholt zwischen Staaten von verschiedener Höhe

und Kraft der wirtschaftlichen Entwicklung Handelsverträge vereinbart worden sind, wird es wohl der handelspolitischen Diplomatenkunst zugetraut werden dürfen, daß sie imstande sei, im Aufbau des wirtschaftlichen Verbandes eine Aufgabe zu bewältigen, die von den schwierigen Fragen, die bei Handelsverträgen zu schlichten sind, sich grundsätzlich nicht unterscheidet. Das wichtige dabei ist nicht die Größe der Wirtschaft, sondern die ungefähre Übereinstimmung oder Verwandtschaft ihres Gefüges und ihrer Verfassung, und die ist gegebenenfalls gewiß vorhanden. Ein lehrreiches Beispiel, daß die Vereinigung ungleich großer Wirtschaften nicht notwendig den Schwächeren schädigen müsse, bietet das Verhältnis zwischen dem Deutschen Reiche und Luremburg. Als letzteres in den deutschen Zollverband eintrat, war es vorzugsweise Ackerbauland und hatte nur kleine, auf den Inlandsmarkt beschränkte Industrien. Seither sind nicht bloß die Eisen- und eisenverarbeitenden Industrien sowie die Herstellung von Stahl „zu internationaler Größe" angewachsen, sondern daneben haben sich, belebt von dem kräftigen wirtschaftlichen Atem Deutschlands, auch andere Industrien entwickelt. Es entstanden Handschuhfabriken, bedeutende Tabakfirmen, Brauereien usw. Sie haben ihren Absatz im Deutschen Reiche, in Belgien und in anderen Ländern. Sonstige einheimische Industriezweige (Keramik, Pulver, Konserven, Tuch usw.) bestehen im Luremburgischen ungeachtet der deutschen Konkurrenz weiter*). Ein kleines Ländchen, dessen Größenverhältnis zum Deutschen Reiche eigentlich grotesk ist, hat hier die Gemeinschaft mit dem Stärkeren und dessen Übermacht ertragen, ohne unterzugehen. Es hat alle Vorteile erlangt, deren sich der Starke in seinem Kampfe nach Außen bedient. Es ist also weder ein Natur- noch ein unbeugsames Wirtschaftsgesetz, daß bei einer Bevorzugung oder bei zollfreiem Verkehre in der Regel nur wenige Industriezweige des schwächeren Staates an Absatz gewinnen, die große Mehrheit der übrigen Industrien dagegen Verluste erleiden. Das wird um so weniger eintreten, wenn die Verbindung nicht nach einer steifen Vorlage, sondern unter sorgfältigem Bedacht auf die gegebenen Tatsachen eingerichtet wird. Außerdem wird eine Aufteilung des Inlandskonsums zwischen den Wirtschaften der verbündeten Länder von deutscher Seite für möglich erklärt.

Bei der Gegnerschaft wider das Wirtschaftsbündnis spielt auch ein merkwürdiger himmelfarbener Optimismus mit. Was unsere Gegner während des Krieges reden und tun, um den Außenhandel des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns für lange hinaus zu beeinträchtigen, weiß man. Sehr viele unterschätzen jedoch die Tragweite der feindlichen Kriegsveranstaltungen, wie z. B. der verschiedenen von England gestifteten Einfuhrtrusts, die nicht nur jetzt die Zufuhren an die Zentralmächte behindern sollen, sondern augenscheinlich zugleich

*) Obige Anaaben verdanke ich den Mitteilungen eines Li«emburger«, des Sämftstellers Norbert Jaeques (Verfasser der ssriegsbücher „London und Paris" und „Die Flüchtlinge").

dazu bestimmt sind, zum Schaden der letzteren Absatz- und Geschäftsgebiete der
deutschen und österreichischen Wittschaft für die englische Indu-
strie zu kapern. Zu Ende des Vorjahres verhandelte die
Schweiz in Paris mit Vertretern der feindlichen Staaten über
Ausfuhr schweizerischer Baumwollwaren in die Ententeländer gegen Einfuhr
von Baumwolle und englischen Garnen. Sie erreichte dabei wenig, und —
so wurde aus Bern gemeldet — „es wurden ihr Zumutungen gestellt, als ob
die Schweiz wirtschaftlich bereits eine Provinz des Vierverbandes" wäre. Von
dergleichen Spuren einer über den Krieg hinausreichenden gehässigen Unver-
söhnlichkeit wimmelt es. Neuerdings wird von einer interparlamentarischen
Versammlung gemeldet, die Anfang März dieses Iahres zur Erörterung wirt-
schaftlicher Fragen stattfinden soll. Gegenstand der Verhandlung sollen die
wirtschaftlichen Beziehungen zwischen unseren Gegnern sein: insbesondere der
Schutz gegen das geschäftliche Verdrängen durch die Deutschen, Mindesttarife
für Post-, Telegraphen- und Frachtverkehr zu Gunsten der Verbündeten, ein
Vorzugstarif für die verbündeten Länder einschließlich ihrer Kolonien usw. In
manchen Kreisen nimmt man dies auf die leichte Achsel und tröstet sich in einem
fast unheimlichen Sicherheitsgefühle damit, daß die eisernen Notwendigkeiten
viel rascher, als man annehme, sich nach dem Kriege durchsetzen werden: der
internationale Güteraustausch werde trotz allem fortbestehen, die Völker werden
aufeinander angewiesen bleiben und die besseren und billigeren Waren schließ-
lich überall das Feld behaupten. Davon überzeugt, mag man von einer wirt-
schaftlichen Bindung zwischen den Bundesgenossen nichts wissen. Der Verbün-
deten hält man sich unter allen Umständen versichert und möchte sich nicht durch
irgendwelche Bevorzugung „der nächsten Freunde mit der ganzen Welt ver-
zanken". Der Krieg wird gewiß nicht die Weltwirtschaft zerschlagen, Mittel-
europa wird unter allen Umständen durch eine Menge von Fäden mit den übrigen
Ländern verbunden bleiben, doch der unmittelbare wirtschaftliche Verkehr mit
den feindlichen Ländern wird sich aller Voraussicht nach nur langsam und spröde
einrenken. Was unseren Wittschaften von ihren Gegnern zugedacht ist, habe ich
schon an anderer Stelle geschildert*). Seither ist mit bestem Willen nichts zu
merken gewesen, was darauf deuten würde, daß mildere Saiten aufgezogen
würden. Angesehene englische Professoren haben es vor kurzem für nötig ge-
funden, bei einer öffentlichen Preisverteilung zu ermahnen, die wirtschaftlichen
Beziehungen mit Deutschland nicht für immer abzubrechen, woraus man unge,
fähr entnehmen kann, welches die Stimmung unter der englischen Iugend und
in der englischen Gesellschaft nun sein mag. Vielleicht macht es die Vertrauens-
seligen etwas nachdenklich, wenn sie hören, wie die Amerikaner die Zukunft

*) In meiner Schrift: „Die ssulturgemeinschoft der Völker nach dem Kriege", S. tzirzel, 1915,
S. 59 ff.

beurteilen. Die letzteren sind in diesem Falle um so verläßlicher, als sie von den Feindesländern im allgemeinen mehr als wir wissen. Eine in Newyork erscheinende Zeitschrift veröffentlichte vor kurzem einen Artikel über Zolltarife und Handelsverträge. Darin heißt es, daß die wütenden Drohungen mit einer „wirtschaftlichen Allianz", die Deutschland für alle Zeiten isolieren würde, in England, Rußland und Frankreich zwar vielfach einer kühleren Überlegung Platz gemacht haben, die Wahrscheinlichkeit einer solchen Verschwörung wird aber folgendermaßen beurteilt: Falls bloß Erschöpfung das Ende des Krieges herbei, führen sollte, ohne daß jemand befriedigt würde, könnte die volkstümliche Strömung in den genannten Ländern eine wirtschaftliche Isolierung Deutschlands erzwingen. Dasselbe würde wohl eintreten, wenn Deutschland während des Krieges imstande war, seine Ausfuhrindustrie mit Hilfe der Regierung aufrecht zu erhalten. Falls Deutschland geschlagen und industriell geschwächt aus dem Kampfe hervorgingt, würden Rußland und Frankreich geneigt sein, es kommerziell im Geiste kluger Selbstsucht zu behandeln. Rußland habe jedenfalls ein starkes Verlangen, unmittelbare freundliche Beziehungen mit seinen Verbündeten und mit Amerika zu pflegen, und es herrsche dort ein starkes antideutsches Gefühl, das — wie viele behaupten — sich zu einem allgemeinen Boykott deutscher Waren entwickeln wird, gleichgültig, welche Verträge man schließen werde'). Es bleibt danach kaum viel übrig, wo nicht isoliert werden wollte.

Allzu gemütlich sieht die Lage wahrhaftig nicht aus. Das Zaudern derjenigen, die Angst haben, es könne die Wiederanknüpfung alter wirtschaftlicher Beziehungen durch die dem Bundesgenossen gewährte Vorzugsbehandlung erschwert werden, gemahnt an das Sprichwort von dem Sperling in der Hand und der Taube am Dache. England hat sich nicht durch ähnliche Erwägungen vom Wirtschaftskriege abhalten lassen und schon vor dem Kriege in Kanada zum Nachteile des deutschen Erportes eine begünstigte Stellung erworben, ohne danach zu fragen, ob ihm seine deutsche Kundschaft deshalb weitergehen werde. Es ist sehr rechtschaffen, wenn man nicht daran glauben kann, daß im internationalen Handel die Politik zerstörend wirken könne, die Amerikaner denken darüber jedoch viel nüchterner. Der früher erwähnte Artikel erklärt es zum Schlusse trotz allen Vorbehalten als sicher, daß nach dem Kriege unsere Feinde „die inter, nationalen Handelsbeziehungen unter sich selbst weit günstiger gestalten werden, als sie bisher waren. Politische Gründe werden die Veranlassung dazu sein, und der fiskalische Zusammenhang, der durch die Finanzierung des Krieges nötig gemacht wurde, wird sie zwingen, in vielen Beziehungen Iahre hindurch enge zusammenzuhalten" (a. a. O. Sp. 723). Politik und Wirtschaft sind hier sichtlich eins.

Das Gedankengerüst der Gegner einer wirtschaftlichen Annäherung ist

') Deutsche WirtschaftSzeitung, 15. Dezember 1915, Nr. 24, Sp. 722.

sonach nicht besonders widerstandskräftig. Am wenigsten vermögen sie etwas Stichhaltiges gegen die handgreiflichen Vorteile zu sagen, welche die Vereinigung für handelspolitische Abkommen mit dritten Staaten hätte. Allerdings lassen sie auch hier entweder zweifelsüchtig durchscheinen, daß die nach dem Kriege voraussehbar gesteigerte Intensität der Erzeugung auf beiden Seiten ein Streben nach Erweiterung der Ausfuhr wachrufen werde, d. h. man hält es für unwahrscheinlich, daß die Zentralmächte es wagen werden, durch gegenseitige Bevorzugung ihre Ausfuhr nach anderen Ländern zu gefährden. Oder — das gerade Gegenteil — sie erklären die einem industriell schwächeren Staate eröffnete Ausfuhrmöglichkeit für einen „leeren Wechsel", weil er sie doch nicht ausnützen könne, zumal Kartellierungen im Außenverkehr keinen Erfolg versprechen. Aus so entgegengesetzten Vordersätzen abgeleitet, werden diese an und für sich anfechtbaren Einwendungen kaum Eindruck machen. Was ein Land aus den Begünstigungen macht, die es durch Handels- und Zollverträge erlangt hat, ist seine Sache, das kann ihm niemand gewährleisten. Es gibt auch kein Mittel, um dem Wettbewerbe des einen oder anderen Landes zu entfliehen. Einfuhrmonopole zu Gunsten eines einzelnen Landes hat es in neuerer Zeit nicht gegeben, und wenn etwa nach dem Kriege solche begründet werden sollten, dürfte es kaum den Zentralmächten zuliebe geschehen. Es ist daher nicht einzusehen, wie eine Gleichstellung der deutschen und der österreichisch-ungarischen Erzeugnisse beim Abschlusse von Handelsverträgen mit dritten Staaten den letzteren nachteilig sein kann. Würden sie wegen der höheren Selbstkosten nicht konkurrenzfähig sein, so ändert sich doch nichts dadurch, daß die Handelsverträge gesondert und voneinander unabhängig abgeschlossen werden. Umgekehrt ist unter dieser Voraussetzung gemeinsames Vorgehen erst recht notwendig. Denn es bietet dem dritten Staate den Anreiz eines erheblich vergrößerten Einfuhrgebietes, und für ihre Ausfuhr haben Deutschland und die Donaumonarchie immer das gleiche Interesse an tunlichst niedrigen Eingangszöllen. Und solche dürften für den Gegenwert des doppelt so großen Marktes weit eher zu erreichen sein.

Die Prüfung an den allgemeinen wirtschaftspolitischen Einwänden überzeugter Gegner bestätigt demnach, daß der Plan eines Wirtschaftsbundes an und für sich die Kritik vernünftigen und erfahrungsmäßigen Denkens wohl verträgt. Es hat sich bei den unzähligen Besprechungen dieses Gegenstandes bisher noch nichts ergeben, das es rechtfertigen würde, jenen Plan schlankweg von der Hand zu weisen. Es kann sein, daß sich wegen der verschiedenartigen Interessen am Weltmarkte oder in anderer Hinsicht Schwierigkeiten, vielleicht sogar unüberwindliche ergeben, wenn man ans einzelne geht. Ebenso gut kann aber, wenn infolge gewisser Abmachungen oder Anstalten da oder dort gehegte Besorgnisse sich zerstreuen, mancher Einwurf entfallen, der heute aus voller Überzeugung erhoben wird. Bindet man sich nicht vorweg an einen starren Inhalt, sondern setzt soviel wirtschaftliche Gemeinsamkeit fest, als bei mög-

lichstem Entgegenkommen beider Teile die Verhältnisse gestatten, so kann es keinen Fehlschlag geben. Wir wollen daher auf einen guten Ausgang hoffen und sollen uns bemühen, soweit es irgendwie angeht, das Gegenteil zu verhindern. Nichts wäre verkehrter, als in dieser Sache vom Schutze der Hilfsbedürftigen oder von Wohlwollen und Freundschaft zu sprechen. Aus solchen flüchtigen und wandelbaren Stimmungen und Gefühlen läßt sich die Zukunft politisch weittragender staatlicher Beziehungen nicht formen. Wohl aber ist sie gut verankert, wenn mittels der wirtschaftlichen Annäherung ein beträchtlicher Teil des breiten Walls von Völkern und Ländern errichtet und zementiert wird, der vom Rhein oder von der Scheide quer über Europa bis zum Persischen Golf oder bis an die Ufer des arabischen Meeres reichen soll. Diese Kette sich gegenseitig stutzender und aneinanderlehnender Völker und Länder ist nicht bloß notwendig, um England für die Zukunft mit der Aushungerungs- und Absperrungspolitik eine seiner stärksten Waffen zu entwinden, oder doch diesen Waffen viel von ihrer Schärfe zu benehmen, sondern noch mehr ist sie es für die Festlandspolitik der Zentralmächte. Denn sie trennt unsere Feinde von heute und wahrscheinlich auch von morgen und übermorgen, hält Rußland in Schach und entzieht ihm zum Heile Europas und der Kultur den Hebelarm seiner Balkanpolitik, und sie läßt zugleich das Tor offen für die wirtschaftliche Ausbreitung nach dem Osten. Bevor man sich in andere weit ausgreifende Pläne einläßt, muß mindestens dieses, gewissermaßen als das tägliche Brot, geborgen sein. Das sind gleichartige Interessen von Deutschland und Österreich-Ungarn. Was dafür gegeben und getan wird, das geben und tun sie für sich selbst und nicht für den anderen. Solange sich die Bewegung für den wirtschaftlichen Zusammenschluß im Umkreise dieses Gesichtspunktes hält, die „realen Verhältnisse" in Betracht zieht und auch die menschlich-moralischen Werte schonend behandelt, auf die seinerzeit hingewiesen wurde, solange verdient sie von allen Vaterlandsfreunden gestützt zu werden. Wer dennoch schwankt, der braucht nur die französischen und englischen Blätter zu lesen, die im selben Atem Vorarbeiten für eine Zollunion des Vierverbandes fordern und über die wirtschaftliche Verständigung zwischen den beiden Mittelmächten zetern und wettern, in ohnmächtiger Wut in die Drohung ausbrechend, eine solche Erweiterung des Bündnisses werde von den Westmächten niemals geduldet werden. 8llpient,' »nt!

Geh. Iustizrat Pros. Dr. Rießer,
Präsident des Hansabundes:

Zur Frage der wirtschaftlichen Annäherung zwischen Österreich.Ungarn und Deutschland.*)

Daß Österreich-Ungarn und Deutschland in Zukunft sich immer noch lediglich auf den Fuß bloßer Handelsvertrags-Kontrahenten stellen könnten, halte ich für ausgeschlossen. Man kann die auf Hunderten von Schlachtfeldern besiegelte Blutsbrüderschaft nicht mit einer zufälligen Reisebekanntschaft vergleichen, die mitunter trotz monatelangem Zusammensein nach der Heimkehr völlig preisgegeben wird, etwa mit dem Motto: „Blamier' mich nicht, mein liebes Kind, und grüß' mich nicht Unter den Linden!"

Mit wirtschaftlichen und sonstigen Bedenken kann die schlichte Wahrheit nicht totgeschlagen werden, daß ein nach außen und innen starkes Österreich, Ungarn auch für Deutschland eine elementare Lebensnotwendigkeit ist, und daß ein von außen oder von innen geschwächtes Österreich-Ungarn auf die Dauer auch Deutschlands Atem abschnürt.

Ich kenne jene wirtschaftlichen und politischen Bedenken sehr wohl — ihre Zahl ist Legion — die hüben und drüben von sehr vielen und sehr verschiedenen Seiten erhoben werden, ich verkenne ihre Bedeutung und ihr Gewicht nicht und bin selbstverständlich der Meinung, daß sie genau geprüft und, soweit möglich, beseitigt oder gemildert werden müssen — zu einem Ritt über den Bodensee kann kein Vernünftiger raten, am wenigsten in dieser schweren und komplizierten Frage. Aber höher als alle jene Bedenken stehen die politischen Notwendigkeiten, die auch hier dem Nein der offenen und dem Wenn und Aber der verkappten Gegner sowie der ewigen Zweifler und Zögerer ein Ende bereiten müssen, und wenn irgendwann gilt von dieser großen, nie wiederkehrenden Zeit das Dichterwort:

„Was du von der Minute ausgeschlagen,
Bringt keine Ewigkeit zurück."

Versäumte Gelegenheiten sind oft unwiederbringliche Verluste, !und entscheidende Niederlagen kann man nicht nur im Felde erleiden.

Wenn aber namentlich die, welche weder jetzt noch später etwas tun wollen, erklären, daß es „verfrüht" sei, diese Frage zu behandeln, so überkommt, bei noch längerem Zögern der Regierungen, den ehrlichen Freund des Annähenmgs-

") Mit Genehmigung unsere« verehr teil Mitarbeiters Geh. Iustizrat Prof. vi Rieh er entnehmt» wir obige Ausfichningen der „Tagespost" <v°m 25. Dezember 1915).

gedankens die Sorge, ob nicht so lange gewartet wird, bis es wieder einmal „zu spät" ist. Bis zum Frieden, der jetzt scheinbar aussichtslos lange hinausgeschoben ist, aber doch auch einmal plötzlich dem Abschlusse nahe kommen kann, bis zum Frieden, also vor dem Frieden, muß die wirtschaftliche Annäherung in allen ihren wesentlichen Grundlagen feststehen und abgeschlossen sein, sonst wird die Flut der Schwierigkeiten und die Macht der zentrifugalen Kräfte von außen und innen so gewaltig werden, daß sie auch den besten Willen wegschwemmt.

Es müssen also die Regierungen sofort, ohne jeden Verzug, in Verhandlungen eintreten und dies auch deshalb, weil der Abschluß einer engen wirtschaftlichen Annäherung zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland ohne jeden Zweifel eine gewaltige Anziehungskraft auch auf andere Staaten, zunächst auf verbündete, demnächst aber auch auf weitere Staaten, ausüben wird, und auch diese Ernte muß aus kaum näher zu erörternden Gründen soweit irgend möglich vor dem Frieden geborgen werden.

Natürlich führen zu dem großen Ziele der wirtschaftlichen Annäherung viele Wege, und schon darum empfiehlt sich für den Realpolitiker, der da weiß, daß auch ideale Ziele nur mit realpolitischen Mitteln erreicht werden können, schon bei der Auswahl und dann bei der Fortsetzung des Weges ein vorsichtiges und schrittweises Vorgehen. Große Ziele lassen sich oft nur etappenweise erreichen, und für das dadurch bedingte etwas langsamere Zeitmaß des Vormarsches entschädigt meist die größere Sicherheit, mit der man dem zunächst enger gesteckten, dann allmählich weiter zu steckenden Ziele zustreben kann. Iedenfalls aber muß der schrittweise Vormarsch, und zwar nicht lediglich aus taktischen Gründen, von einheitlichen Gesichtspunkten geleitet sein. Insbesondere muß jeder Teil, vor allem der stärkere, fest entschlossen sein, bei jedem Schritt auf etwaige schwerere Produktionsbedingungen oder geringere Leistungsfähigkeit des andern Teiles in loyalster Weise Rücksicht zu nehmen. Eine solche Rücksichtnahme gebietet auch das eigene Interesse — wirtschaftliche Verstimmungen setzen sich früher oder später in politische Streitigkeiten um.

Geht man von diesen Gesichtspunkten aus, so wird man den an sich zweifellos einfachsten und wünschenswertesten Weg, der auch jede Schwierigkeit bei nach dem Grundsatze der Meistbegünstigung abzuschließenden Handelsverträgen mit andern Staaten unmöglich machen würde, den Weg einer vollen Zollunion, also eines gänzlich zollfreien Zwischenverkehrs zwischen den dann eine wirtschaftliche Einheit bildenden Staaten Österreich-Ungarn und Deutschland, nach Lage der heutigen Umstände kaum beschreiten können. Es stehen der Beschreitung dieses Weges derzeit noch allzu viele Staatshoheits-Bedenken und Ausführungsschwierlgkeiten entgegen, die man nicht unbeachtet lassen kann, wenn man nicht den ganzen Gedanken, und zwar alsdann voraussichtlich dauernd oder auf sehr lange Zeit, gefährden will.

Hiernach bleiben im wesentlichen nur zwei scheinbar völlig entgegengesetzte Wege übrig:
Der eine besteht in einem auf der Grundlage einer „vertragsmäßigen, auf lange Dauer gesicherten Gemeinsamkeit der Handelspolitik" beruhenden Wirtschaftsbiindnis zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland mit einheitlichem Außentarif, der zwar auf Grund eines einheitlichen Zolltarifschemas zu vereinbaren wäre, dessen Zollsätze aber „nicht durchweg die gleichen für die beiden Gebiete zu sein brauchen", mit der Maßgabe, daß im wechselseitigen Verkehr der verbündeten Mächte den wirtschaftlichen Verschiedenheiten durch Ausgleichszölle (Zwischenzölle) Rechnung zu tragen wäre.
So der Beschluß des Deutsch-Österreichisch-Ungarischen Wirtschaftsverbandes zu Dresden vom 29. November 1915, in der Folge Dresdener Tagung genannt.
Der zweite Weg geht davon aus, daß die wirtschaftliche Annäherung zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland in erster Linie in der Form wechselseitiger Vorzugsbehandlung erfolgen solle.
So der Beschluß der Delegiertenkonferenz der Mitteleuropäischen Wirtschaftskonferenz in Wien vom 19./20. November 1915, im folgenden Wiener Delegiertenkonferenz genannt.
In dieser Weise gegenübergestellt, können die beiden Wege allerdings als völlige Gegensätze erscheinen, von denen der eine mit dem andern kaum etwas gemein hat, wie denn auch der Beschluß der Dresdener Tagung ausdrücklich bemerkt:
Die zollpolitische Vorzugsbehandlung ohne Gemeinsamkeit der Wirtschaftspolitik ist wie alle andern halben Maßnahmen als unzulänglich abzulehnen, denn die Interessengemeinschaft der Zentralmächte erschöpft sich nicht in der Zollpolitik.
Es sind dies Sätze, denen man geneigt sein könnte, grundsätzlich zuzustimmen, falls eine Einigkeit darüber besteht, was unter der hier geforderten „Gemeinsamkeit der Wirtschaftspolitik" zu verstehen ist.
Nun ergibt sich aber aus den ausführlichen Thesen der Wiener Delegiertenkonferenz, daß auch diese Konferenz davon ausgegangen ist, daß die in der Form wechselseitiger Vorzugsbehandlung gedachte wirtschaftlich« Annäherung — eine Form, auf die man sich offenbar nur nach einem aus praktischen Erwägungen notwendig gewordenen Ausgleich verschieden gearteter Ansichten zurückgezogen hat — „möglichst das gesamte Wirtschaftsleben ins Auge fassen" soll. Auch die Wiener Delegiertenkonferenz ist sonach der Ansicht der Dresdener Tagung, daß „sich die Interessengemeinschaft der Zentralmächte nicht in der Zollpolitik erschöpfe". Auch sie betrachtet die „Gemeinsamkeit der Wirtschaftspolitik", wenn sie dieselbe auch in einem Punkte etwas enger umgrenzt wie die Dresdener Tagung, als ein notwendiges Ziel der wirtschaftlichen Annäherung. Diese engere

Umgrenzung kommt darin zum Ausdruck, daß die Wiener Delegiertenkonferenz die „vertragsmäßige, auf lange Dauer gesicherte Gemeinsamkeit der Handele-politik" nicht in der Form einer Verpflichtung der Vertragsteile durchführen will, Handelsverträge mit dritten Staaten nur gemeinsam abzuschließen, sondern „unter Wahrung der handelspolitischen Hoheitsrechte" lediglich in der Form einer Verpflichtung, Handelsvertragsverhandlungen mit dritten Staaten „nur in gegenseitigem Einvernehmen, unter gegenseitiger Unterstützung und gleich-zeitig" zu führen und diese Verträge „gleichzeitig abzuschließen".
Hinzugesetzt wird, daß dritten Staaten eine handelspolitische Vorzugsbehaud-lung „nur unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Interessen der verbündeten Staaten und nur in wechselseitigem Einvernehmen" gewährt werden darf.
Auch das von der Dresdener Tagung verlangte „einheitliche Zolltarifschema" fehlt in den einige Tage zuvor gefaßten Beschlüssen der Wiener Delegierten-konferenz nicht.
Endlich ist in den letzteren Beschlüssen ausdrücklich ausgesprochen, daß die wirtschaftliche Annäherung anstreben solle:
a) die Vereinheitlichung des gesamten Zollwesens der verbündeten Mächt« in der Weise, daß neben den gegenseitig zu gewährenden Zollvergünstigungen und neben der Schaffung des schon erwähnten einheitlichen Zolltarifschemas und Warenverzeichnisses, sowie einer möglichst gleichmäßigen Zollgesetzgebung, die Freiliste der Zolltarife, die heute schon dreißig bis vierzig Prozent des beider-seitigen Warenverkehrs umfaßt, „tunlichst zu erweitern" und eine periodische Revision der im wechselseitigen Verkehr geltenden Zollsätze, „geleitet von der Tendenz der Annäherung," vorzunehmen sei;
b) „die Verbesserung und den Ausbau des wechselseitigen Verkehrssystems im weitesten Sinne des Wortes", insbesondere die baldmögliche Durchführung aller „zur Entwicklung der Produktion, des Handels, des Verkehrs und der Finanzwirtschaft" der Vertragsteile notwendig erscheinenden gesetzlichen und Verwaltungsmaßregeln im Sinne der Annäherung und Vereinheitlichung, sowie der Erreichung einer „möglichst einheitlichen wirtschaftlichen Gesetzgebung und Finanzpolitik".
Es kann kaum zweifelhaft sein, daß auch diese offenbar aus politischen Zweckmäßigkeitsgründen, aber auch aus einer Reihe sachlicher Bedenken enger begrenzte Bindung in bezug auf das Vorgehen gegenüber dritten Staaten aus-reicht, um eine ohne jede derartige Bindung unannehmbare bloße Vorzugs-behandlung zwischen den verbündeten Staaten zu ermöglichen.
Aber ich bin der Ansicht, daß die Beschlüsse der Wiener Delegiertenkonferenz sehr wohl durch die Forderung der Wiener Tagung nach einem einheitlichen Außentarif ergänzt werden könnten, und zwar auch mit dem von der letzteren Tagung gewünschten Zusatze, daß die Zollsätze dieses einheitlichen Zolltarifs nicht

durchwegs die gleichen für beide Vertragsgebiete sein müssen. Dieser Zusatz, der von mancher Seite lebhaft bekämpft wird, dürfte namentlich dann unbedenklich sein, wenn, wie ich allerdings glaube, Philippovich mit der Ansicht recht hat, daß von über 2000 Vertragszollsätzen der verbündeten Staaten nur etwa 113 zu verschiedener Zollbemessung nötigen. Ich bin also der Ansicht, daß die Beschlüsse der Wiener und Dresdener Delegiertenkonferenz mit der erwähnten Ergänzung eine gute Grundlage für die nunmehr von den beteiligten Regierungen, unter Zuziehung von Sachverständigen, alsbald zu beginnenden und energisch zu fördern, den vertraulichen Verhandlungen bilden. Sie stimmen auch im wesentlichen überein mit den früheren Beschlüssen des Österreichisch-Deutschen Wirtschaftsverbandes zu Wien vom 28. und 29. Iuni 1915, in denen ein wirtschaftlicher Bundesvertrag zwischen den Zentralmächten auf Grund gemeinsamer Handelspolitik, und zwar eines nach einheitlichem Zollschema zu vereinbarenden Außentarifs und „auf Grund einer besonderen, im gegenseitigen Einverständnis auch auf andere Staaten ausdehnbaren Vorzugsbehandlung ihres wechselseitigen Verkehrs" (mit Ausgleichszöllen) gefordert worden war.

Selbstverständlich würde die Bevorzugung von keiner Seite praktisch so gehandhabt werden dürfen, daß etwa die zwischen den verbündeten Mächten bestehenden Zölle überhaupt nicht oder nur ganz unwesentlich ermäßigt werden und die Bevorzugung nur dadurch zum Ausdruck gebracht wird, daß die nicht bevorzugten Länder einen noch höheren Zoll zahlen müssen. (Iulius Wolf, Ein Deutsch-Österreichisch-Ungarischer Zollverband lLeipzig, A. Deichert, 1915s, S. 11.) In dieser Voraussetzung, für deren Eintritt nur in Regierungsverhandlungen die erforderlichen Sicherheiten beschafft werden können, wird man weiter sagen können, daß die Beschlüsse der Wiener Delegiertenkonferenz auch den Weg zu einer künftigen engeren Einigung in keiner Weise versperren wollen und versperren, insbesondere nicht den Weg zu einer vollen Zollunion oder zu einem wirklich „einheitlichen Wirtschaftsgebiet" „mit gemeinsamer Zollgrenze und einer den Bedürfnissen beider Volkswirtschaften angepaßten Zwischenzolllinie, deren Abbau in der Frist einiger Iahrzehnte zu erfolgen hätte" — erste Alternative der Beschlüsse der Hauptversammlung des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereines in Deutschland zu Berlin vom 19. Iuni 1915.

Denn die Beschlüsse der Wiener Delegiertenkonferenz, auch wenn man in ihnen selbst für heute nicht das letzte Wort der Verständigungsversuche zwischen den Beteiligten erblicken mag, gehen doch, trotz ihrer gewollten Beschränkung auf das derzeit voraussichtlich praktisch Erreichbare, weit hinaus über die Forderung einer bloßen gegenseitigen Vorzugsbehandlung, die für sich allein den Einheitsgedanken nur in sehr verkümmerter Gestalt zum Ausdruck bringen und den durch die wirtschaftliche Annäherung vor allem zu bewirkenden wirtschaftlichen und politischen Machtzuwachs nur in sehr unzulänglichem Maße verwirklichen würde.

Iene Beschlüsse schaffen also zum mindesten auch ihrerseits den Rahmen für einen wirklichen (auch Dritten gegenüber in dieser Weise zu bezeichnenden) Wirtschaftsbund, dessen bloße Vereinbarung dritten Staaten die Möglichkeit benehmen würde, auch für sich aus dem Titel der Meistbegünstigung die gleiche Vorzugsbehandlung zu fordern.

Ein solcher unter der Bezeichnung eines Wirtschaftsbundes schon jetzt in allen Hauptteilen festgefügter Rahmen, mag er nach dem Muster der Wiener Delegiertenkonferenz enger oder weiter gefügt werden, würde es auch als einen erträglichen Nachteil erscheinen lassen, wenn es nicht gelingen sollte, gleichzeitig, also ebenfalls noch vor dem Frieden das einheitliche Zolltarifschema und den einheitlichen Außentarif in allen seinen Teilen fertigzustellen, was um so schwieriger ist, als in den Regierungsverhandlungen auch die weitere Frage zu erörtern ist, ob etwa die Außenzolltarife als Doppeltarife aufzustellen wären.

Immerhin wird sich gerade in den Regierungsverhandlungen nach meiner Überzeugung herausstellen, daß so manche von den Interessenten besonders betonte Schwierigkeiten im Lichte der Staatsnotwendigkeiten, deren Beachtung durch nach dem Frieden zu erwartende wirtschaftliche Kriegsmaßregeln der Gegner zur doppelten Pflicht werden wird, unbedeutender erscheinen, jedenfalls aber beseitigt oder überbrückt werden müssen.

Das Eine haben aber sicherlich gerade die vielen Verhandlungen der wirtschaftlichen Verbände erreicht, daß heute ehrlich betont werden kann:

„Der Worte sind genug gewechselt,
Laßt mich auch endlich Taten sehen."

Die Hoffnung Georgiens.

(Von einem georgischen Fürsten.)

Anfangs des neunzehnten Jahrhunderts, während ganz Europa unter dem Eindrucke der Napoleonischen Kriege stand, focht Georgien verzweifelt die letzten Kämpfe um seine Eristenz und sein politisches Dasein aus.

Die ewigen Feindseligkeiten der beiden benachbarten mohammedanischen Staaten, der Türkei und Persieus, mußten endlich diesen alten Kulturstaat, das christliche Georgien, zur Schwächung und zum Verfall bringen.

Die ununterbrochenen Kriege mit Persien und der Türkei stellten den vorletzten König von Georgien, Heraelius II. (1762—1798), vor die Alternative, entweder auf Patrimonium und Nationalschutz seines Volkes zu verzichten und somit sein Land preiszugeben, oder sich unter das Protektorat eines mächtigen Staates zu stellen, wodurch wenigstens das Reich erhalten blieb. Er entschied

sich notgedrungen zu diesem letzteren und suchte zunächst einen Anhalt beim österreichischen Hofe in Wien, und trat dann, als eine Einigung hier nicht erzielt wurde, mit dem päpstlichen Stuhle in Verbindung. Als auch dieser Schritt ohne Resultat blieb, war er gezwungen, die Wiederannäherung an Rußland zu suchen, mit welchem Staate bereits früher Unterhandlungen bestanden hatten.
Diese Verhandlungen zwischen den Vertretern der Kaiserin Katharina II. und dem König Heraelius führten nun zu einem Vertragsabschluß, wonach sich Georgien unter Beibehaltung seiner Selbständigkeit, seines erblichen Staatshauptes, der nationalen Verwal, tung, der eigenen Gesetzgebung, seiner Landeskirche, des Militärwesens, der Geldprägung usw. freiwillig dem Protektorat Rußlands unterstellte. Dieser Staatsvertrag, der ohne jeden Zweifel völkerrechtlichen Charakter trägt, ist übrigens auch in das Russische Gesetzbuch (Bd. XXI) aufgenommen.
Trotzdem Kaiserin Katharina II. geschworen hatte, diesen Vertrag auf ewige Zeiten zu respektieren und innezuhalten, wodurch also auch ihre Thronnachfolger gebunden waren, brach man doch bald hierauf den Schwur, indem Alerander I. im Iahre 1801 das Königreich Georgien in ein russisches Gouvernement verwandelte und ihm nach und nach alle Freiheiten und alle Rechte nahm. Selbst die kirchlichen Rechte, das Heiligste des Volkes, wurden von den wortbrüchigen russischen Kaisern mit Füßen getreten.
Die europäischen Mächte waren während dieser kritischen Zeit so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß ein Protest gegen dieses, wider alles Völkerrecht verstoßende Verbrechen unterblieb und Alerander I. ungestört sein Opfer knechten konnte.
Das georgische Volk, das auf eine mehrere Iahrtausende lange Eristenz zurückblicken kann und als Zeitgenosse der alten Assyrer, der Meder und der Ägypter wie diese sein Teil zur Kulturgeschichte der Menschheit beigetragen hatte, konnte diesen Vertragsbruch nicht auf sich beruhen lassen. Oftmals suchte es sich vom russischen Ioche zu befreien. Die Nationalaufstände in den Iahren 1804, 1812, 1844, und 1878 sind die Beweise hierfür. Noch unlängst, im Iahre 1905, gelegentlich des Russisch-Iapanischen Krieges, erhob auch Georgien die Fahne des Aufstandes, um als Vorhut der russischen Revolution voranzugehen, leider aber wiederum ohne Erfolg. Die rohe Gewalt der Ungerechtigkeit blieb bis jetzt Sieger.
Der gegenwärtige Weltkrieg bietet nun wiederum eine selten günstige Gelegenheit zur Verwirklichung der nationalen Ideale Georgiens.
Das Land besitzt alle diejenigen Faktoren, welche einem Staate die Eristenzberechtigung garantieren. Die uralte nationale Staatsgeschichte, die alte christliche Kultur, ein historisches und scharf begrenztes Territorium mit einer einheitlich-

georgischen Bevölkerung, mit einer entwickelten intelligenten Klasse und eine unantastbare völkerrechtliche Lage bürgen hierfür.
Das Land ist sehr fruchtbar und reich an Naturschätzen und Mineralien, auch bürgt die schon jetzt tüchtig betriebene Landwirtschaft für einen selbständigen, soliden nationalökonomischen Stand, sobald durch die ersehnte Freiheit der volks-wirtschaftliche Aufschwung nicht mehr gehemmt ist, sondern sich frei entwickeln kann.
Die Grenzen Georgiens bilden im Westen das Schwarze Meer von der Mündung des Tschorokflusses bis zur Ortschaft Dachowskaja; im Norden die Hauptkette des Kaukasusgebirges bis nach Daghestan; im Osten das Land Daghestan und im Süden der Gökscha-See; von diesem führt eine fast gerade Linie bis zum Tschorokfluß und dem Schwarzen Meere.
Auf diesem Gebiete, dem Königreich Georgien, wohnen etwa zweieinhalb Millionen Georgier und etwa eine halbe Million Menschen anderer Nationali-täten, so daß der zukünftige Staat an drei Millionen Einwohner zählen würde.
Die wichtigsten Städte des Landes sind Tiflis, Kutais, Batum, Gori, Telaw u. a.
Di« überwiegende Mehrheit der Georgier gehört der griechisch-katholischen Kon-fession an, jedoch gibt es auch rund 300 000 Mohammedaner und etwa 50 000 römische Katholiken.
Der östliche Kaukasus gehört den Daghestanern und den Tataren, die eben-falls darauf warten, sich vom russischen Ioche befreien zu können. Gelingt es den ganzen Kaukasus freizumachen, so würde er als Verbündeter der Zentral-mächte und als ein schon durch seine geographische Lage sehr begünstigter Puffer-staat den weiteren unersättlichen Eroberungsgelüsten Rußlands für immer ein Ende machen.
Die Geschichte der georgischen Kultur hat von den ersten Iahrhunderten unserer Zeitrechnung an eine ganz neue Richtung genommen, und das georgische Volk entwickelte tatsächlich bis zum dreizehnten Iahrhundert auf diesem Felde eine verhältnismäßig große Tätigkeit. Man kann wohl sagen, daß die Georgier nicht weniger geleistet haben, als die anderen Kulturvölker des christlichen Orients, und auf verschiedenen Gebieten vielleicht noch mehr.
Die georgische Literatur beispielsweise entwickelte sich bereits vom fünften Iahrhundert ab, und bis zum dreizehnten Jahrhundert schritt diese Entwicklung unaufhaltsam vorwärts. Die ältesten Übersetzungen der heiligen Schrift gehen bis zu den verloren gegangenen aramäischen Terten zurück. In verschiedenen anderen Übersetzungen und originalen Werken zeigt sich auch die enge Beziehung, die zwischen dem georgischen Christentum, und dem arabischen, syrischen und armenischen Christentum jener Zeit eristierte. Die Kommentare zu Salomos „Hohem Liede", von dem Antipapst Hyppolitus, sind heute noch in der georgischen

Übersetzung vollständig erhalten, während dieses Werk in anderen Sprachen nur fragmentarisch vorhanden ist. Die Geschichte der Eroberung Ierusalems durch die Perser (614) von Antiochus Stratigus eristiert vollständig ebenfalls nur in der georgischen Übersetzung, während sie in anderen Sprachen nur fragmentarisch erhalten ist. Die berühmte Geschichte von „Barlaam und Ioasaph" ist in ihrer ersten christlichen Bearbeitung auch in der georgischen Sprache bekannt, und manche russischen Gelehrten glauben sogar, daß ein georgischer Schriftsteller, der heilige Euthymius vom Berge Athos (im elften Iahrhundert) diese Geschichte bearbeitet hat.

Das Klosterleben entwickelt sich überhaupt vom sechsten Iahrhunderte ab, und die Georgier begründen ihre Klöster nicht nur in Georgien, sondern auch im Auslande, — in Ierusalem, am Berge Sinai, auf dem Athos, in Bulgarien usw. Eine große Literatur entsteht in diesen Klöstern durch die Arbeit der georgischen Schriftsteller. Die neuen Übersetzungen der Heiligen Schrift und der Werke der weltlichen Literatur aus dem Griechischen, besonders der philosophisch«n Literatur unter dem Einfluß des Neoplatonismus, erscheinen in georgischer Sprache und sind in ganz Georgien verbreitet.

Die größten dieser Schriftsteller waren: der heilige Euthymius und der heilige Georg Mthatsmindeli vom Berge Athos, und der berühmte Iohann Petritsoneli von Petritsch (in Bulgarien), der Übersetzer und Kommentator der Elemente der Theologie von Proeles Diadochus.

Die georgische Literatur dieser Zeit enthält auch manche „Leben der Heiligen", welche die wertvollsten Angaben über die Verhältnisse Georgiens und des christlichen Orients jener Zeiten enthalten. So z. B. das Leben des heiligen Georg Mthatsmindeli, das Leben des heiligen Gregor von Chandstha usw.

Um dieselbe Zeit entwickelt sich auch die Geschichtsschreibung, und die Zeitgenossen der georgischen Könige beschreiben bereits vom Anfang unserer Geschichte der christlichen Periode an die politischen und sonstigen Ereignisse. Die Sammlung dieser Beschreibungen unter dem Titel „Kartlis Zchowreba", die die ganze georgische Geschichte umfaßt, ist heute eine unserer hauptsächlichsten historischen Quellen.

Durch die Differenzierung, die die Folge unserer gesellschaftlichen Entwicklung war, und unter dem Einfluß des Neoplatonismus und der persischen Literatur entsteht eine georgische weltliche Literatur, die die armenische und andere christliche Literaturen in ihrer Entwicklung weit übertraf. Im elften Iahrhundert erscheinen die wunderschönen Oden von Schawtheli (z. B. Abdulmessia, das Lob Davids des Erneuerers), im zwölften Iahrhundert die Oden von Chachruchadze (Thamariani, Lob der Königin Thamar), und der berühmte Roman von Schotha Rusthaweli — „Der Mann im Tigerfelle" —, der in manchen Beziehungen seinesgleichen nur in der westeuropäischen Literatur findet. Eine ganze Reihe

von bedeutenden Schriftstellern, deren Werke heute teilweise verloren sind, gruppieren sich um die große Figur Rusthaweli's. —

Zusammen mit der Literatur entwickelt sich die Kunst — die Architektur, die Malerei, die Skulptur und das Kunstgewerbe. Die prächtigen Kathedralen, die zu einem großen Teile zerstört, aber teilweise doch noch gut erhalten sind, bezeugen — zusammen mit der eigenartigen Malerei und Skulptur, die im Innern dieser Kathedralen sich noch vorfinden, — die hohe Entwicklung der georgischen Kunst. Das georgische Nationalmuseum in Tiflis und auch einig« Klöster (wie z. B. das von Gelathi) enthalten die schönsten Sammlungen der georgischen Kleinkunst und des Kunstgewerbes.

Zu bemerken ist auch die Entwicklung der georgischen Kirchenmusik, die in den alten Klöstern — zum großen Teil aus der Volksmusik — entstand. Viele ihrer Werke sind noch heute erhalten und besitzen zusammen mit der weltlichen georgischen Musik einen hohen Wert.

Die Künste und die Literatur entwickelten sich in Georgien zusammen mit der Staatsorganisation und mit dem Rechtswesen. Das Kirchenrecht, das in den Klöstern bearbeitet wurde, die Rechtsverfassung Bagrat IV. (elftes Iahrhundert), die Rechtsverfassung der Atabegs Beka und Aghbugha für Südgeorgie«, eine ähnliche von Georg V. für die Bergbewohner Georgiens, und endlich der Rechtskoder Wachtang VI. (achtzehntes Iahrhundert) finden im ganzen Orient kaum ihresgleichen an Klarheit der juridischen Begriffe, an Einfachheit und hoher Menschlichkeit.

Kurz, Georgien war im zwölften bis dreizehnten Iahrhundert nicht nur eine politisch bedeutsame Macht, die den ganzen Kaukasus beherrschte, sondern auch ein zivilisierter christlicher Staat.

Die Einfälle und die Herrschaft der Mongolen (dreizehntes bis fünfzehntes Iahrhundert) und die ewigen Kriege mit der Türkei und Persien haben aber das alte, starke Georgien zugrunde gerichtet, und schließlich haben die Russen mit dem Bruch ihrer feierlich beschworenen Verträge dem georgischen Staatswesen den Rest gegeben.

Das georgische Volk von heute besteht aber, wie wir gesehen haben, weder aus Verschwörern oder Verrätern, noch ist es irgendeine unorganisierte Masse, sondern es bildet eine einheitliche Nation, die auf eine dreiundzwanzig Iahrhunderte lange Eristenz zurückblicken kann und trotz aller schweren Schicksale ihr Dasein noch keineswegs als abgeschlossen betrachtet, sondern gerade jetzt in den Gewittern des Weltkrieges hofft, an der Seite der Zentralmächte und der Türkei ihre Wiedergeburt erkämpfen zu können.

Waldemar Gröhn

Waldemar Gröhn:

Pioniere des Deutschtums in Transkaukasien.

Ein vergessener deutscher Kolonistenstamm.

In dieser Zeit, in der wir bestrebt sind, uns alles Leben der Erde, welches deutschen Ursprungs und deutscher Form ist, eindringlich und liebevoll-stolz vor Augen zu führen, um uns an seinem Wert, seiner .Kraft gleichsam zu stärken, mag es gewiß nicht unwichtig sein, die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen deutschen Kolonistenstamm zu lenken, der seit nun bald hundert Iahren in der russischen Provinz Kaukasien ein durch Fleiß und Wohlstand gefestigtes Dasein führt, und der in der ganzen Zeit seiner Arbeit in fremdem Lande deutsche Sprach» und deutsche Sitte in seltener Reinheit erhalten hat. Nicht weit davon entfernt, wo jetzt die russischen Heere gegen Türken, Kurden und Perser mit wenig Erfolg zu Felde ziehen, im südlichen Kaukasien, dem sogenannten Transkankasien, nahe der belebten Handelsstadt Tiflis, in den fruchtbaren Tälern der Flüsse Kura und Iora, da wohnen seit dem Iahre 1818 eine beträchtliche Anzahl deutscher Kolonisten, denen es dank ihrer Geschicklichkeit und ihrem Fleiß gelungen ist, sich allmählich zu wohlhabenden Besitzern und Unternehmern heraufzuarbeiten, und die sich eine geachtete Stellung im transkaukasischen Völkergemisch errungen haben. Schon vor etwa zehn Iahren wies der deutsche Landwirt Paul Hoffmann, der längere Zeit landwirtschaftlicher Beirat der merikanischen Regierung gewesen, in einem reichhaltigen Buche „Die deutschen Kolonien in Transkaukasien" (Berlin 1905) auf diese Gruppe deutscher Kolonisten hin, deren Eigenart und Einrichtungen er eingehend studiert hatte. Noch jetzt leben dort etwa 8000 Deutsche in elf wohlorganisierten Dorfgemeinden, und der deutsche Reisende, der jene südrussische Provinz bereist, ist freudig erstaunt, dort heimatliches Leben vorzufinden.

Man weiß nicht mehr bestimmt, ob es religiöse Nöte, ob es wirtschaftlich-politische Mißstände waren, welche im Iahre 1816 eine stattliche Anzahl württembergischer Landeskinder veranlaßten, in der Fremde ihr Glück zu versuchen. Man wollte ursprünglich vielleicht nach Palästina, ist aber nach langer, mühseliger Reise bis Transkaukasien gekommen und hat sich dort in Ländereien, die ihnen die russische Krone zur Verfügung gestellt hatte, häuslich niedergelassen. Nach mannigfachen Mißerfolgen und Umgruppierungen hat dann deutscher Fleiß über verschiedene kolonisatorische Hindernisse gesiegt, und, unterstützt von einem überaus fruchtbaren Klima, sind die deutschen Auswanderer allmählich zu einem ansehnlichen und dauerhaften Wohlstand gelangt.

Ein in jeder Beziehung interessantes Kapitel ist das Bodenrecht dieser deutschen Transkaukasier. Der Grund und Boden, der wichtigste Faktor für das

Bestehen der Kolonien, ward ihnen von der russischen Krone zu unantastbarem Besitz für ewige Zeiten geschenkt, jedoch „nicht als persönliches Eigentum irgend jemandes, sondern als Gemeingut einer jeden Kolonie". Also ist der einzelne Kolonist zwar Benutzer seines ihm zuerteilten Landes, aber er darf nie das Land veräußern, denn es ist ja Eigentum der Kolonie. Diese selbst aber darf ohne Erlaubnis der russischen Regierung ebenfalls keinen Quadratmeter Boden verkaufen, und durch diese klugen Bestimmungen ist es möglich gewesen, daß die deutschen Kolonisten noch heute dieselbe Menge an Boden besitzen, welche sie vor hundert Iahren empfingen. Dazu kommen dann natürlich noch viele Neuerwerbungen von Landstiicken, die bei der schnellen Vergrößerung des Kolonistenstammes zur Ausbreitung notwendig wurden. Übrigens herrscht hier in diese» Kolonien noch die eigenartige Sitte des Umlegens der Weideländereien von Iahr zu Iahr. Alljährlich werden nämlich die Weide- und zum Teil auch Ackerstücke ueu verteilt, so daß niemand bevorzugt und niemand benachteiligt wird. Dieses Umlegen wirkt durchaus nicht fördernd auf die Produktionsmöglichkeiten der einzelnen und verführt naturgemäß zum Raubbau, aber hat doch dafür das Gute, daß das Land auch offiziell stets als Gemeindebesitz legitimiert wird.

Was das Klima Transkaukasiens anbetrifft, so ist es je nach der Lage der Niederlassungen in den betreffenden Kolonien verschieden, doch kann man im großen und ganzen sagen, daß es dem subtropischen Klima, wie es z. B. Kalifornien besitzt, sehr ähnlich ist. In diesem Klima reifen Nüsse, Pfirsiche, edle Weintrauben, und auch für den feldmäßigen Anbau der Baumwolle ist es gut geeignet. Wenn trotzdem der Ausfall der jährlichen Produktionsmengen nicht so hoch ist, wie man erwarten könnte, so liegt das an den Schwierigkeiten, die das regenarme Land in seinem Bewäfserungsproblem bietet. Denn noch haben sich die deutschen Kolonisten nicht die modernen Bewässerungsmethoden zu eigen gemacht, die eine bedeutend höhere Ausnützung des Siedlungslandes gewährleisten würden. Gerade Kalifornien hat gezeigt, wie sehr eine sachgemäße Handhabung der modernen Berieselungsmethoden den Gesamtertrag eines Landes erhöhen kann. Als die Vereinigten Staaten das Land Kalifornien vom Staate Meriko übernahmen, war es absolut unfruchtbar und öde und konnte kaum die dünngesäte Bevölkerung ernähren, während es jetzt, nachdem das Land durch Arbeitskraft und Unternehmungsgeist seiner Bewohner nach modernster Weise bearbeitet worden ist, eines der ertragreichsten Gebiete der Erde ist, dessen wichtige Produkte in Deutschland regen Absatz finden. So könnten auch die deutschen Kolonisten sicher die Ertragsfähigkeit ihrer Ländereien in wenigen Iahren um ein Vielfaches vermehren.

Sehr zu leiden haben die Kolonisten auch unter dem ständigen Mangel an Bargeld. Da es ihnen oft schwer fällt, bei größeren Hagelschäden oder notwendigen Meliorationen größere Summen zu erhalten, so haben die meist kapitalkräftigen Armenier sich diesen Umstand zunutze gemacht. Sie schießen den Kolo-

nien zwanzig- bis dreißigtausend Rubel gegen nicht zu hohen Zins und Amortisation vor, sichern sich dabei aber irgendein Monopol, z. B. das des Kolonialwarenhandels, und schröpfen dann di« Bevölkerung durch überhohe Preise.
Sehr erfreulich sind in den deutschen Kolonien das geordnete Familienleben und die guten Beziehungen der Familien zueinander. Gerade hierin zeigt sich das germanische Blutswesen. Unterstützende Hilfe in schwierigen Lebenslagen wird gern und reichlich gewährt. Daß die Kolonisten ihren deutschen Charakter so bestimmt wahren konnten, ist wohl auch der relativen Seltenheit des Abschließens von Mischehen mit Russen oder Angehörigen der kaukasischen Völker zu verdanken. Die Verschiedenheit der Kulturhöhe und der Religionen ist wohl als Grund dieses Umstandes anzunehmen. Es ist übrigens eine sehr eigenartige Beobachtung, die man bei Mischehen von Deutschen mit Angehörigen anderer Völker hat machen können, daß die Deutschen überraschend schnell ihre guten Eigenschaften ablegen und sich alle Untugenden des Volkes ihrer Heiratsgenossen zu eigen machen. Es ist z. B. Tatsache, daß unter den Elementen der russischen Bevölkerung, die nicht mehr deutsch, aber auch noch nicht ganz russisch sind, der Auswurf der russischen Bevölkerung zu finden ist.
Die Geselligkeit wird in den deutschen Kolonien viel geübt, doch liebt man meist nur die Familiengeselligkeit, während das Zusammenkommen in den dort meist recht primitiven Schenken selten ist. Daß die Musik bei den deutschen Transkaukasiern lebhaft gepflegt wird, bedarf wohl kaum der Erwähnung, das deutsche Gefühlsleben ist so urtief mit Melodie und Rhythmus verbunden, daß überall, wo Deutsche sind, auch Musik sein muß. In jeder Gemeinde ist daher ein gut organisierter Gesangverein zu finden, auch ist wohl meist ein Posaunenchor vorhanden. Außerdem wird auch im Familienkreise viel Musik und Gesang getrieben, in der einen Kolonie Helenendorf zählte man z. B. nicht weniger als zwölf Klaviere und vierzig Harmoniums. Das geistige Leben ist in den deutschen Kolonien ziemlich rege, wenn auch eine angemessene Vergrößerung der im Umfang ziemlich beschränkten Büchersnmmlungeu überaus fördernd wirken würde. Es ist dort für Personen, die sich weiterbilden möchten, schwer, zu geeignetem Unterrichtsmaterial zu gelangen.
Wenn man den Küchenzettel der meisten Familien der Deutschen Transkaukasiens durchsieht, so überrascht zunächst der überaus große Fleischkonsum. Die Fleischpreise und die Qualität der zu liefernden Ware sind von den Gemeinden kontraktlich festgelegt. Der Durchschnittsverbrauch einer Familie ist etwa dreimal so hoch, wie bei uns in Friedenszeiten, wozu noch recht beträchtliche Mengen von Schmalz, Eiern, Butter und Milch kommen. Gewiß könnte man daraufhin allein noch keinen Schluß auf die soziale Lage der Kolonisten tun, denn das Fleisch ist in Transkaukasien so billig, daß man nur mit großem Neid jetzt auf diesen für uns ideellen Zustand blicken kann. Gutes Rind- und Schaffleisch kostet in normalen Zeiten zum Beispiel das Pfund sieben Kopeken. Das

Kleinvieh und Geflügel liefern die Wirtschaften selbst. Die Iagd ist sehr ergiebig,
sowohl Hoch- wie Niederjagd ist gut besetzt; auch Fische sind in bester Qualität
billig zu haben.

Überraschend ist der sehr bedeutende Weinkonsum der deutschen Kolonisten,
doch sei hier gleich hinzugefügt, daß man auf den Festen, in den Dörfern, fast nie
einen Berauschten sieht, ein Umstand, der vielleicht weniger eine Folge der Mäßig-
keit der Kolonisten, als vielmehr ihrer großen Widerstandsfähigkeit gegen die momen-
tanen Einwirkungen des im Weine enthaltenen Alkohols sein mag. Ein durch-
schnittlicher Weingenuß von 153,7 Liter pro Kopf und Iahr ist kein durchaus
übertrieben hoher; er ist nicht gleichmäßig auf das ganze Iahr verteilt und
dürfte den deutschen Weinverbrauch um ein Mehrfaches übertreffen. Nicht uner-
wähnt darf man lassen, daß sich bei diesen deutschen Transkaukasiern als beson-
ders begehrt viele Speisen der württembergischen Heimat erhalten haben, so
fehlt zum Beispiel die Nudelsuppe mit Geflügel oder Rindfleisch selten bei allen
festlichen Gastessen. Auf die Sanierung des Trinkwassers wird noch nicht ge-
nügend Sorge verwandt, doch haben die meisten Kolonien schon gute Quell-
wasserleitungen.

Man kann es nach all diesem gut verstehen, wenn den deutschen Kolonisten
ihre Siedlungen eine wertvolle Heimat geworden, wo sie eine reichliche und bei
einigem Fleiß überaus angenehme Eristenz gefunden haben. Es ist ein erquicken-
der Anblick für den Reisenden in Transkaukasien, wenn er nach einem langen
Ritt durch die öde, baumlose Steppe, auf der er nur kleine, schmutzige Dörfer
der Völker des Landes gefunden, sich einer der deutschen Kolonien nähert. Die
sauberen Gehöfte dieser Siedler, an langen, parallelen Straßen aufgeführt und
von üppigen Gärten umgeben, maä>en einen anheimelnden, wohlhabenden Ein-
druck. Und die DeutsäM selbst, wie stark unterscheiden sie sich von den eigent-
lichen Landesbewohnern. In sauberer, ähnlich der in Deutschland üblichen
Bauernkleidung, mit Vollbärten und einer charakteristischen Tuchmütze mit glän-
zendem Schirm, erkennt man sie sofort an dem offenen, freien und intelligenten
Gesichtsausdruck als Deutsche. Und man darf sagen, daß sie bisher von ihren
Nachbarn sowohl, wie von der russischen Regierung bis zu Beginn des Krieges
stets mit vollster Achtung behandelt worden sind.

Ietzt haben sich die Verhältnisse ja leider vollständig verschoben. Die
fleißigen deutschen Siedler Transkaukasiens werden schwer unter dem Deutschen-
haß zu leiden haben, besonders, da ihre Kolonien ganz nahe der russischen
Kaukasusfront liegen. Sie werden durch übermäßiges Requirieren und reichliche
Einquartierungen übel drangsaliert werden, und es ist nicht unwahrscheinlich,
daß die russische Regierung die Eristenz dieser Deutschen bedroht, oder gar auf-
hebt. Wäre es da nicht überaus klug von der türkischen Regierung oder ent-
sprechend kapitalkräftigen Gesellschaften gehandelt, wenn man diesen erwiesener-
maßen sehr tüchtigen Kolonistenstamm in ein geeignetes Siedlungsland ver-

pflanzte, etwa nach Kleinasien? Wir haben keine ander« Gruppe deutscher Kolonisten, die so für den feldmäßigen Anbau der Baumwolle, der Weinrebe, der Kultur der Pfirsiche, der Nüsse und anderer Erzeugnisse eines subtropischen Klimas in Betracht käme, und jetzt, da der Weg von der Türkei nach Deutschland frei ist, könnte die Produktion der deutschen Ansiedler überaus segensreich für den deutschen Handel, der bisher fast alle derartigen Produkte vom amerikanischen Auslande bezog, werden. Man darf gewiß sein, daß diese wackeren Pioniere des Deutschtums, die sich in dem Völkerdurcheinander Transkaukasiens Heimatsitte und Muttersprache durch lange hundert Iahre hindurch so getreu und unverfälscht zu erhalten wußten, auch unter neuen, halbwegs günstigen Verhältnissen vorwärts kommen würden. Und es ist sicher, daß sie ihre reichen kolonisatorischen Erfahrungen und ihren bewährten Fleiß auch im neuen, gesicherterem Siedlungslande, als es das alte transkaukasische für sie durch diesen Krieg leider geworden, benutzen würden für sich selbst, ihrem Gastlande und ihrem deutschen Stammlande zu reichem Vorteil.

Dr. N. Hansen:

Englands LoÄi'6 ol linäß.

Über die Entwicklungsgeschichte, Organisation und Kriegstätigkeit des englischen Lnarä ot Irnäe, der zurzeit die eigentliche Zentrale der englischen Nelthandels-Kaperpolitik bildet, ist in Deutschland bisher sehr wenig bekannt. Wenn in folgenden Zeilen versucht werden soll, eine Anzahl wichtiger und wirtschaftlich interessanter Daten zu diesem Thema zusammenzutragen, so ist diese Arbeit nicht nur dankbar, weil sie ein besseres Verständnis für die englische Handelsspionage und die von England verfolgte Welthandelsförderungspolitlk ermöglicht, sondern auch, weil sie für die jetzige und künftige deutsche Erportpolitik eine Anzahl organisatorischer Bausteine zu liefern vermag.

Der Lo»,r<! nt Iraö« wurde im Iahre 1784 ins Leben gerufen. Seine ursprüngliche Aufgabe war, Handelsstatistiken zu sammeln, sowie die Vorgänge auf den Gebieten des Patent-, Aktien-, Eisenbahn-, Wasser-, Gas», Schiffahrts» und Hafenverkehrswesens zu überwachen. Dazu kamen später neue Zweige, wi« Arbeitsnachweis, Konkurswesen, Abteilung für gesetzliche und Parlamentsangelegenheiten, Steuerwesen, Ausstellungswesen. Alle diese aufgezählten Zweige werden zurzeit im Loarä ut ^raö« in besonderen Abteilungen bearbeitet. In neuester Zeit sind es vor allen Dingen die Abteilungen für das ausländische Handelsnachrichtenwesen und für die Erportförderungs-Politik, die für die Entfaltung des englischen Welthandels eine große Bedeutung erlangt haben. Wie

man aus diesen Angaben ersieht, ist der Lnarä nt I>aäe nicht in dem Sinne, wie etwa das französische „Ottiee Nationale üu Onmmeree Lxt4rieur" oder das amerikanische ,,Luren.u nt AanutLeturnr»", ein reines Regierungsinstitut für ausländische .Handelsangelegenheiten. Gewiß ist in England schon oft im Parlament und in der Presse die Forderung gestellt worden, ein besonderes Handelsministerium zu errichten. In den Kriegsmonaten ist diese Forderung sogar wiederholt als dringlich bezeichnet worden. Man stellte sie besonders, um eine Zentralstelle für die vielen englischen Welthandelsförderungsbestrebungen zu schaffen, mit denen zurzeit die einzelnen Abteilungen der verschiedenen englischen Ministerien belastet sind. Aber ein praktisches Resultat in dieser Richtung ist bisher nicht erzielt worden, und so ist eigentlich bis jetzt der Lnarä nt ^r»äo die hauptsächlichste Welthandelsstelle des britischen Weltreiches geblieben.

Die praktische Leitung und Verwaltung des liuarä nt Iraäe liegt zurzeit in den Händen eines ständigen Sekretärs, namens Llewellyn Smith. Der Präsident des Ilnarä nt Iraäe ist zurzeit Walter Runeiman, der Mitglied des englischen Unterhauses ist. Die Hauptbüros des Lnarä nt Iruäe befinden sich in den Regierungsgebäuden der White Hall Street in London. Die Büros des ständigen Sekretärs und der Handelsabteilung sind im Gnydyr House und dessen Nachbarschaft untergebracht.

Wie schon hervorgehoben wurde, ist das Handelsnachrichtenwesen und die Erportförderungs-Politik zurzeit der wichtigste Zweig des Lnarä nt ^rtlä^. Über diese Zweige sollen denn auch in erster Linie in den folgenden Zeilen nähere Angaben gemacht werden:

Das Außenhandelsnachrichtenwesen wird vom „«üniuiuereial Intelligenz« Lrannu" besorgt. Diese Abteilung hat sehr große Ähnlichkeit mit dem amerikanischen „Vurel>.u nt I'nreißu auä I)nlne»tie (^nunneree", das bekanntlich die täglichen Konsularberichte der Vereinigten Staaten herausgibt. Sie wurde im Iahre 1899 eingerichtet. Geleitet wird sie von einem ständigen Direktor, dem ein beratender Ausschuß bei seiner Tätigkeit zur Seite steht. Dieser Ausschuß besteht aus vier Mitgliedern des Loarö nt Iraäe selbst, nämlich dem Präsidenten, dem ständigen Sekretär, dem Sekretär für Parlamentsangelegenheiten und dem Hilfssekretär der Handelsabteilung. Ferner sind in diesem Ausschuß vertreten: Mitglieder des Kolonialamtes, des Indienamtes, des Auswärtigen Amtes, sowie Regierungsvertreter von Kanada, Australien, Neuseeland und Südafrika. Hierzu kommen noch fünfzehn Männer aus der englischen Handelswelt, vor allem Mitglieder wichtiger englischer Handelskammern. Zurzeit hat die Handelsnachrichtenabteilung des Lnarä ihre Geschäftsräumlichkeiten im Zentrum des Londener Geschäftslebens, in der Basing Hall Street, ganz in der Nähe der Bank von England. Dort hat man auch einen Lesesaal eingerichtet, in welchem die neuesten amtlichen Bekanntmachungen aller Länder eingesehen werden können, und wo Erporthandbücher, Iahrbücher, zahlreiche Handelsblätter ausgelegt sind.

Besondere Beamte, die sich dort aufhalten, haben die Pflicht, den Besuchern in jeder Beziehung bei der Erlangung von Auskünften über englische Handels-angelegenheiten behilflich zu sein. Außerdem befinden sich dort Ausstellungs, räumlichkeiten für feindliche Warenmuster, die mit englischen Erzeugnissen auf dem Weltmarkt konkurrieren. In Friedenszeiten waren diese Warenmusteraus-stellungen verhältnismäßig bescheiden an Umfang. Aber infolge des Krieges hat sich das feindliche Warenmusterausstellungswesen des Vnarä ot Iraä« sehr lebhaft entwickelt. Das englische Parlament hat dem Voarä ot ?ru<l« für besondere Maßnahmen im Interesse der Erportbelebung und der Unterstützung englischer Fabrikanten sehr namhafte Summen zur Verfügung gestellt um, wie es in der amtlichen Begründung heißt, „den englischen Fabrikanten und Erpor-teuren zu helfen, daß sie von dem Überseehandel solcher fremder Nationen, deren Handelsbeziehungen durch den Krieg abgebrochen sind, soviel als möglich für sich herausholen".

Als besondere Maßnahmen, für welche die Regierungszuschüsse in erster Linie verwendet worden sind, hat der Iloarü ot Iraä« die Ausgestaltung des feindlichen Warenmusterausstellungswesens, der Nachrichtenbeschaffung und der Berichterstattung über ausländisch« Handelsfragen bevorzugt. Die Bemühun-gen des Loarä nt ^rnäe bei der Veranstaltung einer „englischen Leipziger Messe" und einer „englischen Nürnberger Spielwarenausstellung" dürften noch in Erinnerung sein. Auch die Warenmusterausstellungen von deutschen und österreichischen Klein-Eisen-Erzeugnissen, Werkzeugen, Tonwaren, Haushaltungs-artikeln, Tertilerzeugnissen in englischen Provinzstädten, die der Voarä nt "lraä« veranlaßt hat, mögen hier nur kurz erwähnt werden. Im September vorigen Iahres wurde noch in der Goldsmith Hall in London eine deutsche Silberwaren-Musterausstellung abgehalten. In allen Fällen wurden die Ausstellungsgegen-stände von englischen Konsuln oder Importeuren geliefert. In zahlreichen Zir-kularen und Zeitungsnotizen wurden die englischen Interessenten immer wieder aufgefordert, sich die feindlichen Muster anzusehen und von den gleichzeitig aus-gestellten englischen Mustern die Lieferanten zu merken. Die ausgestellten Warenmuster des Vo»rä ot l'i'aäe waren bisher nicht dem großen Publikum, sondern nur englischen Fabrikanten und Kaufleuten zugänglich. Auch die zahl-reichen vertraulichen Rundschreiben, die Spezialberichte über einzelne Waren-arten und ihre Wettbewerbbedingungen auf dem Weltmarkt, die vom Voarö ot 1r»6« verschickt worden sind, gingen nicht in die breiten Volksschichten, sondern nur an die direkten Handels- und Industrieinteressenten.

Für die Erlangung der neuesten Handelsinformationen des Voarü ot l^uä« während des Krieges sind in erster Linie die Gesandtschaftsbeamten, die Kon-sulatsbeamten, Handelsattachss, Handelskommissare und Spezialhandels-kommissare tätig. Die Berichte der diplomatischen Berichterstatter gehen dem Itoarä ot l'raä« nie direkt zu, sondern stets über das Auswärtige Amt. Die

englischen Konsuln jedoch senden ihr« Berichte direkt an die Handelsnachrichtenstelle des Lnarä ot Iraä«. Die Handelsnachrichtenstelle des Loarä ot L'rÄä« ihrerseits steht auch in direktem Brief, und Geschäftsverkehr mit den Konsulaten. Dennoch müssen die Iahresberichte der Konsuln, bevor sie in den Veröffentlichungen des Loarä erscheinen, zunächst im Manuskript vom englischen Auswärtigen Amt genehmigt werden. Die große Zahl der englischen Handelsberichte wird von den Handelsförderungsabteilungen der englischen Regierung bearbeitet und nicht von den diplomatischen Ressorts. Auch die Berichte der Handelsattachss gehen zunächst an das Auswärtige Amt und von dort an den Loarä ot T'raae. Die Handelsattaches gelten als Beamte des Auswärtigen Amtes, dem sie auch in ihrer Berichterstattung unterstellt sind. Zurzeit hat das englische Auswärtige Amt sieben Handelsattachss eingestellt. Der Bezirk des Pariser Attachss umfaßt zurzeit Frankreich, Belgien und die Schweiz. Für China ist ein besonderer Attachs in Peking und für Iapan ein anderer in Jokohama tätig. Rußland hat ebenfalls einen besonderen Attachs, dessen Sitz jedoch London ist. Auch für den Distrikt Deutschland, Holland, Dänemark, Norwegen und Schweden, den ein besonderer Handelsattache unter sich hat, ist der Sitz in London. Der frühere Handelsattache für die europäische und asiatische Türkei und Bulgarien mit Sitz in Konstantinopel hat natürlich während des Krieges seine Tätigkeit einstellen müssen. Die übrigen Attachss entfallen auf die Vereinigten Staaten und Südamerika. Die Attachss für Rußland, Deutschland, China und Iapan haben sich während ihrer Tätigkeit vor Beginn des Krieges darauf beschränken müssen, Spezialuntersuchungen anzustellen und von Zeit zu Zeit die Handels- und Industriezentren Englands zu besuchen. Übrigens hat die Frage, ob es ratsam sei, die Sitze für den russischen und deutschen Attache in London zu unterhalten, wiederholt den Gegenstand lebhafter Erörterungen gebildet. Es ist klar, daß unter den jetzigen Kriegsverhältnissen die Hälfte der Handelsattachss ihre Distrikte nicht bereisen können. Unter die gleiche Rubrik wie die Handelsattachss sind auch die Handelskommissare für Kanada, Australien, Neuseeland und Südafrika zu rechnen. Ihre Pflichten als Korrespondenten des Loarä ot 1>r»,6« und gegenüber dem englischen Kolonialamt sind die gleichen. Ihre Distrikte sind ohne weiteres mit der Ausdehnung der Selbstverwaltungskolonien begrenzt.

Interessant für die Selbständigkeit der Handelsberichterstattung des Loarä ot Iraä« ist, daß er selbst Handelskorrespondenten, „Imperial I°raä« Oorre»vuuät!ut»", unterhält, die in allen Teilen des englischen Weltreiches stationiert sind. Die Zahl dieser Korrespondenten wird zurzeit auf 85 geschätzt. Diese gegen festes Entgelt berichtenden Korrespondenten übermitteln alle wichtigen Handelsnachrichten und erwidern alle Anfragen, die an den Voars ot L'raüe gerichtet werden. Zurzeit werden sieben solcher Handelskorrespondenten in den großen Städten Kanadas, einer in Neufundland, sechs in Australien,

sechzehn in Afrika, fünf in Ostindien, dreizehn im übrigen Asien und elf in anderen Teilen des englischen Weltreiches, u. a. in Cypern, den Falklands inseln, Fidji-Inseln ete. Nicht unerwähnt darf man schließlich die Spezialkommissare lassen, deren Tätigkeit während des Krieges besonders in Schweden, Holland und in der Schweiz aufgefallen ist. Ihr Dienst ähnelt sehr demjenigen der Oouuuereml ^.ßeneo des amerikanischen Lur«ll,u nt ?oieißli aucl Nomestie Oummereo.
Sie haben stets die Aufgabe, spezielle wirtschaftliche Verhältnisse an Ort und Stelle zu studieren und zu überwachen. Die Spezialhandelskommissare sind meist frühere Handelsattachss, gelegentlich auch Generalkonsuln und Konsuln. Sie berichten nicht direkt an den Lourä ot Iraä«, sondern über das Auswärtige Amt, dem sie unterstellt sind.
Auf Grund all dieser Nachrichtenquellen des Vuarä ot Iraäs ist die Berichterstattung desselben natürlich stets eine sehr umfassende und meist auch recht schnelle, was für den Wert der Nachrichten ja schließlich das Ausschlaggebende ist. Die Berichte finden nach wie vor ihren zusammenfassenden Niederschlag in dem Loarü yf 1r»6« Fonrnal, das für deutsche Ervortinteressenten ebenso wichtig und lehrreich, sicher aber noch zuverlässiger ist, als die Vau? OollLulur lleport» des amerikanischen Handels-Departements. Mit besonderer Sorgfalt hat sich der englische Loarä nk Iraä« in den letzten Monaten der zusammenfassenden Berichterstattung über Tariffragen aller möglichen Länder gewidmet.
Auf die zahlreichen Zirkulare, vertraulichen Berichte und Broschüren mit Spezialberichten, welche der Loarä ot Iraä« seit Beginn des Krieges über die Konkurrenz feindlicher Waren auf dem Weltmarkt gemacht hat, wurde bereits hingewiesen. Daß der Lnarä nt 1rn6« sich der Schaffung englischer nationaler Industrien mit besonderer Sorgfalt gewidmet, und daß er für eine Subvention neu zu schaffender Industriezweige, in denen Deutschland und Österreich bisher eine Monopolstellung besaßen, sich lebhaft verwendet hat, ist ein selbstverständliches Resultat seiner ganzen bisherigen Ausstellungsbestrebungen. Daß der Voarä nt ^raä« durch das weitverzweigte Netz von Korrespondenten, das hier eingehender geschildert wurde, einen großen Apparat für die Inszenierung von Intrigen gegen den deutschen Welthandel in der Hand hat, ist selbstverständlich, und daß dieser Apparat in Australien, in Kanada, in Indien bei der systematischen Zerstörung des deutschen Handels, bei der Auflösung deutscher Firmen, bei der Vernichtung der Buchführung und Korrespondenz deutscher Häuser, bei der Besitzergreifung von deutschen Waren, in verhängnisvoller und gewissenlosester Weise gearbeitet hat, ist ja inzwischen bekannt geworden, und auch in der Broschüre „Über den Zusammenbruch Englands" des Bremer Handelskammerpräsidenten Lohmann eingehend geschildert und gebührend gebrandmarkt worden.
Rein organisatorisch, das lehrt ein Rückblick auf das bisher Ausgeführte, ist der LoarÄ ot Iraä« keineswegs eine Idealorganisation. Als Zentralstelle für die Förderung des englischen Welthandels während des Krieges hat er jedoch

auf wirtschaftlichem Gebiete ähnliche wichtige Dienste geleistet, als das Reuter-Büro auf politischem. Auf beiden Gebieten war jedoch die Arbeit gewissenlos und das Fundament schwach. Die englischen Handelsintrigen und politischen Lügen können auf die Dauer die deutsche industrielle Leistungsfähigkeit und die deutschen militärischen und politischen Erfolge den kaufkräftigen Völkern des Weltmarktes nicht vorenthalten. Die deutsche Tüchtigkeit und die Wahrheit der Tatsachen wird sich deshalb bahnbrechen, trotz der englischen Handelsintrigen und Kriegslügen.

F. Hunte:

Indien unter englischer Herrschast.

Zu einer Zeit, als auf Mitteleuropa noch die Morgendämmerung des Völker-Werdens ruhte, hatten sich im fernen Indien bereits bedeutende geschichtliche Ereignisse abgespielt, und hatte eine ethische und mythische Literatur von hohem Werte fruchtbaren Boden gefunden. Ozeanumspült und gegen Norden durch eine Kette gewaltiger Gebirge abgeschlossen, hat dies tropische Land, welches an Flächeninhalt fast halb so groß als Europa ist, trotz seiner isolierten Lage viele Wogen eindringender Völkerhorden über sich ergehen lassen müssen und von ihnen tiefe und dauernde Eindrücke empfangen. Arische Volksstämme, Mazedonier und Griechen unter Alerander dem Großen, Skythen, Araber, Afghanen und Mongolen, sowie Perser, waren der Reihe nach in großen Scharen über das Gebirge hinweg in die nordindische Tiefebene eingedrungen und hatten die Bevölkerung unterjocht. Später folgten von der Seeseite her Portugiesen, Holländer und Franzosen. Nach ihnen endlich erschienen die Engländer, welche nach kleinen Anfängen ihre Macht im Laufe der Zeit erweiterten und sich schließlich Indien in seiner ganzen Ausdehnung Untertan machten. Die planmäßige Kolonisierung des Landes verdient, einer näheren Prüfung unterzogen zu werden.

Um das Iahr 1600 wurde unter der Regierung der Königin Elisabeth von England die „London East India Company" gegründet, und im Iahre 1609 wurden deren Privilegien als dauernd bestätigt. Die Portugiesen, welche früher auf dem Plan erschienen waren, suchten dem Eindringen der Engländer Widerstand zu leisten, was zum Austrag der Angelegenheit mit den Waffen führte. Einige Iahre später wurde die Stellung der englischen Handelsgesellschaft durch die Bemühungen des britischen Gesandten Thomas Roe am Hofe des Großmogul Iehangir befestigt. Unter dessen Nachfolger, dem mächtigen Kaiser Shah Iehan, erwarb sie ein Stück Land an der Ostküste Indiens und legte hier ein Fort an, wo im Laufe der Zeit die Handelsempore Madras entstand. Im Iahre 1663

, «
wurde von der London East India Company an der Westküste Indiens jenes Eiland übernommen, auf dem sich in der Folge die bedeutende Handelsstadt Bombay entwickelte. König Karl II. von England hatte die Insel bei seiner Vermählung mit der Infantin Katharina von Portugal als Mitgift erhalten, und da er sich in Geldnot befand, seine Rechte gegen geringes Entgelt an die Handelsgesellschaft abgetreten. In einem andern Teile Indiens, in Bengal, fühlte sich diese in ihren Ausdehnungsgelüsten behindert, und so legte sie dort um die Wende des siebzehnten Iahrhunderts ebenfalls ein Fort an. Hieraus entstand im Laufe der Zeit die Handelsstadt Calcutta. Im Iahre 1708 vereinigte sich die London East India Company mit einer inzwischen auf der Bildfläche erschienenen zweiten englischen Gesellschaft zur „United Company of Merchants of England trading to the East Indies". Nach Verlauf eines halben Iahrhunderts gelang es dieser Gesellschaft, ihre französischen Konkurrenten im südlichen Indien mit Waffengewalt niederzuringen. Der Abenteurer Clive, dem diese Aufgabe obgelegen hatte, wurde zum Gouverneur von Bengal ernannt und verschaffte der Handelsgesellschaft vom derzeitigen Großmogul von Delhi die finanzielle Verwaltung einiger reichen Distrikte in Indien. Sein rücksichtsloser Nachfolger, Warren Hastings, wurde zum General-Gouverneur ernannt, dehnte die englische Machtsphäre weiter aus und setzte Gesetzes- und Finanzreformen durch. Er wurde bei seiner Rückkehr nach England verschiedener Grausamkeitsakte beschuldigt, aber wegen seiner politischen Erfolge in Indien freigesprochen. Weitere Verbesserungen in der Verwaltung wurden vom nächsten General-Gouverneur, Cornwallis, vorgenommen, und die Grundlage zur Besteuerung des Landbesitzes ward von ihm geschaffen. Wellesley, welcher zur Zeit des Aufstiegs von Napoleon I. General-Gouverneur in Indien war, führte mehrere erfolgreiche Kriege gegen ihm gefährlich scheinende indische Fürsten und verschaffte der englischen Handelsgesellschaft eine bedeutende Gebietserweiterung und damit das politische Übergewicht in ganz Indien.

Während der ersten Hälfte des neunzehnten Iahrhunderts war der englische Einfluß in stetem Wachstum begriffen, so daß man selbst eine in die Gewohnheiten der Hindus so einschneidende Maßregel, wie das Verbot der Witwenverbrennung war, Neffen konnte. Als ein Akt politischer Klugheit ist die Heranziehung gebildeter Inder zum Verwaltungsdienst zu betrachten. Nachdem während der Amtsdauer des Lord Minto (1807—13) friedliche Abmachungen mit den Afghanen und Persern getroffen worden waren, um gegen die mohammedanische Gefahr gesichert zu sein, trat unter den nachfolgenden General-Gouverneuren zwecks Unterjochung von unabhängigen Fürsten ein beschleunigtes Tempo in kriegerischen Unternehmungen ein. Dies wurde damit begründet, daß englische Herrschaft derjenigen von eingeborenen Fürsten vorzuziehen sei, und es im Interesse der Bevölkerung liege, wenn sie unter englische Gesetze käme. Der Feldzug gegen Nepal brachte zwar keinen Zuwachs an Gebiet ein, führte aber zu festen

Abmachungen mit diesem Staate, wobei den Engländern das Recht zuerkannt wurde, unter dem kriegerischen Gebirgsvolk der Gurkhas Rekruten für indische Garnisonen anzuwerben. Einen Mißerfolg zeitigte der erste Feldzug gegen die Afghanen (1839—1842), welcher mit dem Rückzug der Engländer aus Cabul endete. Annektiert dagegen wurden eine ganze Anzahl von Ländern, und zwar im nördlichen Indien das Gebiet des Mahratta-Fürsten Peschwa, ferner Sindh, Punjab, Ihansi, Nagpur und Oudh, in Birma die südlichen Provinzen, sowie später Pegu. — Auf diesen Annerionseifer folgte im Iahre 1857 der fatale, über einen großen Teil Nordindiens sich ausbreitende Aufstand indischer Truppen, woran sich sowohl Mohammedaner, als Hindus beteiligten. Die Belagerung von Lucknow durch die Aufständischen und die Tragödie von Cawnpur werden noch lange in schreckensvoller Erinnerung bleiben. Schließlich gelang es den Engländern, durch rücksichtslose Maßnahmen und nach Überwindung großer Schwierigkeiten wieder Herren der Lage zu werden. Die englische Regierung legte der ostindischen Handelsgesellschaft den Aufstand zur Last, entzog ihr die Verwaltung Indiens und nahm diese selbst in die Hand. Im Verfolg wurden die indischen Staatsgeschäfte vom Mutterland aus geleitet und ein englischer Staatsmann zur Vertretung in Indien zum Vizekönig auf eine Amtsdauer von je fünf Iahren ernannt. Der Königin von England wurde im Iahre 1877 unter der imperialistischen Ära des Premierministers Disraeli der Titel „Kaiserin von Indien" verliehen. Seit dieser Zeit reisen hin und wieder zur Aufrechterhaltung guter Beziehungen Mitglieder des königlichen Hauses nach Indien, wobei der PrunNiebe der Inder durch Entfaltung großen Pompes Genüge geleistet wird.

Gleich nach Beilegung des großen Aufstandes vom Iahre 1857 hatte eine Periode von Veränderungen in der inneren Verwaltung Indiens eingesetzt, und Eisenbahnen, Landstraßen, Wasserwege, sowie Kanalisationen zwecks Bewässerung unfruchtbaren Bodens waren angelegt worden. Ein ungeheurer Aufschwung in Handel und Wandel folgte demjenigen Europas auf dem Fuße. Auch an kriegerischen Unternehmungen fehlte es unter dem neuen Regime nicht, und die Annerion von Oberbirma trug dem indischen Reich einen weiteren Zuwachs an beträchtlichem und wertvollem Gebiet ein. Heute ist Indien mit 315 Millionen Einwohnern nächst China das volkreichste Land und schließt mehr als ein sechstel der gesamten Erdbevölkerung in seine Grenzen ein. Abgesehen von der Abführung eines Überschusses vom Budget Indiens in die englische Staatskasse, zieht England ganz bedeutende Vorteile aus dieser reichen Kolonie. Aus den indischen Einnahmen besoldet es nicht nur englische Beamte und Offiziere, sondern bezahlt auch reichliche Pensionsgelder, welche fast ausschließlich in England verzehrt werden. Zudem profitiert es durch seine Handelsbeziehungen, welche eine Umsatzziffer von über zwei Milliarden Mark im Iahre aufweisen. England gestattete sich ferner, mit indischem Gelde Kriege außerhalb der Grenzen

Indiens zu führen, wie in Tibet und im Somaliland. Die Verwendung indischer Truppen auf fremdem Boden, also auch in der Gegenwart auf dem europäischen Kriegsschauplatz, wird regelmäßig dem indischen Budget zur Last gelegt. — Andererseits darf nicht verkannt werden, daß England Ordnung und gesicherte Verhältnisse in Indien geschaffen, Schulen für die Eingeborenen gegründet und mehrere Hundert Millionen Pfund Sterling in Eisenbahnen und sonstigen Verkehrseinrichtungen investiert hat. Die Besteuerung der Bevölkerung kann keine drückende genannt werden, denn die direkten Abgaben — ungerechnet Pachtzins vom Ackerbauland — betragen auf den Kopf nur etwa zwei Mark im Iahre.
Mehr ins Gewicht fällt die Tatsache, daß durch den Einfluß der Europäer die Kosten der Lebensführung im Laufe der letzten Iahrzehnte nicht unbeträchtlich gestiegen sind. Auch werden mancherlei Einschränkungen der persönlichen Freiheit, hervorgerufen durch Beamtenbürokratismus, von der Bevölkerung ungern ertragen. Nicht minder leidet sie unter dem Wucherzins, den ihre eigenen Landsleute unter dem Schutze des Gesetzes auf Darlehen fordern. Hiergegen anzusteuern hat es allerdings an einigen Versuchen von seiten der Regierung nicht gefehlt. Allerlei Schikanen, denen das Volk durch Eingeborene in kleinen Beam, tenstellungen ausgesetzt ist, führen vielfach zu Bestechungen. Dies kann indessen dem Regierungssystem nicht zur Last gelegt werden, sondern beruht auf den Charaktereigenschaften des Inders.
Die Art und Weise, wie Indien regiert wird, ist bei der Größe des Landes und der Verschiedenartigkeit seiner Einwohner in bezug auf Rasse, Sprache, Sitte und Religion ein bewundernswertes Ergebnis von Erfahrung und Klugheit.
Der Vizekönig, in der Regel einem alten englischen Adelsgeschlechte entstammend und von einem glänzenden Hofstaat umgeben, ist der erste Beamte in Indien. Ihm zur Seite steht ein Kronrat und ein gesetzgebender Rat. Alle wichtigen Staatsakte und Finanzangelegenheiten bedürfen indessen der Genehmigung des dem englischen Kabinett Angehörigen und dem Parlament verantwortlichen Staatssekretärs für Indien. Die Verwaltung von ganz Indien ist in zehn Ressorts eingeteilt, nämlich: 1. Zoll und Steuer, 2. Rechnungswesen, 3. äußere Politik, 4. innere Verwaltung, 5. Erziehungswesen, 6. Iustizwesen, 7. Armee, 8. öffentliche Arbeiten, 9. Handel und Industrie, 1d. Eisenbahnwesen. An der Spitze einer jeden Abteilung steht ein Staatssekretär, welcher dem Kronrat verantwortlich ist. Zu den mit wenigen Ausnahmen von Engländern besetzten höheren Beamtenstellen werden Kräfte aufgeboten, welche im Mutterlande für das betreffende Fach theoretisch vorgebildet werden und ein schwieriges Eramen zu bestehen haben. Auf diese Weise werden nur wirklich begabte und charakterfeste Leute für den Verwaltungsdienst in Indien herangezogen. Hier beginnen sie ihre Laufbahn als verhältnismäßig gut bezahlte Regierungsassistenten und rücken allmählich in ihren Ämtern auf, bis sie nach mindestens fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit zur vollen Pension berechtigt sind. Von Eingeborenen befinden sich

nur wenige in höheren Ämtern, dagegen sind subalterne Dienststellen zum größten Teil von Indern oder Mischlingen besetzt.
Wie bekannt, gibt es in Indien eine ganze Anzahl von eingeborenen Fürsten, welche in der Verwaltung ihrer Gebiete eine mehr oder minder große Freiheit genießen. Einige von ihnen sind der englisch-indischen Regierung tributpflichtig; im allgemeinen aber steht den Fürsten das Recht über ihre Landesfinanzen zu. Es ist ihnen auch gestattet, eine beschränkte Truppenmacht zu halten, welche, wo und wann erforderlich, auch außerhalb ihrer Gebiete zum Dienst herangezogen werden kann. Damit keine Übergriffe oder den Engländern unfreundliche Handlungen aufkommen, werden die Fürsten von englischen Beratern überwacht, welche ihnen einen großen Teil der Regierungsgeschäfte abnehmen. Um fremde Einflüsse fernzuhalten, wird ohne Einwilligung der obersten indischen Regierung keinem Fürsten erlaubt, einen Europäer an seinem Hofe residieren zu lassen. Auch verschiedene andere Maßnahmen dienen dem Zwecke, die eingeborenen Fürsten zu willigen Werkzeugen der Engländer zu machen. So wird die Erziehung von Prinzen englischen Lehrern anvertraut. In ihren politischen Gesinnungen englandfreundlich aufgewachsen, werden die Prinzen häufig in ganz jugendlichem Alter zur Thronfolge berufen. Ein verweichlichendes Leben, welches die Fürsten in ihren Palästen und Harems führen, dürfte nicht dazu angetan sein, sie zu willensstarken Persönlichkeiten zu machen, welche den Engländern gefährlich werden könnten. Der Prunkliebe und der Einhaltung von Etikette und Zeremonie, sowie den religiösen Anschauungen der Fürsten wird kein Hindernis in den Weg gelegt. Als ein Zugeständnis an die Eitelkeit des Inders wird bei besonderen Gelegenheiten jeder regierende indische Fürst je nach seinem Range durch eine bestimmte Anzahl von Salutschüssen geehrt.
Was die Fürsten der an Indien grenzenden Länder betrifft, so sind die Engländer schon beizeiten bemüht gewesen, sie durch Verträge oder durch Geld an sich zu fesseln. Besonderer Wert wird auf die Freundschaft des Emir von Afghanistan gelegt. Er erhält von der indischen Regierung ein jährliches Subsidium von 120 000 Pfund Sterling, wogegen er sich verpflichten mußte, in keine politischen Unterhandlungen mit fremden Mächten zu treten. Gelegentlich seines Besuches in Indien im Iahre 1907 wurde der Emir mit Ehrenerweisungen überschüttet, und es standen ihm während der Dauer seines Aufenthalts Ertrazüge zur jederzeitigen Verfügung — alle Kosten wurden natürlich aus der indischen Staatskasse bestritten. Ebenfalls unter britischer Kontrolle betreffs ihrer auswärtigen Beziehungen stehen die unabhängigen Staaten Nepal, in welchem England das Recht der Rekrutenanwerbung für indische Zwecke erhielt, und das angrenzende Land Bhutan. Tibet, welches sich im Iahre 1904 eine englische Erpedition gefallen lassen mußte, wurde durch Vertrag gebunden, Interventionen fremder Mächte nicht zu gestatten. Drei Iahre später wurde durch das englisch-russische Abkommen «ine Abänderung dahin getroffen, daß die Dber-

hoheit Chinas in Tibet anerkannt wurde. Die Ironie des Schicksals wollte es,
daß der Dalai Lama, das Oberhaupt von Tibet, gelegentlich des Anmarsches der
Engländer auf die Hauptstadt Llassa vor ihnen floh, einige Iahre später dagegen,
als die Chinesen in Tibet eindrangen, nach Darjiling in Indien flüchtete, wo
indessen ein Einschreiten zu seinen Gunsten seitens der Engländer abgelehnt
wurde. In Persien gelang es England nicht, russischen Einfluß fernzuhalten,
und es sah sich genötigt, Interessensphären mit Rußland zu teilen. Um so mehr
war es darauf bedacht, am Persischen Golf festen Fuß zu fassen. Schon im
Iahre 1880 wurde der Scheich von Bahrein, einer Inselgruppe im Persischen
Golf, wo Perlfischereien betrieben werden, verpflichtet, mit keinem fremden
Staat Verträge abzuschließen. Die Volksstämme an der arabischen Küste und
dasSultanat vonOman wurden in ähnlicher Weise englischer Politik gefügig gemacht,
wobei englisches Geld aus indischem Staatssäckel keine geringe Rolle spielte.
Politische Agenten in Buschir und in Maskat sind dazu bestellt, am Persischen
Golf nach dem Rechten zu sehen. — Als Koweit mit seinem günstigen natürlichen
Hafen am Persischen Golf zur Endstation der deutschen Bagdadbahn ausersehen
wurde, beeilte sich England, die Türkei zur Unabhängigkeitserklärung von Koweit
zu veranlassen oder, in anderen Worten, diese Gegend in seine eigene Interessen-
sphäre zu bringen. Der ehemalige Vizekönig von Indien Lord Curzon verstieg
sich seinerzeit zu der Äußerung, daß jeder Engländer, welcher die Deutschen am
Persischen Golf Fuß fassen ließe, ein Verräter an der Sache seines Landes sei.
Eine unausbleibliche Folge der Ausbreitung britischer Machtsphäre war die
Zunahme europäischen Einflusses auf breite Schichten des indischen Volkes. Es
wurde durch die Regsamkeit einer stetig wachsenden Anzahl von europäischen
Beamten, Kaufleuten, Missionaren und Reisenden aus seiner Abgeschlossenheit
hervorgehoben. Die Berührung so verschiedenartiger Elemente, wie des Morgen-
und des Abendlandes, zeitigte eine gewisse Unruhe im Lande. Dem pantheisti-
schen Sinne des Hindu, welcher noch in engen Banden mit der Natur zu leben
liebt, widerstrebt eine Kultur, die seiner Ansicht nach ausschließlich dem Nützlich-
keitsprinzip huldigt und daher rein materielle Ziele verfolgt. Der Mohammeda-
ner andererseits, einst der Herrscher in Indien, ist zu stolz und klug, um seinem
Groll gegen die christliche Macht durch öffentliche Schmähungen Luft zu machen.
Eine politische Bewegung größeren Umfanges mit der Losung „Indien den
Indern" entstand vor etwa zehn Iahren, als der Vizekönig Lord Curzon die
Teilung von Bengal verfügte, angeblich, weil diese Provinz für Verwaltungs-
zwecke zu groß war. Dies führte zu lebhaften Agitationen der gebildeten Ben-
galis und zu heftigen Fehden der Eingeborenen-Presse gegen die englische Ver-
waltung. Anschläge auf das Leben von englischen Beamten und ihren Polizei-
organen, sowie Versuche zur Lahmlegung des Eisenbahnbetriebs waren an der
Tagesordnung. Die Teilung von Bengal wurde gelegentlich des Besuchs von
König Georg V. in Indien, sei es aus Nachgiebigkeit gegen die Inder, sei es

aus Gründen der Verwaltung, wieder rückgängig gemacht. Gleichzeitig erfolgte die überraschende Bekanntmachung, daß der Regierungssitz von Kalkutta nach Delhi verlegt werden sollte. Ein Nachlassen der Unzufriedenheit in Indien trat indessen nicht in die Erscheinung, wovon ein Bombenattentat auf den Vizekönig von Indien Zeugnis ablegte. Es wurde verübt während seines pomphaften Einzuges in die neu erwählte Hauptstadt Delhi im Iahre 1912.

Die zunehmende Aufsässigkeit unter den Indern beweist, daß das Ansehen der Engländer Einbuße erlitten hat, doch wäre es verfehlt, daraus auf eine Erschütterung der englischen Herrschaft in Indien schließen zu wollen. Gegen eine allgemeine Erhebung der Inder sprechen verschiedene Gründe. Nach Ausbruch des europäischen Krieges hat England einen großen Teil der eingeborenen Trup, pen aus Indien entfernt und nach Europa befördert, weswegen ein großer Militäraufstand, wie er im Iahre 1857 stattfand, nicht mehr zu befürchten ist. Um die Bevölkerung, welcher keine Schußwaffen zur Verfügung stehen, in Schach zu halten, dürfte die reguläre weiße Besatzung Indiens in einer Stärke von 75 000 Mann genügen, zumal Geschütze und Maschinengewehre sich ausschließlich in deren Händen befinden. Dazu kommen noch etwa 40 000 militärisch ausgebildete Freiwillige, meist aus Europäern und Eurasiern bestehend. Auch gelten die Gurkha-Regimenter, soweit sie in Indien verblieben sind, für vollkommen zuverlässig. Einer allgemeinen Erhebung der Inder steht ferner im Wege die Indolenz der großen Masse der Bevölkerung, die Unfähigkeit des Inders zu großzügiger Organisation, sowie Eifersucht unter zahlreichen Volksstämmen, welche durch Sprache, Religion und Kaste voneinander getrennt sind. Aufstände lokaler Art würden bei der bekannten Rücksichtslosigkeit der Engländer im Keime erstickt werden, zumal Truppenverschiebungen auf dem ausgedehnten Eisenbahnnetz Indiens oder auf dem Seewege in kürzester Zeit ausgeführt werden können.

Die Verkündigung des Heiligen Krieges hat bisher unter den Mohammedanern Indiens, welche nur etwa ein Fünftel der Gesamtbevölkerung ausmachen, wenig Widerhall gefunden. Dürftige zu uns gelangte Nachrichten lassen zwar auf Unruhen im nordwestlichen Indien schließen, aber sensationellen Nachrichten dieser Art darf kein großes Gewicht beigelegt werden, denn in jenem politischen Wetterwinkel Indiens ist es schon häufig zu mehr oder minder ernsten Zwischenfällen gekommen. Bedenklicher würde die Lage für die Engländer werden, wenn sich Persien und Afghanistan gegen britische Bevormundung auflehnen und zu den Waffen greifen sollten. Mißerfolge der Engländer an den Dardanellen und in Mesopotamien könnten auf jene beiden Länder und auf Indien Rückwirkungen ausüben, die dem Dünkel und der Selbstherrlichkeit der Briten einen schweren Stoß versetzen würden. Die Zeit wird lehren, ob die Stürme der Gegenwart die auf Gewalt, Klugheit und die Macht des Geldes gegründete britische Herrschaft in Indien zu erschüttern vermögen.

Dr. Ernst Schultze:
Russische Geschichtslügen.
Iedes Volk sieht die eigene Vergangenheit von Ruhm und Glanz umstrahlt, während es andere Völker oft mit unbarmherzigem Auge betrachtet. So weicht denn die Geschichtsschreibung selbst über wichtige Ereignisse je nach dem nationalen Standpunkt bedeutsam von einander ab. Nicht immer entfernt man sich dabei absichtlich und bewußt von der Wahrheit — wenn auch das Ergebnis eine so erhebliche Verschiedenartigkeit der Betrachtungsweise ist, daß man zuweilen kaum glauben möchte, es handle sich um denselben Vorgang. Indessen ist bei den vorgeschrittensten Völkern der ernste Wille vorhanden, die Tatsachen so zu erforschen und zu berichten, wie sie sich wirklich zugetragen haben. Sobald ein Kulturvolk erkennt, daß ein Bericht, dem es bisher Glauben schenkte, von den Tatsachen abweicht, darf es nicht davor zurückschrecken, auch wenn ihm dabei lieb gewordene Vorstellungen verloren gehen, der Wahrheit die Ehre zu geben.

Diese Auffassung wird jedoch von absolutistischen Regierungen nicht geduldet. Sie halten daran fest, die Geschichte habe die Ereignisse so darzustellen, wie sie der Regierung genehm sind. In keinem Lande der Welt gilt dies heute mehr als in Rußland. Hier ist die Geschichtsschreibung noch immer, und zwar auf amtlichen Befehl, durchtränkt nicht nur mit unzutreffenden Darstellungen, sondern zum Teil mit faustdicken Lügen. Alles muß sich hier unter den Gesichtspunkt beugen, den Schulgin — übrigens der spätere Mitbegründer (1867) der 1886 unterdrückten radikal-sozialistischen Monatsschrift „Djelo" — in die Worte faßte: „Die Geschichte aller Länder und Zeiten lehrt uns überzeugend, daß der Wohlstand und die Zivilisation eines jeden Volkes nur unter dem Zepter der Autokratie gedeihen können."

Vor allem ist also die Weltgeschichte nach der Forderung des Zarismus ohne jede Revolution vor sich gegangen. Dieses Umlügen der Weltgeschichte wirkt um so lächerlicher, als gerade in Rußland im achtzehnten Iahrhundert ein Staatsstreich auf den anderen folgte und Gewalttaten am Hofe, auch gegen das Staatsoberhaupt, an der Tagesordnung waren. Zar Iwan Antonowitsch starb nach jahrelanger Einkerkerung in den Kasematten Schlüsselburgs eines gewaltsamen Todes. Peter III. endete sein Leben durch Gift, oder weil man ihm die Halsbinde zu eng schnürte. Paul I. fiel einer Militärverschwörung zum Opfer, so daß er in seinem eigenen Palast um Mitternacht ermordet ward. Daß Alerander II. durch die Dynamitbomben der Nihilisten ein schreckliches Ende fand, hat allerdings selbst die russische amtliche Geschichtsfälschung nicht beseitigen können. Aber die Tatsachen des achtzehnten

Iahrhunderts, die schon genügend weit zurückliegen, sind für die Mische Auto-
kratie einfach nicht vorhanden, dürfen daher auch in Geschichtsbüchern nicht er-
wähnt werden. Sollte der Zarismus, was dem russischen Volke hoffentlich er-
spart bleibt, in seiner heutigen gewalttätigen Form sich etwa noch in das Ende
des zwanzigsten Iahrhunderts hinüberretten, so würde vermutlich dann in den
russischen Geschichtsbüchern auch Alerander II. eines wesentlich anderen, unschul-
digeren Todes sterben.

Suchte also die Autokratie die Geschichtsbücher von der Darstellung russi-
scher Revolutionen zu befreien, so wurde derselbe Versuch mit bestimmten Revo-
lutionen des Auslandes unternommen — falls nicht die Weisung
lautete, die dortigen Aufstände zuzugeben, um damit zu beweisen, wie verrottet
der europäische Westen sei. Hielt man jedoch die Nachrichten von Revolutionen
für gefährlich, so wurden sie unterdrückt. Insbesondere Frankreich hat der russi-
schen Bürokratie deshalb die schwersten Sorgen verursacht. Wie hat nicht Katha-
rina II. noch 1789 und ihr zweiter Enkel 1830 sowie 1848 um die Sicherheit der
Throne gebangt! Nikolaus beschränkte sich nicht darauf, ein Heer nach Ungarn
zu entsenden, um dort mit Zustimmung der österreichischen Autokratie die Revo-
lution mit allen Mitteln niederzuschlagen, sondern er ließ auch die Verbreitung
aller wahren Nachrichten über die Aufstände des Westens verbieten. Die Nach-
richten aus Paris durften z. B. während der Februarrevolution in der von
Krajewski herausgegebenen Monatsschrift lauten: „Die Damenhüte haben
wieder eine Veränderung in ihrer Größe, Farbe und Ausstattung erfahren
(folgen Einzelheiten); die Herrenkleider werden auch nach neuem, Schnitt
gemacht" — von der Revolution aber durfte nicht die Rede sein. Nur wenn es
sich um mißlungene Revolten handelte, war es sogar den russischen amtlichen
Blättern erlaubt, darüber zu berichten. So berichtete ein solches Blatt in der
„Politischen Chronik" des nichtamtlichen Teiles ziemlich ausführlich über die
Niederwerfung des Wiener Oktoberaufstandes mit der darauffolgenden Ein-
nahme der Stadt durch Windischgrätz und seine Blutgerichte, während es einige
Monate vorher den Sturz Ludwig Philipps hatte mit Stillschweigen übergehen
müssen*).

Ein deutscher General, der längere Zeit dem Petersburger Hofe attachiert
war, berichtete vor etwa zwanzig Iahren in der „Neuen Freien Presse": 1830
habe eine hochgestellte Dame am Hofe Nikolaus' I., als sie von derIulirevo -
lution hörte, die angeblich in Frankreich soeben stattgefunden hätte, voller
Verwunderung geäußert: was rede man ihr da von Frankreich und Fran-
zosen— dieses Volk sei doch 1812 gänzlich vernichtet worden")! . . .

Wer glauben wollte, die alte Dame stände vereinzelt da, wird anders

») Naaradow: Russisch« Zensur. S. 3.

"> Nllgmdow 2. 42.

denken, wenn er von der systematischen Geschichtsfälschung hört,
die in russischen Lehrbüchern getrieben wird. In dem „Lehrbuch der
Weltgeschichte" des Historikers Ilojawski, das zu den verbreitetsten Lehrbüchern
an den russischen Gymnasien gehört, ist von der französischen Revolution über-
haupt nicht die Rede, auch nicht von dem Kaiserreich Napoleons; vielmehr
werden die Dinge (nach Berichten der französischen Presse) folgendermaßen um-
gelogen: „Ludwig XVI. war ein friedlicher und milder Herrscher, der in
seiner langen Regierungszeit mit besonderem Geschick tüchtige Finanzminister
zu finden wußte. Von seinem Volke verehrt und geliebt, entschlief der hochbe-
tagte Monarch nach einer glorreichen Regierung plötzlich am Schlagfluß.
Ihm folgte sein Sohn Ludwig XVII., der mehrere Kriege führen mußte, in
denen sein Feldherr, der königliche Marschall Napoleon Bona-
parte, einen großen Teil Europas für seinen König eroberte. Napoleon miß-
brauchte aber seine Macht und machte den vergeblichen Versuch, sich gegen die
rechtmäßige Regierung zu empören und seine ehrgeizigen Pläne durchzusetzen.
Unter Führung Alexanders I., des Kaisers und Königs und Selbstherrschers
aller Reußen, wurde der General abgesetzt, seiner Würden und Ehren, sowie aller
Ansprüche auf Pension beraubt und auf die Insel St. Helena verbannt, wo er
in tiefster Einsamkeit, vergessen und schmachbedeckt, sein verbrecherisches Leben
beendete."

Das Lügen ist in Rußland seit Iahrhunderten auch von den Organen des
Staates in solchem Maße getrieben worden, daß man bis zur Gegenwart noch
nicht darüber hinausgelangt ist. Von den russischen Gesandten gegen
Ende des siebzehnten Iahrhunderts wissen wir, daß sie oft gar nicht ahnten, was
man ihnen schriftlich als Antwort in die Hand gab — daß sie aber in ihren
Berichten nach Hause alles Mögliche zusammenlogen*).

Der erste, der sich dagegen wehrte, war Peter der Große. Als der
Mönch Gabriel Bushinskij — später Bischof von Rjäsan, Erzpriester der ersten
russischen Flotte und Direktor aller Kirchenschulen —, dem er den Auftrag ge-
geben hatte, Pufendorfs Staatengeschichte ins Russische zu übertragen, die für
das Zarenreich nicht schmeichelhaften Stellen einfach fortließ, verbesserte Peter
die Fälschung, befahl, auch die fortgelassenen Stellen zu drucken, und erklärte:
„Nicht zur Schmach meiner Untertanen, zu ihrer Besserung will ich dies gedruckt
wissen. Meine Russen müssen erfahren, ‚wie man bisher
im Auslande über sie ge urteilt hat, damit sie erkennen,
ivas sie waren, was sie durch meine Bemühung geworden
sind, und wonach sie noch zu streben haben."

'1 Brückner: Geschichte der nissischen Literaurr. S. 54.

Ein andermal konnte Peter indessen höchst empfindlich gegen
das Urteil des Auslandes sein. 1703 schickte er den Baron Hupssen
nach Deutschland mit dem Auftrage, die Leipziger Gelehrten zu überreden, „zum
Vorteil Rußlands in der „Europäischen Fama" und in den öffentlichen Zeitun-
gen zu schreiben". Drei Iahre vorher hatte derselbe Vertraute des Zaren in
Deutschland, Holland und anderen Ländern versucht, die Gelehrten zu veran,
lassen, „auch etwas zu Rußlands Ruhme zu schreiben, damit hierdurch dem
Publico die schlechten Meinungen benommen würden, die es von Rußland
hatte". Viel Erfolg hatte er nicht, denn gerade 1705 erschien in der „Euro-
päischen Fama" folgendes Urteil über den russischen Mangel an Wahrhaftig-
keit: „Die Moscowitischen Avisen haben gemeiniglich die Eigenschafft an sich,
daß man ihnen entweder nicht glauben darff, oder nicht glauben will, weil
sie größtenteils aus solchen Orten einlauffen, die erträmement partheyisch sind,
und dasjenige, was sie wünschen, auff eine solche Art erzehlen, als hätten sie
Alles durch ein Vergrößerungs-Glaß angesehen, das übrige aber, was ihnen
nicht recht in den Kram dienet, entweder auslassen oder mit trefflich gekünstel-
ten Erpressionen in Zweiffel ziehen*)."
Was nun gar von der russischen Geschichtsschreibung
über Peter den Großen und die Zaren nachher und vor-
her — sogar über das Scheusal Iwan den Schrecklichen — zusammengefabelt
wird, spottet jeder Beschreibung. Selbst den konservativsten Russen ist dies
manchmal zuviel geworden. So erfreute sich der um die Mitte des neun-
zehnten Iahrhunderts wirkende Ustrialow, Biograph Peters des Großen
und offizieller Geschichtsschreiber des Zeitalters Nikolaus' I., infolge seiner
durchaus unkritischen Zarenverherrlichung des übelsten Rufes bei ehrlichen und
selbständigen Vaterlandsfreunden. Seine „Geschichte Rußlands", obwohl in
sämtlichen Lehranstalten des Reiches als Leitfaden benutzt, war doch nicht
imstande, ihm die Achtung der literarischen Welt zu verschaffen. Wenn ein
Mann wie Pogodin, obwohl er nur wenige, nicht sehr bedeutende Schriften
veröffentlichte, für seine historischen Arbeiten die Gunst der Öffentlichkeit fand, so
beruhte dies zum nicht geringen Teil auf der allgemeinen Mißachtung gegen Ustria-
low. Und doch war Pogodin so wenig ein Feind des Nationalismus, daß er als
panslawistischer Agitator wirkte. Trotzdem blieb Ustrialow bis zu seinem Tode
auf dem Gebiet der amtlichen Geschichtsforschung der Selbstherrscher. Allein
unmittelbar über seinem Grabe brach ein merkwürdiger Streit aus, da vor-
geschlagen wurde, diesem servilen Manne in der Akademie der Wissenschaft?n
einen entschiedenen Radikalen zum Nachfolger zu geben").
Die Slawophilen, die sich nach 1830 in den Vordergrund zu drängen

*) Angeführt nach Stern: Geschichte ber öffentlichen Sittlichkeit in Rußland. Band 1. G. 34 f.
") Siehe „Aus der PetnLbmger Gesellschaft" Neue Folge S. 235 ff.

beganner, waren zum erheblichen Teil Geistesverwandte Ustrialows. Sind sie doch von jenen „Adlern der Epoche Katharinas" aus der Taufe gehoben, die Brückner als „Bastarde der Reaktion und des Chauvinismus" bezeichnet.
Bereits Schischkoff hatte jene „Vorzüge des altrussischen Geistes" entdeckt, von denen man seither in Rußland schwärmt — „mit derselben Ignorierung jeglicher Geschichte, die nach ihm die Slawophilen auszeichnete"'). Der russische Dünkel, der das Zarenreich in immer neue auswärtige Abenteuer stürzen sollte und ihm die gefährlichsten Niederlagen beigebracht hat, beruht auf der nämlichen Grundlage.
Iedenfalls besteht in amtlichen und nichtamtlichen russischen Kreisen ein ausgesprochenes Bedürfnis der nationalen Selbstverherrlichung — wenn nötig, auf Kosten der Wahrheit. In welcher Art zuweilen Vorfälle, die durchaus nichts Heldenhaftes haben, zu einer gewaltigen Ruhmestat aufgebauscht werden, während jeder, der hinter die Kulissen sieht, über die Kläglichkeit des Ereignisses und des Charakters der Mitwirkenden lachen muß, möge ein Beispiel aus dem Iahre 1866 zeigen. Am 4. April wurde am Ausgang des Sommergartens auf den Zaren ein Pistolenschuß abgefeuert. In schnellem Laufe verbreitete sich das Gerücht: ein Dauer habe den Herrscher gerettet, indem er den Arm des Mörders vor dem Schuß in die Höhe schnellte. Dieser Mann aus dem Volke, Ossip Iwanowitsch Kommissaroff, wurde für seine Heldentat überreich belohnt. Der Zar erhob ihn in den Adel; große Herren machten ihm ihren Besuch; das Gardekorps kaufte ihm ein Haus; die Kaufmannschaft sammelte eine große Summe für ihn; er wurde wie ein Heiliger verehrt. Schnell war auch ein zukünftiger Geschichtsschreiber bei der Hand: es drängte sich ein gewisser Theophil Tolstoi herzu, der bisher nur als musikalischer Feuilletonist bekannt war, und erwirkte die Erlaubnis, die Geschichte der Zarenrettung und ihres Helden aufzunehmen und zu erzählen.
Aber je weiter er in seinen Forschungen kam, desto stiller ward er. Wirklich schrieb er kein Wort über die Geschichte — da er sich hatte überzeugen müssen, daß nichts, aber auch gar nichts Heldenhaftes dahinter war. Das Ganze stellte sich wenn nicht als elende Posse, so doch als völlig grundloses Geschwätz heraus, das nur durch die Zarenanbetung seine merkwürdige Form angenommen hatte. Diese Verehrung des Herrschers, die der ganzen Nation im Blute steckt, hat mit der Verehrung abendländischer Herrscher durch ihr Volk nur wenig gemein. Beim Russen mischt sich in seine größtenteils verschwommenen, nur auf der Überlieferung beruhenden Vorstellungen über den Zaren sehr viel Religiöses; auch darf nicht vergessen werden, daß es namentlich Beamte und Würdenträger gibt, die aus ihrer abgöttischen Verehrung des Staatsoberhauptes ein Geschäft machen, was sich in der Regel zu belohnen

') Brückner: Geschichte der russischen Literatur. S. 136.

pflegt. Das Volk ist weit selbstloser. Nach dem Pistolenschuß vom 4. April
konnte Hehn zwei Männer aus dem Volk beobachten, denen die Nachricht in
seiner Gegenwart mitgeteilt wurde: sie schlugen zuerst das Kreuz, worauf sie
unter heftigen Verwünschungen den Willen ausdrückten, den Täter allsogleich
lebendig zu begraben
Und was steckte hinter der ganzen Aufregung? Nichts, buchstäblich gar
nichts. Nein — weniger als das. General Todleben, der um dieselbe Zeit im
Sommergarten spazieren ging, eilte, sobald er den Schuß hörte, auf die Richtung
zu. Er fand den Mörder bereits ergriffen und abgeführt, sah jedoch einen
Menschen auf der Erde liegen — eben den Bauern Kommifsaroff. Ein dabei-
stehender Schlosserbursche, der sich durch seine Aussprache als Deutscher ver-
riet, sagte: er glaube, dieser habe den Zaren gerettet. Todleben befahl daher
der Polizeiwache, den Bauern nebst dem Schlosser in Gewahrsam zu führen.
Kurze Zeit darauf fand sich der Generalgouverneur Fürst Suworoff ein. So-
bald er von Todleben hörte, es sei ein Retter gefunden, schickte er seinen Adju-
tanten Bartenjeff aus, um ihn aus den Händen der Polizei in Empfang zu
nehmen. Nun wurde Kommissaroff, der gar nichts getan hatte, vielmehr durch
Schrecken und Gedränge zu Boden geworfen war, in den Winterpalast geführt,
mit Ehren überhäuft und in den Adel erhoben. Vor Bestürzung halb tot und
wie geistesabwesend, zwischen den Würdenträgern des Hofes hin und hergeschoben,
konnte er sich kaum ermannen, auf die Frage zu antworten, wer er sei und wo
er wohne. Am nächsten Morgen bat er, von dem Baron Küster empfangen
zu werden, dem sein Heimatsdorf Wolwitino im Gouvernement Kostroma
gehörte; die Leibeigenschaft war erst wenige Iahre vorher aufgehoben und
wirkte seelisch noch bei den Bauern fort. Deshalb wandte sich der ganz
verstörte Kommissaroff an seinen alten Herrn, um seinen Schutz, seine Hilfe
und seinen Rat anzuflehen. Er erzählte, was ihm begegnet sei, schwor, daß er
bei der ganzen Sache durchaus unbeteiligt gewesen und bei dem Pistolenschuß,
den er zum ersten Mal im Leben gehört, wie betäubt niedergefallen sei; im
übrigen wisse er gar nichts und flehe jetzt in der unerhörten Lage, in der er
sich befände, um seines Herrn Erbarmen und Beistand. Dabei fiel er schluchzend
nieder und umfaßte die Kniee seines früheren Herrn — der ihn aufhob, ihm
Mut einsprach und ihn ermahnte: er sei nun einmal der Retter und solle es
sein, müsse sich also in Gedanken hineinfinden und das Glück, das ihm zuteil-
geworden, als solches zu erkennen suchen. ....
So sah der Retter vom 4. April 1868 aus. Der Schlosserbursche, auf
dessen Aussage sich dieses Glück allein gründete, war der Polizei inzwischen ab-
handen gekommen und blieb verschollen; einige meinten, er sei ein Mitver-
schworener gewesen. Iedenfalls war und blieb Kommissaroff, der gar nicht
daran gedacht hatte, dem Attentäter die Pistole in die Höhe zu schlagen, sondern
der vor Schrecken zu Boden gesunken war, der Zarenretter, der Abgott des

Adels und des Hofes, der Held der Zeitungen und des Publikums in allen Städten und Provinzen.

Damit aber auch das Satyrspiel nicht fehle, stellte sich heraus, als die Behörden bieneneifrig nach dem Vater des Spasitel (Retter, Erlöser) suchten, — daß er als Verbrecher in Sibirien weile. Das machte nun nichts mehr: war er auch in seinem Kirchdorf ein Taugenichts und Dieb gewesen, bekannt als Brandstifter und Erpresser, war er auch durch den Baron Küster auf die geheime Bitte der Bauernschaft, die von ihrem Plagegeist befreit sein wollte, vor Gericht gezogen und durch dieses nach Sibirien zur Ansiedlung verschickt worden — jetzt war er nun einmal der Rettervater. Er wurde sofort aus der Verbannung befreit und nach Petersburg geschafft; nicht aber in bescheidener Reise als Privatmann, sondern im Triumph als öffentliche Persönlichkeit. Überall ward er vom Gouverneur und den Behörden in Uniform mit den schmeichelhaftesten Ehren empfangen. Man gab ihm festliche Champagnerdiners, bei welcher Gelegenheit sich der Rettervater kleine Diebstähle erlaubte. Niemand wagte jedoch, wenn er die Löffel einsteckte, den von der Gunst des Zaren Bestrahlten anzuschuldigen.

In Petersburg stieg er in der prächtigen Wohnung ab, die man seinem Sohn angewiesen hatte. Alsbald begann er die väterliche Gewalt über letzteren auszuüben und ihn durchzuprügeln, sobald ihm etwas nicht behagte — obwohl solche Behandlung die Mißbilligung des Generals Todleben hervorrief, dem der „Retter" als Schützling anvertraut war. Mit Vorliebe besuchte der Rettervater ein übelberüchtigtes Lokal, wo sich Säufer, Spitzbuben und Strolche jeder Art zusammenfanden. Dort spielte er eine großartige Gönnerrolle: alles wandte sich an ihn, er nahm Bittschriften entgegen, erteilte Ratschläge und gab Versprechungen, da er ja beim Zaren alles bewirken konnte. . . . Seine Frechheit, auch bei Hofe, wurde zuletzt so unerträglich, daß er nach Peterhof geschafft wurde. Als der Zar dort zu Beginn des Sommers Wohnung nahm, suchte der alte Kommissaroff die Absperrungskette wiederholt zu sprengen, lieferte, umgeben von dem Haufen seiner Bittsteller, den Gendarmen Schlachten — und fühlte sich doch, trotz der Entrüstung mancher Hofbeamten, durchaus sicher. Erst als die Sache über alle Begriffe toll wurde, konnte der Chef des Zarenpalastes in Peterhof den Befehl erwirken, den der Trunkenheit huldigenden Rettervater zwar nicht nach Sibirien im Triumph zurückzuschicken, wohl aber nach Westen (nach Narva) zu schaffen, wo er fortan auf Kosten des Zaren lebte*). . . .

Ist es möglich, über solche Ereignisse keine Satire zu schreiben? Sie wären doch wohl in jedem anderen europäischen Lande unmöglich. Hat sich aber erst einmal in Rußland die amtliche Vorstellung eingeschlichen, daß ein Ereignis, wie jene „Rettung" des Zaren vor dem Pistolenschuß, nicht auf Zu-

*> Hehn: ve moriduz Itutnenoruin. S. INI ff.

fall beruhte, sondern der Geistesgegenwart eines Mannes aus dem Volke zu danken war, so ist sie aus den Geschichtsbüchern des heiligen Rußland nicht wieder zu entfernen.
Aber die Zarengewalt erhöht nicht nur, sie reißt auch nicht selten, plötzlich und unvermutet, herunter, was sie selbst erhoben hatte. An keinem Hofe Europas ist zwei Iahrhunderte lang eine solche Günstlingswirtschaft zu beobachten wie am Zarenhof. Ob die seruellen Begierden der Herrscher dabei die größere Rolle spielten oder ihre Launenhaftigkeit, ist schwer zu sagen. Aber selbst über den Tod hinaus wird der Ruf von Männern der Öffentlichkeit erhoben oder in den Staub gerissen — je nach den Launen des Zarismus.
Sogar bis auf die Heiligen erstreckt sich dieses Vorrecht des Zarismus. Soll ein neuer Heiliger geschaffen werden, so ist seit alters her die Ge< nehmigung des Herrschers erforderlich. Schon die alten moskauischen Fürsten und Großfürsten pflegten ihr« Zustimmung gern zu geben, vielleicht auch persönlich überzeugt zu sein, nicht nur auf Grund von Gerüchten und Erzählungen des Volkes, sondern durch glaubwürdige Zeugnisse zu dem Glauben an die Wahrhaftigkeit der berichteten Wunder geführt worden zu sein. In solchen Fällen erging der Befehl, den neuen Heiligen und die von ihm getanen Wunder allgemein bekannt zu machen, die Glocken zu läuten und Dankgebete zu singen. So ließ der Zar Paul durch die „Petersburger Zeitung" vom 7. Dezember 1798 seinem Volke mitteilen: es sei 1796 in dem Kloster Ssumorin in der Stadt Trotma (Eparchie Wologda) ein Sarg entdeckt worden, in dem sich ein Leichnam in Mönchskleidern befand. Der Tote sei 1568 gestorben und begraben worden; dennoch habe man die Leiche und die Kleidung durchaus unversehrt gefunden. An den Buchstaben, die in die Kleider eingestickt waren, sei der Leichnam als der Körper des hochgelobten Stifters und Oberen dieses Klosters erkannt worden, der schon bei Lebzeiten durch die Wunder, die er verrichtete, für einen Heiligen gegolten habe. Nachdem der Heilige Synod Seiner Majestät über den Vorfall alleruntertänigst Bericht abgestattet habe, sei der Ukas erlassen worden: „Wir sind durch einen Sonderbericht des Heiligen Synods benachrichtigt worden, daß man in dem Kloster Spasso-Ssumorin die wundertätigen Gebeine des hochgelobten Feodosius Ssumorin entdeckt habe; diese wundertätigen Gebeine sind dadurch ausgezeichnet, daß ein jeder Kranker, der sich ihnen mit vollem Vertrauen nähert, sich der glücklichen Genesung zu erfreuen hat. Also können Wir die Entdeckung dieser heiligen Gebeine für nichts anderes halten denn als sichtbares Zeichen dafür, daß Gott Unsere Regierung mit gnädigen Blicken ansieht. Dafür steigt unser heißes Gebet der Dankbarkeit zu dem höchsten Gnadenspender emlpor, und Wir tragen Unserem Heiligen Synod auf, Unserem ganzen Reiche diese höchst merkwürdige

Entdeckung bekannt zu machen, nach den Gebräuchen, die von der heiligen Kirche
und den heiligen Vätern dafür vorgeschrieben sind."
Indessen kann der Zar Heilige nicht nur ernennen, sondern
auch absetzen. Als sich bei der Öffnung der Gruft eines Metropoliten
von Nowgorod der Leichnam unversehrt fand, entschied der Zar, dem dieses
Wunder durch den Heiligen Synod mitgeteilt wurde: der vom Himmel so
sichtbar begnadete Kirchenfürst verdiene auch bei den Irdischen den Heiligen-
schein. Infolgedessen wurden die Glieder des Toten in ein Reliquienkästchen
gepackt — worauf sie plötzlich in Staub zerfielen. Große Bestürzung! Hier
mußte etwas nicht in Ordnung sein! . . . Der Zar befahl daher eine strenge
Nachforschung über den Lebenswandel des Heiligen. Das Ergebnis war die
Feststellung: der Metropolit sei sein Leben lang ein lasterhafter Mensch gewesen.
Darob fiel der Tote bei Sr. Majestät in allertiefste Ungnade: alsbald
wurde er nicht nur seines Heiligenscheines entkleidet, sondern zur gerechten
Strafe wurde sein Leichnam nach Sibirien verbann t*).
Wer in der Nähe des Zarenthrones steht oder an seine Stufen gelangen
will, muß also stets damit rechnen, daß Personen oder Dinge, die von der
höchsten Staatsgewalt heute gebilligt werden, morgen in den Abgrund der Hölle
versinken mögen. Diese Unbeständigkeit kann denen, die erfolgreich emporsteigen,
zur zweiten Natur werden — falls sie nicht von vornherein in fanatischem
Haß gegen Wahrheit und Freiheit alles leugneten und unterdrückten, was der
Befreiung Rußlands aus seiner Barbarei dienen könnte. Ein klassisches Bei-
spiel ist Konstantin Petrowitsch Pobjedonoszew, 1827 in Moskau gebo-
ren, 1859 an der dortigen Universität auf den Lehrstuhl des bürgerlichen Rechts
und Zivilprozesses gesetzt, 1861 von Alerander II. mit dem Auftrage beehrt,
den Thronfolger in die juristischen Wissenschaften einzuführen. Seit 1872 war
Pobjedonoszew Mitglied des Reichsrates, 1880 ward er zum Oberprokurator
des Heiligen Synods ernannt. Als solcher hat er ungeheuren Einfluß geübt —
und zwar stets als geschworener Dunkelmann. Erst in den allerletzten Lebens-
jahren fiel ihm sein Gebäude in Trümmer, da er noch die Revolution 1905 mit-
erleben mußte. Bis dahin hatte er eine solche Entwicklung seines Landes für
unmöglich gehalten, weil er, ganz wie Metternich, dem Aberglauben gehuldigt
hatte, durch Unterdrückung alles Geisteslebens könne man ein Volk zu dem
geduldigen und ewig stummen Werkzeug der Regierung machen.
Dieser Mann, der den ältesten Sohn Aleranders II. und, nach dem frühen
Tode des Prinzen (1865), seinen Bruder in die Rechtslehre einführen sollte,
scheute nicht davor zurück, systematisch und öffentlich zu lügen.

*) Stern, Band 1, S. l55 f.

In einem Lehrbuch über russisches Zivilrecht, das er für seine Studenten schrieb, überging er mit voller Absicht die bedeutenden Reformen in der Rechtsprechung, die der Zarbefreier 1862 durchgeführt hatte. Ein so enger Geist wie Pobjedonoszew konnte damit allerdings nicht einverstanden sein. Aber anstatt seine Mißbilligung auszusprechen, wenn auch in der zumal in Rußland gebotenen vorsichtigen Form, unterschlug er selbst die Erwähnung dieser Reform — vielleicht der größten, die Alerander II. neben der Aufhebung der Leibeigenschaft zu danken ist. Und dieses Buch ließ Pobjedonoszew im Laufe der Iahre in immer neuen Auflagen erscheinen, ohne auch nur eine Stelle darin zu ändern — obgleich er wußte, daß es für alle Studierenden des Rechtsfaches im gesamten Rußland so gut wie obligatorisch war! — Ia, Pobjedonoszew war unehrlich genug, sogar die Aufhebung der Leibeigenschaft zu unterschlagen. Erklärte er doch allen Ernstes, daß auf Grund der im Iahre 1883 in Kraft befindlichen Gesetze noch immer über einen Mann oder ein Weib durch testamentarische Bestimmung oder Kaufhandlung verfügt werden könne*).

Ist es zu verwundern, daß eine Nation, die über ihre eigene Geschichte und die fremder Länder so gröblich belogen wird, sich in diesem Kriege und vorher als außerstande erweist, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden?

Otto R. Hübner:

Krieg und Philosophie.

Es ist oft behauptet worden, der Krieg und die Philosophie seien so wesensverschiedene Dinge, daß sie nichts miteinander zu tun hätten. Dagegen steht aber die Tatsache, daß von jeher sich bedeutende Philosophen mit dem Kriegsproblem beschäftigt haben. In neuerer Zeit bei uns besonders Kant, Fichte und Nietzsche, welch letzterer vor allen für die Notwendigkeit der Kriege begeistert eintritt. Und auf ihn stützen sich so viele moderne Kriegspropheten, daß es wohl geboten erscheint, seine Anschauung darüber philosophisch zu durchleuchten.

Als der sechsundzwanzigjährige Nietzsche den Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 1870 mit erlebte, wurde er nicht allein zur tätigen Teilnahme daran (wie zur Komposition von Kriegsliedern) hingerissen, sondern er schrieb auch das seitdem berühmt gewordene Bekenntnis nieder: „da fühlte ich zuerst, daß der stärkste und höchste Lebenswille nicht im elenden Ringen ums Dasein zum Ausdruck kommt, sondern als Wille zur Macht und Übermacht."

'1 Sich« das Zitat bei Lanin: RuWche Zustände, »and 1, S. 581.

Diese Idee vom Machtwillen erfaßte damals den Dichterphilosophen so
gewaltig, daß sie ihn nicht wieder losgelassen hat. Ganz ähnlich erging es ihm
später mit dem Gedanken vom Übermenschen und der Ewigen-Wiederkunft. Doch
ebenso anfechtbar wie letztere beiden, erscheint auch das Dogma vom Willen zur
Macht, obschon es dieser begeisterte Vertunder einer neuen Lebensmoral fanatisch
verfochten hat. Denn so richtig das Wesen des Krieges damit gekennzeichnet
wird, ebenso gewiß ist der Machtwill« nicht der höchste, sondern der roheste Aus-
druck des Willens zum Dasein, den das Leben bekundet.
Schopenhauer, der große Lehrer Nietzsches, hat zuerst das sehnende Drängen
des Lebens als ein suchendes Wollen klar erkannt; und wenn sein Schüler auch
der feinere Poet war, so muß doch der ältere Meister als der schärfere Denker
gelten, da er die Urkraft alles Erdenlebens auf dessen unbedingten Willen znm
Dasein zurückführt und so sein Wesen erklärt. Denn dieses Durchaus-enstieren-
wollen ist das erste und letzte, das wir vom belebten Erdenstoffe und seinem
Streben aussagen können: der sich organisch bewegt und sinnlich empfindet, was
leben heißt; der seine Bewegungs- wie Empfindungsorgane weiter ausbildet
und deren Kräfte zunehmend entwickelt, so daß diese wunderbare Lebensentfaltung
sich überall als ein unaufhörliches Regen, Spielen, Arbeiten, Kämpfen, Schaffen,
Streiten und Bekriegen kundgibt.
Das Leben will sich nähren, muß sich wehren,
es will sich fortgebären und vermehren,
zuletzt im Menschen will's sich selbst erklären,
sein Dasein zu veredeln und verklären.
Wohl ist das Erdenleben als ein Kampf ums Dasein mit Recht bezeichnet
worden; aber heißt denn Kämpfen schon Kriegführen und Lebensvernichten?
Der Kampf strebt bloß nach der Unterwerfung, der Krieg aber nach dem blutigen
Untergange des Gegners; der Kampf erhöht das Leben, der Krieg aber führt
zum Tode! Beide Formen des Lebensstreites lassen sich auch in der Pflanzen-
und Tierwelt beobachten; immer jedoch entsteht solcher Wettkampf aus Lebens-
not, nicht aus dem Daseinsübermute einzelner. Oder fände auch bei niederen
Lebewesen derselbe Wille zur Macht schon seinen Ausdruck, wie die blutige Herrsch-
gier beim Menschen? Es will da und dort so scheinen. Wie aber erklärt sich
dieses Rätsel?
Wir Menschen haben erkannt, daß der Lebenswille sein ursprüngliches Tast-
vermögen vielseitig, auch immer feiner, entwickelt, und so bei höheren Lebe-
wesen allerlei Sinne herangezüchtet hat, die wir Menschen mit Recht unsere
emsigen Diener nennen. Aus deren steten Wahrnehmungen entstehen jene Ge-
samtempfindungen: unsere persönlichen Lebensgefühle, die wir auch aus uns
herausstellen und zu unpersönlichen Gedanken verdichten können. Solches ge-
schieht, wie alles Sinnestun, in der Zentralstelle jedes geistigen Geschehens, wo

unser fühlendes Gemüt und der denkende Verstand ihre besonderen Organe be-
sitzen. Beide sind die treuen Räte unseres Willens und haben gleiche Rechte;
vereint, heißen wir sie unsere hohe Vernunft. Wenn ein Mensch mit gesunden
Sinnen stets sein Fühlen und Denken um Rat befrägt, so will und handelt er
richtig. Solch ein Lebenswille wird im Streitfalle mit Seinesgleichen nie den
Kampf auf Leben und Tod wählen, sondern wird bereit sein, sich zu vergleichen
und zu vertragen: denn dahin zielt die rechte Lebensweisheit der Vernunft.
Freilich sind die Willens-, Geistes- und Körperkräfte sehr verschieden
gemischt; auf solche Veranlagung aber kommt alles an, sowohl bei Einzelnen, wie
bei den Völkern. Wo zu heftige Lebensgefühle — das sind die Leidenschaften —
über den Verstand obsiegen, oder wo eine zu schwache Vernunft dem überstarken
Willen unterliegt, da — kommt es zum Kriege.
In der Tat kann man fast alle Kriege auf erregte Volksleidenschaften oder
auf die Herrschsucht der Regierenden zurückführen; ganz selten werden reine Not-
wehrkriege geführt. Im ersten Falle kommt der Naturwille zum Leben, im
zweiten der Wille zur Macht, im dritten der Wille zur Kultur zum Ausdrucke.
Daß letzterer dem höchsten Lebensdrange entspricht, ist wohl kein Zweifel: Denn,
wenn das Leben auf diesem Planeten einen Sinn hat, so kann es doch nur der
sein, ihn menschlich zu kultivieren, um dem sich immer höher entfaltenden Leben
eine sichere Stätte zu bereiten.
Daß jede Kultur aber besser im Frieden wie im Kriege gedeiht, ist doch
gewiß. Darum gebietet das heilige Leben, das in uns lebt und webt: Arbeitet
unabläßlich, ihr Menschen, und kämpft im friedlichen Wettbewerbe miteinan-
der; gemeinsam aber bekriegt jene dunklen Mächte und vernichtet alle schlimmen
Feinde, die als rohe Naturkräfte oder niedere Lebewesen euch ringsum noch
entgegenstehen, um euern Aufstieg zu höheren Lebensformen zu hindern! . . .
Wer auf die Stimme seines Lebens achtsam lauscht, der wird die Weisheit solcher
Lehre wohl begreifen und wird erkennen, daß unser Wissen, Glauben und Kön-
nen, philosophisch vereinigt, daraus spricht.
Freilich stehen wir gerade jetzt mitten in einem tobenden Völkerkriege, der
alle hohen und niederen Leidenschaften der Menschen entfesselt zeigt. Aber
auch er wird einmal zu Ende gehen; und die Völker werden sich dann besinnend
an die Stirne greifen und fragen: Warum eigentlich? ... Es war ein wüster
Ausbruch wilder Machtgier, der die Volksgewalten rings um Deutschland
antrieb, dieses gefestigte Reich zu vernichten; und besonders Englands Herrsch-
sucht offenbarte sich damit als ein unbändiger Wille zur Macht. Frankreich
wurde von seiner gekränkten Ehrsucht zum Kriege verleitet, der allerdings sich
aus dem Siege von 1871 folgerichtig entwickelte. Aber war es nicht wieder der
Machtwille eines ehrgeizigen Spielers, der jenen hervorgerufen hatte!
Doch kämpfen wir zunächst diesen uns aufgezwungenen blutigen Krieg zur
Verteidigung unserer Kulturgüter mutig durch, und führen wir ihn so menschlich

weiter, wie es bisher uns möglich gemacht wurde. Bei einem künftigen Friedensschlusse sollte das deutsche Volk aber darauf achten, daß die starken Gemütskräfte seiner Volksvertretung und die klugen Verstandeskräfte seiner Regierung den Lebenswillen unseres Staates so vernünftig beraten, daß dieser die rechten Entschlüsse faßt, die eine lange Friedenszeit verbürgen. In Deutschlands Hand ruht nicht nur das Schicksal Europas und die Zukunft abendländischer Kultur; sondern aus seinem Schoße könnte auch der künftige Weltfriede erblühen: die Sehnsucht aller Völker — wenn unser Reich, nach innen wie außen gefestigt, den andern vorausgeht und die rechten Willenswege zieht. Möge die Gottheit des Lebens unserem Willen die richtige Weisheit verleihen!

Dl. Kurt de Vra:

Deutschtum und Pharisäertum.

In keiner Zeit hat sich das deutsche Volk so viel mit sich selber beschäftigt und beschäftigen müssen, wie in der außergewöhnlichen Gegenwart. Das ist vor allem seelisch gemeint. In keiner Zeit finden sich so viel Äußerungen der deutschen Volksseele von und über sich selber, so viel heiße Unterredungen des deutschen Gewissens mit sich selber, so viel elementare Offenbarungen und erschütternde Aussprachen dessen, was sonst — vielleicht oft allzu tief — im Herzensgrunde der Deutschen geschlummert hat. Das alles muß so sein, und nur das Umgekehrte wäre ein Wunder. Ein Volk und eine Volkskultur, welchen in so umfassender und rücksichtsloser Weise die Eristenzberechtigung von allen Seiten bestritten wird, drückt gewiß zunächst sein eigenes Selbst mit naturhafter Selbstverständlichkeit aufs kräftigste durch mit den Waffen in der Hand, wie das unser deutsches Volksheer mit herrlichem Erfolge leistet. Aber darin zeigt sich die Kulturhöhe des deutschen Volkes, daß es auch jetzt schon zwischen den Schlachten und während der Blutopfer das Bedürfnis empfindet, seine eigene Sache wie die seiner Gegner auf den Wagschalen des Gewissens zu wiegen, sich selbst und seine Feinde möglichst gerecht und sachlich richtig im angemessenen Verhältnis zu den vorliegenden Behauptungen und Ansprüchen durchzuprüfen und abzuschätzen und danach mit gesammelter Kraft Leibes und der Seele in den Werken und Notwendigkeiten des Krieges und des Friedens fortzufahren.

Diese durch innere Not geheischte und gewissensmäßig geforderte Selbstuntersuchung und Selbsteinschätzung des deutschen Volkes der Gegenwart läßt sich nun, wenn wir das an vielen Stellen zerstreut Geäußerte zusammenzufassen

suchen, dahin nach ihren Ergebnissen aussprechen, daß das deutsche Volk für sich eine besondere Mission, eine besondere Berufung, eine besondere Aufgabe, eine besondere Stelle — nicht naiv und grundlos beansprucht, wohl aber als Resultat seines Forschens und Schauens im Räderwerk des Weltgeschehens gefunden zu haben glaubt. Immer wieder erleben wir, wi« das deutsche Volk als Menschheitsvolk, die deutsche Bildung als Menschheitsbildung, die deutsche Kultur als Herz oder Gewissen oder Gehirn der Menschheit, und wie die Ausdrücke alle heißen mögen, ausgesprochen und angesprochen werden. Auch die Schriften, die sich nicht so ausführlich und grundsätzlich mit dem volklichen Streben nach Selbsterkenntnis und Selbstprüfung beschäftigen, die sich mehr mit der Siegeshoffnung und deren politischer Verknüpfung abgeben, reden auffallend wenig von einer äußeren Machtsteigerung und einem gec-graphischen Machtzuwachs, von dem zu erhoffenden politischen und volkswirtschaftlichen Kraftgewinn des Vaterlandes. Dagegen wird immer wieder in anderen Ausdrücken gesprochen und gekündet von einem zu errichtenden Weltreich des deutschen Geistes und von dem beginnenden Siegesfluge der deutschen Kultur über den Erdball. Was früher deutsche und deutscheste Dichter und Philosophen in unbegriffener Einsamkeit und scheinbarer Verträumtheit aussprachen, das empfindet jetzt in der weltgeschichtlichen Entscheidungsstunde die gesamte Volksgemeinschaft mit tiefer Rührung als hellseherische und ewigkeitliche Aussprache des tiefsten Volksbedürfnisses, das bei den Deutschen auf den Gewinn einer inneren seelischen Stellung zu den unerhörten Ereignissen gerichtet ist. Welcher Unterschied auch hierin zwischen den Deutschen und ihren Angreifern, die zwar sehr viel hohe Worte im Munde führen von der ihnen aufgetragenen Vernichtung des deutschen „Barbarentums" zu höherer Ehre aller Weltkultur, die aber auffallend wenig sich darüber äußern, unter welchen Kultureinfluß sie die Welt nach ihrem Siege bringen wollen, und in welchen Portionen der angelsächsische, französische und russische Kulturbrei gemischt und der Menschheit dargereicht werden soll.

Ein Freund von mir, mit dem ich dies einmal durchsprach, meinte nun:

So schön und schmeichelhaft all das klingen mag, was das Deutschtum an Selbstaussage und Selbstüberzeugung in dieser Zeit beizubringen vermag, sicherlich liegt hier doch etwas vor, worin nicht nur eine leichte Geschmacklosigkeit, sondern eine nahezu sittliche Gefährdung oder zum mindesten das bedrohliche Anzeichen einer solchen zu erblicken ist. Muß ein Volk, das gewohnheitsmäßig längere Zeit hindurch in so großen Ausdrücken von sich redet, nicht in die vergiftende Nähe des Pharisäertums geraten? Ist nicht allzu oft und allzu viel in hochgehenden, um nicht zu sagen hochtrabenden, Wendungen von der Ausnahmestellung, welche dem deutschen Volke seine universale Mission anweist, geredet worden? Könnte von hier aus nicht eine bedenkliche Freude an phrasenhafter Berauschung Platz greifen? Hat nicht sogar Schiller, der sicherlich keine gedämpfte Ausdrucks-

weise liebte und gern in edler Getragenheit das Gedachte und Empfundene aus-
sprach, das merkwürdige Fragment, das „Deutsche Größe" betitelt ist und in
dem sich unter den anderen granitnen Aussprüchen der denkwürdige Satz findet:
„Iedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die
Ernte der ganzen Zeit," hat nicht sogar Schiller es vorgezogen, seine Ausführun-
gen bei Lebzeiten nicht zu veröffentlichen, so daß erst das Durchforschen des
Nachlasses das deutsche Volk um dies köstliche Kleinod seines großen Dichters
bereichert hat?
Was ist wohl zu erwidern, wenn treue Vaterlandsfreunde Bedenken der
angegebenen Art äußern? Wie kann man die aufrichtig geoffenbarte Sorge,
daß das Deutschtum der Gegenwart sich selbst in die bedrohliche Nähe des Phari-
säertums setze, am ehesten und besten entkräften?
Erstens: Nie darf vergessen und außer acht gelassen werden, unter welchen
Zeitumständen und in welcher Zeitlage jene spontanen und gewaltigen Äußerun-
gen über den einzigartigen Weltberuf des Deutschtums hervorbrachen. Erst als
die universale Verneinung erfolgte, erst da erfolgte die universale Bejahung.
Als die Völker der Erde, die sich selbst als die eigentlichen Kulturnationen bezeich-
neten, sich gegen das Deutschtum zusammenballten und ihre Nernichtungsabsicht
mit Wort und Waffe predigten, da reckte sich das deutsche Volk zum heiligsten
Selbstbewußtsein geweckt hoch empor, und das deutsche Volksgewissen empfand
auf einmal die Notwendigkeit, von dem Beruf und dem Verhältnis des Deutsch-
tums zur Allheit laut zu künden. Als ihm jede Verknüpfung mit der Kultur
abgesprochen werden sollte, da sprach das deutsche Volk seinen unverlierbaren
Zusammenhang mit der Weltentwicklung laut und kräftig an und aus. Edler
konnte der Vorgang nicht sein! Kein Deutscher kann daran zweifeln, daß Schiller,
hätte er wie Fichte die Iahre der Knechtung der Deutschen und der Beugung
ihrer Kultur unter die Fremdherrschaft erlebt, jene herrlichen Worte von der
universalen Sendung des deutschen Volkes und seiner Kultur laut verkündet
hätte, wie es das Deutschtum von seinem nationalsten Dichter erwarten durfte.
Nach der Eigenart von Drohung und dem Eigenwert des Bedrohten richtet sich
allzeit die Abwehr und die Selbstbehauptung des Angegriffenen. Universal
äußert sich die Bedrohung und die Vernichtungsabsicht, universal offenbart sich
die Selbstsetzung und Selbstdurchsetzung. Die Formel ist eigentlich furchtbar
einfach. Der Negation entspricht die Position. Hat das englische Gold die
Völker der Erde von den Küsten des Mittelmeeres bis zu den Gestaden des Stillen
Ozeans zusammengekauft und zusammengepeitscht zum Zerstörungskampfe gegen
das deutsche Volk, so hält das Deutschtum nunmehr denselben Völkern der Erde
einige gewaltige Predigt der Waffen und kündet von der Notwendigkeit seiner
Erhaltung im Sinne der Weltkultur. Universalität auf beiden Seiten! Fragt
sich nur, wo die tiefere Auffassung herrscht. Unsere Gegner müssen das, was
sie angeblich zusammenhält, ihre umfassende Mission der Vernichtung des deut-

schen Barbarentums zur größeren Herrlichkeit der Kultur, rein äußerlich und
geographisch-politisch verstehen. Das ist das Einzige, was an ihrer Sache nach
Größe aussieht. Der Deutsche faßt das Eigentümliche und die allgemeine Be-
strittenheit seiner Stellung innerlich und seelisch auf und leitet das herzhaft
ergriffene und verstandene Recht daraus ab, zu dem Erdball von der einzigartigen
Verknüpfung des Deutschtums mit den Kräften der Ewigkeit und der einzig-
artigen Dienstbarkeit der deutschen Kultur gegenüber dem Geiste der Zeiten zu
reden. Wo ist da der edlere Begriff von Größe, auf welcher Seite die bessere
und würdigere Auffassung von Universalität! Ganz selbstverständlich hat die
Not der Stunde, diese gewaltige und unvergleichliche Geburtshelferin, das
deutsche Volksgewissen zu Waffen aus dem Arsenal greifen lassen, in dem
die edelsten deutschen Geister, die deutschesten Künder und Aussspreche? deutscher
Volksindividualität, gewebt und gewirkt haben. Das deutsche Volk fühlte eben,
daß nur diese geistigen Waffen würdig waren, zusammen mit den deutschen
Kriegswaffen im Weltkriege geschwungen zu werden. Voll Rührung und Dank-
barkeit erkennt das Deutschtum der Gegenwart nunmehr, wie sehr die oft unver-
standenen Vorkämpfer seines Wesens in Dichtung und Weltanschauung die
geistigen Rüstzeuge vorbereitet und fertiggestellt haben, mit denen nicht zum
wenigsten heute die Weltentscheidung herbeigeführt wird. Auch darin erblickt
der Deutsche nunmehr einen köstlichen Beweis für die besondere Stellung des
Deutschtums im Weltgeschehen, daß die national ausgeprägtesten Volkspersönlich-
keiten immer in dieser geheimnisvollen und urtiefen Weise von dem Weltberufe
des Deutschtums gesprochen haben. Da sie den heißen Kampf, die Weltaus-
einandersetzung, nicht erlebten und nicht erleben konnten, trieb sie ihr prophetisches
Gemüt, alles zu tun, um im Geiste bei ihrem Volke zu sein und zu bleiben
und ihm in seiner furchtbarsten und kritischsten Entscheidungsstunde treu zur
Seite zu stehen. Und indem wir uns im Geiste an jene Vorbilder deutschen
Wesens anschließen und auch ihre Ausdrücke von „deutscher Größe", dem „Welt-
reich des deutschen Geistes", dem „heiligen Herz der Völker" usw. usw. gern
und freudig übernehmen und anwenden, bekunden wir damit kein nationales
Pharisäertum, sondern wir lassen uns von dem Geiste der Besten und des Besten
des Deutschtums stärken und stählen, heiligen und weihen, läutern und kräf-
tigen. Das Gegenteil wäre ein Wunder und ein betrübliches Zeichen, wenn
nämlich das Deutschtum der notschwersten Stunde nicht die winkenden Hände
ergreifen wollte, die sich ihm aus seiner großen Geistesgeschichte entgegenstrecken,
nicht den Blick der fest auf ihm ruhenden Augen erwidern wollte, die treu und
ernst aus hoher Vergangenheit auf ihm ruhen, nicht Herz und Sinn auf das
richtete, was seine verehrtesten und geliebtesten Männer als seine ewige Be-
stimmung hinstellten. Der Gutwillige und Verständige, auch wenn er kein Deut-
scher ist, muß und wird einsehen, daß mit innerer Notwendigkeit die hohen und
edlen Worte vom Deutschtum und seiner Stellung in der Welt wieder lebendig

geworden sind. So wahr alles Gute und alle Guten in der Welt wahlverwandt sind und ihre innere Verwandtschaft im heißen Erlebnis verspüren können, so sicher wird sich die Überzeugung jedem weltgeschichtlich Einsichtigen einmal aufdrängen, daß die zeitüberragende Tat der Durchsetzung und Behauptung des deutschen Volkes inmitten der dräuenden Zeitlichkeit ebenso ewigkeitsgewollt war, wie der formale Ausdruck, der diesen heldenhaften Siegfriedskampf gegen den vielköpfigen Drachen von vollendeter Scheußlichkeit begleitete, im tiefsten Sinne und vom höchsten Standpunkte notwendig war. Für ein Volk, das sich gegen einen oder zwei Nachbarn zu behaupten strebt, mag in seinem Kampfe die einfache einzelnationale Selbstbehauptung, die chauvinistische Motivierung aus dem biologischen Konkurrenzkampfe heraus genügen; für das deutsche Volk, dem nahezu die gesamte Welt seine Eristenznotwendigkeit als Staats- und Kulturnation mit den Waffen abzusprechen strebt, reicht die universalste Motivierung menschheitlicher Art und deren Aussprache mit den Mitteln der herrlich hohen Geistesgeschichte des Deutschtums gerade aus. Der platonische Sokrates spricht es in stolzer Gelassenheit aus, daß er es für unmöglich hält, daß dem besseren Manne von dem schlechteren Manne ein Schade zugefügt werden kann. Auch gegen das deutsche Volk ist ein Prozeß angestrengt, bei dem es um Sein oder Nichtsein geht. Trotzdem hört man fast nie eine Behauptung, nach der das deutsche Volk sich für das bessere ansähe und danach sich für unbedrohlich hielte. Vielmehr wird nur immer wieder die Gewissensüberzeugung laut und heiß verkündet, daß das deutsche Volk seine Sache für die bessere hält und seine menschheitliche Sendung für unzerstörbar ansieht. Diese großartige Sachlichkeit bildet den genauesten Gegenpol zu allem Pharisäertum, das ja in dem Nichthinauskönnen über Persönliches, Engpersönliches, Allzupersönliches wurzelt.

Zweitens: Allerhand Neigungen, Fähigkeiten, Eigenschaften hat der Deutsche im Laufe der Geistesgeschichte offenbart, aber Talent fürs Pharisäertum hat er bis jetzt erfahrungsgemäß auffallend wenig bewiesen. Wie oft ist nicht mit Bedauern die dem Ausländischen so weit entgegenkommende und so gern vor allem Fremden im angeborenen Unterlegenheitsgefühl zusammenknickende Art der Deutschen von scheltenden Patrioten festgestellt worden. Ist wohl anzunehmen, daß diese tiefeingewurzelte Eigenart der Deutschen, die vielleicht nur die unerquickliche Kehrseite zu seinem weltweiten Gerechtigkeitsstreben, seinem umfassenden Anerkennungsvermögen darstellt, so ganz plötzlich, so mit einem Mal jäh und radikal ausgerissen wird? Ist eigentlich zu vermuten, daß der Deutsche unter dem Eindrucke der gewaltigen Erfolge im Weltkriege und verführt durch die pathetische Sprache aus Vergangenheit und Gegenwart in den entgegengesetzten Fehler maßloser Selbstüberhebung und dünkelvollen Nichtanerkennens der nationalen Vorzüge anderer Völker verfällt? Dem geschichtlich denkenden Menschen wird es wenig wahrscheinlich vorkommen, daß ein Volk unter dem Einfluß bestimmter geschichtlicher Ereignisse, und seien sie selbst so einschneidend wie der Welt-

krieg, sich von Grund aus verändern, eine ganz neue innere Stellung zu sich selbst und zur Menschheit einnehmen und sein eigenes Wesen sozusagen auf den Kopf stellen wird. Für jedes psychologisch begründete Urteil über die bei allen Schwingungen und Wandlungen beharrende organische Einheitlichkeit der Völkercharaktere würde das einen Schlag ins Gesicht bedeuten. Nach allen Wahrscheinlichkeiten geschichtlicher und seelischer Herkunft ist der Glaube gerechtfertigt, daß dieser größte Völkerkrieg der Zeiten nur das notwendige an geistiger Rückgratstärkung und wahrhaftigem Selbstbewußtsein und nur das Unentbehrliche und nicht mehr in dieser Richtung für das Deutschtum heraufführen wird, aller Unwürdigkeit und Schwäche und allem Mangel an richtigem Nationalstolz aber endgültig das verdiente Ende bereiten wird. Der Deutsche hat so gar kein Talent zum Nationalpharisäer. Bester Beweis war stets die geringe Verbreitung und die wenige Liebe, deren sich alle Versuche erfreuten, so etwas wie Chauvinismus auf deutschem Boden zu züchten und zu pflegen. Der Deutsche empfand ganz instinktiv mit Recht diese Versuche, englisches oder französisches Verfahren mit deutschen Mitteln schwächlich zu kopieren, als etwas Unorganisches, Fremdes, Undeutsches, als ein zu arges Fremdgewächs, dessen Wachstumsbedingungen auf deutschem Boden zu wenig gegeben waren. Der Volksgeist hielt sich hi.'r fern in wundervoller Ahnung seiner eingepflanzten Weltbestimmung, und so mußte der Chauvinismus auf deutscher Erde wie eine Pflanze im heißen Sande, der keine Feuchtigkeit zu Hilfe kommt, jäh und früh verdorren. Auch deutscher Ehrgeiz kann sich einen Imperialismus denken, aber dieser Imperialismus sucht sich seine Heimat auf einem anderen Gebiete, als wo der britische oder russische Imperialismus zu Hause ist. Wort und Sinn des ausländischen Imperialismus werden vergehen, verwelken, versinken vor der adligen Welt- und Völkergesinnung des Deutschtums, wie sich in der Entwicklungsgeschichte der Lebewesen die niedere Art vor der höheren Art zurückzuziehen genötigt ist.

Drittens: Gewiß hat sich das deutsche Volk besonders oft und gern als das Menschheitsvolk bezeichnet oder sich so bezeichnen lassen. Unter all den erhöhten Ausdrücken, die diese Ausnahmezeit wiederum geläufig gemacht hat, muß diese Benennung als die glücklichste erkannt werden. Denn wenn wir den Sinn der beigelegten Eigenschaft richtig auffassen, so ist die Möglichkeit jedes Pharisäertums radikal beseitigt. Nicht als Gottheitsvolk, sondern als Menschheitsvolk hat die deutsche Volkheit sich in gesteigerten Zeiten mit gesteigertem Ausdruck empfunden und bezeichnet. Der Unterschied ist gewaltig. Gottheitsvölker sind Völker der Ausschließlichkeit, Menschheitsvölker sind Völker der Einschließlichkeit. Iene schließen von ihrer Stellung, ihrem Besitze, ihrer Erleuchtung alle anderen Völker aus oder lassen sie höchstens nach vollzogenem Selbstverzicht auf jede Eigenheit als eine Art Proselyten zu, diese suchen alles Wert, volle der Nationen mit herzlicher Zustimmung in sich einzuschließen, ihre wahre Eigenart durch schöne Anerkennung herauszuholen und so im menschheitlichen

Sinne das Ewig-Nationale steigernd zu verwerten. Umfassend und unglaublich
ist bei den Gottheitsvölkern sowohl ihr Ansprechen für sich selbst, als ihr Ab-
sprechen bei den andern. Das Menschheitsvolk spricht nicht ab, sondern streift
nur die unnötige zeitliche Schale ab und nimmt den echten, aufhebenswerten
Kern durch warmes und festes Anerkennen in den Ewigkeitsschvß der Menschheit
auf. Gewiß steckt in der Selbstbenennung und Selbstauffassung als Mensch-
heitsvolk auch ein Anspruch auf eine Einzigartigkeit und eine Bevorzugung,
aber es ist kein Pochen auf eine über alle Menschenvölker erhöhte Stellung,
sondern eine dankbar-stolze Feststellung eines inmitten der Menschheit zugewiesenen
Berufes. Das Gottheitsvolk fühlt sich üb er die anderen Völker und die übrige
Menschheit emporgehoben, das Menschheitsvolk fühlt nur, daß es für die
Menschheit etwas ist und sein soll. Darin decken sich die Weltherrschaftsvölker
mit den Gottheitsvölkern, von denen sie vielleicht nur die moderne Form dar-
stellen, daß sie mit dem Gefühl geschichtlich arbeiten, daß ihnen alle anderen
Völker irgendwie hörig und verpflichtet sind und bei einem Nichtbeugenwollen
unter dieses Ioch eine einfache Knechtung zu gewärtigen haben. Die Menschheits-
völker dagegen vollbringen ihre geschichtliche Arbeit mit dem Gefühl, daß alles
Edle im fremden Volkstume einmal seine eigene menschheitliche Verwandtschaft,
deren Empfindung vielleicht nicht in allen Völkern gleichzeitig zu stark sein kann
nach einem Allmählichkeitsgesetze der Entwicklung, finden, begreifen und beseli-
gend erleben wird. Wie überraschend stark ist nicht beispielsweise im deutschen
Volke der Gegenwart die Stimmung dafür lebendig, daß wir diesen Krieg letzten
Endes selbst im Interesse unserer Gegner für die Menschheitskultur führen, und
daß unsere Feinde diesen Zusammenhang einmal aus freier Überzeugung aner-
kennen werden. Welcher Unterschied zwischen dieser Stimmung, die das Köst-
liche der fremden Volkskulturen mit freudiger Zustimmung bejahen will, und dem
Gerede der Feinde, die von der Notwendigkeit der Vernichtung deutscher Kultur
wahnsinnig träumen. Wahrlich, die Deutschen sind nicht umsonst in die Schule
ihrer Großen, eines Lessing, Goethe, Schiller, Fichte, gegangen. Gottheitsvolk
und Menschheitsvolk, der Anspruch auf eine Prädestination liegt in beiden Be-
griffen, aber welcher fundamentale Unterschied: Hier universale Völkerhörigkeit,
hergestellt durch Dasselbigkeit des Iochs und äußerlicher technischer Zivilisation,
hier universale Völkergemeinsamkeit im Besten, Edelsten, Tiefsten menschlichkeit-
licher Auffassung und innerlicher seelischer Kultur. Diese großen wahrhaft welt-
geschichtlichen Gegensätze stehen jetzt zur Entscheidung. Darum ist der Aufein-
anderprall so ungeheuerlich wie noch in keinem Kriege, den die Welt bisher
geschaut hat. Das niedere Prinzip wird nicht einfach zurückgescheucht und begibt
sich nicht schwächlich zur Ruhe, sondern, ehe es vollkommen besiegt wird und end-
gültig begraben werden kann, tobt und wütet es noch wie der Drache bei und
nach seiner Besiegung durch den Lichthelden Siegfried.

Genug und übergenug ist eigentlich gesagt. Unsere Feinde, die sich über

unsere Selbsteinschätzung ärgern und daran Anstoß nehmen, folgen der geschichtlichen Notwendigkeit unvereinbarer Gegensätze; die scheelsüchtigen neutralen Völker, die gleichgültig oder spöttisch den Ausdruck unseres Selbstbewußtseins begutachten, können uns damit gar nicht beleidigen. Der allzu gewissenhafte Deutsche aber kann sich wirklich mit ganzem Herzen der hohen Freude darüber hingeben, daß die hohe Zeit uns wiederum den gesteigertsten Ausdruck für den volkhaften Inhalt deutscher Selbstachtung beschert hat: Menschheitsvolk. Das deutsche Menschheitsvolk vermag diesen Titel nicht als eine Unendlichkeit des Habens und des Besitzes, des Anspruches und des Prahlens, sondern vielmehr als eine Unendlichkeit des Sollens und der Verpflichtung, der Berufung und des Auftrages zu fühlen und aufzufassen. Nur wer sich selbst Großes zutraut, kann Großes leisten. Das gilt für Individuen und Völker. In diesem Sinne muß die Selbstauffassung des deutschen Volkes als Menschheitsvolk als der unvergleichbare Impuls gewertet werden, der unser Volk auf der wahren Ewigkeitslinie des unter Umständen sich selbst verzehrenden Dienstes für die Menschheit und Menschlichkeit allezeit fortbewegt.

Keine Angst, daß sich unser Volk unterwegs in der fabelhaften Verwirrtheit der reinen Mittel und der äußerlichen Zutaten, die mit der neueren Kultur verknüpft ist, verliert und die innerliche seelische Eigenart seiner Bestimmung als Vortrupp der Menschheit aus den Augen setzt. Das deutsche Volk hat sich stets als das reinste Zweckvolk im menschheitlichen Sinne erwiesen. Es ist noch nie im nackten Mittel stecken geblieben, wie unsere Gegner, wie die Engländer z. B. in der unglaublichen Steigerung der technischen Fähigkeiten des Menschen, in ihrer kaufmännischen Nutzbarmachung über den Erdball hin zu Gunsten der besitzenden Oberschicht eines Inselvolkes und in dem gesellschaftlichen, seelenlosen, ganz formal-konventionell erstarrten Machtgenusse der Kaste, wie die Franzosen z. B. in der überwuchernden Pflege der rollenden Phrase und der schönen Geste, wie die Russen z. B. in der orientalischen Anhäufung bloß despotischer Macht und unverdauter Provinzen und Völker. Nie das deutsche Volk seine ganze Kulturentwicklung recht eigentlich in den Dienst des Menschlichkeitsgedankens gestellt hat und Wert und Würde aller Kulturerfolge nur in der Beziehung zum ewigen unverlierbaren Zweck der Menschheit gesehen hat, so kann auch nach der Auffassung des Deutschtums Weltkrieg und Weltsieg nur als Mittel im Dienste ewiger menschheitlicher Zwecke gewertet werden. Der Deutsche will nicht willkürlich und zufällig kriegen und siegen, sondern er will alles einem Sinn verdanken und einer Führung zuschreiben. So wählt er denn auch für diesen größten Krieg, der ihm nicht Selbstzweck und nicht Mittelpunkt, sondern nur Anfang zur größten Entwicklung erhabenes Mittel zum herrlichsten Zweck, zum wahren Weltfrieden bedeutet, so wählt der Deutsche auch für den Weltkrieg und die von ihm aufgedrungene seelische Ausrüstung die universalste Motivierung des Nationalgewissens, die ihm in dem Namen Menschheitsvolk

geborgen liegt. Menschheitsvolk — das bedeutet uns kein Pharisäertum und keine Überheblichkeit, sondern ein feierliches Gelübde aus großer und ernster Zeit, das die gewaltigste Not zum besonders häufigen Ausspruch gebracht hat und das schon nicht durch gedankenlose Häufigkeit des Plapperns entweiht werden wird. Dafür wird der Geist unseres Volkstums sorgen, die deutsche Volkheit.

M. Sobotta:

Saloniki.

Das alte Saloniki ist durch den Weltkrieg wieder zu weltgeschichtlicher Bedeutung gelangt — es ist die Zufluchtsstätte der Ententebalkanvölker, die die griechische Stadt an dem blauen Meerbusen am Abhange des 1200 Meter hohen Berges Kissos (Chortiasis) besetzten.

Vom Meere aus gewährt die Stadt mit ihrer Zitadelle, ihren Moscheen und Kuppeln, mit den hohen Mauern und vielen Türmen einen gewaltigen Anblick, amphitheatralisch baut sie sich vor dem Beschauer auf, der sich ihr vom Hgiiischen Meere naht. Der Hafen wird von einem Fort beim Zollamt und dem Fort Platamona geschützt. Die Schanzwerke liegen in einem Halbbogen um Saloniki, von einem Ufer im Nordwesten bis zum andern im Südosten, zum Weißen Turm reichend.

Im Innern sind die Straßen meist eng, winkelig. Hier, wie in der Vorstadt Kalamaria flutet neben den Trümmern des Altertums das moderne Leben, hier herrscht der orientalische Bazar, denn Saloniki ist nach Konstantinopel die bedeutendste Handelsstadt des Orients, zugleich die Balkanstadt, die, wetteifernd mit Athen und Konstantinopel, eine Fülle von historischen Denkmälern des Altertums aufweist. Allerdings siegte in manchen Stadtteilen das moderne Europä«rtum aufdringlich genug über das orientalische Gepräge, umsomehr als nach dem Brande 1890 der Südosten der Stadt neu aufgebaut wurde.

So bietet Saloniki starke Gegensätze dar, denn es spricht in seinem Aufbau und in seiner Bevölkerung die Sprache der Vergangenheit und der Gegenwart.

Die Geschichte Salonikis reicht zurück bis in die vorchristliche Zeit. Das alt« Thessalonike wurde hier 315 v. Chr. von Kassandros an Stelle der alten Stadt Thermae gegründet. Der Erbauer nannte den Ort Thessalonike zu Ehren seiner Frau, Schwester Aleranders des Großen. Starke Mauern wurden zur Befestigung der Hafenstadt angelegt, denn hier war der bedeutendste Hafen Mazedoniens und die Schutzwehr einer Heerstraße, die in der Römerzeit von Durazzo

(Dyrrhachium) nach Byzanz führte. Noch heute ist die Stadtmauer eine Sehenswürdigkeit; an der Seeseite ist der Ring der Befestigungsmauer durchbrochen, weil neue Hafenanlagen Platz brauchten. Schon im Altertum hatten die Mauern die gewaltige Stärke von drei bis vier Metern, über hundert Türme erheben sich auf ihr. Um den Besitz Salonikis wurde in alter Zeit wegen seiner Bedeutung für den Seehandel gerungen. Von der Riesenmauer schaute man weit hinaus und verteidigte sich gegen Feinde, die gegen die Mauer prallten und sich zum Angriff rüsteten.

Galt die Stätte schon durch die Wirksamkeit des Apostels Paulus und seine Begründung der Thessalonicher-Christengemeinde als geheiligter Boden, so wurde später Saloniki noch besonders geweiht durch die Kirche des heiligen Demetrios, eines Märtyrers aus der Zeit der Christenverfolgungen. Ihm zu Ehren wurde die Kirche an seiner Leidensstätte errichtet, und seitdem gilt Demetrios als Schutzpatron der so oft angegriffenen und verteidigten Stadt. Von Wallfahrten und Wunderheilungen erzählt seine Grabesstätte. Die Schutzmauer und den Schutzheiligen besaß Saloniki, und im Laufe der Iahrhunderte mußte sie den Feinden trotzen, oft auch sich andern Gebietern unterwerfen. Es widerstand den Belagerungen durch Goten, durch Slawen, aber durch schnöden Verkauf geriet die Hafenstadt unter die Herrschaft der mächtigen Republik Venedig, 1430 wurde sie von den Türken erobert, 1913 besetzten die Griechen — am Ehrentage des heiligen Demetrios — wieder ihre alte Stadt.

Ein buntes Völkergewimmel von Albanern, Griechen, Türken, Bulgaren, Walachen, Zigeunern, herrscht hier, doch die Iuden geben der Stadt und dem Hafen das stärkste Gepräge. In alter Zeit schon war Saloniki eine jüdische Kolonie Mazedoniens, und heute wohnen dort mehr als 80 000 Iuden, die als Erwerbszweige nicht nur den Handel, sondern auch Hafenarbeit wählen. Fast alle Bootsleute, Lastträger und Schiffsträger sind Iuden. Diese Arbeiter sind kräftige, breitschulterige Menschen. Die Iuden Salonikis sind strenggläubig; sie halten an den alten Vorschriften fest und dehnen die Sabbatheiligung soweit aus, daß sie am Sonnabend kein Handelsgeschäft betreiben. Sie lassen sich den Gewinn der von christlichen Kaufleuten absichtlich auf den Sonnabend gelegten öffentlichen Handelsmärkte entgehen, um im Glauben ihrer Väter den alten Satzungen der Sabbatheiligung treu zu sein.

Von noch stärkerem Idealismus beseelt ist in Saloniki die merkwürdige jüdische Sekte der Doumn^s, die 20 000 Iuden umfaßt. Sie sollen im fünfzehnten Iahrhundert einen Messias verehrt haben, Sabatai Sevi, der aus Kleinasien kam, die Ghettos des Balkans besuchte und bekehrte. Um dem Tode zu entgehen, trat er zum Islam über, seine Anhänger folgten seinem Beispiele des Glaubenswechsels. Die Nachkommen dieser jüdisch-islamitischen Sekte sind die in Saloniki abgesondert lebenden Doumnss, die sich durch Ehrlichkeit, Treue,

Wahrheitsliebe auszeichnen, die sich streng von den Mohammedanern, wie von den Iuden absondern und noch heut auf die Wiederkehr ihres Messias warten. So zeigt auch die Bevölkerung starke Gegensätze. Noch mehr treten diese durch die wechselreiche Geschichte der Stadt auf, die ihre Spuren in der Romantik des Altertums, in römischen Triumphbogen, in alten Burgen und Mauern, in herrlichen byzantinischen Kirchen, in Festungswerken der venezianischen Zeit neben modernen Geschützausrüstungen, technischen Einrichtungen der Neuzeit zeigt. —

Heute steht Saloniki im Brennpunkte der Weltgeschichte. Von dem Landungsplatz des Balkans gehen Eisenbahnen nach Monastir und Dedeagatsch, nach Doiran und Gewgheli. Am Südostufer erhebt sich der runde „Weiße Turm", das Wahrzeichen der Stadt im Hafen. Dieser ist sicher und geräumig und gestattet im Frieden Ein- und Ausfuhr auf Tausenden von Dampfern und Segelschiffen. Ietzt macht die Handelsflotte der Kriegsflotte Platz, die Pfade des Gebirges, die die Stadt umsäumen, dienen nicht mehr den großen Handelskarawanen, die Tabak, Baumwolle, Wolle, Erz und Seid« dem Hafen zur Ausfuhr brachten.

Trotz des mächtigen Seehandels, trotz seiner Eisenbahnen, Neubauten, Telegrapheneinrichtungen, trotz des modernen Lurus bleibt Saloniki ein Stück der alten Zeit, eine eigene Welt, denn die Trümmer des Altertums reden ihre alte Sprache in Höhlen und Gräbern, in Säulen und Statuen mit Inschriften. Moscheen und Kirchen ragen neben der uralten Zitadelle empor. Dazwischen gehen enge Straßen den Bergrücken hinauf, hohe Mauern umgeben schmutzige Höfe und prangende Gärten, in denen Wein, Obst, Blumen üppig gedeihen. Noch enger werden die winkligen Straßen und Gassen mit den oben weit vorstehenden Stockwerken, die gegenüberliegenden Dächer scheinen fast eine Einheit zu bilden, die in der Hitze des Sommers Schatten spendet. In diesen alten Stadtgegenden sieht man auch noch die vorspringenden Erker mit vergitterten Fenstern an baufälligen Häusern in den überdachten Straßen, die Iuden in ihren kaftanartigen Gewändern durchschreiten.

Welch anderes Bild bieten die modernen Hauptverkehrsstraßen! Bahnhof, Schule, Bankhaus, Zollhaus, Kaserne, Iesuitenkolleg, Fabriken erheben sich hier nach europäischem Muster. Am schönsten ist die Strandstraße, die zum „Weißen Turm" führt. Sie zeigt das Bild des flutenden Hafenlebens und des blauen Meeres, das Saloniki umspült. Es ist das Meer, das das Ringen der Völker in alter und neuer Zeit erlebt.

Viktor Zuckerkand«,
Vorstand und Generaldirektor der Oberschlesischen Eisen-Industrie, Aktien-Gesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb:

Zum wirtschaftlichen Bündnis Deutschlands mit Österreich-Ungarn.

Der Meinungsaustausch über die zukünftige Regelung des wirtschaftlichen Verhältnisses Deutschlands zu Österreich und Ungarn währt nun schon lange Zeit, ohne zu einem bestimmten Ergebnis geführt zu haben.

Der Wunsch, dem politischen Bündnis ein wirtschaftliches anzufügen, kam allseits zum Ausdruck. Über den Weg, dahin zu gelangen, gehen jedoch die Meinungen weit auseinander.

Das Streben nach der Zoll-Union ist in den Hintergrund getreten. Die Einführung von Vorzugszöllen, welche anderen Mächten gegenüber nicht in die Meistbegünstigung fallen sollen, dürfte zu großen Schwierigkeiten in den Verhandlungen mit diesen anderen Mächten führen und erscheint für Deutschland kaum gangbar. Wenn ein so bedeutender Kenner der wirtschaftlichen Verhältnisse, wie es der Vorsitzende des Vorstandes der Deutschen Bank, Herr von Gwinner*), ist, die sogenannte Preferenz glatt ablehnt, muß diese Stellungnahme Beachtung finden.

Es drängt sich die Frage auf, ob nicht die Möglichkeit vorliegt, einen Handelsvertrag zustande zu bringen, welcher in seiner Wirkung zu dem angestrebten Ziele führt. Mit diesem Gedanken hat sich auch schon der Befürworter der Preferenz, Geheimrat Sztersnyi, beschäftigt**).

Wenn ein Handelsvertrag und ein Zolltarif vom Gesichtspunkte des angestrebten wirtschaftlichen Bündnisses entworfen wird, so könnte er bei der geographischen Lage der in Betracht kommenden Staaten, bei Einführung von weitgehenden Erleichterungen im Grenzverkehr und im Veredelungsverkehr für bestimmte Waren und bei einer viel längeren Dauer, als die Handelsverträge mit den anderen Mächten vereinbart Würden, das angestrebte Ziel wohl auch erreichen.

Daß bei den Verhandlungen eines solchen Handelsvertrages sowie des Zolltarifes große Schwierigkeiten in Erscheinung treten werden, ist ganz außer

*) Neue Freie Presse vom 25. Dezember 1915.

") 6. u. 7. Heft. Wirtschaftliche Verbindung mit Deutschland von Josef Szterenyi.

Zweifel: die ehrliche Absicht jedoch, das Wirtschaftsbündnis zu schließen, könnte diese beseitigen.
Bei Regelung dieser Verhältnisse muß davon ausgegangen werden, daß durch die Neuordnung nicht Erschütterungen in der Industrie und der Landwirtschaft in dem einen oder anderen der beteiligten Länder herbeigeführt werden, worunter ich in erster Reihe verstehe, daß nicht gegen den bisherigen quantitativen Absatz, sowie gegen die bisherigen Warenerlöse, durch die Vereinbarung, zum Schaden eines der Staaten herbeigeführte erheblichen Verschiebungen eintreten, wobei natürlich die Verhältnisse, wie sie vor dem Kriege, also in normaler Zeit, lagen, in Betracht zu ziehen sind.
Daß eine solche Lösung nicht leicht sein wird, ist mir klar, sprechen doch außer den Zollsätzen noch viele andere Umstände mit, deren Folgen zum Teil gegenwärtig noch gar nicht übersehen werden können, wie: Änderung in den Transportkosten durch den Bau von Bahnen, Kanälen, Regulierung von Flüssen, Tarifmaßnahmen, Errichtung oder Auflösung von Kartellen, Verbänden und Syndikaten, wozu durch den Krieg noch die verschiedene Bewertung der Valuta hinzukam. Iedes einzelne dieser Momente ist geeignet, den vereinbarten Zollsatz in seiner Wirkung zu vermindern oder ganz aufzuheben.
Ich will dies an einem Beispiel zeigen: Aus Österreich wird eine Ware nach Deutschland zu Mk. 12,50 pro 100 Kilo, für welche Mk. 2,50 Zoll zu zahlen sind, eingeführt. Der Erlös beträgt demnach Mk. 12,50 weniger Mk. 2,50 Zoll, gleich Mk. 10,—, zum Normalwert der Mark wie vor dem Kriege; — also zu 118 gerechnet, bekommt der österreichische Fabrikant Kr. 11,80 nach Abzug des Zolles.
Beim gegenwärtigen Mark-Kurse von 146 beträgt der Erlös in Kronen 14,60; es liegt demnach ein Mehrerlös von 2,80 gegen die Normalzeit vor, d. h. beinahe die ganze Zollauslage ist durch die Kursdifferenz hereingebracht oder die hohe Bewertung der Mark in Österreich wirkt als Erportprämie in beiläufiger Höhe des Einfuhrzolles nach Deutschland. Der österreichische Crportour kann demnach jetzt seine Ware um Kr. 2,80 nach Deutschland billiger verkaufen und hat, in Kronen umgerechnet, dennoch denselben Erlös, welchen er früher bei der normalen Bewertung der Krone hatte.
Dieser Zustand kann ein vorübergehender sein, aber auch abgesehen davon, unterliegt die richtige Bemessung der Zollsätze großen Schwierigkeiten.
Der Schutzzoll für industrielle Produkte soll die Differenz in den Selbstkosten ausgleichen. Hier das Richtige zu treffen, ist kaum möglich, denn verschiedene Fabriken, welche ein- nnd dieselbe Ware in gleicher Qualität herstellen, haben je nach ihrer geographischen Lage, Güte ihrer Einrichtungen, Tüchtigkeit der Direktoren, Beamten und Arbeiter sehr verschiedene Selbstkosten.
So hat sich die Meinung festgesetzt, daß die österreichisch-ungarische Eisenindustrie höhere Selbstkosten hat, als die deutsche.

Ich möchte vorweg bemerken, daß „Eisenindustrie" ein viel zu weitgehender Begriff ist. Es muß unterschieden werden zwischen
2) Eisenhütten-Industrie und
b) Eisenweiterverarbeitungs-Industrie.
Hu 2) rechnet man die Erzeugung von Roheisen, Halbzeug, Schienen, Träger, Stabeisen, Band- und Fassoneisen, Bleche, Draht und Rohre.
Unter d) fallen die Gießereien, Maschinenfabriken, Draht- und Kleineisenzeugfabriken usw. — zum Teil auch die elektrische Industrie.
Wenn die Selbstkosten der österreichisch-ungarischen Eisenhütten mit jenen des Südwestdeutschen Hüttenreviers verglichen werden, so sind die Selbstkosten für die Hüttenprodukte in Österreich und Ungarn höher. Bei einem Vergleich dieser Selbstkosten mit jenen des deutsch-oberschlesischen Hüttenreviers ist dies nicht mehr der Fall, und vermöge der geographischen Lag« kommt in der Hauptsache nur ein Vergleich mit dem oberschlesischen Hüttenrevier in Deutschland in Betracht.
Bei der Wichtigkeit der Eisenhütten-Industrie sowohl in Deutschland, als auch in Österreich und in Ungarn wird es angezeigt sein, dies näher zu erörtern.
Die Grundlage für die Selbstkosten in der Eisenhütten-Industrie bildet der Herstellungspreis für das Roheisen. Wenn berücksichtigt wird, daß für 100 Roheisen 200—250 Erz und 100 Koks (von den Zuschlägen will ich absehen) benötigt werden, so ist ersichtlich, daß die Lage des Hochofens zu den Erzfundstellen, sowie zur Kokskohlenerzeugungsstelle, mit Rücksicht auf die großen Mengen von Erz und Koks, welche transportiert werden, die Roheisenkosten sehr beeinflußt. In Deutschland hat der oberschlesische Hüttenbezirk die höchsten Roheisen, selbstkosten, denn er muß den Erzbedarf aus weiten Entfernungen mit hohen Frachtkosten heranführen, und der oberschlesische Koks ist nicht hart genug, um in großen Öfen mit hoher Tagesleistung verhüttet zu werden.
Der Rheinisch-Westfälische Bezirk hat in dieser Richtung wesentlich bessere Verhältnisse, denn er erhält die Erze mit viel geringeren Frachten, als die Oberschlesier, zur Roheisenerzeugungsstelle und besitzt Kokskohle bester Qualität, aus welcher ein ganz vorzüglicher, tragfähiger Koks, der den Betrieb von sehr leistungsfähigen Hochöfen mit großem Fassungsraum gestattet, gewonnen und mit niedrigen Frachtkosten herangebracht wird.
Die Südwestdeutsche Gruppe hat sehr billige Erze, welche sie mit geringer Fracht heranbekommt. Diese Gruppe hat allerdings nicht unerhebliche Koksfrachten zu zahlen; trotzdem sind die Roheisen-Selbstkosten in diesem Revier neben jenen der Ilseder Hütte in Mitteldeutschland die niedrigsten aller deutschen Bezirke.

Österreich und Ungarn hat folgende Eisenhütten-Gebiete:
1. das mährisch-schlesische Gebiet;
2. das böhmische Gebiet;
3. das alpine Gebiet;
4. das ungarische Gebiet;
5. das bosnische Gebiet,
welch' letzteres hier außer Betracht bleiben kann.
Das mährisch-schlesische Gebiet dürfte höchstens die gleichen Roheisen-
selbstkosten haben wie Oberschlesien. Dieses Revier verhüttet zum Teil gute
ungarische Erze, für welche eine geringe Fracht zu zahlen ist, zum anderen Teil
die gleichen Erze wie der oberschlesische Bezirk, für welch' letzteren etwas höhere
Frachten als für Oberschlesien in Rechnung zu stellen sind. Der Koks, welcher
diesem Gebiete zur Verfügung steht, ist von bester Qualität und bis zum Hoch-
ofen gebracht, mit geringen Frachtkosten belastet.
Das böhmische Gebiet dürfte billiger produzieren; es liegt für den Erzbezug
günstiger als Oberschlesien, und hat Koks bester Qualität zu angemessenen
Preisen zur Verfügung.
Das alpine Gebiet hat zweifellos billigere Roheisenselbstkosten; es hat durch
den Besitz des Innerberger Erzberges sehr billige und gute Erz« bei nie-
driger Fracht und bekommt das Brennmaterial in bester Qualität — allerdings
mit nicht unerheblichen Frachtkosten — heran.
Das ungarische Gebiet dürfte die gleichen, vielleicht um eine Kleinigkeit
höheren Selbstkosten haben, wie Oberschlesien. Dieses Gebiet bezieht einen Teil
seines Erzbedarfes aus eigenen Bergwerken in Ungarn; anderenteils muß es
den Koks kaufen und hat dafür geringe Frachtkosten zu tragen.
Bezüglich der Weiterverarbeitung des Roheisens zu Produkten der Eisen-
hütten-Industrie sind die österreichisch-ungarischen Werke in gleicher Weise wie
die deutschen technisch bestens eingerichtet, so daß keine Veranlassung vorliegt,
anzunehmen, daß die Selbstkosten in den Stahlwerken, Walzwerken, Rohr- und
Blechwerken gegenüber jenen Deutschlands erhebliche Unterschiede aufweisen.
Zur Verbilligung der Selbstkosten bei der Weiterverarbeitung des Roheisens
trägt die Ausnutzung der Hochofen- und Koksofengase beträchtlich bei, weil durch
dieselben Kessel und Martinöfen geheizt werden können. Auch in dieser Rich-
tung werden die Verhältnisse zwischen Österreich-Ungarn und dem oberschlesische«
Bezirk nicht sehr differieren, denn auch die oberschlesischen Gesellschaften haben
nicht alle ihre Stahl, und Walzwerke mit Hochofen und Kokswerken räumlich
vereinigt.
Die steuerlichen Lasten sind in Österreich nicht unbedeutend höher, dagegen
hat die deutsche Industrie an sozialen Lasten höhere Ausgaben zu leisten.
Die Löhne dürften in Österreich-Ungarn niedriger sein, als in Deutschland.

Ich komme demnach zu dem Resultat, daß die österreichisch-ungarischen Eisenhütten wohl höhere Selbstkosten haben, als das südwestdeutsche und rheinisch-westfälische Gebiet, aber niedrigere — keinesfalls höhere — als der deutsch-oberschlesische Industriebezirk.

Ein Blick auf die Karte Mitteleuropas zeigt, daß bei normalen wirtschaftlichen Verhältnissen für einen Erport nach oder Import von Deutschland in Rücksicht auf die Frachten auf österreichisch-ungarischer Seite der mährisch-schlesische und böhmische Bezirk, — auf deutscher Seite nur der oberschlesische Bezirk in Betracht kommt.

Ich beabsichtige mit diesen Ausführungen keineswegs eine Wirkung auf die künftigen Zollsätze für Eisenhütten-Produkte auszuüben, denn ich habe die Überzeugung, daß die Zollsätze alleinauf dem in Rede stehenden Gebiet, auch wenn sie so richtig festgesetzt werden, wie nur irgend möglich, nicht ausreichen, um das angestrebte wirtschaftliche Bündnis auf die Dauer gedeihlich zu gestalten.

Wenn in einem der Wirtschaftsgebiete für die Eisenhütten-Produkte gut funktionierende Verbände bestehen, die im anderen Wirtschaftsgebiete nicht vorhanden sind, so ist dasjenige Gebiet, welches diese Verbände besitzt, trotz des Zolles, solange dieser nicht in einer Höhe angesetzt wird, welche dem Verhältnis des wirtschaftlichen Bündnisses widersprechen würde, in der Lage, erhebliche Mengen in dem verbandslosen Gebiet abzusetzen.

Eine durch Verbände geschützte Industrie richtet ihre Verkaufspreise so ein, daß sie franko Empfangsstation der Ware dieselben so abstuft, daß der Verkaufspreis .^ Zoll und Fracht dem Verkaufspreise des ausländischen Konkurrenten gleichkommt. Die Verkaufspreise sind demnach an den Landesgrenzen, an welchen der Absatz durch die Konkurrenz eines anderen Wirtschaftsgebietes bedroht werden könnte, am niedrigsten und erhöhen sich um die Fracht für die von der Grenze entfernten Absatzgebiete. Es ist klar, daß eine solche durch Verbände geschützte Industrie zu sehr guten Gesamterlösen kommen muß, und daß sie dadurch in der Lage ist, wenn es ihr aus irgendeinem Grunde zweckmäßig erscheint, Absatz in dem ihr angrenzenden Wirtschaftsgebiete zu suchen, und das damit verbundene Preisopfer leicht zu tragen.

Das verbandslose Wirtschaftsgebiet, in welchem beim Verkauf freier Wettbewerb besteht, hat selbstverständlich niedrige Verkaufspreise und könnte nun auch in seinem quantitativen Absatz beschränkt werden. Daß dies nicht nur für die betroffene Industrie, sondern auch für das gesamte Wirtschaftsleben des betreffenden Staates mit sehr erheblichen Nachteilen verknüpft ist, unterliegt keinem Zweifel.

Bei der künftigen Regelung des wirtschaftlichen Verhältnisses zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn (wobei ich als selbstverständlich annehme, daß Österreich und Ungarn e i n Wirtschaftsgebiet bleiben), wäre eine Behebung der vorgeschilderten Schwierigkeiten auf dem Gebiete der Eisenhütten-Industrie

Deutschlands mit Österreich-Ungarn Viktor Zuckerkandl
möglich. Ich stelle mir diese Lösung so vor, daß der Inlandsabsat
z
und der Balkanerport beider Wirtschaftsgebiete auf
Grund der Vergangenheit (also vor dem Kriege) quoti-
siert wird, während der sonstige Erport frei bleibt. Der
quotisierte Absatz ist im ermittelten Prozentsatz als ge-
meinschaftlicher Besitz beider Wirtschaftsgebiete zu
betrachten. Der mögliche Mehrabsatz oder der ein-
tretende Minderabsatz in dem einen oder anderen oder
in beiden Wirtschaftsgebieten wird pro rat», der Quote
verteilt, bezw. getragen.
Eine solche Regelung hätte den Vorteil, daß kein Wirtschaftsgebiet dem
anderen etwas von seinem bisherigen Absatz wegnimmt, daß die normale Bedarfs-
steigerung pro rat», der festgesetzten Quote beiden Wirtschaftsgebieten zugute
kommt und daß durch den freien Erport den Eisenhütten-Industrien beider Wirt-
schaftsgebiete ihre weitere EntWickelung offensteht. Die Produktion neu ent-
stehender Werke wird auf die Quote desjenigen Wirtschaftsgebietes angerechnet,
in welchem diese neu entstandenen Werke ihren Betrieb haben.
Wenn diese Quotisierung gewissermaßen von Staats wegen bewirkt ist, dann
wäre eine Ordnung geschaffen, welche einem Bündnis wirklich gleichkommt, denn
kein Wirtschaftsgebiet kann in das andere mit seiner Ware eindringen, sofern es
nicht auf Grund der Quotisierung einen rechtlichen Anspruch dazu hat.
Die erfolgte Quotisierung würde auch für die bezüglichen Industrien, soweit
Verbände noch nicht vorhanden sind, die Bildung solcher fördern und somit auch
die Prosperität der Industrien sichern.
Verbände waren in der Vergangenheit recht unbeliebte Organisationen;
die Abneigung gegen dieselben ist zurückgegangen, weil sich doch ergeben hat,
daß sie — soweit es sich um große Industrien handelt — eine sehr maßvolle
Preispolitik befolgen.
Dem westlichen Kohlensyndikat sowie dem Deutschen Stahlwerksverband
und dem Deutschen Roheisenverband wird von keiner Seite dieses Zeugnis versagt
werden können.
Obwohl die Verbände auch gegenwärtig noch viele Gegner haben, spreche
ich es unbedenklich aus, daß die Industrien, welche Massen produzieren, und
deren Erzeugnisse nicht durch Patente geschützt sind, die Verbände nicht entbehren
können, und daß die Bildung derselben auch vom Standpunkte der gesamten
staatlichen Wirtschaft — maßvolle Leitung der Verbände vorausgesetzt — wün-
schenswert ist. Verbände fördern den Erport und gewinnen schon dadurch eine
große Bedeutung für die gesamte Staatswirtschaft. Sie erhöhen das Gedeihen
ihrer Teilnehmer, ermöglichen dadurch nicht nur für das Wohl der Industrie-
arbeiter zu sorgen, diesen befriedigende Löhne zu bezahlen, sondern schaffen auch
die Möglichkeit, die großen staatlichen Lasten, welche die Industrien schon zu

tragen haben, und die aller Voraussicht nach noch recht ausgiebige Erhöhungen erfahren werden, zu übernehmen.

Die Verhinderung von Verbandsbildungen ist demnach schädlich, die Gegnerschaft gegen deren Bildung ungerechtfertigt, die Forderung von Verbandsbildungen dagegen im allgemeinen Interesse nützlich.

Wenn für die im künftigen Handelsvertrage zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn nach meinem Vorschlage quotisierten Industrien Verbände gebildet werden, so könnte diesen die Kontrolle über die Einhaltung der Quotisierung übertragen werden; sie würden dieselbe am besten und billigsten bewirken.

Es ist wohl anzunehmen, daß sich außer in der Eisenhütten-Industrie, in welcher mein Vorschlag ohne Zweifel durchgeführt werden kann, auch in einer Anzahl anderer wichtiger Industrien die Quotisierung im Handelsvertrage durchführen läßt. Wenn dies geschehen und die Zölle so gestellt werden, daß die Industrien gegen das sonstige Ausland angemessen geschützt werden, dann — aber auch nur dann — könnten staatliche Produktionsabgaben mäßigen Umfangs eingeführt werden, ohne die Industrien zu schädigen.

Ich bin mir wohl bewußt, daß der Durchführung meines Vorschlages Schwierigkeiten in großer Zahl entgegenstehen, wenn jedoch der Wille, das Wirtschaftsbündnis zu schließen, besteht, dürften meine Vorschläge als Wegweiser Dienste tun.

Hanna Grasin v. Pestalozza:

Bettachtungen einer Daheimgebliebenen.

TiefstesWünschen.

Seit mehr als einem Iahr leben wir Daheimgebliebeuen wohl ein eigenartiges Leben. Einerseits nur mit dem kleinsten Teil unserer Seele daheim, mit dem größten draußen bei den fernen Kämpfern, haben wir andererseits in «nserem Lebenskreis, auch im gewohnten, nie vordem solche starke und volle Wirklichkeit gespürt. Das muß es sein: der Geist des großen, neuen Lebens, das draußen vor sich geht, hat von seinem schöpferischen Hauch auch uns und dem Stückchen Welt um uns verliehen. Neue warme Ströme fluten in uns und um uns.

Es ist besonders ein nach der warmen Innerlichkeit, nach dem sittlichen

Fühlen und Wollen, nicht nach blankem Glanz des Geistes hin erhöhtes Leben, das wir führen, wie ja draußen auch am vorzüglichsten die höchste Wesenheit des Menschen, die sittliche Tat, sich offenbart. Dabei mag es kommen, hier wie dort, daß auch der Intellekt neue Klarheiten gewinnt und sich nach ueuen Aufgaben sehnt. Aber auch diese Sehnsucht wird, da sie vom Sittlichen her ihren Ursprung nimmt, etwas Warmes, Verjüngtes, Iugendliches an sich haben; die Intellektuellen des Krieges werden so jung und warm sein, wie die vor dem Kriege kalt und alternd waren.

Eben weil der neue Geist, der aus dem Großen der Schlachtfelder ward, vor allem Sittlichkeit, Wärme ist, wird er von allen ohne Unterschied begriffen; denn jedes Herz hat es von Anfang an mitbekommen, Herzensgröße und Herzens-feinheit zu verstehen, und es kommt dieser Geist in gewaltigem Brausen, kommt als mächtige Stimme aus brennendem Dornbursch, so daß ein hartes oder ver-kümmertes Herz wohl mit einem Schlage wieder recht wird. Eine Gabe für alle ist der Krieg. Zum zweiten Mal in der Folge der Iahrtausende ergeht ein Ruf an alle zu einem inneren Reich, schallt abermals in eine Zeit hinein, die in Torheit und Vermessenheit es unternommen hatte, materielle, reingeistige und ästhetische Werte als Vorrechte Einzelner überhoch zu stellen.

Die Meisten wohl schon halten es für wert, dieses neuen Reiches Bürger zu werden, und alle, die nach ihm brennen — und ihrer sind viele —, werden die Lauen mit sich reißen. Nicht, daß wir's schon ergriffen hätten, wir jagen ihm aber nach! Und weil wir's endlich ergreifen möchten, wollen diese Zeilen ein tiefstes Wünschen aussprechen: Ihr da draußen, sagt viel von Euch zu uns; laßt immer mehr und immer wieder Eure Seele sich auftun vor der unseren, die sie als Beispiel und Vorbild erkennt, dem sie nachfolgen will. Lehrt uns, helft uns! Wenn diese Blätter meinen, es hätten wohl auch die Daheimgebliebenen schon hier und dort durch das heroische Leben draußen gewonnen, so wollen sie doch im Grunde nicht mehr sagen, als dies: Ihr Kämpfer, seht, ob wir Euch näher kamen, ob wir anfingen, ähnlich zu sein, wie Ihr.

Wenn die „Seele des Soldaten im Felde"*) mich manche Kluft erkennen ließ, die uns Daheimgebliebenen von jenen draußen trennt, war ich doch und doch noch gewisser der Bande mit diesen so Geliebten, so Verehrten. Schon ver-mögen Liebe und Verehrung, diese beiden Grundpfeiler unserer strebenden Seele, viel. Deshalb schlüge ich gern von uns aus die Brücke, die von der „Seele des Soldaten im Felde" von dort ans uns zu reichstem Gewinn entgegen-getragen wurde. Vielleicht, daß beide Teile gut zusammentreffen und es eine recht lebendige Brücke wird zum Hinüberleiten in künftige Tage fruchtbaren Wiedervereintseins. Das ist dieser Blätter tiefstes Wünschen.

») vi Erich Evnth „Von der Seele des Soldaten im Felde". Eugen Diederich« Verlag, Jena.

Neues Sehen.

Der Krieg brachte die Schönheit des nützlich und notwendig Wirkenden, des mächtigen Inhalts, des quellenden Urgrundes. Unsere Zeit ward die der heldisch verklärten Schönheit. Aber ihren Schimmer zu begreifen, ist doch noch nicht alles. Da noch Schönheit zu erblicken, wo er fehlt, wo der Heldenkranz nicht länger grünt, unscheinbar die Heldenseele ward, darauf kommt es an.

Es kehren unsere Kriegsbeschädigten zu uns zurück. Daß wir heute und morgen, während die Kriegszeit wogt, ihre armen Entstellungen als wahrste Schönheit sehen, ist nichts; mehr ist es uns, diese ehrfürchtigen Opfer des Krieges in den zukünftigen Tagen des heiteren, bunten, geschäftigen Friedens, wo sie die in vielem Zurückgesetzten, von vielem Ausgeschlossenen, äußerlich Gescheiterten sind, noch immer als schön, als schöner noch zu erkennen. Wir wuchsen schon hinein in dieses ganz neue Sehen. Es läßt uns schon ganz getrost auf die Scharen der Verunglückten blicken, weil es weiß: der höchste Menschenwert, die höchste Menschenschönheit ist ein Innerliches; so sind alle diese nur des Äußerlichen, das das Geringere ist, verlustig gegangen; es wiegt allein die Kraft und das Streben einer Seele, allein die schwere, rote Not des Herzens, nicht des Menschen äußerer Erfolg; es sind die heimlichen Enttäuschungen und stillen Opfer eines Lebens heiliger, als eitel Erfüllung und Gabe; es adelt jede Entbehrung an sich den Menschen, jede Entbehrung an sich ist irgendwie transzendent.

Es fielen Schleier von unseren Augen, wir sahen von Angesicht zu Angesicht. So kam uns dieses neue Sehen.

Hätten wir es nicht, so würden wir bemitleiden. Mitleid aber darf nicht denen geboten werden, die ein großes Schicksal tragen. Hätten wir es nicht — wir könnten es wohl nicht ertragen, uns gesund zu sehen. So aber meinen wir, sie wären uns schon durch ihr Opfer innerlich weit voraus.

Ihrem schlimmen Wort: lieber tot, als ein Krüppel! halten wir unsere fröhliche Wissenschaft entgegen. Fast möchten wir auch glauben, das eigentlich Schwere, Bedrückende wäre ihnen, der Heimat ihr« Entstellung zu zeigen. Draußen und für sich allein sagen sie wohl kaum dem Leben ab, weil sie sich nun so lange schon geübt haben, der Idee zu leben, vor der alles Äußerliche unwichtig wird. Und schon liegt ihnen ja eine neue, reiche Idee zum Greifen nahe: mit ihrem Willen das Leben zu besiegen!

Wenn sie uns sagen, sie ständen in vielem hinter uns Gesunden zurück, so geben wir ihnen das zu; denn wir würden sie verkleinern, wollten wir sie nicht selbst stolz Aug' in Aug' mit dieser schweren Wahrheit sehen. Dabei bleibt, daß das, was sie besitzen, als heilige Opfer und Altäre, viel mehr ist, als sie entbehren; daß diese Entbehrung selbst den Keim zu künftigem Reichtum in sich tragen kann.

Unseren Kindern etwas von diesem neuen Sehen zu geben, erachten wir als Aufgabe, unserer größten Mühe, unseres feinsten Sinnens wert. Es macht Mühe, es kostet Sinnen. Denn bei allem rechten, reinen Trieb, der sie beseelt und der uns Erwachsenen in vielem als Maßstab gelten darf, scheinen sie zu erdhaft, um nicht der äußeren Gestaltung Beachtung und Gunst zu schenken. Wiesenblumen-Augen haben sie, die trunken sind vor eigener und der Gefährten Lieblichkeit, und denen ein naiv-grausamer Spott aufblitzt vor allem, das nicht Lieblichkeit und Wohlgefügtheit trägt, wie sie. Kinder haben den scharfen Sinn für das Abweichende, Unerwartete, den Sinn für das Komische und Groteske. Es mag vor allem gelten, unsere Kinder in ein persönliches Verhältnis zum Kriegsbeschädigten zu bringen. Er soll etwas von einem Vater, einem Freund für sie bekommen, der sich in Gefahr für sie begab und die Gesundheit seiner Glieder für sie opferte. Ihr gerechtes Herz wird ihn bald lieben und seine Entstellung ehren. Wie sie bei der Mutter nichts unschön finden, auch das Unschönste nicht, so wird ihnen auch bei ihm bald nichts Abstoßendes mehr auffallen. Im Nahebringen scheint allein der Erfolg unserer Mühe gesichert; ein Analogon: gegen das Krüppelkind wagt sich kaum jemals kindliche Grausamkeit so offen vor, wie gegen den erwachsenen Krüppel; vielmehr wird sie durch ein Gefühl unmittelbarer Zuneigung gedämpft; sie kehrt wohl gar in ein ehrfürchtiges, halb schamvolles Erschrecken vor dem Unbekannten um. Wo unseres Kindes Herz spricht, da ist auch bald sein Geist für Erkenntnis bereit. Liebt es erst den Opfervollen, so wird es auch bald das Heilige jedes Opfers, das das Leben auferlegt, sei es als körperliche Entstellung, als Armut, als Niedrigkeit, erkennen. Mit der . Zeit wird es ganz zu unserem eigenen neuen Sehen hinfinden, wenn wir es in dieser Richtung nur immer leiten, zu unserer neuen Überzeugung von der Innerlichkeit des Menschen als seinem wirklichsten Wert, von der schönen Innerlichkeit als seiner höchsten Schönheit.

Neuer Lebensstil.

Nach dem Bilde des anderen, diesem Bild seines höchsten Wertes, wollten wir uns selbst schaffen. Das ist für den ichsüchtigen, gebundenen Menschen kein ganz kleiner Schritt; denn er kann Äußeres geringachten und es doch für sich begehren, weil es süß und lieblich ist; er kann am Anderen etwas hochwerten und es doch für sich nicht erstreben, weil es schwer ist. Von uns ward dieser Schritt begonnen mit dem Augenblick, da Flüchtlings- und Krüppellos erschütternd vor uns trat, und wir beides als Lebensmöglichkeit für uns und die Unseren innerlich auf uns nehmen mußten, wollten wir vor Scham des Begünstigtseins nicht vergehen. Und wir sahen bald in eine Helle: wenn es so etwas gibt, daß Menschen hingehen und der jungen Glieder, der strahlenden Augen sich berauben lassen, damit die Heimat sicher und behütet bleibt; wenn es so etwas gibt, daß

die an der Grenze Gesundheit, Haus und Hof, das Leben an den wütenden Feind verlieren, es dem Vaterlande opfern, dann können Gesundheit, Glück des Besitzes, Leben nicht der Güter höchste sein. Wenn es so etwas gibt, dann kann Schicksalsgunst gar nicht auf der Linie der Äußerlichkeiten liegen, allein im Innerlichen.

So haben wir uns auf ein vertieftes Leben eingestellt; hier haschen wir nach Lebensgunst — nämlich der, zu Werten zu gelangen. Da unsere Zeit, als die Zeit der Verwundeten, Kranken, Hilflosen vor allem praktische Werte uns abfordert, suchen wir in ihnen uns Genüge zu tun, wie in denen unseres engeren Lebenskreises, der Haushaltsführung, Kindererziehung, des Berufes. Wir fragen dabei nach dem Nutzen des Vaterlandes, und wir würden doch auch alles genau so tun, wenn nichts damit zu retten wäre. Wir schreiten im Wunder und in der Gnade eines einzigen Dienstes am Zeitlichen und Zeitlosen.

Etwas von alter, deutscher Wesensart ist uns erstiegen; wir lassen es uns sauer werden; wir beherbergen Entsagung und Verzicht. Vielleicht erhalten wir so einmal wieder das deutsche Gesicht; dieses Gesicht, von dem Hans Holbein der jüngere in seinen Christus legte, Matthias Grünewald in die Mutter Maria.

Was wir jetzt als Refler der neuen Innerlichkeit tragen, ist die größere Zurückhaltung und Einfachheit in Kleidung, Tracht, Gewohnheiten der Lebensführung. Zuerst sagten wir uns: dort draußen wird gedarbt, gefroren, wird fast Unmögliches, Unausdenkbares gelitten; dort in Ostpreußen hausen sie, versteckt vor dem mordenden, brennenden, sengenden Feind, in den Wäldern, wandern sie mit armseligen Resten einer Habe, die ein blutsaures Leben zusammenbrachte, von der zerstörten lieben Stätte weg in die kalte, ungewisse Fremde — und wir sollten nicht auf das Maß des Notwendigen uns beschränken? Wir mußten so und konnten nicht anders antworten auf jene ergreifenden Ereignisse, damit wir sie, ausgeschlossen von ihnen, ertrügen. Mit der Zeit kam dann hinzu, daß wir das Äußere bewußt als Symbol des Inneren setzen wollten, daß wir nach Harmonie, Stil strebten, nach Persönlichkeit, Vergeistigung auch unseres geringsten Äußerlichen. In Zeiten, wie der unseren, wo es im Grunde nur einen Herzschlag gibt, ist der Stil des Einzelnen, dieser dunkle, schwere, herbe Stil, der Zeitstiel. Deshalb wird auch des Einzelnen Kraft zum Stil genug gestärkt für eine andere Zeit, die nicht mehr so einheitlich ist, sondern innerhalb der ewigen Entwicklungsrichtung das Differenzierte begünstigt. Wie schön und reich wird auch diese kommende Zeit sein, wo es vielleicht wieder möglich sein wird, daß in einem reichen Kleid eine warme Seele ist; wo des armen Kleides rührende Schönheit von allen begriffen wird; wo jeder scheint und sich gibt, nach dem jedesmal einzigartigen Gesetz seines Inneren; wo das Äußerliche zu gleicher Zeit viel und nichts ist.

Viel« empfinden jetzt, wie es leicht und froh macht, nach allerlei Wahrheit zu leben. Ietzt wird nicht mehr soviel innere Ruhe und Kraft dem Schein, der

Form, dem Ungott der gesellschaftlichen und Standesverpflichtung geopfert; von ihm läßt man sich jetzt nicht mehr so leicht Tragik diktieren, die läßt man sich nur noch von Gott zuweisen. Wie werden die Kinder im Wahrheitshauch der deutschen Häuser, der hohen und niedrigen, sich herrlich entfalten. Alles Echte wird er aus ihnen hervorlocken, die Liebe und Treue zum heimatlichen Herd, zu heimatlicher Art, Freiheit und Froheit und die Menschenweite und Menschenwelt umfangende Güte.

Die Sehnsucht, wahr zu sein, läßt viele Klarheiten gewinnen; einmal jene innere Entscheidung, und Erkenntnis auf Erkenntnis strömt der Seele zu. Da bildet sich dann der ganz persönliche innere Lebensstil, der unvermeidliche Weg des Einzelnen; seine große Einsamkeit; ihr Brand und ihre Schauer. Mancher von uns hat jetzt zu ihm gefunden, ist durch alles dieses hindurchgegangen und stündlich bereit, es abermals zu tun. Wir sind härter geworden, mutiger; wir Frauen sind männlicher geworden. Der Mann ist Kämpfer, ist Held; es auch zu sein, ist den Frauen eine Schönheit, die sich abhebt wie ein rührendes Bildnis vom warmen Goldgrund ihres Wesens, da gern schwach zu sein, wo sie es dürfen, in den starken Armen des Mannes. Noch aber ist das Morgenrot dieser alten, seligen Zeit nicht wieder aufgegangen. Bis dahin wird der Mann und wird das Kind sie gern, wie er selbst ist, wie es selbst einst sein möchte, wissen.

Leid und Erleiden.

Etwas geht neben dieser verjüngten Tatkraft einher, das ihr Gegensatz, ihr Widerspruch ist, das Erleiden. Und es ist fast stärker, als jene. Denn die eigentliche Schöpferlust glüht ja da draußen, und schmerzlich fühlt sich von ihr ausgeschlossen die Seele der Daheimgebliebenen. Ihr wird alles zum Leiden: das große Erlebnis draußen, dem sie von ferne lauscht, und das, hat es mit seinem Kuß auch sie berührt, in ihr doch nur Abbild ist, dort aber Lichtquelle; das große Leid draußen, das doch jene mit der Tat überwinden, das aber auf sie wie eine Weltenlast stürzt, die sie trägt. So ist ihr der Sinn ihres Seins das Leiden; ihr schöpferisches Tun ist ein durch Leiden vermitteltes Tun.

Ietzt geht sie aufrecht und sicher einher, froh erblühen ihr ihre Werke und Werte; plötzlich faßt der ganze Iammer und die ganze Unausdenkbarkeit dieser Zeit sie an, und es scheinen ihre Werke und Werte verdorrt und welk. Eben noch auf sich selbst gestellt, sich eins fühlend mit dem vollen, klopfenden Leben, ist sie jetzt wie entwurzelt, wie heimatlos, wie gottberaubt. Es kann kommen, daß der Morgen sie verängstigt, daß der Mittag sie zerrissen, der Abend sie zerbrochen findet, und daß sie des Nachts sich quält. Oft ist sie sich selbst nicht mehr gut, weiß sich selbst nicht mehr bei sich daheim. Es ist das:
sie wird nicht Meister des Übermaßes der Zeit. Es ist auch das: weil sie abseits steht vom allerheißesten Atem der Zeit, trifft er sie mit sengender Gewalt; ihre Gedanken, ihre Phantasien können ihn nicht kühlen, wie die Wirklichkeit es

kann. Und endlich ist es das: unbeteiligt an der großen Arbeit draußen, wo
ihr der bestimmte Platz zugewiesen wäre und er ihr die Ruhe des Pflichtmaßes
gäbe, schwebt sie jetzt über des Ostens und Westens weite Felder, schwebt sie
über des Nordens und Südens tiefe Meere.
Wollen und Tat, wenn sie siegreich aus dieser Seele hervorbrechen, sind
voll starker Verheißung; aber im Gefühlsleben ist eine Spannung und Über-
spannung, die erst in der Heimkehr der anderen sich ganz lösen wird, gegen die
es keine andere völlige Hilfe gibt. Und dieses ist nun fast tragisch: diese Gefühls-
überspannung, die doch unvermeidlich und auch ein Beweis starker Empfäng-
lichkeit, heißer Teilnahme und Hingabe ist, muß die Daheimgebliebenen den
Kämpfern entfremden. S i e haben die Tat und das knappe, gerade, erschöpfende
Wort; jene haschen oft umsonst nach dem Ausdruck für etwas, das si« nicht
voll zu fassen vermögen, vergreifen sich im Ton, nehmen übergroße, zu kleine,
schiefe Worte. Und diese mißglückten Worte sind es dann, die doch die ein-
zige sichtbare Brücke herstellen können, und die statt ihrer eine Kluft schaffen.
Möchten sie uns doch trotzdem glauben, daß wir von Anfang und immer an
ihrer Seele lauschen, und daß wir feiner hören und begreifen, als unsere schlecht
gewählten Worte, unser Stammeln, unser falsches Pathos vermuten lassen.
Auch reden wir ihnen zuviel, zu seicht, zu Unwesentliches. Daß wir es tun,
mag daher kommen: wie losgelöste Blätter treiben wir im Winde; steht nicht
der grüne Baum des Lebens draußen? Und so haben unsere vom Sturm jener
fernen Ereignisse überwältigten Gedanken leicht das Ruhelose der Oberfläch-
lichkeit; oft im bewußten Schmerz, um unser Getrenntsein von jenem draußen,
was uns allein das Wesentliche der Zeit dünkt, dem wir mit starren Augen
nachblicken, wie Blätter ihrem Baum, greifen wir nach den uns verbliebenen
kleinen Unwesentlichkeiten.
Nur eins darf uns trösten: wir suchen doch auch diese Unwesentlichkeiten,
wie etwa die, ob und wie weit wir den Feind hassen und hassen dürfen, unter
dem Blick für das Wesentliche zu fassen; die sich sammelnde Kraft zum Wesent-
lichen, nämlich zur innersten Forderung der Stunde kann auch in den Versuchen
zur Sprachreinigung verspürt werden. Das Wesentliche dieser Zeit ist eben
letzten Endes nicht an die Schlachtfelder gebunden, es braucht nicht nur der
Gewehrgriff, es kann auch ein logischer Schluß sein. Daß sie draußen an der
Herzmitte der Zeit liegen, ist ihnen ein herrliches Vorrecht; wie sie überwältigend
eins mit ihr sind, muß ihnen ein ewiger Ruhm bleiben. Ein Vorbild, Beispiel
sind sie uns damit geworden, Meister, und wir sind Iünger. Sind sie erst
wieder mitten unter uns, werden wir gemeinsam mit ihnen ernst und tief und
still die Zeit erfüllen.
Nun muß aber von denen im Lande gesprochen werden, die jenen draußen
nahe, fast wie sie selbst sind, indem das Erleben des Todes, diese letzte Größe,
auch sie berührt. Da sind die Mütter, die ihre Söhne dahingeben. Der Tod

des Sohnes — das ist für eine Mutter dem Körper und der Seele nach das durchbohrende Schwert. Da sind die Frauen, die den Mann ihres Herzens verlieren, oder denen die zart erblühte, leis gehegte Hoffnung stirbt, oder denen die lieben Möglichkeiten entrinnen, sich je vollenden zu dürfen: neben jenen Schmerzensreichen ein langer dunkler Zug von Getroffenen und der Entsagung gläubig Zugewandten! Da sind andere. Sie haben Not. Not ums Brot.
Den einen kam sie zum ersten Mal nun im Leben, den andern krönt sie ein langes, notvolles Leben. Wo alle diese nun ihr fest ins harte Antlitz blicken und mit herzzerreißendem Mut dem guten Leben anhangen, da ist es auch wie ein vor dem Tode Stehen und wie ein sich vor dem Feinde Schlagen.
Diese Zeit hat das Leid legitimiert. Es war nicht sehr angesehen, selbst bei vielen von denen nicht, die doch zu Golgatha stehen. Nun richten sich viele, die lebelang leidgeschlagen waren und inmitten der aufrechten Glücklichen den Blick zur Erde gewöhnt hatten, in die Höhe. Neulinge im Leid tragen es wie etwas Hohes. Das müßte bleiben. Und von denen, die das einzige Geschehen von Golgatha verpflichtet hat, dürfte kein einziger mehr die Ehrfurcht vor dem Leid vergessen. Sie ist Herzensehr« im Blick auf den Gekreuzigten. Sie will heißen: sein Leid wohl heilig hüten, aber sich seiner nicht schämen vor den anderen; sie will heißen: des anderen Leid heilig hüten und es lieben und es auf sich nehmen wollen. Keiner wohl ist, der in dieser Zeit der Leiden nicht zu seinem Teil leiden wollte. Aber es kann geschehen, daß einer meint: ja, das Große, Erhabene draußen wollte ich wohl leiden, aber nicht das Kleine, Erbärmliche hier drinnen. Ihm sei gesagt: die Idee des Leides wird auch in der geringsten Form fein erstrahlen. Keiner kann sich sein Kreuz wählen, nicht seine Gestalt; wohl aber kann einmal seine nach Reinigung verlangende Seele irgend ein Kreuz, ein Leid herbeiwirken, wie die um Erneuerung bangende Völkerseele vielleicht das Kreuz des Krieges herbeigewirkt hat.
Wahrheit und Schein. Selbsterhaltung.
Doch nicht oft und nur in jenen ganz schwachen Stunden, die vielleicht keinem leidenden Menschen erspart bleiben, Stunden, wo ihn ein großes Mitleid mit sich selbst ergreift, sinnt man hier drinnen über sein Teil am All-Leid. Und immer kehrt man mit einer Art Scham dahin zurück, wo es seine feierlichste Majestät angenommen hat, zu den kalten Nächten in den Gräben, zu den erschöpfenden Märschen; auch zum Stürmen und Sterben, aber das macht wortlos. Es gibt arme Mädchen hier im Lande, die ihre bittere Not mit einem kleinen Wort abtun im Blick auf die draußen; es gibt arme, abgearbeitete Mütter und Frauen, denen es nur darum bitter aufsteigt, weil alles Quälen nicht hilft, dem Iungen, dem Mann im Feld Erleichterungen schaffen zu können.
Das sollen sie uns draußen glauben, daß uns nichts über das geht, was

sie vollbringen. Unsere Seele kniet davor. Das müssen sie wissen, damit sie
nicht bitter und enttäuscht sind, wenn sie in die Städte, wo ein unbekümmertes
Leben des Friedens weiterzufluten scheint, zurückkehren. Es ist der Schein, der
oft gegen uns sprechen mag; denn die Ausnahmen, wo wirklich der Krieg nicht
die Seele aufgewühlt hat, dürfen wohl nicht zählen. Wer genauer zusieht, merkt
den gedämpfteren, würdigen Stil, der jetzt die Straßen beherrscht; und dann
braucht nicht immer aus der stilwidrigen Erscheinung Mangel an Herzenstakt
sprechen, Hut und Kleid mögen noch aus der voraugustlichen Zeit sein und
konnten nicht ersetzt werden. Und die gefüllten Kaffees und Theater? Die
leichte Musik, die billigen Späße, die Ausgelassenheit, während sie draußen
sterben? Es ist Lebenskampf und — Selbsterhaltung. Es kann nicht jeder
gleich zu den edelsten Mitteln der Selbsterhaltung finden, wenn er sie nicht früher
schon übte. Nicht einmal genügt Herzenskultur allein zu einem hohen Werk
des Dichters, des Künstlers, des Meisters. Wer sagt, daß sie, die jetzt zu wert-
losen Vergnügungen ihre Zuflucht nehmen, um Atem zu holen zwischen dem
schweren Heute und dem bangen Morgen, nicht lieber das echte Kunstwerk
genießen möchten, wenn sie es geistig könnten, und wenn sie nicht zu müde wären
vom Tageswerk? Darum brauchen sie nicht weniger bewegt von der Größe der
Zeit zu sein. Ie länger der Krieg und sein läuterndes Feuer währt, um so
mehr werden auch sie innerhalb der Grenzen ihres Vermögens zu immer edlerer
Erholung hinfinden; auch sind Männer und Frauen von Anfang bereit, sie
hierin zu stützen und zu leiten. — Nie sind Menschen vor einander verhüllter,
als in der Öffentlichkeit. Es kann sich unter Seide und Flitter Not verbergen;
so war die alte Zeit vor dem August, und sie schwand noch nicht überall und
ganz. Aber je länger der Krieg währt, um so mehr wird sie schwinden; denn
es geht doch wohl nicht an, daß einer länger sein Lebenskreuz verhängt, wo
Flüchtlinge und Krüppel eins haben, das einer offen tragen muß? Aber es
wird eben die Öffentlichkeit den von draußen Heimkehrenden noch oft und leicht
täuschen. Und weil es nicht sein soll, daß dann seine Augen wie fremd und
schmerzvoll über der Straßen buntes Treiben blicken, soll er es wissen: es ist
doch alles viel tiefer und schöner, als es scheint. Es ist besser um uns bestellt,
als wir es vielleicht an dieser Stelle zu äußern vermögen.

Wenn in Wort und Bild die Schrecken, die draußen gehen, verkleinert
werden, wenn der Schützengraben eine Idylle wird, die Schauer Harmlosigkeit
und Heiterkeit, dann muß es die Kämpfer bitter packen; denn es ist ein schreck-
licher Schmerz, seine große Not unverstanden zu sehen. Aber der Kämpfer muß
wissen, daß es ein Stück Selbsterhaltung ist, wenn wir ihn uns gern einmal
in einer Art Behaglichkeit und herausgetreten aus seiner außerordentlichen Lage
denken. So mag einem Vater, einer Mutter zumute sein, die, um ihrem Herzen
einmal Ruhe zu gönnen, das liebe Haupt ihres fernen Kindes in der Hut eines
freundlichen Geschickes zu wissen, sich gegenseitig versichern. Manche Mutter im

Lande klammert sich an den Gedanke«: er ist vielleicht noch in Reserve. Es
mag nicht die einzige Mutter sein, die da sagte: Der Feldwebel schrieb mir,
mein Sohn wäre gefallen; aber ich glaube es nicht . . . und sie setzt nach einer
Weile hinzu: es ist mein einziger Halt, daß ich's nicht glaube.
Ach nein, Größe hat unsere Selbsterhaltung wohl nicht, aber vielleicht ist
die zitternde Liebe noch in ihr zu spüren.
Wenn gelten muß, daß dem Menschen die Wahl der Art, wie er Selbst-
erhaltung übt, überlassen werden sollte, wenn er nur ein Schaffender und Frucht-
barer ist, so gebietet doch diese Zeit auch ein feines Maßhalten darin. Immer
bis zur Grenze seiner Ertragungsfähigkeit sollte jetzt einer gehen, bevor er die
Bedrängnis der Zeit für eine Weile von sich abzuwerfen sucht. Denn sie ist
da, getragen zu werden; das Odium der Flucht haftet an uns, so oft wir es
anders mit ihr halten. Wer sagt uns, daß die draußen es nicht spüren, wenn
wir für ein Kleines weggegangen sind von ihnen? Und daß es sie nicht schmerzt,
und es sie nicht ein wenig bitter macht? Und dann: es ist die Zeit, durch die
wir gesund und glücklich werden könnten, wenn wir sie bis zum Grunde zu durch-
dringen versuchen; solche Gnade kam zu uns, dem armseligen Geschlecht. Und
wir sollten nicht wachen wollen bis zur letzten Kraft? Und das Los des Wachen-
den wird sein: neue, ungeahnte Kräfte wird seine Seele hervorbringen, so daß
sie vielleicht doch am Ende dem goldenen Letzten in der Zeit nahe kommt.
(Schluß folgt.)

Helene Hanna Kühn:
Sehnsucht.
Er kommt von Schlachtfeldern hergeritten und wundert sich ob der Stille, wundert sich über das Rascheln fahler Blätter unter den Hufen seines Braunen, den goldig-feuchten, reifen Hauch, der über dem Städtchen lagert. Im Herzen trägt er das Bild, das ihn in langen, harten Kriegstagen niemals verlassen hat, klingt ihm der Traum, der manchmal mitten im Getöse der Schlacht zu ihm gedrungen ist.

Er reitet durch stille Straßen. Vor ihrem Hause hält er den Braunen an und blickt wartend empor zu den Fenstern hinter dem rot und gelben Wein-geranke. Aber nichts regt sich. Da reitet er zögernd weiter, stellt den Braunen in den Stall und befragt den Schenkwirt. O weh, man hat sie mit einem ver-mählt, der mit dicken Fäusten nach ihrer kindlichen Reinheit griff!

Es duldet ihn nicht länger in dem Städtchen, er reitet weiter zur Stadt.

Der Abend sinkt, die Lichter strahlen auf, er sieht Hausväter heimkehren zu ihren Familien, trifft Kameraden, die zu Frauen gehen. Er ist allein, hat niemanden. —

Da begegnet ihm eine, die er vor Iahren gekannt hat. Sie geht — einsam gleich ihm — durch die Straßen, nachsinnend ihrer zertrümmerten Liebe, ihrem getöteten Glauben.

Die beiden Einsamen tuen sich zusammen. Ihre verschleierte Lampe hat ein sanftes Licht, der rote Wein rinnt warm durch die Kehlen. Er kommt von kalten, harten Schlachtfeldern her, von Not, Entbehrung und dunklem Verlangen. Sie ist müde vom Leben, zerbrochen, wehrlos. Mann und Weib sind sie und allein. Sie rücken näher zueinander, er zieht sie an sich, und sie läßt alles geschehen.

Stunden verrinnen. Die Lampe brennt trübe. Da treten sie umschlungen an das Fenster, und jedes von ihnen blickt in die Nacht hinaus.

„Du hast eine Sehnsucht?" flüstert sie.

„Unter allen Frauen traf ich eine einzige, die war jung und rein und heilig . Und du?" fragt er.

„Ich muß ihn noch immer lieben."

""Er küßt sie auf die Stirn und reitet in den grauenden Morgen hinein, in die barmherzige Schlacht. —

Marie von Bunsen:
Das Hoffräulein Donna Inez.
Roman aus der Verfallzeit des spanischen Reiches.

Fortsetzung.
Inez machte runde Augen. „Aber was kann denn ein Schuhmacher von der Kunst verstehen?"
„Glaubt mir, Donna Inez, sein Geschmack ist nicht übel; für den nur zu beliebten Calderon de la Barea, für den nur zu überwältigend fruchtbaren Lope de Vega Carpio reicht sein Verständnis aus. Nun, natürlich die abgerundeten, inhaltsreichen, so unendlich kunstvoll eingeschachtelten Perioden, die glanz, volle Überfülle der Gleichnisse, diese ureigene Interpunktion, diese stupende Kenntnis der Mythologie unseres unsterblichen Don Luis von Gongora ist ihm eine verschlossene Welt! '
Ich persönlich halte mich ja streng zu der Gongoraschule, zu den Erläuterern und Nachahmern des Luis, den Culturistos und Coneeptistos. Aber ich bin auch alte Schule, mit solchen Ansichten darf man unserer heutigen Iugend nicht kommen. Verzeiht einem senilen Schwätzer.
Und wie gefällt es Euch, Donna Inez? Nicht wahr, es lohnte sich doch, Fuentevera mit Madrid zu vertauschen?"
„Hier ist es herrlich," sagte Inez mit freudefunkelnden Augen.
„Nun, nun, Hofdienst hat ja seine „Längen", um mich sehr höflich auszudrücken, aber in der Hauptstadt zu wohnen, ist nun einmal Lebenserfordernis eines verfeinerten Menschen. Neulich starb der langjährige Iurist meiner Familie — im allgemeinen sind es gefeimte Gauner, dieser war jedoch eine Zierde der Zunft. Ich hatte meinen Sohn mit herzlichen Wünschen an sein Sterbelager geschickt. Da lag der würdige Advokat, um ihn seine Kinder; er segnete sie, sagte, sie sollten jederzeit die Würde wahren, nur das gäbe ihnen in allen Anfechtungen Halt. Als Lohn wünsche er ihnen, dies irdische Paradies Madrid nur mit dem Himmelreich vertauschen zu müssen. Dieser Ansicht meines alten Freundes schließe ich mich an."
Er führte die Damen in den Sälen umher, erklärte die Bilder und versprach Inez, ihr das große Schloß durch seinen Sohn, den diensttuenden Kammerherrn, zeigen zu lassen. Die Pause war zu Ende, sie verneigten sich, trotz seiner grauen

Haare gelang ihm der spanische Gruß — wie Damen beugten sie das Knie — noch glatt und graziös. Die Damen zogen sich in ihre Loge zurück.
Wieder begann der Zauber, die Göttin in ihrer hohen Perücke stolzierte in ihrem steifabstehenden, vom Grafen Bannos geschenkten Brokatgewand und sang herzbewegend traurig und schön. Inez mußte mit aller Gewalt ihre Sinne sammeln, als nachher die Hofdamen zu zweien auf ihren Sockelstelzen, in ihren Guardainfantasreifröcken an den Majestäten vorbeizogen und sich verneigten. Diese Verneigungen mußten sehr tief sein, dabei sanft abgerundet werden und harmonisch ausfallen, das war schwierig. Als Inez vorbeikam, murmelte König Karl mit seinen schlappen, feuchten Lippen, mit dümmlichem Lächeln: „Donna Inez Zuniga." Man war überrascht; so viel Aufmerksamkeit erwies er nur selten einer Dame. Nur zur Karnevalszeit gab er sich mit ihnen ab, indem er ihnen unendlich viele der mit Wohlgerüchen gefüllten, versilberten und bemalten Karnevalseier zuwarf.
Der König jagte mit dem Oberjägermeister und dem Deutschen Botschafter im Campo del Pardo, die Königin durfte ihn begleiten, war infolgedessen den ganzen Morgen sehr vergnügt und gesprächig gewesen. Die Arabela Los Bal, bases würde mit ihr reiten, sie hatte in der Frühe, wie immer, ehe sie sich solcher Pferdegefahr aussetzte, das Heilige Sakrament genommen. Die Königin lachte. „Aber daran denkt man anderswo nicht. Könntet Ihr nur meine dicke Stief-mutter. „Madame", (die Pfälzerin „Liselotte") sehen! Was die noch hinter der Meute galoppiert." Die Königin war eben eine leichtfertige Ausländerin und hatte keinen Respekt. Dabei wäre es ihr neulich doch fast schlimm ergangen. Als sie, im Schutz der herabgelassenen Wagenvorhänge, von den Wagenstufen aus ihr Pferd besteigen wollte, machte der andalusische Schimmel einen Seiten-sprung, sie fiel zur Erde. In der vorigen Regierung wagte Don Alonzo Mau-rique, die vom Pferd mitgeschleifte Königin zu befreien, mußte aber dabei sie berühren, ihren Fuß berühren. Darauf jagte er mit verhängten Zügeln davon, flüchtete sich in das nächste Kloster, bis ihm die Zusicherung des königlichen Gatten, daß ihm an Leben und Gut nichts geschehen solle, erwirkt worden war. Eine solche Vermessenheit war eben nur bei äußerster Lebensgefahr statthaft, so blieb Donna Maria Luisa am Boden, bis der König hinzu kam.
Oben im Frauenquartier warteten Inez, Doloritas und Camila auf die noch immer nicht erfolgende Abfahrt. Eine Duenna wurde heruntergeschickt, um den Grund zu erfahren.
Sie kehrte kopfschüttelnd, sorgenvoll zurück. „Ach, Euere Senoria, dies ist ein schlimmer Tag, beten wir für unsern König."
„Ist ihm das Nachtmahl wieder schlecht bekommen?"

„Nein, aber der Herzog von Pastrano, der diese Woche den Dienst hat, ist heute früh zum Oberstallmeister, dem Almirante, gekommen, hat ihm gesagt, der König dürfe die Karosse nicht benutzen. Er hab« es soeben erfahren, sie sei verzaubert, sie würde sich in einen Orangenkübel verwandeln, und der König, den Gott beschützen möge, in einen Orangenbaum. Der Almirante wollte glücklicherweise die Verantwortung nicht auf sich nehmen; heute nacht wird die Karosse verbrannt, man hat eine andere herbeigeholt. Viele waren dagegen, überhaupt heute auszufahren, die Herrschaften wollen es aber doch tun." Unter ihren fliegenden Händen klapperten in der Ecke die Rosenkranzperlen.
Ietzt rollten die grünbezogenen Karossen aus dem Königinnenhof. Der Verabredung gemäß kam Donna Laura von Alagon, führte die Ehrenfräuleins nach dem Vorraum, in dem Don Iaime von Cabrera auf sie wartete. Donna Barbara und ein Guardadamas, Don Oliviero, wurden mitgegeben.
Als einer der vierzig diensttuenden Kammerherren trug Don Iaime am Gürtel einen goldenen Schlüssel. Er zeigte ihn, jede Tür im ganzen Schloß konnte er damit öffnen. „Neulich hat Don Leon seinen verloren, darauf mußten alle Schlösser im Riesenpalast umgeändert und neue goldene Schlüssel angeschafft werden. Dem Don Leon kostete es achttausend Dukaten. Ia, Hofdienst ist nicht wohlfeil und dabei herrschen, Gott sei Dank, andere Zustände, wie in Frankreich. Hier ist der persönliche Ehrendienst Ausfluß angestammter Loyalität, hier wird kein einziges Hofamt verkauft, dort alle." —
„Hier sind nur sämtliche Beamtenstellen, vom Vizekönig bis zum Alkaldenschreiber feil," meinte der alte, etwas verbitterte Guardadamas. —
„Nun schließlich, das geht überall in der weiten Welt so zu, das ist selbstverständlich."
Im Hintergrund flüsterte Doloritas der Inez einiges über den Schlüssel des Königs zu. „Auch dieser öffnet jede Tür, er kann ungehindert in das Hoffräuleinquartier gelangen. Der hochselige Philipp der Vierte kannte den Weg, die Schwester Eufemia in Las Dascalzas ist ja auch Hoffräulein gewesen!" In noch leiserem Flüsterton, denn dieser Gegenstand war heikel, fügte Camila hinzu: „Wenn es Karl dem Zweiten einfallen sollte, bei uns den Schlüssel zu drehen, wäre das zweifellos unangenehm, es gäbe jedoch kein Unglück!"
„Die arme Königin wird schwerlich zum Dankgottesdienst nach Atocha fahren, sie wird dereinst im Seitenraum der Eseurialgruft, nicht bei den Müttern der Könige ruhen!"
Sie befanden sich jetzt in den schmalen Geheimgängen, durch die der König überall ungesehen gelangen konnte. Auch hier hingen aus dem beispiellos reichen Bilderschatz des Schlosses Gemälde. Don Iaime wies auf ein Bildnis des jungen Ludwig des Vierzehnten: „Als Menin beobachtete ich oft, wie die Infantin

Maria Theresa, morgens aus der Messe kommend, vor diesem Bild ihres königlichen Bräutigams eine tiefe, verliebte Kniebeugung machte. Die Ärmste hat sich später wohl oft nach Madrid zurückgesehnt!"

Sie traten in die Kapelle, Don Iaime öffnete die kleine Tribüne des Königs: „Hier haben Kaiser Karl und Philipp der Zweite, die mächtigsten, weisesten und frömmsten Herrscher, welche jemals die Welt erblickt hat, gebetet." Die Hoffräuleins hatten wenig gelernt, aber von diesen wußten sie doch und sahen mit scheuen Augen, mit geöffneten Lippen in den düsteren, schwervergoldeten Raum.

Im daneben gelegenen großen Spiegelsaal wurden die Bilder der venetianischen Maler gezeigt, besonders gut gefiel der reitende Kaiser Karl von Tizian. In diesem Saal wurden die Botschafter empfangen. Don Iaime ließ den Thron enthüllen, sie erstaunten über die herrliche Stickerei, die kunstvollen Einlagen; in verschwenderischer Fülle waren Diamanten, Perlen, Rubinen und Smaragden verwandt.

„Hier finden also die Audienzen statt. Eine Unmenge Menschen, hier in der ersten Reihe stehen die Granden, mit bedecktem Haupt. Aus dieser Tür kommt dann der Botschafter langsam, selbstbewußt herein. Eine Totenstille. Gegenüber vom Thron, am Kamin, stehen die vier Majordomos. Der König und die Granden haben ihr Haupt bedeckt. An dieser Stelle macht der Botschafter seine erste Verbeugung, darauf ziehen König und Granden den Hut. Hier macht er die zweite Verbeugung, hier die dritte und letzte, worauf er seine Ansprache hält."

Sie sahen hinunter auf den großen Hof; unter den Arkaden gab es ein wirres Kommen und Gehen, Buden und Tische waren aufgeschlagen. In den Kellereien lagen die dunklen Kanzleien; Tag für Tag saßen hier die Schreiber, in jenen Räumen wurden die Reichsgeschäfte geführt. Selbst der gefürchtete, vermögende Staatssekretär, Don Ieronimo von Eguija, arbeitete in einer dieser tiefgelegenen, niederen Kammern; eine schwarze, weitausholende Spinne.

Einige große Herren begaben sich eben nach den Konzilien. Es war ganz unterhaltend, zu sehen, wie sie von Bittstellern belagert wurden. „Sehen Sie, das sind Poeten, die ihre Werke einem Granden widmen wollen, da stehen Anwärter aller Art." (So verarmt, so heruntergekommen Spanien auch war, auf diesem Pflaster konnten die eindringlichen Posten, die gewinnversprechenden Amter errungen werden.) Eindrucksvoll sagte Don Iaime: „Hier laufen alle Fäden zusammen, dies ist der Brennpunkt von Madrid, wie von Spanien, wie von der ganzen Welt."

Ein Kollege kam mit tiefen Verbeugungen vorbei und flüsterte dem Don Iaime etwas ins Ohr.

Mit grimmigem Lächeln sah indessen der alte Guardadamas Don Oliviero

herunter. Einige nannten ihn nach des Cervantes noch immer viel gelesenem, komischen und witzigen Roman den Ritter von der traurigen Gestalt. Dann meinte er bitter, nur die Hagerkeit teile er mit jenem; schon seit fast einem halben Iahrhundert sei ihm der jugendliche Glaube an Größe und Tugend abhanden gekommen. Ein verbissener kleiner Kritiker, ein verstiegener kleiner Poet, wurde er hier am Hof, wenn nicht vor dem Darben, so doch vor dem Verhungern bewahrt. „Weshalb," murmelte er leise der Donna Barbara zu, „dieser feierliche Regierungsapparat. Seit Generationen werden in diesen Konzilkammern nur Niederlagen und Mißerfolge gemeldet, seit Generationen verkümmert, verarmt in apathischer Trägheit, in stumpfer Beschränktheit Niedrig und Hoch."
Donna Barbara bekreuzigte sich. „Wie könnt Ihr so vaterlandslos reden, Spanien steht unter der besonderen Obhut des Heiligen Iago von Compostela und der Virgen del Pilar von Zaragoza. Die wissen am besten, was uns gerade Not täte, und es ist verrucht, so zu schmähen . . . Wenn das die Heilige Inquisition . . . ." Sie hörte auf, so erschreckt entfärbte sich Don Oliviero. Er zog die Falten seines fadenscheinigen Mantels enger um die Dürftigkeit des Körpers.
Der andere Kammerherr hatte sich entfernt. Don Iaime trat an das Fenster und sah neugierig herunter, eben teilte sich die Menge, der erste Minister, es war der gutmütig schwache Herzog von Medina Cell, trat aus seinem Konzilgemach. Abseits ging ein streng aussehender Mann. „Sehen Sie, das ist der Gesandte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Melchior Ruck. Seit Iahren mahnt er wegen der ausgemachten Subsidien für Hilfeleistung im Mittelländischen Meer. Als ob zweiunddreißigtausend Taler monatlich erhältlich seien!! Nun hat er heute die letzte entscheidende Antwort dringend verlangt. Als sie, natürlich, negativ ausfiel, zeigte der Herr Ruck, dies wurde mir soeben erzählt, den neben ihm sitzenden Räten das letzte Schreiben seines Kurfürsten. Dieser befahl ihm: er möge diese Kanaille ohne Ehrgefühl und Treue «erlassen. Und in nur etwas gemilderten Worten verabschiedete er sich darauf vom Herzog."
„Wo liegt denn Brandenburg?" „Ach, irgendwo neben oder hinter den Moskowitischen Fürstentümern."
Ietzt schwoll seine Ader auf der bräunlichen Stirn. Da unten ging der allmächtige Don Ieronimo von Eguija, der kleine emporgekommene Schreiber. „Sehen Sie doch nur, wie man sich vor ihm verneigt, wie man versucht, einen Blick zu erhaschen! Alle Winkelzüge kennt er, alle Schliche beherrscht er, und so ist er Staatssekretär geworden! Da, das sind Granden erster Klasse, die um Gehör bitten und sich um ihn drängen. Es ist zum speien!"
Unten wimmelte es durcheinander; überall die gelassen gehenden, sich hochmütig haltenden kleinen, aber kräftig und wohlgebauten Männer. Ein jeder, Mann oder Frau, durfte die Palasträume betreten.

„Elfhundert Menschen," erzählte Don Iaime, „gehören zum Hof, erhalten
dort aus dem königlichen Speiseamt ihre tägliche Ration. Allein die Wachs-
kerzen kosten sechzigtausend Dukaten im Iahr. Dafür ist es eben der König von
Spanien."
Don Oliviero wies auf einen schnauzbärtigen Haudegen, er stand abseits,
unbeachtet. „Das ist der Obrist Don Francisco von Menesses; in den flan-
drischen Provinzen hat er sich auf das glänzendste aus einer verzweifelten Lage
herausgezogen, er ist der Abgott eines jeden seiner unregelmäßig besoldeten,
unterernährten Musketiere. . ." Die Augen des hageren Männchens leuchteten,
er fuhr fort: „In ihrer Mäßigkeit, ihrer unerschütterlichen Standhaftigkeit sind
diese Männer, Anführer wie Gemeine, noch lebende Zeugnisse altspanischen
Ruhms. Aber Don Franeiseo ist ein Provinzler, in Madrid, wo man auf rauhe
Krieger wenig gibt, ist er unbekannt. Es ist ihm nicht gelungen, seinen König
zu begrüßen, in dringender Angelegenheit versucht er jetzt, bisher erfolglos, eine
Audienz beim Almirante von Kastilien zu erlangen."
Ungeduldig sah Don Iaime auf den schwatzenden Alten.
Vom Goldenen Turm genossen sie nun herrliche Blicke auf die bis zu den
Schneebergen sich hinziehende Ebene, sprachen vom Prinzen von Wales, der
hier wohnte, als er um die Infanrin warb. Aber eine Tochter des Katholischen
Königs vergißt sich nicht mit einem Ketzer. Sie betraten die Wohnräume des
Königs; nicht einmal ein „Gentilhombre de boca" durfte jemals deren Schwelle
betreten, die diensttuenden Kammerherren allein hatten zu jeder Stunde Zutritt,
waren beim An- und Auskleiden, bei den Mahlzeiten zugegen.
Dann schlüpften sie durch die heimlichen Gänge des Königs, sahen aus den
Horchekammern, welche auf Anraten eines Iesuitenpaters Philipp der Dritte
einfügen ließ, in die Consulta, in welcher an jedem Freitag beraten wurde. In
dem danebenliegenden Turm betraten sie die Gemächer, in denen Franz der Erste
von Frankreich gefangen saß, sie sangen leise die jedem bekannte „Copla" auf
den König, dem es im Kampf mit Spanien so übel erging. Dann kamen Ga-
lerien, dann die Wachtkammer. In ihr saßen, kartenspielend, einige Wachen,
sowohl die der Burgunder, wie der Deutschen, wie der Lanzen, umher. Zwei
verkommen aussehende Lanzenträger baten, hinter Don Iaimes Rücken, um eine
milde Gabe, «s ginge ihnen so überaus schlecht. Hier waren Buden aufge-
schlagen, in ihnen mietete man sich die besonderen leinenen Stulpen, ohne welche
man nicht vor den König treten durfte.
Sie verfolgten den Weg, den in jener Ianuarnacht König Philipp ging, um
im andern Hof, dem der Königin, Don Carlos zu verhaften. Die Damen wiesen
lächelnd auf Catalina: „Die glaubt nicht an seinen gewaltsamen Tod." Cata-
lina geriet in Feuer: „Mein Urgroßvater ist einer seiner Begleiter während der

Gefangenschaft gewesen, meine Eltern wissen es genau, der Infant ist eines natürlichen Todes gestorben."

Don Iaime verbeugte sich: „Mein Oheim, diensttuender Kammerherr Philipps des Vierten, war zugegen, als im Eseurialgewölbe der Sarg des unseligen Infanten geöffnet wurde. Da lag der Kopf vom Körper getrennt! Der große König hatte mit seiner gewohnten Weisheit und Gerechtigkeit gehandelt, auch hatte der Heilige Vater zu dieser notwendigen Hinrichtung seinen Segen erteilt."

Catalina blieb bei ihrer Behauptung, überzeugte keinen. Sie standen an dem Fenster, von welchem aus Philipp während der Begräbniszeremonie des Sohnes auf den Hof herunter sah. Cr erteilte von hier aus seine Befehle; während die Granden den Sarg heraustrugen, waren die bei solchen Gelegenheiten üblichen Rangstreitigkeiten entstanden.

Man kam auf die Ana (Erzieherin) des Don Carlos, auf die Camarera Mayor, Maria Caterina von Cardona, zu sprechen. Donna Barbara hatte bei ihren Nachkommen gelebt. „Sie war sehr fromm und wollte der Welt entsagen. Dort aus jenem Fenster hat sie sich heruntergelassen; von hier aus floh sie nach La Mancha, schnitt sich die Haare ab, hüllte sich in ein Eremitengewand. Sie wurde sehr heilig, von weit und breit kamen Menschen, um sie zu sehen, um ihren Segen zu hören." Donna Inez hörte gespannt zu, aber die Kunde erweckte nur gedämpfte Töne. Sie wollte doch lieber die Welt genießen, als ihr entsagen.

Unter den Zimmern der Königin lagen die der Infanten. „Mögen sie bald wieder bewohnt werden," murmelte Donna Barbara. „Hier," so erklärte Don Iaime, „hat Don Carlos gelebt, hier entwich abends der frühverdorbene Knabe mit seiner gleichgesinnten Freundessippe, um sich mit Dirnen zu vergnügen." Diese Behauptung empörte die Damen ebenso sehr, wie die der Catalina über seinen natürlichen Tod. Ganz gewiß habe er einzig und allein seine schöne Stiefmutter geliebt, sei daran zugrunde gegangen! Don Iaime fuhr fort: „Diese Treppe schritt nachts in der elften Stunde Philipp der Zweite in voller Rüstung herunter, hinter ihm der Herzog von Feria, vier Kammerherren, der Kapitän der Wache und zwölf seiner Leute. Der tobsüchtige, vor einem gewaltsamen Tod zitternde Iüngling hatte einen künstlichen Verschluß anlegen lassen. Ohne sein Wissen war dieser außer Stand gesetzt worden, die Herren und die Wachen waren plötzlich im Zimmer, bemächtigten sich der Waffen des auffahrenden Don Carlos. Dann trat König Philipp, hier, durch diese Tür, vor seinen Sohn."

Dann öffnete Don Iaime mit seinem goldenen Schlüssel ein dicht daneben gelegenes Gemach; einige alte Bilder, unfertige Skizzen, Staffeleien standen umher. „Dies ist die Malerwerkstatt des Don Diego Velasquez, hier hat er das wunderliche, aber immerhin schätzenswerte Gruppenbild von der Infantin Marga-

rita und deren Umgebung gemalt, Sie haben es ja neulich im Buen Retiro gesehen."
„Wie hießen die Meninas?"
„Die sich verneigende Menina war Donna Isabel Velaseo, Muhme meiner Mutter. Sie galt für das hübscheste Hoffräulein ihrer Zeit und starb jung. Der Bruder der knienden Menina, der Maria Agostina Sarmiento, ist unser General-Inquisitor, ihr Sohn wird am Stierkampf teilnehmen, seine Livreen sind amethystfarben mit Silberstickerei."
„Don Diego Velasquez," sagte Doloritas, „hat meine Großmutter gemalt, Sie mochte das Bild nicht, fand es unvorteilhaft. War er wirklich ein tüchtiger Bildnismaler?"
„Mein Vater," meinte Don Iaime, „hat ihn gekannt und geschätzt. Allerdings wäre ihm das Santiago-Kreuz zu Kopf gestiegen, das hätte man Allerhöchsten Ortes besser unterlassen. Mein Vater findet nicht, daß Carreno ihn erreicht, ich persönlich halte Cerezo für bedeutender als beide, besonders in seinen herrlichen religiösen Bildern. Aus diesen spricht doch eine ganz andere Empfindung, weit mehr Gefühl."
Sie kehrten nun durch die vielen verworrenen kleinen Gänge in das Frauenquartier zurück, sahen hinter den Vorhängen versteckt auf den Platz, auf die Stadt. Die alte Donna Barbara erzählte von dem berühmten Karussel des Grafen Villamediana zu Ehren der Königin Elisabeth, der ersten Gemahlin des verstorbenen Königs. „Von hier aus, von diesem Fenster, habe ich den Villamediana heranreifen sehn. Es war der schönste Mann der Welt, er hatte kühne Züge und sanfte Augen, trug sich kerzengrade, verneigte sich jedoch hingebend vor einer Dame. Wie er zur Königin heraufsah! Natürlich liebte sie ihn. Hier, gerade hier, ritt er vorbei, so nah, daß wir die an seinem Atlaswams hängenden Reales-Münzen ganz genau sahen, auch die Inschrift: ‚M» »more» »an reales."
Alle flüsterten sich die Worte zu. Und an jenem Abend, zum Nachtmahl kam der König zur Königin, und sie aßen schweigend, ohne ein Wort zu wechseln. Aber ich werde nie vergessen, wie er die Königin von der Seite ansah. Drei Wochen darauf war das Fest." . . . Die anderen wurden ungeduldig, jeder wußte doch, daß Villamediana die Komödie dichtete, in welcher die Königin auftrat, daß auf ein gegebenes Zeichen das prächtige Komödienhaus des Grafen in Flammen aufging, und er die Königin in Sicherheit, in verschwiegene Sicherheit, brachte. Und daß man ihn bald darauf in der Calle mayor erdolchte. Nur Donna Inez lauschte; die alte Dame sollte ihr später alles genau berichten.
Dagegen hörte man zu, als Don Oliviero geschickt Donna Barbara auf die Erinnerungen ihrer Ururgroßmutter brachte. Eine greise Duquessa hatte dieser oft über Heinrich den Vierten erzählt. „Hier, am Schloßplatz, veranstaltete der König ein glänzendes Stiergefecht der schönen Hofdame Donna Guiomar von

Castro zu Ehren. Als sie hier von den Schloßfenstern heruntersehen wollte, verbot die Königin ihr und dem ganzen Hofstaat, sich den Fenstern zu nahen. Donna Guiomar tat es trotzdem, sie prangte, mit Gold und Iuwelen bedeckt, auf dem Altan — damals gab es ja noch nicht die heutige Fassade. Aber die Königin lauerte ihr an der Treppe auf, und die Großmutter der Duquessa, welche Menina war, hörte, wie die Königin die Donna Guiomar „Dirne" nannte, und schließlich wurde die Königin wie von Sinnen vor Zorn, nahm ihren hohen Sockelschuh und schlug die Dame. Da schrie Donna Guiomar, und Heinrich der Vierte kam herbei und fuhr die Königin an, reichte seiner Angebeteten die Hand und führte sie ehrenvoll auf ihr Gemach. Bald darauf begann die Liebe der Königin zu Don Beltran von der Cueva, und das war Gottes Wille, denn der Ehebruch war offenkundig. So wurde die Tochter, welche die Königin gebar, als „Beltraneja" mißachtet, und so gelangte unsere glorreiche Königin Isabella die Katholische auf den Thron."

(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s ch
a
u

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. M. de Ionge.

Hotel-Akademie?

In Düsseldorf ist vor Iahresfrist eine „Hotel-Akademie" eröffnet worden — eine echte „Akademie", mit Professoren, Dozenten, Studenten; keine bloße „Koch schule", sondern eine Hochschule!

Das Wort der Kritik, das dieser Blüte deutscher Schulgründungsarbeit vom hochschulpolitischen Gesichtspunkte aus gebührt und im ersten Kriegsjahr zur Vermeidung aller irgend vermeidbaren inneren Meinungskriege zurückgehalten wurde, darf nun nicht länger vertagt werden.

Dittieil« est satiram uon «eridere!

Es muß endlich einmal ausgesprochen werden, daß wir im deutschen Vaterlande seit etwa fünfzehn Iahren an einer verhängnisvollen Überproduktion an neuen Schulen leiden, d. h. selbstredend nicht an neuen Einzelschulen, sondern an neuen Schularten, Schulsorten, Schultypen, von untergeordneten Fachschulen bis hinauf zu komplizierten Sonderhochschulen, von denen die sonderbarste Sonderschule wohl die neue „Hotel-Akademie", die Düsseldorfer Hochschule für Gasthofswissenschaft ist.

Eine einheitliche „Hotelwissenschaft" gibt es nicht! Die „Hotelwissenschaft" ist ein Zweig auf dem Ast der sogenannten „Handelswissenschaft". Auch eine einheitliche „Handelswissenschaft" gibt es nicht! Sie ist ein künstliches Gemenge von verschiedenen Wissenschaften, bzw. wissenschaftlichen Spezialfächern verschiedenster Art. Das Mosaik der, eines einheitlichen wissenschaftlichen Grundprinzips gänzlich ermangelnden, sogenannten „Handelswissenschaft" ist zusammengesetzt aus zahlreichen Bruchstücken, die im System der Wissenschaften teils in die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät gehören, teils in die naturwissenschaftliche (Warenkunde, Chemie u. a.), teils in die philosophisch-historische (Geographie, Sprachen u. a.). Allein während die „Handelswissenschaft" und die zu ihrer

Pflege angeblich nötigen neuen Spe-
zialhochschulen durch den Ernst und
die Größe des Gegenstan-
des, dem sie dienen, immerhin Anspruch
auf ernste Beurteilung haben, fällt die-
ser Anspruch fort, wenn es sich um
neue, von der „Handelswissenschaft"
abgezweigte SpezialWissenschaften und
die zu deren „wissenschaftlichem" Be-
trieb angeblich nötigen neuen Spezial-
„Akademien" handelt! Hier muß mit
„goldener Rücksichtslosigkeit" ausge-
sprochen werden, daß es sich um Schein-
und PseudoWissenschaften handelt, um
After-Akademien, die wie eine
Karikatur unserer herrlichen, ed-
len, alten deutschen Universitäten wir-
ken! Ein Handelshochschuldirektor
formulierte vor Iahren zur Verteidi-

gung der an der betreffenden Handels-
hochschule immer weiter getriebenen
Spezialisierung der sogenannten „Han-
delswissenschaft," die schon damals zur
Einführung von akademischen (!) Vor-
lesungen über „Fremdenverkehr und
Hotelwese n", über „Reklame" (!)
und ähnliche interessante neue „wis-
senschaftliche (!) Disziplinen" geführt
hatte, den Satz: „Kurzsichtige haben
von der Handelstechnik gesagt, sie sei
wissenschaftlicher Behandlung nicht
fähig; es gibt keine wissenschaftliche
Betätigung, in der durch wissenschaft-
liche Untersuchung nicht wenigstens hie
und da bessere Verfahrensregeln sich ge-
winnen ließen, als durch Empirie."
Dieser Satz ist ein sopt>i»iu», — er ver-
schiebt das tdema proballäum und
führt deshalb zu einem Trugschluß!
Es handelt sich eben bei der Abgrenzung
der Kompetenz der „Handelstechnik"
gar nicht darum, ob alle die in erstaun-
licher Fruchtbarkeit von ihr geborenen
Spezialfächer „wissenschaftlicher Be-
handlung fähi g", sondern ob sie einer
solchen würdig sind! Gewiß ist
„jedes Fach, jede Art menschlicher Be-
tätigung wissenschaftlicher Behand-
lung fähig"! Das Fach des
Schneiders und des Barbiers ebenso-
wohl wie das des Theologen, Arztes,
Iuristen, Großfabrikanten. Aber der
Ausbau einer „wissenschaftlichen"
Schneidertechnik mit Anatomie des
menschlichen Körpers für Zuschneider,
Kursus im Zeichnen neuer Modejour-
nale, Mathematik des Maßnehmeus
und Ähnliches, oder einer wissenschaft-
lichen Barbiertechnik mit Hygiene der
Haarpflege, Chemie der kosmetischen
Stoffe, Kursus im Einseifen (es liegt
mir selbstredend jede Beziehung auf die
erwähnte Handelshochschulvorlesung
über „Reklame" fern) u. ä. würden
zwar nicht des Schneiders und des Bar-
biers, wohl aber der deutschen
Wissenschaft unwürdig sein!
Und ebenso der Ausbau einer in mehrere
Dutzend Spezialfächer feingegliederten
„Hotelwissenschaft", mitsamt der für
sie angeblich nötigen Gasthofhochschule!
Die Düsseldorfer „Hotel-Akademie"
hatte übrigens einen Vorgänger, über
den ich mich im Zusammenhange meiner
universitätspolitischen Arbeiten schon
früher unterrichtet«. Bei Luzern, am
Rotsee, wurde bereits 1907 eine „Hotel-
Akademie" errichtet. Ich ließ mir den

„Prospektus" kommen, der zweiund-
zwanzig (!) hotelwissenschaftliche Spe-
zialfächer aufzählt, unter denen das
zwölfte zweifellos das wichtigste ist und
unter den zweiundzwanzig die höchste
wissenschaftliche Akribie erfordert.
Denn mit tiefstem Ernst und höchstem
Stolz wird es genannt: „Kulinarische
Wissenschaften." Diese „Kulinarischen
Wissenschaften" und deren „^Imn,
Mater", die inzwischen so „üppig" ge-
wordene Rheinische „Amme", die
„Hotel-Akademie" in Düsseldorf — sie
schädigen zwar nicht den Magen der
Gäste, noch auch die Kasse der Wirte,
aber schwer, sehr schwer eines der höch-
sten, ältesten und „deutschesten" Kultur-
güter des deutschen Volkes, welches
bis vor einem halben Menschenalter
als eines seiner kostbarsten Kleinodien
gehütet und auch von den Staats- bzw.
Schulaufsichtsbehörden vor Entwertung
durch „unechte" „Nachahmungen" ge-
schützt wurde — den Ruf der deutschen
Wissenschaft! Die „Hotel-Aka-
demie", die schon vor dem Kriege er-
öffnet wurde, ist eine jener vielen
Entartungs-Erscheinungen
der neuesten deutschen Kultur, die in
der zunehmenden Capuanisie-
rung des materiellen, und der eben-
falls zunehmenden scholastischen Pseudo,
Akademisierung des ganzen geistigen
Lebens ihre zwiefache Wurzel hatten,
— eine Entartungserscheinung, von
der uns, wie von vielen ähnlichen, die
Eisenkur dieser kriegerischen Welt-
wendezeit, so Gott und das deutsche
Volk wollen, restlos heilen wird!

Rundschau

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Von August Friedrich Krause.

Mit eiserner Gewalt zwingt der Krieg unser Interesse in seine Kreise, und wir vermögen kaum, uns seinem Bann zu entziehen. Wenn aber die Spannung zu groß und zu quälend wird, wenn die Erschütterungen, die er uns bringt, unser seelisches Gleichgewicht ins Wanken zu bringen droht, tun wir gut, für Stunden wenigstens uns auf Geistesgebiete zurückzuziehen, die seinem Einfluß ganz entrückt sind. Zu diesen gehören die Naturwissenschaften, und eine Reihe von alten und neuen Büchern bietet sich uns an, unser Denken auf Bahnen zu entführen, die ganz seitab liegen von Kriegslärm und Kampfesnot.

Wer immer mit Vorliebe dem Studium der Pflanzenwelt obgelegen hat und mit Sehnsucht nach tieferem Wissen auf diesem Gebiete erfüllt war, dem ist seit langem Anton Kerner von Marilaun in seinem großen, zweibändigen Werke „Pflanzenleben" (Bibliographisches Institut in Leipzig) ein lieber Freund und Lehrer gewesen. Dieses Standwerk ist von hoher Bedeutung geworden auch für den Schulunterricht, den es aus der systematischen Betrachtungsweise der Pflanzenwelt erlöste, die den Schülern ein lebendiges Erfassen und ein tieferes Verständnis nicht zu vermitteln vermochte. Es hat den Anstoß gegeben zur Einführung des biologischen Unterrichts und hat auch die botanische Schulbuchliteratur nach dieser Richtung hin beeinflußt. So dankt u. a. das große naturwissenschaftlich« Unterrichtswerk von Prof. Nr. Schmeil nicht wenig gerade Kerners Werk. In langjährigen unermüdlichen Studien hat Kerner ein ungeheueres wissenschaftliches Beobachtungsmaterial zusammengetragen, aus dem er für seine geniale Darstellung des Pflanzenlebens schöpfte. Trotzdem machte, als kürzlich eine dritte Auflage erscheinen mußte, eine durchgreifende Umarbeitung sich notwendig, die Prof. Dr. Adolf Hansen in Gießen übertragen worden ist. Der neue Herausgeber hat sich dieser Arbeit mit großem Geschick und feinem Takte unterzogen. Er hat unangetastet gelassen, was irgend unangetastet bleiben durfte, um die Form

des Kerner'schen Werkes zu erhalten und doch seinen Inhalt zu bereichern. Er hat es darum, wo es irgend möglich war, vermieden, den Tert Kerners zu ändern, und wo Umstellungen nötig waren, nur ganze Kapitel umgestellt. Freilich machte sich auch die Einschiebung neuer Abschnitte notwendig; doch muß es dem Herausgeber zum Ruhme nachgesagt werden, daß er es verstanden hat, die Kerner'sche Darstellungsweise vorzüglich zu treffen, und so dem Werke seine Einheitlichkeit zu erhalten. Größere Umarbeitungen hat der zweite Band erfordert; der letzte Abschnitt des alten Werkes: „Die Pflanze und der Mensch" ist fortgelassen worden, da dieser Gegenstand mit einer Biologie der Pflanzen keinen Zusammenhang hat. Dafür wurde die Morphologie aus dem ersten in den zweiten Band übernommen. Da sich Kerners Darstellung als veraltet erwies, wurde dieser Abschnitt ganz umgearbeitet. Außerdem bringt der zweite Band noch den umfangreichen Abschnitt über die Fortpflanzung und ihre Organe. Ein dritter Band, der noch nicht erschienen ist, wird die Entstehung der Arten und die Deszendenzlehre, sowie die Verbreitung der Pflanzen auf der Erde enthalten. Wie schon das alte Werk, ist auch diese neue Ausgabe mit außerordentlich reichem Illustrationsmaterial ausgestattet, das zur Unterstützung des Tertes dient. Besonders erfreuen wird jeden Besitzer der neuen Auflage die Ver,

mehrung der farbigen Tafeln, von denen einige in ihrer Naturwahrheit und Schönheit vorzügliche Kunstwerke darstellen. Besonders die Meeresbilder sind von leuchtender Farbenpracht. Wenn der dritte Band vorliegen wird, werde ich noch einmal ausführlich auf dieses bedeutungsvolle Werk eingehen.

Im Iahre 1896 war ein kleines Bändchen unter dem Titel: „Pflanzen der Heimat" erschienen, das auf 150 größtenteils farbigen Tafeln einfach« Abbildungen weitverbreiteter Gewächse brachte. Dieses Werk, im Buchhandel bald vergriffen, ist der Keim geworden zu „Schmeil's naturwissenschaftlichen Atlanten", deren erster Band gleichfalls „Pflanzen der Heimat" heißt, eine Auswahl der verbreitetsten Pflanzen unserer Fluren in Bild und Wort bringt und bearbeitet ist von O. Schmeil und I. Fitschen. (Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig.) Die in vorzüglicher Technik ausgeführten farbigen Tafeln, deren Originale von den zwei ausgezeichneten Pflanzenmalern H. Hajek und C. Nauhaus herrühren, geben immer nur eine Pflanze möglichst in natürlicher Größe wieder. Größere Pflanzen sind in charakteristischen Abschnitten dargestellt. Der Tert ist eine lebendige Schilderung des Aussehens der Pflanze, ihrer Lebensbedingungen und ihrer Umgebung und nimmt stets nur eine Seite ein.

Auf dem Gebiet der Zoologie haben uns die letzten Iahre ein epochemachendes, großes Werk über „Tierbau und Tierleben in ihrem Zusammenhange betrachtet", aus den Federn der Professoren Dr. Richard Hesse und Dr. Franz Doflein gebracht. (B. G. Teubner, Leipzig.) Hat seinerzeit das Kerner'sche Werk über das „Pflanzenleben" den ersten Anstoß zur biologischen Betrachtung der Naturwesen im Unterricht unserer höheren und niederen Schulen gegeben, so verdankt die Hesse-Doflein'sche Arbeit dem als Frucht dieser Unterrichtsweise in unseren Gebildeten erwachsenen Bedürfnis nach einer Darstellung des Tierreiches von biologischen Gesichtspunkten aus seine Entstehung. Durch die mühevollen, aber ertragreichen historischen und morphologischen Studien unserer Zoologen, die hervorgerufen und angeregt worden waren durch die von Darwin ausgehende Neubelebung

der Abstammungslehre, war die biologische Betrachtungsweise des Tierreiches sehr in den Hintergrund gedrängt worden. So kam es, daß die Literatur auf diesem Gebiete recht arm ist, und es ist mit großer Freude zu begrüßen, daß die beiden auf ihren Spezialgebieten längst rühmlichst bekannten Verfasser der Anregung des Teubnerschen Verlages Folge gegeben und es unternommen haben, in einem groß angelegten und durchgeführten Werke die großen und kleinen Wechselbeziehungen aufzuzeigen, die zwischen dem Bau des Tierkörpers und seinem Lebensraume bestehen. Im ersten Bande: „Der Tierkörper als selbständiger Organismus", schildert Dr. Richard Hesse die Bauverhältnisse und Funktionen der Tierkörper und ihrer einzelnen Organe. Die Harmonie, die zwischen der Form eines Tieres und seiner Lebensweise, zwischen dem Bau eines jeden Organs und seiner Tätigkeit besteht, wird vor uns aufgedeckt bis hinab zu den Geweben und bis zu den Zellen, die diese Gewebe zusammensetzen, an den einzelligen Tieren sowohl, wie an den Vielzellern, an den niederen Tieren, wie an den höheren. So wird das Tier in seinen „organisatorischen Eigenschaften" als lebendige Einheit vor uns hingestellt ohne Rücksicht auf seine belebte und unbelebte Umgebung, seinen „Lebensraum". Der zweite, von Professor Dr. Doflein geschriebene Band, der nach mehr als zehnjähriger Arbeit nun auch fertig vorliegt, beschäftigt sich dagegen allein mit den Erscheinungen des

Tierlebens; er schildert die Einwirkung der äußeren Einflüsse, des Lebensraumes, auf das Tier und zeigt die Gegenäußerungen, mit denen der Tierorganismus auf diese Einwirkungen antwortet. Es ist erklärlich, daß bei dieser Arbeitsteilung die Kreise der beiden Bände an einzelnen Stellen einander schneiden; doch trägt dies häufig zum besseren Verständnis bei, um so mehr, als im zweiten Bande unter Anziehung der Seitenzahl auf die Ausführungen des ersten Bezug genommen wird. Beide Bände bringen eine ungeheure Fülle von Tatsachenmaterial herbei, und man glaubt den Verfassern gern, daß die Bewältigung dieses ungeheuren Stoffes ihnen eine endlos scheinende Arbeit gemacht hat. Um so mehr dürfen sie sich freuen, daß ihr Werk ihnen so wohl gelungen ist. Für uns aber bedeutet diese erste große und erschöpfende Biologie der Tiere nicht nur eine Bereicherung der naturwissenschaftlichen Literatur, sondern die Ausfüllung einer großen, empfindliäM Lücke in ihr; denn eine ähnliche zusammenhängende Darstellung der gesamten Erscheinungen des Tierbaues und Tier, lebens besaßen wir bis jetzt überhaupt noch nicht. Für den Leser, der über einzelne Probleme sich eingehender unterrichten will, haben die Verfasser jedem Bande ausführliche Literaturverzeichnisse, nach Kapiteln geordnet, beigegeben, die besonders die zusammenfassenden Werke hervorheben. — Im Vorwort zum ersten Bande meint Prof. Hesse, daß niemand versucht sein wird, auf sein Buch die Kritik anzuwenden, die als Empfehlung so manches populär-wissenschaftlichen Werkes hat herhalten müssen, es lese sich wie ein Roman. Ich halte es für einen Vorzug, daß beide Verfasser Anforderungen an die Denkkraft ihrer Leser stellen und sich nicht damit begnügen wollen, nur dem Unterhaltungsbedürfnis gedient zu haben. Für jeden, der den Erscheinungen des Tierlebens lebhaftes Interesse entgegenbringt, wird die Durcharbeitung dieses Werkes Stunden reinen und hohen Genusses bringen, denn die bescheidene Meinung Hesse's, daß die Darstellung zu schlicht und zu trocken wäre, trifft nicht zu. Sie ist im Gegenteil in beiden Bänden überaus lebendig, frisch und anregend. Ieder, der über eine gute Bildung verfügt, wird mit

Gewinn das Werk zu lesen vermögen, denn die Verfasser haben sich bemüht, ihre Darstellung so zu halten, daß sie dem gebildeten Laien überall verständlich ist. Sie setzen keine größeren Vorkenntnisse in der Zoologie voraus, geben überall, wo es angängig ist, die deutschen Bezeichnungen neben den fremdsprachlichen, und wo einwandfreie deutsche Namen für die Tierarten bestehen, werden sie überall neben den wissenschaftlichen gegeben. In dieser Rücksichtnahme auf den Laien liegt einer der großen Vorzüge dieses wertvollen Werkes; er macht es zu einer bedeutenden Bereicherung unserer populären naturwissenschaftlichen Literatur.

Die Teubner'sche Verlagsbuchhandlung hat nicht nur den Verfassern jede Förderung und Unterstützung widerfahren lassen, sie hat auch keine Mühen und Kosten gescheut, um das große Werk in würdiger, vornehmer und reicher Weise auszustatten. Ein überaus reiches, künstlerisch und wissenschaftlich einwandfreies Illustrationsmaterial unterstützt die Darstellung. Der erste Band bringt außer 480 Abbildungen im Tert fünfzehn, der zweite Band außer 740 Tertbildern zwanzig Tafeln in Schwarz- und Buntdruck nach Originalen ausgezeichneter Künstler. So hat sich alles vereinigt, um diese erste Biologie der Tiere zu einem klassischen Werke populärer naturwissenschaftlicher Darstellung zu machen.

Mit Notwendigkeit führen die Betrachtung der Naturdinge und die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihren

Erscheinungsformen zu den höchsten Erkenntnisfragen der Naturphilosophie. Qb wir, je nach Veranlagung und Temperament, uns, wie die meisten Biologen, auf den rein mechanischen Standpunkt stellen, oder ob wir im Lebewesen mehr sehen als nur ein physiko-chemisches Gebilde und annehmen, daß auch vitale Kräfte in den physiko-chemischen Prozeß eingreifen, immer führt uns die Betrachtung der Natur zur Naturphilosophie. Als vorzüglichen Führer und Lehrer auf diesem Gebiete reicht uns der Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, ein wertvolles Werk über „Naturphilosophie", das als Band der großzügigen Sammlung: „Die Kultur der Gegenwart" unter der Redaktion von C. Stumpf bearbeitet wurde von Erich Becher. Das Bestreben war auch bei Abfassung dieses Werkes wie bei allen Bänden der Sammlung, der es angehört, die Darstellung so zu halten, daß sie jedem Gebildeten verständlich ist. Darum wurden die erkenntnistheoretischen Probleme, die weniger bekannt sind als die naturwissenschaftlichen, ausführlicher behandelt. Ein kurzer Abriß der Geschichte' der Naturphilosophie leitet den Band ein und erleichtert die Untersuchungen über die Aufgabe der Naturphilosophie, die Bestimmung ihres Begriffes und die Grenzbestimmungen zwischen Naturwissenschaft und Naturphilosophie. Der zweite Hauptteil, der umfangreichste des Werkes, behandelt die Aufgabe, die Methoden und die Probleme der Naturerkenntnistheorie, während der dritte Hauptteil sich damit beschäftigt, ein Gesamtbild der unbelebten und der belebten Natur zu geben. Es ist dem Verfasser gelungen, in klarer, anregender, für jeden Gebildeten verständlicher Weise seinen Stoff vorzutragen. Nirgends, auch bei der Erörterung der schwierigsten Probleme nicht, verliert er sich in weitschweifigen Erörterungen; immer weiß er die hauptsächlichsten Meinungen scharf und präzis hervorzuheben, daß wir «in klares Bild von dem gegenwärtigen Stande unserer Naturerkenntnis erhalten. So ist dieses bedeutende Werk jedem zu empfehlen, der seine Beschäftigung mit den Naturwissenschaften nicht als Selbstzweck betrachtet, sondern in ihnen Bausteine sucht zum Aufbau einer eigenen, selbsterworbenen

Weltanschauung.
Ein reizvolles Buch, das allen Freunden unserer Singvögel hochwillkommen sein wird, ist ein weiterer Band von „Schmeil's naturwissenschaftlichen Atlanten", der unter dem Titel: „Singvögel der Heimat" von O. Kleinschmidt gleichfalls im Verlage von Quelle u. Meyer, Leipzig, herausgegeben ist. Er bringt auf 86 Tafeln eine übersichtliche Darstellung der einheimischen Singvögelarten nebst Abbild der wichtigsten Eier- und Nestertypen. Auch dieser Atlas ist mit kurzem, eine Seite füllendem, systematisch-biologischem Tert versehen, der über alles Wissenswerte unterrichtet. Die Abbildungen sind sowohl in Farbe wie in Zeichnung künstlerisch ausgeführt, die Stellung der kleinen, lebendigen Tierchen überaus charakteristisch gewählt, so daß man meint, sie wirklich vor sich zu haben. Die Wiedergabe ist technisch von der gleichen Vortrefflichkeit wie in dem vorherbesprochenen Atlas.
Iunge Weggenossen sucht das „Geologische Wanderbuch" von Karl G. Volk (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig), dessen zweiter Band soeben erschienen ist. Während der erste Band auf Wanderungen in der Heimat und in den deutschen Mittelgebirgen die jungen Wandergenossen, als die sich der Verfasser mittlere und reifere Schüler denkt, an Bach und Brunnen, in der Kiesgrube und in Steinbrüchen die Anfänge geologischen Wissens lehrt, weist er ihnen im zwei-

ten Vande die unväldliche große Vergangenheit unserer Heimat. Unterstützt wird seine lebendige, begeisterte und begeisternde Darstellung durch zahlreiche gute Abbildungen im Ten und eine Orientierungstafel. Allen jungen Freunden der geologischen Wissenschaft und solchen, die es werden wollen, seien diese beiden Bände der „Naturwissenschaftlichen Bibliothek", die Prof. Dr. Bastian Schmid herausgibt, empfohlen.

Rundschau der Kriegsliteratur VII.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Der siebente Band der Sammlung „Männer und Volker" (Verlag Ullstein u. Co., Berlin) enthält einen interessanten Beitrag aus der Feder des berühmten Ienaer Philosophen Rudolf Eucken, dessen 70. Geburtstag wir vor wenigen Tagen gefeiert haben. Unter dem Titel „Die Träger des deutschen Idealismus" führt uns der Verfasser aus der ehernen Gegenwart, die uns zwingt, einem beispiellosen Ansturm von Haß und Neid zu trotzen, in die Zeiten der klassischen deutschen Philosophie, in das Heiligtum der weltenschaffenden deutschen Seele. Er feiert die großen Denker, die in Zeiten, als unser nationales Dasein noch zerrissen war, ihr Leben an das höchste Ziel setzten, die Erkenntnis. Mit außerordentlicher Klarheit stellt Eucken dar, was nicht nur wir Deutschen, sondern die ganze Welt diesen Helden des Geistes schuldet. Von Kant, dem Lehrer der Pflicht, des kategorischen Imperativs, geht der Verfasser aus, führt er den Leser zu Fichte, dem Propheten der vaterländischen Wiedergeburt, zu den Romantikern, zu Hegel, Schelling und Schleiermacher und verfolgt die Wirkung der Ideen dieser Philosophen bis hinein in unsere Tage.

Der Verfasser zeigt in seinen geistreichen Ausführungen, daß die deutschen Idealisten „keineswegs bloße Kinder ihrer Zeit, Dolmetscher ihres Strebens" waren, sondern daß sie sich vielmehr mit jener oft in schroffem Widerspruch fühlten und sich oft in ihrem Wirken weit über sie erhoben haben.

Alle diese Philosophen stehen — so führt Eucken am Schluß seiner Betrachtungen aus — zu der Überzeugung, „daß der Mensch, wenn auch aus der Natur erwachsen, mehr als ein bloßes

Naturwesen ist, und daß sein Leben nicht in die natürliche Selbsterhaltung aufgeht, daß vielmehr in ihm eine neue Stufe der Wirklichkeit durchbricht, eine neue Welt erscheint, ihm eine eigentümliche Würde und Größe verleiht und seinem Handeln hohe Ziele vorhält.
Das aber, was nach ihrer Überzeugung den Menschen veredelt und deutlich von aller Natur abhebt, ist die Freiheit, das Vermögen einer Gestaltung des Lebens aus Selbsttätigkeit." Wenn auch die Einzelnen diese Freiheit verschieden auffaßten und auslegten, wenn die einen in ihr mehr eine Willensentscheidung sahen, während andere sie als geistige Bewältigung der Wirklichkeit verstanden wissen wollten, so stimmten sie doch darin alle überein, „daß in der Freiheit eine neue Ordnung der Dinge erscheint, die dem Leben einen neuen Inhalt gegenüber dem nächsten Dasein gewährt und aus ihm eine neue Welt geistiger Größen und Güter hervorgehen läßt".
Die Beschränktheit des Raumes verbietet uns, näher auf diese interessante Arbeit einzugehen. Wir sind überzeugt, daß auch diese Neuerscheinung des Ullstein-Verlages sich derselben Beliebtheit erfreuen und einen ebenso weiten Leserkreis erobern wird, wie es den früher erschienenen Schriften dieser Sammlung beschieden war. —

Im 6./7. Heft der im Verlage von Ed. Strache (Warnsdorf) herausgeaebenen Sammlung „Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen" behandelt der frühere ungarische Staatssekretär und Reichstagsabgeordnete Iosef Szter^nyi die „Wirtschaftliche Verbindung mit Deutschland".

Ie mehr der Krieg fortschreitet, desto stärker wird die Überzeugung, daß dem politischen Bündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn unbedingt eine wirtschaftliche Annäherung zwischen den beiden Zentralmächten folgen muß. Wie sich diese Annäherung vollziehen wird, darüber herrschen selbstverständlich die verschiedensten Ansichten, klar ist jedoch, daß wir mit einer völligen Umänderung der bisherigen Verhältnisse zu rechnen haben werden. Dies um so mehr, als — wie ja aus den Nachrichten über die wirtschaftlichen Pläne unserer Gegner deutlich hervorgeht — der Vierverband schon jetzt sich bemüht, dem militärischen Kriege einen wirtschaftlichen folgen zu lassen.

Diesen feindlichen Vorbereitungen werden die Zentralmächte um so wirksamer begegnen können, wenn sie auch auf wirtschaftlichem Gebiete sich, soweit dies möglich ist, annähern.

Der Plan eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses ist nicht neu. Schon lange tauchten hier und da Stimmen auf, die eine wirtschaftliche Annäherung zwischen den beiden Kaiserreichen anstrebten; die vielen Schwierigkeiten jedoch, die sich zeigten, schreckten die meisten maßgebenden Persönlichkeiten in beiden Staaten ab. Der Krieg hat diese Stimmung wesentlich geändert. Man ist in Deutschland sowohl, wie in Österreich und Ungarn zu der Überzeugung gelangt, daß die wirtschaftliche Annäherung eine Notwendigkeit ist, und in beiden Ländern ist man bemüht, eine Basis zu finden, auf der sich dieser wirtschaftliche Zusammenschluß aufbauen soll. Die Schwierigkeiten, die im Wege stehen, und die unumwunden zugegeben werden, sind sicherlich nicht so groß, daß die Wichtigkeit der zu behandelnden Fragen dadurch irgendwie berührt werden könnte.

Von größtem Interesse ist in dieser Frage die Stellungnahme Ungarns. Bereits im Iahre 1913 ist GszaLukücz in seiner Schrift: „Die handelspoli-

tische Interessengemeinschaft zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn" (Verlag Otto Hapke, Göttingen) für ein deutsch-österreichisch-ungarisches Wirtschaftsbündnis eingetreten und hat den wirtschaftlichen Zusammenschluß der Zentralmächte aufs lebhafteste befürwortet. Die vorliegende Abhandlung Szter^nyi's, der ein bedeutendes statistisches Material verarbeitet hat, ist eine wertvolle Bereicherung der in letzter Zeit ja recht zahlreich auf dem Büchermarkte erscheinenden Literatur über das Thema eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, mag man auch im einzelnen mit dem Verfasser nicht immer ganz übereinstimmen. — In einer höchst aktuellen Broschüre, die soeben in der Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin, erschienen ist, behandelt C. A. Bratter „Die armenische Frage", die — wie der Verfasser darlegt — „ein englisches Erzeugnis" ist, und die unter dem Einflusse der raffinierten englischen Stimmungsmache steht, „die seit dreißig Iahren von Zeit zu Zeit einsetzt, sooft England eine türkenfeindliche Bewegung zu irgendwelchen politischen Zwecken braucht". Auch die neuesten armenischen Unruhen während des Weltkrieges, über die sich die Ententemächte und das im englischen Fahrwasser segelnde Amerika so unnütz aufgeregt haben, waren lediglich das Werk der englischen Agenten. England trägt also allein die Schuld an den schuldigen und unschuldigen Opfern, die diese Revolte und Ver,

schwörung gefordert hat; denn es war — wie Bratter mit vollem Recht sagt — „selbstverständliche Pflicht der ottomanischen Regierung, gegen die Landesverräter und Reichsfeinde mit der größten Schärfe vorzugehen". Die Aufregung der Ententebrüder hierüber sei eitle Heuchelei, da die Türken mit den aufrührerischen Armeniern gewiß nicht grausamer umgegangen sein werden, „als die Engländer in ihrer Kolonialgeschichte häufig genug in Indien und Afrika, als die Russen noch bis in die jüngsten Tage mit den politischen „Verbrechern" und den Iuden verfahren sind". Auch die sentimentalen Amerikaner, die sich stets über alles aufregen, sobald es außerhalb ihres Landes passiert, sollten sich — man verzeihe mir den etwas drastischen Ausdruck '— an ihre eigene Nase fassen und sich an ihr eigenes Vorgehen gegen Indianer und Neger erinnern, an ihre Sklavenschlächtereien und an die Bestialität der Lynchgerichte, die von dem „weichherzigen, mitleidsvollen" Amerikaner wie Theatervorstellungen besucht werden.

Im zweiten Abschnitt bespricht Bratter die Erklärung der Dreiverbandsmächte vom 24. 5. 1915 gegen die Armeniermassakres, sowie die von der türkischen Regierung veröffentlicht« Gegenerklärung, in der die Pforte ihre Maßregeln gegen die armenischen Verschwörungen rechtfertigte.

Ein weiterer Abschnitt ist dem armenischen Volke, seinen politischen Bestrebungen und seinen Fähigkeiten gewidmet. Der Verfasser erkennt die guten Seiten des Armeniers, z.B. seine Tüchtigkeit als Kaufmann, unumwunden an und schiebt die Hauptschuld an dem revolutionären Treiben in Armenien den englischen Missionaren und Missionsschulen zu.

Diese Broschüre, die manche falsche Ansicht über die „armenische Frage" zu beseitigen geeignet ist, können wir aufs wärmste empfehlen.

In demselben Verlage erschien auch eine Broschüre„Der organisch« Aufbau Europas" aus der Feder des bekannten politischen Schriftstellers Dr. Albert Ritter (Winterstetten), dessen vor einigen Iahren erschienene Schrift „Berlin — Bagdad" seinerzeit viel Aufsehen erregt hat. Die von Ritter damals vertretenen Ansichten sind durch den Weltkrieg glänzend bestätigt wor-

den.
In der vorliegenden Broschüre unternimmt es Ritter, einen leitenden Gedanken für die immer mehr zunehmende Erörterung der Kriegsziele darzubieten. Deutschlands Kraft und Sendung zur Organisation muß sich an Europa offenbaren und dem Erdteile Frieden, eine ungehemmte Entwicklung und die führende Stellung in der Welt sichern. Nicht länderzerreißende phantastische Willkür darf die Grenzen festsetzen, sondern die Wissenschaft, vor allem die Geographie und Ethnographie müßten dem Politiker für sein Denken und Handeln die Richtlinien geben, nach denen er die Landkarte abgrenzt. Der Erdteil zerfällt, so führt der Verfasser aus, in vier natürliche große Länder- und Völkergruppen, die in sich einheitlich organisiert werden, bzw. organisiert bleiben müssen. Europas größtes Unglück wäre die Zertrümmerung natürlicher Einheiten und die bisherige Kleinstaaten- und Pufferländ, chenwirtschaft. Nur in große, zusammenwirkende Organisationen gruppiert, vermag der Erdteil seine Aufgabe für die Menschheit zu erfüllen. Mitteleuropa ist das wichtigste Problem unter allen. Der Verfasser legt in seiner Schrift ein Programm vor, in welcher Weise er sich die Lösung der mitteleuropäischen Frage denkt. Obwohl wir mit dem Verfasser nicht in allen Punkten übereinstimmen, so sind doch seine Äußerungen höchst interessant und lesenswert. —
In der von Ernst Iäckh und vom

Institut für Kulturforschung in Wien
herausgegebenen Sammlung „Welt-
kultur und Weltpolitik" (Verlag von
F. Bruckmann, A.-G., München) ver-
öffentlicht Dr. Marimilian von
Hagen als sechstes Heft der deutschen
Folge eine Abhandlung über „Geschichte
und Bedeutung des Helgolandver-
trages". Der Verfasser führt uns in
dieser Schrift einige Kapitel aus der
Geschichte des Emporwachsens unseres
Vaterlandes zur Weltmacht vor Augen,
die Anfänge unserer Kolonialpolitik in
der zweiten Hälfte der achtziger Iahre,
die den politischen Hintergrund des
Helgoländer Vertrages abgibt, da Eng-
land selbstverständlich die grün-weiß-
rote Insel in der Nordsee nicht ohne
Kompensationen abzutreten gewillt war
und diese Kompensationen nur außer-
halb Deutschlands, in seinen Kolonien
und kolonialen Interessensphären liegen
konnten.

v. Hagen schildert in anschaulicher
Weise die verschiedenen Ansichten, die
in Deutschland über den Erwerb Helgo-
lands im Anfang herrschten, und daß
viele Leute diese Insel trotz ihrer Lage
für zu unwichtig erachteten, um dafür
Sansibar aufzugeben und ein paar kleine
Inselchen an der ostafrikanischen Küste
zu opfern. Heute dürfte niemand mehr
über die große Bedeutung dieser Erwer-
bung im Zweifel sein, die nach manchen
Kämpfen durchgesetzt zu haben ein Ver-
dienst unseres Kaisers ist, der schon da-
mals die Wichtigkeit dieses dem Nord-
Ostseekanal und Hamburg vorgelager-
ten Eilandes richtig erkannt hat. —

„Amerika und der Weltkrieg." Un-
ter diesem Titel veröffentlicht der be-
kannte Psychologe an der Harvard-
Universität, Professor Hugo Münster-
berg, ein Tagebuch, in dem er eine Reihe
interessanter Punkte über den Weltkrieg
behandelt.

Das Buch war in zwei Teilen im
September 1914 und April 1915 unter
den Titeln: ,,^de ^V»r anä ^meriek"
und «'ltle ?e»,ee ü,uü ^merie»," in
Newyork erschienen und war unter die-
sen Namen bald darauf in die deutsch«
Tauchnitz - Kollektion übergegangen.

Man kann dem Verlage von Iohann
Ambrosius Barth in Leipzig dankbar
sein, daß er diese auch für uns in
Deutschland interessanten und beach-
tenswerten Tagebuchblätter eines der
hervorragendsten und rührigsten Vor-

kämpfer des Deutschtums jenseits des Ozeans einem größeren Leserkreise in Deutschland zugänglich gemacht hat, mögen auch viele Ausführungen in diesem Buche in erster Linie für den amerikanischen Leser berechnet sein. Der Verfasser gibt in seinen Tagebuchblättern ein treffendes Bild von der Stimmung in den Vereinigten Staaten während des Weltkrieges, über die Haltung der verschiedenen Nationen in diesem „Schmelztopfe der Nationen" gegenüber den kriegführenden Parteien und vor allem von dem hartnäckigen und schweren Kampfe, den die erst kürzlich vom Präsidenten selbst so zu Unrecht geschmähten Deutsch-Amerikaner dort drüben für eine gerechte und wahre Neutralität der amerikanischen Regierung zu fuhren haben. Hoffen wir, daß auch diesen tapferen Verteidigern der Gerechtigkeit ein endgültiger, entscheidender Sieg beschieden sein möge.

»

Aus den nachgelassenen Schriften des im vergangenen Iahre verstorbenen großen Leipziger Historikers Karl Lamprecht sind im Verlage von Friedrich Andreas Perthes in Gotha zwei Reden erschienen, die Lamprecht Ende letzten Winters in Leipzig gehalten hat. In der ersten, „Deutsche Zukunft" betitelten Rede gibt der Verfasser einen kurzen, charakteristischen Überblick über deutsches Wesen und deutsche Kultur, in der zweiten versucht er, an der Hand eigener Erfahrungen ein Bild zu entwerfen von Volk und Land des von

unseren Truppen besetzten Belgien, insbesondere von den Vlämen, wobei er davon ausgeht, „daß, wie sich auch das Schicksal Belgiens wende, es sich der Hauptsache nach für uns um einen früh verlorenen und früh in die Irre gegangenen deutschen Bruderstamm handelt, den wir genauer kennett lernen und mit großer Geduld behandeln müssen, wenn wir ihn wiedergewinnen wollen".

Unter dem Titel „Deutschlands Verletzung der belgischen Neutralität eine sittliche Notwendigkeit" rechtfertigt Dietrich Heinrich Kerler den deutschen Einmarsch in Belgien vom ethischen Standpunkte aus. Der Verfasser macht in seiner Schrift den Versuch, die von Treitschke aufgestellte Behauptung zu widerlegen, ein Staat könne sich unbedenklich über völkerrechtliche Verträge und Satzungen hinwegsetzen, wenn es seine Machtzwecke erfordern, kurz, daß niemand den Staat zu ethischem, moralischem Verhalten zwingen könne.

Sehr interessant und lesenswert sind fünf Aufsätze, die Siegfried Marck unter dem Titel „Deutsche Staatsgesinnnng" im Verlage von C. H. Beck (München) veröffentlicht hat. —

Ein Lebensbild des volkstümlichen und verdienten österreichischen Generalstabschefs Conrad von Hötzendorf entwirft der Innsbrucker Universitätsprofessor Ludwig von Pastor.

Von besonderem Interesse in diesem Büchlein, das bei der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg und Wien erschienen ist, ist die lebendige Schilderung des österreichisch-ungarischen Großen Hauptquartiers und die gedrängte Darstellung der kriegerischen Operationen gegen Rußland, über die zum Teil ganz neue Aufschlüsse geboten werden.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß nunmehr auch der vierte Band der von Eberhard Buchner herausgegebenen „Kriegsdokumente" vorliegt, der mit der Einnahme Antwerpens beginnt und mit dem Falle von Tsingtau endet, also die Ereignisse von Mitte Oktober bis Mitte November 1914 umfaßt.

Wir brauchen hier nicht weiter auf diese Sammlung einzugehen, sondern können uns auf die Besprechungen berufen, die wir früher den bereits er-

schienenen Bänden dieser interessanten und wertvollen Dokumentensammlung gewidmet haben.

Literarische Rundschau.

Von Walter Meckauer.

Ein neues Kriegsjahrbuch.

Neben einer ins Grenzenlose anschwellenden Kriegsliteratur, die weder neu noch eigenartig ist, gibt es einige wenige bescheidene Veröffentlichungen, die sich redlich um einen eigenen Ton bemühen. Für die Kriegsdichtung ist dieses Sichfreihalten von unwahren oder traditionellen Formen schwerer wie für jede andere Dichtung, weil ihr Stoffgebiet enger ist, ihre Motive gleichmäßiger, ihr Empfindungsfeld allgemeiner. Dazu kommt, daß jeder Krieg etwas Katastrophales ist — die Kriegsdichtung also nicht eine fortschreitende Entwicklung haben kann, sondern stets wieder vor einen Neuanfang gestellt wird. Es ist ihr keine Zeit zur Entfaltung und Steigerung gelassen — all das drängt sie zur Tradition hin.

Wenn man unter diesem Gesichtspunkte dennoch hier und da einer glücklichen Verselbständigung der Kriegslyrik begegnet, so ist das ein um so größerer Gewinn. Vielleicht sogar darf man unserer heutigen Kriegsdichtung

nachrühmen, daß ihre Versprechungen verheißungsvoller sind als sonst. Die Dichtung ist heute ein Allgemeingut geworden. Und neben der viel größeren Menge der Klischeedichtung gibt es auch ein tieferes Ringen nach Offenbarung und Wahrheit des Ausdrucks.

Im Verlage von Böhm und Taussig in Breslau ist soeben ein neues Kriegsjahrbuch herausgekommen.. Es ist ein schmales Bündchen, in schlichtem Gewande, ohne Aufmachung, ohne Anspruch. Aber es enthält gerade das, was so vielen breitspurig auftretenden Sammlungen abgeht: Aufrichtigkeit, Herzenswärme, ungekünstelte Empfindung. Es ist dies um so höher anzuerkennen, als es lauter Frauen sind, die sich hier zusammengefunden haben. Mit berechtigtem Mißtrauen vermutet man allzu leicht hinter einer solchen Sammlung ein gewisses unwahres Asthetentum, eine Art femininer Schöngeisterei, die der brutalen Wirklichkeit des Krieges gegenüber wie ein Unrecht am Leben erschiene. Von all diesem ist das Buch frei. Es maßt sich nicht an, die ungeheure Erschütterung des Krieges wiederzugeben, den Krieg mit seiner Fürchterlichkeit, Grausamkeit und rücksichtslosen Problematik. Es gibt nur das, was einem Frauenherzen zugänglich ist: die Empfindungen und Strömungen des in sich verschlossenen Gemütes, die seelischen Eindrücke, die das Treiben da draußen im weiblichen Herzen hinterläßt. So erscheint hier der Krieg in einem neuen Lichte. Nicht als Elementar e r e i g - nis, — sondern verinnerlicht als tiefeinschneidendes Erlebnis: als Sorge und Angst, als Mitleidenschaft und Ungeduld, als Resignation, Demut und hingebendes Wohltun.

Die Namen, welche in dem „Kriegsjahrbuch schlesi scher Frauen" vereinigt wurden, sind in Schlesien keine unbekannten mehr. Valeska Bethusy-Huc, Christa Niesel-Lessenthin, Marie Klerlein, Mervarid, Martha Fuchs-Grosse und M. Kiefer - Steffe sind auch weiteren Kreisen bekannt. Dazu kommen so ausgezeichnete Talente wie Marie Muthreich, ferner Lotte Fischer, Editha Wilda, denen sich Clemens Berg, Marie Oberdiek, Marga von Rentz, M. von Keyserling!, Margarete Reichel-Karsten und Dora Kretschmer

anreihen. Sie alle stehen in gewissen
engeren oder weiteren Beziehungen zu
jenem schleichen Literaturkreise, dessen
Mittelpunkt seit fast sechzig Iahren die
„Breslauer Dichterschule" bildet. Die
Herausgeberin Grete Ziebolz verstand
es, durch geschickt abgestufte Anordnung
des Stoffes die Buntheit des Büchleins
zu erhöhen und den Skizzen, Gedichten
und Erzählungen an ihrem Platze eine
besondere Wirkung zu verleihen.

Musikalische Rundschau.

Von vr. Arthur Neisser.

Als ich in meiner vorigen Rund-
schau das ziemlich dürftige Berliner
Opernleben streifte und auf die vor-
bildliche Tätigkeit mancher deutschen
Provinzbühne hinwies, gab ich zugleich
der Hoffnung Ausdruck, daß recht bald
die Aufführung irgendeines unbekann-
ten Werkes an einer Opernbühne der
Reichshauptstadt meine pessimistischen
Ansichten von dem Berliner Interesse
an neuen musikalischen Bühnenwerken
zerstreuen werde. Inzwischen ist nun
an einer Stelle eine Neubelebung eines
alten Klassikers der Oper erfolgt, an
der dereinst unter Gregors Direktion
ein blühendes Novitätenleben entfaltet
worden ist, nämlich an der „Komischen
Oper" an der Weidendammer Brücke.
Aber freilich: dieses Theater bezeichnet
heute nur mehr eine Erinnerung; mit
dem Titel „Komische Oper" will der

jetzige (übrigens rein geschäftlich ungemein rührige) Leiter des Hauses äußerlich an die Gregor-Überlieferungen anknüpfen, innerlich dagegen tut er's mit seinen Berliner Possen wahrlich nicht. Da trat nun, wie so oft in künstlerischen Dingen, eine wagemutige Frau in die Bresche, Frau Sophie Heymann-Engel, die schon oft als Vorkämpferin für verschollene Opern, zumal aus dem achtzehnten Iahrhundert, sich betätigt hat; sie mietete das Theater für einen Sonntag-Vormittag und führte da mit einigen ihr vertrauten Gesangskräften die anmutige Spieloper „Der Herr Kapellmeister" von Ferdinando Paer auf, und zwar, wie sich das heutzutage ja gerade bei solchen außerordentlichen Anlässen von selbst versteht, zu wohltätigem Zweck (zur Beschaffung von Weihnachtsgaben für das 2. Garderegiment). Es war eine interessante Veranstaltung, nicht bloß wegen der musikalisch in vielem deutlich auf Paers berühmtere Zeitgenossen Rossini, Paisiello u. a. hinweisenden Partitur, sondern auch aus allerlei äußeren Gründen, die doch zugleich typische Bedeutung haben. Am Dirigenrenpult saß, in Feldgrau, der soeben erst eingezogene treffliche Kritiker und Theoretiker Wilhelm Klatte, der seine schwierige Aufgabe, einer preußischen Militärkapelle den Schwung und den rhythmischen Fluß der italienischen Partitur zu suggerieren, mit dem Feuereifer des echten Musikers und Künstlers bewältigte. Auch, daß der sonst nur als Konzertsänger bekannte Anton Sistermans in der Rolle des von seiner Köchin und deren verliebtem Neffen geprellten Kapellmeisters ein Bühnentalent ersten Ranges an den Tag legte, war für viele eine Offenbarung, während doch in Wahrheit der Künstler früher bereits oft auf der Bühne gestanden hatte Nicht ganz unähnliche Ziele wie Frau Heymann-Engel verfolgt auch der Musikhistoriker Dr. Erich Fischer mit seinen „Kleinen Hauskomödien"; er hat den Tiefstand der deutschen Hausmusik richtig erkannt, zumal die geringe Pietät, die man leider in manchen Kreisen den liebenswürdigen Meistern der kleinen Opernform, von Gluck und Haydn bis auf unsere Tage entgegenbringt; und er hat dann mit dem nimmerrastenden Fleiß des echten Forschers die deutschen

Musikbibliotheken nach verborgenen Schätzen durchsucht. Dabei hat er z. B. einmal in Donaueschingen ein Liedmanuskript von Mozart entdeckt. Dichter, Gelehrter und Komponist, wie Fischer in einer Person ist, verdichtete sich ihm dieses Erlebnis alsbald zu dem Entwurf eines anmutig verstaubten Einakters „Das alte Lied"; eine unterhaltsame kleine Liebesplänkelei war gar bald dazu erdacht, aus anderen verschollenen Mozarr'schen Weisen flossen die Duette und Arien hinzu; so schloß sich schnell der Ring, und die kleine Hauskomödie (mir gefiele übrigens der Titel „Haussingspiele" bedeutend besser!) war fertig. Noch eine stattliche Reihe anderer solcher Einakter mit verschollener Musik von Haydn, Dittersdorf, Wenzel Müller, ja selbst auch vom alten Sebastian Bach (der ja gar nicht einer echten Schnurrpfeiferei abhold war, wie wäre er sonst ein fröhlicher Thüringer gewesen?) fand Dr. Fischer in den Archiven, und er hat sich mit der Zeit eine schöne Fertigkeit anerzogen, Bruchstücke aus den verschiedensten Operchen unter einen Hut zu bringen und auf diese Weise klassische Musikbruchstücke zu retten, die, neu zusammengefügt, noch das ganze, frohe, altvaterisch-behagliche Leben vergangener Blüteepochen der Musikgeschichte ausatmen. Ein wenig zu optimistisch beurteilt der Verfasser freilich wohl die musikalische Begabung der deutschen Dilettanten; zur Bewältigung der Arien-Ausschmückungen, wie sie das Rokoko verlangt, ist denn doch letzten

Endes eine geschulte Stimme vonnöten. Immerhin ist ja die Fischer'sche Auswahl an Haussingspielen*) bereits recht reich, und dem ganzen Unternehmen ist in seiner grunddeutschen Gesinnung und in seinem ebenfalls urdeutschen Frohsinn und Gemütsreichtum ein gedeihlicher Fortschritt aufs herzlichste zu wünschen.

Die offiziellen Berliner Opernbühnen können sich nach wie vor zu keiner rechten „Tat" aufschwingen. In geschickter Weise putzen sie ihre Spielplan-Ladenhüter durch Gastspiele neu auf und laden dann die Kritik zu Gaste, als handle es sich um eine Neuheit oder Neueinstudierung, wo es in Wahrheit nichts als „Verlegenheitsaktionen" sind. Nach wie vor müssen wir in die Provinz fahren, wenn wir etwas von dem neuen deutschen musikdramatischen Schaffen unserer Zeit kennen lernen wollen. So führte uns der Weg nach Breslau, wo eine neue Oper „Die Insel Äbeloe" von Gustav Mraezek einen guten Erfolg hatte. Der mährische Tondichter hatte vor einigen Iahren mit seiner Oper „Der Traum" am Berliner Kgl. Opernhause sehr gute Erwartungen erweckt, die sich in seinem neuen Werke allerdings noch nicht ganz erfüllt haben. Dem von Frau Professor Nikisch und Ilse Friedländer herrührenden Libretto liegt ein Roman von dem Dänen Sophus Michaelis zugrunde, der Roman von der „Apfelinsel" (wie Äbeloe" zu deutsch heißt), auf der sich der Falkenjäger Sölver und die Iungfrau Gro nach langen Kämpfen finden, ein Libretto, ganz umwittert von dem wilden Sturmwind nordischer Legenden, und doch zugleich durchglüht von dem Feuer der Leidenschaften jener Heldenmenschen, von denen die uralten Sagen erzählen. Mraezeks Musik schmiegt sich mehr dem

») Die übrigens im Berliner Harmonie-Verlass erschienen find.

idyllischen als dem dramatischen Charakter des Stoffes an: seine Musik ist, ohne jede Tonalität, ganz ein Spielball der Laune eines Tonsetzers, der auf jeden Fall etwas Tüchtiges gelernt hat und der auch den gewissen Funken der Inspiration besitzt, nur daß sich dieser Kern seiner unleugbar starken Begabung noch in einer Hülle von zu bewußter Modernität verbirgt. Im Grunde ist Mraezek vielleicht gar nicht

so kompliziert, wie er sich gibt, denn
sonst würde er nicht in den eingestreu-
ten Ballettepisoden nach Herzenslust,
und ohne harmonisch zu spintisieren,
drauflosmusizieren. Im ganzen ist
„Äbeloe" jedenfalls ein sehr beachtens-
wertes Werk, das am Breslauer Stadt-
theater eine ausgezeichnete Wiedergabe
fand.
Eine weitere Novität hörte ich in
Schwerin im dortigen altberühmten
Hoftheater: die einaktige Oper „Ninon
von Lenclos". Der triestiner Kompo-
nist Michele Eulambio hat nach dem
Originale Ernst Hardts, das er ganz
unberührt belassen hat (was schon an
sich ein Zeichen einer für einen Halb-
welschen sehr beachtenswerten, künst-
lerischen Gesinnung bedeutet!), eine
Partitur geschrieben, in der sich ita-
lienische Leidenschaftlichkeit im Melos
und deutsche Gediegenheit in der Arbeit
zu einem schönen Bunde geeint haben.
Eulambio ist nämlich bei Stephan Krehl
und Zöllner in Leipzig erzogen worden
und schreibt einen sehr klaren Satz, der
allerdings noch etwas befangen ist.
Zusammen mit „Ninon" aufgeführt
wurde in Schwerin Felir Weingarr-
ners gewaltige Musiktragödie „Kam und
Abel" in einer, namentlich orchestral
so vollendeten Weise, daß wir diese
Aufführung unter Professor Kaehler
als ein glänzendes Kulturdokument mit-
ten im Kriege betrachten können und
zugleich als ein Vorbild für die Reichs-
hauptstadt, die es fürwahr nicht mehr
wagen sollte, mit Geringschätzung auf

das reich blühende Theater- und namentlich Opernleben in der Provinz herabzusehen! . . .

In dem Konzertleben Berlins lebt allerdings nach wie vor der große Zug. Chor- und Orchesterkonzerte folgen einander in regem Wechsel, die Kammermusik wird reich gepflegt — die vor ausverkauftem Saal veranstalteten Brahmsandachten der Herren Schnabel, Flesch und Becker sind mir unauslöschlich in der Seele verblieben! — und auch über den meisten Wohltätigkeitskonzerten schwebt ein guter Stern; auch sie stehen zugleich im Zeichen der Wohlfahrt und jener echten von Herzen kommenden und zu Herzen dringenden Tonkunst, die das unentreißbare Eigentum des deutschen Volkes für alle Zeiten ist!-

Kriegs-Frauenrundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Iahresende und Iahreswende!

Dem Rückblick auf die Ereignisse dieses schicksalsschweren, heldenhaften, gewaltigen, tiefernsten Iahres, dieses größten Iahres, das Wohl je über deutsche Erde hinschritt, bietet sich eine solche Fülle unendlichen Erlebens, nie geahnter Daseinsmöglichkeiten, Eristenzbedingungen, so unermeßlichen Heldenmutes, überragender Weisheit und Willensstärke und einer Einordnungsfähigkeit, wie man sie nie für denkbar gehalten. In innerster Befriedigung muß festgestellt werden, daß die Frauen tapfer und sicher einherschritten in der großen Armee, die wir jetzt alle bilden. Von einem Gedanken beseelt, das ganze Deutschland soll es sein ... ob Mann, ob Weib! Die Frauen hatten diesen Gedanken rasch erfaßt, ihn entschlossen durchgeführt, und ihre Arbeitsleistung in diesem Iahre ist zu fast unübersehbarer Höhe angewachsen. Selbst in gedrängtester Übersicht scheint es unmöglich, allen Einzelheiten ihres segensreichen Tuns gerecht zu werden. Waren wir in der Kriegs-Frauenrundschau auch stets bemüht, zu beobachten und zu verfolgen, was Frauengeist, Fraueneinsicht und -Umsicht schufen, was Hilfsbereitschaft und nimmermüde Tatkraft vollbrachten, so ist es wahrlich nicht die Einzelleistung, die besondere Aufmerksamkeit und Anerkennung herausfordern. Der Gesamtheit gebührt das freudige Lob, denn man kann wohl sagen, ein mächtiges Heer deutscher

Frauen steht im Dienste der Kriegsfür-
sorge, mächtig in numerischer Stärke,
machtvoll in seiner Organisation und
seiner Arbeit. Die Weihnachtszeit,
jene Zeit milder Herzen, innigerer
Empfindungen, vertieften Mitgefühls
undMiterleidens und der erhöhten Sehn,
sucht, zu helfen, steigert diesen Arbeits-
drang. Es gibt wohl in diesen letzten
Wochen des sich neigenden Iahres
wenig weibliche Wesen, Frauen, Mäd-
chen und sogar Kinder, die mit etwas
anderem beschäftigt sind, als mit der
Liebesgabensorge für unsere Soldaten.
Iede freie Minute wird dazu ange-
wandt, jeden Gesprächsstoff beherrscht
sie, und wundervoll ist die Einmütigkeit,
mit der alle den gleichen Zielen zustre-
ben. Es ist eine Freude, sie vereint am
Werk zu sehen, Führende und Aus-
führende. Keine Kleinlichkeit, keine
Rechthaberei, keine Zeitvergeudung —
Dinge, die in ruhigen Zeiten den
Frauenbestrebungen vielfach anhafte-
ten — nur ein Gesetz für alle: helfen,
rastlos, unentwegt! So gelingt diese
erstaunliche Kriegsarbeit der Frauen!
Und wird fortwährend sich erneuern
und entwickeln, solange es not tut. Des
kann man heute schon ganz sicher sein.
Und da die deutsche Frau mit einem be-
sonderen hausfraulichen Sinn begabt
ist, hatte sie auch nach dieser Hinsicht

Besonderes zu leisten, und in den glücklicherweise vorübergehenden Sorgen der Ernährungsfragen sich außerordentlich bewährt. Leicht und vernünftig lernten sie, den augenblicklichen Notwendigkeiten sich anpassen, und wiederum waren es alle Kreise der Frauenwelt, die sich ernst und klug der Sache annahmen und bewiesen, wie man in solche Lage sich schicklich schickt. So trug man an Entbehrungen in der gewohnten Lebenshaltung nicht allzu schwer, und von einem eigentlichen Notstand war überhaupt nicht die Rede, auch nicht in den breiten Bevölkerungsklassen. Fehlte es manchmal an dem und jenem, so half man sich mit anderem aus und — es halfen die anderen aus. Das gehörte ja zur rechten Kriegsfürsorge. Man brauchte nur an die „draußen" zu erinnern, um beste Einsicht zu wecken und zu finden. Wo Urteilskraft und Reife zur Erkenntnis dieser Probleme nicht ausreichten, da bedurfte es oft nur weniger Worte, um den Weg zu zeigen, den alle gehen müssen, um das Ziel zu erreichen. Viel mehr Verständnis fand man, als man gemeinhin bei Frauen erwartete, für ihnen ungewohnte Dinge. Auch bei den einfachsten und armseligsten . . . vielleicht ist es hier das Gemeinsamkeitsgefühl, das die Brücke schlug. Meine Erfahrungen sind durchaus günstige, und empfohlen sei, nicht den Einzelfall, sondern die Allgemeinheit den Beunruhigungen gegenüber gelten zu lassen. Das schafft eine Interessengemeinschaft, die schon in sich Mut und Ausdauer gibt. Man lernt in solchen Zeiten viel nach der sozialen Seite. Wo Hilfe nottun sollte, wird sie nicht fehlen, denn wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, und daß dieser Weg beschritten wird, kann nach den getroffenen Vorkehrungen heute schon festgestellt werden. Täglich, stündlich häufen sich die Aufforderungen für das Liebeswerk der deutschen Frauen. Dankbar und freudig werden die Anregungen entgegen genommen, auch dort, wo eigene Sorgen das Herz erschweren . .. Als sicherster Tröster gilt die Fürsorge, der Allgemeinheit gewidmet. Tatkräftig treten die Organisationen der Frauen-Hilfe dafür ein. Stets neue Vereine entstehen, zu segensreicher Hilfsarbeit bereit. Im Abgeordnetenhaus, im Herrenhaus, in der Philharmonie, überall, wo große Räume den

Versammlungen zur Verfügung sind, werden über die Fragen, die die Frauenwelt heute in erster Reihe bewegen, Vorträge gehalten, Belehrung und Diskussion über diese Probleme gewährend. Unter den verschiedenartigen Gründungen der letzten Zeit, diesen Zwecken dienlich, steht wohl in erster Reihe der Verband deutscher Hausfrauenvereine, der seine Aufgabe darin sieht, einen Zusammenschluß aller bereits bestehenden und neu zu begründenden Hausfrauenvereine herbeizuführen, damit „in einheitlicher Arbeit der verbündeten Vereine die volkswirtschaftlichen Interessen der Hausfrauen als Konsumenten vertreten und ihnen zugleich Gelegenheit zur Vertiefung ihrer hauswirtschaftlichen Bildung gebo, ten werden. Dies ist unbedingt nötig, weil den meisten Frauen die Zusammenhänge zwischen ihrer eigenen Speisekammer und der Volkswirtschaft nicht klar sind, weil sie nicht mit den hygienischen Anforderungen einer verständigen Volksernährung genügend vertraut und auch nicht über die chemische Zusammensetzung der Nahrungsmittel unterrichtet waren, um die durch die Grenzsperren knapp gewordenen ausländischen Waren mit Glück durch ein, heimische Erzeugnisse zu ersetzen." Wie ausgezeichnet die Erfolge dieser Arbeit waren und sind, zeigt sich in der richtigen Anwendung der durch die Verteilung von Brot und Mehl notwendig gewordenen hauswirtschaftlichen Maßnahmen, und dem tüchtigen Standhalten bei der schwierigen Nahrungsmittel,

beschaffung auf manchen Gebieten, der durch eine energische Vertretung der Interessengemeinschaft Abhilfe geschaffen wurde, besser, als anfänglich zu erhoffen und zu erwarten war. Der Verband deutscher Hausfrauenvereine hat in Hamburg seinen Sitz, von wo aus er sich über ganz Deutschland erstreckt, sein Hauptaugenmerk auf die Preisbewegung der Lebensmittel richtet und die Konsumenten vor Übervorteilung schützen will, wozu augenblicklich die staatliche Handhabung allerdings eine sichere Gewähr anstrebt. Daß an diese elementarsten Fragen der Volkswirtschaft und des Volkswohles weitergehende Betrachtungen und Ausführungen sich angliedern, scheint nur natürlich, und ganz besonders ist es die Stellung der Frauen zur Mehrung der deutschen Volkskraft, die viele begabte Frauenköpfe beschäftigt. Unter den Vorträgen, die in letzter Zeit darüber gehalten wurden, seien die im großen Sitzungssaale des Abgeordnetenhauses hervorgehoben. Fräulein Dr. Gertrud Bäumer sprach über „Die Stellung der Frau zur Bevölkerungspolitik", Fräulein Dr. Alice Salomon über „Die erwerbstätige Frau und die Mutterschaft" und Frau Anna Lindemann über „Hausmutter und Volkskraft". Einiges aus dem Vortrag von Dr. Gertrud Bäumer sei hier angeführt, in dem die Rednerin sich mit dem Mut und Willen der Frauen zum Nachwuchs beschäftigt. „Das ursprüngliche Gefühl der Frau, Leben zu geben und es wachsen zu machen, dürfe nicht erstickt werden. Deshalb brauchten wir soziale Maßnahmen zum Schutze für die Frau, damit nicht moralische Müdigkeit sie befalle, damit die Frau die Freude der Mutterschaft in ungemindertem Maße erfahren könne. Auf der anderen Seite müsse der Staat durch die allgemeine Volksschule den besten Köpfen den Aufstieg ermöglichen. Es sei seine Pflicht, alle lebendige Kraft zu nutzen und dadurch den Eltern die Sorge um die Zukunft der Kinder zu erleichtern. Wenn Maßnahmen getroffen würden, kinderreiche Eltern vom Steuerdruck zu entlasten, indem kinderlose Personen höher besteuert werden, so würden dem die Frauen freudig zustimmen. Bei den Frauen der untersten Schichten müsse man das Bedürfnis, Leben weiter zu geben, von innen heraus stärken und äußerlich vom sozia-

len Druck befreien. Anders liege die Sache im Mittelstand und in den reichen Oberschichten. Hier gelte noch heute die Satire des Iuvenal: im goldenen Bette werden nur selten Kinder geboren. Die Frauenbewegung habe nichts gemein mit der individualistisch-egoistischen Selbstbehauptung jener Frauen, die Kultus mit der eigenen Persönlichkeit treiben und ein angeborenes Recht auf Lurus und Verwöhnung zu haben glauben. In diesen Kreisen ist — nach Meinung der Vortragenden — die stärkste Hemmung der Volksvermehrung zu suchen. Betrachtet man doch eine frühe Ehe in der Gesellschaft mit Kopfschütteln und nennt sie meist eine „leichtsinnige", die die Zukunft des Mannes beeinträchtige. Mit der Überschätzung der Standesrücksichten hänge auch die Geringschätzung zusammen, mit der berufstätigen Frauen oft genug begegnet werde. Die Berufsbildung sei der Mutterschaft nicht nachteilig, denn sie schule das Pflichtbewußtsein, und Berufsarbeit sei eine bessere Vorbereitung zur hohen Verwertung der Mutterschaft als tatenloses Zuwarten. Dagegen müsse die familienrechtliche Stellung der Mutter gehoben werden, die Mutter wirksame Macht über ihre Kinder haben. . ."

Als letzte Quelle der Kinderlosigkeit sieht Fräulein Dr. Bäumer schließlich an: „daß diese im Vorleben des Mannes vor der Ehe liegt, die auf den bisherigen Konferenzen nicht mit genügender Rücksichtslosigkeit betont worden sei. Die grundsätzlich geduldete Trennung

Von Triebleben und seelischer Verantwortlichkeit, die Ironisierung des „philisterhaften" Familienlebens in den Witzblättern habe starken Anteil an der Volksverminderung. Die Frauenbewegung führe seit vielen Iahren den Kampf gegen die Prostitution in dem starken Glauben an die Möglichkeit ihrer inneren Überwindung. Halte man diesen Kampf für aussichtslos, so müsse man auch der brutalen Wirklichkeit fest ins Auge sehen und sich klar werden, daß dann viele der sozialen Maßnahmen auf dem Gebiete der Bevölkerungspolitik nutzlos bleiben."

„Die Frauen," bemerkte die Rednerin im Anschluß hieran, „haben sich nur schwer zu dieser Sonderversammlung entschlossen. Sie hatten während des Krieges in der kameradschaftlichen Arbeit mit den Männern schon fast vergessen, daß es Fragen gibt, zu denen Männer und Frauen verschieden stehen. Die Frauen wissen, daß ein Problem wie dieses nur auf Grund des größten Vertrauens und der Kameradschaftlichkeit gemeinsam gelöst werden kann. Ein neuer Kampf der Geschlechter gegeneinander würde Zersplitterung der Kräfte bedeuten. Das darf nicht sein. Die Frauen hoffen, daß bei der nächsten Aussprache zwischen Männern und Frauen über Bevölkerungspolitik das Bevölkerungsproblem als Frauenfrage im Mittelpunkt der Erörterungen stehen wird." Zu dieser Versammlung, die die Tribünen und den Saal bis auf den letzten Platz füllte, waren die Männer nur als geladene Gäste zugelassen' War das eine Vorsichtsmaßregel? Schien die Behandlung dieser Frage wirklich so dringlich, daß sie in diesem Zeitpunkt aufgerollt werden mußte? Ich hatte diesen Eindruck nicht. Wichtiger und interessanter scheint die erneute Arbeit zum Ausbau des Auslandsbundes deutscher Frauen, der im April vorigen Iahres in Berlin ins Leben gerufen, jetzt in Gründung einer Berliner Ortsgruppe eine weitere Betätigung dafür anruft. Im Festsaal des Herrenhauses fanden sich zu diesem Zwecke die dafür eintretenden Frauen zusammen, unter dem Vorsitz der Frau v. Harthausen und Fräulein v. Bunsen; ferner Frau vom Rath, Frau Beilan und Frau Hecht. Als Vorsitzende des Gesamtbundes erstattete Gräfin Radolin Bericht über die bisherige Entwick-

lung des Bundes, der jetzt bereits vier
Ortsgruppen aufweist: das Rheinland
mit dem Sitz in Köln, Konstantinopel,
Buenos-Aires und als neueste Berlin.
Verhandlungen schweben mit Dresden,
Hamburg, Schweden und Norwegen.
Aus China, Iapan, Nord- und Süd-
amerika liegen vielseitige Zustimmungen
vor, die über die ganze Welt zerstreute
Arbeit deutscher Frauen in einem
Punkte zu vereinen, die Frauen der
dreißigMillionenAuslandsdeutschenund
die des Mutterlandes einander mensch-
lich näher zu bringen und die Brücke
zu bilden für alle gleichstrebenden Ver-
eine des In- und Auslandes. Welche
Riesenaufgabe stellt sich dieser Bund,
welch' Zukunftsbilder eröffnet er dem
staunenden Blick. Der Aufruf des
Bundes lautet:
„Zahlreiche große Verbände erfül-
len bereits die einzelnen Aufgaben, die
der Stärkung und Pflege des Deutsch-
tums im Ausland dienen: sie arbeiten
für die deutschen Schulen, die soziale
Fürsorge, die Krankenpflege, die See-
mannsmission, sie vertreten die deut-
schen Berufsinteressen mannigfachster
Art usw. Der Auslandsbund deutscher
Frauen will nicht in die Arbeit dieser
Verbände eingreifen. Er will sie viel-
mehr kräftigen und ergänzen, indem er
persönliche Beziehungen zwischen den
deutschen Frauen und ihren Schwestern
im Ausland anbahnt und unterhält.
Wir wollen Herzen und Türen offen
halten für alle uns gleichgesinnten deut-
schen Frauen, die aus der Fremde die
Schritte wieder zur Heimat lenken.

Wir werden bei persönlicher Aussprache selbst lernen an gerechter Einschätzung fremder Kultur auf dem Boden gemeinsamer Liebe zur deutschen Heimat. Laßt uns in nnserer Iugend diesen Geist der Treue zu Nation und Rasse ohne engherzige Abschließung wecken und das Verständnis für die Arbeit des Deutschtums in der Fremde — namentlich über See — für die Wichtigkeit seines engen Zusammenhanges mit dem großen deutschen Vaterlande in die Herzen der künftigen Geschlechter pflanzen! Der Auslandsbund deutscher Frauen, im April in Berlin begründet, will durch seine Ortsgruppen im In- und Ausland dafür sorgen, daß feste Fäden persönlicher Fühlung und gegenseitigen Verständnisses die deutschen Frauen im Auslande mit denen der Heimat verbinden. Er bittet alle deutschen Frauen/ die imstande und bereit dazu sind, an diesem Werke der Erstarkung unseres Deutschtums in fremden Ländern zu arbeiten, sich ihm anzuschließen! Anmeldungen zum Beitritt sind zu richten an: Vorstand: Gräfin v. Radolin, geb. Gräfin Königsmarck, Berlin N^V., Roonstraße 9; I. E. Frau Staatssekretär Dr. Solf, geb. Dotti, Berlin ^V., Wilhelmstraße 66; I. E. Frau Gräfin Schwerin-Löwitz, Berlin, Leipziger Straße 4. Schriftführerinnen: Frau Ministerialdirektor Matthieu, Berlin-Schöneberg, Salzburger Straße 12 (Korrespondierende); Fräulein Dr. v. Harnack, Berlin-Grunewald, Kunz-Bundschuh-Straß« 2 (Protokollierende). Schatzmeisterin: Frau Geheime Kommerzienrat Lucas, Berlin ^V., Drakestraße 1. Ferner an die Damen, die den Beirat bilden."

Edle, begeisterte Frauenarbeit wird hoffentlich in all dem Großen, Friedenbringenden, das wir vom neuen Iahre ersehnen, erwarten, ihre Segensstätte finden.

Berichtigung.

Im Ianuarheft muß es im Beitrage „Weltkrieg und Weltflucht" von Dr. Karl Löhmann auf S. 85, Zeile 12 von unten, heißen: „infolge des Fehlens jeder Betätigungsmöglichkeit" (nicht: infolge jeder Betätigungsmöglichkeit).

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
Yelau5««l>«l und <chefted»««ul: Plls, vl. Lud»!, «t«!n In «ell!» ^v !0, Llltzllwuln 5». <T«l«f<m Am« «urfürltlll,830»1 — V«r»nw»>rUIch«lR«d»l!t«ul: Dr. Lnloiu« Vluck In«««l<m —«lll«ln.VnlrewngflllUng<mu

«lill'lch« K, K. H»fbuchhandlun, (3. VenKol. Vudcuxlt V, N»l»tty»'Utcz» 2. — ü!«l!»g und Druck d«
Lchllsilchen Buchdruck««! v, 2. Vch»ttla««d«l, N>«„ V«»l»u III.

Inseraten ^nnanme
Verlag, Li'Wlzu III; l«sn«s 6u^ek <ii« k'ism«,: Nu<io!l 6lo«»tz uu6 6W
lll»«rtl<»luprei»» plo 46 mm Kieit« 2eil« <Nu6oll Hlo»»«'» Kc»lm»i>

Exzellenz vi. Graf Albert Npftonyi.

me ömOeMmülWH
Btgn'mdtt von Paui Lindau
'. ^^:r: Pwftssor Dr. Ludwig Stein
Kunst- und Verlagsaustalt
'^tlaender, A.-G., Breslau.
^ Berlin ^V.io Budapest Kopenhagen
Cbn'stiania Ko:istantinopel
5-^.»» ?,bn>»d Vuchhd!«. Interna! Nuchhandl. QU» ««ll.
v«n»mal»: »««r, «»». U««n» Ma«!»I,«. «,l>«nh««»««.
«<«»><»». >». «nchh«»»!»p« H«e». V»»»< Inrlch I.
s, ' , '^,«. »«»<»»<»» «^» «»In». <b«»^< Vu!«enh»fI6.
>^,., », .,
156. Hest 498. März 1916.

G^elluy Dr. Omf N'.btrt Â«vponyi.

Eine öeuOMonlllWlft
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckern,«^^ Kunst- und Verlagsaustalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«. 3. «tlinoo«. ««t»»ld «M«. «l»1ch«i.».«»stuchh»«»l. «l»l«» ck «aN«U>«lch.
Stockholm Christiant« Konstantinopel
«. <k. lflltz«, I^Ibnllll« ll«7»I,. 3»t»b Dybw»d Vuchhdl^ Inltlnal, «mhhcmdl. 0t!» «ell.
lll, dl« Pl»o!»,«» ln Schwedt!, »d in D»n«n<llK: »«,», «h«. U»<w« »»«»»!««. »«»enh«,««.
für d!« «ch»««,. «l«»««. «n«l,,!,. «. vu«!,»n»lun« H«r«. P«u«< Jülich I. <l»«n«l»l»«tl«wn« fillHM»nd:
«.V. »«n««»«ln« nn» ««,in. ««««. VuOnch»sZ«.
4O. Jahrgang. Band 156. Heft 498. März 1916.

Dr. Gras Albert Apponyi,
Abgeordneter am ungarischen Reichstage:

Zur Frage der wirtschaftlichen Annäherung zwischen Deutschland, Osterreich und Ungarn.

Die Bewegung, welche auf solche Annaherung hinzielt, ist spontan entstanden^ Sie ist das logische Correlat des zum Gemeinsinn gewordenen Bewußtseins, daß unser politisches Bündnis vertieft und jeder Möglichkeit einer Lockerung entzogen werden muß. Denn es ist nicht ein bloßes Zusammengehen zur Erreichung momentaner Ziele, wie etwa das Bündnis der Ententemächte, sonder ein Zusammenstehen zur Verteidigung bleibender Lebensinteressen; also: bleibend wie diese selbst. Zunächst ist Österreich-Ungarn in seinem Bestande als Großmachtsstellung besitzender Staatenbund, und Ungarn in der Integrität seines tausendjährigen Territoriums von der russischen Erpansionspolitik bedoht; und diese Bedrohung ist beständig, sie pausiert nur, wenn die Machtverhältnisse ihr Halt gebieten. Sie pausierte, solange Rußland sich unserem, damals scheinbar durch Italien verstärkten Bündnisse gegenüber nur auf Frankreich stützen konnte; sie wurde sofort tätig, als England sich anschloß und dadurch die Möglichkeiten des Erfolges gewachsen waren. Von Osten her sind also zweifellos wir die zunächst Bedrohten, und Deutschland könnte sich durch Preisgebung Österreich-Ungarns einige Iahre, eventuell Iahrzehnte Schonzeit von Rußland erkaufen, bis dieses sich ausgeruht und seine Kräfte neu gesammelt hätte. Nach Ablauf dieser Schonzeit würde es aber umso sicherer von dem Weltherrschaftsstreben des bis Prag und Laibach vorgedrungenen, Konstantinopel und die Balkanhalbinsel beherrschenden Rußland und dem Hasse der westlichen Reiche erdrückt werden. Was uns zusammenhält, ist also nicht ephemere Interessen- und Machtpolitik, deren Ziele wechseln können, sondern das absolut Bleibende im Leben der Nationen: die Fürsorge um die Sicherheit der eigenen Existenz.

Ist aber diese Natur unseres Bündnisses einmal erkannt, so bricht sich sofort die Erkenntnis Bahn, daß es alles umfassen müsse, was zur Eeistenz gehört, also auch die wirtschaftlichen Grundlagen derselben. Die Vorstellung, man könne politisch verbündet, aber darum doch wirtschaftlich rücksichtslos gegen-

einander sein, verflüchtigt sich vor dem hohen Ernste solcher Zusammengehörigkeit. Sie mag angehen, wenn es sich nur um kurzlebige Verständigungen handelt, welchen andere Alternativen gegenüberstehen; sie kann aber nicht bestehen, wenn im Bündnisse eine Lebensinteressengemeinschaft bleibender Natur HU« Ausdruck kommt. Denn da muß die Erhaltung der Macht des Verbündeten auch uns am Herzen liegen, nicht etwa aus Altruismus, sondern weil wir ihrer Hilfe bedürfen; und da kann uns sein wirtschaftliches Gedeihen, auf welchem in tiefstem Grunde auch seine militärische Kraft ruht, nicht gleichgültig sein. Im Gegenteil müssen wir wünschen und nach Möglichkeit dazu helfen, daß er wirtschaftlich erstarke, damit er uns ein ausharrend kräftiger Bundesgenosse sei. Selbstverständlich werden wir jeder in erster Linie die eigenen wirtschaftlichen Interessen vor Augen haben; aber wir werden bestrebt sein, und darin liegt meiner Ansicht nach das Wesen der wirtschaftlichen Annäherung, dieselben in s o l cher ,'We'is e zu fördern, daß der Bundesgenosse dadurch nicht geschädigt werde. Ia, wir werden, sofern es sich nicht um eigene Lebensinteressen handelt, auch Opfer zu bringen geneigt sein, um diesen nicht zu treffen, sondern womöglich zu fördern. Arbeiten wir doch, indem wir so vorgehen, indirekt an unserer eigenen Stärkung, an unserer eigenen Sicherheit.

Man kann sich kaum evidentere Wahrheiten denken, als die eben angeführten. Sie haben sich auch im allgemeinen Bewußtsein festgesetzt, so sehr, daß nur das „Wie" der wirtschaftlichen Annäherung Gegenstand der Frage und der Meinungsverschiedenheit sein kann; während das „Ob", als unabweisliches logisches Postulat einer durch den Weltkrieg enthüllten Lage, der Diskussion entrückt erscheint. Und das ist die Hauptsache. Ist ernster Wille da, so findet sich der Weg, so findet sich die Form.

Das hier Gesagte findet aber seine Anwendung auch auf jene Bündnisse, welche durch den Krieg zur Reife gebracht worden sind, und voraussichtlich zur Reife gebracht werden. Die Türkei und Bulgarien, der ganze Balkan, der zur Erkenntnis dessen gelangt ist oder gelangen wird, daß seine Freiheit, sein Fortschritt, die Individualität seiner Völker nur im Anschluß an die Zentralmächte und in kräftiger Verteidigungsstellung gegen Rußland zu finden ist, gehört in gleichbleibender Weise zum politischen und daher auch zum wirtschaftlichen Bündnis, welches durch diesen Beitritt erst seine ganze Macht erhält. Wieder erkläre ich, daß sich für das „Wie" verschiedene Formen finden lassen, daß auf keine Schablone geschworen werden soll, wo es sich um so verschiedenartige Interessen handelt, um die Interessen unabhängiger Völker, welche diese Un, abhängigkeit auch auf wirtschaftlichem Gebiet nicht aufgeben, sondern bloß deren Gebrauch der Rücksicht auf die Bundesgenossen anpassen wollen. Es soll da ein großartiger politischer und wirtschaftlicher Block gebildet werden, der sich von der Nord- und Ostsee bis an die Grenze des anglo-indischen Reiches

erstreckt, dessen politisch-militärische Macht vor jedem Angriff abschreckt, dessen wirtschaftliche Vielseitigkeit jede Absperrungspolitik von vorneherein als Torheit erscheinen läßt. So wenig als politisch, ebensowenig liegt wirtschaftlich ein« Aggressiv-Tendenz in dieser Blockbildung. Der Beitritt steht jedem Lande offen, welches seinen defensiven Grundgedanken sich zu eigen macht. Aber auch zu den außenstehenden Ländern, unsere heutigen Feinde inbegriffen, werden gute wirtschaftliche Beziehungen angestrebt werden; dafür burgt schon das ungeheure Interesse Deutschlands an einem Außenhandel, in welchem vor dem Kriege das britische Reich, Nordamerika und Rußland die drei ersten Stellen einnahmen. Der Krieg wird gewiß Verschiebungen zur Folge haben, aber die Wichtigkeit dieser wirtschaftlichen Außenbeziehungen wird, wenn auch vermindert, jedenfalls fortbestehen.

Es handelt sich also um ein Friedensgebilde in wirtschaftlichem ebenso wie in politischem Sinn. Aus einer Defensivstellung, welche durch ihre überwältigende Stärke jeden gegen sie gerichteten Angriffsgedanken politisch-militärischer oder wirtschaftlicher Natur den Stempel der Aussichtslosigkeit aufdrückt, können wir jene Versöhnung der Geister anbahnen, jenen Zusammenschluß der homogenen Kulturnationen, welcher als letztes Ziel stets vor unseren Augen schweben muß, welcher aber unmöglich mit dem technischen Friedensschluß zugleich erreicht werden kann. Zunächst muß der Friede durch eine unüberwindliche und dauernde Machtgruppierung gesichert werden.

Der Angriffsgedanke liegt uns also sowohl in wirtschaftlicher, als in militärisch-politischer Beziehung fern; aber eine unangreifbar starke Defensivstellung brauchen wir allerdings in beiden Richtungen. Denn es liegt in der Natur der Dinge, daß unsere jetzigen Feinde sich mit dem technischen Friedensschlusse nicht auf einmal in Freunde umwandeln werden. Dieser Friedensschluß besiegelt das Scheitern ihrer Bestrebungen und läßt den Stachel gekränkten Ehrgeizes in den Herzen stolzer Nationen; so müssen wir ihn uns denken, so hoffen wir ihn mit Gottes Hilfe zu erkämpfen. Können wir aber hoffen, daß hiermit die für jetzt niedergerungenen Bestrebungen ein für allemal aufgegeben, der Geist der Feindseligkeit bei unseren Gegnern erstorben sein werde? Für den Sieger ist es wohl ein Leichtes, die Hand zur Versöhnung zu bieten; für den Besiegten aber ist es schwer, in die dargebotene Rechte einzuschlagen. Iene wirklich« Aussöhnung der Geister, jener Zusammenschluß der kulturell homogenen Naturen, der uns als letztes Ziel vorschweben muß, kann nur durch die geduldige Arbeit einer längeren Epoche äußerer Ruhe erreicht werden. Diese äußere Ruhe sowohl für das Friedenswerk, als für die Arbeit innerer Rekonstruktion zu sichern, dazu bedarf es zunächst jener überwältigenden Machtstellung, welche den militärischen sowohl, als den wirtschaftlichen Angriff als absolute Torheit erscheinen läßt. Diese können wir aber nur in dem engen und bleibend angelegten Zusammenschluß der Zentralmächte und ihrer Verbündeten finden.

Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, daß dieser Zusammenschluß, zu dessen wesentlichem Inhalte die wirtschaftliche Annäherung gehört, nicht Sache der Wahl, sondern absolute Notwendigkeit für alle großen und kleinen Staaten unseres Bundes ist. Die Frage ist nur das „Wie", und hierüber möchte ich, unter Beschränkung auf das wirtschaftliche Gebiet, zunächst vom ungarischen Standpunkte, einige Bemerkungen machen, nicht um die technische Seite der Angelegenheit zu erörtern, sondern um gewisse prinzipielle Voraussetzungen in möglichst helles Licht zu stellen, von denen der Erfolg des Ganzen abhängt. Und wenn ich von „Erfolg" spreche, so verstehe ich darunter nicht bloß die tatsächliche Durchführung der wirtschaftlichen Annäherung, sondern die Durchführung in einer Weise, welche wirklich die Vertiefung und Kräftigung des Bündnisses bedeutet.

Dies kann nur geschehen, wenn sich keiner der Teilhaber weder in seiner Würde, noch in seinen wesentlichen Interessen beeinträchtigt fühlt. Im gegenteiligen Kalle würde die Erschütterung der moralischen Grundlagen des Bündnisses alle Vorteile einer bloß materiellen Zusammenkoppelung weitaus überwiegen.

Nachdem ich im Vorhergehenden so nachdrücklich die Notwendigkeit des Zusammenstehens betont habe, darf ich jetzt wohl, ohne mißverstanden zu werden, auf diese Seite der Sache hinweisen. Schließlich betrachtet sich jeder Staat, jede Nation als Selbstzweck und geht jeder und jede zunächst zur Sicherung der eigenen Individualität, der eigenen Interessen auf Bündnisse ein. Hiermit ist die Grenze gezogen, bis wohin das Bündnis von seinen Anteilhabern Opfer verlangen kann. Alles, nur nicht: prnpter vitam viveu» »mittlre eaus»8. Hat ein Staat, hat eine Nation die Empfindung, daß dem Bunde dasjenige zum Opfer fällt, weswegen er eben Wert hat, dann ist dieser im Volksbewußtsein auch schon gesprengt, und wird auch äußerlich nicht lange zu erhalten sein.

Im Grunde geuommen stimmt die Einhaltung dieser Grenzen vollkommen mit den Interessen des als ein Ganzes betrachteten Bundes. Denn die Kraft des Ganzen hängt in erster Linie von der Kraft der Teilhaber ab, erst in zweiter Linie von der richtigen Zusammenfassung. Was soll man zusammenfassen, wenn jene Urkraft zerstört ist? Sie ist es aber, wenn ein Volk in seinem Selbstbewußtsein, der moralischen Grundlage seiner Kräfteentfaltung, oder in seinen wirtschaftlichen Lebensinteressen, der materiellen Grundlage seiner Leistungsfähigkeit, schwer getroffen wird.

Von diesen Gesichtspunkten aus trat der Gedanke der Zollunion in den Hintergrund, weil es bis jetzt nicht gelungen ist, eine Organisation derselben zu finden, welche die Souveränitätsrechte der teilhabenden Staaten nicht schädigen würde. Das Beispiel der österreichisch-ungarischen Zollunion, welche allerdings auch zwischen zwei souveränen Staaten: Österreich und Ungarn, geschlossen ist,

lann hier nicht reichen, aus dem einfachen Grunde, weil diese Zollunion über-
haupt keine Organisation hat, sondern nur eine Vertretung, und in allen meri-
torischen Maßregeln auf die fortwährende Übereinstimmung zweier Regierungen
und zweier Parlamente angewiesen ist. Man behilft sich mit diesem schwer-
fälligen Apparate, so gut man kann, weil eben Ungarn lieber alle Schwierig-
keiten und Mißstände derselben erträgt, als durch Schaffung irgendeiner über-
staatlichen Behörde einen Eingriff in seine Souveränität zuzulassen. Was aber
zwischen zweien recht und schlecht möglich ist, erscheint für eine Kombination von
mehreren absolut undurchführbar. Ein gemeinsames Organ ist nur mit konsul-
tativem und informativem Wirkungskreis zu konstruieren und kann als solches
umso Besseres leisten, als es weniger Beunruhigung verursacht.
Aber nicht nur diese staatsrechtlichen Bedenken haben die Idee der Zoll-
union fürs erste in den Hintergrund gedrängt. Es sind auch Rücksichten auf
Lebensinteressen der verbündeten, und nunmehr auch wirtschaftlich zu verbinden-
den Staaten, deren Wahrung — ich kann hier nur an das vorher Gesagte er-
innern — auch Interesse des Bundes ist. Es fühlt sich zum Beispiel die öster-
reichische Industrie in einigen ihrer Hauptzweige bedroht, wenn sie ohne Schutz
der deutschen Konkurrenz preisgegeben würde. Hier handelt es sich auf den
ersten Blick nur um ein österreichisches Interesse. Genauer besehen, müssen wir uns
aber fragen, ob nicht auch Deutschland schwer darunter zu leiden hätte, viel
schwerer, als der eventuelle Gewinn seiner Industrie wiegen könnte, wenn einer
der Bundesgenossen in wichtigen Bestandteilen seiner wirtschaftlichen Kraft ge-
troffen, in seiner finanziellen und dadurch auch in seiner militärischen Leistungs-
fähigkeit herabgesetzt würde. Das gleiche gilt von den industriellen Entwick-
lungsmöglichkeiten Ungarns, welche nach der Ansicht mächtiger Parteien und
Interessengruppen einen wesentlichen Bestandteil unserer andauernden Befähi-
gung bilden, die finanziellen Lasten einer nach unserer Bevölkerungsziffer be-
messenen militärischen Leistung zu tragen.
Hiermit bin ich bei Ungarn angelangt. Soll Ungarn mit seinen zwanzig
Millionen Einwohnern und drei Millionen Soldaten, mit seinen großen Tra-
ditionen und seinem ausgebildeten politischen Leben, kurz, mit allen seinen mora-
lischen und materiellen Potenzen, auch fernerhin das bleiben, was es bisher war:
die starke Feste des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses, so muß der oben
kurzgefaßte Satz auch auf Ungarn angewendet werden; nicht etwa bloß auf
Österreich-Ungarn, auf den österreichisch-ungarischen Staatenbund, sondern auch
auf den ungarischen Staat als solchen; jener Satz nämlich, wonach der Wirt-
schaftsbund nur dann die Festigung, sonst aber die Unterminierung des politischen
Bündnisses bedeutet, wenn sich keiner der Teilhaber durch ihn, sei es in seiner
Würde, sei es in seinen wesentlichen Interessen, geschädigt fühlt.
Man muß sich gegenwärtig halten, daß man es hier auch formal nicht mit
einer Frage zwischen zweien: Deutschland und Österreich-Ungarn, sondern

zwischen dreien, Deutschland, Österreich und Ungarn, zu tun hat. Für das politische Bündnis mag der Sprachgebrauch: Österreich-Ungarn, österreichisch-ungarische Monarchie gelten; nicht als ob es einen österreichisch-ungarischen Oberstaat, über dem österreichischen und dem ungarischen Staate gäbe, sondern weil durch die Pragmatische Sanktion (ungar. Gesetzartikel I, II, III 1723), welche die Thronfolge in beiden Staaten übereinstimmend regelte, auch die Pflicht gegenseitiger Verteidigung beiderseits übernommen wurde, ebenso Osterreich und Ungarn in allen Fragen des Krieges und Friedens, daher auch der politischen Bündnisse, zu untrennbarer Solidarität verbunden sind und stets einheitlich auftreten müssen. Zu diesem Zwecke haben die 1867er Ausgleichsgesetze gewisse, beiden Staaten gemeinsame Institutionen geschaffen.

Anders steht es aber in wirtschaftlichen Dingen. Das vorerwähnte ungarische Ausgleichsgesetz erklärt in seinem § 58 ausdrücklich folgendes: „Die Gemeinsamkeit der Handelsangelegenheiten fließt nicht aus der Pragmatischen Sanktion; denn im Sinne derselben könnten die Länder der ungarischen Krone als von den übrigen Ländern Sr. Majestät rechtlich unterschiedene Länder durch ihre verantwortliche Regierung und durch ihre Gesetzgebung verfügen und ihre Handelsangelegenheiten durch Zollschranken regeln." Der folgende — 59. — Paragraph führt dann aus, daß Ungarn „wegen der vielfachen und wichtigen Berührungspunkte der gegenseitigen Interessen" dennoch geneigt ist, mit den übrigen Ländern Sr. Majestät „von Zeit zu Zeit" Zollunion einzugehen. Paragraph 60—67 enthalten Bestimmungen über die Art und Weise der Abschließung und den wesentlichen Inhalt des Zollvertrages. Paragraph 68 schließt diese ganze Materie mit folgender Erklärung ab: „Es versteht sich von selbst, daß, wenn und insofern die Einigung über die in den Paragraphen 58 bis 67 erwähnten Gegenstände nicht gelingt, das Land sich sein gesetzliches Verfügungsrecht vorbehält und auch diesbezüglich alle seine Rechte ungeschmälert bleiben."

Es ist also klar, daß in Fragen des politischen Bündnisses, wegen der grund, gesetzlich festgelegten Aktionseinheit der beiden Staaten (unter Ausschluß von Mißverständnissen) allerdings von Österreich-Ungarn gesprochen werden kann, in wirtschaftlichen Angelegenheiten aber, wo solche Aktionseinheit nicht gewährleistet ist, sondern, je nach dem Resultate freier Verhandlungen, zeitweilig eintritt oder auch nicht, Österreich und Ungarn als selbständige Faktoren in Betracht kommen müssen.

Möglich, nach der Ansicht vieler sogar wahrscheinlich, daß sich diese beiden Staaten, bis es zur praktischen Regelung ihres wirtschaftlichen Verhältnisses zu Deutschland kommt, zum Zollbunde zusammengeschlossen haben werden. Das hängt lediglich vom Resultate ihrer diesbezüglichen Verhandlungen ab. Es muß also auch mit der gegenteiligen Möglichkeit gerechnet werden, und mit allen Nüaneen, welche zwischen Zollunion und Zolltrennung liegen, als da sind: Zwischenzoll oder Verzehrungssteuerlinie usw.

Für das wirtschaftliche Verhältnis zu Deutschland, für die Schaffung des
großen Zentral-europäisch-asiatischen Blocks, ist dies, sobald nicht allgemein Zoll-
union angestrebt wird, meines Erachtens irrelevant, und sollte insbesondere in
Deutschland aus den weiter auszuführenden Gesichtspunkten als irrelevant
betrachtet werden. Einmal verlieren jene Gründe, welche die Schaffung des
Blocks befürworten, nichts von ihrer zwingenden Gewalt, weil etwa Österreich
und Ungarn ihr gegenseitiges wirtschaftliches Verhältnis in anderer als der bis-
her gewohnten Weise regeln, was schließlich ihre Sache ist. Dann sollen ja
dem Block noch andere Länder angegliedert werden, die auf alle Fälle ein selb-
ständiges Zollgebiet bilden werden, so daß gewisse zolltechnische Komplikationen
unter allen Umständen zu überwinden sein werden. Endlich ist für das, worauf
es im Wesentlichen ankommt, für die Einigungsmöglichkeiten, der Unterschied
zwischen beiden Eventualitäten nicht einmal so groß, als es auf den ersten Blick
erscheinen mag. Bilden nämlich Österreich und Ungarn ein Zollgebiet, so hat
es Deutschland in zollpolitischen Fragen formell allerdings nur mit diesem
2ä twe konstruierten einheitlichen Faktor zu tun; inhaltlich aber steht die
Sache anders. Da nämlich die österreichisch-ungarische Zollunion, wie schon
früher bemerkt, kein eigenes Willensorgan besitzt, müßte Deutschland in allen
meritorischen Fragen dennoch, nicht mit der leeren Form der Vertretung durch
die gemeinsame Diplomatie, sondern mit den realen Faktoren, den beiden Regie-
rungen und den beiden Parlamenten, rechnen, sich mit diesen auseinanderzusetzen
trachten. Also auch in zollpolitischen Dingen bestände in lueritn die Zweiheit
des formell unifizierten Partners fort. In allen anderen wirtschaftlichen Fragen
aber, deren es die schwere Menge gibt, und in denen die Verständigung nicht
weniger zum Wesen des Wirtschaftetlocks gehört, als Einigung in Zollfragen,
z. B. Verkehrswesen, Handels- und soziale Gesetzgebung, Patentschutz, Kredit-
wesen usw., käme Ungarn auch im Falle der Zollunion mit Österreich als völlig
selbständiger Faktor in Betracht. Es bleibt also als wirklicher Unterschied nur
ein gewisses Plus an zolltechnischen Schwierigkeiten, was doch nicht maßgebend
sein kann.
Für uns aber bedeutet die freie Hand, die wir uns in handelspolitischen
Dingen auch Österreich gegenüber grundgesetzlich gewahrt haben, politisch und
wirtschaftlich außerordentlich viel. Politisch ist sie ein Correlat der Unab-
hängigkeit des ungarischen Staates, die fest eingehaltene Abgrenzung der allerdings
auf Reziprozität beruhenden Gebundenheit Österreich gegenüber, ihre Beschränkung
auf die gegenseitige, im Sinne der 1887er Einrichtungen: gemeinsame Verteidigung.
Es soll lediglich von Erwägungen wirtschaftlicher Zweckmäßigkeit abhängen, ob
wir mit Österreich eine Zollunion eingehen oder nicht. Wer an der vollen Frei-
heit unserer diesbezüglichen Entschließung rüttelt, der verletzt uns dort, wo wir
am empfindlichsten sind: an einer der Garantien unserer staatlichen Unabhängig-
keit, und begeht damit Ungarn gegenüber das, was die Sprache der Diplomaten:

uu »et« p«u umieal nennt. Wirtschaftlich ist es heute kontrovers, ob die Zolltrennung für uns vorteilhafter wäre als die Union. Eine mächtige Partei, deren Stimmungen nicht übersehen werden dürfen, wenn es sich um Einwirkungen auf die ungarische Volkspsyche handelt, ist prinzipiell für die Zolltrennung. Auch meine persönliche Ansicht geht dahin, daß Ungarn bei völliger Verkehrsfreiheit mit Österreich jene Entwicklung seiner Industrie nicht erreichen kann, deren es bedarf, um den Wohlstand seiner Bevölkerung zu heben — ja sogar, um sich diese, mit Eindämmung der Massenauswanderung, zu erhalten, um seine finanzielle Leistungsfähigkeit im Verhältnis der stets wachsenden Aufgaben zu steigern, um seinen entsprechenden kulturellen Aufschwung zu sichern. Auch die viel erwähnte, uns vielfach als Panacee empfohlene, gewiß in erster Linie anzustrebende Ertragssteigerung der ungarischen Landwirtschaft halte ich, ohne entsprechende Industrialisierung des Landes, nur in beschränktem Maße für erreichbar. Hingegen steht die gegenwärtige Reichstagsmajorität, und mit ihr viele hochangesehene, sonst nicht zu ihr gehörende Männer, unter der Voraussetzung, daß unsere wesentlichen Interessen dabei gewahrt werden, auf dem Standpunkt der Zollunion. Aber auch diese sehen in der Möglichkeit, auf die andere Alternative zurückzugreifen, einen überaus wertvollen Bestandteil unseres nationalen Besitzstandes. Nur mit diesem Rückhalt können wir der wirtschaftlichen Übermacht Österreichs gegenüber einen halbwegs vorteilhaften Unionsvertrag erreichen. Daß dies im Iahre 1907 nicht in befriedigender Weise gelang, ist in erster Linie darauf zurückzuführen, daß uns die Möglichkeit der Zolltrennung durch vorher abgeschlossene Handelsverträge mit anderen Staaten, insbesondere mit Deutschland, praktisch genommen war, wir daher sozusagen mit gebundenen Händen und Füßen verhandeln mußten. Sollten demnach die wirtschaftlichen Annäherungsbestrebungen mit Deutschland und unseren übrigen Verbündeten eine Richtung nehmen, daß die Zollunion zwischen Österreich und Ungarn gewissermaßen als Bedingung derselben hingestellt wäre und damit die volle Freiheit unserer diesbezüglichen Entschließung als gehemmt erschiene, so müßten dieselben in Ungarn auf heftigen Widerstand stoßen, ja sogar das politische Bündnis würde in der ungarischen Volksseele eine schwere Krisis durchmachen. Von dieser überflüssigen und bedenklichen Komplikation müßten diese Bestrebungen freigehalten werden. Geht das nicht, so ist es besser, sie ganz und gar auf den Nagel zu hängen, so groß die Vorteile, ja so zwingend die Gesichtspunkte sind, welche dazu drängen. Denn es träte da eben der Fall ein, daß sich einer der Partner in seiner Würde und in seinen wichtigsten Interessen verletzt fühlen würde. Und diese Empfindung wäre nicht auf die prinzipiellen Anhänger der Zolltrennung beschränkt, was schon an und für sich nicht wenig bedeuten würde; sie erstreckte sich auch auf jene, welche unter entsprechenden Bedingungen die Zollunion erhalten wollen, auf die Entschließungsfreiheit des Landes jedoch Gewicht legen; und das ist wohl ganz Ungarn. Ungarn aber ist im österreichisch-

ungarischen Staatenbunde ein Grundpfeiler des deutschen Bündnisses; die
Deutschösterreicher allein sind nicht stark genug, es unter allen Umständen zu
sichern.
Ich hielt es für notwendig, diese Dinge offen auszusprechen, weil ich, als
einer der unerschütterlichsten Anhänger dieses Bündnisses, es nicht ruhig ansehen
könnte, wenn eine Aktion, welche die Vertiefung desselben zum Zwecke hat, zu
seiner Lockerung führen würde. Es ist mir auch unmöglich zu zweifeln, daß die
hier angedeuteten Gesichtspunkte in Deutschland volle Würdigung finden werden.
Die wahre Schwierigkeit, so will es mir scheinen, liegt auch nicht in ihrer
prinzipiellen Anerkennung, als in den praktischen Konsequenzen, die sich daraus
zu ergeben scheinen.
Es wird nämlich in der Agitationsliteratur stets betont, es sei nötig, daß
man über die Grundlagen des künftigen wirtschaftlichen Verhältnisses noch während
des Krieges einig werde und sich bezüglich derselben festlege. Es werden hierfür
zwei Gründe angeführt. Der eine lautet: man müsse die Stimmung der großen
Ereignisse ausnützen, um über alles Kleine hinüberzukommen, was sich etwa dem
großen Plan entgegenstellt; der andere besteht auf dem Hinweis darauf, daß
Deutschland, und wohl auch die anderen Partner, zur Zeit des Friedensschlusses
orientiert sein müssen, was sie voneinander zu erwarten hätten, ob die Sache
überhaupt gemacht werden könne; denn im verneinenden Falle müßten sie sich
anderweitig orientieren.
Dem ersten dieser Gründe erlaube ich mir, mit aller Achtung zu wider-
sprechen. Auseinandersetzungen über Interessen müssen mit voller Überlegung,
in kühler, ruhiger Stimmung geschlossen werden. Die Kriegsatmosphäre ist
solchen nicht günstig. Es wäre wahrhaft traurig, wenn die Einsicht höherer
Notwendigkeiten, die uns aneinander weisen, wie ein Rausch verfliegen würde,
sobald die Eraltation des Krieges vorüber ist, wenn wir sofort „klein" würden,
sobald wir normal werden. Weit eher ist zu befürchten, daß wir in der über-
heizten Kriegsstimmung wirklich Großes für klein halten und im einzelnen ver-
fehlte Maßregeln improvisieren, die uns dann gereuen und gegenseitig verärgern.
Auch hier gilt das Dichterwort:
„Langsam in dem Lauf der Horen füget sich der Stein zum Stein,
Schnell, wie es der Geist geboren, will das Werk empfunden sein."
Ist unser Entschluß, zusammenzustehen, nicht ernst genug, um den Schwierig-
keiten nüchterner Erwägung, oder sagen wir: der nüchternen Erwägung der
Schwierigkeiten, standzuhalten, dann läßt sich überhaupt nichts darauf bauen.
So frivol und leichtlebig sind wir denn doch nicht, daß die Lehren des Krieges
vergessen sein sollten, sobald kein Kanonendonner mehr hörbar ist. Das Stim-
mungs-Argument kann ich daher nicht gelten lassen, oder doch nur in gerade
entgegengesetztem Sinne. Geschäften, die man nur im Zustande irgendeiner, wenn

auch der edelsten Trunkenheit abschließen kann, haftet der Verdacht des Irrealen an; in solcher Weise sollten unsere gegenseitigen Wirtschaftsbeziehungen nicht geregelt werden.

Weit ernster, sogar hochernst, ist jener andere Grund des Eilens, nämlich die Notwendigkeit, beim Friedensschluß schon genau zu wissen, wie man zu-einander stehen wird, wie man sich daher andern gegenüber zu stellen hat. Es liegt ja auf der Hand, daß z. B. Deutschland die Gefahr einer Schädigung seiner übrigen Handelsbeziehungen nur dann auf sich nehmen kann, wenn es die Kompensationen klar überblickt, die ihm die wirtschaftliche Annäherung an seine Bundesgenossen bietet. Ich muß das rückhaltslos anerkennen, sowie auch zugeben, daß dieser Gesichtspunkt für Deutschland mit seinem wichtigen Außen-handel viel schwerer ins Gewicht fällt, als zum Beispiel für uns, deren welt-wirtschaftliche Verbindungen weit geringer sind. Dennoch muß ich auf die Mo-mente hinweisen, die einem Abschlusse während des Krieges schwere Hindernisse in den Weg legen. Es sind dies vornehmlich die verschiedenartigen Ungewiß-heiten, mit denen wir es zu tun haben. Wir wissen nicht, welche territorialen Veränderungen aus dem Kriege hervorgehen werden, und unter jenen, die wir uns nach der heutigen Kriegslage denken können, sind auch solche, welche die wirtschaftliche Konstruktion der verbündeten und zu verbindenden Gebiete mächtig beeinflussen, auf die Bedürfnisse bedeutender Interessengruppen stark modifizieren-den Einfluß nehmen. Es ist ja doch klar, daß es z. B. für die Forderungen der Industrie an die Zollpolitik nicht gleichgültig ist, in welches Verhältnis Belgien und das Lodzer Gebiet zu den Zentralmächten oder einer derselben tritt, und ebensowenig für die Wünsche der Landwirtschaft, wie die jetzt feindlichen Teile der Balkanhalbinsel angegliedert werden. Es ist auch mit der sozialen Wirkung des Rückströmens von Millionen ins bürgerliche Leben zu rechnen, welche bis jetzt schon ein bis eineinhalb Iahr im Felde stehen, vielleicht noch länger im Felde stehen werden. Welche Veränderungen sind in diesen Millionen Seelen während dieser Zeit vorgegangen, sind sie anspruchsloser oder anspruchs-voller geworden? Wie wird die Volkspsyche durch sie modifiziert werden? Welche Anforderungen werden die also vielleicht gründlich umgeformten Massen an die Wirtschaftspolitik ihrer Staaten stellen? Wer weiß das heute? Und ist es vielleicht nicht ein Faktor, mit dem unter allen Umständen gerechnet werden muß, und der gerade auch die Zollpolitik stark beeinflussen muß, so wie er auch auf die Produktionsverhältnisse Einfluß nehmen wird? Haben wir überhaupt ein genaues Bild vor uns, wie die Rekonstruktion der unterbrochenen wirtschaft-lichen Tätigkeit sich nach dem Kriege entwickeln wird? Sind da nicht Ver-schiebungen zu gewärtigen, über deren Umfang wir vollständig im Unklaren sind? Haben wir eine annähernde Idee von der Preisgestaltung nach dem Kriege, von den kommenden Valutaverhältnissen? Und wie soll ohne solche Kenntnis ein Zolltarif entworfen werden? Mißtrauen wir, nach den Er-

fahrungen des Krieges, unseren noch so begründet erscheinenden Kombinationen.
Über den kommenden Krieg, seinen mutmaßlichen Verlauf, seine wirtschaftlichen
Folgen, gab es ja eine ganze Literatur, welche mit großem wissenschaftlichen
und statistischen Apparat dies und jenes bewies, z. B. daß ein europäischer
Krieg nicht lang dauern könne, daß nach vier bis sechs Monaten der volle
wirtschaftliche Zusammenbruch aller Kriegführenden erfolgen müsse. Das und
manches Andere wurde mit apodiktischer Bestimmtheit vorhergesagt, und nichts,
gar nichts davon ist eingetroffen. Das zeigt nur, daß jede Voraussicht, die
nicht auf einer Erfahrungsgrundlage ruht, im höchsten Grade unverläßlich ist,
und daß wir, nach dem völligen Versagen der Kriegsprognosen, auch den
Friedensprognosen sehr wenig Vertrauen schenken können; so wenig, daß es
überaus bedenklich erschiene, unsere Wirtschaftspolitik auf solcher Basis
aufzubauen. Es klingt ja ganz einleuchtend, zu sagen, man müsse vor Friedens-
schluß mit allen wesentlichen wirtschaftlichen Fragen im Reinen sein; aber wie,
wenn man es eben nicht kann? Wie, wenn man nachher sieht und fühlt, ins-
besondere: fühlt, daß man mit Daten gearbeitet hat, die sich als falsch heraus-
stellen? Wie, wenn man dann den ganzen Weg zurücklegen muß, nachdem man die
eventuellen Irrtümer und die daraus gefolgerten verfehlten Maßnahmen ver-
tragsmäßig festgelegt hat? Welche Perspektive schwerer Komplikationen, welche
Bankerottmöglichkeiten der Annäherungspolitik liegen da vor uns! Die Natur
der Dinge duldet eben keine kategorischen Imperative; sie läßt sich nicht Ge-
walt antun, und es rächt sich immer, wenn man es versucht.

Ein weiteres Hindernis liegt speziell für Ungarn in der eigentümlichen
Situation seines Parlamentes. Man weiß vielleicht in Deutschland nicht, daß
das Mandat unseres Abgeordnetenhauses am 21. Iuni 1915 abgelaufen ist, daß
wir also eigentlich keine Volksvertretung haben. Da allgemeine Wahlen während
des Krieges unmöglich sind, wurden durch ein Spezialgesetz die Befugnisse der
Legislative für eine Zeitdauer, die sechs Monate nach dem Friedensschluß ab-
läuft, an das bestehende Abgeordnetenhaus und Oberhaus (letzteres ist über-
haupt beständig) übertragen. Das mußte geschehen, und die volle legislative
Befugnis des also geschaffenen Parlamentes steht außer Frage. Aber eine
Volksvertretung ist es darum doch nicht; dazu kann es durch kein Gesetz
gemacht werden, sondern nur durch das Mandat der Wähler, welches eben
vor einem halben Iahr schon abgelaufen ist. Dieses Moment ist aber keines-
wegs ein bloß formelles. Wer kann wissen, ob die Wähler, wenn befragt, wieder
die gleiche Majorität ins Abgeordnetenhaus gesendet hätten? Es ist umsomehr
unmöglich, hierüber auch nur Vermutungen aufzustellen, als ja seit den Wahlen
des Iahres 1910 in der inneren und in der auswärtigen Politik Dinge von
grundstürzender Bedeutung vorgefallen sind, von denen zu jener Zeit niemand
eine Ahnung haben konnte, und als mittlerweile eine Wahlreform zum Gesetz
erhoben worden ist, infolgederen der Wahlkörper, wenn auch, nach meiner An-

sicht, in ungenügender Weise, aber doch wesentlich umgestaltet erscheint. Es fehlt also jede Möglichkeit selbst einer halbwegs begründeten Vermutung, wie sich diese Wählerschaft zu den jetzt aufgeworfenen Problemen und überhaupt zum gegenwärtigen Regierungssystem verhalten würde. Und doch sollen sie gelöst werden, durch eine Regierung und in einer Richtung, von welcher man nicht wissen kann, ob sie noch das Vertrauen, beziehungsweise die Billigung des Landes besitzt. Man werfe nicht ein, daß die parlamentarische Erledigung dem künftigen Reichstage überlassen werden könne. Dieser wäre vor ein tait aeeompli gestellt, welches umzustoßen kaum in seiner Macht stände. In Dingen, welche mit auswärtigen Verträgen zusammenhängen, äußert sich der Einfluß der Volksvertretung fast nur formell in dem Rechte nachträglicher Prüfung, Gutheißung oder Zurückweisung; letzteres liegt meist außerhalb der Grenzen des praktisch Möglichen. In realer Weise besteht ihr Einfluß darin, daß die Verträge von einer Regierung abgeschlossen werden, welche ihr Vertrauen besitzt, und auf Grundlage jener Richtung, welche auch die ihre ist. Beide Voraussetzungen hängen bei uns vollständig in der Luft.

Man vergegenwärtige sich nun, worum es sich handelt; unter anderem auch um die große Frage der Zolltrennung oder Zollunion Ungarns mit Österreich; denn diese Frage muß doch vorher oder gleichzeitig mit den Entscheidungen über den Wirtschaftsblock beeinigt werden. Nun weiß ich wohl, daß dies für gewisse Wiener Kreise überhaupt keine Frage ist, daß man dort „die wirtschaftliche Einheit der Monarchie", eine unseren Gesetzen unbekannte, ihnen direkt widersprechende Kategorie, als Dogma betrachtet. Für uns aber ist es eine Frage; es ist eine Frage im Sinne unserer Gesetze und unseres Festhaltens an den Garantien der Unabhängigkeit und der eigenen Individualität Ungarns; eine Frage, an welche sich große Interessen und starke Leidenschaften knüpfen. Es würden nun jene Kreise und jene Parteien, welche die Zolltrennung oder doch wenigstens Korrektive des freien Verkehres anstreben, sich pflichtgemäß ruhig fügen, wenn der Volkswille durch eine frei gewählte Parlamentsmehrheit und eine aus ihr hervorgegangene Regierung in der entgegengesetzten Richtung beschlossen hätte. Wie aber, wenn die Frage ohne solchen Rückhalt entschieden wird? Wie, wenn Vereinbarungen auf Basis der österreichisch-ungarischen Zollunion getroffen werden, während wir Grund haben, zu glauben, daß der Wille der Nation sich bereits der gegenteiligen Lösung zugewendet hat? Wie, wenn diese Voraussetzung in Erfüllung geht und am künftigen Reichstag tatsächlich die Partei der Zolltrennung in Mehrheit ist und einem Vertrags-tait aeenmpli gegenübersteht, das den Fundamenten ihrer wirtschaftlichen Überzeugung widerspricht? Da kann nur von zwei Dingen eines geschehen: entweder wirft diese Reichstagsmajorität auf jede Gefahr hin alles über den Haufen, oder sie läßt im Gefühle der Übermacht, der sie gegenübersteht, die Dinge über sich ergehen, mit dem Gefühle einer Erbitterung, welche alle ihre weiteren Entschließungen be-

einflussen würde. Beide Eventualitäten bergen die ernstesten Gefahren für den Wirtschaftsbund, ja sogar für das politische Bündnis.
Ich glaube, es mußte auch diese Seite der Sache hervorgehoben werden, über welche nur eine kraß-materialistische Auffassung der politischen und wirtschaftlichen Potenzen einfach zur Tagesordnung übergehen kann. Sie läßt sich auch nicht mit der gebräuchlichen Phrase abtun, daß wir Ungarn weit mehr staatsrechtlich als wirtschaftlich denken. Denn treten hier auch staatsrechtliche Gesichtspunkte zutage, so stecken in diesem Falle schwerwiegende wirtschaftliche Interessen dahinter, mit denen gerechnet werden muß.
Meine Ausführungen haben aber bereits einen Umfang erreicht, der es mir verbietet, auch noch mit Vorschlägen hervorzutreten, in welcher Weise das Dilemma, welches ich klarzumachen bestrebt war, gelöst werden könne. Es gibt auch hierzumal berufenere, viel kompetentere Persönlichkeiten, als ich es bin. Wenn man nur erst erkennt und anerkennt, daß wir da tatsächlich vor einem Dilemma stehen, wird ein Ausweg sicher gefunden werden, zumindest, um der Entscheidung über die österreichisch-ungarische Zollunion nicht zu präjudizieren, womit schon viel, sehr viel gewonnen wäre. Will man es aber nicht anerkennen, dann beginnt man eben die Arbeit gleich mit einem Rechnungsfehler, dessen Konsequenzen sich beim Fortschreiten des Werkes in geometrischer Progression fühlbar machen würden.

F. L. Gras von Voltolini:

Was das Grünbuch nicht erzählt.

Ein halbes Iahr ist dahingegangen, seitdem Baron Sidnen Sonnino sein Grünbuch veröffentlicht hat, mit welchem er Italiens Frontwechsel vom Dreibund zur Entente rechtfertigen wollte. Und trotz dieser Rechtfertigung erhob sich in der ganzen Welt, bei den Zentralmächten w»'e in den neutralen Ländern, nur eine Stimme der Empörung über den Treubruch sondergleichen. Heute, nachdem sich Italiens Eintritt in den Weltkrieg für die früheren Bundesgenossen als keine Gefahr mehr erweist und das Fiasko des Feldzugsplanes Cadornas außer Zweifel steht, ist das Interesse an dem Verrat Italiens wesentlich zurückgetreten. Und doch hat man über die Beweggründe Italiens immer noch insofern eine allzu gute Meinung, indem man die „nationale Aspiration" als wirkliche bare Münze nahm und im Allgemeinen den Standpunkt einnahm und dem Grünbuch den Charakter eines ernsten Dokumentes zubilligte.
Von diesem Standpunkt ging auch natürlicherweise das Rotbuch der öster-

reichisch-ungarischen Regierung aus, welches mit rücksichtsloser Strenge an dem Grünbuch Kritik übte und das Ränkespiel in diesem entschleierte. Das Rotbuch hat wie die Rede eines von der Kraft des guten Rechts durchdrungenen Staats-anwaltes mit unerbittlicher Strenge den Angeklagten seiner Schuld überführt und die schwächlichen Ausflüchte des Grünbuches, das vom Anfang an nur beschönigen wollte, entkräftet.

Und doch mußte sich das Rotbuch auf eine Konfutation dessen beschränken, was das Grünbuch enthielt. Aber das, was Italien an sonstigen Beweggründen in den Krieg an der Seite der Entente trieb, was nur verworren, dunkel und fragmentarisch in die Öffentlichkeit gelangte, das konnte naturgemäß doch nicht besprochen werden.

In den seit der Veröffentlichung des Rotbuchs verflossenen Monaten konnte man aber gerade, was diese Beweggründe und Machenschaften betraf, reichlich Material sammeln, so daß heute es möglich ist, den Frontwechsel Italiens noch in ganz anderem Lichte zu betrachten, als es damals in den sturmbewegten Tagen des Monats Mai möglich war. Nach diesen Enthüllungen zeigt sich, daß die beiden politischen Gesichtspunkte, die „Erlösung der Irredenta" und die „Vor-herrschaft auf der Adria", nur der dekorative Deckmantel vor der breiten Masse des italienischen Volkes waren, mit dem man den s»,!tn mortal«, den man dem Lande zumutete, bemänteln wollte.

Gerade diese im weiteren dargelegten Machenschaften lassen uns sogar das italienische Volk, diese irregeleitete, durch mangelhafte Bildung jeden selb-ständigen Urteils bare Masse, milder beurteilen, während die verantwortlichen Leiter dieser Politik ein umso schwererer Vorwurf trifft. Als Mitwisser dieser Machenschaften sind sie nicht nur des Verrates an ihren Bundesgenossen, sondern auch der bewußten Irreführung des eigenen Volkes schuldig.

Die geheimen Machenschaften zerfallen in drei Gruppen, die sich in ihrem Endziel trafen: Da ist die Wühlarbeit der von der Königin Elena geleiteten Hofkamarilla, da ist das Ministerium mit seinem persönliche saern Kßni»mo und da ist endlich eine Gruppe von schiebenden und drängenden Finanzleuten, die, Industrie und Presse beherrschend, ihre Sonderziele verfolgten, unbekümmert um Italiens historische Rechte und Pflichten.

Die Hofkamarilla hat man merkwürdigerweise viel zu wenig in dem Gesamt-bild des Treubruchs Italiens beachtet. Man hat fast vergessen, daß auch auf Italiens Thron eine Montenegrinerin saß, eine Schwester jener beiden Groß-fürstinnen, denen ein guter Teil der Verantwortung an der Entfachung des Weltkriegsbrandes zufällt. Nenn man die systematische Arbeit der Großfürstin Stana am Newastrand bettachtet, wie sie dort nicht ruhte noch rastete, bis der große Schlag, die Zertrümmerung der Zentralmächte eine beschlossene Sache war, so kann man nicht zweifeln, daß sie durch ihre Schwester Elena am Tiberstrand

alles in Bewegung setzen ließ, um Italien zur Teilnahme an dem Weltkrieg auf der Seite der Entente zu bewegen. Auch Einflüsse von Belgrad und Cetinje spielten hier mit, und Prinzessin Natalie von Montenegro, welche seit dem Ausbruch des Weltkrieges am quirinalischen Hofe weilte, trug ebenfalls das Ihrige dazu bei.

Wie weit der Einfluß dieser zum Verrat an den Verbündeten hetzenden Hofkamarilla reichte, bedarf keines näheren Hinweises. Trotzdem Italien den Ruhm in Anspruch nimmt, das konstitutionell freieste Land zu sein, und der König sich öfters von den linksstehenden Deputierten das Kompliment des „gekrönten Präsidenten" gefallen lassen mußte, so hat der quirinalische Hof in der Consulta wie im Palazzo Braschi einen sehr bedeutenden prinzipiellen Einfluß. Wenn diesen auch König Viktor Emanuel nie benutzte, so gab dieser Umstand der Königin Elena umsomehr Möglichkeit, ihren Wünschen uneingeschränktes Gehör zu verschaffen.

Neben der Hofkamarilla kamen die persönlichen Wünsche des Ministeriums. Bei Antonio Salandru spielte der eitl« Wunsch mit, der zweite Cavour seines Vaterlandes zu werden, bei Sidney Sonnino kamen atavistische Neigungen in Betracht, Ferdinando Martini und manches andere Kabinettsmitglied begrüßten freudig die Gelegenheit, im Trüben zu fischen.

Die Ententebotschafter Camille Barrsre, Rennel Rodd und Staatsrat Krupensky hatten in dem ganzen Unternehmen, das zu dem s»,Ito mortui« führte, eine hervorragende Rolle zu spielen. Während diese aber beim Hofe zurücktreten konnte, da hier persönliche Einflüsse fremder Höfe sich geltend machten, war sie den persönlichen Wünschen der Minister gegenüber sehr schwerwiegend. Alle drei Ententebotschafter, nebenbei bemerkt, trefflich geschulte Diplomaten, hatten sehr bald die schwache Seite eines jeden der italienischen Minister erkannt, und benutzten sie in scharfsinnigster Weise.

Am meisten erreichte von diesen Rennel Rodd. Er verstand es, die Anglomanie Sonninos in einer Weise auszunützen, wie es selten in der Geschichte, wenigstens der Großmächte, einem fremden Botschafter gelang, den Willen eines Staatsministers zu beeinflussen. Es ist dabei nicht notwendig, an persönliche Bestechungen zu denken, wie man dies vielfach vermutete, denn dem Charakter des Italieners, der für alles, was fremdländisch ist, eine unbegrenzte Hochachtung empfindet, genügt in diesem Falle schon irgendein Vertrauensbeweis, persönliche Freundschaftsakte und Ähnliches.

Hinter den Ministern aber standen die schiebenden und drängenden „Affaristi". Mit diesem letzteren Ausdruck bezeichnet man in Italien nicht etwa, wie es der etymologische Sinn des Wortes wiedergibt, Geschäftsleute im Allgemeinen, sondern vielmehr solche, welche durch dunkle Machinationen und auf krummen Wegen sich Riesengewinne zu erwerben suchen.

Gerade der Ausbruch des Weltkrieges aber hat für diese „Affaristi" das Signal gegeben, eine geschäftliche Schiebung auf politischer Grundlage durchzuführen, wie nie vorher eine ähnliche in der neueren Geschichte durchgeführt wurde. Was kümmerte diese Leute „l'reuto « 1rie»te", was interessierte sie die Frage des mare amg,ri»siiuo, d. h. der Adria, was lag ihnen an den achtmalhunderttausend Österreichern und Ungarn romanisch-italienischen Stammes? Für sie und ihre großen und kleinen Helfershelfer waren dies nur Schlagwörter, um die Menge jenes italienischen Volkes, das für sie nur Stimmvieh ist, an der Nase herumzuführen, während es ihnen einzig und allein auf den Gewinn an Geld und Gut ankam! Mag Italien in dem für ihr« Zwecke notwendigen Krieg auch zerschmettert werden, mag das Resultat eine blutige Revolution sein, wenn sie sich nur bereichern konnten, denn die gewonnenen Millionen lassen sich dann bekanntlich leicht in irgendein Nachbarland retten, wenn der Brand im eigenen den Aufenthalt unerträglich machen sollte. So dachten die Affaristi, die Italien mehr in den Krieg gehetzt haben, als alle politischen Gründe. Der Affarista steht auch im gewöhnlichen Leben meist im Dienst eines Andern, eines Auftrag- und Kapitalgebers. Bei dem großen Geschäft der italienischen Kriegsaffaristen war dieser Geldvorschießer und Auftraggeber — die Entente.

Die Entente hatte natürlich auch auf direktem Wege, als die Zentralmächte längst noch in Italien ihren getreuen Bundesgenossen wähnten, einen Goldstrom nach Italien geleitet und skrupellose Abnehmer in Fülle gefunden, manche Politiker und viele Zeitungen subventioniert, aber die Hauptarbeit, d. h. die Korruption der maßgebenden Kreise und die Verführung der sogenannten öffentlichen Meinung, das besorgten jene „Affaristi". Als konkretes Ziel wurden diesen die Milliardengewinne an den Lieferungen für Italiens Heer und Marine in Aussicht gestellt. Schon lange vor dem Kriege hatte sich ein Konzern von Affaristen gebildet, welcher mit der Hilfe des französischen Kapitals die Einführung des minderwertigen Dsportgeschützes der Regierung aufdrängte und dadurch die Hauptschuld (oder vielmehr heute Verdienst) an der artilleristischen Inferiorität Italiens trägt.

Ein piemonteslscher Industrieller, der Ingenieur Ferraris aus Turin, hatte das Dsportpatent erworben und zu dessen Herstellung einen Trust von nicht weniger als dreiunddreißig oberitalienischen Firmen gebildet, welche das Dsportgeschütz und dessen Munition, sobald es von der Regierung angenommen wäre, herstellen wollten. Als im August der Weltkrieg ausbrach, hatten sie bereits, wenigstens teilweise ihren Zweck erreicht und einen Lieferungsauftrag von 232 Geschützen erhalten, mit deren Ausführung sie beschäftigt waren, nachdem die Artillerie-Prüfungskommission nicht weniger als zweihundert Änderungen an dem ursprünglichen Dsport-Modell hatte verfügen müssen. Den Industriellen paßte dies aber auf's beste, weil dadurch das an sich schon komplizierte Geschütz noch viel komplizierter und entsprechend teurer wurde! 1^' appstit vieut eu inaussonutl

252 Geschütz« sind ein schöner Auftrag, aber was bedeutet solch' eine Lieferung
im Vergleich zu dem Gewinn an Lieferungsobjekten, die der Eintritt Italiens
in den Weltkrieg dem Konzern gebracht haben würde.
Darum lag den genannten Affaristen beim Losbrechen des europäischen
Kriegsgewitters alles daran, Italien in diesen zu verwickeln, und da man mit
französischem Kapital arbeitete und französische Firmen, wie Schneider-Creuzot
und Marrel, dem Konzern angehörten, Frankreich und England gern und viel
Geld gaben, so mußte man das Wagnis versuchen, Italien vom Dreibund los-
zureißen und der Entente anzugliedern.
Das finanzielle Zentrum des Konzerns, der diese Machenschaft in die Hand
nahm, war die 8oeietK Vanearia in Mailand, der sich von Finanzinstituten die
Laues, ambrosiana, ebenfalls in Mailand, dann die Bank von Bergamo und
jene von Busto Arsicio anschloß. Bedingungslos traten der Gruppe die Indu-
striellen Ansaldo und Perrone in Genua bei, und Spiritus roetnr wurde der
bekannte Börsianer Mazzotti-Bianchelli in Mailand. Mit vollen Segeln ging
man im Herbst 1914 an die Arbeit.
Die Situation war günstig: Die Neutralitätserklärung hatte Italien seinen
Verbündeten entfremdet, der Hof war innerlich längst durch Königin Elena eine
Sukkursale von Cetinje, Belgrad und Petersburg geworden! Im Palazzo Far-
nese sah Camille Barrtzre den Wunsch des Konzerns als das Ideal seiner lang-
jährigen Tätigkeit an, während Englands Botschafter Renne! Rodd und jener des
Zaren, Staatsrat Krupensky, bereitwilligst dem Konzern sekundierten. Geld
war diesem schrankenlos zur Verfügung gestellt worden. Besonders günstig war
der Umstand, daß San Giuliano bereits ein stiller Mann geworden und Salandras
leere Eitelkeit im Sturm erobert werden konnte, sobald „die Nation" ihren Willen
kundgab! Der Nation warf man als Köder die Irredenta hin, und die große
Presse wurde einfach gekauft. Die Art, wie die Ententepolitik durch den Kon-
zern der Presse sich bemächtigte, steht vielleicht einzig in der Geschichte des Zei-
tungswesens der Welt da, und verdient daher eine eingehendere Beleuchtung.
Vor allem ist zu bemerken, daß es schon lange vor dem Weltkrieg eine
franko- und anglophile Presse in Italien gab, die zum größten Teil durch Bar-
rtzre den Interessen Frankreichs dienstbar gemacht worden war. Hierher gehörte
vor allem der „Secolo"-Trust, der schon zu Zeiten seines Gründers, des bekann-
ten Musikverlegers Edoardo Sonzogno, eifrig den Interessen Frankreichs diente,
ferner der römische „Messagero", der sich neuerdings dem „Seeolo"-Trust ange-
schlossen hat. Es kam jedoch dem Konzern darauf an, auch die große, bis dahin drei-
bundfreundliche Presse für seine Zwecke zu erwerben. Um dieses zu erreichen, wurden
zwei neue Blätter von den Affaristen gegründet, und zwar, da es Leute sowohl
bürgerlicher, wie sozialistischer Richtung zu beeinflussen galt, gründete man vor-
erst für den Geschmack der ersteren die „Idea Nazionale", indem man das kleine
gleichnamige Wochenblättchen der neuen Nationalistenpartei kaufte und mit der

Dotation von einer Million Lire zu einer großen Zeitung umwandelte. Hiermit war die Nationalistenpartei samt ihren Deputierten für die Sache gewonnen. Für das sozialistische Volk gründete man den berüchtigten „Popolo d'Italia", dessen Leitung Mussolini, ein Mann von dunkler und sehr bewegter Vergangenheit, über, nahm. Da man jedoch die offizielle sozialistische Partei nicht für den Kriegs-gedanken aus prinzipiellen Gründen begeistern konnte, so begnügte man sich mit den Reformsozialisten von der Richtung des stets sich als zugänglich erwieseuen Bissolati.

Nach solchen Vorbereitungen, die in wenigen Wochen mehrere Millionen Lire verschlangen, ging man daran, die übrige Presse zu gewinnen, und zwar entweder auf dem geraden Weg der Subvention, oder auf dem Umweg der Be-einflussung der leitenden Persönlichkeiten. Die „Tribuna" wurde gewonnen, indem der Chefredakteur Olindo Malagod zum Vertrauensmann des englischen Botschafters Rodd gemacht wurde, während man den dreibundfreundlichen Rolando Rieei kaltstellte. Den Verwaltungsrat gewann man, indem der in dem-selben tonangebende Zuckerfabrikant Maraini durch Zuwendung großer Zucker-lieferungen für Frankreich frankophile Gefühle in sich entdeckte. Auch der „Cor-riere della Sera" ging mit fliegenden Fahnen in das Lager der Dreibundgegner über. Die Hauptbesitzer Pirelli, Crespi und Beltromi wurden auf dem Umweg ihrer Banken gewonnen, und dem Chefredakteur Albertini beseitigte das Ernen-nungs-Dekret zum Senator, sowie ein Wink Salandras, alle Skrupeln. Man erkennt hieraus, daß schon damals, im September, Salandra zu Diensten des Konzerns stand, wie denn auch Sonninos Blatt, das „Giornale d'Italia" ohne weiteres die Schwenkung vollzog.

Kleinere Blätter, wie den Bologneser „Resto di Carlino" und andere, kaufte man einfach auf oder beeinflußte ihre Besitzer und Chefredakteure.

Unter diesen Umständen gab es Ende 1914 nur noch wenige Zeitungen, nämlich einige konservative („Popolo romano"), die klerikalen und offiziell-sozia-listischen Blätter, welche sich frei von der Beeinflussung des Konzerns halten konnten. Wie aber konnte deren ohnehin schwache Stimme gegen das von T.ig zu Tag stärker werdende Geheul der Meute aufkommen? Es war vergebliches Mühen, das Entente-Gold war zu stark! In der Consulta und im Palazzo Braschi aber konnten nunmehr die Affaristen den Ministern stolz an der Hand der Presse nachweisen, was die „öffentliche Meinung" in Italien sei, und darauf dringen, daß nach dieser sich die Politik richten müsse.

Doch wozu viele Worte machen? Waren nicht die Portefeuille-Erzellenzen längst konvertiert? Und wenn sie nicht glatten Worten in stillen Unterredungen unterlegen waren, so half das nie fehlende Wort aus dem Quirinalpalaste!

Was die Königin betrifft, so haben wir ihrer Tätigkeit als Organ ihrer Schwestern und ihres Schwagers Peter Karageorgewitsch bereits oben gedacht. Ihr Gemahl, König Viktor Emanuel III., aber ist ebenfalls falsch beurteilt

worden. Er ist nicht wortbrüchig geworden, als er aus einem Dreibundfürsten ein Ententejünger wurde, sondern er warf damals nur seine seit Iahren getragene Maske ab und zeigte sich so, wie er immer schon innerlich gefühlt hatte! Es ist eine für uns bittere Erkenntnis, aber eine absolute Wahrheit, daß die Zusammenkünfte in Venedig, die Depeschen bei Kriegsbeginn, die Besuche in Berlin und Potsdam für den Savoyenkönig nur eine notgedrungen« Verstellung gegen seine Herzensüberzeugung waren, während seine Besuche in Paris, Petersburg und London dem wahren Zug seines Fühlens entsprangen.

Das alles hat das Grünbuch nicht erzählt, aber es diene als ein interessanter Kommentar zu demselben. Denn nur unter Berücksichtigung der oben geschilderten Machenschaften der Affaristen und ihrer Ministerfreunde, der Hof, kamarilla und der beeinflußbaren Presse ist das zustande gekommen, was das Grünbuch zu entschuldigen und zu beschönigen sucht: Der Treubruch Italiens!

Dr. W. Stein:

Die Stellungnahme der mittelamerikanischen Presse zum Weltkrieg.

In diesem Kriege gibt es nur zwei Parteien. Auf der einen Seite befinden sich die Deutschen und alles, was deutsch fühlt und denkt. Diesen 120 Millionen Deutschen und Österreichern, zu denen noch etwa 300 Millionen Muhammedaner kommen, stehen, ihre farbigen, gelben, braunen und schwarzen Anhängsel eingeschlossen, rund 750 Millionen Feinde gegenüber. Mehr oder weniger interessiert schauen die Neutralen der ganzen Welt diesem riesigen Ringen zu, denn auch sie fühlen seine gewaltige Wucht und spüren am eigenen Leibe die Schäden, die die Weltwirtschaft erleidet. Da es sich nicht nur darum handelt, die Deutschen auf den Schlachtfeldern zu schlagen, und den preußischen Militarismus und damit den deutschen Barbarismus von der Welt zu vertilgen, als vielmehr darum, einen strebsamen und tüchtigen und deshalb lästigen Konkurrenten auf dem Weltmarkte los zu werden, so ist unseren Feinden jedes, auch das verwerflichste Mittel recht, das geeignet erscheint, die Deutschen in den Augen der Neutralen herabzusetzen. Und die ausländische Presse stößt wohlgemut in das Horn unserer Feinde. Es konnte ihr zu Beginn des Krieges zu einer gewissen Entschuldigung angerechnet werden, daß der Weltnachrichtendienst infolge einer kaum zu verzeihenden Unterlassungssünde unserer Regierung von den im Dienste unserer Feinde stehenden Telegraphenagenturen Reuter, Havas und an-

derer beherrscht wurde. Ein gewichtiges Wort aber spricht bei der in der ganzen Welt einsetzenden Hetze gegen Deutschland Neid, Mißgunst und Bosheit mit. Der Deutsche ist in der Welt unbeliebt. Zwar nimmt man deutsche Waren und deutsches Geld überall gern, und man schätzt den Vermerk „m»äe in Nerman?", weil er eine ausgezeichnete Qualität der Erzeugnisse gewährleistet, aber man neidet dem Germanen seine wirtschaftlichen Erfolge und ist deshalb bestrebt, die öffentliche Meinung gegen alles, was deutsch ist, systematisch aufzureizen. Man muß es unseren Feinden lassen, sie verstehen ihr Geschäft und bedienen sich der achten Großmacht mit wirklichem Geschick. Gegenüber den haarsträubenden Lügenmeldungen der Havas und Reuter erscheinen die berüchtigten Bulletins Napoleons I. wie schwächliche Beschönigungen und Entstellungen. Manches mag auch der rollende Rubel und der nie versagende englische Sovereign zu Wege gebracht haben. Es ist aber sicher nur bedingt richtig, behaupten zu wollen, daß die Presse eines Landes in ihrer Gesamtheit einen getreulichen Spiegel der öffentlichen Meinung darstelle. Wer will es unternehmen, die Wechselwirkungen zwischen Presse und öffentlicher Meinung kritisch zu untersuchen und zu erfassen? Weit eher wird man behaupten dürfen, daß die Presse die Richtlinien der inneren und äußeren Politik eines Landes wiedergibt und in diesem Sinne die öffentliche Meinung zu beeinflussen sucht. In den mittelamerikanischen Republiken jedenfalls muß man das letztere annehmen, will man überhaupt hinter den Veröffentlichungen der überwiegenden Mehrzahl der dort erscheinenden Blätter einen Sinn oder Zweck vermuten. Diese Behauptung trifft sehr einfach aus dem Grunde zu, weil es eine unabhängige Presse drüben gar nicht gibt. Sie kann daher auch niemals als Barometer der öffentlichen Meinung angesprochen werden. Die Zeitungen Zentralamerikas stehen durchweg im Dienste der jeweiligen oft wechselnden Regierungen. Sogenannte unabhängige oder Oppositionsblätter werden als unerlaubtes Produkt in diesen Ländern nicht geduldet. Selbst die Presse Costa Rieas untersteht seit dem neuen Regiment Gonzalez der Zensur. Somit haben die Auslassungen aller dieser Blätter nur einen bedingten Wert; sie erfüllen aber ihren Zweck, indem sie die öffentliche Meinung zu unseren Ungunsten beeinflussen.

Eine bescheidene Blütenlese mag ein ungefähres Bild davon geben, was in der Presse der fünf mittelamerikanischen Republiken an Gehässigkeiten und Gemeinheiten geleistet wird. In Costa Riea ist es die sich als führendes Organ aufspielende „La Informacion", die moralisch auf dem tiefsten Niveau steht. Das Blatt zeichnet sich durch die größten Unflätigkeiten gegen die Person der beiden verbündeten Kaiser und der sonstigen führenden Männer aus. Nebenbei bemerkt lebt die Zeitung außer von den „Pressegeldern" von dem Reptilienfonds der Costa Rieanlschen Regierung. Die geistige Stufe, auf der das Blatt steht, erhellt daraus, daß es die volle, dick umränderte Hälfte der ersten Seite der Nummer vom 9. Oktober 1914 ihres Hauptblattes den Prophezeiungen der Madame de

Thtzbes, der weltberühmten Wahrsagerin, über den europäischen Krieg einräumt, die diese im März 1913 gemacht und darin den Untergang des Deutschen Reichs ausgesprochen hat. Alles, was die treffliche Sibylle früher prophezeit, sei «in-getroffen, fügt das Blatt ernsthaft hinzu, und deshalb sei auch diese Voraus-sage glaubwürdig. Dieses nette Zeugnis, welches das Blatt damit der Urteils-kraft seiner Leser ausstellt, findet seine Bekräftigung in einem Aufsatze „Das Ende des Deutschen Reichs" in der Nummer vom 5. November 1914. Hier wird an erster Stelle, auffallend umrahmt, in überaus gehässiger Welse das Märchen von der angeblich an Kaiser Wilhelm I. ergangenen Weissagung des Zahlenspiels 1849—1871—1883—1913 wiedergegeben: „Mit Schimpf und Schande wird unter den Schlägen der erbitterten Nationen das Reich des ersten Kaisers infolge der Barbareien seiner Nachkommen zugrunde gehen." In der gleichen Nummer desselben Blattes finden sich haarsträubende Lügenmeldungen über deutsche Grausamkeiten und über Gemeinheiten deutscher Soldaten unter der Überschrift „Tagebuch eines deutschen Offiziers" (Regiment und Armeekorps wird sogar angegeben). Unter dem 3. November wird fettgedruckt berichtet, die deutschen Soldaten müßten von ihren Vorgesetzten mit Peitschenhieben vorge-trieben werden, zahlreiche Fälle von Selbstmord und Meutereien kämen im deutschen Heere vor, und die Überläufer seien weder zu zählen, noch zu halten. Überaus häßlich wirkt auch eine Abhandlung über den deutschen Kaiser und seine Bemühungen, ein gutes Einvernehmen mit Frankreich herzustellen. Das Blatt gibt als Quelle die Zeitung „La Prensa", Buenos Aires, an. Mit hämischem Behagen wird das Verhalten des Kaisers in den Staub gezogen und als würde-los und vergeblich hingestellt.

Meldungen über ungeheure Verluste der Deutschen kehren in jeder Nummer wieder. Unerhört mutet der Leitartikel in der Nummer vom 1. November 1914 an. Es wird darin die Schlacht bei Armentitzres geschildert und ausgeführt, v. Kluck wurde zurückgeworfen. Der Feind (gemeint sind selbstverständlich die Deutschen!!) hatte enorme Verluste. Ganze Divisionen schmolzen auf Bataillone zusammen und die Bataillone auf Kompagnien. Die Verluste an Offizieren sind so groß, daß sie die Moral und die Schlagfertigkeit des Heeres in Frage stellen. Eine ununterbrochene Karawane von Verwundeten kommt alle Tage an. Viele Batterien sind außer Gefecht gesetzt; es scheint an Munition zu fehlen. Unter den Gefangenen befinden sich viele Sachsen, welche ihre Zufriedenheit be-kunden, das Leben gerettet zu haben. Von den Verlusten der Gegner dagegen weiß das Blatt niemals ein Wort zu melden. Natürlich bieten diese Lügen-nachrichten nichts Neues und sind ebenso, wie die in die Welt posaunten Mel-dungen von russischen Siegen, von vernichtenden Niederlagen Hindenburgs, von einer Spaltung zwischen den Deutschen und Österreichern, auf Rechnung des Reuterbüros, der Agentur Havas und des „Messagero" in Rom zu setzen. Alle diese Lügenmeldungen kommen aber, und das ist der springende Punkt, mit fett

gedruckten Überschriften an erster Stelle zum Abdruck. Die gehässigen, novellen, artigen Berichte Greys werden mit dem Titel „wichtige Notizen" an bevorzugter Stelle veröffentlicht, während die Depeschen der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft, wenn sie überhaupt Aufnahme finden, sich mit Kleindruck an versteckter Stelle in dem für Annoneen bestimmten Teil begnügen müssen. Wenn aber ein deutscher Sieg gar nicht totzuschweigen ist, erscheint die Meldung darüber in einer Fassung, die den Sieg gewissermaßen in eine Niederlage kehrt. Man höre die Meldung über den Seesieg bei Coronel: „Drei deutsche Kreuzer versenkten zwei britische. Die Deutschen fliehen eiligst aus Belgien." Diese Zusammenstellung spricht Bände!

Wie „La Informacion", so verhalten sich auch die Tagesblätter „La Prensa Libre" in San Ioss de Costa Rica, ferner das offiziöse Blatt „El Nuevo Tiempo" in Tegucigalpa, das obskure Blättchen „El Centroamericano de San Pedro Sula", „Pro Patria de La Ceiba" (Honduras) und andere. Sie veröffentlichen zweibundfeindliche Artikel und Feuilletons mit den dicksten Unwahrheiten und Schandnachrichten, meist aus dem Französischen übersetzt, auf der ersten Seite. Auch hiervon einige Pröbchen. Geradezu niederträchtig erscheint folgende Unterstellung in der Zeitung „El Nuevo Tiempo" vom 16. 11. 14. in einem Artikel: Ein großer Engländer ist gestorben, Lord Chamberlain. Nach einer widerlichen Lobhudelei heißt es da: „Chamberlain ist wenige Tage nach dem Tode des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand gestorben, und der alte Kaiser Franz Iosef wird dem Engländer sehr bald nachfolgen. Fürst Bülow und der Kronprinz haben dann Grund, sich glücklich zu fühlen, wie der große deutsche Schriftsteller Marimilian Harden sagen würde." In der gleichen Nummer desselben Blattes findet sich die Mitteilung, 170 Seeoffiziere in Kiel hätten sich geweigert, zu kämpfen, und der Kaiser sei dorthin geeilt, um mit ihnen zu verhandeln. Den Gipfel der Gemeinheit erklimmt das Blatt durch folgende Meldung vom 31.10.14.: „Die englische Presse fordert einstimmig die Admiralität auf, die Nordsee zu schließen, um die Deutschen zu verhindern, Minenschiffe als Neutrale verkleidet zu entsenden. Die Deutschen haben mit Konsequenz die neutrale Flagge gemißbraucht." Wenn solche Meldungen nicht gar zu haarsträubend wären und dem Charakter sowohl der Urheber, als der Verbreiter ein geradezu trauriges Zeugnis ausstellten, so daß wir Deutsche uns schämen müssen, sie als zivilisierte Völker anerkannt zu haben, man müßte darüber lachen. Übrigens geben die Blätter auch hierzu gelegentlich Veranlassung. Da ist besonders die Legende von der Erfindung des neuen Sprengstoffes Turpinit (El Nuevo Tiempo vom 26. 11. 14.). Mit großen Worten wird erzählt, wie der Erfinder die Deutschen düpiert habe. Drei Erfindungen habe er gemacht, eine immer besser als die andere. Das Blatt schreibt: „Und der weise Mann erschloß sein Herz und sprach: Ich verkaufte an Deutschland für eine fabelhafte Summe das erste Pulver, an England das zweite, das besser war; aber jetzt, wo

sie an meine Erfindungen glauben, (kurz vorher wird erzählt, daß seine geliebten Franzosen ihn als wahnsinnig ins Irrenhaus stecken wollten), schenkte ich die dritte Formel, welche besser ist, als alle, der Regierung meines geliebten französischen Vaterlandes." Die dummen Deutschen haben also für eine völlig wertlose und längst überholte Erfindung eine fabelhafte Summe hinausgeworfen. „El Nuevo Tiempo" ist es auch, der ganz besonderes Aufhebens von der angeblich in Deutschland herrschenden Hungersnot macht: „Welchen Mangel Deutschland jetzt schon leidet, (die Nachricht stammt vom 22.10.14.), kann man aus den verringerten Rationen ersehen, welche es seinen Soldaten in Belgien gibt. Sie erhalten täglich nur eine kleine Wurst und einige wenige Löffel von Schoten." — Deutschland schickt auch, wie das Blatt zu melden weiß, 2000 Einwohner von Metz über die Grenze nach Frankreich, weil es sie nicht mehr ernähren kann. Unterm 28. 11. 14. berichtet das Blatt, daß General v. Emmich in Lüttich Selbstmord verübte, und daß Prinz Adalbert, der Sohn des Kaisers, in Brüssel infolge erhaltener Verletzungen gestorben sei. Die Sektion habe ergeben, daß die Kugeln aus einem deutschen Gewehr stammten!!! Von dem Geiste des Blattes zeugen auch die Überschriften einzelner Aufsätze „Eine Falle, in die die Russen nicht gingen", „Völlige vernichtende Niederlage der Österreicher und Deutschen in Polen" u. a. Natürlich werden in dieser Zeitung die vom englischen Konsulat herausgegebenen Kriegsberichte vollständig und an auffallender Stelle veröffentlicht. Sie sind von Grey unterzeichnet und signiert von dem englischen Konsul drüben mit dem guten deutschen Namen Ioseph Walter. Erwähnt sei noch folgendes: Das Blatt „Diario Ofieial", Salvador, enthält sich im allgemeinen einer parteilichen Stellungnahme. Es findet sich in seiner Nummer vom 8. 8. 14. folgendes Telegramm: „Shanghai, d. 7. — Offiziell teilt der japanische Konsul mit, daß Iapan damit begonnen hat, 10 000 Mann zu entsenden, um die deutsche Flottenstation in Tsingtau anzugreifen; weitere 10 000 Mann werden die Engländer in ihren Quartieren von Tientsin und Peking ablösen." Die Nachricht ist nicht uninteressant, und jeder Kommentar dazu erscheint überflüssig, wenn man sich in das Gedächtnis zurückruft, daß das unverschämte Ultimatum der Iapaner an das Deutsche Reich erst aus der zweiten Hälfte des August datiert ist.

Wenn man diese Preßstimmen liest, muß man sich entsetzt fragen, ob dies denn nun wirklich die öffentliche Meinung in den mittelamerikanischen Republiken darstellt. Nie ist es möglich, daß dieses alles wirklich geglaubt wird? Wer ist denn diese vielverschriene öffentliche Meinung, dieses aller Orten gefürchtete wesenlose Gespenst? Welche Maßregeln ergreifen die Deutschen, um sich dagegen zu wehren und der Wahrheit zu ihrem Recht zu verhelfen?

In den Republiken des amerikanischen Isthmus, in diesen Ländern der Staatsumwälzungen und fortwährenden Unruhen gibt es nichts Einheitliches, am allerwenigsten eine einheitliche öffentliche Meinung. Sicher ist das eine, das

Militärelement ist mit Ausnahme der französische Uniform tragenden costarieen-
sischen Offiziere ganz und gar deutsch gesinnt. Die Soldaten von Honduras,
Guatemala, Salvador und Niearagua, vom General bis zum gemeinen Mann
herab, machen daraus nicht den geringsten Hehl. Sie beugen sich bewundernd
und ehrfürchtig vor der wunderbaren Organisation des deutschen Heerwesens,
die auf allen Gebieten, Verkehr, Bewaffnung, Führung, Technik und welche Be-
tätiguncozweige sonst in Frage kommen, so Hervorragendes leistet. Iede neue
deutsche Siegesnachricht wird mit Begeisterung empfangen, und Kaiser und
Hindenburg sind so populär wie bei uns. Zwar aus der Tagespresse sind die
deutschen Erfolge nicht zu ersehen. Daß sie aber in der Öffentlichkeit bekannt
werden, dafür sorgen mit bewundernswertem Eifer die wenigen Deutschen
drüben. So gibt z. B. die kleine deutsche Kolonie in Honduras seit Kriegsbeginn
unter dem Titel „La Guerra Europea' ein Flugblatt in hoher — 4000 — Auf-
lage heraus, in welchem der Verlauf des Krieges, die deutschen Siege und Er-
folge der Öffentlichkeit — selbstverständlich in der spanischen Landessprache —
unterbreitet werden. Denn die deutschen Presseerzeugnisse haben zurzeit wie
selbstverständlich nur geringen Wert.

In Guatemala erscheint seit Kriegsausbruch ebenfalls in spanischer Sprache
die von Dr. H. Schnitzler herausgegebene Zeitung „El Eco Aleman", die sich
gleichfalls die Verbreitung der Wahrheit zur Aufgabe gestellt hat. An der Her-
ausgabe der „La Guerra Europea" beteiligt sich der deutsche Buchhändler Alfons,
Drerler, Tegueigalpa, unter Mitwirkung des Herausgebers der bekannten und
viel gelesenen „Revista Economica", Herrn Baron v. Franzenstein, Tegucigalpa.
Das letztgenannte Blatt verdient eine besondere Erwähnung. Die beiden erstge-
nannten Zeitungen tragen das Parteimerkmal deutlich auf der Stirn, sie sind
zur Verbreitung der — deutschfreundlichen — Wahrheit ertra ins Leben gerufen.
Mit dem Gedanken an diese Tendenz geht jeder Leser an ihre Lektüre. Der
Wert dieser Blätter wird dadurch naturgemäß beeinträchtigt. Die „Revista Eco-
nomiea" aber erscheint seit fünf Iahren, ist ein« hoch angesehene, von den Re-
gierungen Zentralamerikas wegen ihres wertvollen wissenschaftlichen Inhalts
geförderte Monatsschrift, die gerade in Regierungskreisen viel gelesen wird. Ein-
zelne Regierungen sind mit mehreren hundert Eremplaren für ihre Beamten darauf
abonniert. Das Blatt tritt seit Erscheinen in vier Sprachen für die deutschen
Interessen sehr energisch ein, und die Deutschen sind dem Herausgeber wahrlich
Dank schuldig. Auch an ihn sind natürlich von englischer Seite Aufforderungen
ergangen, deutschfeindliche Aufsätze zu bringen. Man wollte sogar dafür bezahlen.
Selbstverständlich hat der Herausgeber dies kategorisch abgelehnt. Dieser ver-
bürgte Versuch läßt aber erkennen, auf welche Weise die mittelamerikanische
Presse gewonnen worden ist und täglich und stündlich neu gewonnen wird.

Die Männer, die in langen, entbehrungsreichen Iahren Kulturarbeit für
das Deutschtum leisten, verdienen, daß ihnen der Dank, den sie verdienen, vor

allem dadurch erstattet wird, daß die Deutschen diese Blätter im wohlverstande-
nen eigenen Interesse unterstützen. Das ist nicht minder wichtig, als der so
nötige deutsche Kabeldienst. Eine Erwähnung verdient auch noch der stellver-
tretende deutsche Konsul in Honduras, Herr Ernst Petersen. Er hat sich in hoch
anerkennenswerter Weise der deutschen Interessen angenommen. Seiner Initia-
tive ist es zu verdanken, daß die kleine deutsche Kolonie den hohen Betrag von
15 000 Mark für das deutsche Rote Kreuz aufzubringen vermochte. Er darf als
ein Pfeiler des Deutschtums drüben angesprochen werden, der überdies durch
seine kürzlich« Heirat mit einer Dame aus Salvador in nahe verwandtschaftlich«
Beziehungen zu dem Präsidenten Carlos Melendez in Salvador getreten ist.
Es ist wohl notwendig, den Verdiensten einzelner drüben an erponierter
Stelle stehender Personen die gebührend« Würdigung zuteil werden zu lassen.
Leider gibt es wenige solcher Männer. Es ist sogar jetzt vorgekommen, daß die
Inhaber einer großen deutschen Firma in San Ios6 de Costa Riea die Redakteure
der „La Information", dieses Schandblattes, das an Zynismus und Gemeinheit
den „Matin" noch übertrifft, zu ihren Familienfesten einluden. Leider muß auch
festgestellt werden, daß sich in denselben Blättern, die auf der ersten Seite die
größten Schandnachrichten veröffentlichen, im Anzeigenteil die Inserate deutscher
Firmen finden, angesehener Bremer und Hamburger Häuser, die hier nicht ge-
nannt sein sollen. In Costa Riea hat in sehr vernünftiger Weise die deutsch-
österreichische Kolonie das Blatt in Acht und Bann erklärt. Dasselbe sollte man
auch mit allen übrigen Blättern tun. Den deutschen Firmen hier wie drüben
ist dringend zu empfehlen, in gleicher Weise vorzugehen und den Blättern, die
deutschfeindliche Aufsätze veröffentlichen, solange keineInseratenaufträge zu erteilen,
als diese sich nicht einer Parteinahme gegen Deutschland enthalten. Die mittel-
amerikanischen Tagesblätter sind in hohem Maße auf die Inserate der In- und
Auslandsdeutschen angewiesen; hier ist die Stelle, wo sie sterblich sind. Wenig
erfreulich ist es, daß in deutsch«n Läden Zentralamerikas nach wie vor Waren
englischer Herkunft feilgehalten werden. Hier könnten die Deutschen von den
Chinesen lernen. Seit Ausbruch des chinesisch-japanischen Konflikts boykottieren
die in Mittelamerika lebenden Söhne des Reichs der Mitte die japanischen
Waren. Sie kamen uberein, keinen Faden japanischer Provenienz zu kaufen.
Das Militärelement ist, wie gesagt, durchweg deutschfreundlich gesinnt.
Einer halbwegs annehmbaren Neutralität befleißigen sich auch einige führende
Männer. So stellte der französische Klub in Tegucigalpa an die Regierung das
Ansinnen, das Erscheinen der „Guerra Europea" aus Gründen der Neutralität
und der WohlanstZndigkeit (!) zu verbieten. Die Regierung erteilte jedoch den
salomonischen Bescheid, daß sie ein solches Verbot nur dann an der Zeit finden
würde, wenn auch die von den Franzosen beeinflußten Landesblätter aufhörten,
im einseitig deutschfeindlichen Sinne zu schreiben. Auch der Präsident Guate-
malas, Lie. Manuel Estrada Cabrera ist im ganzen deutschfreundlich gesinnt. Er

verbot sogar die Vorführung deutschfeindlicher Films, die sich z. B. in Costa Riea besonderer Beliebtheit erfreuen. Dennoch aber kann selbst das Publikum, das diese Vorführungen mit Wohlgefallen über sich ergehen läßt, trotz der zur Schau getragenen französischen Sympathien seine Bewunderung für die militärische und wirtschaftliche Kraft des Deutschen Reichs nicht unterdrücken.
Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie die teilweise von den einzelnen Staaten subventionierte Regierungspresse, die anerkannterweise von Reptilienfonds und Pressegeldern lebt und durch und durch verrottet und käuflich ist, über Deutsch, land herfällt. Man hat die großartigen Leistungen der Deutschen in Zentralamerika, so scheint es, ganz und gar vergessen, man hat vergessen oder will es nicht mehr wissen, was die fünf Republiken den Deutschen auf landwirtschaftlichem, kommerziellem und wissenschaftlichem Gebiete verdanken. Einige Zahlen sind hier am Platze. Der Gesamthandel Mittelamerikas bezifferte sich 1910 auf rund 225 Millionen Mark, er stieg 1911 auf 255 Millionen, um 1912 auf rund 292 Millionen anzuwachsen. Angesichts der Tatsache, daß sich vor noch nicht langer Frist die deutsche Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten von Amerika auf 300 bis 400 Millionen Mark belief und erst allmählich auf fast das Doppelte gestiegen ist, verdienen die genannten Ziffern und noch mehr ihre steigende Tendenz besondere Beachtung. Zwar ist Deutschland an dem Gesamthandel nur mit 20 Prozent beteiligt — die nordamerikanische Union steht mit 45 Prozent an erster Stelle —, während aber Einfuhr und Ausfuhr der Vereinigten Staaten nach Mittelamerika balaneiert, kaufen die Deutschen für mindestens den doppelten Betrag Produkte aus Zentralamerika, als sie dorthin ausführen, das Deutsche Reich führt, wie die amtlichen Statistiken der fünf Republiken ergeben, alljährlich etwa 22 Millionen Mark an barem Gelde an die Staaten des amerikanischen Isthmus ab. Da aber Zentralamerikas Gesamtausfuhr die Einfuhr nur etwa um 28 Millionen Mark übertrifft, so besteht also fast V» der Gesamteinnahmen der fünf Republiken aus ihrem Handel aus deutschem Gelde! Aus diesem Grunde sind neben den militärischen Kreisen auch die Handelskreise, die Importeure, durchaus deutschfreundlich. Sie wissen, was sie an den Deutschen haben. Es sei daran erinnert, daß die bedeutenden Kaffee- und Bananenplantagen Guatemalas fast durchweg in deutschen Händen sind. Deutschland ist infolgedessen dort mit 39 Prozent an der Einfuhr beteiligt. Deshalb lassen sich diese Kreise, die man unter dem Begriff einer still opponierenden Landespartei zusammenfassen kann, auch nicht durch die Lokalpresse beeinflussen. Die Leiter dieser, unter der Kontrolle der Regierung stehenden und von deren Geldern gespeisten Presse, die zudem wenig gelesen wird, sind zumeist Günstlinge der jeweiligen Machthaber. Manche von ihnen kennen flüchtig Paris, oder haben mindestens einige Romane Zolas, Ohnets oder Richpins gelesen. Sie spielen sich als die Intellektuellen auf und setzen immer und immer wieder ihren Lesern die alte Legende eines Paris als „I», vill« luiuiör«" als neu vor. Daher die französischen Sympathien.

Selbst tief dunkelfarbige, an die Farbe des Ebenholzes streifende Teints gebärden und fühlen sich als Lateinamerikaner. Sie lehren ihre Kinder „viv« I», I'rauee" schreien und auf der Straße die Marseillaise pfeifen. Indessen ist die Schicht des Knlturlacks nur dünn. Fragt man diese „Lateiner", wo denn Paris eigentlich liegt, an welchem Flusse, oder unter welchem Breitengrade, so ist die Wissenschaft dieser Intellektuellen zu Ende.

Die Sympathien, die drüben mit den Franzosen zum Ausdruck kommen, werden mit der Rassenverwandtschaft begründet, die in Wahrheit keineswegs vorhanden ist. Der Wahn einer Blutsverwandtschaft mit Frankreich wird besonders von der Presse Costa Ricas, die fast ganz unter französischem Einfluß steht, — daß die Armee nach französischem Muster organisiert und uniformiert ist, wurde bereits erwähnt — genährt. In Wahrheit haben die Mittelamerikaner als spanische Abkömmlinge mit den Franzosen nichts, aber auch gar nichts gemein. Aus einem dunklen und unverstandenen Gefühl heraus erblicken die auf ihre sogenannte Freiheit so stolzen Republikaner Mittelamerikas in den Franzosen die Vertreter von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Die Wissenden denken anders. Ein ziemlich bekannter costarieanischer Schriftsteller, Mariano Tovar, schrieb unlängst darüber in der in Laredo (Teras) erscheinenden angesehenen Zeitung „El Progreso":

„Wir gehen wohl nicht irre in der Behauptung, daß jeder von uns die französische Revanche erträumte und erwünschte. Nur auf die Frage nach dem Grunde würde uns die Antwort schwer fallen. Keiner von uns könnte mit gesundem Verstande einem Deutschen gegenübertreten und ein Verhör darüber bestehen, in welchem er den Nachweis führen könnte, daß die französische Revanche für das Wohl der Welt eine Notwendigkeit internationalen Charakters sei . . . Es war ein einfacher Wunsch, die Vernunft spielt dabei keine Rolle. Verwandtschaft der Rasse? Bisher wußten wir noch nicht, woher uns die Verwandtschaft mit den Galliern kommen soll; uns eroberten die Spanier — der Auswurf der Spamer, Leute der Galeeren —. Von ihnen stammen wir ab; wilde Indianer, Rebellen waren unsere Vorfahren, und der Spanier kann Araber sein, aber niemals Gallier. Seit dem Iahre 1870 ist Deutschland an die Spitze der Nationen getreten, trotz der großen Prahlereien Frankreichs, ungeachtet seiner dauernden Vorbereitungen zum Kriege, und entgegen seiner Behauptung, die größte Nation der Erde zu sein. Deutschland arbeitete im stillen. 44 Iahre waren ihm genügend, um in jeder Beziehung die Spitze einzunehmen und sich an die erste Stelle der europäischen Zivilisation zu stellen. Die Laien, die dem Werdegang nicht zu folgen vermögen, die nichts davon verstehen, raten hin und her und studieren die Abhandlung von Gustave Le Bon über die Physiologie des Sozialismus Deutschlands; zwar wissen sie, daß Le Bon ein Franzose ist, aber gerade deshalb begreifen sie, daß Deutschland Frankreich überholt hat, sowohl in wissenschaftlicher als in industrieller Hinsicht. Was sage ich? Frankreich überholt hat? Deutsch-

land überholte die Welt! Rassenverwandtschaft? Wir wiederholen, daß wir sie
nicht verstehen. Als der spanisch-amerikanische Krieg ausbrach, als es sich
um die Befreiung Cubas handelte, dessen Freiheit vergewaltigt werden sollte,
stellten wir uns auf die Seite Spaniens; das war erklärlich, wir waren seine
Kinder, und trotz der Bitterkeit der Eroberung schmerzte es uns, daß es beleidigt
wurde. Wenn heute in dem Kampf zwischen Frankreich und Deutschland jemand
Beweggründe vorzubringen unternehmen wollte, um die Wage der Kritik auf
die eine oder die andere Seite zu neigen, würden wir es nicht verteidigen können,
unser Gefühl und unsere Sympathien an Frankreich zu verschwenden
Frankreich erinnert uns an das Blut und die Tränen Merikos. Wir verdanken
Deutschland in bezug auf unsere Freiheit nichts, aber ebenso wenig sind wir
darin in Frankreichs Schuld. Knechtischer Sinn und urteilslose Kritik lehrte
uns von Kindheit an, den Namen Frankreichs mit unverständlicher Verehrung
auszusprechen, und man impfte uns die Idee ein, Frankreich sei die Wiege der
Freiheit und die Verkünderin der Menschenrechte. Rechtfertigt sich jetzt der
Wunsch in diesen Ländern, daß Frankreich in einer Reihe von Siegen die blutigen
Spuren von 1870 verwische? Gewinnt die Welt etwas mit der Zerschmetterung
Deutschlands? Wenn es nicht der beschränkte Raum dieses Artikels verböte,
würden wir mit Zahlen beweisen, daß vom industriellen Standpunkte aus der
Welt mit der Niederwerfung Deutschlands ein wirkliches Unglück widerfahren
würde."

Solche Artikel nimmt natürlich die einheimische Presse nicht auf.

In welchem Maße und durch welche Mittel die deutschfeindlichen und fran,
zosenfreundlichen Strömungen in der Bevölkerung geschürt werden, erhellt aus
den schon wiedergegebenen Veröffentlichungen, in denen die Deutschen systematisch
herabgesetzt, als geschlagen, demoralisiert und verkommen geschildert werden. Auf
der andern Seite werden natürlich die Franzosen in den Himmel gehoben. Da
wird Ioffre als der große Schweiger hingestellt, den der mit Lob so sparsame
Lord Kitchener so genannt habe. Das „dankbare" Costa Rica werde den helden,
mütigen Franzosen nach errungenem Siege ein Denkmal setzen („La Informacion"
vom 24. 2. 15.), nicht in Gestalt eines redeschwingenden Advokaten im Gehrock,
sondern eines vorwärtsstürmenden Soldaten, Ioffres. Darüber hinaus gewährt
in das Getriebe dieses Lügenfeldzuges folgende Aufstellung der zehn Forderungen
Deutschlands an Frankreich einen tiefen Einblick, die angeblich der deutsche
Gesandte in Washington, Graf Bernstorff, der Regierung der Vereinigten Staaten
an den Fingern hergezählt haben soll. Der siegreiche Deutsche Kaiser würde von
Frankreich verlangen:

1. Alle französischen Kolonien, einschließlich Marokko, Algier und Tunis
werden deutsch.
2. Alles Gebiet von St. Valsrien bis Lyon, das ist mehr als ein Viertel

Frankreichs mit über 15 Millionen Einwohnern, wird an Deutschland abgetreten.
3. Frankreich zahlt zehn Milliarden Franken Kriegsentschädigung.
4. Es wird mit Frankreich ein Handelsvertrag geschlossen, der die zollfreie Einfuhr aller deutschen Waren nach Frankreich vorsieht, ohne die Gegenseitigkeit zu verbürgen.
5. Frankreich darf 25 Iahre lang kein Militär ausheben.
6. Alle Festungen Frankreichs werden geschleift.
7. Frankreich liefert drei Millionen Gewehre, 3000 Kanonen und 40 000 Pferde aus.
8. Deutscher Patent- und Erfinderschutz in Frankreich für 25 Iahre ohne Gegenseitigkeit.
9. Frankreich tritt von seinen Verträgen mit Rußland und England zurück.
10. Frankreich schließt für 25 Iahre mit Deutschland ein Bündnis.

Der Zweck derartiger Veröffentlichungen ist natürlich durchsichtig; es soll damit Haß und Wut gegen die unersättlichen deutschen Barbaren, Mitleid und Sympathie mit den armen Franzosen erweckt werden. Das Blatt „La Informaeion" bemerkt zu diesen „Forderungen" in seiner Nummer vom 13. 11. 14. in gehässiger Weise: „Aber zwischen Lippe und Bechersrand ist immer ein weiter Weg, und wir haben ein Sprichwort: Auch umgekehrt wird ein Schuh daraus."

Ab und zu kommt aber auch in der mittelamerikanischen Presse die Wahrheit und die Erkenntnis von dem Werte der Deutschen spontan zum Durchbruch. Ich konnte allerdings nur in einer einzigen Zeitung der fünf Republiken, nämlich in der Zeitung „El Diario del Salvador" einen Aufsatz finden, der seit Beginn des Krieges den Deutschen volle Würdigung zuteil werden läßt. Das genannte Blatt zählt zu den besten und gelesensten der zwölf periodischen Zeitungen der Stadt Salvador und tut sich im übrigen durchaus nicht durch besonders deutschfreundliche Stimmung hervor. Um so bemerkenswerter ist es, daß die nachstehenden Ausführungen des angesehenen Mittelamerikaners Ioss Maria Salaverria über „die bewunderungswürdigen Charaktereigenschaften der Deutschen im Auslande" Aufnahme gefunden haben. Die Ausführungen lauten in wörtlicher Übersetzung:

„Eine Unterhaltung mit einem Deutschen setzt uns in Erstaunen. Wenn er überhaupt spricht, verraten seine Worte eine unvergleichliche Gemütsverfassung. Von Niedergeschlagenheit keine Spur. Im Gegenteil läßt er völliges Vertrauen und absolute Zuversicht auf den Sieg erkennen. Sein Glaube ist, um einen deutschen Ausdruck zu gebrauchen, diszipliniert, ist methodisch, systematisch. Die deutsche Gründlichkeit hat einen Patriotismus herangebildet, der in allen Wider, wärtigkeiten die Probe besteht.

Alle Nationen stehen gegen eine. Die Antipathie der Welt ist gegen sie.
Rußlands Riesenmasse ist ihr in die Flank« gefallen; drei Nationen sind ihre
Gegner im Westen; ein furchterregendes Geschwader schließt ihre Hafen; ihr
Handel ist bedroht; die Straßen des Meeres sind gesperrt; Iapan ist gegen sie
auf den Plan getreten, und das Schreckgespenst des Hungers naht drohend ihren
Grenzen; endlich hat diese Nation noch mit englischer Zähigkeit zu kämpfen,
die voll ist von bewußtem Haß und sich auf unerschöpfliche Machtmittel stützt.
Von Augenblickstriumphen abgesehen, müßte dieses Schauspiel Schrecken in die
stärkste Seele tragen können. Ein neutraler und außenstehender Verstand, wie
der unsrige, würde trübe Gedanken und Pessimismus nicht zu bannen vermögen.
Sprechen wir aber mit einem Deutschen, so wechselt das Bild augenblicklich.
Man könnte annehmen, daß uns eine vereinzelte Meinung entgegenträte; wir
suchen daher einen andern Deutschen auf, und das Ergebnis ist dasselbe. Alle
Deutschen denken und reden wie ein Mund das gleiche. Fast könnte es scheinen,
als ob sie bei ihrer Ausreise in die Fremde einen Katechismus erhalten hätten,
in welchem alle ihrem deutschen Vaterland drohenden Gefahren vorgesehen
sind. Es ist dies ohne Zweifel das Ergebnis einer sehr hohen, bewunderungs-
werten nationalen Zivilisation, die ohnegleichen in der Welt steht.
Was bei den Deutschen verwirrt und in Verwunderung versetzt, ist ihr Ver-
trauen in sich selbst. Sie zweifeln nicht, sie schwanken nicht, sie erörtern nicht
einmal die Möglichkeit, besiegt zu werden. Das erscheint ihnen so unmöglich und
so absurd, daß es in ihrem Ideenkreise nicht Platz findet. Aus geistiger Un-
fähigkeit oder aus stumpfer Überhebung? Nein, davon ist nichts zu merken, wenn
sie in der Art eines überzeugten Bauern erklären, der Krieg sei für die Gegner
völlig aussichtslos. Sie halten nämlich ihren endgültigen Sieg für eine Not-
wendigkeit, und ihr Glaube ist unzerstörbar.
Außer mit der Vernunft rechnen sie mit dem Gefühl. Sie fühlen sich in
Wahrheit unbesiegbar. Wenn wir einem Deutschen gegenüber die entgegengesetzte
Ansicht äußern, wenn wir darauf hinweisen, wie schwer der Sieg für sie zu er-
ringen sei, dann lacht der Deutsche, wie wenn er mit uns Mitleid hätte; und
dann bringt er seine Gründe vor, die denen, welche unter den Verbündeten
und mit diesen verwandten Völkern umlaufen, gerade entgegengesetzt sind. Fragt
man z. B. die Deutschen, ob ihre Heere Paris erreichen werden, so antworten sie
mit Enthusiasmus und mit dem Ausdruck felsenfester Überzeugung: Selbstver-
ständlich. Es ist ein Ton, der uns Spaniern wie ein überirdischer Laut erklingt.
.... Alles ist eine Frage der inneren Spannkraft. Es gibt Geschlechter voller
Spannkraft und solche, die schlaff sind und bleiben. Die Spannkraft ist eine
Art Verzückung, welche die Menschen begeistert, welche sie auf einen Ton
stimmt, wie die schwingenden Noten eines Heldenliedes. Unter dem Antriebe
dieser Spannkraft, welche uns in gewissen Augenblicken mystisch und manchmal

rein physiologisch erscheint, ergibt sich ein Volk wie jetzt die Deutschen dem Rausch der Tat. Ein Schriftsteller würde diesen Augenblick dionysisch nennen. Dann ist das volle Vertrauen in die Tat, die Sicherheit des Sieges vorhanden. Die Völker, die von diesem göttlichen Feuer ergriffen werden, stürzen sich bereitwillig in die Wogen des Schicksals, sie nehmen jedes Unglück auf sich, sie trotzen dem Schicksal, sie blicken zur Sonne und stürmen von Ziel zu Ziel. Das Leben erscheint ihnen mitten in der Gefahr herrlich, es ist für sie nur ein einziger erhabener Augenblick, in welchem in Wahrheit alle Furcht vor dem Tode aufgehoben ist. Im allgemeinen aber fehlt es dem Deutschen niemals an menschlichem Gefühl. Es ist dies eine der an Schwärmerei grenzenden Eigenschaften, die ohne jeden Zweifel dazu dient, die notwendigen und folgerichtigen wichtigen Wechselwirkungen hervorzubringen."

Abgesehen von dieser einen, für die Deutschen allerdings sehr schmeichelhaften Preßstimme, habe ich deutschfreundliche Gesinnung in der gesamten mittelameri, kanischen Presse nicht gefunden.

Nun fragt es sich, was denn nun eigentlich mit der maßlosen Deutschenhetze in Mittelamerika erreicht werden soll. Welchen Erfolg erwarten die Männer, die sie betreiben? Es gibt keine Antwort darauf. Das Gebaren ist so sinnlos wie möglich. Nicht nur der größte Teil der Handelswelt Mittel, amerikas hat dies längst eingesehen, nicht nur die Importeure, sondern auch ein großer Teil der eingeborenen Kaufleute und der Kaffeepflanzer. Dem ganzen Vorgehen liegt eben nichts anders als das Bestreben zugrunde, die Deutschen, und zwar zum Schaden für die Länder selbst, aus dem Handel zu verdrängen und mutmaßlich den Nordamerikanern den Weg zu ebnen. Und dennoch wird dies nicht gelingen. Die Franzosen, die nur wenig mit den fünf Republiken Handel treiben — sie stehen erst an vierter Stelle und zwar weit hinter Deutsch, land —, kommen nicht in Betracht. Auch der englische Handel ist nicht so bedeutend, daß er sich unmittelbar an die Stelle Deutschlands schwingen könnte. Vielleicht, und das halte ich für das Wahrscheinliche, will die „neutrale" Union «in wenig im Trüben fischen. Aber die Eingeborenen haben längst erkannt, daß sie dem deutschen Handel und dem deutschen Kapital, dem deutschen Entgegenkommen im Handelsverkehr ihren Reichtum verdanken. Dem Liebeswerben der Jankees, das jetzt mit besonderem Nachdruck unter der Ägide des panamerikanischen Apostels Iohn Barret, des Direktors des panamerikanischen Büros in Washington betrieben wird, stehen sie nicht sowohl recht gleichgültig, als vielmehr ablehnend gegenüber. Merikos Spuren schrecken. Wohl überschwemmen jetzt mehr als sonst Massen von amerikanischen Katalogen und Briefofferten tie Republiken des Isthmus in dem Bestreben, engere Beziehungen zwischen den amerikanischen „Schwester"-Republiken anzubahnen. Aber hinter diesem scheinbaren, von Washington und Newyork aus geschürten Enthusiasmus für den panamerikanischen Gedanken, der, wo er lant wird, als bezahlte Mache angesprochen

werden darf, stehen keine 90 Tage Sichtkredit. Bestellt ein mittelamerikanischer Importeur auf eine der vielen Offerten hin, so heißt es unweigerlich: Zahlung durch Newyorker Kommissionshäuser gegen Übergabe der Dokumente. Der Deutsche aber macht sein Geschäft, indem er in weitschauender, großzügiger Weise den wirtschaftlichen Verhältnissen der fünf Republiken Rechnung trägt. Das ist zweifellos richtig, dennoch aber mag an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, daß die deutschen Kaufleute und Erporteure den mittelamerikanischen Ländern noch viel zu wenig Beachtung schenken. Es handelt sich hier um außerordentlich reiche Gebiete, unerschöpflich an Bodenschätzen und ertragsreich ins Unbe, grenzte. Der deutschen Industrie bietet sich ein zukunftsreiches Absatzgebiet auf Iahre hinaus, dem deutschen Kapital Gelegenheit zu nutzbringender, kulturfördern, der Anlage. Der Importhandel drüben weiß auch genau, was er an Deutschland besitzt. Die Günstlinge, die die auf nicht sehr hoher Stufe stehende Lokalpresse zu redigieren haben, machen keine Geschäfte mit dem Auslande. Sie brauchen sich um die Zahlungsbedingungen, welche die Importeure und die Kaffeepflanzer durchzudrücken sich bemühen müssen, wenn anders sie eristieren wollen, nicht zu kümmern, ihnen genügt der Staatssäckel, der für sie die milchende Kuh abgibt. In ihrem Poetentaumel sind sie so sicher, daß Deutschland in dem gegenwärtigen Kriege unterliegen wird, daß sie sich gar nicht die Frage vorlegen, wie sich Costa Rica, Salvador und Honduras einmal rechtfertigen werden, wenn der heute sicherlich nicht mehr außer dem Bereich der Möglichkeit liegende Fall des Obsiegens Deutschlands im Weltkrieg eintritt. Es wird, so hoffen wir, der Tag nicht mehr fern sein, an welchem die deutsche Regierung von den Leitern jener Staaten Rechenschaft heischen wird für die Haltung dieser Presse, die den deutschen Namen und das deutsche Ansehen unzähligemale beschmutzt und besudelt hat. Das ist die Regiernng nicht nur den deutschen Kulturpionieren in diesen Ländern, sondern auch dem Deutschen Reiche selbst schuldig. Keine durchlöcherte Monroedoktrin, die jetzt von den Iapanern, die selbst von den Chinesen verachtet werden, in den Kot getreten wird, wird uns daran hindern. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind wohl kaum noch ernst zu nehmen. Die Figur Roosevelts aus unsern Witzblättern taucht auf: eine langstelzige Ge, stall mit einem riesengroßen Mund. Ein treffliches Abbild der nordamerikanischen Union!

Direktor Dr. Hugo Schmidt:

Der Geist der russischen Politik.

Die Politik Rußlands ist erst seit fünfzig Iahren ausgesprochen deutsch-
feindlich; die Gründe dafür liegen in der politischen Entwicklung Rußlands.
Aus der Betrachtung der politischen Parteien Rußlands kann man sich ein
klares Bild von dieser Entwicklung machen und die Vorgänge verstehen, die
sich heute in Rußland unter Nachwirkung früherer Ereignisse abspielen.
Wir Deutsche begehen gewöhnlich den Fehler, das politisch« Leben Ruß-
lands ebenso als das politische Leben Deutschlands anzusehen. Nichts ist
falscher als das. Rußland wird heute noch despotisch regiert; von einer regel-
rechten politischen Parteibildung in Rußland kann gar keine Rede sein. Die
politischen Parteien sind obendrein gar nicht volkstümlich, und die große Masse
der Bevölkerung lebt ein Leben fern von jedem politischen Einflusse.

1. Das russische Parlament.

Das sogenannte „Parlament", die Duma, ist nur eine Parodie der euro-
päischen Kammer. Die Wahlen vollziehen sich unter dem Drucke der Regierung,
welche die Wähler und Wahlen lenkt und leitet und ihre Ergebenheit nach
Wunsch formt, indem sie alle Gegner durch Gewalt oder List, durch Gefängnis,
durch das Veto, durch den öffentlichen Druck der Polizei und durch die gebildete
Geistlichkeit stumm macht. Wenn man dazu bedenkt, daß in Rußland das Zwei-
klassenwahlsystem besteht und das Wahlrecht sehr beschränkt ist — es gibt auf
356 713 Einwohner nur einen Wahlmann —, so ist leicht zu verstehen, daß die
Zahl der Sitze, die von dieser oder jener Partei erobert werden, gar nichts be-
sagt. Und wenn die Opposition wirklich einmal in der Duma vertreten ist,
so geschieht das nur auf Kosten großer Anstrengungen und auf Kosten der
fabelhaften Unbeliebtheit der gegenwärtigen Regierung.
Die Opposition der Duma verdankt ihr Bestehen vorzugsweise den in den
Industriegroßstädten erworbenen Stimmen, den Vertretern des bürgerlichen
Liberalismus und dem Industrieproletariat. Im übrigen ist das Volk fast
vollständig der Möglichkeit beraubt, seine Stimme im Parlamente hören zu lassen;
es steht dieser Einrichtung, wie auch der Tätigkeit der Abgeordneten in den drei
ersten russischen Parlamenten ganz gleichgültig gegenüber. Das soll nicht etwa
heißen, das russische Volk sei nicht bereit, sein Ohr gewissen Parteien willig
zu leihen, die, obwohl sie im europäischen Sinne eigentlich nicht politisch sind,
dennoch in doppelter Hinsicht so genannt werden müssen, nämlich erstens des-
halb, weil sie im Strafgesetze so gekennzeichnet sind, und zweitens, weil sie mit
den gegenwärtigen politischen Bewegungen in Verbindung stehen.

2. Die Gedanken- und Gefühlswelt der Slaven.
Um die Eigenart der russischen Politik richtig zu verstehen, muß man weit
ausholen und von den Gedanken sprechen, die bei der Bildung der Parteien
eine Rolle spielen. In der Hauptsache wenden sie sich alle mehr an das Gefühl
als an den Verstand, — und es ist gerade eine Eigentümlichkeit der slavischen
Sinnlichkeit, daß abstrakte GrundsaHe viel weniger fähig sind, das russische
Volk zu Taten zu entflammen, als im gegebenen Augenblicke die Gefühle.
Um diese Behauptung zu beweisen, muß man die großen Volksbewegungen
mit ihren sozialen Regungen kennen, die Rußland durchlebt hat; so z. B. die
Revolution des Bolotnikoff, die der Bauern von 1670 mit Stefan Rasine an
der Spitze, und später unter Katharina II. die von Emelian Pugatscheff, die sich
des Namens des Kaisers Peters III., des Gemahls der Katharina, bediente, und
die so endete, daß sie ihren Gemahl durch einen ihrer Liebhaber (Orlow) ermorden
ließ (17. Iuli 1762). Zur Darstellung dieser Ereignisse fehlt hier der Raum.
3. Die erste geschriebene Verfassung.
Ganz kurz sei an die erste geschriebene Verfassung erinnert, die der Adel
der autokratischen und despotischen Regierung zu Füßen legte, nachdem man den
ersten Romanow 1613 auf den Thron gesetzt hatte.
Die zweite Verfassung wurde der Kaiserin Anna (1730—1740) nach der
Thronbesteigung von einer Partei entrissen — immer von Adligen —, bekannt
unter dem Namen Verkhovniki. Diese Verfassung bestimmte die Grenzen der
zarischen Autorität, und man beseitigte! sie wieder, als sie kaum unterzeichnet
war. Soviel über die Hofparteien. In bezug auf die Volksparteien beschränk«
ich mich darauf, von den Hauptgedanken in den gebildeten Klassen Rußlands
zu reden, also von den Gedanken, die den gegenwärtigen liberalen Parteien
in Rußland den Boden bereitet haben.
4. Die Vorläufer. — Die Freimaurer.
Dabei muß man bis zu Katharina II. zurückgehen und kann dabei mit
großer Freude feststellen, daß die freiheitlichen Gedanken zuerst von russischen
Freimaurern verbreitet wurden, deren Einfluß sehr groß war. Die Freimaurerei
drang in Rußland ungefähr seit 1732 infolge des Einflusses einiger fremder
Brüder durch. Als der Bund die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf sich zog,
zählte er in seinen Reihen schon mehrere Russen aus dem höchsten Adel. Unter
ihnen befand sich seit 1775 ein Mann, der als Begründer der religionslosen
Schule zu gelten hat, also eines Unterrichtssystems, das vom Staate und von
der Kirche völlig unabhängig ist; — das war Novikoff. Er begann seine
Wirksamkeit mit der Gründung eines Vereins zur Verbreitung von Büchern.

Dann schuf er in Moskau eine literarische Revue, deren Erträgnisse er zu Schulgründungen verwendete. Als Mitarbeiter gewann er einen zweiten überzeugten Freimaurer, einen Deutschen, den Marti nisten Schwarz, der Professor an der Universität zu Moskau war.

Katharina war zu klug, als daß sie nicht die Gefahr bemerkt hätte, die diese Bestrebungen für ihre autokratische Regierung besaßen. Trotz ihres Rufes als Freidenkerin war sie doch bemüht, die Autokratie zu hüten und zu wahren, „das Volk muß in Unwissenheit und immerwährender Sklaverei gehalten werden". Trotz ihrer Liebäugelei mit den Eneyklopädisten — Diderot war ihr Gast —, trotz ihres lebhaften Briefwechsels mit Voltaire verhandelte sie mit den aus Frankreich Vertriebenen und mit Ludwig XVI. gegen die französische Revolution, die sie sehr erschreckt hatte, und hielt selbst mit Mirabeau Konferenzen ab zum Zwecke der Herstellung der Königsherrschaft in Frankreich. Daher ist es nicht weiter verwunderlich, daß sie sich beeilte, Novikoff in die russische Bastille, in die Festung von Schlüsselburg, einsperren zu lassen; Schwarz war glücklicherweise vorher im Iahre 1784 gestorben.

Der Nachfolger Novikoffs, und ohne Zweifel auch sein Schüler, war Radistscheff, der ein aufsehenerregendes Buch herausgab: „Die Reise von Moskau nach Petersburg", worin er mit großer Begabung und mit edler Entrüstung gegen die Leibeigenschaft eiferte. Das Buch wurde unverzüglich durch Henkershand verbrannt und sein Verfasser in Schlüsselburg ein, gekerkert.

Katharina hob nunmehr auch die Freimaurerlogen auf; die Freimaurerei wurde vom russischen Boden verbannt und erst unter Alerander I. wiedergeboren, um dann wiederum endgültig in Rußland verboten zu werden.

Die Keime aber, die man in einen fruchtbaren Boden gesät hatte, brachten eine unermeßlich reiche Ernte in der Form einer Bewegung, die man die Dekabristen nennt. Dekabristen, so werden die Verschwörer gegen die Willkürherrschaft genannt, weil sie ihre Taten nur im Monate Dezember vollziehen (russisch: Dekabr). Es war ein geheimer und weitverbreiteter Bund zum Zweck« eines militärischen Staatsstreiches, der als weitere Ziele hatte: die Verkündigung der Republik in Rußland, die Befreiung der Bauern, die Verstaatlichung der Ländereien und den uneingeschränkten Genuß der Bauern an ihrer Arbeit. Dieser Bund zählte in seinen Kreisen Vertreter der besten Familien, sogar eine große Zahl von hohen Gardeoffizieren. Die Verschwörungen wurden wunderbar eingerichtet und vorbereitet. Die Offiziere fingen an, die Liebe ihrer Untergebenen zu erwerben, und verstanden es, ihre Wertschätzung und Ergebenheit zu gewinnen, und so kam es, daß mehrere Regimenter daran teilnehmen wollten. Aber der unvorhergesehene Tod Aleranders I. ließ die Bewegung nicht zum Ziele kommen.

Alerander I. war 1825 gestorben oder verschwunden, hatte keine Kinder hinterlassen, und sein älterer Bruder Konstantin sollte ihm auf den Thron folgen, ohne daß jemand wußte, daß dieser im Geheimen auf seine Thronrechte verzichtet hatte, weil er eine morganatische Ehe eingegangen war.
Die Dekabristen zogen daraus Nutzen; sie überredeten den größten Teil der Garnison von St. Petersburg, unter keiner Bedingung dem Nikolaus, dem zweiten Bruder des verstorbenen Zaren, dem rechtmäßigen Thronfolger, den Eid zu leisten, sondern die Verfassung oder die Konstitution anzurufen. Die geschichtliche Wahrheit berichtet darüber, daß die meisten Soldaten diesen Ausdruck gar nicht verstanden und nicht wußten, daß Konstantin eine Polin geheiratet hatte; sie waren von dem Worte Konstitution eingenommen und überzeugt, daß Konstitution der Name seiner Gemahlin sei. Am 14. Dezember 1825 fand auf dem Senatsplatze in St. Petersburg ein blutiger Kampf zwischen den Truppen statt, die treu zu Nikolaus hielten, und den aufgewiegelten Truppen, die schließlich mit Hilfe von Kanonen besiegt wurden.
Die erste Handlung des neuen Kaisers Nikolaus I. (1825—1855) war eine wilde Züchtigung der Dekabristen. Fünf unter ihnen starben am Galgen. Der Fürst Troubezkoi, der Fürst Volkonsky, der Baron Rosen und einige Hundert andere weniger berühmte, aber nicht weniger eifrige Verschwörer wurden verurteilt, ihre Liebe zum Volke in den unterirdischen Minen und den Eissteppen Sibiriens zu betätigen oder zu vergessen.
Das waren die ersten Opfer der Revolutionsjahre in Rußland. Unter Nikolaus brach überhaupt eine vollständige Revolution über Rußland herein. Der Kaiser, erschreckt durch den Dekabristenaufstand und durch die Polenerhebung von 1831, träumte davon, Rußland in eine Kaserne zu verwandeln, in der eine eiserne Disziplin herrschen sollte. Daher unterdrückte er die Kundgebung freier Gedanken, die Presse wurde einer Zensur unterworfen, die Wissenschaft und die Universität wurden von unwissenden Generälen überwacht, und ganz Rußland war sozusagen der Gnade der Gendarmerie ausgeliefert. Daher kommt es, daß sich private Unterrichtsgelegenheiten bildeten. Hierher gehört der Fall „Petr achewz i". Ein Staatsbeamter, namens Petrachewzi, empfing regelmäßig einige Freunde in seinem Hause, und anstatt die Abende mit Glücksspielen totzuschlagen, las und erklärte man die Werke von Saint-Simon, Fourier, Louis Blanc, Proudhon und Owen. Gewisse Gäste hatten die Kühnheit, „sogar ein Wörterbuch zur Erklärung wissenschaftlicher Ausdrücke" herauszugeben.
Ein Verräter brachte diese gefährliche Gruppe zu Falle. In der Nacht des 23. April 1840 wurden 43 Personen, meistens junge Offiziere oder Staatsbeamte, gefangen genommen. Nach mehrmonatlicher Festungshaft verurteilte man 21 zum Tode, unter ihnen den berühmten russischen Schriftsteller Dost o j e w s k y. Auf einem öffentlichen Platze waren Galgen errichtet und die Vcr-

urteilten in Sterbekleidern vor ihnen aufgestellt. Erst nach der Vorlesung des
Todesurteils verkündigte man ihnen ihre Begnadigung. Die einen wanderten
ins Zuchthaus, die weniger Schuldigen als gemeine Soldaten auf mehrere
Iahre in entfernte Regimenter.

5. Die Regierung Aleranders II. — Die liberalen Parteien. — Die Zeitschriften. — Der Notschrei der Bauern. — Die Abschaffung der Leibeigenschaft.

Endlich starb Nikolaus I. im Iahre 1855, nach ganz glaubwürdigen Quellen
durch Selbstmord. Sein Sohn Alerander II. ward an seiner Stelle Kaiser
(1855—1881). Wie immer richteten sich alle Hoffnungen der liberalen Parteien
auf die Person des jungen Zaren; und in den ersten Iahren seiner Regierung
schien Alerander auch diese Hoffnungen zu erfüllen. Im allgemeinen war eine
recht traurige Zeit über Rußland hereingebrochen. Das Land hatte unter dem
langen Kriege gelitten, die Bauern seufzten unter dem Ioche ihrer Herren und
ihren Lasten, die gebildete Welt aber unter dem Ioche der Willkür und der
Gewaltherrschaft.

Schon während des Krieges war ein Mann von großer Begabung,
Alerander Herzen, mit seinem Freunde Ogareff ausgewandert. Er
gab außerhalb des russischen Machtbereiches die erste freisinnige Zeitschrift in
russischer Sprache, den „Polarstern" und dann „Die Glocke" heraus.

Das Ziel dieser Zeitschriften war mit kurzen Worten:

Die Befreiung des Wortes (von der Zensur),
die Befreiung der Bauern (von ihren Grundherren),
die Befreiung nichtadliger Untertanen (von der Knute).

An Herzen und Ogareff schlossen sich bald alle die an, die mit der Zaren-
herrschaft unzufrieden waren; sie beförderten diese Zeitschriften heimlich nach
Rußland, wo sie bald einen sehr großen Einfluß gewannen. Der Zar selbst
las sie und wünschte sie täglich auf seinem Arbeitstische zu sehen, und unter-
richtete sich auf diese Weise über alle Missetaten der Willkürherrschaft seiner
Regierung. Die Lage und die Not der Bauern war allerdings unglaublich.

Die Grundherren waren nicht allein zufrieden damit, die Bauern zu berauben,
die Besitzer dieser „Geburtsrechte" (ein Ausdruck von Herzen) quälten
und peinigten ihre Untertanen und traten ihre Menschenwürde buchstäblich mit
Füßen. Gewisse Großgrundbesitzer und Liebhaber von Iagdhunden ließen die
neugeborenen Hunde von Bäuerinnen säugen, damit sich die Hündinnen nicht
so sehr erschöpften; die andern peitschten ihre Leibeigenen für leichte Vergehen
zu Tode, ohne von ihren Harems mit den Bäuerinnen und dem jus priiu».«
noeti» zu reden, das sie schrankenlos ausübten.

Die Empörung der verzweifelten Leibeigenen wuchs infolgedessen mehr und mehr. Hier und da brachen Aufstände aus, die Angriffe auf die Großgrundbesitzer mehrten sich, und die blutigen Unterdrückungen erzielten nicht mehr die gewünschten Erfolge; daneben verbreiteten sich neue Gedanken sozialer Art. In den Kreisen der Gebildeten und der Ausgewanderten und ihrer Gesinnungsgenossen in Rußland traten Schriftsteller auf, die von der Liebe zum Volk beseelt waren, wie Tschernyschevsky und Dobrolubov. Dazu forderte die öffentliche Meinung die Abschaffung der Sklaverei. Vor dieser neuen Macht und vor der Kraft der immer wachsenden Zahl der Bauernaufstände, durch welche die Lage kritisch wurde, wich Alerander. Er ernannte eine Kommission zur Befreiung von Bauern, in ihrer Mitte einige Männer von gutem Willen und freimütigen Absichten.

Aber die Reaktionäre machten sich nun ans Werk, die geplante Reform zu verhindern. Vergebens vertrat der Zar ihre eigenen Interessen und bewies ihnen, daß es besser sei, die Befreiung der leibeigenen Bauern durch die Regierung zu vollziehen, als zu warten, bis sie sich selbst befreiten. Seine Reform ging durch, hat aber, wie alle Reformen, nichts genützt; denn auf dem Papier wurden die Bauern für frei erklärt, sie erhielten Land nur unter der Bedingung, es in einem Zeitraume von vierzig Iahren wieder zurückgeben zu müssen, — und so sind sie also bis zum heutigen Tage in einer vollständigen Sklaverei verblieben. Das Manifest vom 9. Februar 1863 war nur eine Enttäuschung für die große Masse des Volkes.

6. Die Tätigkeit der Gebildeten.

Ietzt hatte aber wenigstens der Wind der Freiheit über die russischen Gefilde geweht. Alles, was es an freiheitlichem Fühlen und Denken im Reiche des Zaren gab, erhob den Kopf. Eine Hauptveranlassung dazu war wieder die wirtschaftliche Lage der Bauern, die man des Grundes und Bodens beraubt hatte.

Die Schicht der Gebildeten setzte das begonnene Werk fort. Sie richteten Unterrichtskurse ein, die damals in Mode kamen, und zum ersten Male forderten auch die jungen Mädchen ihren Anteil an dem Leben und Reichtum« der Gebildeten. Die Iugend wollte lernen, um wiederum das Volk belehren zu können, das Volk, das ewige Opfer, das so gequält wurde, um den bevorzugten Klassen ein genußreiches Leben zu ermöglichen, das Volk, das Reichtümer und allen Lurus geschaffen hatte, und selbst im äußersten Elend lebte. Die ganze Welt wollte gewissermaßen eine Schuld einlösen gegen das Volk, — die Adligen die Schuld ihrer Väter, die Emporkömmlinge ihre eigene Schuld.

7. Der Nihilismus.

Auf diese Weise eutstand der Nihilismus, der keineswegs, wie man oft glaubt, eine Partei ist. Er ist nur eine philosophische Gedankenbewegung, eine

geistige Gegenströmung gegen Überlieferung und Glauben. Das Wort Nihi -
lismus brauchte zum ersten Male der berühmte Schriftsteller Turgenjeff.
Er, der unfähig war, das neue Geschlecht zu verstehen, und der unter ganz
anderen Bedingungen erzogen und schon sehr alt war, hatte in seinem Romane
„Die Väter und die Kinder" eine dieser ihm unverständlichen Personen
geschildert, nämlich einen jungen Arzt, Bazaroff, einen Volksfreund und Gottes-
leugner, der sich über die Schöngeisterei, über die guten Manieren, Sitten und
die Empfindsamkeit des Adels lustig machte, zu dem er nach seiner Geburt, seiner
Erziehung und seinen Gewohnheiten gehörte. Bazaroff ist ein großer Realist,
der die Kunst und alles verachtet, was nicht dem praktischen Nutzen diente.
Und durch den Mund eines der Helden dieses Romans, durch einen alten, sehr
vornehmen Herrn, nennt ihn Turgenjeff einen Nihilisten.
Die Iugend jener Zeit hob den hingeworfenen Handschuh auf. „Ia," ant-
wortete sie, „wir glauben an nichts, an das Nicht s. Wir sind weit entfernt
von euren veralteten Meinungen über das Leben. Wir können uns nicht für
Fragen der Kunst erwärmen, die einen unsinnigen Lurus darstellen, während
das Volk leidet und vor Hunger umkommt. Wenn das schöngeistige und das ge-
steigerte Leben alles für euch ist, nun gut, für uns ist es nichts, und
in diesem Sinne sind wir wahrhaftige Nihilisten."

8. Die Gegenwirkung. — Die Bildung von Revolution s-
Parteien. — Wilde Unterdrückung. — Terrorismus.

Auf die ersten Iahre der Freiheit unter Alerander folgte die Gegenwirkung.
Der Zar, der im Geiste schon die Empörung der halbfreien Bauern sah, begann
nach der Art seiner Vorgänger alles zu unterdrücken und zu verfolgen. Er lieh
dem Tone der „Glocke" kein wohlwollendes Ohr mehr, und ohnmächtig, ihren
Schall hinter Schloß und Riegel zu setzen, ließ er seine ganze Wut gegen die
Gesinnungsgenossen des Herausgebers Herzen los.
Unterdessen hatte die Verbreitung der sozialistischen Gedanken unter einer
unschuldigen Form in den Zeitschriften stattgefunden, die nicht die Aufmerk-
samkeit der Hüter und Wächter auf sich zog, nämlich die Schöpfung einiger
Revolutionsgruppen; unter ihnen war sogar eine Gruppe von Offizieren, die
in einer geheimen Buchdruckerei eine Zeitschrift herausgaben. Außer den perio-
dischen Veröffentlichungen brachten diese Gruppen einen Aufruf in allen Zeit-
schriften, worin das Volk zum Aufstande aufgereizt wurde.
Freilich ließ die Regierung die Anhänger dieser Gruppen plötzlich zu
Hunderten abfassen und schrecklich quälen. Die Untersuchungshaft dauerte ge-
wöhnlich mehrere Monate, worauf dann Verbannung nach Sibirien und Zwangs-
arbeit folgte. Unter den berühmtesten Opfern muß man einen russischen Dichter
M. I. Mikhailoff, und einen berühmten, hochbegabten Nationalökonomen, Nico-

laus Tschernyschewsky, nennen, die beide auch nur ohne eine Spur von Schuld-
beweis auf einige Iahrzehnte zu Zwangsarbeit im Zuchthause verurteilt wurden.
Unterdessen wuchs aber die Bewegung; heute waren es die Bauern, die
revoltierten, morgen die Soldaten usw. Da erhob sich plötzlich Polen, und diesem
Aufstande jubelten alle Kreise lebhaft zu; mehrere Offiziere machten sogar mit
den Polen gemeinsame Sache. Der Zar und die Regierung verloren den Kopf,
und die Revolutionsjugend schöpfte aus diesem Umstande neue Kräfte und
Entschlüsse. Am 4. April 1866 fand das Attentat Karakosoffs auf
den Zaren, allerdings ohne Erfolg, statt.
Karakosoff wurde wahrhaftigen Foltern unterworfen und endlich aufge-
hängt. Sein Todesurteil wirkte aber wie eine Herausforderung auf die russi-
schen Revolutionäre, und bald entstand eine Vereinigung, die als Ziel die Ver-
breitung der Revolution mit allen nur erdenklichen Mitteln verfolgte. Man sah,
wie das russische Volk getäuscht worden war, und fühlte sich mit verantwortlich
für seine Leiden. Man entschloß sich, das Volk anzugehen und ihm direkte Hilfe
zu leisten, — und damit beginnt ein neuer Feldzug und ein neuer Abschnitt in
Rußlands politischer Geschichte.

9. Die Verbreitung der neuen Gedanken auf dem Lande.

Die Iugend war voll von Aufopferungsfähigkeit, die Nihilisten verließen
die Universitäten und ihre väterlichen Häuser und gingen auf das Land. Sie
wollten den vollständigen Sozialismus durch Wort und Beispiel verkündigen.
Iunge Männer und junge Mädchen aus reichen Familien verließen Glück, Um-
gebung und Wohlstand. Sie verkleideten sich als Bauern und wohnten auf
den Dörfern als kleine Arbeiter, ließen sich als Schullehrer und Gemeindebeamte
anstellen, um in enge und dauernde Beziehungen zu den Bauern zu treten. Die
andern gingen als Arbeiter und Arbeiterinnen in die Fabriken und die gewerb-
lichen Unternehmungen und teilten alle Härten eines solchen Lebens und Bernfes.
Indem sie Freundschaftsverhältnisse anknüpften, verbreiteten sie Bücher und
Hefte durch ihre Kameraden in Rußland und im Auslande.

10. Bakunin. — Lavroff. — Die Narodniki.

Dabei unterhielten sie auch immer lebhafte Beziehungen zu ihren Gesinnungs-
genossen im Auslande. Unter diesen hatte Herzen nicht mehr den meisten Ein-
fluß auf die russischen Revolutionäre, weil er der Entwicklung der Iugend nicht
zu folgen wußte; seine Rolle übernahmen Bakunin und Lavroff.
So aufklärend arbeiteten auch die Propagandisten „narodniki", wie man
sie nach dem russischen Worte narnä ,— Volk nannte, einige Iahre hindurch.
Es handelte sich also nicht um eine neue Partei, sondern um unabhängige, aber
verbündete Gruppen; die Bakunisten versuchten unmittelbar und unverzüglich

kleinere Teilrevolutionen anzurichten, die Lavristen zählten mehr auf die Verbreitung und allmähliche Durchdringung der Masse mit ihren Gedanken.
Als die russische Regierung die Gefahr dieser Parteien und dieses Kreuzzuges erkannte, nahm sie ihre Maßnahmen. Tausende wurden festgenommen, und drei Iahre später, 1877, wurden außer anderen Gerichtsverhandlungen zwei große Riesenprozesse angesetzt, die unter den Namen „der Prozeß der 50" und „der Prozeß der 193" bekannt sind. Diese Gerichtsverhandlungen waren aber nur die besten Mittel zur Verbreitung der sozialistischen Gedanken, und die Haltung und das Benehmen der angeklagten Opfer hat viel zur Ausbreitung der Revolution und zur Werbung von Anhängern beigetragen.

11. „Land und Freiheit." — Zusammenfassung der Arbeit der einzelnen Gruppen.

Diese einzelnen Gruppen vereinigten sich später zu einer geheimen Gesellschaft unter dem Namen Zemlia i Volia (Land und Freiheit), der Wahlspruch aller russischen Volksbewegungen. Den Arbeitsplan dieser Gesellschaft erkennt man aus ihrem Namen. Sie setzte die Gedanken der Sozialisten fort, gab eine periodisch erscheinende Zeitung heraus und wurde bald genötigt, sich gegen die Polizeispitzel zu verteidigen, die bei ihnen einzudringen suchten. Einigemal haben die Glieder der Gesellschaft den Gendarmen bei Verhaftungen bewaffneten Widerstand geleistet.
Im allgemeinen war es mehr eine vorbereitende Vereinigung, aber von Zeit zu Zeit wurde sie gezwungen, auf Schreckenstaten zu antworten, die von der Regierung ausgingen. Im Iahre 1878 schritt sie selbst zu Taten und unternahm eine ganze Reihe von Angriffen gegen die Begleiter des Herrschers als Antwort auf die Grausamkeiten, die man gegen die aufständischen Bauern, streikenden Arbeiter und politischen Gefangenen begangen hatte. Am 2. April 1878 beging eines ihrer Glieder Aler. Solovieff das Attentat gegen den Zaren, der diesmal wiederum mit heiler Haut davonkam.
Dadurch wurde aber die Gegenwirkung vollständig entfesselt, wobei sich allerdings auch die Kräfte der Zemlia Volia zersplitterten. Im Frühjahr 1879 entstand eine Spaltung in der Gesellschaft, und sie teilte sich auf dem Kongreß von Lipezk in zwei verschiedene Parteien: die unter dem Namen Tschern» Peredel (die Aufteilung des Landes) blieb auf sozialistischem oder anarchistischem Boden stehen; die andere:NarodnaiaVolia (die Freiheit des Volkes oder der Volkswille) verfolgte als Ziel die politisch« Revolution mit allen Mitteln. Das Ausführungskomitee beging nun eine ganze Reihe von Attentaten auf den Zaren, eins immer kühner als das andere, und endlich glückte es, Rußland von der verhaßten Person seines Herrschers zu befreien.
Indessen hatte dieser gefährliche und schwierige Kampf die Kräfte der Par-

teien erschöpft, und die Mordtat am Zaren 1881 war gleichzeitig der Untergang der Narodnaia Volia. Fünf Haupturheber des Attentates, Andrs Gelja-boff, Sophie Perovskaya (die Enkelin eines Ministers und Generals-tochter), Timophsi Mikhailoff, Nikolas Kiballchich (der Oheim desjenigen, den schließlich noch Pariser Gerichte verurteilten), und Ryssakoff wurden gehängt, Grinevitzky wurde durch die geworfene Bombe getötet, die anderen Parteiangehörigen kerkerte man ein und schickte sie in Zwangsarbeit. In dem Kampfe hatte die N. V. eine starke Stütze an den konstitutionellen Liberalen, die sogar ihre Stimme zu Gunsten einer Verfassung für die Städte und die Provinzen Oemstvn) verlangten. Alerander II. war schon bereit, nachzugeben, und bei dem entscheidenden Attentate hatte er die schon unterzeichnete Verfassung in der Tasche, die zur Veröffentlichung bestimmt war.

12. Eine neue Regierung.

Sein Sohn und Nachfolger Alerander III. (1881—1894) hütete sich wohl, die Verfassung seines Vaters herauszugeben. Unter seiner Regierung blüht« viel, mehr die Reaktion wie unter Nikolaus I.

Von den Anhängern des Tscherny Peredel wurden die meisten ver-haftet. Einige der ins Ausland ausgewanderten Glieder gründeten dort die erste russische sozialdemokratische Gruppe, die Osvobojdenie Trouda (Die Befreiung der Arbeit), sie wurde später der Angelpunkt der russischen Sozial-demokratie und gab das Beispiel einer ganz eigenartigen Gedankenentwicklung.

Da starb Alerander III. Der Liberalismus setzte wieder seine Hoffnungen auf die Person des Thronerben, mehrere Stadt- und Provinzialverwaltungen schickten zu Nikolaus II. Abordnungen mit Adressen, worin sie um einige Ver-fassungsfreiheiten und um eine Vertretung baten. Nikolaus antwortete ihnen damit, daß er ihre Hoffnungen als „verrückte Träume" bezeichnete. Indessen entschied das Volk darüber anders.

13. Der Kapitalismus in Rußland. — Die Streite. — Die sozialistischen Parteien. — Die gewerblichen Verbände. — Der Pope Gapone. — Der Aufstand von 1905.

Der nach Rußland verpflanzte Kapitalismus hatte einen festen Stamm von Industriearbeitern geschaffen. An diese wendete sich die sozialistische Propa-ganda und fand bei diesen gelehrige Schüler; so brach zum Beispiel sogar am Krönungstage ein gewaltiger und ungeheurer Streik aus.

Dieser erste Erfolg ermutigte die Vorkämpfer der Revolution. Die Propa-gandagruppen mehrten sich. Den Gebildeten standen jetzt die Arbeiter und die gebildeten Bauern zur Seite, die ihre Weisheit aus ausländischen, marristischen

Büchern schöpften und die sozialistisch« Gedanken in die Kreise der Arbeiter
und Bauern verbreiteten.
Daneben verkündete man die sozialistischen Lehren durch den „Bund"
(Union der sozialdemokratischen Iuden), durch die Pol-
nische sozialdemokratische Partei und einige andere Vereinigun-
gen.
Unter dem Einflusse von Rednern und der Tätigkeit dieser Parteien sogen
alle Volksschichten den Gedanken von der Notwendigkeit des politischen Kampfes
in sich ein. Die Arbeiterkämpfe und die örtlichen Erhebungen der Bauern
trugen sehr oft den Charakter des Kampfes gegen die politische Ordnung. „Nie-
der mit der Selbstherrschaft," wurde ein volkstümliches Wort, wie die Polizisten
vor dem Richterstuhle ganz naiv bezeugten. Manchmal, wie in Odessa und
Moskau, versuchten die Regierungskreise die Volksbewegungen vom politischen
auf das wirtschaftliche Gebiet zu drängen, verfuhren dabei aber so ungeschickt,
daß sie die Aufstände nur vergrößerten.
Ein Pope, ein gewisser Gapone, ein bis dahin" ganz unbekannter
Priester, gelangte bei dieser Volksbewegung in St. Petersburg zur Berühmtheit.
Er hatte als Gefangenengeistlicher Beziehungen zum Minister des Inneren und
erhielt die Erlaubnis und den Auftrag, gewerkschaftliche Vereinigungen der
Arbeiter einzurichten als Gegengewicht gegen die revolutionären Vereinigungen.
Indessen wurde durch die befremdlichsten Maßnahmen der Polizei gegen diese
behördlich genehmigte Vereinigung, die noch obendrein mit den Bedürfnissen der
Arbeiter von St. Petersburg übereinstimmte, das Volk dazu gebracht, sein Recht
beim Zaren selbst zu suchen.
Eine ungeheure, friedliche und unbewaffnete Menge zog nach der Residenz
des Zaren, dem Winterpalais, vom Popen Gapone geführt, Heiligenbilder und
Bilder des Zaren tragend. In der Menge befanden sich viele Frauen mit ihren
Kindern. Sie wurden mit Flintenkugeln empfangen, und es entstand unter
den Fenstern des Palastes ein Blutbad, wobei es Tausende von Verwundeten
gab.
Dieses Blutbad, das einen gewaltigen Widerhall im ganzen Lande fand,
hat die Zeit der Revolutionen eröffnet. Der kindliche Glaube
an den Zaren, an „das gute Väterchen seines Volkes", der durch die Hofgesell-
schaft in Unwissenheit gehalten wird über das Elend des Volkes, schwand mit
einem Male. Allgemeine Streike verbreiteten sich über ganz Rußland. Bekannt-
machungen, Bauern- und Militäraufstände, Erhebungen der Seesoldaten waren
die Antwort des Volkes.
Zu derselben Zeit hatte das Kampfkomitee seine Tätigkeit verdoppelt, nach-
dem es im Iahre 1904 das Glück hatte, den Diktator von Plehve zu Falle zu
bringen, was eine Art von „politischem Frühling" hervorbrachte. Unter an-

deren Taten des Komitees sei nur an den Mord des Großfürsten Sergius, des
Oheims des Zaren und des Satrapen von Moskau erinnert. Die allgemeinen
Streike vom Oktober entrissen der Regierung des Zaren das erste wichtige Ein-
geständnis, nämlich die Konstitution. Das Manifest vom 17. Oktober 1905
enthielt das Versprechen der Einberufung eines Parlamentes; dazu erließ man
einen allgemeinen Straferlaß für politische Vergehen.
Gleichzeitig aber richtete die Regierungspartei für die untersten Volks-
schichten der Städte Aufstände ein und hetzte sie gegen das Volk. Das bewährte
Mittel, das man bisher gegen die Iuden angewendet hatte, war das allgemeine
Blutbad (Pogrom), das man jetzt auch gegen die Parteigänger der Liberalen
anwendete. Unter dem Schutze der Truppen massakrierte der Pöbel („Vent-
uoires") die Gebildeten, die organisierten Arbeiter und die Universitätsjugend.
Der Zar, der nicht mehr in Sicherheit war, sah sich genötigt, wie man allgemein
sagte, Rußland zu verlassen und den Kaiser Wilhelm um Hilfe anzurufen, um
die Ordnung im Innern Rußlands herzustellen, und ihm als Ersatz dafür Russisch-
Polen anzubieten. Dazu kam es aber nicht.
Es begann nunmehr der Zeitabschnitt der bewaffneten
Volksaufstände. Mehrere Städte, darunter Moskau, die erste Hauptstadt
und bisher die treueste Schutzwehr des Zarismus, errichtete Barrikaden; viele
Landesteile waren in den Händen der Aufständischen (im mittleren Rußland, in
Sibirien und in den baltischen Provinzen). Moskau wurde in wenig Wochen
durch die Truppen der Kaiserlichen Garde, die von Petersburg hergerufen worden
war, und durch die Artillerie von Tver besiegt. Die anderen aufständischen Städte
folgten nach und nach. Die Unterdrückung war grausam. „DieErpeditio,
nen der Züchtigung" durchzogen das Land, zerstörten die Städte und er-
schossen die Aufständischen und noch viel öfter die friedlichen Einwohner. Die
Gefängnisse und Krankenhäuser füllten sich mit ungezählten Opfern.

14. Die politischen Parteien. — DieDuma. — Die Konsti-
tutionalistisch-demokratische Partei. — Die Oktobristen.

Unter diesen Vorgängen eröffnete man den Wahlfeldzug; und trotz der
Einzelmaßnahmen und der Gegenarbeit der Regierung schickte die Bevölkerung ein«
beträchtliche Zahl von Abgeordneten der Opposition in die erste Duma, darunter
auch Liberale und Sozialisten. Das Volk kümmerte sich wenig um ihre Pro-
gramme; das wichtigste war ihm nur, Mälnner zu schicken, die der Volkssache
ergeben waren. Das „Iahr im Gefängnisse" für politische Vergehen, das durch
die Amnestie wirkungslos wurde, war die beste Empfehlung.
Die erste Duma wurde von der Regierung ungefähr vierzig Tage nach
ihrer Eröffnung wieder aufgelöst, und ihre letzte Handlung war ein Aufruf
an das Volk, der durch die konstitutionellen Demokraten zu Viburg unterzeichnet

war und das Volk veranlaßte, die Steuern nicht mehr zu bezahlen und der gegenwärtigen Regierung keine Soldaten mehr zu stellen.
Die zweite Duma hatte ebenfalls keine längere Dauer. Sie hat ungefähr ein Iahr gelebt und wurde nach der Festnahme von 52 sozialdemokratischen Abgeorneten aufgelöst unter dem Vorwande, sie habe an einer militärischen Verschwörung mit königsmörderischen Absichten teilgenommen. Die dritte Duma, im wesentlichen revolutionär zusammengesetzt, konnte ihre Aufgabe zu Ende führen, ebenso die vierte. In der ersten Duma stand an erster Stelle die Partei der konstitutionellen Demokraten oder, wie sie sich selbst nannten, „die Partei der Volksfreiheit", die ungefähr 250 Abgeordnete zählte. Diese Partei ist aus einer Gruppe von Liberalen entstanden, die 1901 im Auslande die Zeitschrift „O s v o b o j d e n i e" (die Befreiung) gründete unter der Leitung des früheren Sozialdemokraten D. Struve.
Um diese Zeitschrift gruppierten sich die Vertreter des bürgerlichen Liberalismus, der sich sorgfältig bemühte, das Volk nicht zu weit gehen zu lassen. Das Programm, das in heimlichen Zusammenkünften aufgestellt worden war, verlangte die Selbstverwaltung der Städte und Provinzen und die Nationalisierung des Landes. Diese Zukunftspartei erledigte vor der Revolution ihre Aufgabe zuerst in Bittschriften, später, in der Zeit des „politischen Frühlings" (eine Periode der Freiheiten seitens der Regierung nach dem Tode von Plehve), in Zusammenkünften. Der Duma hat diese Partei eine Anzahl ihrer besten Redner gegeben, und um dies« Wortführer von großer Begabung gruppierten sich die gebildete Bürgerschaft und die Vertreter der gebildeten Handwerker, die Professoren, die Städtevertreter, die Iuristen, aber auch Männer mit ungestilltem Verlangen: die Arrivisten, die Arbeiter und Bauern.
Die konstitutionellen Demokraten sind in der dritten und vierten Duma in der Minderheit. Eine parlamentarische Gruppe, die sich die „Progressisten" nennen, hat ihren Platz zwischen den Demokraten und den „Oktobristen", die einen Schritt nach rechts gemacht haben. Die „Oktobristen", die sich nach dem Monat Oktober nennen, richten sich nach den Grundlagen, die sie im Erlasse vom 17. Oktober ausgesprochen haben. Aber ihre liberalen Absichten sind von dem gleichen Werte und haben dieselbe Dauer, als die Versprechungen eines Zaren. Deshalb ist es sehr schwer, eine Grenzlinie zwischen ihnen und der Rechten zu finden.
Die Parteien der Rechten setzen sich zusammen aus der Bürgerschaft, den Grundbesitzern, den kleinen Industriellen und dem Handel. Mehr rechts sitzt die Partei der „Nationaliste n", worunter die echten Russen zu verstehen sind, die vom Zaren verpflichteten Massenmörder. Dieser hat an sie mehrere wohl, wollende Erlasse gerichtet, indem er ihnen unter anderem für die Ehrengabe an ihn und den Kronprinzen dankt. Einige unwissende Bauern, eine klerikale Partei und der Adel sitzen mit in dieser Partei.

Es gibt noch eine polnisch-nationale, gemäßigte Partei mit schwachen Hoffnungen auf die Selbständigkeit Polens.

Zur linken der Demokraten sitzt eine Arbeitergruppe mit sozialistischen Zielen. Sie hat sich nach Auflösung der ersten Duma aus Bauern und Arbeitern gebildet, die nicht zur sozialistischen Partei gehören, aber Wünsche sozialer Art haben; sie umfaßt auch einige Sozialdemokraten, die weniger nach ihrem Werte als Parteimitglieder, als wegen ihrer persönlichen Eigenschaften gewählt worden sind. In der ersten Duma waren die Arbeiter mit etwa 200 Abgeordneten vertreten.

Die sozialistischen Revolutionäre saßen als Partei nur in der zweiten Duma mit ungefähr dreißig Abgeordneten, die Sozialdemokraten waren zweiundsechzig. In der gegenwärtigen Duma sind die Sozialdemokraten nur siebzehn; ihr Programm ist bekannt. Das ist das Bild des russischen Parlamentes. Aber es sei wiederholt, die Zusammensetzung drückt nicht die wirkliche Kraft der politischen Parteien Rußlands nach ihrem Einflusse aus. Dem Volke ist im allgemeinen die Tätigkeit der Duma gleichgültig, es hat sich nunmehr auch an die parlamentarischen Lügen gewöhnt.

15. Die Tätigkeit der Anarchisten in Rußland.

Die freiheitlichen Parteien haben nach dem Maß ihrer Kräfte auch zur Vorbereitung anarchistischer Gedanken beigetragen. Ihre Vorgänger, die Narodnikis und die Bakunisten waren durch grausame Unterdrückung vernichtet; mehrere fanden den Tod auf dem Schafott oder im Zuchthause. Ihre Fortsetzer sind in Rußland erst im Iahre 1904 aufgetreten; bis dahin war ihre Literatur nur in einem kleinen Kreise von Gebildeten bekannt. Das Volk kannte den Anarchismus nur unter dem mystischen religiösen Schleier, den Tolstoi darum gewoben hatte. Im Iahre 1904 erhoben sich die ersten anarchistischen Gruppen, von den Revolutionären organisiert, die Bekanntschaft mit der anarchistischen Auffassung im Auslande gemacht hatten.

Die unbegrenzte Freiheit der Presse, die zwei Iahre hindurch 1905—1907 in Rußland bestand, hat eine beträchtliche Anzahl von Büchern sozialistischen und anarchistischen Inhaltes in 10 000 Eremplaren auf den Markt geworfen, die vorher, wie nachher, unter Androhung von Gefängnisstrafen und der Verbannung für die einfache Tatsache des Besitzes verboten waren. Weil sie bis ins Herz des Volkes gedrungen, von den Gebildeten gelesen und von den Ungebildeten verstanden waren, regten sie das Nachdenken an und trugen zur Befreiung der Geister bei, die sie von dem Autoritätsglauben befreiten.

Und diese Saat, die auf fruchtbares Land fiel und durch das Denken ganzer Geschlechter und durch viele Revolutionen verbreitet wurde, trägt jetzt ihre

Frucht. Sie erleichtert das Werk der freiheitlich gesinnten Propagandisten, und selbst da, wo sie noch nicht durchgedrungen ist, bildet sie Bündnisse immerfort unter Bauern, Soldaten und Arbeitern für einen entscheidenden Kampf, der das Volk zur Herrschaft seines Ideals, zur „Pravd a" (Wahrheit und Gerechtigkeit) führen wird, die dem überlieferten Wahlspruch entspricht: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Dr. Felix Freudenthal:

Paul Lindau und die Ausmerzung der Fremdworte.*)

In einer schwachen Stunde hat der Altmeister des deutschen Schauspiels und der deutschen Erzählung sich aufgemacht, und dem allgemeinen Wunsch, unsere Sprache von dem Übermaß an ausländischen Ausdrücken zu befreien, Rechnung tragend, zunächst den Bühnenfremdworten offen den Krieg erklärt.

Doch seine Feldherrnkunst auf diesem Gebiete scheint, abgesehen von dem durchaus löblichen und anerkennenswerten Streben, keine allzu glückliche zu sein; ja wir müßten schon ein oder beide Augen zudrücken, um in vaterländischer Ge< sinnung dem hochverdienten Schriftsteller als literarischen Hindenburg für die Vertreibung altgewohnter und liebgewordener Bezeichnungen dankbar zu sein. Man soll eben nicht das Kind mit dem Bade ausschütten, und das an sich berechtigte Verlangen, unsere schöne und wohlklingende Sprache nach und nach von dem seit Iahrhunderten überkommenen Ballast zu befreien, beileibe nicht gewaltsam und schonungslos durchführen.

Sprachreiniger dürfen sich nicht von den durch das Verhalten unserer Feinde hervorgerufenen und erklärlichen Wallungen des Augenblicks fortreißen lassen; sie haben ruhig und wissenschaftlich zu prüfen und zu erwägen, ob und welche aus den verschiedensten Ländern und für die verschiedensten Berufszweige entlehnten Worte tatsächlich entbehrlich und durch gleichbedeutende Laute unserer Muttersprache ersetzt werden können. Ganz gewiß, wir leiden in dieser Beziehung noch schwer an den Sünden unserer Väter, die das Fremde bewundernd und überschätzend, in einer Art Denk- und Sprachbildungsfaulheit einer Unmenge romanischer, griechischer, welscher und sonstiger Schlag- und Fachworte das Bürgerrecht verliehen, und so unser gutes, braves Deutsch verunstaltet und

») Vergleiche den Aufsah P. L. in ber „Vossischen Zeitung" vom 20. Iuui 1915.

mißhandelt haben. Ganz besonders waren es Gelehrte und Beamte, die in Verkennung ihrer nationalen Aufgaben sich dieser Sünden schuldig gemacht; je mehr lateinische oder französische Brocken ihre Arbeiten und Verfügungen enthielten, umso gründlicher und tiefer schien ihre Bildung und ihr Wissen zu sein.

Lesen wir rechts- oder naturwissenschaftliche, ärztliche oder Unterrichts, werke aus früheren Iahrhunderten, oder erinnern wir uns nur der Verfügung >n und Entscheidungen deutscher Behörden aus verflossenen Iahrzehnten, so staunen wir mit Recht über den Wulst an bombastischem, ungenießbarem und un, verständlichem Kauderwelsch, freuen uns dagegen der unbestreitbaren Tatsache, daß wir auf all diesen Gebieten bereits unbestreitbare und recht ansehnliche Fortschritte gemacht haben. Bald nach dem Sieg über Frankreich setzte in den siebziger Iahren der Feldzug gegen die Ausländerei unter Führung hervorragen, der Schriftsteller und leitender Verkehrsbehörden, so namentlich des rühmlich bekannten ersten deutschen Generalpostmeisters Stephan kraftvoll ein und befreite uns von einer Menge entbehrlicher Phrasen und geschwollenen Bücherlateins, vor dem der deutsche Michel bis dahin ehrfurchtsvoll den Hut gezogen hatte.

Selbst die Herren vom grünen Tisch folgten dem Zug der Zeit. Ist es doch ge, radezu eine Freude, daraufhin unsere neueren kleinen und großen Erzeugnisse der Gesetzgebungsmaschine zu prüfen und sie mit den „Elaboraten", „Edikten" und „Dekreten" der entschlafenen Legislaturen zu vergleichen. Gewaltige, voraussichtlich auf Iahrhunderte berechnete Werke, wie das Bürgerliche Gesetzbuch und die Reichsversicherungsordnung, sind im besten und reinsten Deutsch gehalten, mögen sie auch inhaltlich nicht jedem verständlich, und ihre Auslegung, wie dies ja ganz erklärlich, zu Zweifeln und Meinungsverschiedenheiten Anlaß geben.

Aber Kunst und Gelehrsamkeit stecken nun einmal gar zu tief in den Banden internationaler Beziehungen, und sie aus diesen zu erlösen, dürfte nur mit größter Vorsicht unternommen werden. Was Welt- und Kulturgeschichte im Laufe von Iahrhunderten geschaffen, was die gegenseitigen und oft segensreichen Beziehungen der Völker hervorgebracht, was uns gewissermaßen in Fleisch und Blut übergegangen und häufig durch schlagende Kürze einen ganzen schwerfälligen Satz erspart, derartige Bereicherungen unseres Sprachschatzes lassen sich nur durch allgemeine Übereinstimmung der gebildeten Welt und durch Neuschaffung in Sinn und Bedeutung gleichwertiger Wortbildung beseitigen.

Was nun Lindau an Stelle der zahlreichen Bühnen-Fremdwörter zu setzen in Vorschlag bringt, wird sich kaum des ungeteilten Beifalls der Anhänger eine, reinen „völkischen" Sprache zu erfreuen haben. Die Furcht, sich lächerlich zu machen, dürfte nicht unbegründet sein, wollte man plötzlich für Sekretär Ge, heimschreiber, für Musikinstrumente „Wohllautswerkzeuge", für Loge „Sondergemach", für Souffleur Einbläser oder Aushelfer sagen. Wie schwierig und vergeblich es ist, eingewanderte kurze Fremdausdrücke ebenso in germanischer

Zunge wiederzugeben, lassen die ehrlichen Bemühungen Lindaus nur zu deutlich
erkennen.
So will er für Rampe die ungeheuerliche Umschreibung „der mit Be,
leuchtungserzeugern versehene Abschluß des Bühnenfußbodens" einführen, ein
einfaches Parterrebillett soll sich in eine „Eintrittskarte zum Sperrsitz im Erd,
geschoß" verwandeln, während an Stelle des Orchesters „der für die Spielleute auf
lautgebenden Werkzeugen aus Holz und Blech abgesteckte Vorraum" zu treten
hat. Schrecklich! aber weiter: Der Requisiteur verwandelt sich in „einen mit
der Bereitstellung der für das Spiel erforderlichen handlichen Gegenstände beauf,
tragten Beamten", und auf der Besuchskarte des bisherigen Theaterfriseurs
prangt das schone Wort „Bühnenhaarkünstler", der besonders in der Herstellung
der «Haartrachtnachahmungen" (Perücken) bemerkenswertes Geschick besitzen muß.
Theateragenten sollen sich fortan „Vermittler zwischen Bühnenleiter (ganz tref-
fend für Direktor) und Bühnenkünstler", Konservatorien „Hochschulen für Vor-
trags- und Gebärdekunst" nennen, während der leidige und gefürchtete Kritiker
nach dem Muster unserer Iustizbehörden zum „berufsmäßigen Einzelrichter wird,
der sein endgültiges Urteil vor der Öffentlichkeit durch den Druck verkündet".
Es fehlt nur noch die vorläufige Vollstreckbarkeit und das Versagen aller Rechts-
mittel!
Ob es Lindau mit derartigen Vorschlägen wirklich ernst ist, oder ob er uns
in einem ironisch-spöttischen Anflug umgekehrt den Beweis liefern wollte, daß
eine erhebliche Anzahl nicht deutscher, aber „durch Annahme an Kindesstatt"
reichsangehörig gewordener Kunstausdrücke sich nur kümmerlich germanisieren
lassen? Mögen auch manche seiner Vorschläge, wie „erstes Versuchsspiel" für
Debüt, „vertragsmäßige Verpflichtung" für kontraktliches Engagement, „Fest-
aufführung" für Galavorstellung, „Einzelschauspieler" für Solist, und einige andere
durchaus beachtsam und empfehlenswert sein, der von ihm vorgeschlagene Weg
ist zu bedenklich, um sich des ungeteilten Beifalls des besonneneren, nicht blind-
lings alles Ausländische verabscheuenden Teils der Bevölkerung zu erfreuen.
Im Gegenteil! Es dürften nicht allzu viele sein, die in der geschilderten Form
ihrer Abneigung gegen die uns feindliche Welt Luft machen werden. Wir
fürchten sogar, daß der Mann an der „Ein- und Auszahlungsstelle" (bisher
Kassierer), sollte er in früheren Iahren zufällig ein Darsteller glaubhafter und
ansteckender Lustigkeit (bisher Komiker) gewesen sein, des greisen Verfassers Vor-
schläge als spaßhafte „Episode" (nach Lindau „Darstellung eines zur Handlung
zwar nicht unbedingt gehörigen, für diese aber im ernsten oder heiteren Sinne
doch nicht unwesentlichen Einwurfs") auffassen wird.
. Wenn ein in unserer schönen Literatur so hervorragender Schriftsteller, wie der
Verfasser von „Maria und Magdalena", in der Übertragung von heimisch ge-
wordenen Fremdworten keine sehr glückliche Hand gezeigt hat, wie wird es erst

den Geistern zweiten und dritten Ranges ergehen, die im Schweiße ihres Angesichts gewaltsame und geschmacklose Übertragungen durchzusetzen sich bemühen!

Der heutige, nur durch den Krieg unterbrochene Verkehr verlangt für tausend Dinge klare, packende, schnell erklärliche Bezeichnungen, gleichviel aus welchem Sprachgebiet sie hergeleitet werden, wobei wir selbstredend unserer Muttersprache stets den Vorzug einzuräumen bereit sind. Reicht diese dazu nicht aus, und ist keine Aussicht vorhanden, durch gewisse Umschreibungen Bedeutung und Inhalt wiederzugeben, so werden wir ohne Gewissensbisse das Fremdwort weiter anwenden. Eine chinesische Mauer auf nationalsprachlichem Gebiet können und wollen wir nicht errichten. Das Deutschtum hat trotz des allzu großen Reichtums an bei uns nicht bodenständigen Fach- und Sachausdrücken wahrlich keinen Schaden erlitten, wie unser ruhmreiches, aber mit französischen Armeeausdrücken reichlich bedachtes Heer zur Genüge bewiesen hat. Ob der deutschen Bühne solche Änderungen notwendig sind, wie sie Lindau vorschlägt, mögen zunächst die daran Beteiligten prüfen. Das große Publikum wird nur langsam folgen und nur dann, wenn die Neubildungen kurz, treffend und volkstümlich sich erweisen, sich entschließen, von ihnen Gebrauch zu machen.

Legationsrat Dr. Ientzsch:

Athen.

Auf den humanistisch gebildeten Deutschen übt Griechenland zweifellos eine besondere Anziehungskraft aus; wir haben im Gymnasium einen Einblick gewonnen in die klassische griechische Sprache, wir haben Werke griechischer Philosophen und Dichter kennen gelernt, wir haben die Erzeugnisse der griechischen Kunst bewundert. Ich konnte es daher nur freudig begrüßen, daß es mir vergönnt war, einige Iahre in Griechenland dienstlich tätig zu sein.

Athen, die Hauptstadt des Landes, ist wohl stets das erste Ziel des in Piräeus mit dem Schiffe landenden oder von Patras mit der Bahn ankommenden Fremden. Eine Beschreibung der griechischen Hauptstadt in kurzen Umrissen dürfte von Interesse sein.

Athen, weithin in der Attischen Ebene ausgedehnt, hat etwa 180 000 Einwohner, dazu tritt die Hafenstadt Piräeus mit 75 000 Bewohnern. Von drei Parallelstraßen wird Athen durchzogen, und zwar von der „Stadionstraße", die sich von dem „Syntagma- oder Verfassungsplatz" bis zum „Ommonia- oder Eintrachtsplatz" erstreckt, und in der sich die griechische Kammer befindet, von der Universitätsstraße mit der Bibliothek, der Universität und der Akademie der Wissenschaften, und von der Akademiestraße. In der Universitätsstraße liegt das

Haus unseres mecklenburgischen Landsmanns Schliemann, der sich um die Aus, grabungen in Kleinasien und in Griechenland verdient gemacht hat. Sein Haus trägt die Aufschrift in griechischer Sprache: „Palast von Ilion".
Nahe beim Syntagmaplatz erhebt sich das Palais des verstorbenen Königs Georg, ein großer, einförmiger Hausblock, ohne jeden künstlerischen Schmuck, davor ein großer, freier Platz, weder mit Rasen- noch Baumanpflanzungen versehen. Geschmackvoller ist das hinter dem Schloß gelegene Palais, in welchem der frühere Kronprinz, jetzige König Konstantin, wohnt.
Vom Syntagmaplatz gelangt man durch die Amalienstraße, genannt nach der Gemahlin des Königs Otto, zum Zappion, und unweit davon zum Stadion. Der Zappionplat z mit einer Ausstellungshalle und schönen gärtnerischen Anlagen ist eine Stiftung der Brüder Zappas, das Stadion in Marmor, dem antiken Stadion nachgebildet, eine Stiftung des reichen Griechen Av^roff, der dem Staate auch den bekannten Kreuzer Av^roff von etwa 10 000 Tonnen geschenkt hat; dieser Kreuzer hat Griechenland im letzten Kriege gegen die Türken hervorragende Dienste geleistet. Die Griechen, die bekanntlich ausgezeichnete Kaufleute sind, erwerben im Ausland, in Amerika, Ägypten, Rußland, vielfach groß« Reichtümer; reich gewordene Griechen spenden dann häufig Millionen zum Schmucke der Hauptstadt des Landes und anderer Plätze, zur Errichtung von Kunstbauten, von Wohltätigkeits- und Schulanstalten. Im letzten Balkankriege sind von Griechen des Auslands Millionen nach Athen geflossen für die verwundeten und erkrankten Krieger.
Kommt man von der Hafenstadt Piräeus und von Phaleron zur Stadt hin, so fällt der Blick am Eingange Athens in überraschendem Staunen auf die alte, in mäßiger Anhöhe aufragende antike Burg, die „Akropolis". Alsbald nach meinem Eintreffen in Athen hatte ich den Vorzug, auf der Akropolis Vorträgen beizuwohnen, die Professor Dörpfeld, damals noch Leiter des deutschen Archäologischen Instituts in Athen, zur Erklärung der einzelnen Bauten der Akropolis hielt; ständige Besucher waren die damalige Kronprinzliche Familie, jetzt König Konstantin und Königin Sophie, die Schwester des Deutschen Kaisers, mit den jüngeren Prinzen und Prinzessinnen.
Von allen in Augenschein genommenen Ausgrabungen in Griechenland bleibt die Akropolis mit ihren Ruinen das Großartigste. Man steigt hinauf auf gut erhaltenen Marmorstufen zu den „Propyläen", deren nördlicher und südlicher Flügel die ganze Breite der Burg einnimmt.
Dann fällt vor allem in die Augen der Parthenontempel mit seinen imposanten Säulenresten. Im „Parthenon" befand sich das weit ins Land weisende Goldelfenbeinbild der Athene. Der Parthenon war die eigentlichste und heiligste Kunststätte der Athener; hier hatten die großen „Panathenäen" ihren Abschluß, welche alle vier Iahre in Reiterspielen und Wagenrennen, in musikalischen und deklamatorischen Aufführungen zu Ehren des Theseus stattfanden. Theseus

wurde als der eigentliche Gründer Athens angesehen. Der Parthenontempel, das vollendetste Kunstdenkmal des Altertums, gehört der Zeit des „Perikles" an. „Phidias" war der Leiter des Baues und der Schöpfer des plastischen Schmuckes an diesem Kunstdenkmal. Weiter ist auf der Akropolisburg der Tempel der „Nike" und das „Erechtheion" zu nennen, letzteres der Tempel der Stadt- beschützerin „Athena Polias".

Das auf der Akropolis befindliche Museum enthält Skulpturen und sonstige der Burg zugehörige Ausgrabungsstücke. Hervorzuheben sind davon Figuren griechischer Mädchen und Frauen mit wahrhaft klassischen Gesichtszügen; be- wundernswert ist die altgriechische Kostüm- und Haartracht, für deren Studium diese Figuren von besonderer Wichtigkeit sind.

Vor der Akropolis zieht sich ein abgeglätteter Felshügel hin, der Areopag, „Areshügel". Hier tagte der aus vornehmen bejahrten Männern bestehende Gerichtshof, der in alter Zeit über Blutfrevel abzuurteilen hatte; hier fand nach alten Sagen Orestes wegen Ermordung seiner Mutter Klytämnestra Recht durch Freispruch. Am Areopag hielt Apostel Paulus die berühmte Rede, von der uns die Apostelgeschichte erzählt.

Unterhalb des Areopagfelsens, seitlich, erblicken wir das „Theseion", einen durch die Stürme zweier Iahrtausende fast unverletzt erhaltenen, dem Herakles oder dem Theseus geweihten Tempel.

Dem Areopag gegenüber erhebt sich eine breite Felsterrasse unter dem Namen des „Pnyrhügels". Es wurden dort im alten Athen die Volksversamm- lungen abgehalten.

Hervorzuheben ist von antiken Werken die „Mauer des Themistokles", die sich von Piräeus nach Phaleron hinzieht. Gar oft wanderte ich bei dem groß- artigen, in tiefer Breite angelegten Werke am Meere entlang mit dem Blick auf die vielen vorgelagerten Inseln. Die ungeheuern Quadersteine, die zur Er- richtung der Mauer verwendet wurden, haben das Werk gleichfalls mehr als 2000 Iahre bestehen lassen.

An Piräeus schließt sich Phaleron an, in weider Fläche am Meere, mit einem stattlichen modernen Hotel, auf dessen Terrasse ich an Sommerabenden mit Gästen häufig bis tief in die Nacht hinein weilte. Drei große Badeanstalten befinden sich in Neu- und Altphaleron am Meere. In Neuphaleron finden vom Mai ab auch Konzerte statt; dorthin eilen die Athener abends, um nach der Hitze des Tages sich von der Meeresluft abkühlen zu lassen. Wer ruhigere Plätze sucht, fährt oder geht nach Altphaleron.

Von Plätzen außerhalb Athens erwähne ich noch den Villenort „Kephissia", der in dreiviertel Stunden vom Kephissiabahnhof aus, nahe dem Ommoniaplatz, zu erreichen ist. Kephissia ist um zwei Grad kühler als Athen. Reiche Griechen aus Ägypten, auch wohlhabende Athener haben dort größere und kleinere Land- häuser, mit buntgeschmückten Fassaden; die Villen dienen zum Sommeraufenthalt.

Auf der Bahnstrecke von Athen nach Kephissia liegt ein kleines Dorf, „Heraklion", eine deutsche Kolonie, die von König Otto angelegt wurde. Die Kinder sind flachshaarig blond, haben blaue Augen, deutschen Typus, auch die meisten Erwachsenen; es verstehen aber nur noch drei bis vier alte Leute deutsch. Die Kolonie ist völlig vergriecht. Es hat sich in den letzten Iahrzehnten niemand mehr um die Kolonie bekümmert.
Was die klimatischen Verhältnisse Athens anbetrifft, so ist der Sommer sehr heiß; auch ist es recht staubig. Man mag nur einige Schritte über die Straße gehen, und dicker Staub lagert sich auf den Schuhen. Die Athener geben viel auf glänzendes, schönes Schuhzeug. Sobald man sich bei einem der zahlreichen Cafss oder einem Bierhause niederläßt, — es wird schon nicht wenig einheimisches, aber mit unserem bayerischen Gebräu doch nicht zu vergleichendes Bier verzapft —, so stürzen gleich mehrere „Lustros" herbei, um sich der Schuhe zum Abstäuben oder Putzen zu bemächtigen; diese Lustros, bei uns etwa Stiefelputzer, sind Iungens von zwölf bis sechzehn Iahren, die von Unternehmern angeworben werden; sie tragen gleichmäßig graugestreifte Kittel und sind mit einer Nummer am Rock versehen; sie dienen auch zur Erledigung von Aufträgen als Kommissionäre und sind durchaus zuverlässig. Für Abstäuben der Schuhe zahlt man 5 Cts., für Putzen 10 Cts. — 8 Pfg., für sonstige Besorgungen 20 Cts. Lustros finden sich in allen größeren und kleineren Städten Griechenlands; es ist ein recht praktisches Institut. Abends von sieben bis neun Uhr besuchen sie eine Schule.
Der Winter ist in Athen durchaus nicht so warm, wie man denken möchte. Es kommt wohl selten unter null Grad, auch schneit es kaum, aber der häufig auftretende Nordwind verursacht eine recht empfindliche Kälte; dabei sind die Heizvorrichtungen, wenn überhaupt solche vorhanden sind, in den meisten Häusern der primitivsten Art. Die Mittagstunden im Winter, wenn die Sonne scheint, sind allerdings herrlich. Da promeniert die Athener Gesellschaft von zehn bis zwei Uhr auf dem Zappionplatze, der einen herrlichen Ausblick zum Meere bietet. Man glaubt sich hier an die italienische Riviera versetzt. Der Himmel ist auch im Winter von einer wunderbaren Klarheit; geht die Sonne blutrot unter am Horizont, so haben wir vom „Lykabettos" aus, einer Anhöhe bei Athen, mit altem Kloster, ein Bild von Naturschönheit, wie wir es in Deutschland wohl kaum kennen.
Eines Schauspiels möchte ich hier Erwähnung tun, im schönen Mai, das ich im Athener Stadion erlebte. Es wurden die in Korfu vor dem Kaiser aufgeführten Tänze wiederholt; an einem nicht zu heißen Tage, es war Sonntag. Der Hof, die fremden Vertreter, die Athener und Griechen vom Lande hatten sich eingefunden; es mögen 80—70 000 Menschen im Stadion versammelt gewesen sein; schon das bunte Bild der Menge zu schauen, war eine Augenweide. Auf den Marmorsitzen lagen weiche Kissen, so daß es wohl einige Stunden auszu,

halten war. Zwei Kapellen sorgten für die musikalische Unterhaltung. Ein langer Zug von Hunderten von Frauen und Mädchen, mit Blumen und grünen Zweigen in der Hand, bewegte sich von einer Längsseite in das Stadion. Das ganze griechische Festland und die griechischen Inseln waren in mannigfachen und kostbaren Kostümen vertreten. Der Zug löste sich in einzelne Tanzgruppen auf. Die Kostüme der Tänzerinnen reichten meist bis zur Erde, nur wenige erschienen in kurzen Röcken, mit reichem Silber- und Goldschmuck. Die Farben der Gewänder waren hell und auch dunkel. Die Tänze hielten sich in alt-griechischer ruhiger Gangart, mit kurzen Schritten. Der Zug bewegte sich durch das ganze Stadion; vor der Hofloge verbeugten sich die einzelnen Gruppen. Das Ganze machte einen zauberhaften Eindruck; es war ein Bild, wie man es nur im Athener Stadion, unter dem hellblauen Himmel haben kann, zur Seite die Gebirgszüge des „Pentelikon" und des „Hymettos". Ich wohnte auch sonst öfters Olympischen Spielen im Stadion bei, doch erreichten diese, nach meinem Dafürhalten, nicht die Leistungen unserer Turner.

Um noch die Lebensweise der Griechen mit einigen Worten zu berühren, so sind sie in Speise und Trank außerordentlich mäßig; es wird mehr für die Aus-stattung des Körpers mit schöner Kleidung, sowohl seitens der Männer, wie seitens der Frauen, gesorgt, als für die Ausstattung des Magens. Man ißt wenig Fleisch, mehr Gemüse, Grünzeug, Salate und viel Süßigkeiten. Ein Volksgetränk ist der „rezinierte Harzwein". Der Fremde kann sich schwer an diesen Wein mit dem harzigen Geschmack gewöhnen. Im übrigen gibt es er-trägliche Weinsorten vom Weingut des Königs „Tatoi" und von der Deutschen Weinbaugesellschaft „Achaja" in Patras. Herrlich sind die Früchte Griechen-lands, Melonen, Feigen, Pfirsiche in großen Eremplaren, Weintrauben; Äpfel und Birnen sind minderwertiger.

Während meiner Dienstzeit in Griechenland erlebte ich dort den Balkan-krieg. In Athen herrschte beim Beginn des Krieges eine gedrückte Stimmung vor, wohl in der Erinnerung an die Mißerfolge von 1897, wo die Griechen vor den Türken fliehen mußten. Der König, der längere Iahre in der preußischen Armee stand, hat im Verein mit griechischen Offizieren, die ebenfalls ihre mili-tärische Ausbildung aus Deutschland hatten, den letzten Feldzugsplan im Balkan-kriege selbst sorgsam ausgearbeitet und durchgeführt. Die Griechen waren den Türken meist numerisch überlegen. Im Kampfe gegen die Bulgaren waren letztere, nach den blutigen Kämpfen mit den Türken, schon nicht mehr auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit; auch fehlte ihnen die frühere glänzende Führung. Die Griechen waren daher sowohl den Türken, wie den Bulgaren gegenüber vom Glück begünstigt. Unter den griechischen Truppen sollen die „Evzonen", unsere Iägerregimenter, besonders bei Erstürmung von Anhöhen sich gut bewährt haben. Ihre Uniform besteht in einem roten Käppi mit schwarzer Troddel, einem kurzen Rock mit breiten Falten, hellen Trikotbeinkleidern und ledernen Schnabel-

schuhen mit einer Rosette an der Spitze. König Otto aus dem Hause Bayern,
der Vorgänger von König Georg aus dem dänischen Königshause, ist mit Vor-
liebe, wenn er sich in München aufhielt, in Evzonentracht erschienen. In Athen
merkte man vom Kriege nicht viel, bis auf die täglichen Durchzüge von Truppen.
Ein Enthusiasmus, wie bei uns 1870/1871 und zu Anfang des jetzigen gewaltigen
Krieges, war in Athen nicht zu beobachten. Nur bei der Einnahme von Salo-
niki und später von Ianina herrschte lebhafter Iubel, mit Umzügen von Vereinen
und Schulen. Dabei besteht bei solchen völkischen Freudenergüssen die üble
Angewohnheit des Schießens, auch des Scharfschießens, wobei nicht selten schwere
Verwundungen und Todesfälle vorkommen.
Bei der Rückkehr des Königs aus dem Kriege war Phaleron an der Lan-
dungsbrücke und am Meeresgestade entlang reich mit Fahnen und Kränzen
geschmückt. Die Sonne brannte entsetzlich heiß, aber Tausende hielten wacker
aus, bis der König, von patriotischen „Zito"-Rufen begrüßt, an Land ging.
Auch die Straßen Athens, besonders die Stadionstraße, der Syntagmaplatz und
die zum Palais führende Kephissiastraße, waren reich beflaggt und mit Menschen
dicht besetzt. Bei solchen festlichen Anlässen wird die deutsche Flagge auf der
Kaiserlichen Gesandtschaft, auf dem Kaiserlichen Generalkonsulat und im Deut-
schen Klub „Philadelphia" gehißt. Vor der Tribüne, auf der Verwundete in
Begleitung von Schwestern des Roten Kreuzes Platz genommen hatten, hielt der
König und salutierte. Das Athener Volk kam dem Königspaare überall mit
lautem Beifall entgegen. Bei dem einige Wochen später stattfindenden Einzuge
der Truppen herrschte gleichfalls großes Gepränge in der Stadt. Überschreitun-
gen des Trubels waren nicht zu beobachten; das Athener Publikum zeigt bei
solchen Festlichkeiten eine angemessene Haltung. Das trat namentlich auch zu-
tage bei den Beisetzungsfeierlichkeiten des Königs Georg, der einem Attentat er-
legen war.
Von diesem Attentat erfuhr ich auf der Rückreise von Kairo, wohin ich
im März einen Abstecher zu den Königsgräbern von Luror unternommen hatte.
Das auf dem Schiffe aufgefangene Funkentelegramm von dem Attentat erhielten
wir in der Nähe der Insel Kreta. Der auf dem Schiffe befindlichen Griechen
bemächtigte sich eine erklärliche Unruhe. Die aufgeregte Haltung der Bevölkerung
beim Landen in Piräeus, die Flaggen halb Mast gehißt, der Kanonendonner,
das Glockengeläute, ließen bald die Richtigkeit der Drahtmeldung erkennen. Zu
den Beisetzungsfeierlichkeiten trafen Prinz Heinrich und Prinz Ioachim von
Preußen, sowie der jetzige Herzog von Braunschweig ein.
Die Königliche Leiche wurde von Saloniki aus, wo das Attentat statt-
gefunden hatte, in Begleitung von griechischen und fremden Kriegsschiffen nach
Piräeus übergeführt. Sie wurde dann in der „Metropolis", der Hauptkirche
von Athen, aufgebahrt. Namens der deutsch-evangelischen Gemeinde — der
König gehörte der evangelischen Konfession an — legte ich einen Kranz am

Sarge nieder. Die Beisetzungsfeierlichkeiten begannen mit einem Tedeum, dem der Hof, die vom Auslande eingetroffenen Abgesandten, die ständigen Vertreter der fremden Mächte, die griechischen Minister, mit Ministerpräsident Venizelos an der Spitze, Abgeordnete und andere Deputierte beiwohnten. Die Königliche Leiche wurde sodann auf einer Lafette, in langem, wohl zwei Stunden währendem Zuge nach dem Bahnhof übergeführt, um von dort nach „Tatoi", der Sommer-residenz, zur Bestattung weiterbefördert zu werden. Den Zug eröffneten Bischöfe in großer Zahl, aus dem ganzen Lande herbeigerufen, in ihren reich mit Edel-steinen besetzten Gewändern. Trauerflor befand sich an den Flaggen, an Häusern, an den brennenden Laternen. Die Volksmenge hatte Häuser, Terrassen, Dächer und Bäume dicht besetzt. Es herrschte feierliche Stille in der Stadt. Die bunten, mit reicher Gold- und Silberstickerei versehenen Uniformen der fremden Vertreter, Abgesandten und Militärs gewährten ein abwechslungsvolles Bild. Am Bahn-hof waren größere Matrosenabteilungen der im Hasen von Piräeus und in dessen Umgebung verankerten fremden Kriegsschiffe aufgestellt. Unter diesen machte die Matrosenabteilung der „Goeben" wohl den vorteilhaftesten Ein-druck, in ihrer äußeren Erscheinung und strammen Haltung. Ich habe viele fremde Kreigsschiffe gesehen, in Genua, Neapel, in Piräeus, englische, fran-zösische, italienische, griechische, deutsche; ich muß aber, ohne Voreingenommenheit, sagen, daß die deutschen Matrosen in Sauberkeit, in ihrer kräftigen Gestalt, in ihrer Haltung, bei Erscheinen auf dem Festlande, vor den Marinesoldatm anderer Mächte stets angenehm hervortraten. Bei Erwähnung der deutschen Kriegsschiffe bemerke ich, daß es mir vergönnt war, das Weihnachtsfest 1913 auf einem deutschen Kriegsschiff, auf S. M. S. „Viktoria Luise", zu feiern.
Es war mein schönster Weihnachtsabend, den ich im Auslande verlebte, inmitten eines tatfrohen Offizierkorps, eines wohldisziplinierten Kadettenkorps, einer schmucken Marinemannschaft. Es ist dem Auslandsdeutschen immer eine Freude, ein deutsches Kriegsschiff zu betreten, ein Stück vaterländischen Bodens. Neuer-dings war öfters Gelegenheit, deutsche Kriegsschiffe in Piräeus und Phaleron bei Athen zu begrüßen; vor zwanzig, dreißig Iahren, da war die deutsche Kriegs-flagge in den fremden Meeren nur selten sichtbar. Wir wollten ja nicht Kriegs-ruhm mit unserer Flotte erwerben. Wir wollten die deutschen Küsten, den deutschen Kaufmann, den deutschen Staatsbürger im Auslande schützen. Das aber wußten wir, wenn es im Ernstfalle hieße, die nationalen Interessen zu ver-teidigen, so würde die deutsche Flotte, die deutsche Marine Wagemut und Stand-haftigkeit zeigen, der deutschen Art entsprechend. Und so sehen wir in dem jetzigen gewaltigen Kriege, wie die deutsche Flotte bereits viele herrliche Erfolge gegen das feindliche England erzielt hat. Was wir dem Kaiser besonders zu danken haben, das ist die deutsche Flotte in ihrer jetzigen Ausgestaltung und Be-deutung. Die Geschichte wird zweifellos Kaiser Wilhelm N. als den eigent-lichen Schöpfer der deutschen Flotte preisen.

In Athen hatte ich mehrfach Gelegenheit, auf der im jetzigen Seekriege berühmt gewordenen „Goeben" zu weilen, unter Admiral Trummler und seinem Nachfolger, Admiral Souchon.

Bei der Schilderung der griechischen Hauptstadt darf ich nicht vergessen, auch von den in Athen befindlichen deutschen Instituten zu sprechen. Wir haben dort eine deutsche Schule, die von reichsdeutschen, österreichischen, ungarischen und griechischen Kindern besucht wird; sie ist zunächst noch Volksschule; sie soll zur Mittelschule erhoben werden. Der weiteren Ausgestaltung der Schule bracht« ich das lebhafteste Interesse entgegen, besonders bemühte ich mich um die Vermehrung der Kurse für Erwachsene, die von den Griechen schon lebhaft besucht wurden. Die Griechen erkennen, daß sie im Handel und zum Studium der Wissenschaften nicht ohne Kenntnis der deutschen Sprache auskommen. Ferner besteht in Athen ein Kaiserlich Deutsches archäologisches Institut mit etatsmäßigen Beamten und zur Ausbildung beigegebenen Stipendiaten. Es werden dort Vorträge über Ausgrabungen und Fragen aus dem Gebiete der Archäologie gehalten, die ich häufig besuchte. Wir haben in Athen auch einen deutschen Klub, in welchem Reichsdeutsche, Österreicher, Ungarn und Schweizer als Mitglieder aufgenommen werden. Der Klub hat ein eigenes Heim mit großem Saal, mit Kegelbahn und sonstigen Gesellschaftsräumen. Hier werden die deutschen Nationalfeste gefeiert.

Von Reisen in das Innere des Landes erlaube ich mir später zu berichten.

Geheimrat Pros. Ed. König:

Die Ästhetik als Norm der Menschenwürdigung.

Den Herrschaftsbereich des ästhetischen Maßstabes hauptsächlich gegenüber der ethischen Norm in der Kulturgeschichte zu beobachten, hat mir schon lange als ein anziehendes und wichtiges Thema vorgeschwebt. So will ich es denn jetzt wenigstens in bezug auf die Literatur zu bearbeiten versuchen, deren Studium mir am nächsten liegt. Vielleicht findet sich später Gelegenheit, denselben Gesichtspunkt durch ein anderes Literaturgebiet hindurch zu verfolgen, und die richtige, d. h. die vergleichende und geschichtliche, Lösung eines Problems kann ja überhaupt nur dann auf solide Weise unternommen werben, wenn die einzelnen zu vergleichenden Gebiete erst für sich selbst unter dem fraglichen Gesichtspunkte durchforscht worden sind.

So lade ich denn die Leserinnen — denn sie geht ja die Behandlung

des erwähnten Themas in erster Linie an — und Leser ein, mir in die althebräische Literatur zu folgen, und erlaube mir, ihnen die Frage vorzulegen, ob sie die ersten Frauennamen kennen, die nach Eva, der „Daseinsspenderin" (oder Nllmutter), im hebräischen Schrifttum begegnen. Nun, diese Namen heißen Ada „Schmuck" oder „(strahlender) Morgen", Zilla „Schattenspenderin" und Na°ama „Anmut oder Lieblichkeit". Welche deutlichen Anzeichen davon, daß an dem weiblichen Wesen schon damals die Pracht der äußerlichen Erscheinung als Quelle des Entzückens für die Umgebung hochgeschätzt wurde! Die körperliche Grazie ist als Vorzug von Frauen in derselben Literatur aber oft noch deutlicher hervorgehoben. Denn daß sie „schön" gewesen sind, findet der hebräische Geschichtsschreiber auch an den Patriarchenfrauen erwähnenswert. So ist es betreffs Sara und anderen gemeldet, und das Interesse des Erzählers für die Schönheit der Frauen blickt auch aus den Worten heraus, die den Unschönen gewidmet sind, wie z. B. „Lea hatte ein blödes Gesicht", d. h. sie entbehrte des feurigen Auges, das nicht bloß an den Orientalinnen hochgeschätzt wird. Um wenigstens noch einige Belege zu geben, so sei daran erinnert, wie der Schwiegervater Simsons diesem seine jüngere Tochter mit den Worten: „Die ist schöner, als sie (die ältere)" rühmt, und „Schönheit" verlieh auch einem kriegsgefangenen Weibe einen besonderen Wert (5. Mos. 21, 11). Bekannt ist ferner, mit wie zarten Tinten, aber auch mit wie satten Farben die weibliche Schönheit im Hohenliede gezeichnet wird. Die ersteren finden sich naturgemäß auf Sulamiths Palette. Sie drückt das Bewußtsein ihrer Grazie nur mit den so bescheidenen Worten aus: „Ich bin eine Blume zu Saron (eine Ebene am mittelländischen Meere), und zwar eine Lilie im Tale". Dem Munde des entzückten Liebhabers aber entströmen solche Äußerungen, wie die folgenden: „Siehe, meine Freundin, du bist schön: deine Augen sind wie Taubenaugen zwischen deinen Zöpfen u. s. w." (4,1), oder „Wer ist, die hervorbricht wie die Morgenröte, schön wie der Mond, auserwählt wie die Sonne?" (6,10) oder „deine Höhe ist gleich der der Palme" (7,8).

Ja, in der althebräischen Geschichtsschreibung wird die Schönheit einige Male auch in der Charakteristik von Männern erwähnt. So geschieht es zuerst bei Joseph, daß er als „schön an Gestalt und schön von Aussehen" beschrieben wird (1. Mos. 39,6). Sodann Davids Schönheit wird zweimal betont: „er war rötlich (d. h. hatte einen lebhaften, blutdurchströmten Teint), hatte schöne Augen und war trefflich von Aussehen überhaupt". Vollends der Prinz Absalom aber übertraf alle Männer an Schönheit (2. Sam. 14,25). Wegen solcher hervorragenden Schönheit wird auch ein König in dem Hoch, zeitsliede Ps. 45 (V. 3) gepriesen. Die zwei noch übrigen Fälle, wo das Wort „Schönheit" in bezug auf Männer von althebräischen Schriftstellern

ausgesagt wird lHes. 28, 12 und Ies. 33, 16), sind noch im weiteren Verlaufe der Darlegung zu besprechen.

Indes der bewundernde Ausruf, mit dem nach der hier hauptsächlich betrachteten Literatur der erste Mann das erste Weib begrüßte, lautete doch nicht: Wie schön ist sie! Jener bekannte Ausruf „Diese ist d a s Mal Gebein von meinem Gebein u. s. w." hat vielmehr den Sinn: dieses Wesen ist nach Bau und Aussehen mit mir verwandt. An diesem Wesen bemerkte der Mann — einmal ist es doch zuerst geschehen, schalte ich für die Bibel-skeptiker ein — den aufrechten Gang, das nach oben gerichtete Antlitz, das seelenvolle Lächeln und den geisterfüllten Blick, lauter Eigenschaften, die sie als die verständnisinnige Helferin, als den guten Kameraden des Mannes charakterisierten. Gewiß ferner sind wir als Kinder mit dem greisen Ober, knechte Abrahams auf die Brautschau nach Mesopotamien gezogen und haben uns mit ihm auf den Rand des Brunnens von Charran (oder Carrhae) gesetzt, aber haben wir uns nicht auch alle über die erste Eigenschaft ge-wundert, an der er die für den Sohn seines Herrn passende Braut erkennen wollte? Wenn es die Schönheit gewesen wäre, hätten wir uns gewiß weniger gewundert. Zu unserem Befremden war es aber die gutwillige Dienstfertigkeit, mit der das junge Mädchen dem müden und durstigen Wanderer einen Labetrunk darreichte (1. Mos. 24, 12—14). Ja es ist eine in ihrer Einfachheit frappierende Art, wie Rebekka am Brunnen zu Charran durch scheinbar selbstverständliche Gefälligkeit sich ihren Bräutigam gewann. Aber dieses Mittel war doch eine Tugend, und auch dieser einfache Edelstein glänzt in hinreichend intensivem Feuer, wenn die Gesamtbeschaffen-heit der zu einem solchen dienstwilligen Verhalten bereiten Seele als die goldene Fassung dieses Edelsteins hinzugenommen wird.

Die ästhetische Schätzung des Menschen und speziell des Weibes hat auch im althebräischen Denken eine Rivalin an der ethischen Schätzung bekommen. Das lehrt uns schon jene Szene am Brunnen zu Carrhae. Aber das erkennen wir auch aus einer langen Reihe anderer Spuren. Denn schauen wir nur hin auf den zahlreichen Zug von hervorragenden Frauen, den die althebräische Literatur uns vorführt! Da sehen wir eine Mirjam, die Schwester Moses, eine Debora, eine Iael, eine Rizpa, eine Michal, eine Athalja, die sogar die Königsherrschaft sechs Jahre lang ausgeübt hat. Bei ihnen allen ist Schönheit nicht als ein Moment ihres Wesens erwähnt, und doch tat dieser Mangel ihrer Größe keinen Abbruch. Ein ganzes Büchlein sogar ist der Moabiterin Ruth, der Urgroßmutter Davids, gewidmet. Wie gut versteht sich sein Verfasser auf Kleinmalerei überhaupt, und wie sehr ist er vollends in der Charakterisierung von Personen ein Meister! Man denke doch nur an die Abschiedsszene zwischen der alten Naemi und ihren beiden Schwiegertöchtern, oder begleite die Ähren lesende

Ruth unter den Schnittern und Schnitterinnen des Boaz! Aber braucht
der Erzähler, um seine Heldin interessant zu machen, die Schönheit? Nach
diesem Worte wirst du vergeblich in dem Büchlein suchen.
Sodann wird die Schönheit in dem althebräischen Schrifttum auch
nicht bloß als eine vergängliche Größe hingestellt, von der es heißt: „Schön-
heit wird verzehrt wie von Motten" oder „ein bloßer Hauch ist Schönheit"
(Ps. 39, 12; Spr. 31, 30). Vielmehr wird die bloße Relativität ihres Wertes
auch überhaupt betont: sie muß sich mit der Güte des Willens verknüpfen,
wenn sie wirklich wertvoll sein soll. Das drückt ein Spruchdichter fast
allzu drastisch in 11, 22 aus. Ein anderer sagt es wenigstens feiner so:
„Lieblich und schön sein — für sich allein — ist nichts" (31, 30). Am
überraschendsten aber ist es, daß in demselben Hohenlied« neben der di-
thyrambischen Verherrlichung körperlicher Vorzüge des Weibes auch eine
Lobrede auf das durch sittliche Größe ausgezeichnete Weib gelesen wird.
Denn die schöne Sulamith, die vom liebeglühenden Bewerber in psychologisch
erklärlicher Weise auch als schlanke Palme gefeiert wird, diese Sulamith
wird am Schlusse der Dichtung deswegen gepriesen, weil sie ihren Brüdern
die Versicherung geben kann, daß sie dem ungeliebten Bewerber gegenüber
eine „Mauer" (d. h. eine uneinnehmbare Burg) gewesen sei (8, IN) und
so sich als ein Weib erwiesen habe, das sich zum Frieden hindurchringt.
Sie hat ihrem schon vor Salomos Bewerbung geliebten Hirten die Treue
gehalten, und solche echte Liebe wird ja im Hohenliede mit den Worten
gepriesen: „Liebe ist fest wie der Tod, eine gottentzündete Flamme" (8, 6).
In der Schlußszene des Hohenliedes steht gleichsam eine Verkörperung
der Grundsentenz vor uns, die im hebräischen Geistesleben über das richtige
Verhältnis von ästhetischer und ethischer Würdigung
des Menschenwesens gefällt worden ist. Die Veranschaulichung dieses Grund-
urteils wirkt aber um so eindrucksvoller, als sie in der übrigen althebräischen
Literatur keineswegs eines gestaltenreichen Hintergrundes entbehrt. Einen
solchen Hintergrund der Schlußszene des Hohenliedes darf man aber in
allen den Gestalten des althebriiischen Schrifttums sehen, aus deren Zügen
uns der Adel geistiger Tugenden entgegen leuchtet.
Denn um zunächst auf die formalen Tugenden, die, wie z. B.
Opferfiihigkeit und Treue, in allen Pflichtenkreisen betätigt werden können,
einen Blick zu werfen, wer steht nicht voll Bewunderung vor der Auf-
opferungsfähigkeit von Iephtahs Tochter (Richt. 11, 30 ff.)? Anstatt zusammen-
zuknicken, steht sie aufrecht. Anstatt in Klagen über das ihr drohende Schicksal
auszubrechen, ermutigt sie vielmehr ihren Vater zur Leistung des gegenüber
Gott ausgesprochenen Gelübdes. Eine wahrhaft große Tochter, die lieber
das Schwerste erleiden will, als daß ihr Vater wortbrüchig werden soll!
Sie erinnert uns an Esthers Wagemut, die einen Bittgang zum Könige

für ihr Volk mit den Worten: „Komme ich um, so komme ich um" unter, nimmt (Esth. 4, 10). Aber übersehen wir neben diesen heroischen Tugenden doch auch die Tugend des Fleißes nicht, die einem Veilchen gleich oft im Verborgenen blüht! Jedenfalls der hebräische Spruchdichter hat es nicht verschmäht, dieser einfachen Tugend das schöne Wort: „Ein fleißiges Weib ist die Krone ihres Mannes" zu widmen (Spr. 12, 4). Ein solches Weib ist gewiß auch keine „Zarte und Weichliche, die nicht versucht hat, ihre Fußsohle auf die Erde zu setzen" (5. Mos. 28, 56), und wie sehr wird die Verschwendungssucht von Frauen von den großen Rednern Israels (Ies. 3, 16 ff. u. s. w.) gegeißelt!

Ferner wie viele Vertreterinnen materialer Tugenden, die in einzelnen speziellen Pflichtenkreisen ihre Werkstatt« besitzen, werden vor unserem Geisiesauge lebendig, wenn wir es nur nicht verschmähen, auch der althebräischen Literatur wieder einmal unseren Blick zuzuwenden! Oder kann jemand ohne Bewegung an dem Bilde von Rizpa vorüber- gehen? Sie hat ja einen ganzen wolkenlosen Sommer Palästinas hindurch bei den Leichen ihrer Söhne und Stiefkinder gesessen, hat bei Tage die Raubvögel und bei Nacht die Schakale abgewehrt (2. Sam. 21, 10). O herzerschütterndes Bild der Mutterliebe! Neben dem Blick für sie besitzt der hebräische Geschichtsschreiber auch ein Ohr für den klassischen Ausdruck der kindlichen Pietät, den Ruth in den Worten: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, nur der Tod soll mich und dich scheiden" gegeben hat. Zu Rizpa und Ruth gesellt sich als eine Pflegerin einer nur im Familienleben zu betätigenden Tugend jene Prinzessin Michal und spätere Gemahlin Davids. Denn was tat sie, als die Pflichten der Tochter und der Gattin in ihrem Leben zusammenstießen? Sie bewahrte zugleich ihren Vater vor einer Gewalttat und rettete ihren« Manne das Leben. ^

In jenem gestaltenreichen Hintergrund der Schlußszene des Hohenliedes reihen sich weiter Frauen als Musterbilder des Patriotismus an. An der Spitze dieser Schar läßt der hebräische Geschichtsschreiber aber Moses Schwester Mirjam einherschreiten, die unter Paukenschlag im Reigentanz das Ereignis feierte, wodurch ihr zwischen den nachsetzenden Bedrücker und die Wasserwogen eingekeiltes Volk aus Not und Tod gerettet wurde. Derselbe Geschichtsschreiber erwähnt auch, wie später hebräische Frauen die Kriegs- taten der Helden mit vollem Verständnis, ja mit scharfem Urteil verfolgten und so nach Goliaths Besiegung durch ihren Gesang „Saul hat tausend geschlagen, aber David hat zehntausend geschlagen" in Sauls Brust den ersten Keim der Eifersucht auf Davids Volksbeliebtheit senkten. Aber die erlauchte Schar von edlen Frauen, an der das Auge eines dankbaren Volkes mit Verehrung hängt, umfaßte nicht bloß willkommene Beifallsspenderinnen für heldenhafte Männertaten. Nein, auch Fahnenträgerinnen stehen da,

wie Debora, die in der Bedrängnis ihres Volkes mit eigener Hand das Panier zur Abschüttelung des fremden Joches entfalten. Unter diesen Frauen kühnen Entschlusses und furchtloser Energie wird freilich auch eine Iael gepriesen, die mit einer unerschrockenen Hand auch kühl berechnende List gegenüber dem Feinde verband (Richt. 5, 24 ff.). Aber die Erinnerung Israels verweilt doch ebenso teilnehmend bei dem von Nachtdunkel und Morgenschimmer gleich sehr bedeckten Bilde einer Schwiegertochter des Richters Eli (1. Sam. 4, 19 ff.). Als sie von der Niederlage ihres Volkes, dem Verluste des israelitischen Nationalheiligtums und dem Tode ihres Mannes hörte, da trat einer jener ergreifenden Momente ein, wo das wahre Bewußtsein eines Volkes gleichsam sichtbare Gestalt annimmt und als Herold eines neuen Tages durch die Gaue des Vaterlandes schreitet: ihren Geist aushauchend, gab jene Frau dem neugeborenen Sohne den Namen „Nicht-Ehre" (Icabod) und hat ebendamit den Entschluß zur Tilgung dieser Schmach in die Seele ihres Volkes gesenkt. Ungenannt und doch mit leuchtenden Farben in das Buch der Geschichte gezeichnet, führt sie zugleich den Chor der Frauen Israels an, welche durch die Glut ihrer Religiosität das geistliche Staatswesen ihrer Nation erhalten halfen.

Wie sehr die ethische Würdigung des Weibes durch den Geist der wahren Religion immer mehr in den Vordergrund von Altisraels Kulturbewußtsein gedrängt wurde, erkennt man noch besonders deutlich aus dem berühmtesten Abschnitt des althebräischen Schrifttums, der hierher gehört. Ein so viele Hunderte von Jahren älterer Vorgänger des Nachrufs auf Johanna Sebus, pflegt dieser Abschnitt „das Lied vom braven Weibe" genannt zu werden und bildet den Abschluß des Buches der Proverbien. In diesem alphabetischen Akrostichon — daher zweiundzwanzig Verse gleich der Zahl der hebräischen Buchstaben umfassend — reflektieren sich wie in einem Spiegelbilde alle einzelnen Normen der Wertschätzung des Weibes, die in der obigen Dar, stellung nach und nach vor unser Auge traten: die Zurückdrängung der körperlichen Vorzüge bei der Beurteilung des Wertes einer Frau (V. 30), die Betonung der geistigen Begabung (V. 10 f. u. s. w.), die formale Tugend des aufopferungsvollen Fleißes (V. 13), die Materials Tugend der Mutterliebe und Gattentreue (V. 11), wenigstens indirekt die hochgesinnte Anteilnahme an Wohl und Wehe des Vaterlandes (V. 23). Ja, auch folgende zwei Grundlagen für die Wertschätzung des Lebensgehaltes einer Frau hat der Dichter uns nicht zu vergessen gelehrt: die Wohltätigkeit gegen die Armen (V. 20) und die Gottesfurcht. Denn die Worte: „Ein Weib, das den Ewigen fürchtet, soll man loben" bilden den ergreifenden Schluß-akkord jener Dichtung. Also Religiosität, die im weiblichen Gemüt immer und überall ihr stärkstes und reinstes Altarfeuer besessen hat, ist das unterste Fundament, auf dem die Würdigung des Weibes in der hebräischen Literatur

sich aufbaut, und dieses Urteil wird auch schließlich Recht behalten. Denn aus dem steten Aufblick zu dem Weltgeist und aus dem seiner Weisheit vertrauenden Überblick über die Weltverhiiltnisse wird ja das sicher treffende Urteil im Denken, die feine Scheu vor allem Niedrigen im Gefühl und der zarte Takt im Gebiete des Wollens und so jene herrliche Trias geboren, die der Altmeister Goethe wohl meinte, wenn er seinen „Faust" mit den Worten schloß: „Das Ewig<Weibliche zieht uns hinan".

Zugleich die ursprüngliche Stärke und zugleich das spätere Erlahmen des Einflusses, den das Schöne auch sogar auf unsere Menschenwürdigung ausübt, spiegelt sich in der Tatsache, daß der Ausdruck „schön" und die mit ihm verwandten Wörter vielfach auch im übertragenen Sinne gebraucht wird. Kräftig der Seele vorschwebend, sind sie auch über das engere Gebiet des Ästhetischen hinaus erobernd vorgedrungen und sind glänzende Surrogate für die Ausdrücke „trefflich, nützlich, passend, wertvoll überhaupt" u. s. w. geworden. Der Grad, in welchem dies geschehen ist, wirft endlich auch noch einen — obgleich nur indirekten — Lichtstrahl auf die Macht, die dem Begriffe des Schönen in der betreffenden Volkskultur eignete. Deshalb soll auch die Frage, ob diese gleichsam nachwirkende Herrschaft der Schönheit als eines Maßstabes der Menschenschätzung auch in der althebriiischen Literatur« sprache sich zeigt, nicht ungestellt bleiben, wenn sie auch nur erst an dieser Stelle der Auseinandersetzung aufgeworfen wird, weil ihre Beantwortung das Thema vom Einflüsse des Schönen auf die Menschenwürdigung doch nur indirekt berührt.

Wie wenig nun im Althebräischen die Bezeichnungen „schön, Schönheit, schön sein" den übertragenen Sinn von „trefflich u. s. w." bekommen haben, kann schon daraus ersehen werden, daß dieser metaphorische Gebrauch der erwähnten Ausdrücke in dem neuerdings erschienenen größten Wörterbuch der hebräischen Sprache, dem großen English-Hebrew Lerikon, (1906), gar nicht ausdrücklich behandelt ist. In der Tat taucht dieser übertragene Sinn von „schön" u. s. w. im Althebräischen nur erst halb und halb und selten an der Oberfläche der Literatursprache empor: die „Schönheit" des israelitischen Königs im allgemeinen (Ies. 33, 16) bezeichnet natürlicherweise dessen Herrlichkeit, und so bezeichnet auch die „Schönheit" des Königs von Tyrus, nicht eines bestimmten Herrschers dieser Stadt, den Glanz oder die Pracht dieses Königs (Hes. 28, 12), und so spüren wir die über sein eigentliches Gebiet hinausgreifende Herrschaft des Ausdrucks „Schönheit" noch in den Worten „die Schönheit (d. h. die Trefflichkeit) seiner Weisheit" (28, ?) und sonst noch ein paar Mal bei diesem späteren Autor, wie in 16, 13.

Indes ich will die Leser keineswegs mit lerikographischen Einzelheiten beschweren, obgleich Sprachgeschichte und Kulturgeschichte in einer engen Wechselbeziehung stehen, und es doch in der Tat auch von geistesgeschichtlichem

Interesse ist, baß diese übertragene Bedeutung von „schön" im Neuhebräischen ziemlich gebräuchlich ist, wie auch das jüngste Wörterbuch des Neuhebräischen — es ist von Gustav Dalman — belegt.

Eine noch viel bedeutsamere Tatsache der Kulturgeschichte ist aber diese, daß das Adjektivum „schön" innerhalb der ganzen althebräischen Literatur nur von einem einzigen Autor im übertragenen Sinne verwendet worden ist. Dies ist der Verfasser des Buches, das „der Prediger Salomonis" genannt zu werden pflegt, das aber die späteste Schrift des Alten Testaments ist und speziell nach meinem Urteil (vgl. meine „Geschichte der alttestamentlichen Religion kritisch dargestellt" (1912), S. 554) erst unter dem König Alerander Iannäus (104—78) geschrieben worden ist. In diesem Buche liest man: „Es ist schön, zu essen und zu trinken u. s. w." (3, 11). Warum aber ist diese Tatsache noch ganz besonders lehrreich? Weil der metaphorische Gebrauch des Wortes „schön" in diesem späten Buche auf Einfluß deS griechischen Sprachgebrauchs beruht.

Gewissermaßen etwas Tragisches aber muß man darin sehen, daß gerade bei den Griechen das Wort für „schön" überaus häusig einen uneigentlichen Sinn bekam. Die für das eigentliche Schöne so voll empfängliche Volksseele des Hellenentums zahlt bei diesem Sprachgebrauch zwar mit Münzen von alter Prägung, aber sie zahlt damit einen Tribut der Huldigung für andere Normen der Wertschätzung.

Myrrha Tunas:

Der Krieg im Volksglauben der Germanen.

Die eigentliche Menschheitsgeschichte für die Urgermanen beginnt in Kälte und Nacht, in der Finsternis, die in der symbolischen Gestalt der Riesen gegen die klaren Kräfte des Tages und der Wärme, gegen das Licht — die Götter — kämpft. Krieg war demnach der Anfang der Welt, Krieg zwischen Göttern, dem segenspendenden Licht, und Riesen, der Unsegen verbreitenden Finsternis. Und nach germanischem Urglauben wird Finsternis dem Licht entgegen arbeiten und Unrecht auf Erden geschehen, solange als die herrschenden Zeitläufe an-halten. Daraus entsprang die große Tragik germanischer Weltanschauung: ein endloser Kampf wird und muß sein bis zum letzten großen Kampf, der großen Sühne, — dem Weltuntergang.

Die Griechen legten den siegreich beendeten Kampf ihrer Götter weit, weit zurück in die Vergangenheit und ließen ihre Götter in harmlosen Freuden und menschlich-allzumenschlichen Geschehnissen die Wonnen des Olymps genießen.

Der Germanen Tiefsinn dagegen erachtete das Leben — im weiten Sinn alles
Werdenden verstanden — als fortdauerndes Ringen der finsteren gegen die
lichten Mächte, solange die gleichen Bedingungen und Folgerungen den Lauf
des Lebens beeinflussen.
Germanische Götter wie germanische Männer waren Kämpfer.
Darum war der Germanen Wollen und Können, ihre Kräfte und ihre
Künste auf den Krieg eingestellt. „Krieg", als in der uns geläufigen Bedeutung,
ist jedoch jüngerer Entstehung als das mhd. „lcriee", welches die Bedeutung
von „Anstrengung, streben nach etwas" hatte; gleich das ihm zugrunde liegende
„kriegen" soviel sagte, als „sich anstrengen gegen etwas". Der Krieg war also
nach germanischem Fatalismus eine unabänderliche Anstrengung aller Lebenden
gegen die finsteren, verderbnisbrütenden Mächte, ein Streben gegen dieselben in
wilder todesverachtender Sehnsucht nach der letzten Sühne, die nach sich bringen
wird den vollendeten Sieg, dem ein unzerstörbarer Friede folgen wird.
Dieser Gedankengang drückt sich auch in der Gestaltung germanischer Gott-
heit aus. Der oberste Gott der germanischen Urzeit war Tius, der Erhabene,
Gewaltige, der Himmelsgott, die Verkörperung der Sonne. Er war, als oberster
Gott nach germanischem Empfinden selbstverständlich, Kriegsgott. Er war
der uralte, lichte Himmelsgott mit sonnenähnlichem Charakter, dem alles Leben
zu verdanken und Untertan war. Er galt als das allgewaltige, stärkste Wesen,
voll Kühnheit und Unerschrockenheit; er allein hatte Mut, ,den furchtbaren
Fenriswolf, der zur Götterdämmerung eine gewaltige Rolle spielen wird, zu
fesseln und zu füttern. Doch nun das Tragische seiner Göttergestalt. Der Wolf
beißt Tius' rechte Hand ab, als er, von dem Gott gebunden, sich nicht wieder
befreien konnte. Tius ist einhändig. Und Fenris, in dessen Besitz die Götter-
hand, ist Loges Sprößling; mit einer Riesin erzeugte er dieses Sinnbild der
Finsternis und Gewalttätigkeit. In Loges Besitz ist demnach ein Teil des all-
mächtigen Gottes. Loge aber ist das Prinzip des Unstäten, Wunscherfüllten, das
zwischen Gut und Böse schwankt, zu jedem gleich stark hingezogen und abgestoßen;
er bringt die Verwirrung in die Welt. Wird nun Loges Name, der nordischen
Ursprungs, zwar bei den Germanen nicht erwähnt, so war doch der ganze Be-
griff seiner Gestalt den alten Germanen wohl bekannt und wurde später im Gott«
Donar ausgedrückt, aus welchen vereinten Begriffen sich schließlich der durch-
aus christliche Teufelsbegriff entwickelte. Die Gestalt des Wolfes — im Norden
Fenriswolf —, welche das Licht der Sonne und des Mondes zu verschlingen
droht, war wohlbekannt bei den Germanen. Sie hatte ihren Ursprung in Mor-
gendämmerung und Nachtanbruch, sowie in Mond- und Sonnenfinsternissen,
was alles der urgermanische Volksglaube auf gewaltige Kämpfe zwischen Licht
und Finsternis zurückführte.
Nun war in der Urzeit dem Sonnenlicht, Tius, dem Bezwinger der Finster-
nis, die Gewalt der Herrschaft gegeben. Er war oberster Kriegsgott, der Ge-

Walt und Macht hatte nicht nur über die Kämpfe auf Erden, sondern desgleichen über die Kämpfe der Naturgewalten. Aber auch als Gott stand er nicht über dem Kampf, sondern leidend, strebend mitten darin —: er allein vermochte zwar den Wolf, die Verderbnis sinnende Finsternis, in Ketten zu halten, aber seine Rechte blieb in dessen Macht. —

Bei fortschreitender Kultur wurde der leuchtende Sonnengott mit seiner Urkraft verdrängt und der Gott des Wissens, der Erfindung, der Dichtkunst, des Verstandes, der Kulturgott im vollendetsten Sinn des Wortes, nahm seine Stelle ein: Wodan wurde oberster Gott. Die Intelligenz siegte über die rohe Urwüchsigkeit.

Anfangs fristete Tius einzig als Kriegsgott, ohne seine sonnenähnliche Obergewalt, eine göttliche Verehrung neben Wodan. Aber allmählich mußte er auch diese endgültig abtreten: Wodan, das geistige, göttliche Wesen — im Gegensatz zu Tius, dem natürlichen —, tritt die Herrschaft über die Kriegsereignisse an. Und die schönste Sage der germanischen Mythologie schließt sich ihm an: die Sage vom Heer der Erschlagenen und seiner hellen Götterburg, die eng verwandt ist mit der nordischen Sage von Walhall (Totenhalle) und den Einherien (gefallene Kämpfer).

Sicher ist anzunehmen, daß schon der Volksglaube der Urgermanen in Wodan den Gott sahen, welcher die Toten zu sich nahm. Doch ist sehr wahrscheinlich, daß es sich zur Urzeit um alle Tote handelte, die im Kampf des Lebens gefallen waren. Mit der Zeit wurden es aber nur diejenigen, welche auf dem Schlachtfeld gefallen waren. Dies erhöhte naturgemäß den Todesmut und die Kampfesfreude der Germanen ungeheuer.

An ein Leben nach dem Tode glaubten die Germanen schon zur Urzeit. Sie scheuten daher stets den Tod auf dem Siechenlager des Greises, denn, da sie an ein Weiterleben nach dem Tode glaubten, wollten sie zu dieser Herrlichkeit eingehen, ohne die Schwächen und Gebrechlichkeiten des Alters, in der Vollkraft ihres Lebens. Von hier bis zu dem Wunsch, im höchsten Kraftgefühl und in höchster Kraftleistung, im Kampfe, zu sterben, war nur ein folgerichtiger Gang des Glaubens. Iedenfalls stammt der Glaube an die Totenburg aus der Zeit, als Wodan noch nur Gott des nächtlichen Himmels und somit Totengott war. Erst als Wodan Sonnen- und Kriegsgott war, brauste er im Sturmwind nicht mit dem Totenheer, sondern nur mit dem Heer gefallener Krieger durch die Lüfte. Und die gefallenen Helden, dem höchsten Gotte zu eigen, gingen einem Ienseits ent, gegen, das sich der Volksglaube als ein nie endenwollendes Kämpfen vorstellt. Denn wenn die Dämmerung der lichten Walhall-Tage sich neigt, erstehen die während der Tageskämpfe gefallenen Streiter in alter Stärke und Kraft — zu neuem Kampf.

Mit Wodan tritt ein stark erweiterter Volksglaube in bezug zum Kriege auf.
Vor allem lehrte nach germanischem Volksglauben der Siegesgott Wodan den

Germanen die Keilform der Schlachtordnung. Diese, gegen die Römer so er-
folgreich angewandte germanische Angriffsform läßt sich bei den Deutschen bis
ins elfte Iahrhundert verfolgen. Manch ein Volksglaube, der in engem Zu-
sammenhang mit Wodan steht, erhielt sich in einzelnen Gegenden noch bis zum
heutigen Tag. So z. B. der Glaube, daß viel Sturm — Wodan zeigt sich im
Sturm — Krieg bedeutet.
So baute der Volksglaube den Kampf unter dem Einfluß der harten Römer-
kämpfe immer weiter aus. Die notreiche Zeit schuf auch den Glauben an die
Schlachtenjungfrauen, die Walküren.
Stets hatten die Germanen in den dahinziehenden Wolken göttliche Mäd-
chen gesehen, die im Dienste der Gottheit stehen. Als Wodan Kriegsgott wird,
werden diese Wolkenjungfrauen zu kriegerischen Walküren, die zwar am Kampfe
nur ausnahmsweise teilnehmen, aber, vom Sturm gejagt, zum Kampfplatz ziehen
und die Seelen der vom Schlachtgott erwählten Todesopfer nach Walhall tragen.
Auch kam erst durch die Walküren der Begriff des „wählens" auf, der „Auser-
wählten, der Lieblinge des Schlachtgottes", die aus den Kämpfern auf dem
Schlachtfelde von den göttlichen Iungfrauen hinweggetragen werden. Denn das
ahd. und mhd. „valstut" hat nur die Bedeutung von „Kampfplatz", sowie
Wodans Epitheton „valtnör" eigentlich nur „Totenvater" bedeutete; das altnord.
„val^rja" hingegen „die göttliche Iungfrau, die unter den Gefallenen aus-
wählt".
In diesem Glauben an die vorausbestimmende, auswählende Kraft des
Schlachtengottes wuchs der ungebändigte Mut, der seinem Schicksal doch nie
entgehen kann. Wie ja der Kampf des furchtlosesten, todesmutigsten, leuchtend-
sten Helden Siegfried nur dem Untergang entgegenführt; fruchtlos aller Mut ;
als Naturmythos: die Frühlingsklarheit und Sommersonne, die, wie es ihr
Schicksal in sich trägt, im Kampf mit der Winterkälte erliegt. Aus aller Runen
Weisheit, die die Walküre dem forschenden Siegfried eröffnet, klingt ja hindurch
die eine Schicksalsrune, die sich in Siegfried erfüllt: „Alles Unheil ist Schicksal".
Aber wie der Frühling sich nur im Winter verbirgt, um frisch und jung seine
Laufbahn wieder anzutreten, so wird dem germanischen Volksglauben zufolge dem
endlosen Kampf, in dem Götter und Helden erliegen, einst Muspelli (der Welt-
untergang durch Feuer) folgen, der letzte große Sühnekampf zwischen Gott,
Mensch und Finsternis. Und nach diesem Kampf wird folgen nicht nur ein
neuer Frühling, ein neuer Siegfried, nein, der „Sieg-Frleden".
Tius, der starke, allmächtige Sonnengott, mußte den finsteren Mächten seine
Hand lassen, und sie blieb in deren Besitz trotz allen göttlich-starken Kampfes;
Wodan ließ sein eines Auge zurück, um zu erfahren, daß all seine göttermächtigen
Kämpfe gegen die finsteren Unholde fruchtlos; Siegfried, der furchtloseste, lich-
teste Held, muß sein Leben geben, das ränkespinnende Verderben höhnt seiner
göttlichen Heldenkraft.
?

Und so ist denn der Kampf jedem kraftvollen, freien Wissenden ebenso Bedingung, als auch Untergang; bis zum letzten furchtbaren Kampf, wo der Weinbrand die Weltesche verzehrt, die Wölfe die Lichtgottheiten, Mond und Sonne, verschlingen und die Streiter aus Riesenheim zur Götterburg stürmen, beim Klange von Heimdolds Horn. Die Erde sinkt in das Meer, die Sonne erlischt, die Sterne sinken hernieder, die Waberlohe verschlingt alles Leben. Doch „dann," so heißt es in der Edda, „hebt sich die Erde zum andern Male in ewigem Grün aus dem Grunde der See; es schwindet die Flut unterm schwebenden Adler ," eine neue, eine vollendete Welt ersteht. Und statt aller UnVollkommenheiten, die den Frieden untergraben, wie Begierde, Gewalt, Neid und Streit, wird Liebe, Gerechtigkeit, Unschuld, Freude herrschen , nach allem Krieg zwischen Gott und Mensch und Riesen der Sieg-Frieden.

Ludwig Geiger:

Der Katalog der Lessingschen Handschristen-sammlung.

Im November des Iahres 1915 ist ein eminentes Friedenswerk in diesen kriegerischen Zeiten erschienen, der zweite Band von Carl Robert Lessing's Bücher- und Handschriftensammlung, herausgegeben von Gotthold Lessing. (Berlin, Otto von Holten, Kunst- und Buchdruckerei.)

Da dieser Katalog nicht im Buchhandel erschienen ist, sondern zunächst von dem gegenwärtigen Besitzer, von dem Herausgeber der Sammlung, an öffentliche Institute und einzelne Private verschenkt wird, so dürfte es den Lesern dieser Zeitschrift willkommen sein, Kunde von dieser hochbedeutenden Sammlung zu erhalten.

Der erste Band, 1914 ausgegeben, führt den Nebentitel „Die Lessing-Büchersammlung, bearbeitet von Arend Buchholtz und Ilse Lessing. Die Lessing' Handschriften- und die Lessing-Bildersammlung von Arend Buchholtz." Der zweite Band führt den Titel „Handschriftensammlung, Teil II, Deutschland, bearbeitet von Arend Buchholtz". Der dritte Band, der für das nächste Iahr geplant ist, soll die Handschriftensammlung der Ausländer und den Katalog der nicht auf Lessiug bezüglichen reichen Büchersammlung umfassen. In Aussicht genommen ist noch ein vierter Band, der dazu bestimmt ist, die reiche Kunstsammlung den Interessenten zu erschließen.

Von dem Umfange des Katalogs kann man sich einen Begriff machen durch die Angabe, daß der erste Band 444 Seiten umfaßt (darunter ein zweispaltiges

Register von 58 Seiten), der zweite Band ohne Register 496 Seiten enthält. Der Katalog ist nicht etwa ein Verzeichnis einer zum Verkauf stehenden Sammlung, vielmehr hat ihr gegenwärtiger Besitzer, der sie von seinem Vater Karl Robert Lessing überkommen hat, durchaus den Wunsch, die Sammlung zu behalten und zu vermehren. Durch den Druck des Verzeichnisses will er nur den Freunden der Literatur und Kunst einen Einblick in seine Schätze gewähren und schenkt ihnen ein monumentales Werk, das ebenso inhaltlich von dem allergrößten Werte, wie gediegen und vornehm ausgestattet ist, ein Werk, desgleichen wir in Deutschland kaum oder gar nicht besitzen.

Der erste Band, so großartig sein Inhalt ist, hat vielleicht einige Literarhistoriker, die fälschlich vermutet hatten, hier die ganze Lessing'sche Korrespondenz zu finden, einigermaßen enttäuscht. Zwar die Lessing'sche Büchersammlung, d. h. die Aufzählung der Schriften Lessings: Erstausgaben, Sammlungen der vollständigen Schriften und Einzelausgaben, ist von einer so wunderbaren Reichhaltigkeit, daß sie kaum zu überbieten sein möchte; die Bücher, und Aufsätze über Lessings Leben und das Leben seiner Vorfahren und Verwandten ist von einer geradezu verblüffenden Fülle. Aber die eigentliche Handschriftensammlung ist gegenüber dieser stupendeu Masse nicht so ungeheuer, wie einige vielleicht angenommen hatten. Sehr groß ist freilich die Zahl der Handschriften von Lessing selbst; aus ihnen seien die Vorarbeiten zum Laokoon, die Korrekturbogen desselben Werkes, die Aufzeichnungen während der italienischen Reise hervorgehoben. Ganz außerordentlich vielseitig sind die Abschnitte, die den Handschriften gewidmet sind, die von Lessings Vorfahren und seinen Verwandten herrühren, von denen nachher noch ein Wort zu sagen ist. Aber die Briefe von und an Lessing sind nicht so zahlreich, wie man vielleicht annimmt. Briefe an Lessing, außer denen der Verwandten, sind nur neun vorhanden, darunter Prachtbriefe von F. H. Iaeobt.

Bedeutend ansehnlicher sind die vorhandenen Briefe Lessings selbst. Das ist schon deswegen ein ungeheurer Schatz, weil solche Stücke nicht allzu häufig in Katalogen erscheinen oder auf Auktionen verkauft werden. Mancher von uns Alteren weiß, mit welch heiligem Eifer der alte Karl Robert Lessing, der frühere Eigentümer dieser ungeheuren Sammlung, solche zu erwerben bemüht war. Ich erinnere mich eines kleinen Zuges, der sich während der einzigen Berliner Auktion ereignete, der ich beigewohnt habe.

Ieder der Anwesenden kannte Herrn Lessing und wußte, daß ihm für die Briefe seines großen Verwandten kein Preis zu hoch war. Der Auktionator und die übrigen Anwesenden, von denen ja mancher auch lüstern nach solchen Schätzen war, machten sich ein Vergnügen daraus, den alten Herrn zu treiben. Plötzlich warf er wütend seinen Bleistift weg, mit dem er sich seine Notizen gemacht hatte, erhob sich von seinem Stuhl und eilte hinaus. Aber auch nach seiner Abwesenheit ging das Bieten weiter, bis endlich ein junger Mann, der solange

der Alte dabei war, still dagesessen hatte, mitbot und endlich um eine ungeheure Summe den Brief erstand. Den wenigen Uneingeweihten, zu denen ich gehörte, kam es wunderbar vor, daß ein junger Mann über solche Summen verfügte; die Kenner lächelten, denn der Bieter — war Lessings Sohn, der jetzige glückliche Besitzer der unvergleichlichen Schätze.

Immerhin ist die Zahl der in unserer Sammlung vereinigten Lessing'schen Briefe stattlich genug zu nennen. Die neueste vollständige Ausgabe der von Muncker herausgegebenen Lessing'schen Briefe umfaßt in ihrem Hauptteil (Band 17 und 18 der dritten Auflage der Lachmann-Maltzahn'schen) und in den Nachträgen (Band 21 derselben Ausgabe) zusammen 903 Briefe; die vorliegende Handschriftensammlung bringt 87 Stücke. Darunter befinden sich ganze Briefreihen, z. B. an Gleim, Heyne, Friedrich Müller, Elise Reimarus, Christian Voß, Wilcke, von allen diesen wichtigsten Briefen sind die an Claudius, Lindner, an einen Ungenannten, und an Wieland abgedruckt. Am wichtigsten darunter ist eine bisher nicht, bekannte Stelle an Wieland vom 8. Februar 1775. Zwar ist der Name, um den es sich handelt, ausradiert, doch kann es kein andrer als Goethe sein, „nach den noch sichtbaren Spuren," wie der Herausgeber durchführt, ich habe daher diesen Namen hinzugesetzt. (Zur Erklärung ist nur zu bemerken, daß Wieland Lessing aufgefordert hatte, Beiträge für den „Deutschen Merkur" zu schicken.) Die Stelle lautet:

„Vor einiger Zeit zwar hätte ich Ihnen bey einem Haar einen solchen Beytrag uneingeladen zugeschickt. Meine eigenen Grillen nehmlich über die Aleeste des Euripides; auf Veranlassung des ebenso albernen als hämischen Angriffs von (3oßtKe. Aber nicht wahr, es ist so eben gut, daß ich das Ding zurückbehalten? Der Kerl ist ein Genie, aber ein Genie ist ein schlechter Nachbar: sagt Nieolai sehr gut in seinem, wo nicht bessern, doch klügern Werther." —

Der demnächst wichtigste Abschnitt des ersten Bandes ist die Driefsammlung von Karl Friedrich Lessing, dem Neffen des Dichters, dem ältesten Sohne von K. G. Lessing, 1778—1848, eine Sammlung, die vierzig große Seiten umfaßt. In dieser Reihe sind vierzehn Briefe an seinen Bruder Christ. Friedrich, 1798—1845, 67 Briefe an seinen Sohn, den Maler Karl Friedrich Lessing, 1826—1848. Es sind, soweit man aus den kargen Proben urteilen kann, Plauderbriefe, manchmal recht polternd und deutlich, Auseinandersetzungen über Familien- und öffentliche Angelegenheiten. Die Briefe an den Sohn, mit dessen Beruf sich der angesehene Geschäftsmann nur allmählich aussöhnte, sind höchst! charakteristisch mit ihren moralischen Auseinandersetzungen und ihren braven Mahnungen. Einmal heißt es, 21. Dez. 1834: „Mit Huß und Hussiten habe ich mich besonders auf meiner Reise durch Böhmen ausgesöhnt. Ich habe es nie begreifen können, wie letztere auf die Idee der Bilderstürmer« gekommen, aber in Böhmen hätte ich mich an die Spitze der Bilderstürmer stellen können. Das ist zum Ekel, wie zum Erempel, Prag mit Kirchen und Zeichen der for-

mellen Religion überladen ist. Male nur nichts aus dieser! Als Maler mußt
du Phantasie haben und auf ungewöhnliche Darstellung tendieren. Allein im
Ernst, fange nicht mit der Sanftmut des Huß und der Riesenkraft des Luther
an. In dergleichen Details trügt die Geschichte, und solche Spezialia bringt
die Phantasie der modernen Geschichtsschreiber hinein." An einer anderen Stelle
schreibt der Vater, 29. November 1840: „Was mich aber in Deinem Briefe in
meinem ganzen Wesen erregt, ist die Äußerung, mit zu Felde zu ziehen, wenn es
gegen die Franzosen geht. Nun sag' mir, ob Du gescheit bist? Als Du solltest
Soldat werden, mochtest Du nicht. Ietzt hast Du eine Dir günstige andere
Carritzre eingeschlagen, Dir einen seltenen Ruf erworben, und nun willst Du
es werden? Dies ist wieder so ein Phantasieprodukt, wo mir der Verstand stille
steht. Bist Du genötigt es zu werden, dann steht die Sache auf einem anderen
Blatte. Bist Du es aber nicht, dann ist es — ich mag den wahren Ausdruck
nicht gebrauchen. Du denkst, Franzosen schlagen, Feldherr werden, und dann
Dir Deine Heldentaten selbst malen und in Gemälden verewigen! Daß
Dir in diesem Phantasiegang die Wirklichkeit nur nicht wieder — verdammte
Striche machen wird! Du allein wirst sie nicht schlagen, und den Preußen ist
1806 näher, als der Siebenjährige Krieg."

Derartige Stimmungsbilder finden sich auch sonst häufig, so daß diese
Briefe eine ungemein interessante Lektüre und einen höchst wichtigen Beitrag
zur Erkenntnis jener Zeit bilden. Es würde sich lohnen, auf diese Briefe in
einer Monographie über den Maler Lessing ausführlicher einzugehen.

Der zweite Band des Lessing'schen Katalogs, der unser Hauptinteresse erregt,
ist keineswegs rein Lessing'schen Ursprungs, d. h. es ist keine Sammlung, die
von einem Privatmann allein zusammengebracht ist. Vielmehr setzt sich diese
ungeheure Masse aus drei Bestandteilen zusammen: 1. der außerordentlich großen
Sammlung, die von David Friedlaender begonnen, von dessen Sohn Benoni
fortgesetzt und von dem Sohne des letzteren, Iulius, bereichert worden ist, 2. aus
dem Gubitz'schen Nachlaß und 3. den Handschriften des Herrn Stephany. Dazu
kommen dann die außerordentlich zahlreichen Briefe, die der Vorbesitzer, der
eigentliche Sammler, und der gegenwärtige Besitzer zusammengebracht haben.
Man könnte sagen: der Einheitlichkeit des ersten Bandes gegenüber hat der
zweite Band etwas Zerflatterndes. Aber dieses doch nur scheinbar. Der ge-
schlossenen Lessing'schen Familie, von den Ahnen des großen Schriftstellers an
bis auf die jüngsten Sprossen, steht hier die zusammenhängende deutsche Literatur
vom fünfzehnten bis zwanzigsten Iahrhundert gegenüber. Ia, man müßte
eigentlich sagen, die gesamte deutsche Geschichte; denn auch Staatsmänner und
Fürsten und hohe Herren sind vertreten. Aber von dieser ganzen Reihe wollen
wir nur insofern sprechen, als die von ihnen herrührenden Schriftstücke wirklich
literarischen Wert haben. Und noch eine andere Beschränkung müssen wir uns
auferlegen. Der Katalog verzeichnet nämlich und druckt teilweise ab zahllose

Schriftstücke von und an Moses Mendelssohn und aus dem ihn umgebenden Kreise, dazu vieles, was sich auf jüdisch-berlinische Verhältnisse des achtzehnten Iahrhunderts bezieht. Ferner eine außerordentlich große Reihe von Briesen, die von Schauspielern und Theaterleuten herrühren oder sich auf Theatralia beziehen. Auch von diesen beiden Gattungen, ebenso wie von den politischen Schriftstücken, soll hier nicht die Rede sein und zwar deshalb, weil ich über diese Briefe an anderem Orte bereits gehandelt habe oder zu handeln gedenke.

Überblickt der Berichterstatter diese ungeheure Masse von Schriftstücken, so gerät er in eine gewisse Verlegenheit, was er aus dieser außerordentlichen Fülle dem Leser, der den Katalog nicht zur Hand nehmen kann, bieten soll. Da es sich hier nicht um einen vollständigen Auszug, sondern nur um einen Hinweis auf besonders Bemerkenswertes handeln kann, so sei nur einiges auf gut Glück herausgehoben.

Zunächst sei bemerkt, daß der ehemalige Besitzer der Sammlung viele, mitunter recht bedeutende Dankschreiben auf die Sendungen der von ihm veranstalteten Neudrucke von Lessings „Nathan der Weise" und „Minna von Barnhelm", sowie die „Geschichte der Lessing'schen Familie" erhalten hat, und daß diese Dankschreiben, soweit sie inhaltlich bedeutsam sind, hier abgedruckt werden.

Sodann sei berichtet, daß in diesem Katalog die gesamte neuere deutsche Literatur vom Ende des fünfzehnten Iahrhunderts bis zur Gegenwart vertreten ist. Da es nicht angeht, sämtliche Namen zu veröffentlichen, nenne ich einige wenige. Aus dem sechzehnten Iahrhundert treten Chyträus, Iohann Iaeob Gry, näus, Luther, Georg Major, Melanchthon, Sebastian Münster, Thomas Münzer, Caspar Peueer, Reuchlin, L. Thurneisser hervor.

Aus dem siebzehnten Iahrhundert seien erwähnt: I. V. Andreae, Caspar Barth, M. Bernegger, Simon Dach, O. v. Guericke, Hortleder, Martin Opitz, C. Schütz, Christian Thomasius.

Die Schriftsteller des achtzehnten Iahrhunderts, vor allem der klassischen Zeit, sind in außerordentlicher Fülle vorhanden. Neben Bürger ist eine große Korrespondenz von Gerstenberg an Claudius, 42 Briefe von 1762 bis 1785 zu nennen. Georg Forster und sein Vater: von dem ersteren die Originalhandschrift seiner Ansichten vom Niederrhein, ein sehr schöner Brief von Geliert an Madame Steinauer, 29. Dez. 1742, Gleim, A. v. Haller, Herder, F. H. Iaeobi, Kästner, Christian Ewald von Kleist (eine große Anzahl wichtiger Briefe), Klinger, Klopstock (interessante Stücke), Klotz, Lavater (eine große Fülle merkwürdiger Schreiben), Lichtenberg, Carl Philipp Moritz (vergl. unten), Ramler (höchst interessante Aktenstücke), Iacob Friedrich Schmidt, 28 Briefe an Gerstenberg mit sehr interessanten Urteilen über Personen und Schriften, die Brüder Stolberg, I. G. Sulzer, I. P. Uz, I. H. Voß, Christian F. Weise, Wieland, Christian Freiherr von Wolff. (Von den Hauptvertretern der klassischen Zeit soll nachher noch die Rede sein.)

Ganz besonders reiches Material wird von den Romantikern dargeboten.
Neben einem wichtigen Briefe von Achim von Arnim an Müllner, ein hübsches
Schreiben der Bettine, ferner Fouqus (auch mehrere Gedichte), E. T. A. Hoff-
mann, Heinrich v. Kleist (ein unbedeutendes Billett), soeben, August Wilhelm
v. Schlegel, Ludwig Tieck und Zacharias Werner.
Es ist begreiflich, daß das neunzehnte Iahrhundert und der Anfang des
zwanzigsten ganz besonders reichhaltige Beute gewährt. Man kann wohl sagen,
daß außer Boerne, von dem nichts vorhanden ist, kein einziger der wichtigeren
Autoren, Dichter, Prosaschriftsteller, Gelehrten, darunter Historiker, Philosophen,
Iuristen, Philologen, aber auch Naturforscher, Maler, Musiker, fehlt. Es ist
ganz undenkbar, die vollständige Liste hier zu geben; ganz besonders mochte ich
auf den Reichtum der Briefe von Alerander von Humboldt hinweisen, von dem
u. a. zwanzig Briefe an Michael Friedlaender, aber auch einzelne hochinteressante
an Mareus Herz und David Friedlaender mitgeteilt werden. Ganz unvergleich,
lich ist der Reichtum der Fontane-Briefe, von dem 78 Briefe an Stephan», fünf
Briefe an C. R. Lessing, sieben Briefe an Helene Genz verzeichnet und zum
Teil abgedruckt sind. Aber auch die meisten andern sind nicht etwa bloß durch
Postkarten und Zettel, sondern durch wichtige Briefe vertreten. Ich mache auf
interessante Schriftstücke Karl Gutzkows, auf ein Heine betreffendes Schreiben
des Verlegers Campe und auf höchst interessante unbekannte Briefe Friedrich
Ludwig Iahns besonders aufmerksam.
Außer diesen Berufsschriftstellern ist auf die schier unübersehbare Rolle der
hohen Beamten und Staatsmänner, unter ihnen Iustus Gruner, Wilhelm von
Humboldt (ganz besonders reich vertreten), aufmerksam zu machen. Einen besonderen
Schmuck der Sammlung bilden auch die Briefe der regierenden Fürsten vom
sechzehnten Iahrhundert an, das hauptsächlichste Interesse knüpft sich hier an
die preußischen Könige; um die größten Prachtstücke zu erwähnen, sei die, aller-
dings nicht vollständige Handschrift des Anti-Maechiavell und die Randbemer-
kungen in einem Eremplar der Schrift 1^« ?riuee De Naeetiiavell hervor-
gehoben, an die sich mehrere Seiten voll von Kabinettschreiben reihen; ferner sehr
merkwürdige Gedichte des Prinzen Heinrich und vieles andere. Von Bismarck
ist u. a. das charakteristische Glückwunschschreiben an Kronprinz Friedrich Wil,
helm zu seiner silbernen Hochzeit abgedruckt.
Diese Namensaufzählung kann natürlich nur einen Begriff von der Fülle
des Materials, aber keinen Einblick in seinen kostbaren Inhalt gewähren. Um
nun einen kleinen Vorgeschmack der köstlichen Gerichte zu bereiten, die in diesem
Katalog den Lesern vorgesetzt werden, sei einiger weniger ganz besonders großen
Kostbarkeiten und solcher Schriftstücke gedacht, die einen gewissen Reiz der
Aktualität besitzen.
Was das letztere betrifft, so enthält der Band eine Anzahl wichtiger Akten-

stücke, die sich auf die Zeit von Preußens Erniedrigung 1806 und seine Erhebung in den Iahren 1813—15 beziehen.

Unter diesen kostbaren Stücken wird z. B. ein Brief Fichtes mitgeteilt, der an I. E. Hitzig gerichtet ist und darüber handelt, daß der bekannte Dichter Baron de la Motte Fouqu^ 1813 in das preußische Heer eingetreten war. Fichte äußert sich darüber in folgender merkwürdiger Weise:

„Früher, als das Ganze den Krieg wohl wünschte, aber nicht eigentlich ihn wollte, weil es kein rechtes Vertrauen zu dem Erfolge hatte, war es die theure Pflicht jedes rechtlichen und durch seinen Beitritt die Masse des wirk, lichen Kriegsbeschlusses zu verstärken; damals mußte jeder sein Leben an dieses Eine, was damals Noth that, setzen; und Fouqus am allerwenigsten konnte sich ausschließen, und etwas andres bedenken außer diesem Einen; und er that es auch nicht. Dieser Zustand dauerte fort in der Epoche vor dem Waffenstillstande, während des Waffenstillstandes ganz besonders. Seitdem aber, seit unsern glänzenden Siegen, besonders seit dem letzten entscheidenden, fehlt es nicht mehr am Wollen des Krieges; dieses Ziel ist erreicht, und das sittliche Gewicht, welches Fouqus und andere dafür in die Wagschale legten, hat nun gezogen. Ietzt wird Fouqu6 ein Leutnant, wie andere. Aber daß er sein Leben im Lazarethe wage, auf die Hofnung hin, noch einmal mit der Hand tapfer drein, zuschlagen, oder andere zum tapfer dreinschlagen zu ermahnen, dazu ist sein Leben zu theuer. Dazu werden sich andere finden, welche entweder mehr Aussicht haben, dieses dreinschlagen in guter Gesundheit zu erleben, oder, bei denen es auch nicht so viel verschlägt, ob sie eben leben, oder nicht leben."

Unter den Schriftstellern, die sich 1813 außerordentlich betätigten, ist August von Kotzebue zu nennen, dem man wegen seiner späteren Spionentätigkeit in Diensten Rußlands sein patriotisches Verdienst verkümmert hat, das er 1813—15 bewährte. In einem merkwürdigen Briefe, wahrscheinlich auch an den genannten Hitzig (30. August/11. September 1813) spricht er davon, daß er den Posten eines Generalkonsuls in Königsberg übernommen habe, tut dar, daß er lieber nach England gegangen wä^e, redet von seinem Plane, in Königsberg eine Literatur- und Kunstzeitung für den Norden herauszugeben, und äußert sich über die Zeit in folgender Weise:

„Als einem Deutschen, der auf sein Vaterland stolz ist, scheint es mir freilich etwas demütigend, daß wir nun nicht mehr bloß die Moden aus Frankreich kommen lassen, sondern auch die Feldherren, und daß wir unsere deutsche Freiheit nicht ohne französische Anführer behaupten können; indessen tröste ich mich mit der Erinnerung, daß die Römer, als die Pest bei ihnen wütete, keinen Arzt hatten, der ihnen helfen konnte, sondern den Griechen Äskulap von Epidaurus mußten kommen lassen. Nun sind ja die Franzosen ärger als die Pest, und folglich brauchen wir uns ebensowenig als die Römer fremder Hilfe zu schämen. Hoffentlich ist in diesem Augenblicke der Feldzug schon zu unserem Vorteil ent-

schieden; aber viel Angst mögen die armen Berliner wiederum ausgestanden
haben."
Auch von Gneisenau sind herrliche Briefe an Iustus Gruner gedruckt, den
damaligen Polizeipräsidenten von Berlin, unter denen ein merkwürdiges Schreiben
vom 24. Iuni 1815 zur Mitteilung an die Behörden bestimmt ist. Darin wird
die folgende, wichtige Notiz gegeben: „Euer Erzellenz zeige ich hierdurch
an, daß der französische General Morand einen Waffenstillstand angetragen hat,
weil Bonaparte, um der Welt den Frieden zu geben, dem Throne entsagt habe,
und da die verbündeten Mächte erklärt hätten, daß sie es nicht mit dem französi-
schen Volk, sondern nur mit Bonaparte zu tun hätten, so sei jetzt der Zeitpunkt
eingetreten, wo sie diese Erklärung bewahren könnten. Es ist ihm geantwortet
worden, daß man es mit einer Nation, wie die ihrige, nicht wagen könne, solche
Verhandlungen einzugehen, und daß wir Preußen einen andern Waffenstillstand
nicht eingehen würden, als unter der Bedingung, daß uns die Festungen der
Maas, Sambre, Mosel und Saar eingeräumt und Bonaparte uns ausgeliefert
würde. Wir würden übrigens unsern Marsch fortsetzen."
Während die vorstehenden Berichte uns in Deutschlands herr-
liche Zeit führen, geleiten uns einige Briefe Alerander von Hum-
boldts an Michael Friedlaender, den Sohn des bekannten Berliner
Bankiers und Stadtrats, in Preußens trübste Zeit. Alerander, ebenso
wie sein Bruder Wilhelm, haben sich zeitlebens dem jüdischen Kaufmann,
einem Schüler Mendelssohns, und den Seinen gegenüber dankbar, ja geradezu
zärtlich bewiesen. Sie haben in Geschäftsverbindung mit ihm gestanden, aber
auch freundschaftliche Gefühle für ihn gehegt. Zwei Briefe Aleranders beweisen
nicht bloß diese Gesinnung, sondern sind ihres Inhaltes wegen außerordentlich
merkwürdig. In dem einen aus Paris, 10. August 1808, heißt es: „In Augen-
blicken, in denen sich der trübe Horizont plötzlich zu erheitern beginnt, wird es
dem fühlenden Menschen ein Bedürfnis, seine Hoffnungen Freunden mitzu-
teilen. Ich benutze die Gelegenheit dieses Couriers, um Ihnen, mein Teurer, u.
Ihrem edlen Vater, nicht bloß die wiederholte Versicherung meiner eigenen An-
hänglichkeit, sondern auch (unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit) ein«
Nachricht zu geben, welche Ihnen in Ihren Geschäftskreisen wahrscheinlich von
großer Wichtigkeit ist. Wir sind seit 2 Tagen auf dem Punkte her abzuschließen
u. unser unglückliches Vaterland wieder hergestellt zu sehen. Keine Abtretung
von Provinzen, keine der Domänen, eine sehr mäßige Truppenzahl in drei
Festungen, die Geldbedingungen lästig, aber sowie sie Herr von Stein festgesetzt.
Champagny scheint den Abschluß sehr zu beeilen."
Diesem hoffnungsreichen Briefe gegenüber steht ein wahrscheinlich etwas
späteres, ziemlich trostloses Schreiben. Es ist undatiert an denselben Adressaten
gerichtet und lautet folgendermaßen:

„Sie verlangen, worum ich Sie bitte — Trost. Ich sehe mit jedem Tage schwärzer, d. h. den König dem Frieden abgeneigter, u. da ich nicht rosenfarbige Stimmung der Berliner habe, denen alle Erfahrung nichts genützt hat, da ich gar nicht nach den Russen schmachte, nach Rekrutenaushebungen, u. neuem Elend der Menschheit, so ziehe ich die jetzige Schmach einer unvermeidlichen neuen vor. Verstand wird stets in der Welt über Unverstand, Unentschlossenheit u. unheilbare Verblendung siegen."

Das wichtigste Aktenstück aus dieser trüben Zeit ist ein Brief der Königin Luise an General Rüchel aus dem Iuni oder Iuli 1807. Der Brief war freilich schon einmal vor 35 Iahren in einer Zeitung gedruckt, ist aber in weiteren Kreisen unbekannt. Außer mannigfachen politischen Nachrichten über die Geschicke Preußens enthält er ungemein bemerkenswerte Stellen über das Verhältnis der hohen Frau zu Napoleon, die Art, wie sich die unvergeßliche Fürstin ausdrückt, ist so edel, daß sie die weiteste Verbreitung verdient. Die Königin schreibt folgendermaßen:

„Der König schreibt mir sehr weitläufig über seinen Empfang, er war anständig und Napoleon äußerst höflich. Es war sehr viel Gerede von mir, von meinem Haß für ihn (lieben kann ich nur das Gute), wie sehr er hoffe, daß ich meinen Frieden machen würde. Seine Höflichkeit bei Tafel ging so weit, daß er dem König meine verhaßte Gesundheit zutrank. Es ist stark die Rede unter den Franzosen, daß ich hinkommen möchte, allein, solange er selbst, der Napoleon, den Wunsch dem König nicht sehr höflich zu erkennen gibt, komme ich nicht; dann aber, kömmt besonders der Wunsch des Königs dazu und die Überzeugung, ich könnte nur durch meine Gegenwart etwas Gutes stiften, so fliege ich dahin, wo mein Herz nie sein wird, und trinke den Wermut und leere den Becher mit der Würde, die der Preußenkönigin zukömmt."

Auch sonst wird in sehr merkwürdigen Aktenstücken das politische Leben behandelt, aber im wesentlichen handelt es sich bei diesen Schriftstücken um Literaten, und infolgedessen hauptsächlich um einen Inhalt, der dem großen Gebiete der Literatur angehört. Da es nun unmöglich ist, in den Auszügen auf alles Einzelne einzugehen, so begnüge ich mich, obgleich ich damit unendlich Wichtiges übergehe und Gefahr laufe, einen falschen Eindruck hervorzurufen, mit einem Hinweis auf Goethe und Schiller. Was den ersteren betrifft, so besitzt die Sammlung nichts eigentlich Ungedrucktes von Goethe, aber sie verwahrt die Originale vieler köstlicher Gedichte und Stammbuchblätter des weimarischcn Dichters, auch einzelne wichtige Briefe, die allgemein bekannt sind. Vor allem enthält sie aber bemerkenswerte Briefe David Friedlaenders an Goethe, freilich nicht in ihrem Original, sondern in Entwürfen und Abschriften, Episteln, die bis, her nur teilweise bekannt waren, in denen der wackere Berliner Stadtrat und Sammler dem Weimarer Meister Antiquitäten zum Geschenk anbot, ferner die

bereits völlig bekannten und längst gedruckten Anworten Goethes, aus denen man erkennt, daß der Weimaraner ein guter Händler war, der die kostbaren Geschenke mit ziemlich minderwertigen Gegengaben erwiderte.
Von außerordentlichem Werte sind vier ungedruckte oder wenig bekannte Aktenstücke, die teils über Goethe handeln, teils an Goethe gerichtet sind.
Die den großen Dichter betreffenden Stellen sind zunächst der schon oben-erwähnte Brief Lessings an Wieland vom 8. Februar 1775.
Ferner ist ein Brief F. A. Wolfs an den Generalkonsul Dehn, Schlangen, bad, 22. Mai 1824, also wenige Monate vor dem Tode des großen Theologen, zu erwähnen. Wolf meldet von dem Erfolg seiner Schlangenbader Kur und fährt fort: „Auch Goethe riet schon nebst seinem Lebensretter, Dr. Rehbein, dazu, und dies gerade wegen der unbestimmten Eigenschaften dieses Wassers, dem bisher noch nie ein französischer oder deutscher Chemiker hat etwas anhaben können. Das, sagte Goethe, sind die rechten Wasser für Naturen, wie die unse-rigen: man gebietet ihnen, was sie helfen sollen, und sie leisten's. Der Art soll auch Goethes Marienbädchen sein, wo er sich im vorigen Sommer so jugendlich erfrischt hat, daß er bald zur Volkssage geworden wäre."
Sodann ist auf ein Gedicht Friedrich Rückerts hinzuweisen, das zwar un-datiert ist, aber vermutlich bald nach dem Tode Goethes geschrieben ist. Von den sechs Strophen des Gedichtes seien hier die ersten vier abgedruckt:

Keinem Meister ahmt' ich nach,
Ob es auch der größte wäre,
Seinen Lauf hat jeder Bach,
Ieder Strom hat seine Sphäre;
Aber einen muß ich nennen,
Ihn als Leitstern anerkennen!

Goethe! wie auf eigener Bahn
Ich durch's Meer mich umgetrieben,
Immer ist als Tramontan'
Er im Auge mir geblieben;
Und wenn er soll untergehn,
Wird er mir im Herzen stehn.

Daß nicht alt' und junge Neider
(Himmel, dies Gezücht veredle!)
Mich verschrein als Hungerleider,
Der um einen Brocken wedle,
Lob' ich einen toten Mann,
Der mir keinen geben kann.

Stand ich je in seinem Schutz,
Hat er mich gelobt, genannt?
Lob' ich ihn aus Eigennutz?
Dennoch ja, ich weiß und sehe,
Daß ich mit ihm fall' und stehe.

22 33?

Endlich soll hier ein Brief von Carl Philipp Moritz an Goethe abgedruckt werden. Er wird von dem Bearbeiter unseres Katalogs in Ertenso gegeben, wobei nicht bemerkt ist, daß er schon einmal bekannt gemacht worden ist. Er ist jedoch, wie ich hervorzuheben nicht unterlassen will, schon einmal von dem früheren Besitzer, Gustav von Loeper, der Öffentlichkeit übergeben worden (Goethe, jahrbuch Band 2, Seite 313 ff.). Ich lasse ihn trotzdem hier folgen, weil der nun vor 35 Iahren erschienene Band des Goethejahrbuches nur in Bibliotheken zu finden und dem großen Publikum schwer erreichbar ist. Der Brief lautet:

Carl Philipp Moritz an Goethe.

Berlin, 6. Iuni 1789.

„Ich bin eine Zeitlang mir selbst nicht recht sicher gewesen, und habe Ihnen in dem Zustande nichts schreiben wollen: denn wir müssen nur Lebensbriefe einander schreiben, und alles muß von Folgen seyn. In dem Zustande hat der Tasso etwas Balsamisches für mich gehabt, was aber in mir zu todtenähnlich würde. Nun ist das junge Grün wieder aufgelebt, und ich kann froher und leichter wieder Atem schöpfen, und mit ganzer Seele sagen, wie der Tasso mich entzückt, und mir Beruhigung und Freude gegeben hat; Beruhigung, weil ich einen Punkt sehe, wo das Qualenvollste und Drückendste der menschlichen Verhältnisse in die mildeste Erscheinung sich vollendet, und Freude, weil dieser Vollendungspunkt mir so nahe erschienen ist. Das klare Sternchen schwebt mir immer vor, und alles übrige ordnet sich darnach. Der Tasso ist nun einmal das höchste Geistige, die zarteste Menschheit, welche auch von der sanftesten und weichsten Umgebung gedrückt, sich ihrer Auflösung nähert; welche den Schwerpunkt verloren hat, der sie an die Wirklichkeit heftet, und daher auch erst in der Erscheinung ihre eigentliche Vollendung erreichen konnte. Die tragische Darstellung dieses Zarten, Geistigen, auf dem Punkte, wo es sich jammernd ablöst, und in sich selbst versinkt, ist gewiß das Höchste der Poesie, bei der freilich das Tiefste nicht minder schön ist, sobald die Möglichkeit zu dem Höchsten einmal in der Seele daliegt. Die Prinzessin und Leonore sprechen gleich im Anfang die größten Menschenverhältnisse unmerklich in jeder Zeile aus, und sagen sich übe« sich selbst und über Tasso das Feinste und Größte, was Menschen sich einander über sich selbst und über einen Dritten sagen können. Und so ist die erste Auseinanderlegung des Stücks selbst schon der interessanteste Anfang dazu, der schon für sich selbst in gewisser Rücksicht ein schönes Ganzes ausmacht, so wie jede einzelne Zeile nur ein erneuerter Widerhall dieses harmonischen Ganzen ist, und daher an sich einen sprichwörtlichen Wert erhält, welcher macht, daß sie von gebildeten Lippen wiedertönt und ins Leben eingreift. Diese Dichtung wird aber überhaupt, ohngeachtet ihrer Zartheit, ins Leben eingreifen, weil sie die Ehrfurcht für das Zarte und Schöne, welche doch einmal wirklich stattfand, zum

Hauptgegenstande der Darstellung macht, und auf manche Wangen Schamröte
hervorlocken wird, die dem Gefühl für das, was seinen Wert in sich selber hat,
noch nicht ganz abgestorben sind; wenigstens habe ich diese Probe schon damit
gemacht. In das Detail kann und will ich mich jetzt nicht einlassen; denn ich
würde sonst nicht davon abkommen können, und meine Gedanken sind jetzt ganz
mit dem Werther beschäftigt. Über acht Tage werde ich Ihnen schon einen
Teil des Mpts. zum Durchlesen schicken können, weil ich fleißig dabei bin. Ich
hätte schon vor zwei Monaten mit dieser Arbeit fertig sein können; sie durfte
aber schlechterdings nicht bei körperlicher Unbehäglichkeit unternommen werden.
Der Tasso hat so was wunderbar Anziehendes, daß ich mit meinen Gedanken
gern immer dabei verweilen möchte. Ich fühle immer mehr die Notwendigkeit
dieses Kunstwerks in der Reihe der Dinge, wo er nicht zufällig, sondern wie vor-
her angewiesen seinen Platz hat. Iedes ächte Kunstwerk scheint mir gleichsam
wie vorher auspunktiert zu sein, und zu seiner Zeit an die Reihe zu kommen.
Nun wäre es freilich wohl Zeit, die Spreu von dem Waitzen zu sondern; der
muß nur im Siebe geschüttelt werden, so wird die Spreu von selbst verfliegen.
Ich denke immer, daß noch einiger Sinn für ächte Kunst irgendwo in unserer
Zeit verborgen liegt, und unvermutet erwachen soll. Die jungen Künstler sind
bei meinen Vorlesungen aufmerksam genug, wenn nur ihre Lehrer, die alten
Künstler, etwas taugten. Vielleicht laßt es sich nun noch ins Werk richten,
daß Trippel doch noch herkömmt. Ich habe mit dem Minister von Herzberg
darüber gesprochen, und der Minister von Heinitz scheint auch nicht abgeneigt
dazu zu sein. Die Herausgabe der akademischen Monatsschrift besorge ich jetzt
allein, obgleich Riems Name mit darauf steht. Was sagen Sie zu meiner Affair«
mit Campen? Ich glaube, es ist recht, daß diese Sache zur Sprache gekommen
ist; denn vor solchen Menschen, wie der Campe ist, kann eben nichts Rechtes und
Gutes emporkommen. Ich bin nun auch zum Mitarbeiter an der Literatur-
zeitung ordentlich kontraktmäßig angenommen worden. Die Recension über die
bildende Nachahmung ete. von Rehberg steht noch nicht darin, und auch die
Ihrige noch nicht im Mercur. Sie haben doch die Güte gehabt, 20 St. Dukaten
an den Maler Mager in Rom bei meiner Abreise aus Weimar zu übermachen:
er muß durch einen Zufall den Brief nicht erhalten haben, wie ich von Hirt
erfahre. — Ich glaube, daß ich auf einem guten Wege bin, und daß Sie mit
mir zufrieden sein werden, aber muntern Sie mich auch durch ein Wörtchen wieder
auf und empfehlen mich allen Freunden.
Moritz."

Was Schiller betrifft, so ist der quantitative Reichtum des Vorhandenen
zwar nicht sonderlich groß, der qualitative dagegen von außerordentlicher Be-
deutung. Da ist zunächst eine nicht sehr schmeichelhafte Charakteristik des großen
Dichters durch den Buchhändler Bertuch, der am 21. Ianuar 1788 seinem

Kollegen Göschen, dem mit Schiller eng verbundenen Buchhändler, folgendes zu melden weiß:

„Sie haben recht, ganz vollkommen recht, über Freund Schiller, Lieber, er spinnt seine Faden nicht lang aus, buhlt mit allen Musen und wirft sich einer um die andere in die Arme. Nur eine Muse muß man heiraten und ihr tre» sein wie einer keuschen Gattin, wenn man Kinder mit ihr zeugen will, die in der Welt fortkommen sollen. Und gerade dies tut Schiller nicht. Er arbeitet jetzt mit Anstrengung an seiner Geschichte der Revolutionen von Holland und sagte mir erst gestern noch, da er bei mir war, er werde mit möglichster Arbeit daran, doch nicht vor Ende Aprils fertig werden. Sie sehen also, Lieber, daß an die Thalia für die Ostermesse nicht zu denken ist, wenn ich ihn auch spornen wollte; welches ich doch seiner wirklich nicht festen Gesundheit wegen nicht tun möchte. Er ist mächtig hinter mir her, daß ich gemeinschaftlich mit ihm eine literarische Enterprise machen soll, weil er mir Kenntnis und Ausdauer zutraut; allein ich habe keine Ohren dazu und werde nie welche haben, eben darum, weil ich dann sicher den Karren allein ziehen müßte." (Die letztere Bemerkung ist wohl die erste Andeutung der später von Schiller herausgegebenen historischen Memoiren, die zwar bei einem Ienaer Buchhändler erschienen, an denen aber Bertuch finanziell beteiligt war.)

Schillerhandschriften gibt es sonst in unserem Katalog genug: Briefe und Gedichte. Sie sind jedoch alle längst verwertet, mit einer einzigen Ausnahme. Diese Ausnahme ist der folgende Brief Schillers an Göschen, der, da er in der ausgezeichneten Schillerbriefausgabe von Fritz Ionas fehlt, wohl als ungedruckt bezeichnet «erden darf.

Schiller an Göschen. Iena, 23. Oktober 1797.

„Ich hatte mein Versprechen wegen des Geistersehens nicht vergessen, nur kamen diesen Sommer zu viele Abhaltungen, und ich glaubte auch nicht, daß es Eile damit hätte. Hier erhalten Sie einstweilen den Anfang, ehe Sie diesen in den Druck geben, soll auch das übrige in Ihren Händen sein. Ich wollte unmaßgeblich raten, das Werkchen um ein Weniges weiter zu drucken, denn ungeachtet dessen, was neu hinein kommt, wird es doch fast um zwei Bogen kürzer, da ich den größten Teil des philosophischen Dialogs hinweglasse.

Was den Carlos betrifft, so verspreche ich Ihnen zwar, das Mserpt. vor Iohannis im nächsten Iahr fertig abzuliefern, aber ich leugne nicht, daß es mir unangenehm ist, wenn eine Prachtausgabe davon gemacht wird. Zu einem solchen Zwecke, als Sie damit erreichen wollen, qualifiziert sich eine so jugendliche Arbeit nicht; ich verkenne zwar nicht das Gute und Schätzbare, was daran ist, aber es fehlt ihm die Reife, die ihm nicht mehr gegeben werden kann, und indem Sie es durch eine gewisse Emulation mit Voß in Berlin dem Nathan gegenüberstellen, so geben Sie mir vor dem Publieum den Schein einer Anmaßung, von

der ich sehr weit entfernt bin. Gerade die Reife, welche dem Carlos fehlt, hat der Nathan, und das Gute, was jener vor diesem voraus haben mag, hilft ihm bei dieser Concurrenz nichts, da man gerade jene Eigenschaft am meisten fordert. Überlegen Sie noch einmal meine Zweifel, vielleicht findet sich noch ein anderes passenderes Mittel, Ihren Wunsch wegen eines typographischen Wetteifers zu realisieren — und seien Sie versichert, daß ich mit Freuden dazu die Hand bieten werde.

Sch."

Man könnte nicht enden, wenn man auf die zahllosen, gewichtigen, zwar nicht von Männern ersten Ranges herrührenden, aber durch ihren Inhalt oder ihre Sprache bedeutsamen Aktenstücke hinweisen wollte. Es mag daher mit diesen winzigen Proben — winzig gegenüber dem überreichen Inhalt unseres Katalogs — genug sein. Hoffentlich hat der Leser durch das Wenige, das hier geboten werden konnte, eine Anschauung von dem unermeßlichen Schatze, der hier vorliegt. Man kann dem gegenwärtigen Besitzer, Herrn Rittergutsbesitzer Gotthold Lessing, nur den innigsten Dank zollen, daß er das ihm überkommene Eigentum in so trefflicher Weise verwaltet, in vorbildlicher Art herausgeben läßt und damit dem deutschen Volke ein Geschenk von außerordentlichem Werte gemacht hat.

Arthur Neumann:

Die Gewerkschafts-Internationale.

Alle internationalen Bestrebungen haben wählend des Krieges gewissermaßen aussetzen müssen. Von vielen Seiten wird diese Erscheinung willkommen geheißen und angeregt, alle internationale Arbeit auch nach dem Kriege zu unterlassen. Diese Vorschläge sind ohne Zweifel gut gemeint, soweit sie aber darin Wirtschaftsdinge betreffen, sind sie in der Ausführung doch unmöglich.

Was man sich eben von keiner internationalen Bestrebung versprechen darf, das ist die, von der sozialistischen Internationalen behauptete Kraft, einen Krieg zwischen Kulturstaaten verhindern zu können. Kriege entstehen nicht aus den ausgesprochenen Rassengegensätzen; alle Kriege sind letzten Endes Wirtschaftskriege. Und Kriege sind gewissermaßen in der Wirtschaftsordnung mit vorgesehen: sind die wirtschaftlichen Reibungsflächen zweier Konkurrent-Staaten oder-Staatengruppen dermaßen aneinander geraten, daß das Wirtschaftsleben der beiden Parteien den Grad der Hochspannung erreicht hat, so kommt es im ersteren Fall zu einer räumlich begrenzten, oder im letzteren Falle zu einer aus-

gesprochenen Weltmarktkrisis, wenn nicht in beiden Fällen die Entspannung durch einen Krieg verursacht wird. Es ist immer zu bedenken, daß die Wirtschaft eines Staates die Politik nach Außen bestimmt; eine Politik der Ideale gibt es nicht. In der rohen Praris sieht allerdings der Entstehungsherd des Krieges etwas anders, eigentlich aber nur komplizierter, aus. Doch bleibt wohl der Grundgedanke, den ich vorstehend knapp beleuchtet habe, durchweg bestehen. Wenn man die ganze tage von der angedeuteten Warte betrachtet, kommt man leicht zu dem Schluß: der Krieg ist und bleibt ein notwendiges Übel. Und wenn man den Wert internationaler Bestrebungen beurteilen will, so muß man sich hier sagen: die Wirtschaft eines Volkes läßt sich nicht in nationale Grenzen zwingen; die heutige Wirtschaft einer Nation ist mehr oder weniger mit der Weltwirtschaft verbunden, die notwendigen Konsequenzen daraus sind weltwirtschaftliche oder internationale Organisationen.

Vor dem Kriege befanden wir uns in der Weltmarktsorganisation in einem bereits weit vorgeschrittenen Stadium. Das Kapital war in erster Linie stark international und sucht auch jetzt noch Betätigung außerhalb der nationalen Grenzen. Wir hatten internationale Produktionskartelle, ebenso gab es im Handel und Verkehr internationale Syndikate, und es ist bekannt, daß auch während des Krieges solche Verbindungen weiterbestehen, ja notgedrungenerweise weiterbestehen müssen. Es darf darum der Ware Arbeitskraft auch kein Vorwurf gemacht werden, wenn sie internationale Bestrebungen anregt. Gerade die Arbeiterschaft braucht eine geregelte, widerstandsfähige Internationale am notwendigsten. Besonders die deutschen Arbeiter haben ein großes Interesse an den sozialen Errungenschaften der arbeitenden Bevölkerung der auf niedriger und niedrigster Kulturstufe stehenden Völker. Denn es handelt sich hierbei darum, die Konkurrenz am internationalen Arbeitsmarkt auf ein Mindestmaß herabzu, setzen. In Deutschland sind bekanntlich die Reproduktionskosten verhältnismäßig hoch. Die Produzenten müssen daher den einheimischen Arbeitern Löhne zahlen, die den Reproduktionskosten angemessen sind. In Rußland z. B. sind im Gegensatz zu Deutschland die Kosten der Bedürfnisbefriedigung der Arbeiterschicht wesentlich niedriger; dies bewirkt einen niedrigen Marktpreis der Ware Arbeits, kraft. Nun bildet aber Deutschland mit seinen höheren Arbeitslöhnen namentlich den westrussischen (polnischen) Arbeitern ein willkommenes Absatzgebiet ihrer Arbeitskraft. Zwar erhält der russische Arbeiter in Deutschland nicht den gleich hohen Lohn des deutschen Arbeiters, aber das Lohnniveau ist für den russischen Arbeiter in Deutschland wesentlich günstiger, als in Rußland. Die höheren deutschen Reproduktionskosten kommen für den russischen Arbeiter nicht so sehr in Betracht, da, entsprechend seiner Kulturstellung, seine Bedürfnisse einfacher und somit die Kosten dafür geringer sind. Ferner kommt noch in Betracht, daß namentlich die russischen landwirtschaftlichen Arbeiter im Winter größtenteils in die Heimat zurückkehrten, also die Kosten ihrer Bedürfnisbefriedigung sich dem»

nach noch verringerten. Den Vorteil an der Beschäftigung russischer Arbeiter hatte hauptsächlich die deutsche Produktion, während das Emporsteigen der deutschen Arbeiterschaft stark behindert wurde. Wie vorstehend von einer Seite aus die Konkurrenz am deutschen Arbeitsmarkte geschildert wurde, so liegen die Dinge im großen und ganzen in allen Staaten, die die derzeitige Höchstkulturstufe ein, nehmen. Der Gedanke, die Konkurrenz am internationalen Arbeitsmarkt auf das Mindestmaß herabzuführen, ist somit vollkommen gerechtfertigt.

Die praktische Durchführung dieses Planes wird aber wohl gerade nach diesem Kriege durch die Passivität gewisser Beteiligten sehr erschwert, aber keineswegs unmöglich gemacht. Was von allergrößter Bedeutung ist, ist die objektive wirtschaftliche Aufklärung der Arbeiter in allen Staaten, damit sie von der wirtschaftlichen Notwendigkeit der Internationalen überzeugt werden.

Die bestehenden gewerkschaftlichen Einrichtungen haben sich ja schon stets dieser Aufgabe unterzogen, doch fehlte dazu bislang der festgefügte Plan, der nicht nur die örtlichen und lokalen Verhältnisse regelte, sondern auch darüber hinaus die internationalen Vorgänge beachtete. Es darf den freien Gewerkschaften nicht darauf ankommen, die Arbeiter, ihre Mitglieder, mit sozialdemokratischen Anschauungen zu erfüllen, sie müssen vielmehr den Sinn der Arbeiter auf das Verständnis der wirtschaftlichen Funktionen in allen Gebieten des Wirtschaftslebens richten. Denn der Arbeiter ist nicht nur Verkäufer seiner Ware Arbeitskraft, er ist auch Konsument und hat als solcher genau das entgegengesetzte Interesse, als beim Verkauf seiner Arbeitskraft. Bisher vertraten die Gewerkschaften ihre Mitglieder hauptsächlich nur im Interesse ihrer Arbeitskraft, die Sorge für das sonstige wirtschaftliche Wohl wiesen sie größtenteils von sich. Sie waren allerdings bemüht, auch diesen Anforderungen allmählich gerecht zu werden, aber nur selten erreichten sie dabei Erfolge. Einerseits fehlte eine lückenlose Wissensgrundlage, andererseits scheiterten die Bemühungen an der Zersplitterung innerhalb der Arbeiterschaft selbst. Das letztere war in seiner Wirkung das gefährlichere Übel, während der erste« Mißstand mehr negativer Art war, da er hauptsächlich auf den Arbeiter als Konsumenten zutraf. Die Zersplitterung hat die Arbeiterfront gegen die wachsende Zentralisation der Unternehmerorganisationen merklich abgeschwächt. Es trifft ja dieser Übelstand hauptsächlich auf den nationalen Markt zu, aber diese Vorgänge haben sich auch auf den internationalen Markt in bedingter Weise übertragen.

Die Gewerkschafts-Internationale ist notwendig, wie die Internationale des Kapitals, welche ja während des Krieges nur scheinbar ruht. Arbeit und Kapital werden sich in ihren Wechselbeziehungen stets auslösen, d. h. fortschreitende Organisation des Kapitals bringt ebenfalls eine Verstärkung der Arbeitsorganisation. Wird also das Kapital international, so muß sich auch die Arbeit notwendigerweise international organisieren, da sie sonst dem Kapital waffenlos gegenüberstehen würde. Zwar läißt sich die Arbeit viel weniger rasch

organisieren, als das Kapital. Schon die nationale Organisation zeigt die größten Schwierigkeiten, noch größere sind aber bei der internationalen zu überwinden. Die Arbeit wird erst Iahrzehnte nach der Organisation des Kapitals als festgefügte Macht auf dem Weltmarkte auftreten können, ob aber jemals in der Weise geeint, wie das Kapital, das ist noch recht fraglich. Notwendig wäre es aber, daß die Arbeit dem Kapital mit gleicher Kraft entgegentreten kann.
Die Schwierigkeiten, die der Gewerkschafts-Internationalen innerhalb ihres Wirkungskreises selbst entstehen, können am ehesten durch eine gründliche systematische Aufklärung der Arbeitermassen in allen Wirtschaftsdingen erfolgen, wie ich dies bereits andeutete. Doch dürfen w i r uns namentlich keinen großen Hoffnungen auf das internationale Wohlwollen der Arbeiter der verschiedenen Nationen hingeben. Den blinden nationalen Haß zu überwinden, das ist zunächst nach dem Kriege innerhalb der gesamten Arbeiterschaft die Hauptaufgabe. Doch, wie gesagt, dürfen wir Deutschen in unsern Konzessionen nicht mehr ganz so weit gehen, wie wir dies vor dem Kriege gern taten. Warten wir zunächst ab, wie unsere Feinde sich zu der Sache verhalten werden. Und was dabei die Hauptsache ist, dürfen wir keineswegs die vom Vierverband geplante Verdrängung Deutschlands vom Weltmarkt übersehen. So unsinnig an und für sich dieser Plan ist, daß man bestrebt ist und sein wird, unsere Weltmarktstellung zu lähmen, das ist nicht von der Hand zu weisen. In dem Falle ist die deutsche Arbeiterschaft verpflichtet, aber nur, wenn in großzügiger Weise der Handelskrieg weitergeführt wird, die internationale Hand zurückzuhalten, denn in diesem Falle würde das deutsche Wirtschaftsleben dadurch ungeheuer geschädigt «erden, was natürlich die Arbeiterbewegung nicht unberührt ließe.
Wenn aber alle Hemmnisse, die zu beseitigen sind, und die bewältigt werden können, überbrückt sind, dann kann die wachsende Arbeiter-Internationalisierung ein gewichtiger Friedensfaktor werden, ohne daß es von der großen Masse weiter bemerkt wird. Denn durch die allmähliche Ausgleichung der Reproduktionskosten in den verschiedenen Wirtschaftsgebieten wird die Weltmarktkonkurrenz wesentlich herabgemindert. Ist dies aber der Fall, dann verkleinern sich auch die wirtschaftlichen Reibungsflächen einzelner gegenüberstehender Wirtschaftsgebiete. Und wir wissen doch, wo wir den Grund zum jetzigen Kriege zu suchen haben. Eine Verkleinerung der Reibungsflächen durch rohe Gewalt ist unmittelbar nach dem Kriege nicht zu erzwingen, darin müssen wir die treibenden Kräfte sich selbst entwickeln lassen. Eine Hauptkraft dazu ist die Internationalisierung der Arbeit. In der stetigen Entwicklung gewisser Wirtschaftskräfte ist eine, eigentlich nur verbessernde, Kraft enthalten, die dem allgemeinen Aufstieg sehr dienlich ist. Es ist natürlich bis zur Herabdrückung der Weltmarktkonkurrenz ein sehr großer Schritt. Wenn wir in der Entwicklung soweit gekommen sein werden, das kanu man auch annähernd jetzt noch gar nicht voraussagen, daß es aber einmal dazu kommen wird, kann behauptet werden, denn es ist eine natur-

notwendige Folge der Internationalisierung der Arbeit. Der schließlich« Ausgang des jetzigen Krieges wird uns zunächst sagen können, ob dann sofort mit diesem Problem gerechnet und gearbeitet werden darf. Denn es darf keinesfalls die Initiative, die dazu höchst notwendig ist, den einzelnen Nationen aufgezwungen werden: es regiere der Grundsatz der freien Entwicklung! Nur eine Organisation, die aus dem freien Willen und der Einsicht der unbedingten Not, wendigkeit zustande kommt, kann Ersprießliches leisten.

Zum Schluß möchte ich aber nochmals betonen, daß wir Deutschen den anderen Nationen nicht zu weit entgegentreten dürfen. Unsere Gutgläubigkeit könnte wieder zu unserem Nachteil ausgenutzt werden. Wenn die Franzosen und Engländer nach dem Kriege die Mitwirkung der Arbeiterschaft der Zentralmächte an der Wiederaufrichtung der Gewerkschafts-Inrernationalen verschmähen, dann dürfen wir uns auch keinen Pfifferling um deren Sache kümmern. Eine Gewerkschafts-Internationale, welche auf Völkerhaß aufgebaut ist, wollen wir nicht. Ist es das Bestreben der uns jetzt feindlich gesinnten Arbeiterschaft, die Internationale in dieser Form wieder aufzurichten, dann ohne Mitwirkung der deutsch-österreichisch-ungarischen Arbeiterschaft. In dem Falle brauchen wir eine Gewerkschafts-Internationale nicht, dann werden sich die deutschen Arbeiter in international-gewerkschaftlichen Fragen selbst zu helfen wissen.

Hanna Grafin v. Pestalozzi.

Betrachtungen einer Daheimgebliebenen.

(Schluß.)

Die Natur und wir.

Damals im August, als es noch oft in uns stritt wider den eine geistige Welt vernichtenden Krieg, konnte es kommen, daß uns die Natur wie feindselig fremd gegenüberstand. Denn ihre Unwandelbarkeit im ewigen Wandel war «in Hohn, ein Gelächter auf die Erschütterungen unserer Seele. Wir pochten auf unser Vorrecht des Geistes; spottete sie da unser nicht? Wir wußten nichts mehr von der Schönheit der Rose, nichts mehr von den Wundersamkeiten des blühenden Kartoffelfeldes und der feuerroten Bohnenblüte; uns war die Sonne in ihrer strahlenden Pracht schmerzlich fern. Dann war die erste Rose, die wieder wohltat, die auf dem Flintenlauf eines hinausziehenden Kämpfers; das erste Eichlaub, das man wieder gerne sah, war in Sträußen an den Helmen. So fanden wir langsam zur Natur zurück. Längst ist sie uns mehr geworden, als sie je uns war. Da stehen wir mitten in ihr, wie ein Teil ihrer selbst; stehen da

wie der Baum, der schweigt und anschaut. Ia, wir in Ehrfurcht Überwältigte»
schauen schweigend die Größe der Zeit; unsere reinsten Stunden sind das, wo
wir meinen, unsere Empfindungen müßten das Große, das sich ringsum begibt,
verkleinern, wenn es durch sie hindurchginge, unser Wollen, an ihm entzündet,
müßte es entstellen; es sind nicht unsere menschlichsten Stunden. Aber unser
menschlich-irdisches Teil, zu fühlen und zu wollen, einmal abzulösen durch leiden-
schaftslose Anschauung, wird uns für unsere besten Menschlichkeiten viel helfen;
verjüngt kehren wir zu ihnen zurück.
Wer rein anschaut, wird reich durch die Fülle der Bilder, wie der Baum,
der über sich eine Welt hat. Er wird frei und froh und ruhevoll in Selbstver-
gessenheit und im Bewußtsein seiner selbst. Denn da entdeckt er vielleicht,
daß es schön ist, unter denen zu sein, die für jede Stunde Gold aus ihrem
Herzen brechen — und die Stunde weiß nichts von Gold; die dem Augenblick
ihr Ganzes geben, so daß sie nicht zum Sammeln kommen — und die Spar-
samen und Klugen spotten ihrer; noch manche heimliche Schönheit mag er an
sich entdecken. Er kann auch die hohe Folgerichtigkeit, die in seinem Leben
waltet, entdecken, die Schuld, die Sühne; die Hoffnungen seiner Seele, ihre
Enttäuschungen, die Erfüllungen, die sie dennoch mühend herbeiwirkt; kann
sehen, wie sein Schicksal sich zum rechten Ringe schließt.
Es ist gut, einmal vor seinem eigenen Geschick gestanden zu haben, wie
der Baum vor dem Himmel, weil es Verständnis und Gerechtigkeit dem fremden
Schicksal gegenüber schafft. Immer mehr auch wertxn wir bereit, es schauend
aufzunehmen; will doch auch im Auge unserer Seele Menschenschönheit stehen,
wie in den Zweigen des Baumes das Licht der Sterne hängt. Dann steht
als feierlichste wohl in ihr der fallende Kämpfer, als hehrste jener, der da
einer ist unter den Vielen und sein hartes, enges Leben dem Vaterland hingibt;
Reichtum an Gut und Geist hingeben, ist schwer und schön, schwerer, schöner
ist, seine Armut hingeben. Dann steht in ihr, wie draußen gestorben wird: die
Seele bis zuletzt voll von der reinigenden Tat und dann schneeweiß ihre über-
irdische Bahn ziehend. Dann stehen in ihr die weißen Einsamkeiten innen im
Land, die Mutter, die kein Kind mehr hat, das Kind, dem ohne Vater die Welt
schwer und fremd ist.
Wer, wie wir, erfahren hat, daß es höher ist, sich zu verlieren, als sich
zu behalten, der fühlt sich aufgegangen im All der Natur. Wie über sie, ihre
Kornfelder, ihre Wiesen, ihre Wälder, geht ihr Gesetz des steten Wandels über
uns dahin. Wie sie, halten wir ihm still. Wir halten Sturm und Regen
aus, tragen grüne, sonnenbeschienene Hoffnungen, lassen sie über Nacht ver-
nichten, und lassen in langen Monden reifen, was verblieb. Dabei werden wir
ruhig und stetig und bekommen die gewisse Zuversicht ins Herz. Mütter geben
ihre Söhne hin, weil Trennung ewiges Mutterlos ist. Aber über den Gefilden
draußen, wo sie kämpfen, waltet großartiger noch das Gesetz, waltet es, uns

zu immer neuem Schauer: sie säen die Blüte ihrer Leiber, die Schönheit ihrer Seelen, und die Erde fragt nicht, was sie verliert; denn alles ist ihr Umwand, lung. Der Tod des Helden — sein Kommen zu Gott; ein Dankgebet im Herzen der Mutter, die einen Helden haben wollte; ein stolzes „Klagelied im Mund der Geliebten"; ein Schwur und ein Stern in der Seele des Sohnes.
Wer, wie wir, sich eingestellt hat in den Kreis der Natur, in Tod und Geburt, hat die einfachsten Formen des Lebens, die um beide sich schlingen und zwischen beiden liegen, lieb. Wir hängen an den Trautheiten unseres Hauses und Gartens, auch weil wir bereit sind, aus ihnen zu gehen; wir hegen alte Gewohnheiten, auch weil wir gerüstet sind, sie aufzugeben: Wiege und Grab sind uns heilige Stätten als Anfang und Ende. Die Wände des Zimmers haben für uns ihre liebe Sprache, der Tisch, der Stuhl, das Bett, das in ihnen steht. Es grüßen uns die Wege, die wir oft und gerne gingen, hier und in der Ferne. Wir lieben das Gold der Morgensonne und die dunklen Schleier des Abends, der die Menschen miteinander vertraut macht.
Wir meinen, nun klar und wahr vor uns selbst zu sein, wie Blume und Baum vor sich selbst sind, und wie die Felder im wolkenlosen Sommermittag liegen. Wir sprechen zu uns: es geht uns schlecht; das Leben hat fast mehr Enttäuschung als Hoffnung. Wir verwerfen Selbstbetrug als Unkraft und Unschönheit. Vor allem aber hoffen wir, wir könnten mit solchem Sinn dem Schrecken, dem Grausen der Zeit gerecht werden. Wir wissen, es brennen Dörfer und Städte, es hungern irrende Kinder und Frauen, es stöhnen wild die Männer, und es ächzt die Kreatur. So bieten wir uns schonungslos diesem Wissen dar. Meine Brüder, meine Schwestern draußen, wir halten still, wie der Acker dem aufwühlenden Pfluge.

Neues Gemeinschaftswollen.

Draußen leben sie uns vorbildlich Menschengemeinschaft vor, Lebens-kameradschaft. Sie werden nicht schuld sein, wenn der gleiche Geist nicht auch in zukünftigen Tagen des Friedens herrscht, sondern wir wären es, die ihn gehemmt, vielleicht getötet hätten. Ie begünstigter vor uns sie nun draußen sind, indem ihre große und großartige Wirklichkeit, in der sie stehen, diesen Geist wie von selbst gedeihen läßt, um so unermüdlicher haben wir es zu erarbeiten, ihm hier die Bahn freizumachen. Es ist Arbeit; denn es ist zuviel hinwegzuräumen, damit es vom Menschen zum Menschen wie Quellengruß gemeinsamer Mensch, lichkeit flute. Es ist rein innerliche Arbeit. Denn das Äußere ist es im Grunde gar nicht, was die Menschen voneinander trennt. Sie möchten sicher nicht die Unterschiede von Rang und Stand entbehren, die schon in der Familie vorgebildet sind im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, sodann in den allgemeinen gesellschaftlichen Beziehungen im Verhältnis zwischen Alter und Iugend; sie wüßten, daß sie damit auf ihre feinsten Seelenblüten verzichten

müßten. Es ist aber das: Hochmut und Neid, die ihr Inneres verheeren, suchen den Vorwand zur Berechtigung in Äußerlichkeiten, da die seelische Echtheit sie beide verwirft. Dann kann das bessere Kleid zwei Menschen, zumal zwei Frauen, voneinander trennen. Auch andere zwischen den Menschen bestehende Unterschiede, wie Beruf, Konfession, Religion sie schaffen, werden durch die Triebe des Hochmutes und Neides dazu entstellt, die Menschen zu trennen und zu qualen, statt daß sie die Menschengemeinschaft befruchteten, wie sie es wohl vermöchten. Auch Frömmigkeit, geistiger Besitz können ihren Hochmut haben, Untugend, Laster ihren Neid; so wird selbst aus dem Innerlichen ein Äußerliches gemacht.

Was nun helfen kann für eine gute Zukunft, scheint dies allein: gleichsetzende Liebe. Nicht Wohltat, nicht Herablassung, nicht Toleranz, diese einer göttlichen Hand nur gemäße Gesten, nein: gleichsetzende Liebe. Nicht Unterwerfung, Demut, die nur vor Gott sich ziemen, nein: Liebe, die sich über Fremdes freut, wie über Eigenes; sie wird auch die Formen nicht verletzen; sie wird gern verehren wollen.

Diese Liebe ist das Ziel. Da sie aber schwer ist für den von der Herrschaft seines begehrlichen Ich so lange und so völlig überwältigten Menschen, gilt es, den Weg zu ihr zu erleichtern. Wieviel würde es da etwa helfen, wenn einer dem anderen offener seine Lebensnot gestände; wenn einer antwortete auf des anderen Leid, das das heidnische Herz ja so leicht eine Unehre dünkt: sieh, das ist nun meine Not. Der käme sich dann nicht mehr so bitterlich einsam, leidgeschlagen vor. Es würde auch helfen, wenn der Hohe dem Niedrigen zeigte, wie ihm auch an seiner Anerkennung und Zuneigung viel gelegen ist; wie würde es diesen werten vor sich selbst. Endlich würde es viel helfen, wenn ein jeder sich sagte und danach zu leben trachtete: das Höchste ist das Sittliche, und da es allen zugängig ist, sind wir im wirklich Entscheidenden einander gleichgestellt. Und wenn sie dann einfach und natürlich miteinander leben und sehen würden, wie die Grundformen des Lebens sie alle zu einem Bunde zusammenschließen, und wie es rührend und erhaben zugleich ist, ihm anzugehören, Mensch zu sein, würde ihnen gewiß nichts herrlicher erscheinen, als dienendes Glied zu sein dieser wundersamen Gemeinde unter Gottes Sternenzelt. Und das wäre schon die Liebe.

Ia, die Richtung der Liebe ist: von der Enge in die Weite. Es muß erkannt und erfühlt werden, daß es Sünde ist, aus der Familie, aus der Scholle eine Idee zu machen, der man das Glück anderer opfert. Es muß tief erkannt und inbrünstig erfühlt werden, daß es brennend Unrecht ist, aus der Rasse, aus dem Völkischen eine Idee zu machen, der man den Stolz und das Glück von Menschenbrüdern opfert.

Diese Liebe trägt Lasten der Verantwortung. Sie kann nicht sagen: ich verwerfe meinen Menschenbruder, weil er mir ein Anstoß ist durch seine Eigen-

schaften, weil er und Seinesgleichen eine Gefahr sind für die Gemeinde; um so
entschiedener stellt sie sich auf das Ihre, um so eifriger wirbt sie für ihre Art
die Seele des Fremdlings. Sie kann nicht sagen: ich tue mein Teil, mag der
Andere das seine tun; sie hilft ihm auf alle Weise, weil ihr vielleicht mehr
gegeben ist, und sie deshalb seine Seele mit zu verantworten hat.
Diese Liebe kennt das Leid als großen Lebensbefruchter; aber sie wird
nichts heißer wünschen, als daß unter den Menschen jene Nöte und Spannun-
gen aufhören, die über das Vermögen der Seele gehen, und deshalb wird sie
nicht müde werden, an einem großen Vertrauen der Menschen untereinander
zu wirken.
Das Leben mit großem Inhalt füllen, das ist es. Dann zieht die Liebe
ein und dann bleibt sie wohnen. Ietzt immer mehr uns das große Leben, das
sie draußen führen, wo nur das heilige Wesentliche gilt, hereinholen, und wir
werden auch unsere entflammten Herzen immer mehr in einem Schlage fühlen.
Später über uns den Stern einer höchsten Idee setzen, zu dem wir wieder alle
gemeinsam ziehen, und wir werden uns im Wesentlichen vereint fühlen. Auch
hätten wir ein unvergängliches, ein ewiges Unterpfand einer Liebe, die uns
vereinen müßte; das ist das Andenken an die Taten der Unseren, das ist die
Erinnerung an die Seele des Soldaten im Feld.
Etwas von Frauen.
Frauen hätten an Frauen viel gutzumachen. Da könnten manche zu sich
sprechen: wir, die wir gehütet waren oder nicht mutvoll genug, oder die wir
Reserven besaßen im Geist und im Herzen, vermochten es, auf das Haupt einer
werdenden Mutter, ereilte sie diese Gnade nicht im Garten der Ehe, sondern
auf schwimmender Goldinsel der Liebe, Schmach zu häufen; ach wir Armen,
uns erreichte nicht ein göttlicher Strahl von der Reinheit alles Lebengebens.
Auch suchten wir Liebe im Leben der Anderen nicht wie einen Stern, sondern
wie Allzuirdisches. Auch weinten wir nicht Tränen genug über unsere ärmsten
Schwestern auf den Straßen, die ihre Seele ganz entstellen. Ietzt kann wohl
bei der Frau in dem Augenblick dieser bangen Erkenntnis die lebendige Wand-
lung geboren werden. Denn es ist die Zeit des Genies des Herzens. Einsam
vom Mann, der doch um so vieles großzügiger ist, als sie selbst, wird sie weiten
und wahrhaft reinen Herzens. Dieses aber, das die Beziehungen zu den Mit-
schwestern trifft, hängt in gewissem Sinne eben mit Trennung und Einsamkeit
zusammen. Einmal verlor das erotische Moment in der Liebe zwischen Mann
und Frau an Bedeutung; denn im Blick des scheidenden Mannes stand, daß
der Verzicht ihn nicht zerbrach, daß seine Selbsterfüllung im Gebiet des Ideellen,
Geistigen liegt; zum anderen ist aus allen Sehnsüchten, die Tag und Nacht
hiuauswandern, heiß und zitternd, aus Frauengemächern und Iungmädchen-

stuben, aus Dachkammern und Palästen, des Weibes einziges großes Heilig-
sein m i t dem Manne geworden.
Später wird es der Frau gut sein, sich zu erinnern, daß der Mann Geist
ist, Nicht-Natur; es wird ihm und ihr Gutes geschehen, wenn sie dann beibehält,
was sie jetzt begonnen hat: ein Kleines ihrer Natur aufzugeben zu Gunsten
des Geistes; dann wird nicht mehr soviel Qual zwischen ihr und dem Manne
sein.

Unsere Kinder.

Es ist die Zeit der blühenden Väter- und Mütterherzen. Das hat noch
einen tieferen Grund, als den, daß die neue, innigere Zeit unser Verhältnis zum
Kinde, diese heiligste Provinz unseres Seelenlandes, vor allem befruchten mußte,
daß wir es heißer lieben, denn je, daß es uns in seiner warmen Lebensfülle
wonniger jetzt noch ist, wo draußen so viele sterben, daß seine Bedeutung als
Zukunftsträger nie höher war und nie fordernder für uns. Dieser tiefere und
tiefste Grund, der vielleicht nur in den Müttern ist, mnß in einem gehobenen
Gefühl, besser nun der Veranrwortung des Kindes gerecht werden zu können,
gefunden werden. Es blüht ein Mutterherz, das sich in dieser Zeit selbst reiner
und besser geworden weiß. Ietzt blüht es, wie es früher oft mit welkem Bangen
erfüllt war. Es möchten Mütter engelsrein vor ihren Kindern dastehen. Welche
vermöchte das? Es geht von den unsagbar reinen Augen, von den unsagbar
reinen Zügen des Kindes Frage und Forderung an die Mutter. Welcher hätte
sie nicht schon einmal Qual bereitet? Nun aber ward das anders. Nicht wahr,
man trug Leid in dieser Zeit, sie brachte Not und Angst, und so machten wir
gut, wie ja — wir reichen zwar nicht heran an diesen Vergleich — die von
draußen aus ihrem Erleben entsühnt und mit getilgtem Lebensschuldbuch in die
Heimat zurückkehren werden, alle ohne Ausnahme.
Es hilft einer Mutter viel bei der Erziehung ihres Kindes, getröstet und
sicher in sich selbst zu sein. Wenn sie sich sagen darf: obwohl ich nie ganz an
die Verantwortung reiche, die der Lebensweg meines Kindes für mich bedeutet,
trat ich doch mit meinem vollen sittlichen Streben für sie ein, — bekommt sie
das dem Erzieher unerläßliche Selbstvertrauen ins Herz. Diesem aber fällt
alles wie von selbst zu, Wort, Tat, Blick voll wirksamster Beeinflussung.
Auch das läßt die Väter- und Mütterherzen jetzt blühen: sie brauchen nur
das große Erleben draußen zu nehmen und es in die Seelen ihrer Kinder zu
senken, und sie wissen, ihnen Schönstes und Bestes gegeben zu haben. Bereiten
sie ihnen doch eine unversiegbare Quelle heiliger Kräfte. Ia, sie haben alles,
was sie überhaupt je empfangen konnten. Und können wir es in einem Sinne
Griechenland nennen, was wir ihnen geben, so ist es nicht mehr das tote,
sondern die Dreihundert bei Thermopylä und die von Salamis gehören zu den
Ihren. Aber es ist doch eben mehr und anderes als Griechenland, ist Deutsch,
land mit dem Christusgeist eines weltgroßen Willens und dem Mariengeist,

unter Schmerzen diesem Willen entgegenzuwachsen, ist Deutschland auch mit
dem Christusgeist und Christuswillen einer einzigen Volksbrüderschaft.

Unsere Theodicee.

Seit Hiobs Herz sich durchrang zur Theodieee, zur Rechtfertigung seines
Wunden schlagenden und Lasten legenden Gottes, hat manches Menschenherz in
Angst und Kummer um ein Gleiches gerungen. In dieser Zeit aber der Schrecken,
Nöte, Einsamkeiten, die ein ganzes Volk ergriffen haben, wird das Problem von
der Rechtfertigung Gottes, der dieses alles zuläßt, der alles schickt und auf-
bürdet, von einem ganzen Volk bewegt. Wohl hat nun diese Gemeinsamkeit
gleicher Bangheit etwas Erschütterndes, doch wohnt ihr an sich schon Tröstliches
auch und Befreiendes inne. Denn immer ist es härter und ängstlicher noch,
allein geschlagen zu sein inmitten Aufrechter und Glücklicher. Es löst sich auch
die von Tausenden zugleich und gleich gestellte Frage nach dem gerechten Gott
anders, man möchte sagen: leichter, als sie das einsam ringende Herz sich zu lösen
vermag. Hier wie dort ist die gesunde Rechtfertigung, die ja immer Ziel und Sieg
bedeutet, herrlich in ihrer Art, hier als vollendete Selbstentäußerung, dort als
heilige, einem Allgemeinen, einer Idee dargebrachte Opferung. Zwischen beidem ist
«in Unterschied, und zwar ein Unterschied, nicht der Quantität, sondern der
Qualität nach. Wenn ich allein darniederliege und dennoch meinen Gott lobe,
dann ist es, als wäre ich ganz aus meinen Ketten und Gefängnissen selbstischen
Begehrens berausgegangen; was bin ich und bedeute ich? Nichts. Wenn ich
aber getroffen bin mit meinen Brüdern, dann geht ein Stern über unsern
Häuptern auf — wir heißen ihn jetzt Heimat, Vaterland —, dem wir Hand in
«Hand nachziehen, und um dessen wundersamer Schönheit willen unser Leid
selbst Blüte unseres besten, tiefsten Wesens wird. Ist es nicht eine Fülle der
Zeit, wahrlich schmerzensreiche Fülle, aber eben doch Fülle? Aus ihr loben wir
Gott.

Die Rechtfertigung Gottes durchs deutsche Volk in seiner Gesamtheit ist
«ine für immer bewundernswerte Offenbarung, Tat der Volksseele. Wie ein
Wunderglanz steht diese Offenbarung über den Feldern der Schlachten, wo die
Unseren mit stiller, ungebeugter Seele alles vermögen, frieren, hungern, zu Tode
erschöpft sein, sterben, siegen. Fürwahr, nie ist für Gott und die Gerechtigkeit
seines Sinnes hinreißender eingetreten worden. Denen draußen sind hier
drinnen fast gleich die vereinsamten Mütter, die mit gestorbenem Herzen aufrecht
sind, und ihnen nahe kommen die vielen, vielen, die Not haben und sie tragen.
Unsere Theodieee ist Bejahung des Lebens, deshalb ist sie werkreich und früchte,
froh. Das Unermeßliche, das draußen geschieht, und alle Strebungen daheim,
dankbar zu sein und wert sich zu erweisen, schließt sie in sich ein. Sie macht die
Unausdenkbarkeiten des Feldes zu verewigten Tatsachlichkeiten; denn der Gott
glaubende und Gott vertrauende Mensch läßt seine Kraft wachsen an seinem

Gott. Sie spinnt milden Glanz noch um Schmerzens- und Sterbensdunkel, webt über niederer Not den milden Schein der Wehmut; denn der gläubige Mensch lächelt noch durch Tränen seinem Gott zu. Unsere Theodieee ist etwas viel Höheres, als Einstellung der Seele auf unvermeidbare Übel, als ihre Anpassung an das gegebene Leid; sie ist nicht Passivität, sondern höchste Aktivität, die aus dem Leiden Tun, Vollbringen schafft. Sie ist auch mehr als ein Gotteslob aus jenem künstlerischen Sinn heraus, der einen reinen, stillen Morgen, eine feierliche Landschaft, die auch im Krieg nicht aufhören, durch reine, vom Selbst absehende, das Selbst vergessende Anschauung sich ungestört und unentstellt erhalten will; der die Hoheit der Tatsachen und Geschehnisse durch Beziehung zum Selbst sich nicht verkleinern mag; sie ist Empfinden und Wollen, das zur sittlichen Schöpfung drängt, zur Darstellung Gottes.

Es könnte einer fragen: ja, rechtfertigen wir mit unserer Seele, die das Vaterland liebt und den harten Kampf um seinetwillen, denn Gott? Liegt uns überhaupt daran, es zu tun? Tun wir nicht unser Bestes, ohne erst viel an Gott zu denken? Ihm sei die Antwort: indem wir das Leben bejahen (Liebe und Kampf aus Liebe ist Bejahung), bejahen wir Gott, den Ursprung und Sinn des Lebens; Gott bejahen, d. h. sein Wesen bejahen, seine Allgröße, Allweisheit, Allgüte, ist Gott rechtfertigen. Man braucht es nicht immer Gott zu nennen, man kann es auch Pflicht, Gewissen, Ideal nennen, es ist aber immer Gott, d. h. das wissende Gefühl, in dem wir allein „ganz selig" sind.

Aber es finden Menschen auch in unserer Zeit nicht immer leicht zu dieser ihrer Seligkeit, zu diesem ihrem wahren Glück. Draußen über den Feldern wird wohl der Stern des Vaterlandes, der Gott rühmt, nie bleich; aber drinnen bei uns, wo neben ihm immer noch andere Lebenslichtlein stehen, wie Genuß, Macht, Besitz und andere Selbstsüchte, mag er sich hier und da verdunkeln, und da mag es kommen, daß einem, dem der Atem des Krieges solch' Lebenslichtlein löschte, die Rechtfertigung seines Gottes so schwer wird, als wäre nur ihm allein alles dunkel. Er will verneinen und will anklagen. Diese Gefahr hat die Heimat, und sie ist um so schmerzender, als sie selbst den bedroht, der aus dem großen Erleben draußen, wo einzig herrliche Hingabe herrscht, zu ihr zurückkehrt. Es ist ein furchtbarer Vorwurf für die Heimat, daß sie einen bitter macht über sein Los, der in der lauteren Luft des Männerkampfes sich als Träger hehren Opfers zu preisen vermochte. Wie furchtbar, daß es ein berechtigter Vorwurf ist!

Hier gilt es eine mit dem Augenblick zu beginnende Arbeit, gilt es die Erneuerung des Geistes der Heimat! Sie sollte in Kleinlichkeit und Berechnung, die ja im wundergroßen Leben stets zuschanden werden muß, versinken, wo draußen das Leben atmendes Wunder ist? Ach nein, im Angesicht des unermeßlichen Ertragens draußen kann wohl auch keiner Gott vorrechnen, was e r ihm schuldig ist, und kann wohl keiner mit dem Leid und mit allerlei Schwerem

geizen. Das Leid, das Schwere wollen, im Sinne der schöpferischen Tat, im heroischen Sinne wollen, wäre schon Rechtfertigung Gottes. Es ist schon manches errungen, was sie leichter machen konnte, auch dem Einzelnen in der Einzigkeit seines Wesens und Weges: in der Gemeinsamkeit des Leides dieser Zeit muß erkannt werden, daß letzten Grundes keiner einzig-leidend ist; er tue sein Leid als Tropfen ins Meer des Weltleids. Auch der Maßstab für das, was eigentlich Leid ist, ward nun gewonnen. Denn wo ein ganzes Volk gemeinsam leidet, da gilt das Leid nur dem, was seiner wert ist. Damit schwinden Unruhe, Ängste, Tränen, die zu Kleinem, zu Geringem bisher galten; damit wird der Sinn frei für den Tautropfen in der Blume, die Stimmen der Wälder und Wiesen, für gute, reiche Menschenaugen, für die beglückend« Schönheit der Kinder, für alles das, was Gott so unbestreitbar aus seiner Hand entläßt, und was Gott lobt. Damit spart ihre Kraft die Seele auf für alles wirkliche Leid; das aber wird in der Umfangung einer kraftvollen Seele selbst zu einem Baum des Lebens, der Gott preist. Endlich ist auch das errungen in dieser Zeit, was nie verloren gehen darf: das Innere wird gewertet, das Herz wird gewogen. Da nun kein einziger von den sittlichen Gütern ausgeschlossen ist, fällt viel Bitterkeit und Neid weg, an denen unsere Theodicee scheitert. Auch ist jetzt als gemeinsamer Besitz das Leid legitimiert; viel Scham fällt weg, die einziges Leid schuf, und die sich nicht getraute, Gott im Schicksal zu erkennen; denn hätte sie es getan, wäre sie eine Krone gewesen. Neben der Ehrfurcht vor dem Leid als einem hohen inneren Wert des Menschen sollte die bewußte Leidensgemeinschaft bleiben. Es würde den Schwachen viel helfen, zu wissen, daß auch sein Bruder Leid hat, obgleich er glücklicher im gewöhnlichen Sinne scheint. Wenn einer hadern zu müssen glaubt mit Gott, weil ihn der Krieg härter trifft als den anderen, dann sollte der andere hintreten zu ihm und vor ihm seine zwanzig, dreißig Iahre Kampf, Dunkel, unendliches Mühen aufdecken, daß er sie abwäge gegen sein einziges Iahr Not. Viel könnte einer dem anderen helfen, daß jeder in seinem Schicksal Gerechtigkeit, Güte und Sieg des Guten erkennt — Gott. Gott selbst ist Idee, allumfassende, auch Heimat und Vaterland umfassende Idee des Menschenlebens. Wenn nach dieser Zeit der großen Einheitlichkeit des Volksgeschickes und der ausschließlichen Hingabe ans Vaterland die differenzierteren und weiteren Lebensformen wieder mehr das Einzelglück und das Einzel, leid schaffen, dann steht über jedem Einzelweg doch irgendwie die göttliche Idee. In ihr sind alle Menschen Brüder. Sie ist Gnade und Gabe für alle.
Das immer tiefer zu wissen und zu ehrfürchten und geschehen zu lassen — auch das wäre ein Teil unserer Theodieee. Denn wie die Himmel, soll die ganze Erde Gottes Ehre rühmen.

G. Türk:
Götterdämmerung.
Dereinst, in alter, verschwundener Zeit,
Da waren zu sinnen, zu dichten bereit
Germanische Denker und machten zurecht
Von Göttern und Welten ein Wundergeflecht.
Sie wußten von Walhalls seliger Pracht,
Von siegender Götter freundlicher Macht;
Aus Frostesschärfe und Feuersglut
Entsproßte der Riesen verheerende Wut.
Den Kampf unter Männern hier unten gewohnt,
So, dachten sie, kämpft auch, was über uns thront.
Da warf seinen Hammer der siegende Thor,
Doch kam immer wieder ein Gegner empor.
Es geht, wie den Menschen, dem Göttergeschlecht:
Ein Kampf ohne Rasten um Dasein und Recht.
Und Götterdämmerung — Kampf und Brand —
Vernichtet am Ende das Meer und das Land.
Zwei Ungetüme, so will es die Sage,
Die werden der Welt vornehmlich zur Plage,
Die Midgardschlange des Meeres Not,
Das Land vom Fenriswolfe bedroht.
Nun wohl, uns will es wirklich scheinen,
Zwei Ungeheuer sich vereinen,
Das deutsche Wesen zu vernichten
Und einen Weltbrand anzurichten.
Das erdballumschlingende, giftige Tier,
Die Schlange zur See, das ist Englands Gier;
Dem Fenriswolfe das Russenreich
An nimmersattem Rachen gleich.
Wohl toben die beiden und andre dazu
Und lassen mit Morden und Wüten nicht Ruh',
Als sollte die Welt zu Ende gehen
Und dürfte nichts Rechtes und Gutes bestehen.

Wahrhaftig, der ganze Wahnsinnsgraus,
Wie Götterdämmerung sieht es aus.
Unzählig die Opfer — doch die's überleben,
Di« herrlichste Hoffnung ist ihnen gegeben.
Denn nach Zertrümm'rung und Weltenbrand
Entsteht ein schöneres Erdenland
Und Götter und Menschen glücklich und gut,
Kein Neid, keine Lüge, kein Lechzen nach Blut.
Nun, deutsche Macht, so steig' empor
Aus diesem Kampf, wie nie zuvor!
So Fürst wie Volk gestärkt ersteh',
Verjüngt, gebessert, reiner als je!
Arthur Silbergleit:
Gesang des Erzengels.
Männer wie Eisen hart, die ich Euch kämpfen lehrte,
Lange hieß ich Euch schweigen mit Eurem Schwerte,
Aber nun habt Ihr meinen Ruf vernommen
Und Ihr seid mit der Wehr zum Wort gekommen.
Schlaflos fleh' ich zum Herrn, daß Euch nicht der Mut erschlaffe.
Scharf und schneidend bleib' er wie Eure Waffe.
Nehmt als Griffeln die Schwerter, schreibt Purpurstriche
In die Leiber des Feinds, Tobwappensvrüche!
Zieht Ihr singend auf sichern Siegesbahnen,
Wimpeln Euch Früh- und Abendröten wie Fahnen,
Die ich selbst an die staunenden Himmel hisse»
Daß Euer« Ruhm so Wind wie Wolle wisse,
Daß Eure Tat Euch umstrahle im himmlischen Sprengel,
Blende den Blick der verklärten Brüderengel,
Daß die Erleuchteten noch nach tausend Jahren
Von Eurer leuchtenden Seele dies erfahren:

Arthur Silbergleit
Wie Ihr bereit wart gleich glühenden Opferbränden
Euer feuriges Blut dem Herrn zu spenden,
Der wie im Dornbusch einst mit Flammengebote
Mit Altarfeuern Euer Herz durchlohte.
Männer wie Eisen hart, die ich Euch kämpfen lehrte,
Lange hieß ich Euch schweigen mit Eurem Schwerte,
Aber nun habt Ihr meinen Ruf vernommen
Und ihr seid mit der Wehr zum Wort gekommen.
Wandlung.
Das schien uns Glück in trägen Friedensjahren:
In blauen Gondeln durch die Luft zu fahren;
Wir ließen uns von leichten Wellen schaukeln
Und von Sirenenstimmen süß umgaukeln;
Wir hatten oft uns selbst zum Fest geladen,
Nun aber stehn wir auf den Barrikaden.
Sturm stob daher, der unsre Welt verwehte.
Zum Trotz ruft uns die Trommel und Trompete.
Der Kriegsgott rast durchs Land auf wildem Renner,
Er machte aus uns weichen Knaben Männer,
Die in der Schule neuen Lebens lernten,
Auf Schlcksalsfeldern Ewiges zu ernten.
Wir sühlen tiefer unsre Menschenwerte;
Sie reden scharf zu uns aus unsrem Schwerte;
Und überschwebt von des Erzengels Schwingen
Vernehmen mir beim Ausschlag unsrer Klingen
Des Weltenvaters benedeite Worte:
„Mit Sternen kränz' ich bald Euch meine Pforte!"

Das Hoffräulein Donna Inez Marie von Bunsen

Marie von Vunsen:

Das Hoffräulein Donna Inez.

Roman aus der Verfallzeit des spanischen Reiches.

Fortsetzung.

Das Stiergefecht auf der Plaza Mayor.

In den Kirchen wird voller Ablaß für alle heute auf der Arena Umkommenden erteilt, vor den Altiüren knien die Helden des Tages, beichten, erhalten das Sakrament. Schon zu früher Nachmittagsstunde sind die äußeren Quartiere verödet, immer dichter drängen sich die Kutschen, die schwarzen Ströme der bescheidenen Fußgänger nach dem Herzen der Stadt.

Spaniens durchsichtig grelles Sonnenlicht, mit seinen harten, dunklen Schatten und goldbraunen Refleren, ergießt sich auf die langgestreckte Plaza Mayor. Rings umher fünfstöckige Häuser, sie bilden einen gewaltigen Theaterraum unter freiem Himmel. Die zahllosen Fenster und Balkone sind mit Teppichen und gestickten Decken geschmückt, flimmern mit geputzten Damen; selbst die Dächer sind dicht gedrängt.

Auf den noch leeren Ehrenplätzen der Granden und Titulados erheben sich wappengeschmückte Baldachine, in der Mitte, vor der Casa Panderia, ist der vergoldete königliche Altan. Rings um die mit frischem Sand bestreute Arena ziehen sich Schranken mit aufgemalten Wappen des Königs und all seiner Reiche; Tribünen reichen bis zu der ersten, vornehmsten Balkonreihe herauf, hier wimmeln bereits zahllose Kavaliere in ihrer schwarzen, heute reich mit Stickereien, Spitzen und Schmuck ausgestatteten Tracht. Die im unruhigen Diamantglanz funkelnden Damen treten jetzt aus den Türen, lassen sich auf ihre niedrigen, goldgestickten Samtsessel nieder; prächtige Karossen fahren langsam um den Platz, in ihnen sitzen die großen Herren und grüßen ununterbrochen, mit tiefen Verbeugungen die oben sitzenden Damen.

Gegenüber vom königlichen Balkon nehmen die Botschafter der katholischen Herrscher Platz; sie, welche den König zur Messe begleiten, haben den Vorrang vor den Vertretern der ketzerischen Staaten. Da sitzt der Nuntius, Monsignor Mellini; er ist ungewöhnlich schön, ist liebenswürdig und beliebt, er tritt glänzend auf, gibt mit offener Hand. Um den Hals das Goldene Vließ, erscheint etwas atemlos der unförmlich« deutsche Graf Grana, der Kaiserliche Botschafter. Er

gilt für den befähigtsten Diplomaten, ist ebenso ehrgeizig als Nug; seine Gattin, fünf Sprachen beherrscht sie, sitzt täglich bei der Königin Mutter, der Österreicherin; infolgedessen ist sie so unbeliebt als ihre mit der regierenden Königin intim verkehrende französische Kollegin. Diese, die Marquise von Villars, wie der Marquis fallen überall auf, es ist das Vorrecht der französischen Botschaft, auch am spanischen Hof in der Heimatstracht zu erscheinen. Die „spanisch" gehenden Kollegen sehen sie neidisch an; allerdings entgehen ihre Damen peinlichen Bemerkungen über die „ausländische sittenlose Entblößung".

Spöttisch betrachten die spanischen Kavaliere den Venetianer Cornaro; er und der Maltheser bereichern sich mit Zolldurchstechereien und anderen unsauberen Geschäften. Einsam und steif sitzt dort der Engländer, Sir Henry Goodricke; er kann sich nicht mit den Eingeborenen vertragen. Man gibt sich immer große Mühe am Hof, die Ketzerdiplomaten durch glänzende Versprechungen zum Übertritt zu bewegen; bei dem Vorgänger des Sir Henry gelang es, die ganze Stadt freute sich zu diesem Erfolg der Heiligen Religion. Neugierig besieht man sich die hübsche Frau Gjöe, die Gattin des dänischen Gesandten; sie hat eine Milch, und Rosenhaut und weizenblondes Haar. Im vorigen Sommer, während der schlimmsten Hitze, badete sie in einem der kleinen Teiche des sonst wasserleeren Bettes des Manzanares. Dies fand man bizarr.

Rechts vom König kommen die ersten Würdenträger des Reiches, die Mitglieder der Konzilien von Kastilien, Aragon, der Heiligen Inquisition, der Kreuzzüge, der Finanzen. Zur Linken sitzen die Palastdamen, sie tragen die kostbarsten Stoffe, den blendendsten Schmuck. Es flimmern die leuchtenden Farben, die Stimmung ist überaus heiter. Den Damen der Granden, Titulados und Diplomaten werden seitens des Königs Erfrischungen überreicht, außerdem Körbchen mit Fächern, Handschuhen, seidenen Strümpfen, Süßigkeiten, Pastillen mit Goldmünzen gefüllt.

Aus der nach dem Calle Mayor führenden Durchfahrt erscheinen dann die ersten königlichen Wagen. In ihnen sitzen die Herren vom Dienst und die Menins, dann (nach dem leeren „Respektswagen" für unvorhergesehene Zwischen, fälle) folgt der Wagen des Königs. Kutscher und Postillone sind barhaupt, die Pferde, herrliche Andalusier, haben kleine, stolze Köpfe, einen gebogenen Hals und zierliche Gangart. Am Schlag halten Pagen, Wachen marschieren zur Seite, jetzt sieht man das blaßblond« junge Gesicht des Herrschers, seinen indolenten, breitlächelnden, offenen Mund. Die Königin ist strahlend schön, grüßt in blühender Frische. Sie ist mit Perlen überladen, sie rieseln von ihr herunter, und vorn trägt sie die berühmte „Peregrina", diese kostbarste Perle der Welt. Hinter ihr rollen in langen Reihen die Wagen mit ihren Damen; neben jeder Kaross« gehen oder reiten die ersten Herren des Reichs, geleiten die offiziell von ihnen angebeteten Schönen.

Inez sitzt mit Camila, Doloritas und Arabela, und drei Duennas, am
Wagenschlag reiten Guardadamas. Sie können nicht verhindern, daß Verehrer
mit der Camila Oropesa und Arabela Los Balbazes beredte Blicke tauschen.
Besonders auffallend ist die Huldigung von Camilas Freund, dem Don Antonio
Baeza, die vollendeten Gangarten seines unvergleichlich schonen Pferdes werden
allgemein bewundert. Camila schwebt wie auf Wolken. Vom Saal der Casa
Panderia tritt die Königin mit ihrem Gefolge heraus, die Blicke all der Tausende
und Abertausende sind auf die Damen gerichtet. Donna Inez empfindet diese
ihr so neue Öffentlichkeit wie einen aufreizenden Schlag, es schwirrt ihr vor
den Augen, sie erblaßt unter der rosa Schminke. Donna Laura Alagon sieht sie
strafend an, sie faßt sich, will diese langersehnten Feststunden mit allen Fasern
ihres Daseins genießen.
Das Schauspiel beginnt, die Kapitäne der königlichen Garden reiten mit
ihrer Mannschaft herein, sie tragen die königlichen Farben, gelben Atlas mit kar-
moisinroten Posamenten. Die Kapitäne, an diesem Tage Pieadores genannt,
reiten auf ihren kurbettierenden Pferden um den großen Platz, geben die letzten
Befehle, grüßen die Damen; flatternde Bänder in den Farben der Angebeteten
umfliegen sie verwegen. Dann nehmen sie ihren Posten unter der königlichen
Tribüne ein, wie eine lebende Hecke stehen rings an den Schranken die Wachen.
Ein Ieder wird an seiner Stelle bleiben; auch wenn der Stier auf ihn losfährt,
darf er nicht weichen, darf sich nur mit der Hellebarde verteidigen. Mancher
von ihnen wird den Platz nicht lebend verlassen, sie alle sind Hidalgos, sind alle
stolz und beglückt, teilnehmen zu dürfen. Dann reiten die Alguaeils, die
Magistratsdiener, vor, sie sind schwarz gekleidet, tragen schwarze Federn auf
dem Hut, die Pferde sind schwarz, das maurische Sattelzeug ist mit Silber-
glöckchen behängt, in den Händen halten sie lange, weiße Stäbe. Sie reiten
langsam nach dem fernen Torweg, vom Klingklang der Silberglöckchen begleitet,
und geben ein Zeichen.
Da öffnen sich die Flügel, es erscheinen, hoch zu Roß, die Helden des
Tages. Allein, als Erster, hünenhaft groß, der Fremde, Graf Königsmarck, hinter
ihm die fünf Genossen, alle aus den ersten Geschlechtern des Reichs. Ihre schwarze
Hoftracht ist reich mit Gold, Silber und Schmelz bestickt, von den Hutkrempen
wallen farbige Federbüsche, von Diamantgehängen gehalten. Schärpen schlingen
sich um den Körper, sie sind in d<n Farben der Geliebten, sind von ihnen geschenkt.
Von der Schulter flattern kurze, schwarze Mäntel, an den weißen Stiefeln sind
goldene Sporen. Die herrlichen Pferde sind reich gezäumt, die Kavaliere reiten
mit dem die Knie hochziehenden maurischen Sitz, mit leichtem Schenkeldruck,
mit natürlich erscheinender, vollendeter Kunst.
Es schmettern die Trompeten. Aus dem Schatten reiten die schwarzen
Ritter langsam nach der hellbeschienenen Mitte des Platzes. Einem jeden folgen

zwölf auserlesene, reichgeschirrte Pferde, sechs Maultiere in Samtschabracken und sechzig Lakaien. Sie tragen phantastisch-orientalische Livreen aus dem kostbarsten Brokat, einer hat seine Leute in zitrongelben Atlas gekleidet, dieser in blaßblauen und tiefgrünen, jener in Lila und Silber, jener in karmoisinrosa Samt.
Die Trompeten schmettern, von allen Seiten brausen begeisterte Rufe. Die schwarzen Ritter mit den wehenden Federn galoppieren vor, halten mit einem Ruck vor dem königlichen Altan, verneigen sich tief und bitten um Erlaubnis, mit den Stieren zu kämpfen. Sie stehen in der strahlenden Sonne. Hinter jedem Herrn glänzt die Farbenpracht des Gefolges, im Schattengrund zieht sich der gelbrote Streifen der Wachen, darüber erheben sich die Tribünen mit der dichtgedrängten Masse in Schwarz gekleideter Kavaliere, darüber, bis zum fünften Stock, ist ein Balkon neben dem andern schimmernd im Glanz reichgeschmückter Damen.
Das Bild ist unglaubhaft schön.
Die Ritter verneigen sich tief, der König gibt die Erlaubnis und wünscht ihnen Glück, die Lakaien ziehen sich zurück, nur je zwei Knappen bleiben bei ihren Herren, um die goldenen Lanzen zu reichen. Iunge Leute, bürgerlichen Standes, oft aus entfernten Provinzen geeilt, treten ein, um als Banderillos zu Fuß, mit kleinen, gefiederten Pfeilen den Stier zu reizen, dürfen am aufregendsten, gefährlichsten, schönsten Spiel ihren Anteil nehmen.
Zum dritten Mal schmettern die Trompeten, fordern den Stier heraus. Die Cymbeln und Pfeifen, die Hörner und Flöten erklingen, der König gibt dem ersten Minister, dem Herzog Medina Celi, den Schlüssel, dieser reicht ihn den Alguacils. Sie sprengen langsam nach dem Tor, schließen es auf und jagen dann, als säße der Tod ihnen am Nacken, davon.
Atemloses Schweigen, plötzlich schießt etwas Großes, Dunkles hervor. Es ist der Stier, er bäumt sich, stampft mit den Füßen in den aufspritzenden Sand, sieht, vom Licht geblendet, wild umher. Von seinen Hörnern weht ein orangefarbenes Band. Rings umher wird dies murmelnd besprochen; dies ist der Nachkomme des Stiers mit dem Orangeband, der vor fünf Iahren hier auf diesem Platz den einzigen Sohn des Herzogs von Los Areos durchbohrte.
Ietzt rast das Tier hinter den fliehenden Alguacils, von allen Seiten schwärmen die Banderillos herbei, bewerfen den Stier mit den kleinen Fähnchenpfeilen, die in Widerhaken enden. Der Stier zuckt, schüttelt sich, durch die Bewegung bohren sich die Pfeile tiefer ein, es fließt das erste Blut, rot rieselt es, die Tausende von Zuschauern instinktiv erregend, an dem dunkelglänzenden Fell hernieder.
Gewandt wie ein Wiesel, entschlüpfen die Banderillos, wenn das Tier, durch die rauschenden Papierfähnchen beunruhigt, auf sie losstürmt. Einer versetzt ihm zwei Pfeile tief in den Nacken, er versetzte sie mit unnachahmlicher Grazie, man erkundigt sich nach dem Namen, hört, daß der junge Mann aus Murcia

stammt. Brüllend stürzt der Stier nach dem Feind, verfolgt ihn; der mächtige Körper ist die fürchterliche, großartige Verkörperung der Kraft. Mehrere der zu Fuß fechtenden Capadores sind mit bunten seidenen Mänteln versehen, einer stellt sich dem rasenden Stier in den Weg, entfaltet seine Cava. Wundervolle Linien... die gedrungene, zurückprallende dunkle Masse des gehörnten Stieres, der schlanke Umriß des in Himbeerrot gekleideten Iünglings, der großartige Faltenwurf des bis zum Boden schleifenden Mantels. Der Stier fährt blitzschnell auf den Mantel, zertritt ihn, zerstampft ihn in sinnloser Wut. Wieder umschwirren ihn die Banderillos, reizen ihn mit den Pfeilen, wieder jagt er ihnen nach. Kurz vor den Schranken kommt Einer zu Fall, der Stier ist auf ihm, durchbohrt ihn mit den Hörnern, zertrampelt den Körper. Alles schreit, schaudert. Den Capadores gelingt es, das Tier fortzulocken, regungslos liegt dort die Gestalt der aus Murcia wird als erster Toter fortgetragen.
Der König gibt das Zeichen, die Banderillos ziehen sich zurück, im gelassenen Galopp sprengt Graf Königsmarck vor. Das „Duell" beginnt. Der Graf hat einen der goldenen Speere in der Hand, weicht dem auf ihn zu stürzenden Stier aus, schleudert ihm den Speer in die Flanken und galoppiert davon. Sein Knappe versorgt ihn mit Lanzen, es ist eine wilde Iagd, fast überholt ihn das Untier. Zwei Lanzenköpfe stecken schon in dessen Körper, aber die Kraft ist ungebrochen, er rast hinter dem Reiter her. Ietzt hat er ihn erreicht und verwundet den Apfelschimmel am Bug. Mit erbitterter Kraft stößt Königsmarck den Speer in die Weichen, doch der Stier durchbohrt wild den Pferdeleib, verwundet den Reiter am Schenkel. Königsmarck gibt dem unglücklichen Schimmel die Sporen, macht eine rasche Schwenkung, und die Capadores greifen ein, entwickeln ihr ablenkendes Spiel. Königsmarck ist verwundet, also „gefordert". Ietzt muß er mit dem Degen „Genugtuung verlangen". Seine Genossen sitzen ebenfalls ab, stellen sich hinter ihm auf, ohne ihm jedoch beistehen zu dürfen.
Im gewaltigen Zuschauerraum schweigt alles, ist wie leblos, ist wie erstarrt. Königsmarck zieht sein kurzes, dreifingerbreites Schwert und sieht herauf. Donna Elvira von Figuerra und Laso tritt an die Brüstung und winkt mit ihrem kleinen, weißen Tuch. Das Blut schießt ihm aus der Wunde, doch geht er ruhig vor; die Capadores lassen vom Stier, dieser springt, mit gewaltigen Sätzen, mit blutunterlaufenen, rollenden Augen heran. Er schnaubt vor Wut, wie mit einer Wolke umgibt ihn der heiße Atem. Königsmarck nimmt alle Kraft zusammen, springt zur Seite, stößt ihm den Degen in den Hals. Er ist gerächt.
Halb ohnmächtig, blutüberströmt, schwankt er,, sieht nach Donna Elvira. Seine Lakaien stützen ihn, tragen ihn heraus. Donna Elvira steht dort, wie abwesend, in zitternder Eraltation.
Ein donnernder Beifall bricht los, die Luft erbebt. Wie wahnsinnig jagt der Apfelschimmel um die Schranken; aus dem aufgeschlitzten Leib quellen die

Eingeweide hervor, hängen in grauenvollen, blutigen Windungen bis zur Erde.
Ein Picador weicht ihm nicht rasch genug aus, das Pferd schleudert ihn an die
Brüstung, ein schauderhafter Krach; als der Körper in krampfhaften Zuckungen
zusammenfällt, sieht man den gespaltenen Schädel. Nicht weit davon bricht der
Apfelschimmel verreckend zusammen.
Ietzt besteigen die Ritter ihre Pferde, und einer galoppiert mit gezogenem
Degen auf den Stier, um den Todesstoß zu geben. Einmal um das andere Mal
naht sich der Reiter dem noch immer gefährlich wilden Tier, pariert mit voll-
endetem Geschick. Sein Name ist auf allen Lippen. Don Manuel Velez und
Guevara gilt, seitdem der Los Areos verunglückte, für den besten Toreador.
Der Fremde hat seine Sache gut gemacht, bewies vollendete Haltung, aber um
auf alle Bewegungen des Stiers einzugehen, sie vorauszuahnen, ihnen auszu-
weichen, muß man Spanier sein, muß diese edelste aller ritterlichen Übungen
vom Knabenalter an getrieben haben. Mit fieberhafter Erregung beobachtet
ihn jeder der anwesenden Männer. Sowohl die Picadores, die Kavaliere auf
den Tribünen, als die überaus urteilsfähigen Bauern und Handwerker auf den
Dächern. Was dieser geschmeidige Kavalier unter steter Lebensgefahr vorführt,
zeigt die beste Tradition, jeder Angriff, jede Volte entspricht der klassischen Regel.
Was für einen Todesstoß wird er geben? Den von unten, seitwärts, den von
oben? Wird es ihm gleich das erste Mal gelingen?
Don Manuel beugt sich fast aus dem Sattel, und mit einem blitzenden Hieb
treibt er den Degen mitten in die Stirn, grad in die eine kleine verwundbare
Stelle — treibt er den Degen tief hinein. Der Stoß ist unerhört gefährlich,
gelingt nicht einmal unter hundert Versuchen. Den Bullen durchläuft ein Schau-
dern, vergeblich will er den Kopf zum Stoßen senken, bricht mit dumpfem Fall
zu Boden, eine gewaltige, leblose Masse.
Da schreit alles wie rasend, es packt die Tausende ein Delirium, ein wilder
Taumel, es ist, als hielte selbst der erbarmungslos starre, spanische Himmel diesem
frenetischen Iauchzen nicht stand, als wanke die Erde.
Keiner der Tausend« wird jemals, und würde er hundert Jahre alt, diesen
Augenblick vergessen.
Die Tore öffnen sich, in gelb und rotem Atlas gekleidete Stallknechte führen
vier trabende Maultiere herein, das Geschirr ist mit Federbüschen und Silber-
glöckchen verziert. Die langen gelbseidenen Zügel werden um den toten Stier
geschlungen, die Tiere schleppen ihn heraus.
Nur langsam löst sich die Erregung; die ältesten Kenner werden umringt,
sie geben bedächtig ihr Urteil. Selten hat man den König so lebhaft gesehen,
es steht ihm der mit rosa Seide und Perlen gestickte Anzug, er nascht oft an
seiner Lieblingsspeise, an kleinen Zwiebeln, bietet sie vergebens seiner Gattin an.

Donna Maria Luisa versucht zu lächeln. Sie weiß, was von einer spanischen
Königin erwartet wird. Trotzdem empfinden die Damen mit ihren laut klopfen-
den Herzen, ihren freudig gepeitschten Nerven peinlich das fremde Blut, das bei
dem soeben Erlebten nicht mit ihnen raste, ihre Leidenschaft nicht mit empfand.
„Wenigstens hielt sie stand," murmelte die Herzogin von Albuquerque zu Donna
Laura von Alagon, „aber sie schloß die Augen, der Hohlkopf vermochte nicht, sich
als Mittelpunkt des herrlichsten Festes des Erdkreises zu fühlen!"
„Und die törichte Dänin, mit ihrem Liliengesicht, fiel in Ohnmacht, und
Sir Henry trug seine Tochter hinaus, kam nicht wieder! Eine Beleidigung
des Königs. Der Marquis von Villars hat wenigstens Takt; als die Marquise
ebenfalls herauswollte, hielt er sie am Arm zurück. . . . Überaus geschmacklos
sind doch diese fremden Frauen, sie brüsten sich mit „Zartgefühl", erwähnen
natürliche körperliche Zustände, die doch jedem Manne bekannt sind, um keinen
Preis, zeigen hingegen schamlos jedem ihre Füße, essen wie Wachtmeister, trinken
becherweise ungemischten Wein!"
Die jungen Damen und die kleinen Meninas sind in der Ekstase. „Er blickte sie
an, bevor er auf den Stier losging, und, zu Tode getroffen, sah er wieder
zu ihr empor." Mit heißem Atem, mit verlangenden Augen betrachten sie
Donna Elvira. Abwesend, verklärt lächelnd, thront sie unter den Damen der
Granden wie eine Fürstin.
Immer wieder gab der König das Zeichen, öffneten die Alguaeils die Tore,
fuhr die gewaltige, schnaubende Bestie heraus. Ieder Kampf hatte seine beson-
dere Überraschung, bot sein noch lange darauf erörtertes Erlebnis.
Ein Banderillo wurde vom fünften Stier in die Luft geschleudert und starb.
Der Marquss von Camarasa hatte drei seiner kostbaren Pferde eingebüßt, unge-
wöhnlich geschickt, sprang im letzten Augenblick ein heftig verfolgter Capadores mit
kühnem Schwung über den Stier hinweg. Graf von Rivadavia hatte dreiviertel
Stunden lang den Stier mit seinen Lanzen gereizt, mit bewunderungswürdiger
Gewandtheit dicht an ihn heranreitend, wich er ihm haarscharf aus. Der Stier
wurde müde, so gab der König ein Zeichen, und man ließ die englischen Bull-
doggen herein. Überaus spannend, wie diese kleinen, kräftigen Tiere sich auf
den Stier stürzten, sich in grimmer Gier an dem Hals festbissen, nicht abließen,
obwohl das Tier mehrere mit den Hörnern in die Luft schleuderte und tödlich ver-
letzte.
Dem Herzog von Medina Sidonia begegnete das Unglück, den Hut zu ver-
lieren, dies schadete seiner Ehre, er mußte absitzen und zu Fuß weiterkämpfen,
bis zur Verwundung des Stieres.
Don Adrian von Sarmiento, Neffe der anwesenden Donna Maria Agostina,
welche Don Diego Velasquez einst als knieende Menina malte, gelang ein viel-
bewunderter Todesstoß.

Das Fest war vorbei; dort an den Schranken klebten Gehirnmassen des
vom Königsmarck'schen Pferde getöteten Banderillo, ebenfalls an der Schranke
bezeichnete eine Blutlache die Stelle, an der einer der Wachen durchbohrt worden
war. Rings umher auf dem großen Platz waren dunkle, dampfende Stellen im
hellen Sand, ihr Geruch durchschwängerte die Luft.
Noch im Fieberrausch verteilte sich langsam die Menge.
Donna Inez hatte geglaubt, nach dem Glück dieser überströmenden Ein-
drücke wäre sie auf lange hinaus keiner Empfindung, geschweige einer Steigerung
der Gefühle fähig. Aber alle Sensationen erblaßten, als Donna Laura von
Alagon ihr mitteilte, Don Manuel von Velez und Guevara wünsche, als ihr
„Verehrer" angesehen zu werden. Sie, Donna Laura, habe die Angelegenheit
mit dem nächsten Familienfreund der Zunigas, dem Almirante von Kastilien,
besprochen, er hätte, namens der Eltern, die Genehmigung erteilt. Don Manuel
war, wie seine Gattin, aus vorzüglicher Familie, beide hatten eine angesehene
Stellung in der Gesellschaft.. Am Palmsonntag, als am nächsten öffentlichen
Anlaß, würde ihm zum ersten Mal „die Gelegenheit" werden, würde er als
„Lal»,u äe i,al»ein" auftreten dürfen.
Don Manuel, dem vorhin alles zugejubelt hatte, dessen Name überall er-
klang! Sie konnte es kaum fassen! Beim Nachtmahl hatte Donna Inez Dienst;
als sie knieend die Schüsseln reichte, sprach die Königin zum ersten Mal eingehend
mit ihr, neckte sie, wünschte ihr Glück.
Binnen kurzem würden in Fuentevero alle über ihren Verehrer sprechen.
Erst in der Morgenfrühe schlief sie ein.
(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s «
a
u

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Iustizrat Dr. W. Waldschmidt.

Die Meistbegünstigungs-klause I*).

Wenn noch jemand Beweise brauchte, daß nicht die Neutralität Belgiens und nicht der preußische Militarismus England in diesen Krieg getrieben hat, so liefern sie ihm die zahlreichen Berichte in den englischen Provinzzeitungen über fortgesetzte Beratungen der englischen Kaufleute und Industriellen über die Frage: Wie kann man Deutschland vom Weltmarkte verdrängen? — Dann sind es Artikel in angesehenen Organen, in denen allen Ernstes verlangt worden ist, daß die verbündeten Heere die deutschen Fabriken in die Luft sprengen und die deutschen Bergwerke zerstören sollen. — Dann sind es Aufsätze des französischen Nationalökonomen Edmond Thsry, der seine Leser darüber unterrichtet, wie Deutschland und seine Verbündeten nach dem Kriege wirtschaftlich eingeschnürt werden könnten, damit auf diese Weise der Zweck erreicht werde, der, wie es den Alliierten jetzt wohl scheint, durch den Krieg selbst nicht erreicht werden wird, Vorschläge, die darin gipfeln, daß künftighin die Alliierten einen Bündnistarif unter sich, einen Freundschaftstarif für die neutralen Staaten und einen Verteidigungstarif vereinbaren sollen, der gegenüber den wirtschaftlichen Wünschen Deutschlands und Österreich-Ungarns gelten soll.

Alles dieses beweist, daß Deutsch, land in dem Friedensvertrage darauf bedacht sein muß, sich so zu sichern, daß alle denkbaren Kombinationen der Feinde nicht das verhindern können, was wir haben müssen: die Möglichkeit, auch in Zukunft wie vor dem Kriege die Rohstoffe und die Nahrungsmittel, deren wir bedürfen, ungehindert einzuführen und unsere Fabrikate in aller Welt zu verkaufen. Man hat sehr richtig gesagt: Wenn wir auch militärisch diesen Feldzug gewinnen, so ha,

») Aus „Recht und Wirtschaft". Nu« einem Vortrag, aehalten am 27. November 1915 in der Bezirksllruppt Groß-Berlin des Vereins „Recht und Wirtschaft".

ben wir ihn doch verloren, wenn die ungehinderte Entwicklung der deutschen Industrie nach dem Kriege durch den Friedensvertrag nicht sichergestellt wird.

Es entsteht nun die Frage, wie ist das Ziel zu erreichen, uns im Friedensvertrage die ungehinderte Entfaltung unseres Ausfuhrhandels von neuem zu sichern? Betrachten wir hierzu die Grundsätze, welche die Handelspolitik der Länder, nach denen wir künftig er, Portieren wollen, beherrschen.

Da kommt zunächst England mit seinem Freihandel in Betracht. Daß England nach dem Kriege bei seinem Freihandelssnstem bleiben wird, wird von vielen nicht bloß bezweifelt, sondern für sehr unwahrscheinlich gehalten; sicherlich sind sehr ernste Gründe dafür vorhanden, daß England zum Schuhzoll übergehen wird. Ein Grund ist der, daß nach der außerordentlichen Entwicklung der nordamerikanischen und der deut-

schen Industrie die englische Industrie einen gewissen Schutz brauchen kann; denn England ist zum Freihandelssnstem seinerzeit, d. h. Mitte des vorigen Jahrhunderts, nicht aus theoretischen Erwägungen gekommen, sondern weil es das Bewußtsein hatte, seine Industrie sei stark genug, um ihrerseits eines Schutzes nicht zu bedürfen, und weil England glaubte, durch Propaganda für den Freihandel allmählich die übrigen Staaten Europas — an die Vereinigten Staaten dachte damals noch niemand als gefährlichen Gegner auf industriellem Gebiete — dazu bekehren zu können, auch ihrerseits den Freihandel einzuführen. Das ist ihm z. B. mit Preußen auch gelungen. Das Deutsche Reich ist ihm zunächst gefolgt und ist erst im Iahre 1879 zum Schutzzoll übergegangen.

Ein anderer Grund, aus dem England zu einem anderen Zollsystem als lediglich Finanzzöllen auf einige Genußmittel — Tee, Kaffee, Tabak, Alkohol — übergehen mag, ist der, daß es immer mehr das Bedürfnis empfinden wird, irgendein Band — und als politische Bänder haben sich gemeinsame wirtschaftliche Interessen noch immer bewährt — um sich und seine Kolonien zu schlingen. Es ist das die Idee von Ioseph Chamberlein, die er seit 1903 nicht ohne Wirkung vertreten hat. Freilich bei der konservativen Sinnesart der Engländer braucht es dort längere Zeit als in anderen Ländern, bis derartige, in der Tat umwälzende Ideen Fuß gefaßt haben. Ein Ereignis aber, wie dieser Weltkrieg, beschleunigt solche Vor-

Ein dritter Grund endlich möchte der sein, daß die englischen Finanzen es nötig haben, in Form von Schutzzöllen eine kräftige Stütze zu finden; der Anfang dazu ist schon während des Krieges gemacht worden.

Von den anderen Ländern begünstigt Frankreich gleich den Vereinigten Staaten den Hochjchutzzoll; beide möchten grundsätzlich nicht Handelsverträge schließen, wie wir dies seit dem Iahre 1891 tun; sie haben einen autonomen Handelstarif eingeführt und werden allem Anscheine nach dabei bleiben.

Ein derartiger autonomer Handelstarif ist gut oder wenigstens möglich für geschlossene Wirtschaftsgebiete, die sich selbst genügen können; geschlossen insofern, als sie in sich bergen alle Rohstoffe, deren sie bedürfen zur Ernäh-

rung von Menschen und von Vieh, sowie zur Entwicklung ihrer Industrie, wie Kohle und Eisen, Metalle und Holz, Webstoffe und Gummi.

Mit den Rohstoffen allein ist es freilich nicht getan, sondern es gehört außerdem dazu technische Intelligenz und Arbeitskraft, also Industrie, und wenn wir uns daraufhin die Länder ansehen, so finden wir beides vereint, Rohstoffe und Industrie, wohl in dem englischen Weltreich und in den Ver, einigten Staaten, nicht aber in Rußland, nicht in Frankreich trotz sein» Kolonien, nicht in China, — Länder, die wohl die Rohstoffe hätten, in denen es aber an ausreichender Industrie fehlt; für China gilt das am meisten, von Rußland immer noch stark, obwohl die Entwicklung der russischen Industrie im letzten Iahrzehnt nicht zu unterschätzen ist. Frankreichs Industrie aber ist nicht vielseitig genug entwickelt.

Ferner gehört nicht zu den Ländern, die als ein geschlossenes Wirtschaftsgebiet bestehen könnten, Deutschland. Hier liegt die Sache umgekehrt. Die Industrie ist da, es würden auch zur Not, wie die Erfahrung gezeigt hat, die Nahrungsmittel für die Bevölkerung beschafft werden können, es fehlt aber etwas an Futtermitteln für die Viehzucht; es fehlen wichtige Genußmittel, auf die wir nicht verzichten möchten, wie Kaffee, Tee, Kakao, Tabak, und, was schlimmer ist, es fehlt an vielen industriellen Rohstoffen in ausreichendem Maße, z. B. an Metallen wie Zinn, Nickel, Kupfer, Wolfram, an

Gummi, pflanzlichen und Mineralölen, an Baumwolle, Wolle, Seide; auch Holz und Leder haben wir nicht genug. Daraus ergibt sich, daß für Deutschland ein autonomer Zolltarif, der grundsätzlich auf Abschließung hinzielt, nicht in Betracht kommt.

In Frankreich ist die Neigung zu Zolltarifverträgen gering. Die französischen Handelskammern haben sich «instimmig in den Iahren 1880—1892 dagegen erklärt; der Erfolg war das von Msline eingebrachte Gesetz von 1892, das grundsätzlich von Handelsverträgen absieht, wenn es auch neben seinem Marimal- einen Minimaltarif besitzt, um diesen unter besonderen Umständen anderen Staaten bewilligen zu können. Ahnlich ist der nordamerikanische Payne-Aldrich-Tarif vom 5. August 1909 konstruiert.

Auf einem grundsätzlich anderen Standpunkt steht seit dem Iahre 1891 Deutschland, in dem es zu Vertragszolltarifen übergegangen ist. Im ganzen sind solche Handelsverträge abgeschlossen mit elf Staaten; die erste Serie in den Iahren 1891—1894 mit sieben Staaten, die zweite in den Iahren 1905 bis 1911 mit vier weiteren Staaten.

Von diesen elf Staaten stehen wir zurzeit mit vieren im Kriege; die Verträge mit diesen sind also hinfällig geworden, und die meisten der übrigen Verträge können Ende 1916 zum 31. Dezember 1917 gekündigt werden, so besteht für Deutschland teils durch den Krieg, teils durch die nahe Kündigungsfrist die Möglichkeit, sein Handelsvertragssystem aufzugeben oder von neuem einzuleiten, wie es das für richtig hält.

Nun ist wohl darüber kein Zweifel, daß die Friedensverhandlungen keine Zeit lassen, um in verwickelte Tarifvertragsverhandlungen einzutreten; denn bei derartigen Verhandlungen hat die Regierung nicht nur mit den Vertragsgegnern einen Kampf zu führen, sondern fast ebenso schwierig gestalten sich die Verhandlungen mit den Industriellen des eigenen Landes über die Höhe der Zollsätze. Es wird daher notwendig sein, sich auf eine möglichst einfache und kurze, dabei aber unsere handelspolitischen Interessen genügend wahrende Formel zu verständigen, und da scheint es mir, daß trotz aller Anfeindungen, die die unbedingte Meistbegünstigungsklausel gefunden hat, sie immer noch die

Formel ist, die uns am sichersten und am raschesten zum Ziele führt. Über den Wert und die möglichen Gestaltungen der unbedingten Meistbegünstigung möchte ich folgendes sagen:

Man unterscheidet das sogenannte Reziprozitätssystem und, kurz gesprochen, die Meistbegünstigung. Wenn man von Meistbegünstigung spricht schlechthin, so meint man regelmäßig die unbedingte Meistbegünstigung, während die Reziprozität die bedingte Meistbegünstigung darstellt. Sie zielen beide auf dasselbe. Der Staat ^, der sich die Meistbegünstigung oder, wie man besser sagen sollte, die Gleichbegünstigung seitens des Staates L ausbedingt, will nicht schlechter gestellt sein, wie der Staat L, der Vertragsgegner, in Zukunft irgendeinen anderen Staat auf handelspolitischem Gebiete stellen wird. Der Unterschied zwischen bedingter und unbedingter Meistbegünstigung besteht lediglich darin, ob das gleiche Recht, in das der Staat ^ mit allen anderen künftig vertragschließenden Staaten eintreten will, sofort und ohne weitere Gegenleistung seitens des Staates ^ an den Staat L eintritt, oder ob Staat ^ von Fall zu Fall gleiche oder gleichwertige Vorteile bieten muß, wie sie die Staaten 6 oder D dem Staate V haben gewähren müssen.

Das natürliche Empfinden geht allerdings dahin, und dies wird immer geltend gemacht zugunsten der Reziprozität, daß es billig sei, wenn der Staat 6 eine besondere Gegenleistung habe machen müssen, um eine Vergünstigung

vom Staate L zu erreichen, daß der Staat ^, der auf die gleiche Vergünstigung Anspruch mache, ebenfalls eine Konzession machen müsse. Indessen, die Erfahrung zeigt, daß, wenn man die ursprüngliche und einfachste Form der Bedingung für gleiche Begünstigung wählt, nämlich genau die gleich« Konzession seitens des Staates ^, die der Staat 6 gemacht hat, dann oftmals trotz der formellen Gleichheit der Wert dieser Konzession seitens 6 und ^ für den Staat 2 ein ganz ungleicher sein kann.

Es sind deshalb die Vereinigten Staaten schon früh dazu übergegangen, statt gleicher Zugeständnisse gleichwertige Zugeständnisse als Bedingung der Meistbegünstigung zu verlangen. Diese Formel findet sich seitdem in nahezu allen Handelsverträgen der nordamerikanischen und südamerikanischen Staaten und ist auch in der ersten Hälfte des vorigen Iahrhunderts in den Handelsverträgen der europNschen Staaten üblich gewesen. Der Begriff gleichwertige Gegenleistung hat nur den großen Fehler, daß er unbestimmt ist; er birgt von vornherein die Gefahr von Streitigkeiten in sich. Man ist deswegen in Europa mehr und mehr dazu übergegangen, die von Fall zu Fall sich erst durch gleiche oder gleichwertige Gegenleistung zu erreichende Gleichbegünstigung durch die unbedingte Meistbegünstigung zu ersetzen. Die Gegenleistung liegt hierbei in dem beiderseitigen Zugeständnis, sich bedingungslos gleiche Begünstigung einzuräumen.

Man könnte die Sache so veranschaulichen, daß man sagt: Wer unbedingte Meistbegünstigung sich ausbedingt, der zahlt den Preis hierfür gewissermaßen pränumerando auf einmal, während die Reziprozität Gegenleistung verlangt von Fall zu Fall, Zug um Zug. Denn die Meistbegünstigung wird als einseitige Meistbegünstigung nur sehr selten gewährt und kommt zwischen großen Staaten, die auf gleicher Machtstufe stehen, nicht vor. So hat Deutschland sie erreicht gegenüber China 1861 und 1880, gegenüber Slam 1862, gegenüber Korea 1883. Früher mußten auch Ägypten, die Türkei und Iapan einseitige Meistbegünstigungen einräumen; aber zwischen europäischen Großmächten würde eine solche einseitige Meistbegünstigung nicht in Frage kom-

men; hier besteht sie nur als gegenseitige.
Daß nun Deutschland sich den heute feindlichen Ländern gegenüber auf einen Reziprozitätsvertrag einlassen könnte, scheint mir wegen der Gefahr, in Differenzen über die Auslegung des Begriffes „gleichwertige Gegenleistung" zu geraten, völlig ausgeschlossen.
Besteht diese Möglichkeit schon zwischen befreundeten Staaten, so wird sie zur Sicherheit, wenn die Vertragsgegner auf einen so übelwollenden Standpunkte stehen, wie wir annehmen müssen, daß unsere derzeitigen Feinde auch nach dem Frieden stehen werden.
Sollte also von der Gegenseite der Versuch gemacht werden, uns das Reziprozitätssystem anzubieten, dann glaube ich, daß Deutschland dies durchaus ablehnen müßte; denn wir würden in Zukunft nur die Wahl haben zwischen Verzicht auf gleiche Begünstigung, die wir beanspruchen dürften, und zwischen unablässigen Differenzen, Erschwernissen, Bedrückungen unseres Handels, schließlich Zollkriegen. Nur die unbedingte Meistbegünstigung, wie sie in den europäischen Handelsverträgen seit dem zwischen England und Frankreich geschlossenen Cobdenvertrage vom Iahre 1860 üblich geworden ist, wird uns sichern.
In einer der letzten Nummern der „Deutschen Erportrevue" hat Herr Dr. Borgius vom Handelsvertragsverein darauf hingewiesen, man könne durch

Beschränkung der Meistbegünstigung auf gewisse Waren die Bedenken beseitigen, die einer zu allgemeinen Fassung der Zolltarifpositionen und einer zu weiten Ausdehnung der Begünstigung entgegenstehen möchten. Er gebrauchte dabei den Ausdruck: man solle den Zolltarif möglichst „zerfasern" und sich nun wohl überlegen, auf welche Artikel man die Meistbegünstigung gewähren wolle, auf welche nicht.

Den einen Teil dieses Rates möchte ich auch empfehlen, nämlich den, den Zolltarif möglichst zu zerfasern, d. h. in möglichst viele Artikel zu zerlegen, ihn recht zu spezialisieren. Aber nicht deshalb, um nun die Meistbegünstigung von vornherein auf einen Teil derselben zu beschränken, sondern damit, wenn diesem oder jenem Staate für besondere Artikel später Tarifermäßigungen eingeräumt werden sollen, man nicht gleich ganze Gruppen zu fassen braucht, sondern eben nur solche vereinzelte Artikel, an denen ein besonderes Interesse besteht, und folglich die meistbegünstigten Staaten auch nur auf die wenigen Artikel ihr Meistbegünstigungsrecht geltend machen können.

Ein wichtiger Punkt der Frage, auf welche Objekte sich unsere Meistbegünstigung erstrecken soll, ist, daß dazu nicht bloß Waren gehören dürfen, sondern auch die Personen, die den Warenaustausch vermitteln, die Kaufleute, ihre Handlungsreisenden; ferner die Handelsschiffe, wie denn überhaupt Schifffahrtsverträge zu den ältesten internationalen Verträgen gehören.

Aber nicht nur auf Zölle soll sich die Meistbegünstigung erstrecken, sondern auch, was beinahe ebenso wichtig ist, auf die Zollbehandlung, auf die Formalitäten im Zollverfahren; denn es kann der Kaufmann beinahe mehr geschädigt worden durch schikanöse Anwendung der Zollvorschriften, als durch etwas mehr oder weniger hohe Zölle; es haben sich die Franzosen in der Kunst, Zollvorschriften in lästiger Weise zu handhaben, in den letzten Iahren vor dem Kriege besonders hervorgetan.

Was sich tun läßt, um sich vor solchen Schikanen zu schützen, das sollte geschehen, und es wird in letzter Linie nichts Besseres empfohlen werden können, als einen internationalen Schiedsgerichtshof zur Auslegung von Handelsverträgen vorzusehen, damit, wenn Dif-

ferenzen entstehen, nicht gleich ein Zoll-
krieg die Folge sein muß, von Schlim-
merem zu schweigen.

Ein sehr wertvolles Hilfsmittel, um
sich vor Zollschikanen zu bewahren, ist
die Einführung von Gewichtszöllen im
Gegensatz zu Wertzöllen; in unserem
deutschen Zolltarif haben wir mit Aus-
nahme von Pferden nur Gewichtszölle.
Darüber, was eine Ware mit oder ohne
Verpackung wiegt, kann kaum ein großer
Streit entstehen, denn das entscheidet
die Wage. Aber über die Frage, ob
die Angaben der Faktura über den Wert
einer Ware richtig sind oder nicht,
lassen sich freilich Zweifel aufwerfen;
leider haben sich die Amerikaner in die-
ser Hinsicht als sehr unbequem erwiesen.
Die Forderungen, die sie an Herstel-
lungs- und Wertbeglaubigungen in
Verbindung mit Einsicht in die Bücher
des Industriellen stellen, grenzen ans
Unerträgliche; es ist das ein Feld, auf
dem dem Handel so schwere Hinder-
nisse bereitet werden können wie durch
die höchsten Zölle.

Bei Einfuhr, Durchfuhr und Aus-
fuhr von Waren darf es mangels ent-
gegengesetzter Vereinbarung für den
Anspruch auf Meistbegünstigung keinen
Unterschied machen, ob eine Ware auf
dem Landwege oder auf dem Wasser-
wege befördert wird; dieser Punkt ist
deswegen wichtig, weil Deutschland still-
schweigend sowohl Österreich wie Ruß-
land gegenüber diesen Unterschied als
die Ansprüche aus der Meistbegünsti-
gung nicht begründend anerkannt hat.

Eine Frage, die wohl erwogen wer-

den muß, ist die, ob man die Meist-begünstigung gelten lassen will auf die Zölle, die beim Vertragsschluß bereits bestehen, und auf alle in Zukunft günstigeren Zölle, oder aber, was wohl das Zweckmäßigere sein mag, auf die jeweils gültigen Zölle.

Nicht selten werden in Meist-begünstigungsverträgen Ausnahmen gemacht für den Grenzverkehr z. B. innerhalb 15 Kilometern. Solche Ausnahmen finden sich z. B. im österreichisch-italienischen Vertrage zugunsten von Weinen; in dem schwedisch-norwegischen Vertrag und auch in unserem Handelsvertrage mit Schweden vom Jahre 1911 sind sie als zugunsten beider Länder möglich vorgesehen. Sehr viel schwerer als diese Ausnahme für Grenzgebiete wiegt die Ausnahme von der Meistbegünstigung, die zugunsten eines ganzen Staates gemacht wird. Denn hierdurch entstehen hinsichtlich der Meistbegünstigung Staaten erster und zweiter Ordnung. So hat Schweden die Meistbegünstigung zugestanden, jedoch dabei ausgenommen Norwegen in dem Sinne, daß Konzessionen, die an Norwegen gemacht werden, nicht den sonstigen meistbegünstigten Staaten zugestanden sein sollen. Ähnliches ist geschehen zwischen Spanien und Portugal, zwischen Portugal und Brasilien. — Das sind die Vorgänge, auf die sich diejenigen glauben beziehen zu können, die jetzt wünschen und verlangen, daß Deutschland, wenn es mit den feindlichen Staaten in ein Meistbegünstigungsverhältnis tritt, eine Ausnahme machen sollte zugunsten einer zollpolitischen Bevorzugung von Österreich-Ungarn, oder, wie die noch weiter gehende Forderung lautet, zugunsten aller europäischen Staaten, die geneigt sind, sich einem deutsch- österreichisch-ungarischen Zollbündnisse anzuschließen. Wir hätten dann unseren heutigen Feinden nicht mehr eine wirkliche Meistbegünstigung einzuräumen, sondern eine Meistbegünstigung zweiter Klasse, während die wahre Meistbegünstigung eingeräumt würde Österreich-Ungarn und, wie gesagt, einer weiteren Reihe von europäischen Staaten, deren Zahl und Namen nicht im voraus bestimmt wären.

Dieses Verlangen betrachte ich deswegen für gefährlich, weil es notwendig bei unseren Vertragsgegnern im Friedensvertrage gleichartige Forderun-

gen zeitigen muß. Man weiß, wie sehr
gerade England Wert darauf legt, un-
ter allen Umständen schon den Schein
zu wahren, nicht im geringsten bei Ver-
handlungen und Verträgen benachteiligt
zu sein.
Da nun, wie wir wissen, ohnehin
unsere Feinde über eine Kombination
nachdenken, um uns in irgendeiner
Weise hintanzusetzen, um unter sich ein
Vorzugssystem ausfindig zu machen, so
fördern wir geradezu diese Absicht, wenn
wir mit dem Beispiel vorangehen, zu-
gunsten von Österreich-Ungarn in dieser
Hinsicht etwas zu fordern, dessen Wert
weder für Deutschland, noch für Öster-
reich-Ungarn im vernünftigen Verhält-
nisse stehen würde zu dem Nachteil, der
sich unseren Gegnern gegenüber daraus
ergeben müßte. Glaubt man aber, mit
Österreich-Ungarn eine Zollunion im
eigentlichen Sinne des Wortes eingehen
zu können, wie sie zwischen Österreich
und Ungarn bereits besteht, so würde
ein Vorbehalt für ein solches Verhält-
nis in einem Meistbegünstigungsver-
trage überhaupt nicht erforderlich sein,
da hergebrachtermaßen eine Zollunion
nicht als eine bloße handelspolitische
Begünstigung gilt. Freilich hört an-
dererseits auch der Schutz, den die Meist-
begünstigung bietet, vor einer etwaigen
Zollunion feindlicher Staaten auf. In-
des halte ich dies für Möglichkeiten,
die man auf sich beruhen lassen kann.
Die unbedingte Meistbegünstigung
hat weiter den Vorzug, daß sie in keiner
Weise ein unbilliges Verlangen bedeu-
tet, überdies althergebracht und gerade

unter den europäischen Staaten längst eingebürgert ist. Auch unsere Feinde haben im Laufe der Iahrzehnte eine ganze Reihe von derartigen Verträgen geschlossen. Ich will nur kurz erwähnen, daß mir von England neun derartige Verträge bekannt sind, darunter einer mit Österreich-Ungarn, unseren Verbündeten; daß Frankreich sechzehn derartige Verträge geschlossen hat, darunter mit uns im Jahre 1871 und mit Österreich-Ungarn im Iahre 1884, daß Rußland sechs solcher Verträge eingegangen ist, ebenfalls einen mit Österreich-Ungarn im Iahre 1894; Italien hat acht, Österreich-Ungarn sechs solcher Verträge geschlossen. Es sind eben seit dem Iahre 1860 durchaus übliche Verträge, die die abschließenden Staaten davor sichern, daß irgendein Boykott öffentlich-rechtlicher Natur — vor privatrechtlichen Boykotts kann ein internationaler Vertrag nicht schützen — gegen sie geschmiedet werden könne, sei es durch autonomes Gesetz des gegnerischen Staates, sei es durch internationale Vereinbarungen.

Daß durch Nertragsparagraphen allein ein Staat sich den Weltmarkt nicht erobern kann, ist sicher, aber sie bilden doch ein wertvolles Schutzmittel; was uns weiter hoffen läßt, daß es uns mit Mühe und mit der Zeit gelingt, unseren alten Platz auf dem Weltmarkte wieder zu erwerben, ist die Erfahrung, daß im internationalen Verkehr Waren mit Waren bezahlt werden.

Unser bisherigerHandelsverkehr auf dem Weltmarkte hat uns bewiesen, daß ebensoviel Waren und noch etwas mehr aus den Ländern, mit denen wir uns jetzt im Kriege befinden, zu uns eingeführt worden sind, als wir nach dorthin geschickt haben. Also unsere heurigen Feinde sind ebenso stark daran interessiert, daß sie wieder ihre Waren an uns verkaufen können, wie wir, daß wir Waren nach dorthin senden können. Diese Erfahrung in Verbindung mit dem Werte der Denkform der unbedingten Meistbegünstigung läßt uns hoffen, daß wir aus dem Kriege nicht nur militärisch siegreich, sondern auch auf wirtschaftlichem Gebiete wieder als die Alten hervorgehen werden.

Pädagogische Rundschau.

Von P. Hoche.

„Das neue Geschlech t."

Dieser Krieg ist eine starke Probe

auf unsere Erziehung gewesen. Wir erzogen bisher am sorgfältigsten von allen Völkern, und daher sind wir jetzt am stärksten, daher stammen mit zum großen Teile die staunenswerten Leistungen unserer Nation. Die Gegenwart zeigt wie keine andere Zeit die ungeheure Wichtigkeit einer guten Erziehung. Für sie gilt es jetzt, den Blick noch mehr zu schärfen, als er bisher schon war. In Zukunft müssen wir, wenn wir weiter mit an erster Stelle marschieren wollen, wenn wir der hohen Sendung eingedenk bleiben, die ein Fichte schon unserm Volke zuwies, alle Kräfte herausholen und lebendig machen, die in unserm großen Volke erfreulicherweise in so reichem Maße schlummern.

Hierbei kommt es viel auf die deutsche Frau an. Sie steht hier vor ihrer ureigensten Aufgabe. Sie muß das neue Geschlecht zum guten Teile mit heranbilden. Gerade jetzt in der Kriegszeit aber ruht auf ihren Schultern eine größere Erziehungslast als sonst. Denn sie muß diese Bürde in vielen Fällen nun allein tragen, während ihr sonst ihr Mann als Genosse, als teilnehmender Berater zur Seite stand. Dieser Umstand sollte aber die

Frau nicht niederdrücken, sondern sie im Gegenteil ermutigen, mit aller Kraft ans Werk zu gehen und es jetzt mit der Erziehung der Iugend noch ernster als sonst zu nehmen.

Es fehlt nicht an einer Reihe guter Schriften über die häusliche Pädagogik; sie werden weiter ihre guten Dienste tun. Mit besonderem Nachdruck aber sei hier für die deutschen Mütter auf ein neueres Erziehungsbuch hingewiesen, das geeignet ist, der neuen deutschen Erziehung gute Wege zu weisen, nach meinem Empfinden aber gerade für die Frauen geschrieben ist. Es ist „Das neue Geschlecht" vom Regierungsrat Richard Kabisch (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht, Gottingen).

In den beiden ersten Kapiteln legt der Verfasser grundlegende Gedanken nieder, und zwar über den Willen zur Tat und den Willen zum Leiden. Ihm ist des Lebens Ziel, daß wir zum Wirken erwachen und damit zur Göttlichkeit schreiten („Gott ist die wirkende Kraft"). Nun scheitern aber die Menschen daran, daß sie nicht die Bewegung wollen, sondern die Ruhe, die Bequemlichkeit, das Behagen. Die Trägheit in uns ist vom Teufel, und sie raubt uns las Leben. Aber sie ist einmal in uns vorhanden. Es ist das Beharrende, worauf immer wieder das sehende Auge sich richtet. Und das ist der Urirrtum. Wir müssen zum wirkenden Leben erwachen, und wir müssen das Ewige, das durch uns will, und das Göttliche, das wie ein Meer in den Wellen unserer Gedanken spielt, lieben, aufwachen zum tätigen Leben.

Aber das ist nicht möglich ohne den Willen zum Leiden. „Ia, ihr müßt leiden wollen und gelitten haben und die Auflehnung gegen das Leiden verachten, sonst könnt ihr das Göttliche in eurem eignen Leben nicht finden." Wir sind zwar an ein Zeitliches, an unser Ich, gebunden. Davon müssen wir uns scheiden, müssen uns entselbsten. Es gibt ein Leiden in der Welt und nur ein einziges Heilmittel dagegen: man muß das Leiden wollen. Die Hemmungen, die unserm Ich widerfahren, sind die Tat einer höheren Kraft, in die wir eben uns freiwillig versenken müssen, der wir in uns Raum geben sollen. Dann kann der Wille zum Leiden aus dem Leiden eine Freude machen, und der Wille zur Ruhe, zum Beharren macht

daraus natürlich eine Qual. Unter
diesem Gesichtspunkt erhellt der unge-
heure Erziehungswert des Christentums.
Was ihm ein Nietzsche vorwarf, macht
seinen Wert aus. Es stärkt den Willen
zum Leiden. „Der frohe, helle, sieges-
gewisse Wille zum Leiden, er ist der
Sinn des Kreuzes als des Symbols,
an dem wir uns erkennen.
Durch den Willen zum Leiden stark
werden zum Willen zur Tat, das ist der
Angelpunkt in der Pädagogik von Ka-
bisch. Er will aber nicht ein gekrampf-
tes Ichtum, nicht ein apathisches Lei-
den und Sich-gehen-lassen, sondern ein
kraftvolles Aufwachen zum höheren
Willen der Allmacht. Es ist schon ein
großes Verdienst des Verfassers, daß er
die Willensbildung an sich in den Mit-
telpunkt der Erziehung stellt, ein größe-
res aber noch, daß er zeigt, wie der Weg
der Entselbstung, der Besiegung des
Ichs zum Wirken für die andern führt.
Daher fordert er soziale Erziehung, und
die Ausgangs- und Endpunkte hierzu
sind ihm Staat und Beruf, Familie, Ge-
meinde und Glaubensgemeinschaften.
In diesem Sinne begleitet er den
Menschen von der Wiege durch das
Iugendland hindurch in fünfzehn äußerst
anziehend geschriebenen Kapiteln. Eine
Fülle von pädagogischen Weisheiten
lohnt den aufmerksamen Leser. Fast
immer muß man dem feinen Seelenken,
ner und ernsten Menschen zustimmen,
und wie ein Schlußstein auf seine Lehre
wirkt es, wenn wir wissen, daß der
Verfasser im Herbst 1914 in getreuer
Pflichterfüllung bei einem Sturm auf

Birschoot« sein Leben für andere dahingegeben hat, mit dem Willen zum Leiden stark zum Willen zur Tat. „Unverzagt, tatenwillig, das Leidbestimmte dem Leid dahingehend, immer aufwärts, sieghaft empor: Heil dir, neues Geschlecht!"

Rundschau der Kriegsliteratur VIII.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Dem unfruchtbaren Gerede und Geschreibsel über die Berechtigung von Fremdwörtern, über unsere Beziehungen zu fremdem Wesen und fremder Literatur macht Ludwig Fulda in seiner Schrift „Deutsche Kultur und Ausländerei" ein Ende, die als Heft 31 der Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden" im Verlage von S. Hirzel in Leipzig erschienen ist. Obwohl der Verfasser sich an vielen Stellen seiner Schrift eines scharfen Stiles bedient, so enthält er sich doch jeglicher Übertreibung.

Fulda führt aus, daß zum deutschen Wesen Universalität gehöre. Auf diese geht unser Interesse für fremde Sprachen, für alles Fremde überhaupt, zurück. „Diese deutsche Universalität oder, wie man auch sagen könnte, diese Kulturpolitik der offenen Tür und des offenen Auges bildet einen so wesentlichen, so kostbaren Bestandteil unserer Geisteswelt, daß sicherlich kein Deutscher ernstlich daran denkt, ihn schmälern zu wollen." Auch der Groll und Haß gegen unsere jetzigen Feinde dürfe hieran nichts ändern; denn es WÄre unser eigener Schaden, wenn wir uns ebenso „einkapseln" würden wie unsere Gegner und das preisgäben, was wir vor ihnen voraushaben. Aber diese „Bewahrung unserer kulturellen Vielseitigkeit soll und darf uns keinen Augenblick länger abhalten von der Durchsetzung unserer kulturellen Selbständigkeit". Zum deutschen Wesen gehört nicht, wie man behauptet hat, die Ausländerei, die Nachäffung des Fremden.

Diese „Ausländerei", wie Fulda es nennt, ist nicht zu erklären aus der deutschen Natur, sie ist vielmehr eine Folgeerscheinung der deutschen Geschichte, der langen Zeit nationaler Zerrissenheit, „und des zeitlichen Vorsprungs, den diese in wichtigen Epochen den national geeinigten Völkern verlieh". Diese Nachcüffung alles dessen, was man im Auslande sieht, ist also etwas, was wir

uns abgewöhnen können und müssen. Berlin, die allzu schnell wachsend« Großstadt, die Vorbilder nur in Paris und London fand, ist nach Fuldas Ansicht schuld daran, daß wir nicht schon in den siebziger Iahren begannen, unsere Kultur von fremdem Aufputz zu reinigen. Heute hat es der Deutsche nicht mehr nötig, seine Sehnsucht nach weltstädtischer Atmosphäre in der Fremde zu stillen, aller Ausländerei ist die Triebfeder genommen.

Am Schluß seiner recht lesenswerten Ausführungen gibt Fulda den Rat: „Geben wir unserer Gesittung den Willen, aus dem eigenen Volkstum zu schöpfen, unserer Wesensart den Mut, sie selbst zu sein. Schaffen wir für unsere Kunst, unsere Dichtung freie Bahn und freien Atemraum. Dringen wir darauf, daß die deutsche Gastfreundschaft wählerischer wird und nimmermehr zweifelhaften Gästen zuliebe den tüchtigen Landsmann von der Tafel weist." —

Im Kosmos-Verlage (Stuttgart) ist neuerdings eine kleine Broschüre erschienen, der eine recht weite Verbreitung gewünscht werden kann. Es ist dies eine Schrift aus der Feder von Dr. Kurt Floericke, die sich: „Bulgarien und die Bulgaren" betitelt. Es muß leider zugegeben werden, daß in weiten Kreisen Deutschlands über Land

und Leute unserer Bundesgenossen auf dem Balkan bisher wenig bekannt war. Erst in letzter Zeit hat die konsularische Vertretung Bulgariens in Berlin eine kleine Abhandlung über ihr Land veröffentlicht, die den Leser in ganz knapper Form über das Wissenswerteste aus Bulgarien unterrichten will. Dasselbe Ziel hat sich auch Floericke in seiner Schrift gesetzt. In anschaulicher, leicht verständlicher Form schildert uns der Verfasser das wirtschaftliche Leben in Bulgarien und Leben, Sitten und Kultur seiner Bevölkerung, die — wie aus einer auf Seite 33 gegebenen Tabelle hervorgeht — recht bunt gemischt ist. In den beiden letzten Kapiteln gibt der Verfasser schließlich eine kurze Schilderung von der Tierwelt Bulgariens und einige „Landschafts- und Städtebilder", die dem Leser einen kleinen Einblick gewähren in die landschaftlichen Reize dieses Landes, das vor dem Kriege noch wenig von deutschen Vergnügungsreisenden besucht wurde, ein Versäumnis, das nach dem Frieden hoffentlich nachgeholt werden wird.

Einen empfehlenswerten Beitrag zur Kenntnis des Islams, über dessen Grundsätze und Tendenzen bei uns noch in weiten Kreisen irrige Ansichten, wenn nicht überhaupt völlige Unkenntnis herrscht, bietet das im Verlage von Eugen Diederichs in Iena erschienene Buch „Die Religion des Islam", das einen Band in der von Wa lterOtto herausgegebenen Sammlung „Religiöse Stimmen der Völker" bildet und von Ioseph Hell mit einer interessanten Einführung versehen ist, die einen kurzen Überblick gibt über das Werk Mohammeds und über die mohammedanischen Religionsphilosophen bis zu Beginn des zwölften Iahrhunderts. Das Buch gibt dem Leser die Möglichkeit, sich aus den Quellen selbst zu unterrichten, von denen der Herausgeber eine geschickte Auswahl zusammengestellt hat.

Den fernen Osten, der für uns Deutsche auch in Zukunft von größtem Interesse sein wird, schildert der bekannte politische Schriftsteller Dr. L. B. Freiherr von Mackay in seinem sehr lesenswerten Buche: „China, die Republik der Mitte." Gerade jetzt, wo die „Republik der Mitte" wieder bald ein Kaiserreich werden wird, wo China nach kurzer Unterbrechung zu der alten

Staatsform zurückkehren wird, der es
seit Iahrtausenden gehuldigt, gerade
jetzt dürfte dieses Buch viele Leser fin-
den, die sich mit dem ostasiatischen Pro-
blem vertraut machen wollen. Die ge-
naue Kenntnis der ostasiatischen Ver-
hältnisse ermöglicht es dem Verfasser,
seinem Leser einen außerordentlich inter-
essanten Einblick zu geben in die wirt-
schaftliche, geistige und politische Ent-
wicklung des Millionenreiches während
der letzten Iahre. Er zeigt die Quel-
len, auf die die ungeheure Umsturz-
bewegung zurückzuführen ist, die das
Reich der Mitte aus seinem jahrhun-
dertelangen Schlaf aufgerüttelt und
dem veralteten, man möchte sagen, ein-
gerosteten Staatskörper neues Leben
eingeflößt hat. Diese Umsturzbewegung
darf, wie Mackay ausführt, nicht ledig-
lich „als ein Werk des unreifen, auf
abendländischen Hochschulen herange-
bildeten und dem Radikalismus ver-
fallenen Studenten- und Literaten-
tums" hingestellt werden; niemand an-
ders als Europa hat „die Keime der
heute aufgegangenen Umsturzsaat" in
Chinas Boden gesenkt.
Als eine der wichtigsten Aufgaben,
die das neue China zu lösen haben wird,
bezeichnet der Verfasser die Agrarfrage,
deren Lösung allerdings auf fast un-
überwindliche Schwierigkeiten stoßen
dürfte. Auch die Frage der industriellen
Zukunft des Reiches harrt noch ihrer
Lösung, ebenso die soziale Frage und
dergleichen mehr. Es sind keine leichten
Aufgaben, die dem neuen China noch
bevorstehen, Aufgaben, die manche

schwere Kämpfe kosten werden, zumal die eigennützigen Absichten seiner lieben Nachbarn die Fortentwicklung bei jedem Schritt und Tritt zu hindern suchen. Besonders Japans Politik läßt in der letzten Zeit deutlich erkennen, wie unerwünscht dem Lande der aufgehenden Sonne eine Erstarkung seines westlichen Nachbars ist. Mit Recht hebt Mackay hervor, daß Chinas einziger aufrichtiger und uneigennütziger Freund Deutschland ist, nachdem die „politisch undurchsichtige, schwankende, im wesentlichen nur auf den Geschäftsgewinn gerichtete Taktik" der Vereinigten Staaten von Amerika besonders scharf zutage getreten ist, als es darauf ankam, seine oft in die Welt hinausposaunte Freundschaft für das Reich der Mitte durch die Tat zu beweisen.

Unermeßliche Hilfsquellen warten in China noch der Ausnutzung; Industrie und Landwirtschaft sind so gut wie ganz unentwickelt. An diesen Aufgaben mitzuarbeiten ist Deutschland mehr als irgendein anderer Smat berufen. —

Mit unserem östlichen Feinde beschäftigt sich Prof. Dr. Kurt Wiedenfeld in seiner Schrift: „Sibirien in Kultur und Wirtschaft", die als drittes Heft der vom Verfasser herausgegebenen Sammlung „Moderne Wirtschaftsgestaltungen" im Verlage von A. Mareus u. E. Weber (Bonn) erscheint. Wiedenfeld gibt hier eine kurze Schilderung dieses weiten Landes, zu der er den größten Teil des Materials auf einer Studienreise gewonnen hat, die er vor einigen Iahren durch die wirtschafts- und siedlungsfähigen Teile des eigentlichen Sibirien an und abseits der Sibirischen Bahn geführt hat. Sibirien ist keineswegs „das Land der eisigen Kälte, das Gefängnis für schwere Verbrecher und politische Störenfriede", als welches es in der Vorstellung der meisten Westeuropäer erscheint. „Dem kalten Winter steht vielmehr ein heißer Sommer gegenüber, dessen Dauer auszureichen pflegt, die Natur zur Hervorbringung von Nahrungsmitteln und anderen Lebensnotwendigkeiten zu befähigen." Und was die Bevölkerung anbetrifft, so verschwinden hier, wie der Verfasser in seiner Schrift nachweist, die unfreien Elemente, die zur Strafe aus dem europäischen Rußland in jene Gegenden, insbesondere zur Zwangsarbeit in den Bergwerken Sibiriens

verbannt sind, hinter der eingeborenen
und zugewanderten Bauernschaft, „die
in mannigfacher Zusammensetzung ge-
rade das Eine gemeinsam hat, daß sie
ihre ursprünglichen Anfänge auf einen
besonders starken Freiheitsdrang zurück-
führen kann und nie die Fesseln der
Leibeigenschaft, geschweige des Gefäng-
nisses und der Verschickung, zu tragen
hatte".

Wiedenfeld kommt zu dem Ergeb-
nis, daß alles in Sibirien bei ruhige»
Gange eine reiche Zukunft verspricht,
wenn erst die großen Siedlungsflächen
zwischen der Sibirischen Bahn, Altai
und Irtysch vom Schienenstrang durch-
zogen und so dem Weltverkehr ange-
schlossen werden. „Die Entwicklung der
letzten beiden Iahrzehnte hat unwider-
leglich gezeigt, welche großen Produk-
tivkräfte dort noch der Erweckung har-
ren." Diese zu heben und in richtiger
Weise zu verwerten, wird die nächst«
Aufgabe des russischen Staates, seiner
Organe, sowie seiner ganzen Bevölke-
rung sein. Rußlands Antlitz muß nach
Osten gewandt sein, wo seiner Aufgaben
harren, die zu lösen seine finanziellen,
wirtschaftlichen und physischen Kräfte
und Mittel auf Iahrzehnte hinaus voll-
auf in Anspruch nehmen wird.

Eine sehr interessante Veröffent-
lichung ist soeben im Verlage von Georg
D. W. Callwey, München, vom Dürer-
Bunde herausgegeben worden. Unter
dem Titel „Das Bild als Verleumder"

Rundschau
zeigt Ferdinand Avenarius
an einer großen Reihe von Beispielen, die auch für das Auge des Widerstrebenden unwiderleglich sind, wie die Weltlüge gegen Deutschland arbeitet, wobei sich unsere Gegner nicht scheuen, auch bewußte Fälschungen vorzusetzen, wenn es gilt, Deutschland in den Augen ihrer Staatsangehörigen und der Neutralen herabzusetzen. Während man gegen eine Rede oder einen Artikel doch immer noch ungläubig bleiben kann, werden hier die Beweise in photographischen Abbildungen und in Gegenüberstellungen von Ursprünglichem und Gefälschtem dem Auge mit vorgelegt.

Es ist zu wünschen, daß diese Schrift eine möglichst weite Verbreitung im Auslande findet, um zu zeigen, mit welchen Mitteln unsere Feinde gegen uns arbeiten.

Zum Schluß seien noch zwei Bücher aus dem Verlage von S. Fischer in Berlin kurz erwähnt, die uns in das Lager unserer österreichisch-ungarischen Verbündeten führen.

Unter dem Titel „Hötzendorfs Lager" schildert uns KarlFr. Nowak seine Kriegserlebnisse bis zur Wiedereinnahme von Lemberg. Die Hauptkapitel dieses leicht und in interessanter, unterhaltender Form geschriebenen Buches bilden die Beschreibungen des Rückzuges aus Polen, die für die Russen so verlustreichen Karpathenkämpfe und die Durchbrechung der russischen Front in der großen Maioffensive, die zur Befreiung Galiziens von der nu,r kurzen Russenherrschaft führte.

Das andere im Fischer'schen Verlage neu erschienene Buch sind die „Briefe eines Hauptmanns an seinen Sohn", in denen Robert Michel seinen Söhnen das Leben im Felde schildert. Diese Briefe dürften nicht nur der heranwachsenden Iugend eine willkommene Lektüre sein; auch mancher Erwachsene wird sich an dem wahren, eindringlich-liebevollen Ton, in dem der im Felde stehende Vater an seine Kinder daheim schreibt, Freud« und Vergnügen finden.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin von Pestalozza.

Ein neues Buch von Selma Lagerlöf begrüßt man wie etwas, von dem man gewiß weiß, daß es einen wunderbar lösen und erhöhen wird. Noch ist eine ihrer ergreifendsten Melodien, ist „Ians Heimweh" nicht lang verklun-

gen, um nie in uns zu verklingen, da
erscheinen jetzt ihre Erzählungen „Trolle
und Menschen"*). Es ist die gleiche
künstlerische Gestaltungskraft, die greif-
bares Leben, handelnde Menschen gibt,
wie in den anderen Werken, ist die
gleiche künstlerische Weisheit und De-
mut, hier wie dort, welche der Men-
schenseele und des Lebens Unwägbar-
keiten mit psychologischen Erklärungen
restlos zu messen sich nicht vermißt.
Daher kommt es, daß Gestalten und
Vorgänge uns immer von neuem reizen,
forschend in sie einzudringen. Das We-
ben der Trolle, der Naturgeister, das in
die Menschenleben hineinspielt, scheint
die künstlerische Symbolisierung dessen,
von dem die Dichterin tief durchdrun-
gen ist, des geheimnisvollen Gebunden-
seins des Menschen in Raum und Zeit
und über beide hinaus, in sich selbst
und auch über sich hinaus. Es ist
wachsendes Künstlertum, die Tiefen
des Lebens zu zeigen, ohne zu morali-
sieren. Dabei ist diese große Dichterin
vielleicht die befähigste, die zartesten,
feinsten, wertvollsten Seelenregungen
aufzuspüren; sie ist in hohem Grade

') Albert Langen, München, wo die sämt-
lichen Werke der schwedischen Dichterin in deutscher
Übersetzung erschienen sind.

ethisch. Daß sie aber den be-
trügerischen Zigeuner hinnimmt, wie
er ist, daß sie im Raubmörder noch die
wilde Größe zu erkennen vermag, das
macht eben, daß sie Ehrfurcht hat vor
der ganzen großen Fülle der Menschen-
schicksale und unendliche Menschenliebe.
Ia, die scheint hier reicher denn je zu
strömen. Wie sie den wertvolleren
Menschen am anderen, geringeren oder
verirrteren irgendwie eine Höhe gewin-
nen läßt, wie sie einen starken Menschen
an seiner übermenschlichen Handlung
zerbrechen läßt, wie sie den Glauben
der geistig Armen selig spricht, wie sie
den Weg sich zu bahnen weiß zu den
letzten Lichtheiten und Weichheiten des
Verlorenen, das und jede andere starke
Ideeneinheit ihrer Erzählungen ist ein-
zigartig ergreifend als Offenbarung
einer selten hohen künstlerischen und
selten feinen und reifen menschlichen
Persönlichkeit. Ihre Reden (unter an-
derem die beim Empfang des Nobel-
preises vor einigen Iahren) und Lebens-
bilder, welche der Band noch enthält,
sind die gleiche Offenbarung.

Bruno Frank schrieb sein tiefes,
zum Nachdenken und Nachfühlen an-
regendes Buch „Die Fürstin"*). Hier
ist der Weg eines Menschen, der zum
Leiden und Dienen, zu Buße und Be-
herrschtwerden gewillt ist; seine Seele
ist so weich und zart, so liebend, daß
sie keine Menschlichkeit verachtet, kei-
nem wehe tun mag im Frondienst seiner
Menschlichkeit, Bedrückte erlösen, um
ihretwillen töten möchte und doch nicht
zur Heldin werden kann, weil sie voll
träumerischer, nebelumfangener Passivi-
tät ist. Man kann aber auch sagen,
daß bei dieser Seele die Passivität doch
auch selbst aktiv wird, nämlich in der
Bewunderung alles Großen und Schö-
nen, in der zärtlichen Bruderliebe zu
allem, was als Mensch oder Tier auf
dieser Erde sein offenes oder stummes

*) Albert Langen, München.

Erdulden trägt. Diese demutvolle, lie-
bende Seele, dieser Matthias findet am
Ende, nachdem er übergenug durch
peinvolle Selbsterniedrigung und tote
Mutlosigkeit gegangen, ein friedvolles,
aufrechtes und aufrichtendes Glück als
Diener in einem Institut für Meeres-
forschung an der französischen Riviera.
Hier lebt er nun, pflegend, liebend, die-
nend. Das noch ist ein Zeichen
dieser Seele, dieses Matthias: er bleibt

rein und heilig in sich inmitten der äußeren Schicksale, die der Zufall seiner äußeren Schönheit mit dem Weib verknüpft; nichts kann ihm im Grunde etwas anhaben, weder Gemeinheit, noch schiefe Stellung; in allem brennt seine Seele, lange eine erkenntnisarme, als schöne Flamme. Man kann unmöglich den Sinn dieses Buches ausschöpfen, wie man eben den Sinn nur eines einzigen Menschenlebens nicht ausschöpfen kann. So gibt der Dichter voll künstlerischer Weisheit ein Leben, einen Menschen. Man sinnt ihm nach, diesem Leben, diesem Menschen. Die Wahl des Buchtitels scheint nach dem ersten Lesen sehr willkürlich gewählt. Zu wenig innerlich bedeutungsvoll scheinen die Beziehungen des jungen Matthias zur russischen Fürstin. Aber dem Nachdenken halten doch diese anfänglichen Ansichten nicht stand. Die „Fürstin" ist ja allerdings nicht diese Fürstin, die eine rumänische Bäuerin war; die „Fürstin" ist die hohe, herrschende Frau schlechthin, in welcher Matthias als Mann sein Geschick findet. Das tiefe, schwere Buch hat den leichten, wie spielenden Stil, der in seiner Einfachheit und feinen Anspruchslosigkeit den weit in den Tempel der Kunst Vorgedrungenen verrät. Die Komposition des Werkes bringt reine Freude.

Adolf Paul ließ einen neuen Roman erscheinen „Die Tänzerin Barberina"*). In seinem Untertitel „Roman

") Albert Langen, München.

Rundsckau
aus der Zeit Friedrichs des Großen" kündigt sich das an, was der schönste und beste Teil dieses Buches ist: Fridericus Rer. Hier wird er uns wieder einmal lieb und sehr teuer, dieser große Diener seines Staates und künstlerische Mensch; seine Mühen, seine Großtaten als Politiker und Sieger über eine Welt von Feinden klingen nur eben feierlich hinein in diese Szenen voll intimen Lebens, die sich um die Beziehungen Friedrichs zur berühmten italienischen Tänzerin Barberina gruppieren. Eine wundervolle Schöpfung ist dieser unser König in seinem letzten Liebesroman. Um ihretwillen ist es ein schönes Buch für unsere Zeit. Barberina selbst überzeugt und ergreift im Einzelnen, in der hohen, frommen Auffassung ihrer Kunst, in den heiligen Erhebungen aus Niedergängen; aber die letzte Überzeugung fehlt; im ganzen bleibt sie uns doch etwas fern. Eine Meisterhand verraten die voll Anmut und Esprit gezeichneten Kulturbilder des italienischen Volkslebens, des französischen Hofes, des englischen nissblite.
Lena Christ, die sich mit ihrem „Mathias Bichler" einen Ehrenplatz bei uns gesichert hat, hat ihr drittes Kriegsheft „Unsere Bayern uuuo 14/15"*) erscheinen lassen. Es sind herzerquickende Blätter in ihrer Urwüchsigkeit, ihrer verhaltenen Stimmung, ihrer feinen Satire, ihrem frischen, gar nicht ängstlichen Humor. Es ist ein bleibendes Dokument vom Bayernland und von Bayernart in diesem Kriege, von einer Dichterin gesehen, von einer Künstlerin gestaltet. Wie uns hier drinnen, werden die Skizzen im bayerischen Dialekt, diese Skizzen voll staunenswerter Kenntnis militärischen Geistes und Betriebes denen draußen eine wahre Freude bescheren.
Ein Gruß von draußen, den wir an sich schon tief zu würdigen wissen, ist uns das Buch „Feldflieger an der Front"*). Es erscheint als eine auch im künstlerischen Sinn wertvolle Gabe des Bühnenschriftstellers Adolf-Viktor von Koerber unter dem Pseudonym Dolf von Korb. Der Autor, der im Frieden in Dresden als Bühnenschriftsteller lebt, hat den Krieg als Reserve-Offizier der 2. Leibhusaren in der Fliegertruppe mitgemacht. In einer Reihe von Skizzen, die voll starken Lebens und be-

.wegter Empfindung sind, macht er vertraut mit der hohen Bedeutung und den Gefahren des Feldfliegerdienstes. Die technischen Einrichtungen, der Betrieb von Flugapparat und Luftschiff, das Starten, die Landung, die Motorhalle — alles erhält durch hübsche, oft sehr originelle Sprachbilder vollste Anschaulichkeit, Bewegung und Verständlichkeit. Keine der Skizzen, die die knappe Gedrängtheit und Einheit der echten Skizze haben, ist ohne irgendeine besondere fesselnde dichterisch« Stimmung, sei es hoch oben in treibender Schneenacht, sei es unten im kampferfahrenen Kirchlein, sei es irgendwo auf der braunen Erde, über der wechselnden See.

Kunst-Rundschau.

Von August Friedrich Krause.

Fünf Iahrzehnte seines bereits in das biblische Alter reichenden Lebens hat Karl Wo ermann, der bekannte Dresdner Kunstgelehrte, unablässigen, kunsthistorischen Studien und Forschungen, sowohl in der engen Haft seines Arbeitszimmers, als auch auf ausgedehnten Reisen, gewidmet. Die reife

*> Albert Langen, Vlünchen, wo auch die übrigen Weck der Dichterin erschienen sind.

') C. F. Anitlang» Verla«. Leipzig.

Frucht dieser Arbeitsjahre ist seine „Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker". (Bibliographisches Institut, Leipzig.) Das vor Iahren erschienene Werk, das sich in seiner ersten Auflage bereits viele Freunde erworben hat, ist von dem Verfasser einer durchgreifenden Umarbeitung unterzogen worden, die die erstaunlich großen Fortschritte der kunstgeschichtlichen Forschung in den letzten Iahrzehnten voll berücksichtigt. Dadurch hat es sich nötig gemacht, den Umfang des dreibändigen Werkes auf sechs Bände zu erhöhen. Von dieser neuen Auflage, die somit beinah ein neues Werk darstellt, liegt zurzeit der erste Band vor, der die Kunst der Urzeit, die alte Kunst Ägyptens, Westasiens und der Mittelmeerländer behandelt. Der Band ist mit 548 Abbildungen im Tert, elf Tafeln in Farbendruck und 71 Tafeln in Tonätzung und Holzschnitt ausgestattet. Die Vorzüge der neuen Auflage sind die gleichen, wie die der ersten. Woermann sucht nicht durch sprühenden Witz, blendende Geistreichigkeit, Kühnheit der Gedanken und Hypothesen zu verblüffen; seine Art ist die ruhige Sachlichkeit des Historikers. Er läßt weniger seine Empfindungen sprechen und stellt in volkstümlicher Weise, die nicht für den Fachgelehrten, sondern für den gebildeten Laien bestimmt ist, mit historischer Wahrhaftigkeit dar. So weiß er alle Gebiete der Kunstgeschichte, auch die unserem Empfinden fern liegenden, in volles Licht zu rücken und zum Verständnis zu bringen, ein Vorzug, der das Werk vor anderen für das deutsche Haus geeignet macht. Für Weiterstrebende, die sich über einzelne Gebiete genauer unterrichten wollen, ist txm Bande ein ausführlicher Schriftennachweis von Büchern, Abhandlungen und Aufsätzen angefügt.

Von den „Klassikern der Kunst in Gesamtausgaben" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) ist kürzlich der 25. Band erschienen, der die Wiedergaben der Gemälde von „P erugino" in 249 Abbildungen bringt. Als Herausgeber dieser ersten Gesamtausgabe der Werke Peruginos zeichnet Dr. Walter Bombe, den sein spezielles Arbeitsgebiet mit Perugino häufig in Berührung brachte. Seine Einleitung zu dem Bande versteht es, uns den Künstler und seine Zeit nahe

zu bringen. Aus Peruginos Bildern, die trotz der großen Schwierigkeiten der Beschaffung der photographischen Vorlagen nahezu vollständig und in der bekannten sorgfältigen Technik vorliegen, leuchtet uns die heimatliche Umgebung des Meisters, das grüne Umbrien, entgegen. Welche Bedeutung Perugino für seine Zeit besessen hat, geht daraus hervor, daß der junge Raffael kurz vor 1500 in die Werkstatt des Meisters eintrat und unter dem Einflusse Peruginos bedeutende Entwicklung nahm. Iedem Verehrer altitalienischer Malerei wird dieser neue Band der „Klassiker der Kunst" hochwillkommen sein.

In der gegenwärtigen Zeit, d« das deutsche Volk seiner Kraft und Eigenart aufs neue bewußt geworden ist, kommt eine Gabe zur rechten Zeit, die der Verlag von Breitkopf u. Härtel, Leipzig, uns darbietet. Es ist dies ein Band mit Wiedergaben von 24 Gemälden und Steinzeichnungen von Hans Thoma unter dem Titel: „Deutsches LandunddeutscheAr t." Blätter, wie „Der Sämann", „Die Schnitter", „Bildnis eines Bauern", „Großmutter und Kind", „Märchenerzählerin" u. a. wurzeln tief in der Eigenart der deutschen Landschaft, im Wesen und Gemüt des deutschen Volkes, und sind geeignet, in einer Zeit, da wir beides gegen eine Welt von Feinden zu verteidigen haben, unseren Willen zum Durchhalten und zum Siege zu stählen. Der ungeheuere Kampf des deutschen Volkes, dieses gigantische Ringen um Sein oder Nichtsein, ist ganz dazu an-

^
- j
5"
^,

getan,' einen Künstler von der Phantastik und Formbeherrschung Aleran-der Schneider's bis in die letzten Tiefen zu erschüttern und ein Werk entstehen zu lassen, das, von größter, persönlicher Eigenart, uns mit großartiger Gewalt als ein Ganzes die Furchtbarkeit und erschütternde Tragik dieses Ringens empfinden läßt. So sind die 24 Zeichnungen entstanden, die Dr. Ludwig Volkmann unter dem Titel: „Kriegergestalten und Todesgewalten" gleichfalls in dem Verlage von Breitkopf u. Härtel, Leipzig, veröffentlicht.

Auch auf die Kunst des Bilderbuches hat der Krieg naturgemäß seinen Einfluß ausgeübt. In dem durch Ausgabe künstlerischer Bilderbücher hervorragend bekannten Verlage Iosef Scholz in Mainz sind eine Reihe guter Bilderbücher, die den Krieg zum Gegenstande gewählt haben, kürzlich herausgekommen. Da ist zunächst für unsere Allerkleinsten das unzerreißbare: „Wir spielenKrieg" mit hübschen Zeichnungen von Bruno Herrmann und Versen von H. L. Linkenbach. Ein anderes, von Arpäd Schmidhammer gezeichnetes und mit Knittelversen versehenes lustiges Bilderbuch, das Krieg und Sieg der verbündeten Deutschen und Osterreicher in kindlichem Sinne darstellt, führt den Titel: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein" Ein anderes mit Versen von H. L. Linkenbach: „Unsere Feldgrauen", zeigt die deutschen Truppen in Kampf und Ruhe, beim Angriff und im Schützengraben. Es ist selbstverständlich, daß ein Bilderbuch über Hindenburg nicht fehlen darf. Arpad Schmidhammer hat „Di e G eschi chte vo » GeneralHindenburg" in fröhliche Reime gebracht und in lustigen Bildern dargestellt. Für die größeren Kinder zeichnete F. Müller-Münster unter dem Titel: „In Treue fest" Kriegsbilder aus dem Osten und Westen, denen kleine Erläuterungen und Erzählungen beigegeben sind. Große Freude wird bei der Iugend, die schon einigen Geschichtsunterricht genossen hat, „Das Vaterländische Bilderbuch", dessen Bilder von

Angelo Iank, gezeichnet sind, bereiten. Es eignet sich auch für jede Schülerbibliothek. Mir liegen davon drei Bände vor, die die Ereignisse der Iahr« 1870—71 behandeln. Ein anderer Band ist dem „Großen Kurfürsten" gewidmet und mit Bildern von Franz Müller-Münster versehen.

'

K

->-5<«!<"-

Unverlangt« Manuskript« senden wir nicht zulück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
H«>l!»g«l>« und II>«fl«d<>it«ul: Prof. Dl. Lud»!« 2t«ln ln V«lin ^ in, Lütz»wuf« 5». >3»!«!»n Aml »ulfüll! Nl, 8308.) — NeKMtnxn'iNchel R«d»Ki»»l: Dr. L y I n < u « B l u ck in Vr«5l»u — Nll«in>V«n«!ung luv Unzaln:
Vlill'lch« ll, K. ß»fduchhandliing (I VlnüLi, Vud,i<st V, D«»!lya»u!cz» 2. — V«ll»g und Druck der Echlchlch«n Vuchdluck««! v, 2, Lch»t!la«nd«l, N,>V„ NnÄail III.